STIMMEN AUS MARIA-LAACH

Digitized by Google

0902
.882

Library of
Princeton University.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Achtzehnter Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Digitized by Google

Das Recht der Überſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Inhalt des achtzehnten Bandes.

Seite

Zur vierzehnhundertjährigen Jubelfeier des hl. Benedict. (P. J. Spillmann S. J.) 1

Die päpstliche Encyklika vom 4. August 1879 und die Restauration der christlichen Philosophie. (P. F. Ehrle S. J.) 13. 292. 388. 485

Beiträge zur Würdigung des Propheten Ezechiel. Fortsetzung. (P. J. Knabenbauer S. J.) 29. 263. 515

Die Reform unserer Gymnasien. Fortsetzung. (P. M. Pachtler S. J.) 49. 241. 420

Joost van den Vondel. (P. A. Baumgartner S. J.) . . . 66. 195. 533

Die Todesstrafe im Lichte des Naturrechts. (P. A. Langhorst S. J.) . . 91

Der hl. Johannes von Nepomuk. (P. R. Bauer S. J.) 129

Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft. Fortsetzung. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) 140. 281. 408

Zur socialen und sittlich-religiösen Lage der englischen Arbeiter. (P. V. Cathrein S. J.) 149

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik. (P. A. Langhorst S. J.) . 165. 374

Christliche Heiligkeit und christliche Kunst. (P. St. Beissel S. J.) . 183. 465

Aus einem alten Stammbuch. (P. W. Kreiten S. J.) 317

Durch die Paramos zum äquatorialen Hochwald. (P. L. Dressel S. J.) . 353. 498

Recensionen.

Ubaldo Ubaldi, Introductio in sacram Scripturam. (P. J. Knabenbauer S. J.) 113

P. A. Uccelli, S. Thomae Aquin. Summa contra gentiles. (P. T. Pesch S. J.) 121

P. H. Marres, De justitia secundum doctrinam theologicam et principia juris recentioris. (P. G. Schneemann S. J.) 124

N. Nilles, Kalendarium manuale Academiis utriusque Ecclesiae orientalis et occidentalis clericorum accommodatum. (P. Fr. X. Wernz S. J.) 213

F. Vigouroux, La Bible et les découvertes modernes en Palestine, en Égypte et en Assyrie. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) . . 219

Joh. Schmid, Petrus in Rom. (P. Fl. Rieß S. J.) 223

Dr. S. Keteler, Grundzüge der hebräischen Metrik der Psalmen. (P. G. Gietmann S. J.) 225

Unsere Novellen. (P. W. Kreiten S. J.) 226

507252

Digitized by Google

Seite

C. Mazzella S. J., De Virtutibus infusis. (P. J. B. Sasse S. J.) . . 333

A. Bongartz, Die Klöster in Preußen und ihre Zerstörung. (P. G. Schneemann S. J.) 341

Dr. J. J. Kraft, Bischof, Matthias Eberhard, Bischof von Trier. (P. J. Spillmann S. J.) 336

H. J. Coleridge S. J., The life of our life. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) 444

H. Keiter, Katholische Erzähler der Neuzeit. (P. W. Kreiten S. J.) . . 445

Jos. Kleutgen, Priester der Gesellschaft Jesu, Die Theologie der Vorzeit. (P. A. Langhorst S. J.) 548

Aloys Schäfer, Die biblische Chronologie vom Auszuge aus Ägypten bis zum Beginne des babylonischen Exils. (P. Fl. Rieß S. J.) . . . 554

W. E. Giesers, Zur Ehrenrettung des Jesuiten Nikolaus Schaten. (P. R. Bauer S. J.) 557

Die kirchlichen Zustände in Preußen und die Berufung und Thätigkeit des Herrn von Geissel als Kölner Oberhirte. (P. B. Cathrein S. J.) . 558

Empfehlenswerthe Schriften 126. 231. 344. 449. 560

Miscellen.

Eine alt-irische Marien-Litanei 128

Zur Geschichte der Theorie von der scientia media 238

Der Kampf gegen Jesuitenschulen in Frankreich 348

Eine rührende Nachfeier zum Jubelfeste des 8. December 456

Benedict von Nursia und seine Amme 457

Archäologisches 565

Fortschritte des katholischen Volksschulwesens in England 566

Überreste katholischer Liturgie in Schweden 567

Digitized by Google

Zur vierzehnhundertjährigen Jubelfeier des hl. Benedict.

Im Jahre des Heiles 480, alſo gerade vor vierzehnhundert Jahren, wurde zu Nurſia, einem kleinen Städtchen des alten Sabinerlandes, ein Knäblein zur Welt geboren, welches in der heiligen Taufe den Namen Benedictus, „der Geſegnete", erhielt. Ganz gewiß war es kein bloßer Zufall, daß dieſem Knaben dieſer Name verliehen wurde; denn unter den Millionen Menſchen, welche nach der gnadenreichen Geburt des göttlichen Heilandes dieſe Welt betraten, ſind wenige in ähnlichem, vielleicht keiner in reichlicherem Maße dem Menſchengeſchlechte bis herab auf unſere Tage eine Quelle des Segens geweſen, wie der hl. Benedict. Die einfache Pflicht der Dankbarkeit fordert daher, daß nicht nur der hochverdiente Orden, deſſen Stammvater dieſer große Heilige Gottes iſt, ſondern daß die ganze Chriſtenheit auf der weiten Erde an der Jubelfeier theilnehme, zu welcher uns die vierzehnhundertſte Wiederkehr des Geburtstages des hl. Benedict einladet.

Wir entſprechen dieſer Aufforderung mit freudigem Herzen, und zwar um ſo mehr, da ſie uns zugleich Gelegenheit bietet, an einem ſchlagenden Beiſpiele nachzuweiſen, wie Gott ſeiner Kirche in den Tagen der Noth beiſpringt und wie er es verſteht, mit den unſcheinbarſten Mitteln die herrlichſten und dauerndſten Erfolge zu erzielen. In Zeiten wie den unſrigen, wo man angeſichts des in allen Ländern wider die Kirche offen entbrannten oder im Geheimen vorbereiteten Vernichtungskampfes verſucht iſt, die Arme muthlos ſinken zu laſſen, wo man die ganze materielle Macht auf der Seite des Feindes erblickt und noch nicht ſieht, von wannen Hilfe und Sieg kommen werde, iſt es ja beſonders troſtreich, auf ähnliche Kämpfe zurückzublicken, welche die Kirche ſiegreich beſtand, und die wunderbaren Wege zu betrachten, auf denen der göttliche Feldherr ſeine Schaaren zum Siege führte.

Digitized by Google

Und wahrlich! die Tage, in welchen der hl. Benedict das Licht der Welt erblickte, waren viel troſtloſer als die unſern. Damals ſchien das chriſtliche Abendland, ja alle vom Chriſtenthum bisher eroberten Länder für die Kirche und für die von ihr begründete Geſittung hoffnungslos verloren. Das gleiche Jahr 480, das wir heute als den Beginn einer beſſeren Zeit feſtlich begehen, iſt das Todesjahr des Julius Nepos, der von Dalmatien aus umſonſt ſich bemüht hatte, das Scepter Roms wieder an ſich zu reißen, welches der ſchwachen Hand des letzten Imperators Romulus Auguſtulus, ſeines Nachfolgers auf dem Throne der Cäſaren, bereits vier Jahre früher (476) entfallen war. Odoaker, der Herulerfürſt, hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, den Purpurmantel der früheren Weltbeherrſcher um ſeine Schultern zu werfen: was ſollten ihm auch dieſe durch die Ohnmacht ihrer letzten Träger lächerlich gewordenen Inſignien! Bald zertrümmerte dann auch Chlodwig, der König der ſaliſchen Franken, den letzten Reſt der römiſchen Herrſchaft in Gallien unter Syagrius, und Oſt- und Weſtgothen, Vandalen, Sueven, Burgunder, Franken, Alemannen, Sachſen theilten ſich in die Provinzen des weſtlichen Römerreiches. „Wo ein Aas iſt, da verſammeln ſich die Adler", und todt und in Verweſung war der Rieſenleib der alten Roma ſchon lange; ſie hatte es verſchmäht, neues Leben von demjenigen anzunehmen, der Leben iſt und allein Leben gewähren kann!

Während ſo die Waſſer über Rom, Italien und dem ganzen Occidente zuſammenſchlugen, war auch von Byzanz her in politiſcher Hinſicht keine Hilfe zu erwarten, wohl aber für die Erhaltung des Glaubens Alles zu befürchten. Im Oſten und Süden von den Perſern befeindet, bei denen gerade damals der Neſtorianismus unter Strömen von Blut ſiegte; im Weſten und Norden von denſelben germaniſchen Völkern bedroht und geängſtigt, die ſoeben das Weſtreich zertrümmert hatten; im Innern durch die Kämpfe um den Thron zwiſchen Baſiliscus und Zeno, beide nur einig in ihrem Haſſe gegen Rom und in ihrer Vertheidigung der eutychianiſchen Irrlehre, zerſplittert: wie konnte da das römiſche Oſtreich dem zu Boden geſchmetterten Weſtreiche die Hand zur Hilfe bieten? — Die übrigen Provinzen des Reiches trugen ſämmtlich das Joch der barbariſchen Sieger. Afrika ſeufzte unter den Streichen des blutigen Vandalenkönigs Hunerich; in Spanien hausten die Weſtgothen, Sueven und Alanen; Gallien verheerten im Norden die noch heidniſchen Franken, im Süden die arianiſchen Burgunder; in unſerer

Digitized by Google

Heimath jenseits der Alpen, wenigstens in dem größeren Theile derselben, der niemals von den Römern unterworfen wurde, herrschte noch der blutige Dienst Wodans. Erst nach Jahrhunderten sollte dieser der gnadenreichen Lehre Christi weichen, und der Vater seiner künftigen Apostel erblickte eben erst zu Nursia das Licht der Welt.

War wohl die Lage Europa's jemals trostloser? Was mußte, menschlich gesprochen, aus der Kirche Gottes werden in Mitte dieser rohen, ringenden Mächte? Stand sie nicht da, wie der Heiland es so bezeichnend gesagt — ein wehrloses Lamm unter den reißenden Wölfen? Die Fürsten und Herren all' dieser Völker waren ja ausnahmslos Heiden oder Arianer! Und, was schlimmer als all' diese äußeren Feinde, sie selbst, die Gemeinde der rechtgläubigen Katholiken, war vielfach schwach und mit Wunden bedeckt, wie vielleicht zu keiner anderen Zeit ihres irdischen Bestandes. Man muß nur die bitteren Klagen eines Salvian[1] hören, der, ein zweiter Jeremias, die Vernichtung des Römerreiches, das namenlose Elend, das im Gefolge der Barbarenhorden über die christlichen Völker hereingebrochen war, mit lauter Stimme dem tiefen, sittlichen Verfalle seiner katholischen Zeitgenossen zuschreibt. Geißelt er doch die Christenheit seiner Tage mit dem scharfen Ausdrucke „einer Senkgrube der Laster"! Man lese die traurigen Sittenschilderungen anderer zeitgenössischer Schriftsteller und erfahre, wie mitten in dem Jammer des Krieges, unter den Streichen der Barbaren die schmählichste Genußsucht sich breit machte, wie noch überall in Italien den heidnischen Götzen geopfert wurde. Mußte doch der hl. Benedict selbst nach vielen Jahren noch, als er Monte Cassino gründete, ein Heiligthum des Apollo hinwegräumen. Man lese, um nur ein Beispiel anzuführen, die Schrift des hl. Gelasius gegen das schamlose, zu Ende des fünften Jahrhunderts in Rom noch immer öffentlich begangene Fest der Lupercalien[2], dem „christliche" Senatoren das Wort redeten. „Ihr, die ihr keine Christen seid und keine Heiden," ruft ihnen der heilige Papst zu, „ihr Vertheidiger der Lupercalien und der unfläthigen Lieder, würdig einer Religion, deren Cultus so schändlich ist: saget nur, welches Heil kann euch diese Religion bringen, da sie solche Verderbtheit der Sitten

---

[1] Quid est aliud paene omnis coetus Christianorum, quam sentina vitiorum? De gubern. Dei lib. VIII.

[2] De Lupercalium intermissione adv. Andromachum senatorem (Mign. 59. 110). Der heilige Papst Gelasius regierte von 492—496.

Digitized by

herbeiführt? ... Man hat meine Vorgänger nicht gehört, und deßhalb ist das Reich gefallen!" — So stand es mit der Sittlichkeit in Rom, unter den Augen der Stellvertreter Christi, anderthalb Jahrhunderte nach dem Siege des Christenthums durch Konstantin, bei den Enkeln jener Martyrergeschlechter, welche einst die Katakomben bewohnten und welche das Glück hatten, von einer ununterbrochenen Reihe heiliger Hirten gehegt und gehütet zu werden: wie muß es da an anderen Orten, denen nicht die gleiche Hirtensorge zu Theil werden konnte, in Glauben und Sitten ausgesehen haben? Wenn der Feind, „wo die Leute nicht schliefen", solches Unkraut unter den Weizen streuen konnte, wie muß dann giftiger Lolch die Saat überwuchert haben, wo kein Wächterauge wachte?

Wo waren denn in diesen trostlosen Tagen jene Männer, die, voll vom Geiste Gottes, sonst die Wüsten und Einöden verließen, um der bedrängten Kirche beizuspringen? Wo waren die Nachfolger jener heiligen Mönche, welche der hl. Athanasius in Gallien unterrichtete, welche den hl. Martin von Tours ihren Vater nannten, welche den hl. Augustinus zum Führer hatten? Ach, das Salz der Erde war vielfach schal geworden! Im Oriente hatten Irrlehren den Baum des Mönchthums, den die Hand des hl. Antonius im Sande der Wüste gepflanzt, „daß er blühte wie eine Lilie", überwuchert und beinahe völlig erstickt. Und auch das hoffnungsvolle Reis, das der hl. Athanasius nach dem Occidente verpflanzt, das in kurzer Zeit so schön aufsproßte und so kräftige Äste trieb, schien den Stürmen des letzten Jahrhunderts zu erliegen. Allüberall, in Afrika, in Spanien, in Gallien, in Italien, sprengten die arianischen Heerhaufen die gemeinsamen Niederlassungen auseinander, und wenn sich dann nach Jahren die flüchtigen Mönche wieder sammelten — was Wunder, daß draußen in der Welt ihre Sitten verwildert, ihr Eifer erkaltet war? Dazu kam, daß noch keine allgemeine, den Verhältnissen des Abendlandes angepaßte Regel für das gemeinsame Ordensleben bestand, während doch schon um der klimatischen Verhältnisse willen die Lebensweise der Altväter in ihrer Strenge unmöglich beobachtet werden konnte. So modelte denn Jeder nach eigenem Ermessen an dem Althergebrachten, und bald konnte von einer gemeinsamen Regel nicht mehr die Rede sein. Wie tief unter diesen Umständen an manchen Orten das Ordensleben sank, beweist das traurige Beispiel der Mönche von Subiaco, welche einmüthig den Plan faßten, den hl. Benedict zu vergiften, um sich so des unliebsamen Meisters zu entledigen, der dem

Digitized by Google

widerſpenſtigen Nacken das ungewohnte Joch des Gehorſams und der Abtödtung auflegen wollte.

Was konnten da die heiligen Päpſte und manche heilige Biſchöfe, die auch um dieſe Zeit im chriſtlichen Abendlande blühten, zur Rettung der Kirche thun, als beten und rufen, daß der Herr ſeiner Braut zu Hilfe komme? Im Oriente aber waren ſelbſt die Träger der biſchöflichen Würde vielfach tief gefallen, ſo daß ſie in ihrer Angſt vor kaiſerlicher Ungnade, 500 an der Zahl, das gegen den Papſt und das Concil von Chalcedon gerichtete Enkyklion des Baſiliscus unterzeichneten.

„Die Kirche hat traurige Prüfungen beſtanden," ſchreibt Montalembert[1] von der Zeit, in welche die Geburt des hl. Benedict fällt, „ſie iſt oft genug verfolgt, oft genug durch unwürdige Diener entehrt, verrathen, geſchändet worden; aber ich weiß nicht, ob ſie dem Abgrunde, in welchen ſie der göttlichen Verheißung gemäß nie ſtürzen wird, je ſo nahe war, wie damals." In der That, wenn der Sohn Gottes nicht das troſtreiche Wort geſprochen hätte: „Siehe, ich werde bei euch ſein bis zum Ende der Welt", wenn er nicht Petrus das heilige Verſprechen gegeben, daß niemals die Pforten der Hölle ſeine auf den Felſen gebaute Kirche überwinden würden — die Chriſten jener Tage hätten Grund gehabt, zu verzweifeln.

Doch der Herr kam ſeiner Braut zu Hilfe, als menſchlicherweiſe keine Ausſicht auf Rettung mehr vorhanden ſchien; er wählte ſich ſein Werkzeug und ſchickte ſich an, dasſelbe für ſeine Aufgabe vorzubereiten.

Als der hl. Gelaſius auf dem Stuhle Petri ſaß, weilte der junge Benedictus in Rom, um nach der Sitte der Zeit in den Schulen der Rhetoren ſeine claſſiſche Bildung zu erwerben. Da mußte die Unſchuld des Knaben Zeuge jener altheidniſchen Zuchtloſigkeit ſein, gegen welche wir oben den heiligen Papſt ſeine Stimme erheben hörten. Inmitten des giftigen Sumpfes ſtand die keuſche Blüthe ſeiner Reinheit in Gefahr. Da erging der Ruf des heiligen Geiſtes an das Herz des Knaben und mahnte ihn zur Flucht aus dieſer verpeſteten Umgebung, und Benedict, kaum 14 Jahre alt[2], machte ſich auf und floh den Klüften der Apenninen zu, aus denen der Anio hervorbricht. In der Wildniß begegnet dem letzten Sprößlinge der Anicier ein Mönch, Namens Ro-

---

[1] Die Mönche des Abendlandes, I. S. 15.

[2] Nach der alten Benedictiner-Überlieferung im Jahre 494; der hl. Gregor nennt ihn puer.

Digitized by

manus; da wirft der zarte Knabe die Toga des reichen Römers von ſich und empfängt das aus Thierfellen gefertigte Kleid des Eremiten. Oberhalb Subiaco fließt das kühle und klare Waſſer des Anio durch einen von hohen Wänden umſchloſſenen Felskeſſel. Da findet ſich hoch über dem toſenden Fluſſe eine enge, finſtere Höhle; ſie ſollte die Wohnung des an allen Luxus gewöhnten Römers ſein. Da kämpfte er, nur von Gott und ſeinen Engeln geſehen, in Gebet und Abtödtung die Luſt des Fleiſches und den Stolz der Seele nieder und bildete ſich unter der Leitung des heiligen Geiſtes zu jenem Rüſtzeuge der Gnade heran, zu welchem ihn die Erbarmung des Herrn erwählt hatte.

Es iſt der alte, ſich ewig gleiche Weg, den die Hand der Vorſehung ſeine Arbeiter zu führen pflegt. „Wahrlich, wahrlich! ſage ich euch, wenn das Fruchtkorn, das in die Erde fällt, nicht ſtirbt, ſo bleibt es allein; wenn es aber ſtirbt, ſo wird es reichlich Früchte tragen“ [1], hatte der Heiland geſagt und damit das Geſetz verkündet, dem ſich Alle fügen müſſen, welche Früchte für die himmliſchen Vorrathskammern ſammeln wollen, ſeien es nun Tugendfrüchte der eigenen Seele, ſeien es Früchte der Bekehrung. Das Korn war auch hier in die Erde gefallen; drei Jahre lang lag es todt und begraben in der Höhle von Subiaco und harrte des geiſtigen Frühlings, da es aufkeimen und hundertfältige Frucht tragen würde.

Inzwiſchen ſtarrte Italien, ja das ganze Abendland im Banne des Winters. Die Oſtgothen, dieſe „Wölfe des Nordens“, wie der hl. Hieronymus ihre Vorläufer genannt hatte, heulten um die Thore Roms. Was wußte Theodorich, der von Ravenna ſeine Herrſchaft über ganz Italien ausbreitete, was Anaſtaſius, dem Namen nach ſein Lehensherr, der in Byzanz die zerrüttete Erbſchaft Zeno's angetreten, was ſelbſt der gleichnamige Papſt (Anaſtaſius II.) und deſſen Nachfolger auf dem bedrängten Stuhle Petri von dem Einſiedler in der Höhle zu Subiaco, der ihnen bald mit einer zahlloſen Schaar geiſtiger Streiter zu Hilfe kommen ſollte?

Langſam begann der Ruf der Heiligkeit des jungen Mönches ſich auszubreiten. Schüler ſammeln ſich um ihn, beſiegte Römer und ſiegreiche Gothen, einfältige Landbewohner und hochgebildete, den Kreiſen der Weltſtadt entſproſſene Männer, wie die Patricierſöhne Maurus und Placidus. Raſch erheben ſich um die Grotte am Anio her zwölf Klöſter,

[1] Joh. 12, 24—25.

Digitized by Google

deren Leitung der Heilige übernehmen muß. Aber ohne Kampf und Kreuz wird nichts Segensreiches vollendet; so nöthigten auch den hl. Benedict Verfolgungen des bösen Feindes und seiner Helfershelfer, Subiaco nach einem Aufenthalte von 35 Jahren zu verlassen. Der Zweck seines Lebens schien gescheitert; und wir können uns denken, mit welch schwerem Herzen der Heilige, von wenigen Schülern gefolgt, zum Wanderstabe griff.

Doch die Bosheit der Hölle hatte auch hier nur der Durchführung eines höheren Rathschlusses gedient. Die Flucht des hl. Benedict führte nach Monte Cassino, zum „Sinai seines Ordens", auf dem er das Gesetz des Segens empfangen und seinen Söhnen verkünden sollte, welches für alle Zonen der Erde zur Leuchte wurde[1]. Da rottete er die Reste des Heidenthums aus und bekehrte die Umwohner zur Lehre Christi; da baute er sein neues Kloster und verwandelte die öden Steinhänge des Berges in blühende Obstgärten[2]; da wirkte er als Oberer einer täglich an Zahl und Eifer wachsenden Ordensgemeinde; da diente er Gott, obschon durch zahlreiche Wunder verherrlicht und von den Großen der Erde um Rath gefragt, in Einfalt und Demuth, nicht einmal mit der Priesterwürde geschmückt, die noch übrigen 14 Jahre seines makellosen Lebens; da endlich schrieb er unter Gebet und Fasten mit der besondern Beihilfe des heiligen Geistes seine Regel und starb dann, reich an Verdiensten, in seinem 63. Lebensjahre, am 21. März 543.

Nicht viele Heilige haben bei ihren Lebzeiten so wenig in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen und doch denselben so gewaltig beeinflußt, wie der hl. Benedict. Sein kleines Regelbüchlein bildet in der That einen Markstein für die Fluthen des Unheiles, in denen die Völkerwanderung die christliche Civilisation zu begraben drohte, einen Wendepunkt zum Heile. Im Geiste dieses Buchleins haben seine Söhne die Wunden geheilt, welche die Völker des Nordens der Kirche schlugen, haben die Barbaren selbst gezähmt und gesittigt, haben der Welt im reichsten Maße den Segen gebracht, den schon der Name ihres gottbegeisterten Vaters, „des Gesegneten", weissagte.

---

1 Haec domus est similis Sinaï sacra jura ferenti . . .
Lex hinc exivit, mentes quae ducit ab imis
Et vulgata dedit lumen per climata saecli.
(Leo Osticus, Chron. Cas., III. 27.)

2 Mirantur scopuli fruges et non sua poma
Pomiferisque viret silva domata comis.
(Carmen de S. Bened. auct. Marco, discip.)

Digitized by

Der hl. Benedict war in der That ein Mann des Segens für seine Söhne und für alle Völker, unter welchen seine Söhne in der Folge wirkten.

Seinen Söhnen gab er das Höchste und Süßeste, was es auf Erden geben kann: ein Leben voll heiligen Friedens. „Quicumque hanc regulam secuti fuerint, pax super illos . . .! Friede Allen, welche diese Regel befolgen werden," schließt der hl. Benedict seine Vorschriften. Stätten des Friedens und nicht Orte düsterer Kopfhängerei und bitterer Selbstquälerei sollten seine Klöster sein. Vereint in heiliger Liebe unter einem Vater sollten die Brüder jenen Frieden genießen, „den die Welt nicht geben kann", den Frieden der Seele. Daher nennt auch einer seiner Schüler den hl. Benedict bezeichnend „den Begründer seligen Friedens, ipse fundator placidae quietis". Freilich, der Friede mußte erst erkämpft werden, aber der Kampf selbst war durch die Abgeschlossenheit von den Grundsätzen und Beispielen der Welt, durch das gemeinsame Ringen so vieler zu demselben Zwecke verbundener edler Seelen, durch Gebet, durch väterliche Führung und durch reichliche Gnade versüßt. Der Herr hat ja gesagt, daß „sein Joch süß und seine Bürde leicht" sei, und die Engel haben gesungen: „Friede den Menschen, die eines guten Willens sind." Das mußte sich in den Klöstern erfüllen, denn niemals hat es Menschen gegeben, „die guten Willens sind", wenn nicht jene guten Willens waren, welche alles Irdische verließen, um einzig Gott und ihrer Seele zu leben. Nie und nimmer findet man daher Menschen, die mit ihrem Stande so zufrieden sind, wie die eifrigen Bewohner der Klöster; sie selbst nennen ihre stillen Wohnungen ein „irdisches Paradies", einen „Garten der Wonne"; sie nennen die stille Zelle „eine süße Geliebte", die Zeit, welche sie im Orden leben, „Jahre des Glückes", „Tage der Freude"; sie kennen nur eine Klage, wenn sie durch den Gehorsam veranlaßt werden, das Kloster zeitweilig mit der Welt oder gar mit dem Glanze des Hoflebens zu vertauschen[1]. Und für Hunderttausende ist der hl. Benedict „der Begründer dieses seligen Friedens" geworden!

Jedes wahrhaft Gute ist aber der Lehre des hl. Thomas gemäß mittheilsam[2], d. h. es will seiner Natur nach auch Andere beglücken.

---

[1] Man lese z. B. die rührende Klage Alcuins, als er sein Kloster verlassen und an den Kaiserhof Karls des Großen ziehen mußte, bei Montalembert l. c.

[2] Bonum est diffusivum sui.

Digitized by Google

So hat ſich auch der Segen, den der hl. Benedict zunächſt ſeinen Söhnen vererbte, weit über die Mauern der Klöſter hinaus verbreitet. Die erſte, ganz unberechenbare Wohlthat, die das Menſchengeſchlecht den Mönchen des hl. Benedict ſchuldet, iſt die Wohlthat des Gebetes. Unſere materielle Zeit kann freilich dieſe Wohlthat nicht würdigen. Doch darum verliert ſie ihren Werth nicht; denn das feierliche Verſprechen unſeres göttlichen Heilandes bleibt wahr: „Wahrlich, wahrlich ſage ich euch, wo Zwei oder Drei in meinem Namen vereinigt ſind, da bin ich mitten unter ihnen", und: „Was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben." Wie oft verſammelten ſich nun die Söhne des hl. Benedict ihrer Regel gemäß, nach den Worten des Pſalmiſten: „Siebenmal des Tages will ich Dich loben", ſeit der Zeit, da Benedictus mit ſeinen erſten Schülern flehte, zum gemeinſamen Gebete? In dem einzigen Kloſter von Monte Caſſino traten ſie mehr als dreimillionenmal zu gemeinſamem, feierlichem Gebete zuſammen. Man rechne dazu die Stunden des Gebetes in den Tauſenden und Tauſenden von Klöſtern, die von dieſem Erzkloſter aus auf der weiten Erde dieſelbe heilige Regel empfingen — in der Zeit ſeiner höchſten Blüthe zählte ja der Benedictinerorden über 60 000 Klöſter! Wer zählt die Gnaden, welche dieſes durch Jahrhunderte fortdauernde, unaufhörliche Gebet, von reinen Lippen und aus demüthigem Herzen zum Throne Gottes emporſteigend, auf dieſe Erde herabzog? Wer die Strafgerichte, die es von uns abwendete? Wer die Ströme des Segens, mit denen es einzelne Seelen wie ganze Nationen tränkte? Das auch nur annähernd zu ſchätzen, entzieht ſich hienieden unſerem blöden Auge; erſt im Lichte der Ewigkeit, erſt beim Weltgerichte werden wir ſtaunend das Meer des Segens überſchauen, welches aus dem klaren Bergquell von Monte Caſſino hervorſtrömte.

Mit dem Gebete, dem unſichtbar Segen entquillt, verbanden die Söhne des hl. Benedict nach dem Beiſpiele ihres Vaters den Segen des Wohlthuns und ſteter Arbeit. Auf dieſen beiden Grundpfeilern verſtanden ſie, Jahrhunderte hindurch die Kluft zwiſchen Arm und Reich zu überbrücken. So lange die Klöſter im Geiſte ihrer Begründer walteten, gab es keine „ſociale Frage", an deren Löſung unſere unchriſtliche Zeit ſcheitert. Wer arbeiten konnte, wurde durch das Beiſpiel der edelſten und gebildetſten Männer belehrt, daß auch die Arbeit mit Axt und Hacke, mit Pflug und Schaufel aller Ehren werth ſei, und wenn er arbeitete, mangelte ihm und den Seinigen nicht des Lebens

Nothdurft, ja nicht einmal Wohlstand und Bequemlichkeit. Hinderte ihn aber Siechthum an der Arbeit, oder zog trotz seiner Arbeit durch Mißwachs, durch Krieg Noth und Elend in seine Hütte: so öffneten sich weit die Pforten der Klöster, und die Söhne des hl. Benedict theilten das letzte Stücklein Brod mit den Hungernden und eilten als „Krankenwärter der Armen" (infirmarii pauperum) mit Arznei und stärkender Nahrung beladen an das Schmerzenslager der Kranken, zugleich mit den Tröstungen der heiligen Sacramente Linderung für das körperliche Leid spendend. So standen die Söhne des hl. Benedict als Engel der Barmherzigkeit zwischen Reich und Arm; durch ihre Hand ging der Überfluß des Reichthums in den Besitz der Armuth, und durch ihr Beispiel der Arbeitsamkeit leiteten sie den Bettler auf den Weg zum Wohlstande. Wo immer sich ein Kloster des hl. Benedict erhob, da zeigte sich auch bald der Segen des Wohlthuns und der Arbeit. Da lichteten sich die Wälder, da wurden die Sümpfe ausgetrocknet, die Wildniß urbar gemacht, da wogten bald die goldenen Wellen des Kornes, da reifte die edle Frucht der Trauben, da sammelten sich die Umwohner zu Weilern und Dörfern und Städten und nahmen zugleich mit der Predigt der Wahrheit christliche Zucht und Sitte an, die einzige Grundlage ächten Glückes auch in irdischer Beziehung. Zumeist durch das Beispiel der Arbeit retteten der hl. Benedict und seine Söhne die Kirche des Abendlandes aus den Gefahren, von denen wir sie beim Beginne des 6. Jahrhunderts umringt sehen. Noch mitten in den Stürmen verbreitete sich von Monte Cassino aus zugleich mit der Regel des hl. Benedict die Saat einer besseren Zukunft. Während Totila und Teja sich mit den Feldherren von Byzanz herumschlugen, während die Longobarden über das unglückliche Italien hereinflutheten und Alles verloren schien, schritten die Mönche des hl. Benedict wie Engel des Friedens mitten durch die Trümmer und gründeten mitten im Strudel die ersten festen Punkte einer neuen, dauernden Ordnung.

Mit Recht nennt ein Benedictiner unserer Tage[1] seinen Orden eine zweite Arche: sie trug die Stammväter eines gottbegeisterten Geschlechtes und die Schätze des christlichen und heidnischen Alterthums durch die Sturmfluth der Völkerwanderung. Als dann die Wasser verliefen und die Tage des Friedens kamen, öffneten überall in Italien, in Gallien, in Spanien Klöster des hl. Benedict ihre Thore, und die Mönche traten

[1] In „Stimmen aus Rom", S. 459.

Digitized by

heraus mit dem Ölzweige des Friedens. Da pfropfen sie das edle Reis christlicher Wissenschaft auf die verwilderten Stämme von den Gestaden des Mittelmeeres bis an die Ufer des atlantischen Oceans. Der Prior Augustin zieht mit seinen 40 Brüdern hinüber nach England und bringt auf's Neue dorthin die Leuchte des Evangeliums, welche im Blute der Martyrer beinahe erloschen war. Ein Jahrhundert später schlägt dann auch den noch heidnischen Theilen von Deutschland die Stunde des Heiles; da bringen die angelsächsischen Glaubensboten, die Schüler und Nachfolger jener nach England vorgedrungenen Benedictinermönche, mit der Fackel des heiligen Glaubens in die dunkeln Wälder Germaniens vor, und in Jahrhunderte langen Kämpfen weicht die Nacht des Heidenthums ihren Worten und mehr noch ihrem Beispiele. Von diesem Augenblicke an knüpft sich durch die ganze Zeit des Mittelalters fast alles Glück und Heil an die Klöster des hl. Benedict, so daß ein Gelehrter [1] mit Recht sagt, „die Geschichte des Benedictinerordens sei gleichbedeutend mit der Geschichte der europäischen Cultur diesseits der Alpen während des ersten Jahrtausends".

Was sollen wir da noch an die unsterblichen Leistungen erinnern, wodurch die Schüler des hl. Benedict die Wissenschaft und Kunst bereichert haben? Was sollen wir wiederholen, daß wir dem hl. Benedict und seinen Söhnen die Rettung der literarischen Schätze verdanken, welche auf uns gekommen sind? daß die Nachrichten der Geschichte fast ausschließlich ihren Chroniken entfließen? daß wir die gottbegeisterten Werke der Kirchenväter dem Fleiße ihrer Abschreiber verdanken? Wozu sollen wir von den Verdiensten reden, welche sich die Mönche des hl. Benedict als Baumeister, als Bildhauer, als Maler erworben haben — die schönsten Baudenkmale christlicher Kunst vom 9. bis zum 13. Jahrhundert sind ja von ihnen entworfen und ausgeführt! Zudem waren sie Juwe-

[1] Selbst Herder, der Protestant und Freimaurer, gesteht offen, daß ohne den Orden des hl. Benedict der größte Theil der Schriften des Alterthums für uns verloren wären, und nennt in seinem Gedichte „Die Fremdlinge" die Mönche „der Bücher, Armen und der Schulen Väter". Das geistige Leben, welches in den Klosterschulen herrschte, entnehme man folgendem Verse eines Schriftstellers aus dem neunten Jahrhundert:

Viguit Horatius magnus et Virgilius
Crispus et Sallustius et urbanus Statius,
Ludus fuit omnibus insudare versibus
Atque dictaminibus jucundisque cantibus.
Mon. Paderb. (Atlant. III. 29.)

liere, Gießer, Glaskünstler, Ciseleure, Schmelzarbeiter, Erfinder der Glasmalerei; kurz, alle Künste und Handwerke, auf denen die vielgepriesene Technik und Industrie unserer Tage fußt, sind in den Klostermauern geübt und uns überliefert worden. Endlich wurden die harmonischen Gesetze der Musik von ihnen mit Vorliebe angewendet, weitergebildet und uns übererbt. Im Chore ihrer Klosterkirchen erklangen zuerst die wundervollen Tonschöpfungen des alten Kirchengesanges, deren erhabene Kraft und seelenvolle Einfalt von keiner modernen Schöpfung erreicht wurde. — Doch was ist Wissenschaft und Kunst im Vergleiche zu dem göttlichen Geschenke des Glaubens, der allein über die engen Marken dieses Lebens hinaus Glück und Segen für eine Ewigkeit schenken kann? Und den Glauben hat der hl. Benedict durch seine Schüler den meisten Gauen unserer Heimath gebracht; dadurch ist er vor Allem ein Gesegneter, ein Mann des Segens für diese 14 Jahrhunderte geworden, die seit seiner Geburt bis auf unsere Tage verflossen sind, und dadurch bleibt er ein Mann des Segens für alle kommenden Geschlechter.

Sein Orden hat im Laufe der Jahrhunderte der Kirche 28 Päpste, über 200 Cardinäle, 1600 Erzbischöfe, 4000 Bischöfe gegeben: welch eine Schaar würdiger Vorkämpfer im Heere Jesu Christi gegen die Mächte der Finsterniß! Und auch heute noch strömt der Segen des hl. Benedict auf die streitende Kirche nieder. Auch heute noch beten Tausende von eifrigen Benedictinermönchen mit demüthigem Herzen und reinen Lippen für alle Nöthen und Bedrängnisse der heiligen Kirche, für alle Stände und Klassen, für die Lebenden und Abgestorbenen. Auch heute noch legen sie durch die Werke der christlichen Charitas heilenden Balsam auf die Wunden der Armuth. Auch heute noch arbeiten sie emsig und unverdrossen als Lehrer der Jugend, als Förderer der Wissenschaft, als begeisterte Jünger der Kunst an dem ächten Fortschritte christlicher Cultur. Auch heute noch dringen sie todesmuthig bis an die Grenzen der Erde vor, um denen, die im Schatten des Todes weilen, „das Licht Christi", den Siegesglanz der wahren Osterkerze zu bringen. Zeugen sind ihre fruchtbaren Arbeiten in Nordamerika[1] und an den fernen Küsten Westaustraliens![2]

Und wenn wir endlich zum Schlusse dieser Zeilen, die wir mit

---

[1] Vgl. „Die Benedictiner in Amerika", von P. Franz Zürcher O. S. B. (Kathol. Studien bei Leo Wörl.)

[2] Vgl. „Die katholischen Missionen", Jahrg. 1879, S. 74 ff.

Digitized by Google

warmem Herzen dem hl. Benedict und seinen Söhnen weihen, unser geistiges Auge von dieser Erde zum Himmel erheben, wenn wir dort den hl. Benedict am Throne Gottes inmitten jener fast zahllosen Schaar erblicken, welche der heilige Patriarch von Monte Cassino als Fürbitter der Kirche Gottes schenkte, und wenn wir uns erinnern, was uns der Glaube von der Gemeinschaft der Heiligen und der Macht der Fürbitte lehrt: müssen wir dann nicht voll Begeisterung und Dankbarkeit mit in den Jubel einstimmen, mit welchem die Söhne des hl. Benedict die vierzehnhundertjährige Gedächtnißfeier der Geburt ihres heiligen Stifters begehen? Er ist ja nicht allein für sie, er ist für die ganze heilige katholische Kirche und zumal für das bedrängte Deutschland ein Mann des Segens!

Jos. Spillmann S. J.

Die päpstliche Encyklika vom 4. August 1879 und die Restauration der christlichen Philosophie.

Nach dem berühmten Syllabus ist wohl von allen neueren päpstlichen Erlassen für das Gebiet der kirchlichen Wissenschaft die Encyklika vom 4. August verflossenen Jahres der wichtigste und folgenreichste. Das herrliche Schriftstück ist an Jene gerichtet, welchen mit dem Lehramte in ganz besonderer Weise die Leitung und Überwachung wie der Schulen überhaupt, so vorzüglich jener Anstalten anvertraut ist, in welchen der Kirche im Klerus die nöthigen Hilfskräfte zur Ausübung ihrer hohen Sendung herangebildet werden. Nach Aufschrift und Inhalt betrifft es also eigentlich nur das innere kirchliche Gebiet, spricht direct nur zu den gläubigen Gliedern der großen christlichen Familie. Immerhin hatte es aber auch für die außerhalb der Kirche Stehenden seine Bedeutung. Wurden nun auch einige Stimmen laut, die wie ein erzwungenes Lob der päpstlichen Maßnahme klangen, indem sie eine gewisse Anerkennung der geistigen Überlegenheit des englischen Lehrers ausdrückten; so bewies doch im Allgemeinen das halb klägliche, halb wuthentbrannte Gejammer, welches von dieser Seite erscholl, daß eine recht liebe, wenn auch höchst thörichte und grundlose Hoffnung wie durch einen Schlag zerstört worden war. Das für einen aufgeklärten Geist so entzückende

Digitized by

Nebelbild eines zum Liberalismus bekehrten Papstes ist zerstoben. Je süßer der Traum war, desto schmerzlicher ist das Erwachen. Wieder ein Beweis, daß es der ungläubigen Welt — so sehr sie sich auch den Schein gibt und sich anstrengt — noch immer nicht gelingt, „den Mann im Vatican" vornehm zu ignoriren und in der verdienten Vergessenheit zu begraben. So sprach — um nur eine der klagenden Stimmen zu vernehmen — die Gazzeta di Torino von „dieser reactionären Explosion eines Papstes, den *man* doch für einen Mann von Geist und Wissenschaftlichkeit gehalten hatte". Freilich *der* Geist und *die* Wissenschaftlichkeit, die hier vorausgesetzt wurden, bilden den schärfsten Gegensatz zu *dem* Geiste und *der* Wissenschaftlichkeit, deren Befestigung und Verbreitung die Encyklika anstrebt. Aber woher denn auch in aller Welt eine solche Voraussetzung? Nun, was man wünscht, das glaubt man. Fürwahr, der Wunsch nach der Bekehrung des Papstes muß bei diesen Leuten heiß und innig sein, um sie zu einem solchen Glauben zu treiben.

Dasselbe Blatt träumt weiter „von einer vollständigen Revolution, welche dieser plötzliche und grausame Schlag im Reiche der Geister herbeiführen werde". Dieser Erwartung scheint uns eine falsche Voraussetzung zu Grunde zu liegen. Im Reiche der Geister, die sich von Christus und seiner Kirche losgesagt haben, wird das Wort des Stellvertreters Christi verhallen, wie die Stimme des Rufenden in der Wüste, höchstens Spott und Hohn wird als Echo antworten. Aber auch innerhalb der Kirche kann dieß Hirtenwort eine vollständige Revolution nicht hervorrufen, weil, Gott sei Dank, seit dem Anfange unseres Jahrhunderts schon viel geschehen ist zur Rehabilitation jener Philosophie, deren Pflege in diesem Sendschreiben in so eindringlicher und beredter Weise empfohlen wird. Wenigstens in Deutschland dürfte die Zahl der unter kirchlicher Leitung stehenden Anstalten zur Zeit eine sehr geringe sein, in welchen dem hl. Thomas und mit ihm der scholastischen Philosophie der Einlaß und die gebührende Stellung verweigert würden. In solchen Anstalten, deren Vorhandensein die Encyklika selbst wenigstens in anderen Ländern voraussetzt, muß sich freilich mit der Rückkehr zur alten, bewährten Doctrin ein Systemwechsel vollziehen. Im Großen und Ganzen aber scheint uns der Erfolg, den wir uns von diesem päpstlichen Schreiben mit Grund versprechen können, den der heilige Vater vor Allem bezweckte, *die Festigung, Sicherstellung und Läuterung der scholastischen Philosophie innerhalb der katholischen Schulen zu sein.*

Digitized by Google

Um die Kraft, mit welcher dieser Zweck angestrebt wird, voll und ganz erfassen und eben dadurch zugleich die Tragweite dieses Rundschreibens für die kirchliche Wissenschaft zu ermessen, suchen wir vor Allem den Hauptsatz desselben zu ermitteln, sodann die Gründe genauer kennen zu lernen und abzuwägen, auf welche er sich stützt — zumal die dem Gebiete der Geschichte entnommenen —, und endlich die theologische Bedeutung dieser Lehrerklärung näher zu bestimmen.

Die in dem ganzen Schriftstück ausgeführte These glauben wir in folgender Weise formuliren zu können: Die Scholastik ist das einzig wahre, einzig sichere philosophische System; dasselbe findet sich am reinsten und lautersten in den Schriften des hl. Thomas von Aquin niedergelegt. — Wir sprechen von einer These, da die zweite in ihr enthaltene Behauptung nur eine nähere Bestimmung der ersten, nicht eine ganz neue Aussage enthält.

Die Encyklika selbst läßt sich in vier Theile zerlegen. Im ersten Theile werden zwei Hauptkriterien der wahren Philosophie aufgestellt, durch welche sie erkennbar sein muß. Der zweite Abschnitt weist diese beiden Kennzeichen an der scholastischen Philosophie nach; der dritte vollendet diesen Nachweis und begründet zugleich den dem hl. Thomas eingeräumten Vorrang. Im vierten Theile endlich wendet sich der heilige Vater mit einer eindringlichen Mahnung zum Studium des englischen Lehrers an die Bischöfe des katholischen Erdkreises, entwickelt die Hoffnungen, welche er auf die gewünschte Restauration der philosophischen Studien setzt, beseitigt einige Einwendungen. — Suchen wir nun in den Gehalt der einzelnen Theile etwas tiefer einzudringen.

Mit der christlichen Offenbarung war erstens eine neue, unfehlbare und höchste Norm alles menschlichen Wissens, war zweitens der Anstoß zum Entstehen einer neuen, christlichen Philosophie gegeben. Es kann also heutzutage nur jenes philosophische System Anspruch auf Wahrheit und damit auf Alleinberechtigung erheben, welches vor Allem principiell christlich ist, welches sodann in seinen Anfängen hinaufreicht bis zum Ursprung des Christenthums. In diesen beiden Sätzen glauben wir dem Inhalt des ersten Theiles den kürzesten und doch zugleich auch vollständigsten Ausdruck gegeben zu haben.

Offenbar handelt es sich hier vorzüglich um das Verhältniß vom Glauben zum Wissen. Demgemäß nimmt das päpstliche Sendschreiben

Digitized by Google

zu ſeinem Ausgangspunkt das 4. Kapitel der dogmatiſchen Conſtitution, welche das Vaticaniſche Concil über den „katholiſchen Glauben" (de fide catholica) erlaſſen hat. In dem genannten Abſchnitte handelt das Concil unter der Aufſchrift: „Vom Glauben und Wiſſen" nicht nur über jenen, ſozuſagen directen, einfachen Glauben, der, weil allein Allen zugänglich, auch allein zum Heile nothwendig iſt, und gleicherweiſe nicht nur von dem Wiſſen, welches naturgemäß ſelbſt dieſem einfachen, kindlichen Glauben vorhergehen muß, ſondern es ſpricht auch und zwar vorzüglich von dem ausgebildeten, reflexen Glauben und Wiſſen, von der Wiſſenſchaft des Glaubens: der Theologie und ihrem Verhältniß zur rein natürlichen Wiſſenſchaft: der Philoſophie. Dieſem Kapitel des Vaticanums iſt der Satz entnommen, aus welchem der heilige Vater ſein Recht und ſeine Pflicht ableitet, auch über das Gebiet des natürlichen Wiſſens mit ängſtlicher Sorgfalt zu wachen. Ferner erhielt die Kirche, der mit dem apoſtoliſchen Lehramte der Auftrag zu Theil wurde, die Hinterlage des Glaubens zu bewahren, von Gott auch zugleich das Recht und die Pflicht, die trügeriſche Afterwiſſenſchaft zu verurtheilen, damit keiner der Gläubigen „durch eine falſche Philoſophie und eitle Trugſchlüſſe irregeleitet werde"[1]. — Da dieſes kirchliche Aufſichtsrecht vorzüglich auf der innigen Verbindung fußt, welche das theologiſche Wiſſen mit dem philoſophiſchen vereinigt, ſo muß natürlich der Nachweis dieſer Verbindung ſich wie von ſelbſt zu einer Begründung dieſes Rechtsanſpruches geſtalten. Dieß iſt auch ein Geſichtspunkt, von welchem aus wir dieſen erſten Theil des päpſtlichen Schreibens betrachten könnten.

Wie ferner das Vaticanum in dem bezeichneten Abſchnitte einerſeits die Bedeutung hervorhebt, welche die Philoſophie für den chriſtlichen Glauben, ſeine Begründung, Vertheidigung und wiſſenſchaftliche Entwickelung hat, andererſeits aber die unſchätzbaren Vortheile erwähnt, welche der Philoſophie aus der Offenbarung zufließen, ſo behandelt auch die päpſtliche Encyklika zunächſt die Wechſelbeziehungen dieſer beiden Arten menſchlicher Erkenntniß. Ja, der erſte Theil iſt im Grunde nichts Anderes als eine ausführliche Paraphraſe des 4. Kapitels dieſer vaticaniſchen Conſtitution.

Es werden zunächſt die Vortheile aufgezählt, welche der Glaube aus der Philoſophie ziehen kann und muß. Wir finden hier in prägnanter

[1] Conc. Vatican. Const. dogm. de fide cath. cap. 4.

und beredter Sprache Alles ausgeführt und zusammengestellt, was sich zum Lobe einer wahrhaft christlichen Philosophie sagen läßt, was von den heiligen Vätern zu ihrem Lobe gesagt worden ist. An der Spitze steht der Alles zusammenfassende Satz des hl. Augustinus: „Durch die Philosophie wird der Glaube erzeugt, genährt, vertheidigt und gekräftigt.“ [1] — Unter den geoffenbarten Wahrheiten finden sich manche, welche, auch der bloßen Vernunft zugänglich, schon von heidnischen Weltweisen mehr oder minder vollständig erkannt wurden. Es konnte also das Ansehen dieser Letzteren zur Empfehlung der christlichen Religion verwerthet, die Vernünftigkeit des verlangten Glaubensgehorsams aus dieser Übereinstimmung nachgewiesen werden. So bereitete das natürliche Wissen die Herzen für den übernatürlichen Glauben, ebnete ihm die Wege, wurde, wie Clemens von Alexandrien sich so schön ausdrückt: „ein Lehrmeister des Evangeliums“ [2]. — Doch noch viel wirksamer übt die Philosophie dieß ihr Amt, noch viel unmittelbarer fließt sie in den Glauben ein. Sie liefert die natürlichen Vorbedingungen des Glaubens (praeambula fidei), die Kenntniß vom Dasein eines persönlichen Gottes, von seiner unendlichen Vollkommenheit, Untrüglichkeit, Wahrhaftigkeit. Um glauben zu können, muß ich wissen, daß es einen Gott gibt, der allen Glauben verdient. Dieß sind Wahrheiten, welche die reine Vernunft erkennen und beweisen kann. — Ich muß aber auch wissen, daß Gott gesprochen hat, muß die göttliche Bevollmächtigung der Kirche erkennen, welche mir die Glaubenswahrheiten vorträgt, von mir im Namen Gottes den Glaubensgehorsam (obsequium fidei) fordert. Zum wissenschaftlichen Nachweis jener allentscheidenden Thatsache der Offenbarung, zur Entwickelung und Beleuchtung der in der Geschichte der Kirche selbst liegenden Zeugnisse ihres göttlichen Ursprungs bedürfen wir der Philosophie. Durch diese Beweggründe für die Glaubwürdigkeit (motiva credibilitatis) der kirchlichen Lehre drängt und treibt uns dieselbe zur Unterwerfung. — Doch selbst, nachdem unter solcher Beihilfe durch die Wirkung der göttlichen Gnade der Glaube im Herzen entzündet ist, hört die Dienstleistung des natürlichen Wissens noch nicht auf. Die Offenbarung wurde weder vom göttlichen Heilande in syste-

---

[1] S. Augustin. De Trinitate l. 14 c. 1.

[2] Clemens Alex. Strom. l. 1 c. 5. „ἐπαιδαγώγει .. εἰς Χριστόν. Προπαρασκευάζει τοίνυν ἡ φιλοσοφία προοδοποιοῦσα τὸν ὑπὸ Χριστοῦ τελειούμενον.“

Digitized by Google

matischer, wissenschaftlicher Form vorgetragen, noch von den Aposteln in dieser Weise zusammengestellt und überliefert. Und doch, der menschliche Geist strebt mit einem in seinem innersten Wesen begründeten Drange nach einer solchen Systematisirung und Fortentwickelung seiner Kenntnisse. Diesem Bedürfnisse des menschlichen Wissens- und Forschungsdranges konnte selbst in Bezug auf die Glaubenswahrheiten ohne Beihilfe der Philosophie nicht entsprochen werden. Ohne sie konnte sich der einfach kindliche Glauben nicht zu der Wissenschaft des Glaubens ausbilden [1]. Diese letztere ist freilich kein Bedürfniß eines jeden einzelnen Gläubigen, wohl aber der Gesammtheit der Gläubigen. — Endlich mußten die wissenschaftlichen Angriffe gegen die Offenbarung, die nicht ausbleiben konnten, naturgemäß vorzüglich vom Gebiete der Philosophie aus erfolgen, waren also auch von diesem Gebiete aus zurückzuweisen. Es kann daher auch zu seiner Vertheidigung der Glaube des Beistandes der Philosophie nicht entrathen. — Dieß sind nach der Encyklika die Vortheile, welche der Glaube, die Wissenschaft des Glaubens, aus den philosophischen Studien zieht.

Der Glaube bedarf also des Wissens; doch auch das Wissen bedarf des Glaubens. Damit die Menschheit im Allgemeinen auch nur die für das Leben entscheidendsten Wahrheiten: das Dasein eines persönlichen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Bestimmuug des Menschen mit der erforderlichen Leichtigkeit, Klarheit und Sicherheit erkenne, bedarf sie der Offenbarung. Dieß lehrt uns die Geschichte der Menschheit vor dem Erscheinen des Alles erleuchtenden Lichtes. Ja, die Geschichte der heidnischen Philosophie: die Unsterblichkeitslehre eines Plato, die Gotteslehre des Stagiriten zeigen, wie hoch diese Hilfsbedürftigkeit selbst an den hervorragendsten Geistesgrößen der vorchristlichen Zeit hinaufreichte. Freilich leiht die Offenbarungswissenschaft der Philosophie nicht ihre eigenen Beweismittel und Erkenntnißprincipien; an diesen fehlt es ja letzterer nicht. Nein, sie gibt ihr die mangelnde sichere Leitung und damit das nöthige Licht. Welche Erleichterung verspürt nicht der Mathematiker, wenn man ihm das Resultat des Problemes kundgibt, an dem er sich bisher vergebens abmühte? wie sehr wird ihm dadurch die Auffindung des richtigen Beweisganges erleichtert? Nun, in der Offenbarung wird der Philosophie eine ähnliche mannigfaltige Hilfe zu Theil.

---

[1] Clemens Alex. Strom. l. 1 c. 1. „Οὔτε ἡ γνῶσις ἄνευ πίστεως, οὔτε ἡ πίστις ἄνευ γνώσεως.“

Digitized by

Das päpstliche Schreiben faßt dieselbe in dem einen Satze des Vaticanums zusammen: „Der Glaube befreit die Vernunft von Irrthümern, schützt sie und bereichert sie mit einem Schatze von Kenntnissen.“ [1]

In dem Vorstehenden haben wir den Inhalt des ersten Theiles kurz zusammengestellt. Noch erübrigt uns, die Verwerthung desselben für den Zweck des ganzen Schreibens, für die Begründung der zu erhärtenden These nachzuweisen. — Principielle Christlichkeit und eine bis zur Zeit der Apostel hinaufreichende Continuität der Entwicklung sind die zwei wesentlichsten Kennzeichen der wahren Philosophie. Mit diesem Gedanken legt, wie wir oben bemerkten, dieser erste Abschnitt das Fundament des hier zu erbringenden Beweises für die Alleinberechtigung der Scholastik. Weisen wir das im Einzelnen genauer auf.

Was die erste dieser beiden Anforderungen betrifft, so finden wir in der zweiten Hälfte des ersten Theiles dieselbe näher erklärt und ihre Nothwendigkeit nachgewiesen. Es werden dort die Vortheile aufgezählt, welche der Philosophie aus dem Glauben zufließen, und wird damit die Stellung bezeichnet, welche ihr zu demselben zukommt. Vor Allem wird hier jener grundlegende Satz des fünften lateranensischen Concils entwickelt, welchen auch das Vaticanum [2] mit solcher Schärfe wiederholt hat: Keine philosophische These kann wahr sein, welche einer Glaubenswahrheit widerstreitet. Mit anderen Worten: Die Offenbarung, weil aus einer Erkenntnißquelle fließend, die weder irren noch in Irrthum führen kann, muß für die philosophische Forschung als unfehlbar sichere Norm gelten (Philosophia est ancilla Theologiae). Dieß ist eine Forderung, welche nicht bloß der Glaube, nein, welche die bloße Vernunft schon erhebt. Die Wahrheit ist eine und Gottes Weisheit ist armem Menschenwitz unendlich überlegen. Daß die Wissenschaft des Glaubens der Beihilfe der Philosophie bedarf, ändert an diesem Abhängigkeitsverhältniß ebenso wenig, als die Magd zur Herrin wird, weil die Herrin ihre Dienste benöthigt. Unter sonst gleichen Verhältnissen hat also jene Philosophie die größte Garantie der Wahrheit für sich, welche am principiellsten sich dieser Leitung unterstellt. Jedes philosophische Lehrgebäude dagegen, welches diese Unterwerfung nicht als einen Hauptgrundsatz enthält, muß von vorneherein als ein in seiner

[1] Conc. Vatican. Const. dogm. de fide cath. cap. 4.
[2] Conc. Vatican. Const. dogm. de fide cath. cap. 4.

Digitized by Google

Grundlage verfehltes bezeichnet werden. Es mag immerhin manche Sätze enthalten, die mit der Offenbarung im Einklang und wahr sind, dieß kann aber nur trotz, nicht kraft seines mangelhaften Systems geschehen.

Übereinstimmung mit dem ganzen Inhalte der Offenbarung ist das erste und wesentlichste Moment jener principiellen Christlichkeit, welche wir von jeder Philosophie fordern müssen, die Anspruch auf Berechtigung erhebt. Immerhin aber erschöpft diese Übereinstimmung noch nicht den Begriff jenes christlichen Gepräges. — Nach dem Gesagten sind wir vollständig berechtigt, von einem Dienstverhältniß der Philosophie zu sprechen. Doch kann dieser Ausdruck leicht eine falsche Auffassung veranlassen. Es liegt in dieser Abhängigkeit nichts Entehrendes, nichts Erniedrigendes für diese Wissenschaft, sie ist nicht ein drückendes Joch, nicht eine die wahre, wirkliche Freiheit einschränkende Fessel. Nein, es handelt sich hier um eine überaus wünschenswerthe und segensreiche Leitung und Förderung. Je vertrauensvoller daher die philosophische Forschung sich derselben hingibt, je eifriger sie sich dieselbe zu Nutzen macht, desto größer und solider wird ihr Fortschritt sein. — Unvereinbar endlich mit dieser Christlichkeit ist jene wie vom Vaticanum so auch hier verurtheilte Methode, „sich mit den leidigen Glaubenswahrheiten abzufinden", welche zumal in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der kirchlichen Wissenschaft so viel Unheil angerichtet hat. Da wurde zuerst ein philosophisches System, welches außerhalb des Christenthums oder gar im schärfsten Gegensatz gegen dasselbe erstanden, aufgestellt und dann an der kirchlichen Lehre gezerrt und gedeutet, bis wenigstens der Schein der mangelnden Übereinstimmung gewonnen schien. Selbstverständlich konnte dieß nicht geschehen, ohne daß dem Dogma ein von seiner ursprünglichen und natürlichen Bedeutung ganz verschiedener Sinn unterstellt war. Eine solche Philosophie verkehrte ihre naturgemäße Stellung zur Theologie in das gerade Gegentheil, maßte sich somit eine Herrschaft an, zu der ihr die Berechtigung und Befähigung fehlte. Die traurigen Folgen dieser unphilosophischen Empörung machen sich noch immer fühlbar und ihre Beseitigung bezweckt gerade das päpstliche Schreiben.

Jegliches philosophische System muß also, um wahr sein zu können, principiell christlich sein. Hiermit sind wir nun im Besitze eines Merkmals, welches uns bei unserem Suchen nach der wahren Philosophie von größtem Nutzen sein muß. Wie viele Systeme können wir durch

Digitized by Google

Anwendung dieses Criteriums von vorneherein als gehaltlos bei Seite legen und von der weiteren Concurrenz ausschließen!

Noch viel entscheidender für diese Wahl ist das zweite der hier aufgestellten Kennzeichen. Die wahre Philosophie muß in ihren Hauptsätzen, in den Anfängen ihrer Entwicklung bis zu den Zeiten der Apostel hinaufreichen, mit den besten Leistungen der vorchristlichen Weltweisheit in organischer Verbindung stehen. — Auch dieß ist eine Forderung, welche wir — die Thatsache der christlichen Offenbarung vorausgesetzt — im Namen der bloßen Vernunft zu erheben berechtigt sind. Gehen wir auf die Begründung dieses Satzes an der Hand der Encyklika genauer ein.

Mit der Offenbarung selbst mußte eine christliche Philosophie erstehen. Dieselbe mußte von Anfang an in ihren Grundprincipien das Wahre treffen und diesen Kern unter dem Schutze und an der Seite der Wissenschaft des Glaubens im Laufe der Jahrhunderte in ununterbrochener Continuität entfalten. — In diesen Sätzen glauben wir den Beweisgang kurz skizzirt zu haben.

Der Glaube bedurfte des Wissens und das Wissen bedurfte des Glaubens. Dieses gegenseitige Bedürfniß mußte mit Naturnothwendigkeit eine Restauration der vorchristlichen Weltweisheit veranlassen, das Erstehen einer christlichen Philosophie herbeiführen. Die Einführung des Christenthums in die gebildeten Kreise, ihre Vertheidigung gegen wissenschaftliche Gegner forderte die philosophische Entwicklung der vom Glauben vorausgesetzten und ihn stützenden Wahrheiten, forderte die speculative Erfassung der bestrittenen Wahrheiten. Die Pflege der Philosophie war also für den christlichen Lehrer ein unabweisbares Bedürfniß. In derselben Richtung wirkten sodann nothwendigerweise die Vortheile, welche die philosophische Forschung sich in der Offenbarung angeboten sah. Ferner brauchte diese neue christliche Weltweisheit nicht aus dem Nichts zu erstehen. Es mußte schon früher eine Philosophie bestanden haben, die nicht ganz werthlos gewesen sein konnte; waren ja doch schon Perioden hoher geistiger Cultur in den Annalen der Geschichte verzeichnet. Eine Vernachlässigung dieser Leistungen konnte nicht in dem Plane der göttlichen Vorsehung liegen. Davor schützte übrigens auch schon der natürliche Gang der Dinge. Die Träger der christlichen Wissenschaft waren selbst in den Schulen der vorchristlichen Weisheit auferzogen. Sie waren also naturgemäß angewiesen, das heid-

Digitized by Google

nische Wissen an der Hand der Offenbarung zu läutern und ebendadurch zu christianisiren. Ein gewisser Eklekticismus mußte also in dieser ersten Periode vorherrschen. Das Gute wurde bewahrt und festgehalten, das Falsche und Trügerische sorgsam ausgeschieden. Durch diesen Proceß konnte freilich die Philosophie einen Aufschwung nehmen, der einer Neubildung nahe kam.

Diese christliche Philosophie mußte von Anfang an in ihren wesentlichsten Sätzen einen Kern reiner, lauterer Weisheit enthalten. — Denn zunächst wurde ja in der Offenbarung eine Reihe auch der reinen Vernunft absolut zugänglicher Wahrheiten mit solcher Klarheit und Bestimmtheit vorgetragen, daß sie unmöglich verborgen bleiben oder mißverstanden werden konnten. Ferner waren diese Wahrheiten gerade die grundlegendsten, mit deren jeder wieder eine ganze Reihe weiterer Sätze gegeben war. Andererseits war eben doch auch eine nicht unbeträchtliche Zahl philosophischer Principien der menschlichen Vernunft wie anerschaffen, drängte sich ihr mit solcher Klarheit auf, daß sie sich der Erkenntniß derselben nur mit Gewalt hätte erwehren können. Hierher gehören Wahrheiten, wie z. B. die Objectivität der sinnlichen Wahrnehmungen, die Principien der Ursächlichkeit, des Widerspruches u. a. Wir müßten fürwahr an der menschlichen Vernunft selbst verzweifeln, wenn diese Erkenntnisse nicht von Anfang an gewonnen und festgehalten worden wären.

Was endlich den Entwicklungsgang der neuen Philosophie betrifft, so mußte sich derselbe wohl nach der Regel alles irdischen Werdens richten. Aus unscheinbarem Keime — so müssen wir also nach aller Analogie annehmen — erwuchs im Laufe der Jahrhunderte der stattliche Baum eines ausgebildeten Systems. Es gilt eben auch hier der alte Satz: Natura non agit per saltus. Freilich haben wir es nicht mit der bloßen Natur zu thun, müssen vielmehr auch noch die Wirkung der wie über der Kirche überhaupt, so auch über der kirchlichen Lehre und Wissenschaft waltenden göttlichen Vorsehung in Rechnung bringen. Aber es ist eben doch ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß dieß göttliche Wirken nicht so sehr in einem außerordentlichen Eingreifen in die Ordnung der Natur besteht, als in einer in ihren Folgen überaus mächtigen und doch in der Wahl ihrer Mittel überaus einfachen Verwerthung der in der Natur liegenden Kräfte für die Ziele und Absichten einer unendlichen Weisheit. Es konnte — so müssen wir also von vorneherein schließen — dieser Bildungsproceß nicht die Geistes-

Digitized by Google

arbeit eines Mannes oder einer Periode sein, nein, er mußte das Werk einer durch alle christlichen Jahrhunderte sich hindurchziehenden Reihe hoher Intelligenzen sein, die, durch ununterbrochene Continuität mit einander verbunden, dasselbe stufenweise seiner Vollendung entgegenführten. Jeder der großen Geister, welcher ein Glied in dieser Kette bildete, nahm doch wohl während seines eigenen Bildungsganges die Errungenschaften der Vorzeit in sich auf. In je vollerem Maße er dieses that, je sorgsamer er dieselben für den Ausbau des Lehrgebäudes verwerthete, desto gediegener und fruchtbringender mußte sein Wirken sein. — Nur so konnte und so mußte ein in seinen Haupttheilen vollendetes System der christlichen Philosophie entstehen. Dieß sagt uns nicht nur die Natur der Sache selbst, dafür bürgt uns auch das sich an den Gang der Natur anschließende Walten der göttlichen Vorsehung. Es ist ein Zeichen krankhafter Selbstüberschätzung und philosophischer Untüchtigkeit mit stolzer Vernachlässigung der Leistungen der ganzen Vergangenheit, sich einzig auf sich selbst und seine eigene Geisteskraft stellen zu wollen. Die Erfindung der wahren, christlichen Philosophie in das 17. oder 18. Jahrhundert verlegen, heißt dem Skepticismus Thür und Thor öffnen. Denn wenn die menschliche Vernunft trotz der in der Offenbarung liegenden Hilfe 17 bis 18 Jahrhunderte in Betreff der Grundprincipien irrte, wenn alle mit solcher Geisteskraft und Denkfähigkeit vertheidigten Hauptsätze eitel Irrthum und Täuschung waren, dann kann auch das so spät aufflackernde Licht eines Bacon, Descartes oder Kant nicht mehr auf Vertrauen, sondern muß auf unheilbaren Zweifel rechnen. — Wir sind also wohl berechtigt, mit der Encyklika eine bis zu den Anfängen des Christenthums hinaufreichende Continuität der Entwicklung als ein wesentliches Criterium der wahren Philosophie aufzustellen.

Hiermit ist in diesem ersten Theil des päpstlichen Schreibens die Grundlage des für die Alleinberechtigung der Scholastik zu erbringenden Beweises gelegt. Es erübrigt nun nur noch, die beiden wesentlichen Merkmale an der scholastischen Philosophie nachzuweisen. Denn wenigstens jene nothwendige Continuität kann sich nur in dem einen wahren Systeme finden. Zeigen wir also, daß sie der Scholastik zukommt, so sind eben dadurch alle übrigen Systeme — als eines wesentlichen Kennzeichens entbehrend — einfach abzuweisen. Dieser Nachweis nun wird im zweiten Theile angetreten. In dem ersten war aus dem Inhalt und der Natur der Offenbarung, sowie aus ihrem

Digitized by Google

Verhältniß zum natürlichen Wissen das Entstehen einer christlichen Philosophie hergeleitet und ihre Verwendung für die Wissenschaft des Glaubens vorherbestimmt worden. Nun wird an der Hand der Geschichte die Erfüllung dieser Vorhersagung nachgewiesen. Hierbei zeigt sich, daß gerade die verschiedene Art dieser Verwendung den einzelnen Entwicklungsperioden der kirchlichen Wissenschaft ihr eigenthümliches Gepräge verleiht.

Im Zeitalter der Apologeten sehen wir die „griechische Weisheit" zur Empfehlung des Evangeliums und zur Abwehr der äußeren Feinde verwerthet. Wie deutlich tritt schon hier die Bereicherung zu Tage, welche dem Schatze des natürlichen Wissens durch die Offenbarung zu Theil wurde. Wie klar und bestimmt finden sich in diesen Schutzschriften die Hauptlehren der Theodicee, Kosmologie und Psychologie ausgesprochen. Wie rasch entwickelt sich beim Erweise für die Glaubwürdigkeit des Evangeliums die Gotteslehre. Unverkennbar tritt die Anknüpfung an die vorchristliche Philosophie hervor, jene eklektische Methode, die mit Hilfe des neuen Lichtes aus dem Schutte der alten Systeme die Goldkörner sorgsam aussucht, um sie in Beweisgründe zu Gunsten der göttlichen Lehre umzuprägen. — Die eigentliche Patristik setzt diese Arbeit mit immer wachsendem Eifer und Geschicke fort, wurde aber außerdem durch die nun auftretenden großen Irrlehrer veranlaßt, die bestrittenen Glaubenswahrheiten speculativ zu erfassen, wissenschaftlich zu formuliren und gegen die erhobenen Einwendungen sicherzustellen. Dieß forderte schon tiefergehende philosophische Untersuchungen, welche eine reiche Ausbeute nicht nur für die Theologie, sondern fast im selben Maße für die Philosophie liefern mußten. Freilich, den Gegenstand dieses eingehenderen Studiums bestimmte nicht so sehr das wissenschaftliche Interesse als vielmehr das praktische Bedürfniß. Wo immer die Reinheit des Glaubens gefährdet wurde, da waren sofort die Wächter desselben zu ihrem Schutze zur Stelle. Zu einer Systematisirung des in diesen dogmatischen Kämpfen sich ausbildenden theologischen und philosophischen Wissens konnte noch nicht geschritten werden. Es fehlte hierzu den Vätern im Drange der Vertheidigung und im Getriebe jener sturmbewegten Zeiten nicht nur die wissenschaftliche Muße, sondern der Entwickelungsproceß hatte eben dortmals noch nicht so viel Material zu Tage gefördert, daß sich das Bedürfniß nach einer solchen Zusammenordnung fühlbar machen konnte. Die Aufgabe dieser Periode war es also, die kostbaren Bausteine zu liefern, welche dann, nachdem die wilden Gewässer der Völkerwanderung

Digitized by Google

abgelaufen und die heutige Staatenordnung wenigstens in ihren Hauptzügen aus den endlosen Kämpfen der karolingischen Zeit hervorgegangen war, die großen Meister der ältern Scholastik mit jenem bewunderungswürdigen Sinn für Gedankensymmetrie zu dem Wunderbau der scholastischen Wissenschaft aneinanderfügten. Erst in dieser dritten Periode war nach dem Gange der Natur der systematische Abschluß möglich. Ihr auch hatte die Vorsehung gewissermaßen die zu diesem Werke erforderlichen Talente und Hilfsmittel vorbehalten. Bezeichnender Weise sah dieses selbe Jahrhundert, das diese Dome im Reiche der Geister erstehen sah, auch jene unübertroffenen Meisterwerke der christlichen Kunst emporsteigen. Es war eine Zeit fruchtbarer, geistiger Reife. Endlich müssen wir es als eine offenbare Fügung der göttlichen Vorsehung bezeichnen, daß gerade zu der Zeit, in welcher das von der Patristik zu Tage geförderte Baumaterial durch den Lombarden und seine Schüler allmählich angesammelt und zur Verwendung bereit gelegt war, dem Abendlande aus Spanien von den Arabern die aristotelische Philosophie zugetragen wurde; jene Philosophie, welche in so hervorragender Weise gerade die Elemente enthielt, welche zur Methodik und Systematisirung der zu vollendeten Wissenschaft die nothwendigsten waren.

Aus dieser Skizzirung dürfte klar sein, wie eng die Ausbildung des theologischen und philosophischen Wissens mit einander verbunden war. Dieses wuchs im Dienste und unter dem Schutze jenes heran, sie durchliefen parallel dieselben Entwickelungsphasen. Es war dieses Verhältniß nicht das Werk des Zufalls, lag vielmehr, wie wir oben sahen, in der Natur der Sache, es war oberster Grundsatz der erstehenden christlichen Philosophie — ein Grundsatz, den wir die Lehrer dieser neuen Schule von Clemens von Alexandrien bis zum hl. Thomas in den verschiedensten Wendungen vortragen hören. Wir können uns also einen besonderen Nachweis für die principielle Christlichkeit der scholastischen Philosophie ersparen. — Nur noch auf Eines wollen wir aufmerksam machen. Auch diese geschichtliche Übersicht und die sich aus ihr ergebende innige Verwandtschaft der natürlichen und übernatürlichen Wissenschaft zeigt uns, daß das Gedeihen und die Sicherstellung der letzteren von der kirchlichen Autorität nicht ohne gleichzeitige Ueberwachung der ersteren besorgt werden kann. Wir haben also hier weitere Beweismomente für das Aufsichtsrecht, das der Kirche auch über das Gebiet des rein natürlichen, zumal des philosophischen Wissens zusteht.

Noch erübrigt, durch einige Zeugnisse das zweite we-

Digitized by Google

sentliche Kennzeichen: jene Continuität der Entwickelung in der Scholastik nachzuweisen. Selbstverständlich müssen wir uns hier auf das Wesentlichste und Schlagendste beschränken. Die Stellung, welche die christliche Wissenschaft zur heidnischen Weltweisheit einnahm, ist wohl am deutlichsten in den Angaben gekennzeichnet, welche uns der hl. Gregor, der Wunderthäter, über den Studienplan der alexandrinischen Schule mittheilt. Wie er uns berichtet, verlangte Origenes, wohl der maßgebendste Lehrer dieser Schule, von seinen Schülern, daß sie die Schriften aller alten Philosophen durchforschten, mit Ausnahme der Atheisten. Er selbst erklärte ihnen alle diese Auctoren, auf daß ihnen keines der griechischen Philosopheme unbekannt bleibe. So hoffte er zu verhüten, daß sie sich blindlings einem Systeme hingaben, eine Einseitigkeit, deren sich, wie er bemerkt, Viele schuldig machen. Wo immer er dann in diesen Schriftstellern einen nützlichen, wahren Lehrsatz fand, wies er ihn seinen Schülern sorgsam auf, zumal, wenn derselbe geeignet war, die Gesinnung wahrer Frömmigkeit in ihnen zu nähren: das Falsche und Trügerische aber schied er aus[1]. — Es war vor allem die platonische Philosophie, welche in diesen ersten christlichen Jahrhunderten zur Verwendung kam. In Plato und Aristoteles gipfelte die Weisheit des Alterthums, und diese Höhe mußte nun der Ausgangspunkt der neuen christlichen Weisheit werden. Daß zuerst Plato verwerthet wurde, lag in den Zeitverhältnissen, deren sich auch hier das göttliche Walten zum Wohle der Kirche bediente. Seine Philosophie herrschte eben zu jener Zeit in den Schulen von Alexandrien und Athen vor, in welchen auch die Christen vielfach ihre wissenschaftliche Ausbildung suchten. — Innerhalb der patristischen Philosophie tritt die Continuität der Entwickelung nicht so scharf hervor, weil eben eine systematische Zusammenfassung noch fehlte und das Bedürfniß der Abwehr dem theologischen Studium seine jeweilige Richtung gab. Immerhin sehen wir aber auch hier jeden nachfolgenden Forscher, wie es schon das Wesen der theologischen Wissenschaft mit sich brachte, die Resultate seiner Vorgänger sorgsam verwerthen und bei der Entscheidung neuer Fragen zu Rathe ziehen. Ferner erweckte Gott der Kirche in diesem Zeitraume einen Mann, der, auf dem geistigen Höhepunkte stehend, im Kampfe gegen alle Irrlehrer seiner Zeit gewissermaßen das ganze theologische und philo-

[1] S. Gregor. Thaumat. Oratio panegyrica in Originem nn. 7—12, besonders n. 13. Migne P. P. Gr. t. 10. col. 1078 sqq.

Digitized by Google

ſophiſche Wiſſen dieſer erſten Zeit zuſammenfaßte. So bildete denn auch von jeher der hl. Auguſtinus den geeigneten Anknüpfungspunkt an das Wiſſen der Väter. Daher ſein maßgebender Einfluß auf die kirchliche Wiſſenſchaft der Folgezeit.

Um endlich ſich von der innigen Verknüpfung der Patriſtik mit der Scholaſtik zu überzeugen, genügt ein Blick auf das Handbuch der ältern Scholaſtik: die „Libri Sententiarum“ Peter des Lombarden. Ja ſchon der Titel allein genügte. Er bietet uns „Das Buch der Lehrſätze“ — nämlich der heiligen Väter[1]. In der Vorrede ſetzt ſodann der Verfaſſer ſelbſt den Werth ſeines Buches darein, daß es durch Zuſammenſtellung der Ausſprüche der Väter in aller Kürze ihre Lehre darlege; es könne alſo hier ohne Mühe in kürzeſter Zeit gefunden werden, was ſonſt mit großer Anſtrengung aus einer Unzahl von Schriften zuſammengeſucht werden müßte[2]. Und wirklich werden hier die einzelnen Lehrpunkte in einer gewiſſen ſyſtematiſchen Ordnung vorgeführt, bei jedem derſelben das Für und Gegen aus den heiligen Vätern zuſammengeſtellt und ſchließlich ein Ausgleich der meiſtens nur ſcheinbar ſich widerſprechenden Sätze verſucht. In Übereinſtimmung mit dem oben Bemerkten wird ganz beſonders von den Schriften des hl. Auguſtin ein ausgiebiger Gebrauch gemacht. Übrigens könnten wir für dieſen Nachweis mit ebenſo viel Grund unſeren Leſern das zweite Lehrbuch der Scholaſtik, die Summa des hl. Thomas, vorlegen[3]. Auch ſie enthält — freilich in weit vollendeterer Form — eine ſyſtematiſche Zuſammenfaſſung des geſammten pa-

---

[1] Fr. Toleti, Enarratio in Summam Theologiae S. Thomae Aq. Romae 1869. tom. 1. p. 4. „Dicitur liber Sententiarum eo quod dicta et Patrum sententiae circa doctrinae sacrae mysteriorum declarationem ibi contineantur.“

[2] Petrus Lombardus, Libri Sententiarum Prolog. „Non debet igitur hic labor cuiquam pigro vel multum docto videri superfluus, cum multis impigris multisque indoctis, inter quos etiam et mihi sit necessarius, brevi volumine complicans Patrum sententias, appositis eorum testimoniis, ut non sit necesse quaerenti librorum numerositatem evolvere, cui brevitas, quod quaeritur offert sine labore.“

[3] Dieß hebt auch ein Satz der Anrede hervor, welche der heilige Vater am 24. Nov. 1878 an die Profeſſoren der Gregorianiſchen Univerſität richtete. Derſelbe faßt überhaupt in prägnanter Kürze den ganzen Gedankengang der Encyklika zuſammen: „Hanc veri nominis scientiam non aliam esse putamus, quam quae ab Ecclesiae Patribus profecta et in perfectum doctrinae corpus a Scholasticis Doctoribus, praesertim vero ab eorum principe divo Thoma Aquinate redacta ab oecumenicis Conciliis et Romanis Pontificibus summis laudibus exornata, catholicis studiorum Universitatibus et gymnasiis per plures aetates lex fuit et norma docendi.“ Katholik, 1878. 2. Hälfte (Bd. 40) S. 669.

tristischen Wissens, auch in ihr macht sich eine durchaus berechtigte Bevorzugung des hl. Augustinus bemerklich.

Daß endlich innerhalb der Scholastik eine wirkliche Continuität und Fortbildung der von den Vätern überkommenen Lehre bestand und jene Übereinstimmung in den Hauptprincipien herrschte, welche uns berechtigt, dieselbe als ein System, als eine philosophische Schule zu betrachten, ist wohl im Ernst noch nie bestritten worden. Dafür bürgte übrigens schon die bloße Thatsache, daß während der ganzen Dauer der älteren und neueren Scholastik — also vom 12. bis zum 18. Jahrhundert — dem theologischen Unterrichte die Libri Sententiarum des Lombarden und die Summa des hl. Thomas, dem philosophischen aber die aristotelischen Schriften zu Grunde lagen. Denn auch die im Laufe des 17. Jahrhunderts in Aufnahme kommenden Cursus theologiae und philosophiae unterschieden sich in ihrem Lehrgehalt nicht wesentlich, in ihrer Anordnung und Methode nur wenig von den vorher üblichen Commentaren.

So glauben wir denn an der Hand der Encyklika in der Scholastik jene beiden Hauptmerkmale der wahren Philosophie nachgewiesen zu haben. Das Mark der vorchristlichen Weisheit einsaugend, wuchs sie im Dienste und unter dem Schutze der Offenbarung heran, also in den bei der gegenwärtigen Ordnung der Vorsehung günstigsten Verhältnissen. Die Summe der Erkenntnisse, welche ihr die Offenbarung und die in diesem neuen Lichte vorgenommene Prüfung des natürlichen Wissens bot, hat sie in ununterbrochener Continuität geläutert, entwickelt und bereichert. Wenn auf diesem Wege die menschliche Vernunft nicht in den Besitz der Wahrheit gelangt ist, so muß sie an der Erreichung derselben überhaupt verzweifeln. Der schlagendste Beweis also für die Alleinberechtigung der scholastischen Philosophie liegt in der Geschichte ihrer Entwickelung. Daher hat auch das päpstliche Rundschreiben an diesem Punkte angesetzt.

So hätten wir nun die wahre Schule gefunden. Doch zur Einführung in dieselbe bedürfen wir eines Lehrers, dem wir uns mit voller Zuversicht anvertrauen können. Einen solchen weist uns der dritte Theil der Encyklika auf.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Ehrle S. J.

Digitized by Google

Beiträge zur Würdigung des Propheten Ezechiel.

IV. Sturz des Königthums und dessen Begründung [1].

Das 11. Kapitel schließt mit der Angabe, daß Ezechiel den Verbannten alles mitgetheilt habe, was der Herr ihm in der Vision gezeigt hatte. Die Aufschlüsse, die dem Propheten geworden sind und die ihm (Kap. 8—11) die innersten Ursachen des Strafgerichtes und dessen gottgeordnete Ausführung an der verblendeten Stadt und den verstockten Einwohnern in plastischen Formen und vom göttlichen Standpunkte aus entrollten, sollten ja nicht todt und unfruchtbar in seinem eigenen Geiste ruhen, oder nur seiner persönlichen Belehrung und Ermunterung dienen; wie seine ganze Persönlichkeit nun einmal in den Dienst seines Volkes, auch unter Bringung der schwersten Opfer (Kap. 4), hineingezogen ist, so müssen gleichfalls die ihm geschenkten Erleuchtungen und Visionen ihrerseits für sein Volk nutzbringend gemacht werden. So verlangt es der innige Zusammenhang zwischen Prophet und Volk; das entspricht zugleich der übernatürlichen Leitung, die der Herr seit der Bundesschließung seinem Volke angedeihen ließ, und der Schule des Glaubens, in der er es erzog und weiterhin noch bilden wird.

An diese Mittheilungen nun schließt sich in ganz sachgemäßem Fortschritt das 12. Kapitel an, und zwar nach zwei Seiten hin. Hatte der Prophet oben in symbolischen Handlungen Jerusalems Belagerung und Fall versinnbildet (Kap. 4) und im Allgemeinen das dieser Katastrophe folgende Loos dargestellt (Kap. 5), so ist es nun seine Aufgabe, in specieller Weise das Schicksal des Königs vorherzusagen — die tiefste Verdemüthigung der theokratischen Königswürde ist zugleich der beredte Ausdruck und das unabweisbare Symbol der Strafe für den gebrochenen Bund, der schmachvollen Dahingabe des auserwählten Volkes in die Gewalt seiner höhnenden Dränger. Führt so das 12. Kapitel die symbolisch-prophetischen Handlungen den künftigen Ereignissen entsprechend voran, so dient es auch weiterhin nach der Schilderung der rein innern Vorgänge durch die sinnfällige Darstellung zur Hervorbringung einer größern Wirkung. Hat etwa die Mittheilung des vom Propheten inner-

[1] Siehe diese Zeitschrift Bd. XVII. S. 528.

lich Geschauten und Erlebten seine Zuhörer nicht oder wenig ergriffen, und waren diese Sprache und diese Bilder noch zu wenig packend und den ganzen Menschen fesselnd, wohlan: Gottes Mittel sind noch nicht erschöpft; er wählt eines, das die äußern Sinne treffen und so den Stumpfsinn selbst zur fragenden Neugierde anregen muß. Widerspenstig und hartherzig ist ja das Volk — so leitet Kapitel 12 selbst die folgende Handlung ein —, darum soll die Unmittelbarkeit der sinnlichen Anschauung selbst zu ihnen sprechen. Treffend bemerkt Hieronymus zu 12, 1: „Weil sie deine Worte verachten, so lehre sie durch Bild und Gemälde und zeige es ihnen in körperlichen Darstellungen, damit sie die künftige Gefangenschaft nicht bloß mit dem Gehör, sondern auch mit den Augen erfassen lernen."

Die Handlung selbst, die der Prophet vor Aller Augen vollbringen soll, ist leicht verständlich. Mit Wandergeräthe beladen soll er sich zeigen, soll am Abend als Rettung suchender Flüchtling es forttragen, soll fliehen, aber erst durch das Durchbrechen der Mauer sich die Flucht ermöglichen und dann verhüllten Antlitzes und im Finstern seinen Weg gehen; „denn zum Wunderzeichen habe ich dich gesetzt für das Haus Israel".

Fürwahr eine Scene, die in ihrer durchsichtigen Einfachheit sowohl die genaueste Prophetie für das Loos des Königs bei Jerusalems Eroberung enthält — die nächtliche Flucht, die Gefangenschaft, die von Nabuchodonosor verhängte Blendung des unglücklichen Fürsten (vergl. Jer. 39, 1; 52, 4. 4 Kön. 25, 4) — als auch zeigt, auf welch eindringlichen Wegen Gottes Gnade sich den Verbannten am Flusse Chobar zu nähern und sie unter ihren Einfluß zu bringen suchte.

Im Schicksale des Königs kommt selbstverständlich auch das des Volkes zum Ausdruck. Beide sind ja in der Sünde und im Abfall von Gott, also auch in der Strafe eng verbunden, und die Erniedrigung des Königs ist die schwerste Züchtigung für das Volksgefühl; weßhalb der Prophet alsbald der stummen Predigt durch die Handlung auch das erklärende Wort beifügt (12, 10 u. f.). Die symbolische Andeutung der Flucht, die nur einmal gegeben wurde, soll in ihrer Wirkung auf Sinn und Gemüth, wenn möglich, dauernd fixirt werden; daher erhält der Prophet (12, 17) den neuen Auftrag, in seiner Lebensweise das Bangen und Zagen abzubilden, womit das drohende Strafgericht Jerusalems Bewohner heimsuchen wird. Und wenn das alles sich erfüllt haben wird, dann — so tönt es hier wiederholt und klingt immer und immer wieder

Digitized by Google

im Buche Ezechiels — „sollt ihr wissen, daß ich Jehovah bin". Ein bedeutsamer Refrain! Jehovah, der Seiende, ist der Name, den Gott bei dem großen Wendepunkte der israelitischen Geschichte, bei der Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft, feierlich als den erklärte, der von jetzt an seine unterscheidende Benennung sein sollte. Wie er nämlich in der Patriarchenzeit sich vorzüglich als den „allmächtigen Gott" bezeichnete und durch diesen Namen selbst diese Zeit als eine Periode der Hoffnung und des gläubigen Harrens auf die Erfüllung des den Patriarchen zugesagten Bundes benannte mit dem Hinweis auf die Macht des Versprechenden, so wählt er als die Signatur der Periode, die jene Versprechen zu verwirklichen beginnt, die Bezeichnung des Seienden: er, der ewig in sich und aus sich allein Seiende, will nun durch die Verwirklichung der gegebenen Verheißungen, zunächst durch Schließung des Bundes und durch die wirkliche Übergabe des Unterpfandes, des versprochenen Landes, und durch seine ewige Treue in der Durchführung des Heilsplanes sich als den Seienden, d. i. den wirklichen, unwandelbar treuen Gott der That und Ausführung bewähren. Daher setzt er feierlich als Devise und Compendium der neuen Epoche seinen Namen Jehovah an die Spitze. Tritt Moses vor das Volk hin mit dem bedeutsamen Worte: „Der ist (Jehovah), hat mich gesandt", so soll eben das Wort selbst die heranbrechende Verwirklichung bezeugen — und wenn im Laufe der Zeit sich Schwierigkeiten aufthürmen und menschliche Macht und Bosheit, ja die Verkehrtheit und Halsstarrigkeit der Erkorenen selbst dem Werke des Herrn den Untergang zu bereiten drohen, so soll der Name Jehovah in sich selbst die Bürgschaft der Verwirklichung des unaufhaltsam in That und Leben sich umsetzenden Gottesplanes tragen. So ist Jehovah recht eigentlich der Name für den Bundesgott. Von diesem Gesichtspunkte aus, den uns die Gotteserscheinung an Moses in ihrem Zusammenhange mit der Patriarchengeschichte lehrt, mögen wir nun die Bedeutung der so oft wiederkehrenden Formel: „und sie werden wissen (erfahren), daß ich Jehovah bin", erfassen, besonders wenn wir uns an die Vision des Propheten, die Vision der Herrlichkeit Jehovahs, erinnern. Diese Formel gibt den Strafgerichten ihr volles heilsgeschichtliches Gepräge, sie spricht den innersten Kerngedanken der übernatürlichen Vorsehung aus. Sie sollen an sich erfahren und zur theoretischen und praktischen Einsicht kommen — Weg und Mittel dazu sind eben die Strafgerichte —, daß der Bundesgott an seinem Bunde festhält und daher einerseits die Bundesbrüchigen züchtigt, aber auch ununterbrochen

seine Verheißung der Verwirklichung entgegenführt, daß er ein Gott der Wirklichkeit, der That, des Lebens, kurz, in Wahrheit der Seiende ist. Damit ist den Strafgerichten ihr wahrer Charakter aufgedrückt. Sie sind nicht, was sie etwa äußerlich scheinen, Zerstörung, Auflösung, Zertrümmerung der alten geheiligten theokratischen Formen: sie haben die Aufgabe der Anbahnung und Verwirklichung. Und so ist diese Formel selbst einerseits die ernsteste und einschneidendste Drohung, andererseits Einladung zur Hoffnung, Bürgschaft der Verzeihung und Rettung, gerade wie die Einleitungsvision in ihren Emblemen diese doppelte Seite der geschichtlichen Bedeutung des Namens Jehovah so ausdrucksvoll abbildet.

Noch eine andere Bemerkung, ehe wir weiter gehen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Ezechiel die im 12. Kap. bezeichnete symbolische Handlung wirklich ausgeführt habe. Damit aber gewinnen wir für unsere oben dargelegte Auffassung (von Kap. 4) der symbolischen Belagerung Jerusalems einen neuen Beweis. Denn es ist von selbst in die Augen springend, daß die im 12. Kap. dargestellte Flucht nur die Fortsetzung der oben vom Propheten durchlebten und dargestellten Ereignisse bildet. Über den inneren Zusammenhang und Fortschritt kann man nicht zweifeln. Wenn aber das, so ist es einzig sachgemäß, daß diese ganze Reihe von Handlungen, wie sie innerlich zusammengehören, so auch äußerlich in gleicher Weise dargestellt werden; oder mit andern Worten: weil Kap. 12 offenbar die Fortführung der in Kap. 4 eingeleiteten Ereignisse ist, diese Fortführung aber in der äußeren Wirklichkeit vom Propheten dargestellt wurde, so gilt dasselbe von der Einleitung und dem ersten Theil der Ereignisse.

An die eindringliche Predigt der That reiht auch hier der Prophet das ergänzende und erklärende Wort an; zunächst dasjenige, das sich eng an die symbolische Handlung selbst anschließt. Sodann ein anderes, das geeignet ist, dem ersteren seinen Eindruck und seine Wirkung gegen die Einwände des Unglaubens oder des Leichtsinnes zu wahren. Daher wendet sich der Seher (12, 21—28) gegen zwei Gattungen von Menschen. Die erste läugnet frivol die Wahrheit der Weissagung selbst; die zweite tröstet sich mit der Hoffnung, es werde wohl die Erfüllung noch lange auf sich warten lassen. Beide Richtungen sind geschichtlich und psychologisch leicht zu begreifen. Jerusalems Zerstörung, oder allgemeiner: die Verwerfung des Volkes, war seit Jahrhunderten Gegenstand der Weissagung. Schon Moses sagt den Abfall des Volkes und dessen Folge,

Digitized by Google

die Zerstreuung, vorher[1] und drohender stets und bestimmter alle folgenden Propheten, über deren Wirksamkeit uns ihre Schriften Aufschluß geben. Gottes Mühlen mahlen langsam. Was Wunder, daß da schließlich der Unglaube, durch die anscheinende Verzögerung ermuthigt, frech läugnet und die Bequemlichkeit sich tröstet: gut, uns wird es nicht treffen — post nos diluvium! Beiden hält der Seher ein kurzes entschiedenes Wort entgegen, wie es sich eben für den ziemt, der im Bewußtsein göttlicher Sendung, also in Macht und Wahrheit, lehrt. Den Erstern dient der Hinweis, daß der Herr dem Stichworte des spöttelnden Unglaubens „die Tage verziehen sich und alle Weissagung wird zu Nichts", thatsächlich ein Ende machen werde, und daß ebenso die Stütze des Unglaubens, die falsche Prophetie, verstummen und aufhören werde bei der Wucht der hereinbrechenden Ereignisse — den Andern die einfache, aber ernste Behauptung, daß die Erfüllung ohne Verzögerung eintreten solle.

Die Katastrophe steht also unabwendbar bevor. Sie ist durch That und Wort des Sehers dem Volke bereits nahe gebracht worden. Aber soll dieser allgemeine Eindruck die gottgewollte Wirkung erzielen, die moralischen Schäden heilen und eine fruchtreiche Umkehr und Besserung anbahnen, so muß auf dem Hintergrunde des erschütternden Nationalunglückes die tiefste und einzige Ursache, die Untreue, der Abfall von Gott, recht klar und eindringlich sich abheben. Es muß das Schuldbewußtsein geweckt, Umfang und Tiefe der Schuld so aufgedeckt werden, daß endlich auch dem Verstockten sich die Schamröthe aufzwingt. So erhält die Katastrophe selbst einerseits ihre Begründung, andererseits wird sie für den zu erreichenden Zweck nutzbar gemacht, und der Prophet waltet seines Amtes, Ausleger der Thaten Gottes zu sein. Das ist die leitende Idee, welche die folgenden Kapitel mit ihren Schilderungen des alle Schichten des Volkes durchdringenden Verderbens eint und durchdringt. Sie reihen sich daher zweckmäßig an das Vorhergehende an und bilden auch insofern einen Fortschritt, als sie die in Kapitel 8—11 enthaltene Vision über Israels sittliches Verderben ergänzen, erklären, beziehungsweise für Ezechiels Zuhörer erst recht verständlich machen. Sie legen den Inhalt jener Vision dar und zeigen uns wiederum, wie der Prophet die ihm durch die Vision bildlich und symbolisch übermittelten Ideen in seinen Ansprachen an das Volk fruchtbringend macht. Denn

[1] Deut. 28, 30.

Digitized by Google

für ihn gilt vorzugsweise: „Jedem wird die Offenbarung des Geistes gegeben zum Nutzen“ (1 Kor. 12, 7).

Das Gemälde des in Israel herrschenden sittlichen Verderbens wird im Anschlusse an die 12, 24 gegebene Andeutung mit der Schilderung des Treibens der falschen Propheten eröffnet, die eben so recht die treibende Ursache und die Beförderer des Abfalles von Gott waren. Der härteste und ununterbrochene Kampf, den die wahre Prophetie in Israel zu bestehen hatte, war gegen jene falschen, sich selbst dem Volke aufdringenden Lehrer gerichtet. Kein Wunder; ist es doch eine charakteristische Erscheinung im ganzen Weltstreit zwischen Gut und Bös, zwischen Gottesreich und Satansreich, daß einer speciellen Entfaltung und Einrichtung göttlicher Gnade stets eine Nachäffung, eine entsprechende Täuschung und Anstrengung Satans zur Seite geht. Der Apostel berührt dieses Grundgesetz der Geschichte des Reiches Gottes, wenn er sagt: Satan wandle sich auch in einen Engel des Lichtes um. So standen auch in Israel den wahren Lehrern falsche, der wahren Prophetie die lügenhafte, wahren Wundern Trug- und Scheinwunder gegenüber. Freilich für den, der sehen wollte, war die Erkenntniß der Wahrheit nicht schwer, der Unterschied lag handgreiflich vor. Wir verdanken unserem Propheten eine der klarsten Zeichnungen desselben, die zugleich beachtenswerthe Züge zur Charakteristik der Falschlehrer aller Zeiten liefert.

Schon das erste Wort, mit dem er die falschen Propheten nennt, zeichnet in meisterhafter Kürze und Energie den tiefsten Unterschied zwischen den Lehrern der Wahrheit und des Irrthums oder Sectenwesens: „Sprich zu den Propheten aus ihrem Herzen“ (prophetantibus de corde suo). Die Lehrer des Irrthums predigen ohne Gottes Sendung nach eigener Wahl und Willkür, was ihnen, ihrem Privaturtheil, ihrer Einsicht passend scheint, sie sind Boten und Vollstrecker des eigenen Willens. Sie haben keinen höhern Auftrag, keine Sendung aufzuweisen; sie senden sich selbst, oder andere, die ebenso wenig der gottgewollten Ordnung gemäß bevollmächtigt sind, — welcher Widerspruch, da doch der Prophet (und ebenso der neutestamentliche Lehrer) wesentlich seinem Begriffe nach gesendet, beauftragt, von Gott belehrt, Gesandter Gottes (Apostel) ist und sein muß, und zugleich welche Thorheit! Daher: „Wehe den thörichten Propheten, die ihrem Geiste nachgehen . .“ Aus der Eigenmacht und Eigenwilligkeit entwickelt sich dann ihr verderbliches Treiben. Sie sind „Füchse“, die den schon wankenden Bau der Theokratie heimlich und listig untergraben;

Digitized by Google

ſie treten nicht vor die Riſſe, in die Breſche; das Haus Iſrael ſchützen ſie nicht, errichten keine Mauer, um den bedrohten Weinberg, die angegriffene Stadt wirkſam zu vertheidigen — oder, wenn wir den Bildern die Sache ſubſtituiren: die Laſter bekämpfen ſie nicht, ſondern fördern ſie; die wahre Abwehr des Verderbens durch Verkündigung der Buße und Umkehr kennen und wollen ſie nicht; munter arbeiten ſie am Sturz, indem ſie den Leidenſchaften der Menge ſchmeicheln und das verkünden, was jene gern hört. „Eitles und Lüge weiſſagen ſie, indem ſie ſprechen: es ſpricht der Herr, da der Herr doch ſie nicht geſandt . . . es ſpricht der Herr, da der Herr ihnen nicht geſprochen.“ Ihr innerſtes Bewußtſein ſelbſt muß ſie der Lüge zeihen, und an dieſes appellirt der Prophet und ſucht es wachzurufen. Dahin zielt auch (13, 8—16) die Schilderung, wie der Herr das trügeriſche Lügengewebe zerreißen werde. Zuerſt der allgemeine Hinweis, daß „die Hand des Herrn“, die ſich ſo mächtig und glorreich an den wahren Propheten erweist, auch freilich in ganz anderer Weiſe an ihnen ſich offenbaren werde: ſie haben ſich lügneriſch als von der Hand Gottes ergriffen hingeſtellt — wohlan, dieſe Hand und ihre Macht ſoll ſich an ihnen bewähren, aber dadurch, daß ſie aus Iſrael und ſeinem Heilsverbande ausgerottet werden und ihr Lügenwerk ohnmächtig in ſich ſelbſt zuſammenbricht. Sie haben einen löcherigen, ruinenhaften Bau ohne Halt aufgeführt: „es kommt ſtrömender Regenguß, und ich ſende mächtiger Steine Sturz von oben und zerſtörenden Wetterſturm . . . und vollende meinen Grimm an der Mauer und an denen, die ſie tünchen ohne Halt“ — das gleiche Bild, womit der Bergprediger das Unterfangen des „thörichten Mannes“ ſchildert, „der meine Worte hört und ſie nicht vollbringt“[1]. So endet Menſchenwerk — und was iſt das buntſcheckige Sectenweſen anders, als ein ſolcher Ruinenhaufen gegenüber dem ewig feſten Gefüge der Stadt Gottes?

Neben und mit den Pſeudopropheten trieben auch Prophetinnen das gleiche freche Spiel. Der Herr hatte zuweilen auch heilige Frauen zu prophetiſchen Verrichtungen aufgerufen, ſo Debora, Hulda; daher die geſchäftige Nachäfferei. Nichts Neues unter der Sonne; denn welchen Theil haben auch ſpäter in der Geſchichte der Schismen, Secten und der ſogen. Reformationen theologiſirende Weiber ſich zugetheilt? Ezechiel ſchildert uns das Ideal und die Vorläuferinnen dieſer, und ſeine Beſchreibung vervollſtändigt die Charakteriſtik jedes fälſchlich angemaßten Lehramtes,

[1] Matth. 7, 26.

Digitized by Google

hier speciell der Pseudoprophetie, die man als Typus jenes betrachten kann. Sie schmeicheln erstens den menschlichen Leidenschaften, reden den Leuten so vor, wie sie es gern hören, und wiegen sie dabei in falsche Ruhe und Sicherheit ein — sie thun dieses zweitens, gerade wie auch der Apostel die Irrlehrer seiner Zeit zeichnet, turpis lucri gratia, schnöden Gewinnes willen: „Ihr entweihet mich bei meinem Volke um eine Handvoll Gerste und einen Bissen Brod." Und der Erfolg? „Ihr habt durch euer Lügen das Herz des Redlichen in Trauer versenkt, aber die Hände des Gottlosen gekräftigt, daß er nicht zurückkehre von seinem bösen Wege und lebe." Gottes Strafgericht über sie wird dem bethörten Volke die Augen öffnen; er wird sein Volk aus ihrer Hand befreien. Sie lehrten unberufen; sie sollen durch die Größe ihrer Züchtigung zum abschreckenden Beispiel werden.

In zweiter Linie waren neben den Pseudopropheten die Förderer des sittlichen Verfalles die Häupter des Volkes selbst. Zu diesen wendet sich daher jetzt (Kap. 14) die prophetische Rede. Ezechiel greift zunächst die „Ältesten" Israels an, die in der Verbannung selbst noch nicht die Greuel des Götzendienstes aus den Herzen entfernt hatten. Da Götzendienst der vollste Abfall von Gott und seinem Bunde ist, so werden wir die herbe Sprache dieses Kapitels nicht überraschend finden, sondern eher in dem wiederholten Drohen und Drängen des Propheten den einladenden Ruf der Gnade auch an die Abtrünnigen erkennen. Für den, der Götzendienst mit Jehovahcult vereinigen will, hat der Seher keine andere Antwort, als daß Gott ihm eben nach der Menge seiner Greuelthaten antworten werde; aber selbst diese Züchtigungen bezwecken das Beste des Sünders; sie sollen das starre, unempfindliche Herz beugen und brechen (V. 5) — ein Satz, der für die Beurtheilung der übernatürlichen Vorsehung und ihrer Wege in der Menschengeschichte von größter Wichtigkeit ist und Gottes Erziehungsplan uns klar darlegt. Darum geht auch die Rede des Sehers sogleich in die Mahnung über: „Daher sprich zum Hause Israel: so sagt der Herr, bekehret euch und kehrt euch ab von euren Götzen" . . . ein Mahnruf, der durch wiederholte Drohung allseitigen Elendes und von Gott zugelassener Täuschung gestützt wird (V. 7—10), und an den sich die wiederholte Darlegung des göttlichen Endzieles bei den Strafgerichten anreiht, „damit das Haus Israel nicht ferner irre und sich beflecke in all' seinen Verirrungen, sondern daß sie mir zum Volke seien und ich zu ihrem Gotte". Diese Wahrheit und diese Gnadenabsicht Gottes soll eben stets als ein leuchtender Hoffnungsstern über

Digitized by Google

dem Dunkel der Völkergerichte schimmern und bei allem Harren und Bangen den rechten Weg weisen. Wie leicht vergißt der kurzsichtige und durch das Elend noch mehr zusammengeschnürte Mensch diese große Lehre — wundern wir uns darum nicht, wenn Ezechiel sie oft und oft den blöden Augen vorzuführen für nöthig erachtet.

Bereits im Vorhergehenden wurde die Rede des Propheten allgemeiner, von den Ältesten aus das ganze Haus Israel umspannend (V. 6). Sie fließt in dieser Ausdehnung weiter voran und macht die Größe der Sünde des Götzendienstes auf zweifache Weise anschaulich: erstens durch die Vereinigung der vier „schlimmsten Strafgerichte", die über ein solches Land ergehen sollen; der Herr will Hunger, wilde Thiere, Schwert und Pest senden; die Größe der zeitlichen Mißgeschicke im Leben des Einzelnen, der Familie, des ganzen Volksverbandes soll die Schwere der Sünde einigermaßen fühlbar machen; — zweitens, was den Sodomiten selbst Heil gebracht hätte — die Anwesenheit der Gerechten unter ihnen —, soll den Götzendienern nicht im geringsten nützen: „Und wären drei Männer unter ihnen, Noe, Daniel und Job, so wahr ich lebe, spricht der Herr, sie sollen Söhne und Töchter nicht befreien; sie allein sollen gerettet, das Land aber verwüstet werden." Ein bemerkenswerther Satz! Diese Drohung ist eine Steigerung der Strafe und gibt sich durch die Form selbst als eine für den bestimmten Fall der schwersten Sünde aufgestellte Ausnahme kund. Also bleibt als Regel bestehen, was Gen. Kap. 18 lehrt, daß in Gottes übernatürlicher Vorsehung die Anwesenheit der Gerechten und ihre Fürbitte ein Segen ist für das Land und eine Abwehr vieler Übel. Von diesem ganz biblischen Gesichtspunkte aus gründete die gläubige Vorzeit zahlreiche Klöster auch für rein contemplative Orden, und betrachtete diese Helden des Gebetes als die vorzüglichsten Helfer, als Vermittler des reichsten Himmelssegens! Hatte sie Unrecht?

Wir vermögen uns kaum zur Genüge vorzustellen, mit welcher Begeisterung der wahre Israelite an Jerusalem, dem Centralpunkte des Cultus, der Verheißungen, des Ruhmes seiner Nation, hing. Der Gedanke an Jerusalems Fall und Zerstörung durch Feindeshand mußte daher mit dem bittersten Weh einschneiden in sein Herz. Diesen Stachel muß der Prophet entfernen. Er thut es durch den Hinweis auf die Größe der Vergehen, deren Erkenntniß Jeden mit den Gerichten Gottes aussöhnen und diese als einzig berechtigt erscheinen lassen muß. Daher: „Sieh, sie werden zu euch kommen und ihr werdet ihre Wege und An-

Digitized by Google

ſchläge ſehen und euch tröſten über das Übel, welches ich über Jeruſalem gebracht habe.“ So am Schluß des 14. Kapitels. Die folgenden Kapitel haben die Aufgabe, den Umfang und die Tiefe dieſer Bosheit allſeitig darzulegen. Motiv und Ziel iſt hinlänglich gezeichnet.

Paſſend wird dieſe das ganze Volkswesen und ſeine Geſchichte umſpannende Darlegung durch ein Gleichniß eröffnet (Kap. 15), deſſen Grundgedanke gleich in dem Satze gipfelt: corruptio optimi pessima. Das hochbegnadete Israel mußte entweder hoch ſtehen, oder entſetzlich tief fallen — ein Drittes gibt es nicht; entweder die Höhe einhalten und behaupten, auf die es Gott geſtellt, oder der gräßlichſte Sturz in ungeahnte Tiefen war unvermeidlich. Dieſe Wahrheit veranſchaulicht der Prophet, indem er nach einem bei ſeinen Vorgängern ſchon gebräuchlichen Bilde Israel als Weinberg des Herrn, als koſtbare Rebenpflanzung betrachtet und auf dieſer dem Volke geläufigen Anſchauung fußend gleich die Frage ſtellt, was denn aus dem Holz der Weinrebe wird, falls es aufhört, Frucht zu bringen. Iſt es nicht das nutzloſeſte und unbrauchbarſte von allen, nur für die Verbrennung beſtimmt? man kann ja nicht einmal einen Pflock daraus machen! Die Rebe bringt entweder die köſtlichſte Frucht oder ſie iſt völlig werthlos, der Vernichtung anheimgefallen! Da mag Jeruſalem ſein eigenes Loos und den Grund dafür leſen; für uns aber iſt auf die trefflichſte Weiſe die Wahrheit beleuchtet, die in der Geſchichte Einzelner, ganzer Genoſſenſchaften und Volksſtämme leider manchmal zur That wird, daß gerade die Hochbegnadetſten und Hochbegabteſten, wenn ſie ihrem Berufe untreu werden, oft unbegreiflich tief fallen. Die mißbrauchte Gnade reagirt. In ganz gleicher Weiſe lehrt der Heiland: „Es iſt etwas Gutes um das Salz. Wenn es aber ſeine Kraft verliert, womit ſoll man würzen? Es taugt weder für das Land, noch für den Dünger, ſondern man wirft es weg. Wer Ohren hat, zu hören, der höre“ (Luc. 14, 34. 35). Das iſt die Löſung für manche Erſcheinung, die ſonſt ein pſychologiſches Räthſel bliebe.

Nach dieſer Einleitung, die ſchon die leitenden Geſichtspunkte fixirt, entrollt der Seher in einem zuſammenfaſſenden Bilde die ganze bisherige Geſchichte des Volkes Israel (Kap. 16) — ſie iſt die Geſchichte der unverdienten gnadenreichſten Erhebung, aber auch der undankbarſten Mißachtung und Verſchwendung. Um Gottes Gnade und der Menſchen Widerſtreben in dieſem Urbilde des verlorenen Sohnes handgreiflich und überzeugend vorzulegen, bedient ſich der Prophet der bei den Orientalen ſo beliebten paraboliſchen Einkleidung. Israel iſt eine Jungfrau, die

Digitized by Google

der Herr aus dem erbärmlichſten Zuſtande erhebt, mit allen Gaben ſchmückt und zu ſeiner Braut erwählt, die aber in ſchnödeſter Treuloſigkeit, gerade mit den geſpendeten Wohlthaten Mißbrauch treibend, nach fremden Liebhabern gelüſtet. Eine inhaltsreiche Parabel! Zu Grunde liegt ihr die erhabene, im alten und neuen Teſtamente ſo oft wiederkehrende Anſchauung, deren beſeligende Vollendung im Jenſeits der Apokalyptiker ſchildert in der Hochzeit des Lammes, die Anſchauung von dem Bunde zwiſchen Gott und ſeinem Volke (— und in weiterer Anwendung zwiſchen Gott und der einzelnen Seele, in der und durch die ſich eben der Bund mit dem Volke im Einzelnen verwirklicht —) als einem bräutlichen Verhältniſſe. Beſonders beachtenswerth iſt in der prophetiſchen Durchführung, wie markirt und plaſtiſch das Unverdiente und Übernatürliche der Erhebung zu Tage tritt. Dahin gehört die Schilderung des elenden, verkommenen und gänzlich hilfloſen Zuſtandes, in dem der Herr das Kind findet; dahin der Hinweis auf ſeine geiſtige Abſtammung von Kanaan, von den Amorrhäern und Chethäern. Es hat alſo gar keinen Anſpruch, vor andern erwählt zu werden; es iſt auch von Geburt aus ein Kind des Zornes und, ſich ſelbſt überlaſſen, die Beute eines raſchen und ſchrecklichen Todes. Das phyſiſche Elend des Kindes, dem es naturnothwendig erliegen müßte und in dem ihm gar keine Hilfe zu Theil wird, iſt das Abbild des Unvermögens, durch natürliche eigene Kraft die moraliſchen Schäden, die die Geburt ſchon als Angebinde mitbringt, zu heilen. Da tritt an das in ſeinem Elend und Blute verſchmachtende Kind aus freier Gnade der Herr heran und ſpricht das lebenſpendende Wort: In sanguine tuo vive, obgleich du, hinausgeworfen wie du biſt, verbluten müßteſt, ſollſt du leben. Überdieß ſchwört er der heranwachſenden Jungfrau, tritt in den Bund mit ihr und ſchmückt ſie auf's Herrlichſte als ſeine Braut, gibt ihr Reichthum und Glanz: „Dein Name ging aus unter die Nationen ob deiner Schönheit; denn ſie war vollkommen durch meine Herrlichkeit, die ich auf dich legte“ — die Ärmſte hat aus ſich rein nichts; die Herrlichkeit Gottes ſelbſt ſchmückt und bereichert ſie weit hinaus über alle Anſprüche oder etwaigen Forderungen, die ſie ſtellen könnte; ſo verſinnbildet und verkörpert der Prophet den Begriff des übernatürlichen Gnadengeſchenkes, das im Bunde mit Israel und in ſeinem geſchichtlichen Berufe beſchloſſen lag. Und weil Gott in Israel ſeine Gnade niedergelegt und die meſſianiſche Verheißung an Israel geknüpft hatte, goß er auch zeitliche Segnungen aus über Volk und Land und machte es unter

Digitized by

frommen Königen ruhmreich. Der Prophet vereinigt natürlich in seiner Parabel die Güter beider Ordnungen, der geistigen und materiellen, weil beide in der einen Auserwählung Israels gründen und auf den einen messianischen Beruf abzielen. Es ist selbstverständlich und dem Plane der göttlichen Vorsehung entsprechend, daß, wie in der Geschichte der neutestamentlichen Kirche die geistigen Güter im Vordergrunde stehen, so bei der alttestamentlichen Gottesgemeinde die zeitlichen Segnungen den hervorragendsten und sichtbarsten Platz einnehmen; allein, wollten wir nur an das freilich zumeist hervorstechende Zeitliche uns halten, so würden wir uns dem prophetischen Verständnisse gänzlich verschließen.

Der göttlichen Liebe und Freigebigkeit gegenüber tritt nun (16, 15) das dunkle Schattenbild der Untreue und des Abfalles: Israel entbrennt in ehebrecherischer Liebe zu den Götzen und verschwendet in ihrem Dienste den Schmuck und die Gaben des Herrn, ganz vergessend, wem es alles verdanke (V. 22). Es hängt sich an Ägypten, Assur, Chaldäa und kann sich nicht sättigen vor sündiger Lust. Vergeblich sind die zeitweiligen Zuchtmittel des Herrn. „Wie soll ich dein Herz reinigen?" so tönt die Klage nach so vielen fruchtlosen Besserungsversuchen. Israel überbietet ja Alle in der Sünde; es gibt Lohn, um nur sich selbst der Sünde preisgeben zu können (V. 33, 34). Bei diesem Umfange des Verderbens muß eben eine ebenso radikale Strafe eintreten; der Schilderung dieser wendet sich deßhalb der Prophet zu: gerade die Völker, an deren Götzen und Sünden sich Israel hing, sollen Gottes Werkzeuge sein in der Ausführung des Strafgerichtes; dieses selbst wird der ganzen Anlage entsprechend als das verschärfte Gericht gegen eine treulose Gattin hingestellt.

Dem Zwecke der Darlegung angemessen verweilt der Prophet sodann (16, 42) bei der Erwägung der Gerechtigkeit der Strafe: Israel hat der Tage seiner Jugend, d. i. des eingegangenen und heilig beschworenen Bundes, vergessen und Gottes Gerichte herausgefordert; Gott konnte nicht unthätig dabei bleiben, wollte er nicht den Schein eines schwachen Vaters auf sich laden, der bei allen Freveln seiner Tochter die Augen zudrückt. Und das ist so wahr, daß Israels Bosheit bereits zum Sprüchwort geworden ist: die umliegenden Völker deuten wie mit Fingern auf dasselbe und sprechen laut es aus, daß Israel ganz in heidnische Art versunken sei. Es hat mehr gesündigt als Samaria, mehr als Sodoma — im Vergleich mit Jerusalem und Juda mögen Samaria und Sodom noch weniger schuldig erscheinen.

Mit solch kräftigen Zügen zeichnet der Seher Israels Geschichte,

Digitized by Google

die unabwendbar zur Katastrophe hintreibt; so führt er concret die allgemeinen Umrisse durch und zeigt, was aus der „Weinrebe" geworden. Wo noch ein Funke Glauben und Empfänglichkeit ist, da muß man sich in reuevoller Demuth dem Gerichte beugen. Diese Gesinnung ist offenbar die Frucht, die aus obiger Erwägung gewonnen werden muß. Um sie wirklich hervorzurufen und die Schrecken des Gerichtes durch die in ihnen verborgene Heilsabsicht im Lichte Gottes erscheinen zu lassen, weist der Prophet zum Schlusse noch auf das Endergebniß, auf Israels Wiederherstellung und Gottes Versöhnung hin. Israel hat sich den Heiden gleich gemacht — soll es deßhalb verzweifeln? Nein, der Gott, welcher den Heiden selbst Versöhnung und Gnade in Aussicht stellt, verschmäht Israel nicht. Die Heiden werden zu dem wahren Gott, den auch sie dereinst erkannt hatten, zurückkehren, und so mit ihnen auch Israel; denn der Herr erinnert sich des Bundes, den er mit ihm geschlossen. Wenn dann Israel, eingedenk der früheren Untreue, demüthig und reuevoll sich dem Herrn zuwendet, dann soll es zur Höhe seines Weltberufes erhoben werden, die Gottesbraut soll die Nationen als Töchter vom Herrn empfangen (V. 61), d. h. eine Gottesfamilie soll alle Nationen umschlingen, Segen und Heil soll von Israel über alle Völker ausgehen, Versöhnung und Gnade das Auszeichnende des hergestellten Bundes sein: „und du wirst erfahren, daß ich Jehova bin". Mit diesem Lichtblick in die Zukunft, der in Israels messianischer Bestimmung seiner ganzen Geschichte die rechte Bedeutung aufdrückt, vollendet der Seher einerseits die in diesem Kapitel skizzirte Geschichte, und schließt andererseits wirkungsvoll das düstere Gemälde ab mit dem schließlichen Triumphe der erbarmenden Gnade. So vollzieht sich denn die Aufnahme in den neuen Bund in ähnlicher Weise, wie bei der ersten Bundesschließung; beide Male wird Israel aus dem Zustande des Elendes mit unverdienter Gnade erhoben. Der Eintritt in's messianische Reich ist auch für Israel reine Gnade; freilich verstanden die Juden zu Christi Zeit diese Lehre so wenig, aber das ist nur ein weiterer Beleg, wie wenig sie ihre Propheten kannten. Und doch lehrt dieses Kapitel Ezechiels so klar und ausdrücklich, was Paulus später in die Worte faßte: „Wo ist dein Rühmen? es ist ausgeschlossen" (Röm. 3, 27). Durch die Zusammenstellung von Israel mit den Heiden, durch den Hinweis auf die Umkehr der Heiden, die als Motiv der Hoffnung für Israel gegeben wird, ist für den jüdischen Nationaldünkel, der beim Eintritt des Messiasreiches sich so mächtig breit machte, einem Apostel Paulus so zahlreiche

Digitized by Google

Schwierigkeiten bereitete und schließlich die große Masse für das dargebotene Heil unfähig machte, der Todesstoß gegeben. Ezechiel verkündet durch seine plastische Darstellung, was Paulus an die Römer schreibt: „Alle haben gesündigt und entbehren der Herrlichkeit vor Gott" (3, 23); „er hat Alle in Ungehorsam eingeschlossen, um Alle zu begnadigen" (11, 32).

Will Jemand einen Anspruch auf das Messiasreich erheben, so kann er nur seinen Rechtstitel als Sünder zeigen. Freilich, die Evangelien und Paulus lehren uns auch übergenug, wie die Juden ihren Propheten nicht verstanden, sondern auf ihre Abstammung von Abraham pochten.

Hat Ezechiel im 16. Kapitel den Abfall von Gott durch den Götzendienst vorzugsweise geschildert, so geht er im 17. dazu über, diesen Abfall von Gottes Leitung im gesammten Regierungswesen und in der durch und durch untheokratischen Politik des Königreiches Juda zu schildern. Das jüdische Volk sollte in seinem Leben als Volkganzes wie nach innen, so nach außen, wie in Religion, so in Politik einzig und allein seinem Jehovah, als Gott und König, Folge leisten. Dafür war aber auch die übernatürliche Vorsehung bereit, mit ihren Mitteln zum Schutze und Ruhme des jüdischen Reiches einzugreifen. So war es in der Grundverfassung des Pentateuchs niedergelegt; und die Propheten waren die steten Wächter und Herolde — oft freilich vergebens — der theokratischen Politik, die von der weltklugen Politik neuerungssüchtiger Parteien allerdings sehr verschieden war. In einem Gesammtgemälde der Apostasie durfte das Bild der gottwidrigen Politik also nicht fehlen. Das ist Platz und Bedeutung des 17. Kapitels. Ezechiel beschränkt sich auf die letzte Epoche vor Jerusalems Fall. Jehovah, der Gottkönig, hatte ausdrücklich durch Jeremias verkünden lassen, daß er von Juda Gehorsam und Unterwerfung unter die Chaldäer, unter Nabuchodonosor, erheische und nur unter dieser Bedingung Rettung gewähre[1]. Aber Jeremias predigt tauben Ohren. Sedekias und die Vornehmen versprechen sich Wunderdinge von Ägypten, empören sich wider Eid und Treue, die im Namen Jehovahs dem Chaldäer war zugeschworen worden, gegen Nabuchodonosor, und führen so Jerusalems Fall und die Vernichtung des jüdischen Reiches herbei. Diese Sachlage wird in Form einer

[1] Vgl. Jerem. 25, 11; 28, 14; 35, 2. 17.

Digitized by Google

farbenprächtigen Parabel (17, 1—10), der alsbald die Anwendung folgt (V. 11—21), geschildert.

Ein großer Adler, mit großen Flügeln und langen Schwingen voll Gefieders von bunten Farben, kam zum Libanon und nahm den Wipfel der Ceder und brachte ihn in sein Land. Dann nimmt er vom Samen des Landes Palästina und pflanzt ihn; dieser wächst und wird zum Weinstock, soll aber nach des Adlers Willen ein Weinstock niedriger Höhe bleiben in Abhängigkeit von ihm. Der Adler ist Nabuchodonosor, der nach manchem Siegesfluge, reich an Macht, bereits verschiedene Völker seiner Herrschaft unterworfen hatte; er kommt nach Jerusalem und bricht von der ewigen Ceder des Davidischen Königthums den Wipfel ab, bringt den König Joachin nach Babel. An dessen Stelle wird Sedekias eingesetzt, in Eid und Pflicht von Nabuchodonosor genommen, damit er in Unterthänigkeit unter Chaldäa die Königsherrschaft führe. Aber der „Weinstock" wendet sich lechzend und sehnend zu einem andern großen Adler und streckt Wurzeln und Zweige zu ihm hin, daß er ihn tränke von den Beeten seiner Pflanzung aus. Sedekias schließt sich an Ägypten an. Was wird die Folge sein? „Wird er gedeihen? wird man nicht seine Wurzeln ausreißen und seine Frucht abschneiden, daß er verdorre?" Nabuchodonosor wird das jüdische Königthum zertreten, die politische Selbständigkeit vernichten. Das ist das Endergebniß der gottwidrigen Politik; dahin hat es die Sünde und die Weltklugheit gebracht.

Mit Jerusalems Fall ist also auch der Sturz des Davidischen Königshauses, das Verschwinden der Davidischen Königsherrschaft unabwendbar verbunden. Mit erschütternder Klarheit bringt Ezechiels Prophetie bis zu dieser letzten Consequenz vor. Aber steht dieses Ereigniß, das sich bald vollziehen soll, nicht im Widerspruche mit den so oft und heilig von Gott dem David zugeschworenen Verheißungen einer ewigen Herrschaft und eines unverlierbaren Königthums? „Beständig soll dein Haus und dein Reich sein auf ewig, und dein Thron soll feststehen auf ewig."[1] Und die messianischen Verheißungen, die unablöslich an Davids Haus und Thron geknüpft sind? Gewiß, diese und ähnliche Fragen mußten sich den Gläubigen aus Juda aufdrängen, und der Prophet gibt auch unverweilt die Antwort darauf. Gott hält an den gegebenen Verheißungen fest. Das Haus Davids hat unverlierbar seine messianische Bestimmung. Deßwegen kann es nicht untergehen. Darin

[1] 2 Kön. 7, 16.

Digitized by Google

beſteht ſeine Würde, ſein unveräußerliches Königthum, daß es im Meſſias gipfeln ſoll. Und der äußere Abglanz dieſes inneren Werthes war eben das wirkliche zeitliche Königthum. Aber dieſer äußere Glanz und Wiederſchein ſollte an die Bedingung des treuen Feſthaltens an Gott gebunden ſein. Er war nicht nothwendig mit der Erwählung des Davidiſchen Hauſes verbunden. Wir begreifen allerdings, wie es angemeſſen und der königlichen Würde des Meſſias ſelbſt entſprechend war, daß das Haus, aus dem er abſtammen ſollte und dem dieſer einzige Vorzug ſo feierlich zugeſichert war, ſchon jetzt im Vorbilde die meſſianiſche Königswürde durch den Glanz der königlichen Herrſchaft vorbedeutete. Allein wenn die Träger dieſes Vorrechtes ſich unwürdig zeigten, ſo ſollte zwar wegen Gottes Treue und Eidſchwur an David dasſelbe nicht verloren gehen, wohl aber die äußere, gewiſſermaßen ſchon im Voraus durchſtrahlende Herrlichkeit ſchwinden. Dann ſollte das andere Wort, das drohend, aber auch in der Drohung ſelbſt verheißend, jener ewigen Zuſage beigegeben war, wiederum in Kraft treten: „Wenn er verkehrt handelt, werde ich ihn züchtigen mit Menſchenruthen und mit Schlägen der Menſchenſöhne, aber meine Gnade ſoll nicht weichen von ihm.“ [1] Der Zeitpunkt war jetzt da, und unſerem Propheten liegt die Aufgabe ob, für dieſen Wendepunkt, für den Niedergang des Königthums Gottes Plan zu zeichnen und den Gläubigen die Treue Gottes und ſeine Weisheit zu enthüllen, die trotz allen Widerſtreites menſchlicher Bosheit ſtetig ihr Ziel verfolgt und ſicher erreicht.

Offenbar iſt an der eben beſprochenen Stelle, die der äußerlichen Vernichtung des Davidiſchen Königthums gilt und dieſe als Strafe und Folge der gottwidrigen Politik hinſtellt, der geeignete Platz. Und ſo fährt er denn fort: „Dieſes ſpricht der Herrſcher Jehovah: Und nehmen werde *ich* vom Wipfel der hohen Ceder und es ſetzen; vom oberſten ihrer Schößlinge werde ich einen zarten abbrechen und auf einen hohen und erhabenen Berg pflanzen.“ Die hohe, dauerhafte Ceder iſt, wie oben, das paſſende Abbild des Hauſes David. Der Herr bricht einen Schößling davon ab und ſetzt ihn; der ſoll Erbe und Fortpflanzer der Verheißung ſein. Aber wie? im Zuſtande der politiſchen Erniedrigung? Es iſt ja nicht mehr die hohe Ceder; nur ein zarter, ſchmächtiger, unſcheinbarer Schößling bewahrt den heiligen Keim. Aber dieſen pflanzt *der Herr* auf einem ſicheren Platz, von dem aus er zugleich, wenn die

[1] 2 Kön. 7, 14.

Zeitenfülle gekommen sein wird, weithin sichtbar, Alles überragend und zu sich einladend, die messianische Weltherrschaft antreten mag. So ist das Bild der sprechendste Ausdruck dafür, daß die messianische Verheißung bleibt, aber in Niedrigkeit, und daß aus dieser Niedrigkeit das messianische Reich emporwachsen soll. Darum fährt die Prophetie fort, vom Keime der bewahrten Verheißung gleich auf die volle messianische Entfaltung, den Zielpunkt, übergehend: „Auf dem hohen Berge Israels werde ich ihn pflanzen, und er wird Zweige treiben und Frucht bringen und zur herrlichen Ceder werden, und wohnen werden unter ihm alle Vögel und alles Geflügel unter dem Schatten seiner Zweige." Fast mit denselben Worten wendet der Messias selbst in der Parabel vom Senfkörnlein diesen Ausspruch auf sich und sein Reich an und gibt uns so den Fingerzeig, wie wir unsere prophetische Stelle richtig aufzufassen haben. — Ezechiel skizzirt uns noch in kräftiger Kürze das Grundgesetz der göttlichen Weltregierung, das auch Licht bringt in die Phase der Demüthigung des Hauses David: es wollte groß und herrlich sein außer und gegen Gott, ruhmreich, wie andere Weltreiche; darum mußte es gestürzt werden. Aus der Erniedrigung sodann führt es der Herr glorreich empor, damit eben sein Werk um so herrlicher erstrahle, und wer sich rühmt, nur im Herrn sich rühme. Daher der erhabene Schluß: „Und erkennen werden alle Bäume des Feldes, daß ich, Jehovah, den stolzen Baum geniedrigt und den niedrigen Baum erhöht, den grünen Baum ausgetrocknet und den dürren Baum zur Blüthe gebracht habe. Ich, Jehovah, habe es gesprochen und bewirkt."

Mit eindringlicher und plastischer Sprache hat also der Prophet das religiöse und politische Verderben geschildert, wie es sich in Israels Geschichte breit machte und durch seine eigene Schwere auf die Katastrophe hindrängte. So wahr und ergreifend diese Schilderung ist und so sehr sie dazu angethan war, die reuige Erkenntniß und Beschämung im Volke zu wecken und demnach die Zertrümmerung des jüdischen Reiches vom göttlichen Standpunkte aus zu beleuchten, so lag doch bei der menschlichen Eigenliebe und Kurzsichtigkeit, die niemals sich selbst gern die Schuld beimißt, die Gefahr nahe, daß das gegenwärtige Geschlecht, an diese historische Entwickelung einseitig sich anklammernd, die Schuld des ganzen Zusammenbruches schließlich von sich selbst ab einzig auf die vorangegangenen Generationen wälze und die Schlußkatastrophe als ein von den Vorfahren überkommenes und jetzt unentfliehbares Erbe, sich selbst als mehr oder minder unschuldige Opfer betrachte, die, einmal nun

Digitized by Google

in die von den Vorfahren eingeleitete Entwickelung gebannt, mehr deren Sünden trügen, als durch eigene Schuld den Sturz herbeigeführt hätten. Wie schnurstracks eine solche Stimmung dem Zwecke der prophetischen Thätigkeit zuwiderlaufe, ist einleuchtend, aber ebenso, wie sie bei der Anlage der menschlichen Natur und speciell bei den concreten Verhältnissen und der Art Ezechiel'scher Lehrweise entstehen konnte. Mit Fug und Recht erwarten wir daher, daß der Prophet dieser lauernden Gefahr vorbeuge.

Er thut es im 18. Kapitel, das sich demnach als nothwendige Ergänzung an das Vorhergehende anreiht und dem bevorstehenden Elende erst recht das Gepräge einer individuellen Strafe für die Zeitgenossen verleiht. Wie sehr dieser Hinweis nöthig war, und wie sehr ohne ihn die ganze Frucht des Strafgerichtes bei dem unbußfertigen Sinne in Frage gestellt war, macht uns gleich die Eingangs des Kapitels erwähnte Thatsache klar, daß unter dem Volke das Sprüchwort im Schwunge war: Die Väter haben saure Trauben gegessen, und die Zähne der Kinder sind stumpf geworden. Diese Stimmung, welche die richtigen Gesichtspunkte für Beurtheilung der Katastrophe gründlich verschob, mußte energisch bekämpft werden. Daher gibt Kapitel 18 mit der entschiedensten Klarheit die Norm Gottes an, daß Jedem Strafe oder Heil nach seinem eigenen Thun und Lassen zufallen werde. „Die Seele, die gesündigt hat, die soll selber sterben ... Der Gerechte soll leben", die Gerechtigkeit oder die Sünde des Vaters soll nicht entscheidend auf des Sohnes Loos einwirken; der Gerechte sich nicht wegen früherer guter Thaten einer falschen Sicherheit hingeben oder vermessen sündigen; dem reuigen Sünder wird, falls er Ernst macht mit seiner Bekehrung, Verzeihung und Heil angeboten; und so endet das Kapitel mit dem zusammenfassenden Schlusse: „Jeden werde ich nach seinen Wegen richten", und einem eindringlichen Appell der göttlichen liebevollen Erbarmung an die Irrenden, der zugleich den herrlichsten Einblick in die Tiefen der ewigen Barmherzigkeit bietet.

Aber, mag man fragen, war jenes Sprüchwort, das der Prophet hier so nachdrücklich abweist, nicht doch Wahrheit und gerade in der Einrichtung des alten Bundes begründet? Es schien ja nur eine Anwendung des Grundsatzes der Bundesrolle: „Ich bin ein eifernder Gott, der heimsucht die Missethat der Väter an den Söhnen bis in's dritte und bis in's vierte Geschlecht an denen, die mich hassen" [1]; die heiligen

[1] Exod. 20, 5.

Digitized by Google

Geſchichtsbücher ſelbſt bringen Juda's Untergang unter dieſen Geſichtspunkt: „Nach dem Befehle Jehovahs geſchah dieſes wider Juda, um es weg zu thun von ſeinem Angeſichte wegen der Sünden Manaſſe's“ [1]; denſelben verkündet Jeremias: „Zur Mißhandlung will ich ſie hingeben allen Königreichen der Erde wegen deſſen, was Manaſſe zu Jeruſalem verübt hat“ [2]; und in ſeinem Klagelied über den Trümmern der heiligen Stadt: „Geſündigt haben unſere Väter; ſie ſind nicht mehr; wir tragen ihrer Sünden Schuld.“ [3] Und, davon auch abgeſehen, werden nicht durchgängig in der heiligen Schrift alle Generationen des Volkes als ein moraliſches Ganze, als eine moraliſche Perſon angeſehen, die geſündigt, in's Exil wandert, heimkehrt und ſchließlich des meſſianiſchen Heiles theilhaftig wird? Gewiß iſt dem ſo. Und überdieß iſt es ja ſchon nach dem natürlichen Laufe der Dinge klar, daß das von den Vorfahren eingefädelte politiſche und ſociale Elend die Söhne und Enkel oft in geſteigertem Grade trifft. Dieſe Geſetze bleiben unangetaſtet und doch iſt Ezechiels Warnung berechtigt. Der ſcheinbare Widerſpruch leitet uns nur, wie ſo oft, zur richtigen Auffaſſung hin.

Gott ſucht die Sünden der Väter heim an den Söhnen, die ihn haſſen, die alſo mit den gottloſen Vorfahren in die moraliſche Gemeinſchaft treten und das böſe Werk derſelben zur vollen Entwickelung treiben. Was Wunder, wenn dann die Wucht des ganzen, etwa ſeit Jahrzehnten vorbereiteten und ſtetig angewachſenen Elendes in ſeiner ganzen Schwere die mitſchuldigen Enkel trifft? Aber ſpeciell in unſerem Fall war es, wie bereits bemerkt, nochmals in Juda's Hand gelegt, ob Jeruſalems Fall oder Rettung eintreten ſollte. Der Ungehorſam ertrotzte das Erſtere; freilich war Beides, Sünde und Strafe, nur der conſequente Fortſchritt in der von den Vorfahren eingeſchlagenen Bahn, und inſofern trug und büßte man das überkommene Erbe, erntete die von den Vätern geſtreute Saat, aber durch eigene Schuld. Und das will gerade der Prophet an unſerer Stelle klar hervorheben: die Kataſtrophe iſt nicht ein von den Vätern überkommener und jetzt unabwendbarer Ruin, ſie iſt im wahren Sinne das eigenſte Werk der Zeitgenoſſen und nicht bloß die letzte nothwendige Phaſe des politiſchen Niederganges oder der einmal beſchrittenen ſchiefen Ebene. Außerdem aber will der Prophet die Norm der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes, die bei dem Nationalunglück noch ſpeciell über jedem Einzelnen waltet, zur Geltung bringen. Wenn die Sturm-

[1] 4 Kön. 24, 3. [2] Jerem. 15, 4. [3] 5, 7.

fluth hereinbricht, so fegt sie Jung und Alt, Schuldige und Unschuldige weg. Ebenso nivellirt ein politisches Nationalunglück. Oder starben etwa bei Jerusalems Belagerung und Fall nur Sünder, und Gerechte allein kamen davon, um in's Exil geschleppt zu werden? Der Prophet selbst sagt uns das gerade Gegentheil [1]. Und was dann für Jene, die schon an der Schwelle des natürlichen Todes bei abgelaufener Lebensuhr standen? Sie konnte die Verheißung des Lebens, die Drohung des Todes weder ermuthigen, noch schrecken. Wenn also der Prophet unter solchen Umständen die Norm göttlichen Waltens den Einzelnen unter der Form von Leben und Tod ankündigt, so muß es außer allem Zweifel sein, daß er geistiges Leben und geistigen Tod, Gnade und Zorn Gottes auch für ein jenseitiges Leben predigt, und so erst gewinnen wir den wahren und vollen Sinn des Lebens für den Gerechten und Büßer, des Todes für den Sünder und Abtrünnigen. Hiermit haben wir auch erst genügenden Aufschluß, wie der Einzelne sowohl die Folgen der Nationalschuld tragen, als auch nach eigenem Verdienst oder Mißverdienst behandelt werden kann.

Kapitel 12 gibt die letzte Phase des über Jerusalem zu verhängenden Unglückes. Von Kapitel 13 an beginnt die Begründung der Nothwendigkeit desselben aus dem allgemeinen Verderben, damit so die von Gott gewollte Frucht angebahnt werde. Mit Kapitel 18, das Nationalschuld und individuelles Thun unter den richtigen Gesichtspunkt rückt, ist offenbar der Gedankengang an einem Schlußpunkt angelangt. Wir finden daher, gerade wie oben Kapitel 7, so hier Kapitel 19 diesen Schluß durch ein Lied markirt, das von dem eben Behandelten nochmals die hervorstechendsten Linien aufgreift. Das Unglück gipfelt in der Vernichtung des theokratischen Königthums. Diese bildet daher auch Gegenstand und Motiv des Liedes. Vorausgeschickt wird in paraboliſcher Einkleidung das Schicksal der beiden Könige Joachaz und Joachin, die gefangen, der eine nach Ägypten, der andere nach Babylon, abgeführt wurden. Sie bilden das Vorspiel zum Sturz des jüdischen Königthums; darum finden sie hier ihre passende Stelle. Die Löwenmutter Israel hat Löwen auferzogen (Juda erscheint schon dem Patriarchen Jakob als Löwe, Gen. 49, 10); aber diese wollten sein wie andere Löwen, nicht Gotteslöwen; dahin ging auch der Mutter Trachten: „Warum doch lagerte deine Mutter, eine Löwin, unter den Löwen?“ Doch die Nachäffung

[1] 14, 22. 23; und später 20, 47; 21, 3. 4.

Digitized by Google

des heidnischen und gottwidrigen Wesens kam den theokratischen Königen übel zu statten. „Es hörten von ihm die Völker, in ihrer Grube ward er gefangen und sie brachten ihn in Fesseln nach Ägypten." Das gleiche Loos ereilt einen zweiten Versuch. Mit einem andern Bilde wird Israel als Weinstock eingeführt, der fruchtreich wankte und dessen Zweige zu Herrscherscepteru, dem Symbol der königlichen Würde, gediehen. Aber der Weinstock wird ausgerissen, zu Boden geworfen; Gluthwind und Feuer verzehrt ihn; er wird in die Wüste, in ein dürres Land versetzt. Das Feuer frißt seine Äste, daß an ihm kein starker Zweig, kein Scepter zum Herrschen, mehr sei. Ein passendes und sprechendes Bild für die Auflösung des Volkswesens, die Wegführung und das Aufhören des Königthums. Der Weinstock kann kein Scepter mehr hervorbringen, so klein und unbedeutend ist er geworden. Es ist noch nicht an der Zeit, die Wiederherstellung ausführlicher zu besingen; so viel nothwendig ist, damit der Glaube in der dunklen Unglücksnacht nicht erlösche, hat der Seher oben schon mehrmals eingestreut; hier weilt er noch in der Gerichtsschilderung; darum endet das Lied: „Ein Klagelied ist es und wird zum Klagelied." — Der Abschnitt endet, wie er begann, mit der Demüthigung des Königthums und schließt sich so kreisförmig zusammen: die Begründung dieses Sturzes bildet den Inhalt.

J. Knabenbauer S. J.

Die Reform unserer Gymnasien.

VII. Klassenlehrer oder Fachlehrer?

Bevor wir zum Lyceum übergehen, haben wir noch eine Frage zu berühren, welche sich von selbst aus dem Bisherigen ergibt: ob nämlich am Gymnasium das Klassenlehrer- oder das Fachlehrer-System vorzuziehen sei.

1. Fachlehrer.

Sobald die Baco-Basedow'sche Vielwisserei in die moderne Lateinschule eingezogen war, konnte ein einziger Lehrer unmöglich die sämmtlichen 8 bis 10 Fächer der neuen Studienplane auf sich nehmen, besonders da zugleich eine erhebliche Vermehrung der Schulstunden eintrat, also

Digitized by Google

die übergroße Laſt auf Mehrere vertheilt werden mußte. Wie konnte Ein Lehrer wöchentlich 34 und mehr Stunden mit Frucht unterrichten? Aber leider dachte man zu wenig an die Schüler! Wenn es eine Überlaſt für den Lehrer iſt, wöchentlich über 30 Stunden zu *lehren*, ſollte es dem Schüler ſo gar leicht ſein, dieſe Stundenzahl in der Schule zu ſitzen und zu *lernen*?

Um ſodann die Staatsprüfung für die Lehrer zu erleichtern, wurde der Lehrſtoff der preußiſchen Mittelſchulen in vier, jener der öſterreichiſchen in fünf Hauptabtheilungen zerlegt[1]. Aber auch hier drängt ſich uns von ſelbſt die Frage auf: Wenn die zehn und mehr Fächer des modernen Gymnaſiums zu viele ſind, als daß der im Mannesalter ſtehende Candidat aus ihnen allen eine Staatsprüfung machen könnte, wie kann man dem Knaben und Jünglinge trotzdem dieſe ganze Überlaſt von Fächern auflegen?

Nun ja, die alte Schule mußte ein- für allemal eine kleine Univerſität werden, und ſo war das Fächer- und Fachlehrer-Syſtem eine unvermeidliche Folge. Wer A ſagt, muß auch B ſagen[2].

Dagegen hatte das hiſtoriſche Gymnaſium neben der Einheit des Unterrichtes an der Einheit des Lehrers feſtgehalten; an den größeren Lateinſchulen hatte jede Klaſſe ihren eigenen Magiſter für ſämmtliche Lehrgegenſtände; an den kleineren verſah ein einziger Lehrer oft zwei und mehr Jahresklaſſen; ja der Proteſtant Trotzendorf verwaltete ganz allein, unter Benützung der älteren Schüler, ſeine blühende Goldberger Schule, und ſein Glaubensgenoſſe Michael Neander war der einzige Lehrer des berühmten Gymnaſiums zu Ilfeld am Harz. Der alten Schule entſpricht der *eine Klaſſenlehrer*; dem Vielerlei des Fächerſyſtems in der neuen Schule entſprechen die *Fachlehrer*, die ihre

---

[1] Siehe über Preußen *Wieſe*, Verordnungen und Geſetze, 2. A., II. S. 68; über Öſterreich *Franz Hübl*, Handbuch für Directoren, Profeſſoren ꝛc., 2. A. Prag 1878, S. 213.

[2] Der öſterreichiſche Organiſations-Entwurf geſteht S. 197 offen ein: „Die erhöhten (!) Forderungen an die *einzelnen Lehrgegenſtände* des Gymnaſiums und die *Erhöhung der Stundenzahl* in jeder Klaſſe über das von einem einzigen Lehrer zu beſtreitende Maß hinaus bringen es nothwendig mit ſich, daß in jeder Klaſſe mehrere Lehrer den Unterricht in den verſchiedenen Lehrgegenſtänden zu übernehmen haben und daß ſich dieſe Theilung des Unterrichts in den oberen Klaſſen, im Vergleiche zu den unteren, leicht noch ſteigert." — Als allgemeiner Grundſatz in Öſterreich gilt: „In allen Mittelſchulen Öſterreichs wird der Unterricht durch *Fachlehrer* ertheilt." Hübl, S. 182.

Digitized by Google

beſondere Disciplin in mehreren oder allen Klaſſen der Lehranſtalt geben.

Welchem Syſteme muß nun der Vorzug zuerkannt werden?

Sehen wir zunächſt vom Gymnaſium und von der Erziehung ſelbſt ab, betrachten wir das Fachlehrerthum rein theoretiſch und an ſich, ſo iſt es gewiß ein großer Vortheil, wenn der Lehrer einen beſchränkten Theil des Wiſſens ſich aneignet und hierdurch in demſelben deſto vollkommener wird. Wie in der Induſtrie die Theilung der Arbeit wahre Wunder wirkt, indem ſie in der kürzeſten Zeit mit der denkbar wenigſten Mühe die vollkommenſten Erzeugniſſe in möglichſt großer Anzahl hervorzaubert, ſo iſt es auch im Reiche der Wiſſenſchaft. Wer ein einziges Fach des menſchlichen Wiſſens zu ſeiner Lebensaufgabe gemacht hat, wird ſogar bei mittlerer Begabung darin Großes leiſten, ſich darin vollkommen zu Haus finden und daher auch mit Sicherheit Andere unterrichten. Die Vorbereitung auf die einzelnen Lehrſtunden wird ihm verhältnißmäßig wenig Zeit koſten, weßhalb für ihn eine etwas größere Stundenzahl keine Härte bieten dürfte.

Ferner kann man vorausſetzen, daß der Fachlehrer mit ganzer Seele an ſeinem ſpeciellen Wiſſenszweige hängt, alſo mit allen Mitteln auf deſſen Erlernung von Seite der Schüler dringen wird. Auf ſolche Weiſe aber wird auf die ſämmtlichen Fächer der Lehranſtalt ein großer Nachdruck gelegt, der Schüler in jeder Beziehung zur äußerſten Anſpannung ſeiner Kraft getrieben.

Endlich behält der Fachlehrer die Schüler mehrere Jahre, vielleicht während der ſämmtlichen Kurſe der Anſtalt, für eine gleichartige Reihe von Kenntniſſen, kann daher von den Fundamenten an bis zum Firſte ſein Lehrgebäude aufführen, in manchen Punkten ſich auf das ſchon Vorgetragene beziehen und oft mit Einem Worte erklären, was im anderen Falle langwierige Abſchweifungen verurſachen könnte. Die häufige Rede der Schüler: „Das haben wir ſchon bei Herrn N. gehabt“, wird auf dieſe Weiſe vermieden.

Aber dieſe Lichtſeiten des Fachlehrer-Syſtems verſchwinden ſofort, wenn wir in das tägliche Leben ſelbſt hinabſteigen und insbeſondere das Gymnaſium, wie es leibt und lebt, betrachten.

Der Fachlehrer iſt ja nichts Anderes, als der praktiſche Ausdruck oder die Perſonification jenes unglückſeligen Vielerlei, welches der alten Schule und der Einheit ihres Unterrichtes angeklebt wurde, das angebliche Wiſſen ſtatt des Könnens beförderte, unſer modernes Halb- und

Alleswiſſen hervorbrachte und in Beziehung auf den Unterricht wie auf die Erziehung wahrhaft verhängnißvoll geworden iſt.

Faſſen wir zunächſt die Schattenſeiten des Fachlehrerthums in *didaktiſcher* Hinſicht in's Auge, ſo begegnet uns vor Allem als unvermeidliches Gebrechen der beſchränkte Geſichtskreis des Fachlehrers. Der Mathematiker denkt über ſein Lehrfach nicht hinaus, baut ſich alſo neben dem Gymnaſium ſeine eigene Hütte. Und ähnlich macht es der Lehrer der Geſchichte, der Naturkunde ꝛc. Dieſe Gefahr iſt keine bloß eingebildete, ſondern eine wirkliche, von der Erfahrung beſtätigte, ja von den Behörden eingeſtandene. Schreibt doch eine preußiſche Miniſterial-Verfügung vom 24. Dec. 1866[1] vor, „daß die künftigen Lehrer der Gymnaſien ſich, weil dieſe Anſtalten keine *Fachſchulen* ſind, früh mit dem Gedanken vertraut machen ſollen, es werde von ihnen nicht die ausſchließliche Vertretung eines wiſſenſchaftlichen Specialfachs, ſondern die Betheiligung an der *geſammten* pädagogiſchen und didaktiſchen Aufgabe der Schule erwartet". Und Dr. K. L. Roth[2] beklagt es als Folge der neuen Lehrpläne, daß „durch die gegebenen Vorſchriften auch die einzelnen Disciplinen in den Augen der (Fach-)Lehrer mit Nothwendigkeit lauter einzelne, unverbunden nebeneinanderſtehende Ganze werden, welche nicht etwa die Elemente zu Wiſſenſchaften, ſondern die Wiſſenſchaften ſelbſt vorſtellen". Anders konnte es gar nicht kommen. War einmal in beklagenswerther Verblendung aus der Lateinſchule ein Liliput-Univerſitätchen gemacht, ſo ſtellte jedes einzelne Fach eine Facultät vor, und wurde aus dem ehedem *einen* Hauſe ein *Entendorf*.

Zwar ſollte der Gymnaſial-Director die höhere Einheit der disparaten Lehrer und Fächer darſtellen, das „innige Ineinandergreifen der einzelnen Kräfte" befördern, ſo daß ſich „jede nur als ein dem Ganzen dienendes Organ" anſehen möchte[3], — aber man weiß, wie dieſer Sommernachtstraum in der Wirklichkeit ausſieht. Denn ſo oft ſteht jeder Lehrer auf ſeinem eigenen Standpunkte, hat ſeine eigene Überzeugung, die er am wenigſten gerne jener des Directors unterordnet, und ſteht mit dieſem am liebſten in Oppoſition oder im Verhältniß eines widerwilligen, rein äußeren Gehorſams[4]. Der „collegiale Geiſt" und die

---

[1] Wieſe, II. S. 79.

[2] Gymnaſial-Pädagogik, S. 15.

[3] Öſterreichiſcher Organiſations-Entwurf. Wien 1849, Nr. 15 der Inſtructionen, S. 200 f.

[4] Um von den wiederholten Klagen des Dr. K. L. Roth zu ſchweigen, ſei hier

Digitized by Google

Tugend des inneren Gehorsams, die Hingabe seiner selbst an ein höheres gemeinsames Ziel läßt sich eben von Oben nicht in die Geister hineinreglementiren, und wenn das heutige Gymnasium grundsätzlich nur ein Buschwerk von so und so vielen Schößlingen ist, so kann aus ihm keine Menschenkunst einen einheitlichen Baum machen [1].

Aus dem beschränkten, selbstsüchtigen Standpunkte der einzelnen Fachlehrer ergibt sich ein anderer didaktischer Fehlgriff voll verderblicher Wirkungen auf Leib und Seele der Schüler: die allgemein beklagte Überbürdung mit Aufgaben zum Lernen und mit schriftlichen Arbeiten. Denn in sich selbst und seinem Fache abgeschlossen, denkt so mancher Lehrer nicht daran, daß noch weitere vier oder fünf Mitwerber auf den Fleiß der armen Jugend Anspruch machen. Wohl haben die Behörden [2] ihr Möglichstes gethan, um diesem Unfuge zu steuern; wohl mahnt eine preußische Circular-Verfügung vom 20. Mai 1854: „Sehr zu Unrecht werden die schriftlichen häuslichen Arbeiten vielfach für das Wichtigste beim Schulunterricht gehalten, und ein Verfahren befolgt, welches in leiblicher und geistiger Beziehung abstumpfend wirkt", — aber was hilft alles Predigen gegen einen Fehler, der fast mit Naturnothwendigkeit aus dem Systeme selbst aufsproßt? Jeder Lehrer will sein Fach möglichst voranbringen, will in der Prüfung glänzen, will vorankommen; ein all-

---

ein Wort Aleri's (Das höhere Unterrichtswesen in Preußen, 1877, S. 31) angeführt: „Die verschiedensten Anschauungen sind unter den Gymnasiallehrern vertreten. Die Zahl derjenigen ist sehr gering, welche aus ihres Herzens innerster Überzeugung nach den Gesichtspunkten gearbeitet hätten, die dem Begründer des modernen höheren Schulwesens vorgeschwebt haben. Man hat sich gefügt, aber zum Theil mit Widerwillen. Anstatt daß ein einheitlicher Geist den Unterricht durchdrungen hätte, was auch die geschicktesten Directoren mit dem pflichttreuesten Lehrercollegium nicht vermocht haben, haben sich innerhalb derselben Anstalt verschiedene Geistescentren, den Directoren und Lehrern fast unbewußt, gebildet, die sich in aller Stille gegenseitig bekämpfen und einen unheilvollen Zwiespalt in die Gemüther hineintragen mußten."

[1] Der verdiente Schulmann Geh. Rath Eilers schreibt (Meine Wanderung durch's Leben, II. S. 252) im Jahre 1857: „Zur Vertheidigung des Vielerlei und der gesteigerten Forderungen im Einzelnen hat man auf die Vervollkommnung der Lehrmethoden und der Lehrmittel hingewiesen. Wie schlimm es damit in der Wirklichkeit aussieht, wissen alle einsichtigen Schulräthe; aber die, welche die Macht etwa in Händen hätten, es zu ändern, wissen es nicht und können es nicht wissen. Ich wenigstens habe keinen Präsidenten und keinen Minister kennen gelernt, der etwas Rechtes vom Schulwesen verstanden hätte."

[2] Wiese, I. S. 130 u. 134. Für Österreich Hübl, Die Überbürdung der Schüler an Mittelschulen, S. 102 ff.

Digitized by Google

gemeiner Wettkampf unter den Lehrern entbrennt, und wer am schmerzlichsten darunter leidet, das sind die bemitleidenswerthen Schüler, die schließlich der Verdrossenheit anheimfallen. „Wenn die Schüler," sagt Roth[1], „in zehn verschiedenartigen Fächern sich durch vier, fünf oder mehr Lehrer sollen unterrichten lassen, so werden sie immer träg und verdrossen bleiben, so können sie sich für keine Arbeit und keinen Lehrer erwärmen."

Der Director müßte zugleich Fuchs und Hase sein, wenn bei dem Wettlaufe der verschiedenen Fachlehrer der „harmonische Zusammenhang" der einzelnen Wissenszweige bewahrt werden könnte[2]. Im Gegentheile wird jeder einzelne Docent gerade sein Fach als das wichtigste und unentbehrlichste hinstellen, und dafür die übrigen mittelbar oder unmittelbar, verstohlen oder ehrlich heraus, in der Hochachtung der Schüler herunterſetzen, um so bei der Prüfung den Vogel herunterzuschießen. Bei der Verschiedenheit der Lehrercharaktere wird sodann immer der semitisch-zappelige Streber etwas voraus haben. Setzen wir den (nicht erdichteten) Fall, daß eine Klasse, was ja oft vorkommt, so ziemlich in allen Fächern zurück sei, und daß der Mathematiklehrer etwa, wir sagen nicht der fleißigste, wohl aber der unruhigste und industriöseste unter den Lehrern sei. Was wird geschehen? Er wird dem Director so lange in den Ohren liegen, daß es gerade in der Mathematik am übelsten aussehe, bis dieser, wenn er gar noch eine menschliche Schwäche für dieses Fach hat, seine Genehmigung dazu gibt, daß die Schüler alle vierzehn Tage eine schriftliche Prüfungsarbeit aus der Mathematik in der Klasse anzufertigen haben. Nun ist der Wirrwarr da; nun wird das angebliche Gymnasium erst recht zur Realschule! Eine General-Wiederholung der Mathematik wird angesagt, von Stunde zu Stunde

---

[1] Gymnasial-Pädagogik, S. 7.

[2] Landsermann (Zur Revision ..., S. 10) schreibt: „In früherer Zeit habe gewöhnlich ein einzelner Mann, meistens der Director, einem Gymnasium den Stempel seines Geistes und seiner Auctorität aufgedrückt; von ihm habe die Blüthe und Ehre, wie Geist und Richtung der Schule fast ganz abgehangen; unter ihm, dem Schulmeister, habe eine Anzahl hauptsächlich unter seinem Einflusse berufener Lehrer, Schulgesellen, meist junge Theologen, denen das Schulamt Durchgang zum Pfarramt gewesen, gearbeitet. So habe die Schule und ihr Lehrplan Einheit, Harmonie, Concentration, meist auf die einfachste Weise, gefunden. Das sei ganz anders geworden, besonders seit 1810 in Preußen eine eigene Prüfung für's Schulamt angeordnet worden: die Auctorität des Directors sei um so viel kleiner geworden, als die Verwaltungsbehörden mehr in das Innere der Schulen eingreifen."

Digitized by Google

müssen so und so viele Seiten des Lehrbuchs genau gelernt sein; alle vierzehn Tage ist über das inzwischen Gelernte scriptio in der Klasse; wehe dem Missethäter, dessen schriftliche Arbeit „ungenügend" ausfällt! Und die Folge davon? Daß die Klasse nun erst recht zurückgeht, im Namen und zu Ehren eines einzigen Lehrers und seines gepriesenen Faches! Man kommt beim Fachlehrerthume aus dem Dornengestrüpp der didaktischen Schwierigkeiten nimmermehr heraus.

Oder übertreiben wir? Nun denn, so spreche Eilers, der aus eigener Erfahrung[1] das Folgende erzählt: „Um die den einzelnen Lehrgegenständen gesteckten Ziele zu erreichen, mußte man Fachlehrer anstellen, und überhaupt die Zahl der Lehrer vermehren. Da wurde denn das Übel erst recht schlimm. Jeder Fachlehrer nahm Zeit und Kraft seiner Schüler für seinen Gegenstand in Anspruch, und sie übten, indem sie unter einander in Streit geriethen, jeder für sich nach Kräften jenen Geist und Leben tödtenden Druck auf die Jugend, worüber sich die Eltern mit so vielem Rechte seit Jahren beschwert haben und noch beschweren. Die classischen Philologen wollten sich ihre alte Herrschaft und ihre alte Ehre nicht nehmen lassen; die Mathematiker, ebenso hochmüthig und streitsüchtig, machten die ihnen im Abiturienten-Reglement auferlegte Pflicht geltend, und die Übrigen thaten auch das Ihrige, um mit Ehren bestehen zu können. Es gibt nur wenige Lehrerconferenzen, wo es friedlich und mit harmonischer Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit der Schüler zugeht. Der Eine ruft: Griechisch und Lateinisch! Der Andere: Mathematik und Physik! Der Dritte: Geschichte und Geographie! Der Vierte: Deutsche Sprache und Nibelungen! Der Fünfte: Neuere Sprachen! Der Sechste: Philosophische Propädeutik! Und dann will doch auch der Geistliche für den Religions-Unterricht seine Rechte. So von verschiedenen Seiten her angerufen, bleibt dem Director kaum etwas Anderes übrig, als die geistige und körperliche Gesundheit der Jugend den Drängern preiszugeben." Dieser endlose Kampf um's Dasein unter den Amtsgenossen einer und derselben Lehranstalt ist so unvermeidlich, daß der Gottesfriede unter ihnen, wie im kriegslustigen Mittelalter, nur als Ausnahme-Zustand gilt. Was muß also beim Fachlehrerthume geschehen? Die Erfolge des Unterrichtes werden weder den Bemühungen der Lehrer, noch der aufreibenden Überanstrengung der Schüler entsprechen.

---

[1] A. a. O. S. 251 ff.

Digitized by

Kaum beſſer aber ſteht es auf dem Gebiete der Erziehung.

Eine gute Erziehung beruht einmal auf der Einigkeit der Erzieher ſelbſt, wie man ſchon im häuslichen Kreiſe wahrnehmen kann. Wenn nämlich auch der Mutter der Beruf zufällt, die etwaige Härte und Strenge des Vaters liebend wieder auszugleichen, ſo müſſen doch beide Eltern in den Hauptſachen zuſammenſtimmen, wenn die Kinderzucht gedeihen ſoll; und jede größere Zwietracht zwiſchen dieſen erſten und wichtigſten Trägern der Erziehung wirkt verhängnißvoll auf die Charakterbildung der heranwachſenden Sprößlinge. Genau das Nämliche gilt auch von der Gymnaſial-Erziehung, die nur bei vollkommener Harmonie der Lehrer gedeihen kann. Wie es aber um dieſe beim Fächerſyſteme ſtehe, haben wir ſoeben beſprochen, und auch Alexi[1] ſtellt den Satz auf, daß bei dem jetzt beliebten Gymnaſialweſen „weder die ſittliche Ausbildung im chriſtlichen und nationalen Geiſte, noch die formale und materiale intellectuelle Bildung erreicht werden konnte“[2]. Wir wollen die betrübenden Erſcheinungen auf dem Gebiete der öffentlichen Erziehung in der Falk'ſchen Ära Preußens und in der „verfaſſungstreuen“ Ära des Habsburgiſchen Reiches nicht ausbeuten, ſondern nur die Frage aufwerfen: Hat nicht faſt jeder Lehrer ſeinen „perſönlichen Standpunkt“ in Sachen der Wiſſenſchaft, der Schuldisciplin und der Sittlichkeit? Wird ſich darnach nicht auch ſeine erziehende Wirkſamkeit in den einzelnen Klaſſen durchaus „perſönlich“ geſtalten? Hat er nicht vielleicht gar in Sachen des religiöſen Glaubens, alſo des Fundamentes der Sittlichkeit, ſeine eigenen, der Himmel weiß, ſogar recht gefährliche Meinungen? Bei einem ſolchen Babel der geiſtigen Anſchauungen unter den Fachlehrern kann ein- für allemal von Erziehung keine Rede ſein; ja viele, wo nicht die meiſten Fachlehrer werden ſich mit der Beibringung des vorgeſchriebenen Wiſſenszweiges zufrieden geben, auf allen ſittigenden

---

[1] A. a. O. S. 31.

[2] Um ſo mehr muß es auffallen, daß dieſer Schulmann mit dem modernen Syſteme nicht vollkommen bricht, ſondern nur die folgende Milderung desſelben vorſchlägt: „Ich halte es für nothwendig, daß in einer und derſelben Klaſſe möglichſt wenige Lehrer unterrichten. So kann der deutſche, lateiniſche, griechiſche und geſchichtliche Unterricht bis incluſive Ober-Secunda recht gut in Einer Hand ruhen. Dann würde daneben nur noch der mathematiſche, geographiſche und naturwiſſenſchaftliche Unterricht und der neuſprachliche je von einem anderen Lehrer zu geben ſein. So käme ein ganz anderer Zuſammenhang in den Unterricht, viel mehr, als wenn ein Lehrer in mehreren Klaſſen hinter einander den Unterricht in demſelben Fache gibt, was ich abſolut für pädagogiſch ſchädlich halte“ (S. 43).

Digitized by Google

Einfluß verzichten, froh ſein, wenn keine gröberen Verſtöße gegen die Schulzucht vorkommen, kurz, die Erziehung der Gymnaſiaſten Anderen, wohl gar ausſchließlich dem elterlichen Haus, überlaſſen[1]. Dann iſt allerdings die allgemeine Klage über die Erziehungsloſigkeit der Neuſchule kein Wunder.

Aber ſelbſt den Fall geſetzt, daß die Fachlehrer den beſten Willen hätten, ſich an der Erziehung redlich zu betheiligen, ſo können ſie es nicht durchführen. Je weniger Stunden in einer Klaſſe dem einzelnen Lehrer zufallen, deſto geringer iſt ſein Einfluß auf Herz und Gemüth der Schüler, deſto dornenvoller ſein Lehramt[2]. Je zahlreicher ſodann die Klaſſen bevölkert ſind, deſto mehr zerſplittert ſich die Thätigkeit des Fachlehrers. Wie ſoll z. B. der Docent des Franzöſiſchen die 3—400 Schüler ſeiner ſechs Klaſſen auch nur dem Namen nach kennen? Noch viel weniger gewinnt er die ſo unentbehrliche Einſicht in die inneren Eigenſchaften, in's Gemüthsleben und die Schwächen jedes einzelnen Jünglings; eine Einſicht, ohne welche es überhaupt keine Erziehung gibt.

Je nach den Anſichten und Charakter-Eigenſchaften der Fachlehrer wird ſich vollends unter den Schülern eine vielgeſtaltige Partei-Zerſplitterung für und wider die einzelnen Fachlehrer herausſtellen, ſo daß ſie dem Einen anhangen, den Anderen mißachten. Der eine Schüler wird des Paulus, der andere des Apollo, der dritte des Kephas und der vierte Chriſti ſein, wie St. Paulus im erſten Briefe an die Korinthier (1, 12) klagt. Unter ſolchen Umſtänden muß jede Erziehung aufhören[3].

---

[1] Dieß geſchieht mitunter von Verehrern Wolfs, der ja auch am Gymnaſium zunächſt nur ſeine „Alterthums-Wiſſenſchaft" den Schülern beibringen will; bisweilen trägt die Schuld ein thörichter Wiſſensdünkel, der mit Verachtung auf das Erzieher-Amt herabſieht.

[2] Gerade ſolche Lehrer ſollten durch die Auctorität des Directors vorzugsweiſe gedeckt und nicht die Unarten der Schüler dem Lehrer und ſeiner „Taktloſigkeit" in die Schuhe geſchoben werden.

[3] Wir begreifen nicht, warum der ſonſt praktiſche A. Biſchoff (S. 19) die Frage, ob Klaſſenlehrer oder Fachlehrer? „außerordentlich ſchwierig" findet. Er ſchreibt: „Für beide Parteien ſpricht ſehr Vieles; ich habe mich auch nie über dieſe Frage entſcheiden können, bis ſie ſich mir auf andere Weiſe gelöst hat. Indeſſen iſt denn wohl anzunehmen, daß dadurch der Unterricht einfacher würde, das Maß des zu Lernenden geringer? Anzunehmen iſt zwar, daß jeder Fachlehrer ſein Fach gründlich zu lehren verſteht und mit Nachdruck darauf hält, daß es von den Schülern nicht vernachläſſigt werde; aber werden dieſe wohl die Anforderungen aller ihrer Fachlehrer, von denen jeder ſein Fach als das Hauptfach anſehen würde, erfüllen können? Ich

Doch wozu viele Worte? Die beiden Regierungen, die am meisten das Fächer-System in die Gymnasien eingeführt haben, die preußische und nach deren Vorbilde die österreichische, gestehen unseren Satz in ihrer Weise ein, und haben, um noch ein Phantom von Einheit des Unterrichtes und der Erziehung in den Klassen übrig zu behalten, die Klassen-Ordinarien in den Gymnasialplan aufgenommen.

So sagt die preußische Circular-Verfügung vom 24. October 1837[1]: „Um ungeachtet der Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände in den Gymnasien die nöthige Einheit im Unterricht und in der Methode zu bewirken (!?), eine möglichst gleichmäßige Ausbildung der Schüler herbeizuführen und auch ihnen das lebendige Band (?), welches die Lehrgegenstände verbindet, fühlbar zu machen und zur geistigen Anschauung zu bringen (?), hat das Ministerium schon längst für alle Gymnasien das Klassen-System (?!) und das Klassen-Ordinariat angeordnet." Wie aber soll in aller Welt der Ordinarius, welcher den übrigen Fachlehrern ganz gleich- und in keiner Weise vorgesetzt ist, die „Einheit" der Methode, die „Gleichmäßigkeit der Ausbildung" und das „lebendige Band" unter so verschiedenen Fächern zu Stande bringen? Weil wir auf Seite der Behörde ein frevelhaftes Spiel mit Wörtern nicht voraussetzen dürfen, so bleibt uns nur die einzige Erklärung übrig: der „Ordinarius" sollte ein Kanzleitrost für bureaukratische Mißgriffe und eine Beschwichtigung des anklagenden Gewissens sein[2].

---

sehe auf alle diese Weise keine Besserung. Der gegenwärtige Zustand ist ein mangelhafter, schadhafter, so viel ist Jedem klar, es muß irgendwo fehlen; die vorgeschlagenen Mittel aber versprechen keine entschiedene Besserung, sie sind entweder gar nicht ernsthaft gemeint, oder sie ändern nichts. Es bleibt also nur ein freilich radicaler (im Gegentheile, ein durchaus historischer und conservativer!), wiewohl mehr dem Ansehen nach radicaler Vorschlag übrig: Eines nach dem Anderen!" Und so gelangt Bischoff zur Erkenntniß der eminent größeren Nützlichkeit der Klassenlehrer.

[1] Wiese, I. S. 33.

[2] Auch K. L. Roth (Gymnasial-Pädagogik, S. 7 f.) ist der Ansicht, daß die Einsicht von der Verderblichkeit des Fächersystems zur Erfindung des „Klassen-Ordinarius" geführt habe. Er schreibt: „Die Ahnung hievon (den üblen Folgen des Fachlehrerthums) hat ohne Zweifel die Anordnung der Klassen-Ordinariate und die Combination verschiedener Fächer in Preußen veranlaßt, was ein ungenügender Nothbehelf ist, so lange die Fächer selbst in so ganz verschiedenen Richtungen auseinanderlaufen. Denn das eben ist das große, unseren deutschen Gymnasien gemeinsame Übel: die ansehnliche Zahl verschiedenartiger, im Gymnasium zusammengehäufter Lehrfächer, welche das einheitliche Wirken der Lehrer zum Zwecke der Erziehung unmöglich machen."

Digitized by Google

Auch der öſterreichiſche Organiſations-Entwurf für Gymnaſien[1] fürchtete als mißliche Folge des Fächer-Syſtems, daß eine „bedeutende Ungleichheit (in den verſchiedenen Lehrgegenſtänden), übergroße Anſprüche an die Zeit der Schüler für den einen Gegenſtand, zu geringe in einem anderen eintreten würden". Noch größer und durch allgemeine Beſtimmungen des Schulgeſetzes noch weniger zu beſeitigen ſei „dieſe Gefahr in Betreff der Disciplin, in welcher Hinſicht namentlich für die unteren Klaſſen eine bemerkbare Ungleichheit den größten Schaden bringen würde". Wer erwartet nach ſolchen Vorſätzen nicht die Schluß-Folgerung: „Alſo wollen wir mit dem Fächerweſen brechen, und zum alten Klaſſenlehrer-Syſtem zurückkehren?" Falſch geſchloſſen! Die Wiener Bureau-Weisheit meint vielmehr: Alle jene Mißſtände würden eintreten, „wenn nicht ein Mittelpunkt für das Zuſammenwirken der Lehrer derſelben Klaſſe gegeben wäre". Und wer iſt dieſer „Mittelpunkt"? Risum teneatis, amici. Niemand Anderer, als der Allerwelts-Zauberer des verzopften Gymnaſiums, der Herr Ordinarius! Wem fällt da nicht das Wort Eilers' über die heutigen Unterrichts-Miniſter ein? Alſo der Ordinarius! Möchte er doch allerwenigſtens immer die meiſten und die wichtigſten Stunden in der Klaſſe zu geben haben! Aber man vergleiche nur einmal die Gymnaſial-Programme, und man wird Kunſt und Wunder ſehen[2]. Möchte er doch eine entſprechende Amtsgewalt haben! Aber ſein Ordinariat wiegt kein Gramm ſchwerer, als das Amt eines Fachlehrers.

Es kommt noch beſſer. Eine preußiſche Circular-Verfügung vom 7. Januar 1856 ſagt[3] geradezu: „Die Vielheit der Lehrer wirkt beſonders nachtheilig auf die jüngeren Schüler, die zur Verarbeitung deſſen, was ihnen von verſchiedenen Lehrern mitgetheilt wird, noch weniger Geſchick und Übung haben, als ältere Schüler." Wir bitten unſere Leſer, dieſes Zugeſtändniß wohl zu bewahren. Denn was folgt aus demſelben? Daß das Fächer-Syſtem überhaupt bei der Jugend verwerflich iſt, daß alſo an dem Gymnaſium von ſechs Jahren, wie wir es vorſchlagen,

---

[1] Inſtructionen, Nr. 14, S. 197.

[2] Wir laſſen uns auf Beiſpiele nicht ein, exempla sunt odiosa. Aber aus acht neueren, uns eben vorliegenden Programmen von Gymnaſien verſchiedener Staaten könnten wir Manches ausziehen. Natürlich werfen wir keine Schuld auf die Directoren. Wir ſelbſt könnten es unter der Herrſchaft des heutigen Syſtems um kein Haar beſſer machen.

[3] Wieſe, I. S. 39.

Digitized by Google

überhaupt Fachlehrer gar nicht bestehen sollten. Sie mögen einmal eintreten, wenn der Unterricht und die Erziehung den Jüngling zu einer gewissen Reife herangebildet haben, also am Lyceum; aber am Gymnasium sind sie vom Übel.

Endlich bedenke man noch die finanzielle Seite, die bei unseren riesigen Budgets durchaus nicht übersehen werden darf. Unser Fächer-System ist eine leidig kostspielige Einrichtung. In Österreich[1] sind an einem Unter-Gymnasium (von vier Jahreskursen) allerwenigstens sechs, an einem Real-Gymnasium sieben, am Ober-Gymnasium (acht Jahreskurse) zwölf Lehrer nöthig, die alle ausreichend zu leben haben müssen, damit sie ihr ohnehin hartes Amt freudig verwalten können. Diese Lehrerzahl erhöht sich natürlich bei Parallelklassen. Nun gut! Gerade die Hälfte würde bei der Einheit des Gymnasial-Unterrichtes und dem daraus resultirenden Klassenlehrer-System hinreichen. Ja an kleineren Orten wären drei Lehrer im Stande, das sechsjährige Gymnasium zu versehen. Eine Kette solcher Anstalten ließe sich über das Land ohne große Kosten ausbreiten, die Jünglinge könnten unter den Augen der Eltern ihre Gymnasial-Studien abmachen, bis sie endlich, etwa im achtzehnten Jahre, das Lyceum bezögen. Welch ein Gewinn für Bewahrung der Unschuld! Welche Ersparniß für Eltern, Gemeinden und Staat!

2. Klassenlehrer.

Nach dem Klassen-Systeme hat jeder Lehrer einen Jahreskurs der Schüler in den sämmtlichen Stunden; ja es ist nur eine folgerichtige Ausbildung dieses Systems, wenn der Lehrer, seine Tüchtigkeit vorausgesetzt, mit der Klasse aufsteigt, also seine Schüler sogar mehrere Jahre behält; eine Einrichtung, die auch von der Ratio studiorum der Gesellschaft Jesu den Provincialen empfohlen wird[2], und das Verhältniß zwischen Lehrer und Schülern zu einem persönlichen und innigen macht, während das Fachlehrer-System meist nur zu einem sachlichen Verhältnisse zwischen den Beiden führt.

Der Klassenlehrer entspricht vor Allem der Geschichte, also dem conservativen Unterrichts-Systeme. Wir mögen das Schulwesen bis in's

---

[1] Hübl, S. 182.

[2] R. st. Reg. Prov. 29: Curandum etiam, ut nostri initium docendi faciant in ea schola, qua superiores scientia sunt, ut sic quotannis ad altiorem gradum cum bona parte suorum auditorum possint ascendere.

Digitized by Google

graueſte Alterthum verfolgen, ſo werden wir ſtets den einen Lehrer finden, welchem die Schüler treu blieben, bis ſie zu einem anderen Wiſſenszweige übergingen. Kein Wunder, denn der Klaſſenlehrer iſt eine ſo naturgemäße Erſcheinung, daß z. B. ein Orientale ganz verdutzt dreinſchauen würde, wenn er vernähme, daß 3—6 verſchiedene Lehrer an dem nämlichen Jünglinge ihre Kunſt verſuchen. Unſer Gymnaſium kannte bis in das achtzehnte Jahrhundert nur den Klaſſenlehrer; ja der ſonſt ſo reformſüchtige Comenius hat dennoch richtig erkannt, daß „es nicht gut ſei, wenn ein Knabe mehrere Lehrer habe, da ſchwerlich Alle die gleiche Methode haben, was ihn verwirre“ [1]. Erſt mit den radicalen Beſtrebungen der ſophiſtiſchen Pfuſcher im Gymnaſial-Weſen wurde ſtatt des Klaſſen-Syſtems das Fächer-Syſtem eingeführt: eine für den Unterricht wie für die Erziehung verderbliche Neuerung.

Jedoch nicht um den Unterricht und die Methode handelt es ſich im vorliegenden Aufſatze, ſondern um die noch unendlich wichtigere Erziehung, von der wir behaupten, daß ſie nur unter einem Klaſſenlehrer wahrhaft gedeihen könne.

Der Klaſſenlehrer hat ſeine Schüler in den ſämmtlichen Lehrſtunden eines Jahres, ja mehrerer Jahre, vor Augen, hat alſo Gelegenheit, die guten und böſen Eigenſchaften, das ganze ſittliche Verhalten derſelben gründlich kennen zu lernen [2]. Erſt dieſe Erkenntniß ermöglicht den Beruf des Erziehers und bewahrt vor tauſend Mißgriffen, welche das jugendliche Gemüth verbittern und gegen jede Pädagogik verſchließen. Denn wie oft täuſcht ſich der ſeine Schüler kaum dem Namen nach kennende Fachlehrer! [3] Er ſieht einen Gymnaſiaſten lachen und faßt ſofort den Argwohn: „Er hat mich ausgelacht!“ Alſo eine Scene, vielleicht eine Strafe und deren Vollziehung! Er ruft in einem Halbjahre

---

[1] Raumer, Geſchichte der Pädagogik, 3. A., II. S. 59.

[2] Näheres hierüber bei J. Kleutgen S. J., Die alten und die neuen Schulen, S. 62 ff.

[3] Eine Stimme aus Öſterreich ſagt über die dortigen Gymnaſien: „Der Unterricht iſt vollſtändig nach dem Fachlehrer-Syſtem vertheilt, ſo daß der Schüler ſogleich in der erſten Klaſſe von fünf bis ſieben Lehrern bearbeitet wird. ... Die Klaſſenlehrer (richtiger: Ordinarii) haben keine eigentliche Bedeutung, da manche derſelben nur zwei bis drei Stunden wöchentlich in der Klaſſe beſchäftigt ſind und überdieß oft wechſeln. Es kommt häufig genug vor, daß der Lehrer einen großen Theil, oft die Hälfte ſeiner Schüler durch mehr als ein Semeſter hindurch nicht kennt, d. h. ſich ihre Namen nicht merken kann, was gar nicht zu verwundern iſt, da er oft 300—400 Perſonen in Verbindung mit eben ſo viel Namen dem Gedächtniß einprägen muß.“ Der öffentliche Unterricht im Lichte der Verfaſſung. Wien 1863, S. 22.

einen vielleicht braven und fleißigen Schüler zweimal auf, leider je an einem Tage, da derselbe zufällig nicht gut gelernt hatte, oder in einem Punkte, über welchen der Jüngling nicht mit sich in's Reine gekommen war. Also schlechte Note, Unaufmerksamkeit, Unfleiß! Oder sagen wir gleich das Richtige: wieder ein jugendliches Gemüth verbittert, verhetzt, zurückgestoßen. Derartige Mißgriffe, deren Zahl Legion ist, machen jede Erziehung unmöglich und verderben noch das etwa vorhandene Gute, sind aber beim Fachlehrer-System unvermeidlich. Wie ganz anders wird ein vernünftiger Klassenlehrer bei seiner gründlichen Kenntniß der Schüler verfahren! Er weiß, warum A gerade bei jenem Worte lachen muß — ein warnender Blick, die Sache nicht zu übertreiben, reicht zur Berichtigung hin. Er kennt den B als fleißigen Jüngling, denkt also, wenn derselbe heute keine Lorbeeren erntet, daß hie und da sogar der gute Homer schläfrig werde; eine Berufung auf die bessere Vergangenheit wird den Säumigen von heute zugleich beschämen und ermuthigen. Er weiß, bei welchen eine strenge Behandlung, und bei welchen die Güte mehr ausrichte; irgend eine Sentenz oder Thatsache, die bei Übersetzung eines Alten vorkommt, bietet ihm Gelegenheit, scheinbar unabsichtlich einen Charakterfehler zu brandmarken, so daß dem Schuldigen gleichsam ein Blitz durch die Seele fährt und die besten Vorsätze erweckt. Was hilft das Schulehalten, wenn wir nicht Apostel unserer Schüler sind? Was tröstet uns in den unzählbaren Mühen dieses dornenreichen Berufes, wenn nicht das Bewußtsein, daß wir die jugendlichen Seelen dem Erlöser und dem ewigen Glücke zuführen? Wir reißen uns den Ehrenkranz vom Haupte, wenn wir bloß unterrichten und die Erziehung Anderen, die vielleicht sehr fern wohnen, überlassen. Und damit wir erziehen können, müssen wir die Einheit des Gymnasial-Unterrichtes und die Einheit des Lehrers zurückfordern, d. h. zu unserer alten Schule zurückkehren.

Man werfe uns nicht die Überladung des einen Lehrers mit Schulstunden ein. Nach unserem Vorschlage, dem sich die bedeutendsten ärztlichen Auctoritäten anschließen, sind wöchentlich 25—27½ Stunden hinreichend; auch diese Zahl wird durch einfallende kirchliche, bürgerliche und Gymnasial-Feste etwas verringert, und für eine solche Last reicht eine mittlere Körperkraft um so leichter hin, da nicht alle Stunden gleich schwierig sind, und der Klassenlehrer seine jungen Leute ganz anders im Zaume hat, als ein Fachlehrer, der um 9 Uhr an- und um 10 Uhr abtritt.

Digitized by Google

Eben dieſen letztgenannten Punkt müſſen wir als weſentlichen Hebel der Erziehung betonen, denn es handelt ſich nicht allein um den Lehrer, ſondern auch um die Schüler. Dieſe bringen nun die entſcheidungsvollſte Lebenszeit gerade im Gymnaſium hin, jene berühmte Sturm- und Drangperiode („Flegeljahre"), in welcher die Leidenſchaften erwachen, insbeſondere eine ungezügelte Selbſtſucht und Widerſpenſtigkeit unter dem Deckmantel der Freiheit und Mannhaftigkeit um die Obmacht ringt. Gegenüber dieſem im Jünglingsherzen brodelnden Hexenkeſſel iſt das Fächer-Syſtem rein unmächtig. Was will der bald wieder verſchwindende Fachlehrer ausrichten? Der junge Widerborſt ſieht verſtohlen auf die Uhr und tröſtet ſich, daß der „Cyklop" oder das „Gift" nach zwölf Minuten den Plan verläßt; den Kopf aber ſetzt er jetzt erſt recht.

Wie ganz anders jedoch macht ſich die Sache unter einem Klaſſenlehrer, welcher die ſämmtlichen Unterrichtsſtunden beherrſcht und am Ende des Jahres über das Aufſteigen entſcheidet, von welchem alſo der Schüler ganz und gar abhängig iſt! So wird das Gymnaſium eine Schule jener Tugend, welche dem Jünglinge ebenſo nöthig als ſchwierig iſt, nämlich des Gehorſams und des ſich Beugens unter die geſetzlichen Gewalten. Erfahrungsmäßig iſt die unter Klaſſenlehrern heranwachſende Jugend beſcheidener, eingezogener und folgſamer, als das vom Fächer-Syſteme herangezogene wilde Heer.

Übrigens denke man doch ja nicht an irgend eine Schreckensherrſchaft unter dem Klaſſenlehrer, dem ſich die Jugend beugen müſſe, um nicht zerbrochen zu werden. Im Gegentheile! Gerade dann bildet ſich ein Verhältniß der Achtung, Liebe und Anhänglichkeit zwiſchen den Schülern und ihrem Lehrer; ein Verhältniß, das ſehr oft lebenslänglich andauert und mit den Jahren an Innigkeit zunimmt; ja ſelbſt etwaige Gebrechen des Lehrers werden gutwillig hingenommen, wenn nur ſeine Abſichten gut ſind[1].

---

[1] So ſchreibt der berühmte Jugendſchriftſteller Chriſtoph Schmid, welcher in ſeiner Vaterſtadt Dinkelsbühl mit ſeinem jüngeren Bruder von einem Ex-Carmeliter unterrichtet wurde, in ſeinen „Erinnerungen" (Augsburg 1853, I. S. 53): „Für alle und jede Sprachfehler, die er Böcke nannte, gab er uns mit einem Haſelſtocke zwei derbe Schläge auf die Hand, Tatzen genannt." S. 57: „Obgleich er als lateiniſcher Sprachlehrer uns — ich darf wohl ſagen — grauſam behandelte, ſo hatten wir doch keinen Haß gegen ihn. Er hatte uns ja ſo oft betheuert, dieß müſſe nun einmal ſo ſein; anders ſei dieſe Sprache in die Knabenköpfe nicht hineinzubringen; er ſelbſt ſei wohl noch ſchärfer gezüchtigt worden; und wir glaubten es ihm. Da er überdieß bei anderen Gegenſtänden die ſtrenge Schlagmethode ganz bei Seite ſetzte, ſich beſonders

Dr. K. Schmidt[1] ſchreibt: „Nach dem ſtrengen Klaſſen-Syſteme hat jeder Lehrer ſeine Klaſſe; er unterrichtet in allen Lehrgegenſtänden, und jeder Schüler dieſer Klaſſe iſt in Allem an ihn gewieſen. Auf dieſem Wege lernt der Lehrer ſeine Schüler genau kennen, und vermag deßhalb jeden methodiſch und pädagogiſch nach ſeiner Eigenthümlichkeit zu behandeln; er kann ſo wahrhaft Erzieher, für den Schüler, der ihm nur allein ergeben iſt, väterlicher Führer ſein."

Ja ſo iſt es, der Lehrer vertritt dem Gymnaſiaſten die Stelle des Vaters, und gerade dieſer Geſichtspunkt ſpricht letzten Ortes am entſcheidendſten für das Klaſſen-Syſtem.

Schon Quintilian[2] erinnerte den Lehrer, „vor Allem die Geſinnung eines Vaters gegen ſeine Schüler anzunehmen und die Überzeugung zu gewinnen, daß er an die Stelle Jener trete, die ihm ihre Kinder übergeben". Die göttliche Vorſehung hat es nun ſo angelegt, daß der Knabe und der Jüngling vom Vater erzogen werde, während die Erziehung der Mädchen immer größten Theils der Mutter anheimfällt; nicht als ob dieſe an der Erziehung der Söhne ganz unbetheiligt ſei, ſondern nur in dem Sinne, daß vorherrſchend der Vater auf den Sohn einwirkt, ſobald derſelbe der mütterlichen Pflege entrathen kann. So iſt von Gott ſelbſt die Einheit der Erziehung gewahrt. Das Erziehungsrecht und die Erziehungspflicht des Vaters geht nun auf den Lehrer über für die ganze Zeit der Erziehungsbedürftigkeit des Sohnes, d. h. für

---

bei ſeinem Religionsunterrichte nie ſeines Steckens, von ihm baculus genannt, bediente; da er, wenn er mit uns zufrieden war, uns oft beſchenkte, ſo liebten wir ihn dennoch."

[1] Geſchichte der Pädagogik, IV. S. 514.

[2] De inst. orat. II. 2. Setzen wir lieber die ganze Stelle her! „Ergo cum ad eas in studiis vires pervenerit puer, ut quae prima esse praecepta rhetorum diximus, mente consequi possit, tradendus ejus artis magistris est. Quorum imprimis inspici mores oportebit. Quod ego non idcirco potissimum in hac parte tractare sum aggressus, quia non in ceteris quoque doctoribus idem hoc examinandum quam diligentissime putem, sicut testatus sum libro priore; sed quod magis necessariam ejus rei memoriam facit aetas ipsa discentium. Nam et adulti fere pueri ad hos praeceptores transferuntur, et apud eos juvenes etiam facti perseverant; ideoque major adhibenda tum cura est, ut et teneriores annos ab injuria sanctitas docentis custodiat et ferociores a licentia gravitas deterreat. Neque vero satis est, summam praestare abstinentiam, nisi disciplinae severitate convenientium quoque ad se mores adstrinxerit. Sumat igitur ante omnia parentis erga discipulos suos animum, ac succedere se in eorum locum, a quibus sibi liberi traduntur, existimet. Ipse nec habeat vitia, nec ferat."

Digitized by Google

die ganze Gymnaſialzeit. Denn erſt mit dem Abgange aus dieſer Anſtalt iſt der Jüngling ſo weit in der Charakterbildung gefeſtigt, daß die Erziehung hinter den Unterricht zurücktritt, fortan alſo Fachlehrer am Platze ſind. Auf dem Gymnaſium dagegen iſt die Erziehung noch wichtiger, als der Unterricht; dieſe aber kann unmöglich von Mehreren zugleich, ſondern muß von einem Einzigen beſorgt werden: und dieß iſt der tiefſte Grund für das Klaſſen-Syſtem als das einzig erziehende, einzig nützliche und natürliche.

Denn was kommt heraus, wenn vier bis ſieben Fachlehrer wohl oder übel an dem Gymnaſiaſten herumerziehen? Nichts und wieder Nichts! Sind die Herren in Sachen der Wiſſenſchaft kaum unter einen Hut zu bringen, ſo wird in praktiſchen Dingen, in der Regelung des ſittlichen und des äußeren Benehmens der Pflegebefohlenen der Blocksberg der verſchiedenſten Meinungen erſt recht unerträglich. Was ein chriſtlich-frommer und ſittlich-ernſter Lehrer aufgebaut hat, das wird ein ungläubiger Therſites und ein frivoler Lucian wieder niederreißen. Beim Herrn X darf man ſchon etwas ulken und allerlei Kurzweil treiben, beim Herrn Z muß man ſich zuſammennehmen und die Stunde ernſthaft ausnützen. Quot capita tot sensus. Und gar in der Gegenwart bei der fabelhaften Zerſplitterung der „Standpunkte“ und der „perſönlichen Überzeugungen“! Wird ein Lehrer, auf den Quintilians Spruch „Ipse nec habeat vitia, nec ferat“ eine Anwendung nicht findet, die eigene Fehlerhaftigkeit nicht durch die weiteſtgehende Duldſamkeit gegen die Schüler beſchönigen, entſchuldigen, erträglich machen? Wenn im beſten Falle das Benehmen und die Haltung der Schüler von dem jeweiligen Lehrer, der gerade die Stunde gibt, abhängt, ſo wird die Sittlichkeit nur noch eine Frage der Opportunität, ein mit jeder Stunde und jedem neuen Fachlehrer wechſelndes Ding, ein Mäntelchen, das man nach dem Winde dreht. Kann aber auf ſolchem Boden chriſtlicher Tugendernſt und chriſtliche Charakterſtärke gedeihen? Man klagt ſo vielfach über die zunehmende Charakterloſigkeit gerade unſerer gebildeten Stände. Die Klage iſt leider nur zu begründet. Aber man lüfte nur einmal den bureaukratiſchen Vorhang vor unſeren Gymnaſien, man ſehe hinter die Couliſſen und erforſche einmal die Herzensmeinung ſo mancher Männer, welchen der koſtbarſte Theil der Jugend anvertraut iſt; man überdenke mit vollem Ernſte den Unfug des Fächer-Syſtems und das künſtlich zerrenkte heutige Gymnaſium: dann wird es uns wie Schuppen von den Augen fallen.

Was wir vor Allem bedürfen, iſt eine unentweihte Jugend. Ein von Leidenſchaften nicht zerwühlter Geiſt wird auch in den Studien Großes leiſten, weil die Eindrücke auf der ſpiegelklaren Fläche des Inneren ſich wahrer und deutlicher abdrücken. Wohl wiſſen wir, daß erſt die Gotteskraft der Gnade das Wunder der Seelenreinheit wirkt; aber um Eines müſſen wir ſchon hier bitten, daß man nämlich eine Einrichtung beſeitige, welche kaum den ſittlichen Ernſt bei unſeren Gymnaſiaſten weckt, vielmehr ihm allerlei Hinderniſſe in den Weg legt, jene Einrichtung des Fächer-Syſtems, welches nicht nur der wiſſenſchaftlichen, ſondern auch der ſittlichen Bildung unſerer Jünglinge große Gefahren bereitet.

M. Pachtler S. J.

Jooſt van den Vondel.

Die niederländiſchen Meiſter des 17. und 18. Jahrhunderts haben bekanntlich nicht bloß artige Frühſtücksbilder, anmuthige Blumenſtücke, köſtliche Genreſcenen und treffliche Porträts geliefert, ſie haben, und zwar gerade die bedeutendſten unter ihnen, ihr reiches Künſtlertalent vor Allem den höchſten und anziehendſten geſchichtlichen und religiöſen Stoffen gewidmet. Es iſt wahr, nicht Jedermann ſagt ihre derb-realiſtiſche Naturnachahmung zu. Ihre Madonnen ſind keine ätheriſchen Lichtgeſtalten, die kräftige Muskulatur ihrer Heiligenbilder trägt mehr das Gepräge dieſer Erde, als jenes der Verklärung. In Bezug auf ideale Formſchönheit ſtehen ſie weit hinter den Italienern zurück. Doch darin ſtimmt auch das allgemeine Urtheil überein, daß die Rubens, van Dyck, Rembrandt große, echte Künſtler geweſen, daß ſich in ihren Werken neben hoher techniſcher Vollendung ein mächtiges Schönheitsgefühl, Kraft, Leidenſchaft, Phantaſiefülle und eine bewundernswerthe Productionskraft kundgibt. Die altteſtamentlichen Darſtellungen Rembrandts athmen die kräftige Poeſie der Bibel. Rubens' Kreuzaufrichtung und Kreuzabnahme predigen mit erſchütternder Gewalt das große Grundgeheimniß des Chriſtenthums. Was den realiſtiſchen Zug dieſer Meiſter betrifft, hat man mit Recht darauf hingewieſen, daß ſie darin mit Albrecht Dürer ver-

Digitized by Google

wandt sind und daß dieser Zug überhaupt der deutschen Eigenart nicht fremd steht.

Während so die niederländischen Maler noch immer hohen Ansehens genießen, hat Deutschland den holländischen Dichtern im Ganzen wenig Ehre bewiesen. Die Koryphäen der neueren Literatur nahmen von ihnen kaum Notiz. Göthe studirte in seinen alten Tagen noch Persisch; das Holländische scheint nie seine Neugier erweckt zu haben. A. W. von Schlegel fand mit Shakespeare und Calderon kein Ende; Vondel, den angesehensten holländischen Dichter, verwies er zu Gryphius in die dramatische Rumpelkammer. Neuere Kritiker haben über die holländische Literatur noch rücksichtsloser den Stab gebrochen. So schrieb z. B. Herr Rückert, Professor zu Jena, anno Domini 1873 in die „Grenzboten“:

„So wenig wir diesem Volksgeist (dem holländischen) wie irgend einem anderen eine bestimmte poetische Anlage auch absprechen (!) können, so ist doch zwischen ihr und ihrer wirksamen Darstellung als poetische Kunst noch ein weiter Zwischenraum. Es scheint, als habe der holländische Sprachgeist nicht die Fähigkeit besessen, ihn durch eine auch objectiv giltige und insofern classisch zu nennende Gestaltung seiner Formen auszufüllen. Denn die holländische Sprache, trotz ihrer innigsten Verwandtschaft mit den niederrheinischen Idiomen, sowie trotz ihrer unmittelbaren Herkunft aus dem mittelniederländischen, also trotz ihrer Berührung mit zwei für poetische Darstellung sehr glücklich angelegten Sprachmassen, ist doch das allerunpassendste Organ für den poetischen Ausdruck, den man sich denken kann. Sie steckt viel zu fest in der Schablone eines durch und durch prosaischen und pedantischen Satzbaues und einer nicht weniger prosaischen Auffassung der Wortbedeutungen. Auch unsere eigene neuere Sprache leidet an diesen Mängeln, aber theils ist es die unvergleichliche Genialität unserer größten Dichter, die sie zu überwinden verstand, theils hat sich daneben noch der Ausdruck des gewöhnlichen Lebens sehr viel frische Originalität bewahrt, die dann wieder in der rechten Hand der Poesie, aber auch der Prosa zu Gute kommt.“

Das heißt in kürzerem, einfacherem Deutsch: Die Holländer haben keine Classiker, keine classische Literatur, keine Genialität, keine literaturfähige Sprache, ja nicht einmal so viele frische Originalität, als sie gleich der nächstwohnende niederdeutsche Bauer hinter den weiß-schwarzen Grenzpfählen besitzt. Arme, arme Holländer!

Nun, Gottlob! unsere wackern Nachbarn haben kräftige Nerven und einen guten Humor. Sie werden sich durch solche Kathedralsprüche nicht um ihren Vondel, nicht um ihre Literatur und Sprache bringen lassen, um fürder in Jena unvergleichliche Genialität zu holen. Ein Protest

Digitized by Google

gegen derartige Abſprecherei iſt deßhalb überflüſſig. Wohl aber erweckt ſie den Wunſch, das literariſche Geiſtesleben eines ſo verwandten Volkes nicht nach der Schablone einer marmorkalten Claſſicität, ſondern nach ſeiner geſchichtlichen, lebensfriſchen Eigenart beurtheilt zu ſehen. Dieſem Wunſch ſind die folgenden Skizzen entſprungen, und wenn ſie eines oder das andere Vorurtheil beſeitigen, ſo iſt es genug [1].

1. Rheiniſche Jugendeindrücke und niederländiſches Stillleben.

Jooſt van den Vondel [2] wurde am Feſte des hl. Gregorius des Wunderthäters, den 17. November 1587, in der heiligen Stadt Köln am Rhein geboren, wie der älteſte Lebensbeſchreiber genauer angibt: in de straat, genaamt de wysgass, daar de viool uithing, d. h. in der heutigen großen Witſchgaſſe, welche von der Matthiasſtraße nach dem Rhein hinführt. Das Haus, deſſen Geſchichte in's 13. Jahrhundert hineinreicht, hieß „zum Veilchen" (Viole). Heute iſt es ein bloßes Lagerhaus; ein einfacher Gedenkſtein, letztes Jahr daran angebracht, erinnert an den Dichter, der darin zur Welt kam [3].

---

[1] Die reichhaltigſte Quelle für das Studium Vondels bildet die große Prachtausgabe ſeiner Werke von van Lennep. Amſterdam 1850—1869. 12 Bde. kl. Fol. Die Dichtungen Vondels ſind darin chronologiſch geordnet und durch zahlreiche literaturgeſchichtliche Excurſe erläutert. Eine ſehr gute Geſammtausgabe hat ſeitdem van Vloten herausgegeben. De completen Werken van J. v. V. Schiedam. 1864—66, neu erſchienen met eene Voorrede van H. J. Allard. 2 Bde. kl. Fol. 's Hertogenbosch, H. Bogaerts, 1870. Dieſe Vorrede iſt auch ſeparat erſchienen: Levensschets van Joost van den Vondel, 1870. Ihr Verfaſſer, P. H. J. Allard S. J., hat mehrere ſchätzbare Monographien über Vondel geſchrieben. Vondel en de Paus. Amsterdam, C. L. van Langenhuysen, 1869. Vondel en de Moeder des Heeren. Utrecht, Rossum, 1869. Vondels Gedichten op de Societeit van Jesus. 's Hertogenbosch, van Gulick, 1868. Die älteſte Biographie des Dichters (1682), Grundlage der ſpäteren, iſt von G. Brandt; eine ſehr geſchätzte gibt J. A. Alberdingk-Thijm in ſeinen Porträten. Bemerkenswerthe Aufſätze über Vondel enthält De dietsche Warande, de Studien, de Katholiek, der Volks-Almanach voor Neerl. Katholiek. Vgl. Dr. A. Räß, Biſchof von Straßburg, Die Convertiten ſeit der Reformation, VIII. 176—177 u. 616—622; XI. (Nachtrag) 172, 173; XII. 126, 137, (23), 100, 107, 114. Tübinger Quartalſchrift, I. 1864. — Die Zeitſchrift „Hiſtor.-polit. Blätter", herausg. von Joſeph Blum, 1876, S. 557. Holländiſche Literaturbriefe von L. van Heemſtede (Lebensſkizze Vondels und Überſetzung ſeines „Adam in der Verbannung"). Tüchtige Überſetzungen von einigen Stücken Vondels haben Alex. Kaufmann, Grimmelt, Janſen u. A. geliefert.

[2] Der Dichter ſelbſt unterſchreibt ſich oft Jooſt van den „Vondelen".

[3] Über das Haus zur Viole und über die Eltern Vondels hat Herr Dr. L. Ennen in Köln voriges Jahr ſehr intereſſante, bis dahin unbekannte Notizen ver-

Digitized by Google

Die Eltern ſtammten aus Antwerpen. Der Vater, ebenfalls Jooſt genannt, war Hutmacher; die Mutter, Sara Kranen, eines Rederijkers (d. i. etwa Meiſterſängers) Tochter. Beide gehörten der Secte der Mennoniten an. Als ihre Heimathſtadt nach der berühmten Belagerung von 1585 von den Spaniern unter Alexander Farneſe genommen ward, war ihres Bleibens nicht länger daſelbſt. Sie wanderten, wie viele andere proteſtantiſche Niederländer, nach Köln aus, woſelbſt der Rath zwar den Nichtkatholiken ſehr abhold war, viele Zünfte aber ſie nicht nur unter ihre Mitglieder aufnahmen, ſondern ſogar ausgeſprochene Gönner der Augsburgiſchen Confeſſion in den Rath wählten. So fand auch Jooſt van den Vondel — oder, wie er zu Köln genannt ward, „von den Funden“ — Aufnahme in die Zunft der Hutmacher, und konnte ungehindert ſein Gewerbe treiben. Zwar wurde er mehr denn einmal als Wiedertäufer denuncirt. Das erſte Mal war es ein gewiſſer Peter Wyß, der ihn angab, ein Mann, der wegen Weintrinkens von den Mennoniten aus ihrer Gemeinſchaft ausgeſtoßen worden war, aber dennoch dieſes Bekenntniſſes wegen gerichtlicher Verfolgung nicht entging. Befragt, welche Wiedertäufer er in der Stadt kenne, antwortete er, „daß es in Köln dreierlei Wiedertäufer gebe: oberländiſche, amelunkiſche und niederländiſche; zu der niederländiſchen Compagnie gehörten etliche Poſamentmacher, dann viele Verlaufene, welche zerſtreut ſeien, ſo daß er keinen davon kenne; er halte aber dafür, daß Jooſt von den Funden unter Wappenſticker, Hutmacher, darunter gehöre“. Vondel blieb indeß unbehelligt. Auch 1595, als der Rath einen eigenen Fiscal aufſtellte, um über die Andersgläubigen Geldbußen und Gefängnißſtrafen zu verhängen, die Wiedertäufer aber ſammt und ſonders aus der Stadt zu weiſen, kam er mit einer Geldſtrafe davon und wurde weiter nicht beunruhigt, woraus ſich ergibt, daß ihm eine äußere Verbindung mit der Secte wenigſtens nicht nachgewieſen werden konnte, wenn er mit derſelben vielleicht auch nicht thatſächlich gebrochen hat. Sehr wohlhabend ſcheint er nicht geweſen zu ſein. In den Aufzeichnungen des Fiscals von 1595 wenigſtens heißt es: „Dienstag den 27. Juni hat Jooſt von den Funden, unter golden Wagen wohnhaft, vor mir ſich erklärt, daß er nicht gemeint ſei, contra fiscum zu litigiren, weil er gegen

---

öffentlicht (Kölner Nachrichten, 21. Januar 1879). Lennep u. A. ſuchten das Haus zur Viole an der Waiſenhausgaſſe. Herr Ennen weist nach, daß es an der Witſchgaſſe lag.

den Inhalt der publicirten Morgensprache gehandelt und weil er großen Schaden gelitten und unmöglich die ihm auferlegte Strafe zu bezahlen im Stande sei, bitte er um Gnade und biete dem Fiscus zwölf Gulden an." Es war schon die dritte Wohnung, welche er um diese Zeit bezogen hatte: erst das Haus zur Viole, dann eine Wohnung „unter Wappensticker" (an der heutigen Hochstraße), endlich ein Haus „unter golden Wagen" (an einem anderen Theil der Hochstraße). Bei sehr behäbigen Leuten kommt so häufiger Wechsel seltener vor. Offenbar war Meister Vondel darauf angewiesen, in angestrengter Gewerbsthätigkeit sich und den Seinen das tägliche Brod zu verdienen, und die Verhältnisse, in welchen der junge Joost aufwuchs, waren dem entsprechend bescheiden und prosaisch.

Doch was ist prosaisch für ein seliges Kind, in dessen frohem Gemüth ein künftiger Dichter schlummert? Die Fremde ward ihm zum Vaterland, das Haus des Verbannten zur lieben Heimath. Der Rheinstrom sang ihm Wiegenlieder und rauschte in des Knaben erste Träume hinein. Die Glocken von hundert Kirchen, Klöstern und Kapellen läuteten fröhlich zu den ernsten Bibelsprüchen, mit welchen die „taufseligen" Eltern ihren Liebling aufzogen, und der alte Dom starrte wie ein merkwürdiges Räthsel in die alttestamentliche Welt hinein, in welcher der Irrglaube der Seinigen sich ebenso phantastisch als unbeugsam abschloß. Gerade durch diese religiös-poetischen Jugendeindrücke wurde ihm Köln — wie Byron so schön von Rom sagt — zu einer Heimath seiner Seele. Mit lebhafter Innigkeit und Begeisterung kehrt die Erinnerung an das liebe Keulen und an den Vater Rhein gar oft in seinen Dichtungen wieder, vor Allem in seinem kräftigen Liede an den Rheinstrom, das er noch vor seiner Conversion (das Datum 1629 ist zweifelhaft) gedichtet zu haben scheint.

„Erlauchter Rhein! Mein süßer Traum!
Wohin soll sich dein Sänger stellen,
Um dich zu preisen? Heimathstrom!
Du kommst aus Schweizer Alpenquellen,
Pulsader von Europa's Land.
Die Donau, dein abwend'ger Bruder,
Hat eilends ostwärts sich gewandt,
Du nordwärts, als dieselbe Mutter,
Von Regen, Eis und Schnee geschwellt,
Vor Alters euch gebar zur Welt.

„Germanien lag noch wirr und wild,
Bedeckt von den hercyn'schen Wäldern,

Digitized by Google

Bis Zucht es wandelt' zum Gefild
Und lichtete zu üpp'gen Feldern.
Dann durfteſt du, ſtreitbarer Rhein!
Den Tiberſtrom zum Wettkampf laden:
Er beugt' ſich dir, als Konſtantin
Aufbrach von deinen Felsgeſtaden
Zum Wettkampf mit Roms Herrlichkeit
Und mit dem Wahn der alten Zeit.

„Du nahmſt das Joch des Heilands an —
Es ſchallte jauchzend dein Geſtade —
Wetteiferteſt mit dem Jordan;
Dein Waſſer ward zum Bronn der Gnade,
Und Chriſti Kreuz fiel deinem Rücken
So ſchwer nicht; leichter; mehr behagt'
Es dir, als Cäſars Heeresbrücken,
Als Druſus, der — Gott ſei's geklagt! —
Mit fünfzig Burgen ſchwer von Stein
Schloß deine beiden Ufer ein.

„Doch wie das Gold im Feuer ſoll
Dein Chriſtenglaube ſich bewähren:
Dich übertäubend, wirr und toll
Naht Attila mit ſeinen Heeren,
Und färbet mit unſchuld'gem Blut,
Dämmt deinen Grund mit keuſchen Leichen[1],
Wankt trunk'nen Fußes, voller Wuth
Hin über den zerſtörten Reichen,
Und wirft, da Alles er geraubt,
Die Fackel ſengend dir auf's Haupt.

„Da ſchrieeſt du mit heiſ'rer Kehl'
Den Himmel an, um Troſt verlegen;
Der ſandte Karl[2], das Reichsjuwel,
Den ſtets bedrohten Strand zu ſegen
Von frechem und undeutſchem Schaum,
Wie Konſtantin zuvor der Große:
Da ward an deinen Ufern Raum,
Und ſammelnd die verſtreuten Steine
Sahſt du den Kaiſer halten Raſt
An deiner Luft, im Luſtpalaſt. —

„O Müller, aller Ruhe bar,
O Städtebauer, Schiffetrager,
Reichsgrenze, Schirmherr in Gefahr,

---

[1] Anſpielung auf die Legende der hl. Urſula und ihrer Gefährtinnen, welche der Dichter ſpäter in einem Drama behandelte.

[2] Karl der Große.

Digitized by Google

Weinſchenker, Fährmann, Ufernager![1]
Aus deinen Mühlen — ſchaff' Papier,
Damit ich deinen Ruhm kann ſchreiben
Dein Waſſer wird zur Gluth in mir,
Und meine Sinne ſpielen, treiben
Mit dir zur Wette, wie ein Schwan,
Verwöhnt auf weinbepflanztem Plan.

„Ein ird'ſcher Regenbogen ſtrahlſt
Im Kleide du lebend'ger Farben:
Der droben, wie ſo froh du prahlſt,
Scheint, dich beneidend, nun zu darben.
Die Städtekron', die Locken kränzt
Dir blau, roth, weiß ein Kranz von Trauben,
Wie friſch der Muskateller glänzt!
Die Flüſſe zieh'n mit Rebenlauben
Rings um dich, träufelnd von dem Naß,
Und bieten dir ihr volles Faß.

„Da iſt der Main, des Tannwalds Sohn,
Die Moſel mit den Obſtgeflechten,
Die Maas mit Mitra, Stab und Kron'[2],
Dir, Rhein, den Vorrang abzurechten;
Der Neckar, froh mit Wein bekränzt,
Die Ruhr, ihr Haar von Riet umfangen,
Die Lipp', mit feuchtem Moos umgrenzt,
Von Eichenbüſchen grün behangen;
In Laubſchmuck und Cyanenflor
Drängt ſich die Schaar der kleinern vor.

„Du ſtreckſt den Fuß zum Bergeswall,
Wo oft der Schweizer hat gerungen
Und ſich erwehrt der Feinde Schwall;
Die Nordſee hält dein Arm umſchlungen,
Darin das Helden-Eiland liegt,
Wo Bato's[3] Herd ſo fröhlich dampfte,
Sein Volk, ſtets frei und unbeſiegt,
So manchen fremden Schädel ſtampfte,
In dem Gefühle, daß der Rhein
Geſchaffen ward, um frei zu ſein!"

Neun Jahre alt war der Knabe, als der alte Joost den Wanderſtab weiterſetzte — nach Frankfurt — nach Bremen — nach Utrecht.

---

[1] Oeverknager — ein weniger poetiſches Attribut, das aber doch in ſeiner Art das Bild vervollſtändigt, das der Dichter von der gewaltigen Thätigkeit des Stromes geben will.

[2] Die fürſtbiſchöfliche Stadt Lüttich.

[3] Bato, der mythiſche Stammvater der Niederländer — woher Batavia.

Digitized by Google

Da verweilte die Familie ein Jahr (1596). Der Kleine erhielt seinen ersten Unterricht. Aber des Bleibens war nicht. Im folgenden Jahre ging es weiter — nach Amsterdam, wo der Vater sich endlich in's Poorterbuch (Bürgerbuch) eintragen ließ. Nun war das Wandern, aber für den wißbegierigen Knaben auch zugleich der Schulunterricht zu Ende. Er mußte mithelfen im Geschäft, d. h. in dem Strumpfhandel, welchen der alte Hutmacher zu Amsterdam anfing. Doch die poetische Ader war da und begann zu fließen, wie bei Hans Sachs unter Schuhen, so bei Vondel unter Strümpfen. Die älteste uns erhaltene Probe ist aus dem Jahre 1605, ein Hochzeitslied im Stile der damaligen „Rederijkers".

Diese „Rederijkers" (Redekünstler, rhétoriciens) stehen, wie der Zeit so auch dem Charakter nach, zwischen unsern Meistersängern und Sprachgesellschaften. Ihre „Kammern" — gemüthliche Kränzchen, in welchen Freunde der Dichtkunst sich sowohl zu poetischen Übungen und Vorträgen, als auch dramatischen Aufführungen und heiterer Unterhaltung zusammenthaten — rühren aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts her. Hervorragende Männer aus dem Adel trafen da mit Leuten der bürgerlichen Kreise zusammen. Der Ton ihrer Dichtungen war anfänglich ein vorwiegend volksthümlicher, gerieth aber durch die zunftmäßige Gestaltung dieser Clubs in ein ähnliches Schablonenwesen, wie die Meistersänger: gegen Ende des 16. Jahrhunderts drang mit einem verdienstvollen Streben, die Sprache von ausländischen Bestandtheilen zu reinigen, auch gelehrte Schulpoesie in sie ein. In politischer Hinsicht waren sie während der religiösen Kämpfe des 16. Jahrhunderts dadurch bedeutend, daß ihre Mitglieder meist auf Seite der protestantischen Bewegung standen und ihren literarischen Einfluß zu Gunsten derselben geltend machten. Sie galten den Spaniern als Hauptherde der revolutionären Agitation und wurden darum allenthalben, wo die spanischen Waffen siegten, unterdrückt. So geschah es auch zu Antwerpen, nach der berühmten Belagerung durch Alexander Farnese, 1585. Zahlreiche Rederijkers, Kaufleute und andere hervorragendere Bürger siedelten nach Amsterdam über und stifteten dort zwei brabantische Rederijkers-Kammern: „zur Lavendelblume" und „zum Feigenbäumchen". Neben diesen beiden Dichterzünften besaß Amsterdam zu Anfang des 17. Jahrhunderts auch noch seine ältere einheimische, die „oude Kamer"[1] oder die Kammer

[1] „Diese Kammer," erzählt Brandt in „Hoofts Leben" 5., „bestand nicht aus Leuten, die sich für Geld dingen ließen, um Andern Reime aufzusagen, und durch die

„zur Hagebutten" (Eglantieren) mit dem Wahlspruch: „In Liebe blühend", die noch Kaiser Karl V. feierlich bestätigt hatte.

Vondel schloß sich erst seinen Landsleuten, den Brabantern, an, doch ging er später, wie die Protestanten Coster, Brederoo, Hooft und die Katholiken Vechters, Spiegel und Roemer Visscher, zu der älteren holländischen Kammer über. Es waren die tüchtigsten, gebildetsten Männer der Hauptstadt, mit welchen der junge Geschäftsmann in diesem Kränzchen zusammentraf und an deren Beispiel und Umgang er sich zum Dichter heranbildete. Allerdings galt die Poesie in diesem Kreise nicht als das höchste Eins und Alles, dem Religion, Sittlichkeit, Vaterland, Wissenschaft und persönliches Lebensglück geopfert werden darf und muß. Auf dem Zunftbild selbst stand das Bild des Gekreuzigten, gegen den die moderne Kunst so viel Abneigung hegt und den heute so Manche als Zerstörer der alten, schönen Griechenwelt fliehen und bekämpfen. Als Grundbuch der Poesie galt jenen Begründern der niederländischen Literatur die Bibel. Beten schien ihnen keine Schande, und die Religion betrachteten sie als das Höchste und Wichtigste, die Poesie nur als erfreuliche Zuspeise des Lebens.

Weit entfernt, sein prosaisches Gewerbe mit der Laufbahn eines tollen Liebesritters oder eines rasenden Literaten zu vertauschen, blieb Vondel ruhig in seines Vaters Geschäft. Als dieser 1608 das Zeitliche segnete, übernahm er es selbst, und wie seine spätere Wohlhabenheit beweist, mit gutem Erfolge. Zwei Jahre später — im Alter von 23 Jahren — sah er sich nach einer Frau um und heirathete wie ein gewöhnlicher, prosaischer Christ. Es setzte keine langen Gemüthsqualen, Eifersuchten, Feindschaften, Versöhnungen, Überschwänglichkeiten und Vernüchterungen ab. Vondel hielt den Ehebund für eine heilige, religiöse Angelegenheit, geweiht und geadelt durch den Erlöser und dessen göttliche Brautliebe zur Kirche. Das steht in seinem ersten Jugendgedicht. Mayken (Maria) de Wolf (Schwester des Kölners Hans de Wolf, der drei Jahre zuvor seine ältere Schwester Clemensken geheirathet hatte) bewies sich als eine kreuzbrave Hausfrau, hielt Keller und Küche und das ganze Hauswesen in freundlicher Ordnung, beaufsichtigte mit großer Klugheit das Geschäft, erwies ihrem Manne die herzlichste Liebe und

---

Flecken ihres ungeregelten Lebens die Kunst verunstalteten, sondern aus Männern von Achtbarkeit und tadellosem Wandel, so daß im Jahre 1631 fünf Bürgermeister und acht Schöffen Mitglieder dieser Kammer waren."

Digitized by Google

Treue und ſtand ihm in allen Mühen und Beſchwerden des Lebens mit der aufopferndſten Dienſtwilligkeit zur Seite. So fand er neben ſeinem proſaiſchen Geſchäft Zeit und Muße, der Poeſie zu pflegen, zu welcher der Drang ſeines Herzens ihn hinzog, und durch andauerndes Studium eine Bildung zu erwerben, welche vollſtändig auf der Höhe ſeiner Zeit ſtand und ihn mit den tüchtigſten Männern ſeines Volkes in Verbindung brachte. Die Poeſie, die dieſem gemüthlichen, anſpruchsloſen Leben entquoll, hat nicht den meteorhaften Glanz, nicht die leidenſchaftliche Erregtheit, nicht die abgemeſſene Harmonie vieler anderer moderner Dichter, aber ſie iſt der ſonnige, freundliche Widerſchein einer geſunden, wackern Seele, die, das Schöne in Natur und Menſchenleben kraftvoll erfaſſend, ihrer eigenen Leidenſchaften Herr war. Als nach 25jähriger, glücklicher Ehe der Tod dem gemüthlichen Dichter die brave Gattin entriß, ſchien allerdings für einen Augenblick ſein ganzer Lebensmuth zuſammenzubrechen: er übergab das begonnene Epos „Conſtantijn", deſſen Vollendung er als eine Art Lebensaufgabe betrachtete, den Flammen. Doch auch in dieſem tiefen Schmerz raffte er ſich wieder auf wie ein Mann, wandte ſich ernſter als zuvor der Religion zu und geſundete (1641) im Schooß der katholiſchen Kirche zu neuer, jugendfriſcher Thätigkeit.

Von den vier Kindern, welche ihm ſeine Gattin ſchenkte, ſtarben zwei, Conſtantijntje und Saartje, die zwei letzten, in frühen Jahren. Er hat ihnen in herzlichen Liedern voll tiefreligiöſen Sinnes ein Andenken geſtiftet, ſo in dem Gedichte „Die Kinderleiche" nach dem Tode des kleinen Conſtantin:

„Conſtantinchen, ſelig Kindchen,
Lacht mit freudehellem Blick
Hoch vom Himmel in's Getümmel
Dieſer eitlen Welt zurück:

‚Mutter,' ſpricht es, ‚Mutter, weine
Nicht um deine Kinderleich'!
Oben leb' ich, oben ſchweb' ich
Engelein im Himmelreich.

‚Und da blink' ich, und da trink' ich,
Was das höchſte, ew'ge Gut
Schenkt den Sel'gen, die dort ſchwelgen
Jubelnd in der Wonne Fluth.

‚Aufwärts ringe, aufwärts ſchwinge
Dich vom Staub zum Königszelt,
Aus dem flücht'gen Tand der Erde,
Aus dem Nichts zur ew'gen Welt.'"

Digitized by Google

Harte Prüfungen bereitete ihm im höheren Alter das zweite seiner Kinder, ein Sohn, der leider mit des Vaters Namen die ausgezeichneten Eigenschaften seines Geistes und Herzens nicht geerbt zu haben scheint und dem schwergeprüften Greis den Schmerzensschrei erpreßte:

„Ach! Eltern ziehen auf
Ihr Kind mit Sorg' und Schmerz;
Das Kleine tritt auf's Kleid,
Das Große tritt auf's Herz!"

Dafür erlebte er um so mehr Trost an seiner ältesten Tochter Anna, einem eben so reichbegabten als guten und frommen Kind, das ihm in den harten Tagen seines Alters mit unverbrüchlicher Treue zur Seite stand.

2. Das Pascha und der Palamedes.

Die Zeit, in welcher Vondel zuerst als Dichter auftrat, war für seine Heimath eine große und glänzende: der Anfang der bedeutsamsten Periode, welche ihr in der europäischen Geschichte zu Theil ward. Der lange, opferreiche Freiheitskampf hielt vorläufig inne. Durch den Waffenstillstand von Antwerpen (1609) trat die Bundesgenossenschaft der sieben vereinigten niederländischen Republiken unter die europäischen Mächte ein. Der König von Spanien erkannte die bisher als rebellisch bekämpften Provinzen, wenn auch nicht förmlich, so doch thatsächlich, als unabhängigen Staat an. Indem er ihren Unterthanen ausdrücklich freien Handel und Schifffahrt in Europa zugestand, durch geheime Stipulation aber diese Rechte nur mit geringen Beschränkungen auch in Bezug auf alle außereuropäischen Staaten ausdehnte, ward zugleich das Feld anerkannt, auf dem die junge Nation in Kurzem ihre größte Macht und Thätigkeit entfalten sollte. Was die Religion betraf, so wurde den noch katholisch gebliebenen Theilen Brabants zwar rechtlich ihr Bekenntniß gesichert; die Republik indeß trat, dem vorwiegenden Bekenntniß ihrer Angehörigen und ihrem eigenen Ursprung entsprechend, in die Reihe der protestantischen Staaten ein. Noch lebten viele der Männer, welche Antwerpen gegen Farnese und Giambelli vertheidigt; noch lebten Greise, die Egmont und Hoorn gekannt und unter Wilhelm dem Oranier die ersten Kämpfe gegen die Spanier gestritten. Doch die Bilderstürmer und ihre Söhne waren keine landflüchtigen Rebellen mehr, sie waren jetzt große, vornehme Herren. Ihre Staatsmänner vernahmen die Gesandten der europäischen Mächte mit

Digitized by Google

Würde und Majestät. Ihre Feldherren und Admiräle wetteiferten mit jenen Spaniens, Englands und Frankreichs. Die Souveränität des neuen Staates, in merkwürdiger Weise zwischen dem Bundesstaat und den einzelnen Gliedern vertheilt, erschien dem Volke um so glorreicher und herrlicher, als die Träger desselben aus seiner Mitte hervorgingen und keinen wichtigen Beschluß fassen konnten, ohne die sieben Einzelstaaten zu befragen. Auf allen Gebieten ward dem Talent, dem Fleiß, dem Ehrgeiz, dem Patriotismus ein weiter Spielraum eröffnet. Handel und Schifffahrt blühten neu auf, Gewerbe und Künste nahmen einen frohen Aufschwung. Das kräftige Bürgerthum, in dessen Hand vorzugsweise das Geschick des Landes lag, machte durch rege Strebsamkeit nach allen Seiten seinem germanischen Ursprung alle Ehre.

Im Jubel dieser hoffnungsreichen Neugestaltung dichtete Vondel (1612) sein erstes größeres Werk: „Das Pascha oder die Erlösung der Kinder Israels aus Ägypten, in tragi-komödischer Weise, einem Jeden zur Belehrung, auf die Bühne gebracht." Ein angehängter Epilog erklärt, daß dem jugendlichen Dichter Philipp II. als Pharao, die neue Republik der vereinigten Niederlande als Volk Israel vorschwebte. Noch im selben Jahre ließ er auch einen begeisterten „Hymnus oder Lobgesang auf die weitberühmte Schifffahrt der vereinigten Niederlande" erscheinen. Was die beiden Dichtungen zunächst auszeichnet, ist ihre kräftige, patriotische Begeisterung. Gott, Vaterland und Freiheit sind, wie bei Klopstock und den Dichtern des Hainbundes, die leitenden Sterne des Dichters. Eine sichtbare und darum poetische Kirche fehlt ihm. Aber deßhalb wird ihm die Religion keineswegs zum verschwommenen Gedankenbild. Er geht — wie Milton — in den alten Bund zurück. Da spricht der Herr aus dem flammenden Dornbusch zu dem Führer und Befreier des israelitischen Volkes. Sein allmächtiger Arm greift in alle Gesetze und Mächte der Natur ein, um den Trotz des irdischen Tyrannen zu brechen. Dieser Gott der Heerschaaren lebt noch. Er hat jetzt die Niederländer zu seinem Volk erkoren. Er hat das Joch der Spanier gebrochen. Er hat dem kleinen Land die Herrschaft über die fernsten Meere verliehen.

Was den Dichter hemmte, seine reichen Anlagen auch in der Form glänzender zu entfalten, war einestheils der Mangel einer vollständigen humanistischen Durchbildung, andererseits der Einfluß einer ungünstigen Geschmacksrichtung in den damaligen Poetenzünften. Aus den Kammern der Rederijkers waren wohl tüchtige Agitatoren und Volksredner hervorgegangen, den Spaniern ebenso gefährlich als die Fäuste der nie-

derländiſchen Bauern, über welche ihre geübten Zungen verfügten. Aber in der Poeſie waren ſie vielfach in dem hergebrachten Schablonenweſen befangen. Von der Herrſchaft des Reims und hergebrachter Formeln eingeſchnürt, gelangte das kräftige Volkselement nicht zum Durchbruch. Ehe es eine ſelbſtändige Entwicklung gewann, ſahen ſich die Gebildeteren dieſer Poeten nach alten und ausländiſchen Muſtern um und geriethen unter den keineswegs vortheilhaften Einfluß des nach Seneca benannten lateiniſchen Dramas. Von Frankreich her hatte ſich bereits der langweilige Alexandriner[1] eingebürgert: er ward zum Hauptversmaß für Epos, Drama, Didaktik, ja ſogar zu lyriſchen Ergüſſen. Eine ſchlimme Feſſel, die jedoch auch in Deutſchland erſt ſehr lange nach dieſer Zeit gebrochen worden iſt!

Vondel dachte nicht daran, konnte auch kaum daran denken, ſie zu brechen. Neben ſeinem proſaiſchen Gewerbe her ſich ſelbſt bildend, hatte er vollauf zu thun, durch wahren Bienenfleiß den Mangel längerer Studien zu erſetzen. Schon über die Jünglingsjahre hinaus, trieb er neuere Sprachen, vor Allem Franzöſiſch (die Dedication des Paſcha an Jean Michiels Vaerlaer mon singulier amy iſt ſogar franzöſiſch geſchrieben) — dann Latein, Griechiſch, Alles von der Pike auf, ohne in der eigenen Sprache bedeutende Muſter vor ſich zu haben, ſuchend, taſtend, zu ſehr vom kaum Gelernten abhängig, um ſtrenge Kritik zu üben, zu ſehr von der Schulpoeſie ſeiner Zeitgenoſſen beeinflußt, um die Geſchmackloſigkeiten alle abzuſtreifen, mit welchen die Nachrenaiſſance auf allen Gebieten die kaum wiederaufgelebten Claſſiker überkruſtet hatte. So arbeitete und ſtudirte er Jahre und Jahre lang, ſtets bemüht, ſeinem Studium ſelbſtändige Früchte abzugewinnen.

Die nächſte Frucht derſelben war (1613) ein ganzes Album von meiſt erzählenden Gedichten: „Der goldene Laden des kunſtliebenden Niederländers.“ Es iſt eine wahre Schatzkammer von glücklichen poetiſchen Stoffen: Prometheus' Strafe, Hercules am Scheidewege, Ödipus und die Sphynx u. ſ. w., auch die Geſchichte des Damon und Pythias, welche Schiller als Stoff zu ſeiner „Bürgſchaft“ nahm, ſind darunter. Manche ſind recht artig ausgeführt, doch alle in demſelben eintönigen Alexandriner, faſt alle gleich lang und mit allzu großer Betonung des Didaktiſchen. Jeder hat ſeinen Bibeltext an der Stirne, und das kommt um

[1] Vgl. über die Nachtheile dieſes Versmaßes für das Drama die Bemerkungen des engliſchen Kritikers Matthew Arnold. Nineteenth Century. Aug. 1879.

Digitized by Google

so unglücklicher heraus, als die meisten mythologische Fabeln sind. An derselben Monotonie der Form leidet das 1617 erschienene, überaus reichhaltige Fabelbuch: „Fürstlicher Park der unvernünftigen Thiere“ (Vorstelijke Warande der onvernuftige Dieren), das nicht weniger als 125 Nummern zählt und dem es an künstlerischer Auffassung, Reichthum der Sprache, Lebendigkeit der Darstellung gar nicht gebricht. Aber was würde aus Lafontaine, wenn er alle seine Fabeln im Alexandriner geschrieben hätte und alle Fabeln gleich lang? Nach zwei längeren biblischen Epopöen: „Die Väter“ (Abrahams Opfer) und „Die Herrlichkeit Salomons“, erschien 1620 ein biblisches Epenbuch, ähnlich wie der „Goldene Laden“, in 38 ziemlich gleichlangen Nummern, je mit einem Bibelspruch davor: „Die Gotteshelden des Alten Bundes.“ Hier passen die Bibelsprüche schon besser. Der epische Stoff ist durchweg kräftig, neu, lebendig aufgefaßt und je zu einem einheitlichen Hauptbilde gestaltet. Sie zeugen von einem edeln Geiste, dem es in der antiken Welt viel zu eng und trostlos ist, der gewaltig aufringt zu Gott und nur im Religiösen seine Heimath findet. Ganz denselben Geist athmet das „Zerstörte Jerusalem“, ein Trauerspiel mit Chören, welches Vondel in demselben Jahr 1620 veröffentlichte. Das friedliche Schaffen des Künstlers wurde indeß um diese Zeit durch die religiös-politischen Wirren seiner Heimath unterbrochen. Sein glühender Patriotismus und sein religiöser Ernst zogen auch ihn in die hochgehenden Wogen.

Der starre, finstere Calvinismus, unter dessen Bannern das Volk der Niederlande seine Dome gestürmt, seine Schutzheiligen und seine Kunstschätze zertrümmert, seine legitimen Herrscher besiegt und vertrieben hatte, rief nach kurzem Freiheitsrausch eine mächtige Gegenbewegung hervor. Tieferblickenden Geistern begann zu grauen über den schrecklichen, zur Verzweiflung treibenden Fatalismus, welcher der Lehre Calvins zu Grunde lag. Von Kanzel und Studirzimmer drang der Zweifel in die gebildeteren Stände des Volkes. Politische Bestrebungen mischten sich in die religiöse Frage. Privatleidenschaft schürte den Aufruhr, den sie hervorrief. Bald stand nicht mehr bloß Theologe gegen Theologe — Arminius, der Mann der Toleranz, gegen Gomarus, das Haupt der alten, unduldsamen Rechtgläubigkeit. Die ganze Nation hatte sich in zwei aufgeregte Lager getheilt: das eine rief nach Milderung der Lehre und nach Duldung, das andere rief die Staatsgewalt in's Feld, um mit Feuer und Schwert die kaum erkämpfte Staatsreligion zu retten. Auf der Dordrechter Synode (1618—1619) gelangte diese zum Sieg. Das

Digitized by Google

Haupt der Remonstranten, der Rathspensionär Oldenbarneveldt, wurde am 13. Mai 1619 hingerichtet, seine Freunde Hugo de Groote (Grotius) und Hogerbeets zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Die arminianischen Städte wurden durch militärische Gewalt zur Annahme der Dordrechter Satzungen gezwungen. Die Remonstranten, die sich nicht unterwerfen wollten, wurden verfolgt, mußten in die Verbannung gehen oder sich verstecken.

Obwohl Mennonit, hatte sich van den Vondel seit Anfang der Bewegung auf Seite der in Minderheit stehenden Remonstranten gestellt und hielt treu bei ihnen aus, auch als der grimmige Haß der alten Calvinisten das Blut Oldenbarneveldts forderte und Acht und Bann über seine Anhänger erging. Ja, sobald nur einigermaßen Erfolg auf eine Vertheidigung der Arminianischen Sache zu hoffen schien, erhob er sich in wuchtiger Satire gegen die verfolgungssüchtigen Sieger, um Oldenbarneveldts Ehre zu retten und die Unterdrückten zu vertheidigen. Er that dieß in dramatischer Form, in dem Trauerspiel: „Palamedes oder die gemordete Unschuld", indem er unter antiken Namen und Charakteren ein Bild der religiös-politischen Wirren seiner Zeit entrollte.

Palamedes, König von Euböa (Johann von Oldenbarneveldt), durch Weisheit und Tüchtigkeit zum hervorragendsten Führer der Griechen vor Troja geworden, erregt gerade durch diese bevorzugte Stellung den Neid des Oberkönigs Agamemnon (Prinz Moritz von Oranien), des Kalchas, der Priester und Wahrsager (Bogerman, Triglandt und anderer heftigen Prädicanten der calvinistischen Partei). Durch Aufdeckung einer gemeinen List macht er sich auch Odysseus (Herr van Sommelsdijk) zum wüthenden Feinde. Dieser und Kalchas stiften durch allerlei Lügengerüchte sowohl Agamemnon als das Volk gegen Palamedes auf; dann brüten Odysseus und Diomedes (Graf Willem Ludwig von Nassau und Hugo Muys van Holy) eine Intrigue aus, um dem verhaßten Feldherrn offen den Proceß machen zu können. Es ist die in der antiken Sage schon gegebene. Palamedes wird durch Agamemnon auf eine Unternehmung ausgeschickt. Odysseus und Diomedes vergraben unterdessen einen Schatz in seinem Zelte, schmieden einen angeblichen Brief des Priamos (des Erzherzogs Albrecht) an Palamedes und schicken ihn durch einen trojanischen Gefangenen in's Lager. Diomedes greift ihn auf und schleppt ihn in die Volksversammlung. Die meisten Fürsten lassen sich täuschen — doch steigen Zweifel auf. Odysseus beseitigt sie durch Auf-

Digitized by Google

grabung des Schatzes. Palamedes wird vor ein Gericht gestellt, in welchem außer Nestor (Adrian Junius) nur seine erklärtesten Todfeinde sitzen (die vierundzwanzig Richter Oldenbarneveldts). Während sie noch Rath halten, kommt Kalchas und die Priesterschaft (die calvinistischen Prädicanten) mit einer Schaar aufgehetzten Volkes, reißen Palamedes als angeblich erklärten Verräther heraus und steinigen ihn. Oates, des Getödteten Bruder (van der Mijle), ruft Neptun um Rache an; dieser tröstet ihn mit der Ehre, die dem Gemordeten werden soll, und dem schweren Geschicke seiner Verfolger. In Troja (Spanien) großer Siegesjubel über Palamedes' Tod.

Chorgesänge der Euböer (Remonstranten), der Peloponnesier und Ithaker (Contra-Remonstranten) und trojischer (spanischer) Jungfrauen unterbrechen nach jedem Act die fünfactige Tragödie.

Die Anspielungen waren deutlich genug. Eine tiefe Abneigung gegen den Statthalter Moritz von Oranien, der Oldenbarneveldt seiner eigenen Intoleranz und seinem Ehrgeiz geschlachtet, hatte sie eingegeben. Die Regierung ließ alsbald nach dem Dichter fahnden. Er suchte Schutz und Zuflucht im Hause seines Schwagers Hans de Wolf und seiner Schwester Clemensken. Aber, wie sein ältester Lebensbeschreiber, G. Brandt, erzählt, wollten sich diese Freunde mit seinen Sachen nicht bemühen, indem sie vielmehr über seine Schreibsucht stichelten. Sie meinten, daß es ihm eher zukäme, seinem Hause vorzustehen, auf seinen Unterhalt zu schauen und all das Schreiben und Reiben (schryven en wryven) bleiben zu lassen. Er sagte: „Ich werde diesem Volke die Wahrheit noch schärfer sagen!" und schrieb darauf zu Hause noch beißendere Spottgedichte, die er aber nachher auf seiner Schwester inständige Bitten in's Feuer warf, was ihn nachmals jedoch reute.

Die Zuflucht, welche ihm die Seinigen verwehrten, bot ihm die Familie Baeck auf ihrem Landhaus Scheibeeck, bis er durch Dazwischenkunft des Amsterdamer Raths mit einer Geldbuße von 300 Gulden und einer scharfen Vermahnung der hohen Obrigkeit weiterer gerichtlicher Verfolgung entging. Die Vermahnung fruchtete jedoch wenig. In ein paar Jahren erlebte die „Ermordete Unschuld" (Vermoorde Onnoozelheid) dreißig Auflagen. Trotz der Geldbuße, welche der Palamedes gekostet, vervielfältigte der Dichter seine Angriffe gegen die unduldsamen Contra-Remonstranten. So schrieb er 1626, als dieselben den Remonstrantenpastor Hanekot absetzten, den „Rommelpot van 't Hanekot"; 1627 ließ er gegen den Alt-Bürgermeister Reinier Pauw „Das Märlein von

Digitized by Google

Reintje de Vos", 1630 an verſchiedene Adreſſaten „Die Medaille des Ketzermeiſters von Dordrecht", den „Roßkamm" und die „Harpune", 1631 gegen die Prädeſtinationslehre Calvins ſelbſt das zornglühende „Decretum horribile". Dieſe Zündbomben ſchlugen ein und trugen mit bei, die öffentliche Meinung zu Gunſten der Arminianer umzuſtimmen, die 1630 den Bau einer Kirche in Amſterdam wagen konnten, 1636 endlich freie Religionsübung erhielten.

Es war kein kleinliches, perſönliches Intereſſe, was Vondel in den Kampf der ſtreitenden Parteien hineinzog. Es war der tiefe Freiheitsdrang einer geſunden, gewaltigen Mannesſeele, die ſich unwillkürlich aufbäumte gegen die ſchroffe, unheimliche Tyrannei, welche Calvins finſterer Geiſt in die Rathſchlüſſe und das Weſen der Gottheit ſelbſt hineingetragen hatte. Tyrann war er ſelbſt, zum Tyrannen machte er den ewigen Gott der Liebe: ſeiner Theologie und ſeinem Regimente drückte er gleichermaßen dieſen Stempel auf. Wo ſie hinkam, in Frankreich, in Schottland, in den Niederlanden, in den amerikaniſchen Colonien führte ſie unter demokratiſchem Aushängeſchild zur Gewaltherrſchaft mit Schwert und Feuer. Inſtinktiv kämpfte dieſer düſtere Geiſt gegen die chriſtliche Kunſt an, welche im ſchwachen Nachbild die Schönheit, Güte, Liebenswürdigkeit Gottes zu verkörpern ſtrebte. Er drückte dem Rebellen die Brandfackel zum Bilderſturm in die Hand, um alsdann den Bilderſtürmer ſelbſt der Tyrannei des eigenen Haſſes zu überliefern. Einer ſolchen Theologie ſtand Vondel gegenüber, als er ſein „Decretum horribile" ſchrieb:

„Gott reißt die Unſchuld von der Mutterbruſt,
Wirft ſie in's ew'ge Feuer! Welch ein Pfuhl!
Welch off'nes Grab! Vor ſeinem Schwefeldampf
Wo find' ich Schutz? Durft' dieſes Ungeheuer[1]
Die Tatzen ſich verbrennen an Servet,
Und ihn hinunterſtoßen in den Abgrund
Als Läſt'rer, er, der dieſes Buch der Schande[2]
Mit grauſem Fluch dem Himmel warf in's Antlitz?
Wo bin ich? Unter Theologenlampen?
Nicht eher im ſchwarzen Qualme Lucifers?
Iſt dieß das Loos des heil'gen Weihrauchfaſſes?
Iſt dieß, der Kranken Troſt und Chriſti Wort?"

[1] Calvin.

[2] Die Institutio Calvini, welcher Lib. III. cap. 23. sect. 7 ſelbſt von dem göttlichen Decret in ſeiner Prädeſtinationslehre ſchreibt: „Fateor, horribile esse decretum."

Digitized by Google

Das Gedicht war nur ein glühender Protest seiner Künstlerseele gegen jene Entstellung des Christenthums, welche in der ganzen inneren und äußeren Entwickelung des Calvinismus zu Tage trat. Ein solcher Protest war ganz positiver Natur. Eine würdigere Vorstellung von Gott, Freiheit, Menschenwürde, Tugend, Christenthum und Kunst gab ihn ein. Vondel griff nur zur Geißel der Satire, um die gespenstischen Ausgeburten des calvinistischen Systems von sich abzuwehren. Sobald der Freiheit Raum geschaffen war, wandte sich sein Geist wieder dem Schönen, Großen und Erhabenen zu: der Christusreligion, wie sie ihm in edleren, reineren Zügen schon vorschwebte; dem Vaterlande, das sich aus dem inneren Kampfe wieder zu neuer Kraft erhob, und der Kunst, zu welcher der angeborene Genius ihn hintrieb.

3. Die Anfänge der holländischen Bühne. Gijsbrecht van Aemstel.

Die holländische Bühne war damals noch in ihren Anfängen, so einfach oder noch einfacher, als die englische vierzig Jahre zuvor. Als die Blackfriars Company in London 1594 das Globe-Theater errichtete — ein sechseckiges Holzgebäude, in welchem die Zuschauer unter freiem Himmel saßen, nur die Bühne durch ein Dach geschützt war —, hatten die Amsterdamer noch gar keine eigentliche Bühne. Bloß in den Stuben der Rederijkers wurde zur Kurzweil etwas Theater gespielt, wobei aber nur die Zunftgenossen und ihre Familien sich betheiligten. Erst 1617, als die Kammer „zur Hagebutte" etwas in Verfall gerathen war, kam ein Mitglied derselben, der Arzt Samuel Coster, auf den Gedanken, eine eigene Bude für dramatische Vorstellungen zu errichten. Die Stadt schenkte den Platz dazu. Calvinistische Prediger eiferten dagegen. Rathsherren und reichere Bürger gewannen Interesse dafür. Dieses Theater, halbkreisförmig angelegt, war nicht viel besser als eine Jahrmarktsbude oder ein leichtes Sommertheater. Um das Parterre, wo die Leute stehen mußten, zwei Reihen Logen, dahinter eine amphitheatralisch aufsteigende Gallerie mit festen Bänken. Die Bühne war nur einen Fuß höher als das Parterre und hatte ihre ständige, unveränderliche Scenerie, die aus drei Theilen bestand — einem Gefängniß im Proscenium, einer Säulenhalle in der Mittelscene, einem von Säulen getragenen Portal mit einem Throne darunter in dem Hintergrunde. Das Proscenium konnte durch einen Vorhang nach hinten abgeschlossen werden. Schwerfällige Apparate führten Wolken vom Himmel herunter und Dämonen aus dem Boden herauf. Für neue Stücke wurden nach Bedarf entsprechende Coulissen

Digitized by Google

hergerichtet. Der Vorhang fiel nicht und ging nicht auf, sondern wurde nach rechts und links auseinandergezogen. Während man in London nur an Werktagen spielen durfte — es war dort 1583 an einem Sonntage eine Holzgallerie zusammengestürzt, was dem Privy Council als ein Gottesgericht erschien und ein strenges Verbot der Sonntagsvorstellungen zur Folge hatte —, wurde in Amsterdam nur am Sonntag Nachmittag gespielt. Hier wie dort wurden aber viele Jahrzehnte lang die Frauenrollen durch Männer gegeben.

Trotz der Anfeindungen der calvinistischen Prädicanten wurde der Zudrang zu diesem ersten Amsterdamer Theater in wenigen Jahren so groß, daß man ein ansehnlicheres Gebäude aufzuführen beschloß. Dasselbe wurde 1637 vollendet und mit einem Stücke Joost van den Vondels eröffnet.

„Mijn Heer," schrieb der Dichter am 16. October 1637 an seinen Freund, den schwedischen Gesandten Hugo Grotius in Paris, „das Emporsteigen unserer neuen Schauburg, gefördert durch die Herren Waisenväter und besonders durch den Eifer des Rathsherrn Nikolaus van Kampen, nicht unbewandert in der Baukunst und ein Liebhaber aller schönen Geister und Wissenschaften, hob unser Verlangen, dieses ansehnliche Gebäude einzuweihen mit einem Werke, das dieser Stadt und Bürgerschaft behagen möchte: weßhalb wir unsern Stoff hernehmen aus der jämmerlichen Verwüstung Amsterdams und der Verbannung Gijsbrechts van Aemstel, damals Herrn selbiger Stadt:

Genus a quo principe nostrum:
De rechte stam van Amsterdam."

Die urältesten, wie die neueren Dichter, meinte er, hätten ihre Gedichte dem Volke dadurch schmackhaft zu machen gesucht, daß sie die Sachen auffrischten, die ihre Fürsten und Vorväter betroffen hätten. Es sei auch nicht unbillig, „daß uns unsere eigenen Sachen mehr zu Herzen gehen, als die der Fremden und Ausländer". Dabei schwebte ihm auch, wie Dante, sein lieber Virgil vor. Jener hatte die Fahrt in die Unterwelt weiter ausgeführt, er wollte den Brand von Troja in neuen Farben auflodern lassen.

Der Gang des Stückes ist ungefähr folgender:

Gijsbrecht van Aemstel, Herr von Amsterdam und Aemstelland — lange verbannt wegen Theilnahme an dem Fang des Grafen Floris von Holland, der den alten Adel unterdrückt und an seinen eigenen Verwandten schändliche Gewaltthat verübt hatte — kehrt endlich wieder in

Digitized by Google

ſeine Stadt zurück. Doch die Anhänger des Grafen belagern ihn nun ein ganzes Jahr lang. Da ſie mit Gewalt nicht zum Ziele kommen, greifen ſie um Weihnachten 1296 zu derſelben Liſt, wie die Griechen Virgils. Sie ſtellen ſich, als wollten ſie abziehen, laſſen aber, von den Amſterdamern verfolgt, einen durchtriebenen Spion — einen zweiten Sinon —, Namens Vosmeer, von dieſen fangen. Gijsbrecht forſcht dieſen zwar aus, läßt ſich aber von ſeinen verſchmitzten Antworten hintergehen, ſchenkt ihm Leben und Freiheit und erlaubt ihm ſogar, ſein angebliches Reiſeſchiff, das „Seepferd" — ein zweites trojaniſches Pferd, vollgepfropft mit der auserleſenſten feindlichen Kriegsmannſchaft, in den Hafen zu bringen und auszuladen. Es iſt Mitternacht — Chriſtnacht. In echt mittelalterlicher Gemüthlichkeit wallt der Chor der Edelleute (am Ende des II. Actes) zur Kirche:

„Froh ziehen wir, wir Edelleut',
Zum ſchönen Feſt zur Kirche heut',
Den neugebor'nen Herrn zu grüßen,
Zu knieen zu den kleinen Füßen
Des Kindes, das Herodes ſcheut;

„Des Kindes, das der Stern verheißt,
Der hell den Pfad den Königen weist
Zum dunkeln Platz, wo es geboren,
Sie führt zu Bethlems alten Thoren,
Wo Hoheit ſtill die Demuth preist."

Während aber die nichts Arges ahnenden Bürger alle zur Kirche geeilt ſind, brechen die Kriegsleute der Kennemers und Waterlanders aus ihrem Schiff hervor und nehmen das Haarlemer Thor. Vosmeer ſteckt von ſeinem Schiffe aus die Stadt in Brand. Dietrich von Haarlem, der ſich heimlich im Karthäuſer-Kloſter Aufnahme verſchafft, und Wilhelm von Egmont, der ſpät am Abende mit dem ganzen Heer zurückgekehrt war, rücken ein. Herr Peter, Dekan der Hauptkirche, bringt die erſte Botſchaft in's Schloß, wo Gijsbrechts Frau über einen Unglückstraum in ſchwere Angſt gerathen.

Ergreifend klingt (zum Schluß des III. Actes) abermals der Feſtgedanke der Weihnacht in den Wirrwarr der zunehmenden Gefahr hinein. Der Chor der Clariſſen ſingt:

„O Chriſtnacht, ſchöner als das Tageslicht!
Herodes' Aug' erträgt die Sonne nicht,
Die hell durch deine Finſterniſſe dringt,
Die froher Jubel grüßt und Feſtgebete.

Digitized by Google

Sein stolzer Sinn verschließt sich jeder Rede,
Wie laut sie auch zu seinen Ohren dringt.

„Um den Unschuldigen zu treffen, fährt
Auf die Unschuldigen das Todesschwert;
Wehruf ertönet weit durch Stadt und Land,
In Bethlehem und rings um seine Mauern,
Und Rachels Geist geht um in Klag' und Trauern,
Auf Wies' und Au, im Wald, am Bachesrand;

„Gespenstisch wandert er nach West und Ost.
Wer bringt der armen, armen Mutter Trost?
Der lieben Kinder ist sie ja enterbt;
Die trauten Kleinen, kaum zur Welt geboren,
Sieht bluten sie, für immer ihr verloren,
So manches Schwert ja sieht sie roth gefärbt.

„Noch sieht die Milch sie glänzen mild und weich
Auf den erstorb'nen Lippen, kalt und bleich,
Der Mutterbrust entrissen mit Gewalt,
Sie sieht die letzten zarten Thränen hangen,
Thautröpfchen gleich, auf den entfärbten Wangen,
Entstellt und todt die liebliche Gestalt.

„Die Brauen senken sich so matt und schwer,
Die frohen Äuglein öffnen sich nicht mehr,
Die freudenhell das Mutterherz entzückt,
Wie Sterne, die mit fröhlichem Gewimmel
Das Kindesantlitz schufen ihr zum Himmel,
Bis Wolkenflor dem Blicke sie entrückt'.

„Ha! wie die Sense in das Kornfeld schlägt,
Ha! wie der Sturm die grünen Blätter fegt,
Wenn brausend das Gewitter tobt im Wald!
Was kann in blinder Wuth der Ehrgeiz brauen,
Wenn zürnend er verloren das Vertrauen?
Vor keiner Schandthat macht sein Rasen Halt.

„Doch, Rachel, traure drum nicht immerdar!
Als Martyrer stirbt deine Kinderschaar,
Als Erstlinge der Ernte, die dir blüht,
Die herrlich ihrem Blute wird entsprießen,
Die Frühlingssegen wird um dich ergießen,
Die keines Frevlers Hand dir mehr entzieht."

Gijsbrecht eilt inzwischen mit seinen Verwandten und den tüchtigsten Mannen der Besatzung an den Damm und sucht hier die Ordnung herzustellen, Kirche und Markt zu vertheidigen. Alles umsonst. Das Rathhaus wird vom Feinde gestürmt. Gijsbrecht eilt nun zum Clarissenkloster, um seinen Oheim, den greisen Bischof Gozewijn von Utrecht,

Digitized by Google

und seine Nichte, die Äbtissin des Klosters, zu retten. Die Scene ist nicht ohne Interesse, wenn man bedenkt, daß ein protestantischer Dichter sie verfaßt hat und daß sie vor einem Auditorium von Geusen aufgeführt wurde, deren Väter vor wenigen Jahrzehnten alle Bilder zertrümmert, alle Klöster gestürmt und alle Erinnerungen der katholischen Kirche mit Schwert und Feuer auszutilgen gesucht hatten. Sie spielt im Chor des Klosters, wo der greise Bischof, aufgescheucht von dem nächtlichen Tumult, mit der Äbtissin Claris und deren Schwestern zusammentrifft.

Gozwijn. Mit Amsterdam geht es, ihr hört's, zu Ende,
Und unsrer harrt das allgemeine Loos,
Es sei, daß alle wir Vorsorge treffen.
Ich — ich bin alt und müd, mir ziemt nicht Flucht;
Dieß Leben ist so vieler Müh' nicht werth,
Gefällt es Gott, er komme! Sein Diener harrt,
Er hol' mich in sein Reich zu süßer Rast.
Doch, meine Töchter, ihr habt Lebenslust,
Steht in der Blüthe noch der jungen Jahre,
Ihr müsset flieh'n — und Jesus mög' euch retten
Aus dieser Noth! — Clarissa, reine Magd,
Du trägst des Vaters Velzen Unrecht nicht,
Noch Haß. Drum flieh'! Die Andern sollen folgen!
Der Feind, von Rache blind, wird grimmig wüthen,
Zumeist gen dich. Drum, Mutter, du mußt fliehen.
Ich will euch beisteh'n mit Gebet und Thränen;
Mein Herz soll folgen euch, kann's nicht der Fuß.
Zieh' hin, Mathilde's Tochter denn — und Gott
Schaff' eine Zuflucht dir — ihr macht mir Kummer.

Claris. Ach, Vater Gozwijn! Wofür hält Ihr mich?
Ziemt's mir, in solcher Noth Euch zu verlassen?
Ihr seid verwandt mir doch durch Leib und Geist.
Zum Raub soll ich Euch lassen hier allein,
Der Ihr mir Vater war't, den Christenglauben
Von Kindheit auf mir prägtet in das Herz,
Mich Christo neu gebar't, die Seele stärktet,
Den Leib in heil'ger Reinheit mir bewahrtet?
Ich flieh' nicht, nie — —

Chor der Clarissen. Schutz beut uns der Altar!

Gozwijn. O edle Jungfrau! Wie bist du von Art
So ganz wie Clara selbst, nach der du heißest!
Wo ist ein Unterschied bei dieser Ähnlichkeit?
Das Saracenenheer bemeisterte die Stadt,
Wo Clara wohnte. Was that sie? Voll Muth
Trat sie an ihres Klosters stille Pforte
Und sah den Feind — so rasch er kam — verschwunden.
Ihr Muth, ihr starker Glaube, ihr Gebet

Digitized by Google

Ward ihr zum Schwert, zum Harnisch und zum Helm!
So mögt auch ihr, vom selben Geist beseelt,
Hier am Altar, mit mir, den Feind erwarten.
Doch, daß mein Tod sei frei von Schmach und Schande,
Zieht mir erst an das herrlichste Gewand,
Wie es dem Bischof ziemt, bevor sie kommen.
Setzt mir die Mitra auf: sie paßt nicht übel
Auf mein gesalbtes Haupt. Steckt an die Hand,
Die bebende, mir auch den gold'nen Ring,
Der mich der Braut des Stifts, der röm'schen Kirche,
Vermählte einst. Gebt mir den Hirtenstab,
Die Stütze meines Alters: treu hat er
Geleitet und geweidet Gottes Heerde.
Durch Zwang nur, nicht freiwillig legt' ich ab
Des Bischofs Schmuck, leb' ich auch als Verbannter,
Räumt' ich auch Heinrich meinen Platz und Wilhelm
Und den zwei Hansen. Klein war der Verlust,
Hätt' man nur Ehr' und Namen mir verkürzt,
Nicht Christenblut verspritzt und so viel Saaten
Durch Mann und Roß zerstampfen lassen. Mußte
Unschuldig Volk die Schuld der Herren büßen? — —
Nun setzt euch, Kinder, hier, und Jede singe
Mit mir das Lied des greisen Simeon.

Chor der Clarissen.

Erhör', o Herr, des Dieners Flehen,
Schenk' Urlaub ihm und laß ihn zieh'n,
Laß friedlich ihn von dannen gehen
Zum Hof des ewigen Friedens hin.

Ich hab' mit meinen eig'nen Augen
Den Welterlöser ja geschaut;
Der Herzen ew'ge Lebenssonne
Scheint Allen nun so licht und traut.

Sie flammt, die hehre Gottessonne,
Hin durch der Heiden düstre Nacht,
Füllt Jakobs Zelt mit Licht und Wonne,
Stärkt Israel mit Gottesmacht.

Jetzt stürmt Gijsbrecht van Aemstel aus dem Gewirre der brennenden Stadt in das Chor der stillen Klosterkirche hinein und fordert zu schleunigster Flucht auf. Weder der Bischof noch die Clarissen wollen fliehen. Gijsbrecht wirft sich dem greisen Bischof zu Füßen und beschwört ihn, seinen Vorsatz zu ändern.

Gijsbrecht van Aemstel. — — — — — —
Bei ihm fleh' ich, der lebend an dem Kreuz
Genagelt hing vor Sions harten Mauern,
Bei seiner Hände, seiner Füße Wunden,

Digitized by Google

Bei seines Herzens Wundmal bitt' ich dich,
Und bei der Dornkron', die sein Haupt erdrückte,
Und bei dem Speer, der ihm die Brust durchstach.
Vergönn' mir diesen Trost in so viel Leid,
Daß ich dein Leben rette, theurer Vater,
Und schuldlos sei an euer Aller Blut.
Das ist mein einz'ger Wunsch. Und kann kein Flehen,
Kein Bitten, keine Thräne euch bewegen,
So ruf' ich Gott und seine Heil'gen auf
Zu Zeugen, daß mich keinerlei Gefahr,
Selbst nicht der grimme Tod, abhalten soll,
Das Leben euch in dieser Noth zu retten.

Gozwijn. Ihr habet Eure Pflicht an uns erfüllt,
Mein frommer Neffe! Werd's Euch nicht vergessen
Vor Gott und seinen Heil'gen. Doch allein
Dem großen Gott im Himmelreich sei Ehre!
Wir bitten Euch, steht auf, Ihr thut uns Unrecht,
Daß Ihr vor Sterblichen zur Erde knieet. —
Welch' schönern Tod kann ich nach langem Leben
Mir wünschen, denn als sel'ger Martyrer
An heil'ger Statt, im feurigsten Gebet,
Am hehren Feste, da Gott uns ward geboren,
Ihm, meinem Herrn und Gott, mein Blut zu opfern?
Was zögert noch der Tod? Rein ist mein Herz,
Längst sehn' ich mich zur Ruhstatt aller Seelen. — —

Die Scene wird nun durch die hereinstürmenden Belagerer unterbrochen. Gijsbrecht flüchtet über die Binnen-Aemstel in's Schloß. Da sieht er die Neustadt verloren, die Altstadt in Brand, er hört schon die feindliche Reiterei die Doelbrücke heraufkommen. Eine Schreckensbotschaft drängt die andere. Die Besatzung des Schlosses versucht einen Ausfall, wird jedoch zurückgeschlagen, Arend van Aemstel, Gijsbrechts Bruder, tödtlich verwundet. Der Herr van Voren fordert zur Übergabe auf. Nun erhebt sich der letzte Conflict. Gijsbrecht will seine Frau und seine Kinder auf ein Schiff bringen und sie retten, um selbst als Vertheidiger ruhmvoll auf den Mauern des Schlosses zu fallen. Aber die treue Gattin will sich um keinen Preis von ihm trennen. Als der Kampf zwischen treuer Gattenliebe und ritterlichem Patriotismus unlöslich geworden, erscheint der Erzengel Raphael und befiehlt Gijsbrecht, nach Preußen zu fliehen und dort eine Stadt, Namens Holland, zu gründen, tröstet ihn aber zugleich mit der künftigen Größe Amsterdams und dem Glücke seiner einstigen Nachkommen:

„Noch eh' dreihundert Jahr' verlaufen, soll
Das Volk von Holland sich durch mächt'gen Bund

Digitized by Google

Mit andern Völkern stärken, Roms Altar
Mit freier Kraft aus seinen Kirchen schleudern,
Aufkünd'gen seinen Grafen Recht und Pflicht,
Und herrschen selbst als Staat. Ein heiß' Gefecht,
Endlosen Krieg und Sturm wird das erwecken:
Die ganze Christenheit starrt d'rob in Blut.
Doch mitten in des Kampfes Müh'n und Gluthen
Hebt eure Stadt die Kron' empor zum Himmel,
Und stolz zieht sie hinaus durch Eis und Feuer,
Um neue Welten über'm Meer zu finden,
Es donnert ihr Geschütz nach allen Winden!"

Da endlich verläßt der gottesfürchtige Held sein Schloß und zieht in die Fremde.

So schließt das Drama, mit welchem 1637 das neue Amsterdamer Theater eröffnet ward. Es lag ein wunderlicher Widerspruch zwischen der Prophezeiung des protestantischen Erzengels und dem im großen Ganzen mittelalterlich, katholisch gedachten Stück, welches die jetzige Größe und Herrlichkeit der Vaterstadt in dem ritterlichen Heldenmuth und der Frömmigkeit der katholischen Vorzeit motivirte.

Hugo Grotius wünschte von Paris aus der Stadt Glück, „daß so Viele darin sind, die dieß Werk nach seinem Werthe schätzen können". „Der Koloneische Ödipus des Sophokles," meinte er, „und die bittenden Frauen des Euripides haben Athen keine größere Ehre erworben, als Amsterdam hierdurch genießt." Den Amsterdamern gefiel das Stück vortrefflich. Es wurde in den folgenden Jahren häufig gespielt, später wenigstens einmal jährlich, am Sylvesterabend, und zwar bis auf den heutigen Tag. Weder die Conversion des Dichters, noch seine ausgesprochen „ultramontane" Geistesrichtung hat es davon vertrieben.

Wer das Stück mit den Dramen vergleicht, durch welche nur wenige Jahrzehnte zuvor Shakespeare die englische Bühne bereicherte, wird sicher Vieles daran auszusetzen finden. Doch wozu der Vergleich? Das ganze Genre, in dem es gehalten ist, ist ein anderes. Es nähert sich weit mehr den religiösen Festspielen Calderons. Wer das lyrische und oratorische Element in diesen nicht verurtheilen will, der wird auch über das religiös-patriotische Weihnachtsspiel Vondels nicht den Stab brechen dürfen. Der Gedanke, in Stoff und Anschauungsweise auf die mittelalterliche Geschichte und Sage zurückzugreifen, war gewiß weder antinational noch unpoetisch. In der Ausführung hat Vondel unläugbar den Geist des Mittelalters, diesen zugleich ritterlich-patriotischen und tiefreligiösen, mit der Kraft und Innigkeit der alten niederländischen

Digitized by Google

Meister erfaßt. Jedenfalls ist dieses Zug um Zug mittelalterlich gedachte Drama, mit der katholischen Weihnachtsfeier in der Mitte, mit seinen Rittern und Prälaten, mit seinen Mönchen und Nonnen, von einem protestantischen Dichter nicht zum Spott, sondern mit Liebe und Verehrung in die nationale Sage verwoben — als erstes nationales Drama[1] einer protestantischen Nation — in einer Stadt, deren calvinistische Prädicanten noch keine zwanzig Jahre zuvor einen etwas milder denkenden Staatsmann auf's Schaffot gebracht — kaum achtzig Jahre, nachdem dieß Volk die Bilder der Heiligen stürmte, die Kirchen schändete, Priester, Mönche und Nonnen fortjagte — dieses Stück, aufgeführt vor den Vornehmsten der protestantischen Hauptstadt und seitdem wiederholt Jahr für Jahr an jedem Sylvesterabend bis auf unsere Tage — das ist zum mindesten eine sehr merkwürdige literaturgeschichtliche Erscheinung, die in ihrer Art einzig dasteht. Sie wird dadurch weder beseitigt noch erklärt, daß man Vondel mit Gryphius in die Rumpelkammer, Holland in die Zahl der zurückgebliebenen Nationen verweist.

A. Baumgartner S. J.

Die Todesstrafe im Lichte des Naturrechts.

Über die Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe ist seit einer Reihe von Jahren sehr viel geschrieben und geredet worden. „Wer es gegenwärtig unternimmt, über die Todesstrafe zu schreiben," meinte deßhalb Fr. v. Holtzendorff[2] schon im Jahre 1875, „muß darauf gefaßt sein, daß ihm aus dem Kreise der Lesenden gleichsam der Schlußruf Derjenigen entgegentönt, welche meinen, es lasse sich zur Sache nichts Neues mehr anführen." Für liberale Leserkreise hat es gewiß mit dieser Bemerkung seine volle Richtigkeit. Denn die verschiedensten modernen Rechtssysteme haben an dieser Frage die Logik ihrer Principien versucht, und ihre Wortführer nichts unterlassen, um sich recht Vielen vernehmbar zu machen. Die Mehrzahl der katholischen Leser dürfte sich indessen über

---

[1] Denn Hoofts Geeraardt van Velzen (1613) und Bato of Oorsprong der Hollanderen (1621) verdienen diese Benennung nicht.

[2] Fr. v. Holtzendorff, Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe.

Digitized by Google

ein Gleiches nicht zu beklagen haben. Und darum wird man es uns auch nicht verargen, wenn wir denselben Gegenstand hier einer kurzen Prüfung unterziehen.

Inzwischen hat diese Frage, in genau formulirten Gesetzesvorschlägen vor die gesetzgebenden Versammlungen gebracht, ihrer praktischen Seite nach bereits in manchen Staaten eine wenigstens vorläufige Lösung gefunden. Dabei hat sich das Wort Ch. Lucas', des Vorkämpfers für Aufhebung der Todesstrafe in Frankreich, welches er schon vor Jahren sprach, nicht bewahrheitet. „La cause de l'abolition nous semble une cause gagnée," meinte er. Und doch haben Österreich, Preußen, Frankreich, England und manche andere Länder bisher an der Todesstrafe festgehalten. In gewissem Sinne darf man heute sogar von einer rückschreitenden Bewegung reden. Liberale Blätter jammern bereits über „Culturrückschritt", „Rückfall in die Barbarei", „Sieg der Reaction". Die Wahrheit ist, daß Staaten, welche geglaubt hatten, der Todesstrafe entrathen zu können, sich der alten Praxis wieder zugewandt haben. Mehrere deutsche Kleinstaaten, wie Sachsen, Anhalt, Oldenburg, hatten die Todesstrafe abgeschafft; das gemeinsame Gesetzbuch des deutschen Reiches hat sie wieder aufgenommen. Die Vorgänge in der Schweiz, besonders die lebhaften Verhandlungen des National- und Ständerathes und die große eidgenössische Volksabstimmung vom 18. Mai des verflossenen Jahres sind noch in Aller Erinnerung. Das unbedingte Verbot der Todesstrafe ist daselbst aufgehoben worden. Aus Holland endlich meldete in jüngster Zeit ein Correspondent der „Germania" [1]: „Der neue Justizminister will bekanntlich unser Strafgesetzbuch einer Revision unterziehen. Da ist es denn bemerkenswerth, daß sich in den legislatorischen Kreisen eine Reaction zu Gunsten der Todesstrafe kundgibt. In der Justizcommission verlangt man eine genaue vergleichende Statistik der früher mit Todesstrafe bedrohten Verbrechen, vor und nach der Abschaffung begangen. Denn nach Vieler Ansicht ist die Zahl jener Verbrechen nach dem Fortfall der Todesstrafe sehr gewachsen." So dauert der Kampf fort. An ihm betheiligen sich die mannigfachsten Interessen. Wie die Frage für die Einen in erster Linie eine staatsrechtliche und politische, für Andere vornehmlich eine volkswirthschaftliche und sociale ist, so schenken ihr Andere hinwiederum ihre Aufmerksamkeit insofern, als

[1] Germania, 10. Nov., Beilage.

Digitized by Google

ſie eine theologiſche oder philoſophiſche iſt. Nur unter letzterer Rückſicht ſoll dieſelbe uns gegenwärtig beſchäftigen.

Unter denen, welche die Streichung der Todesſtrafe aus dem Strafcodex des modernen Staates befürworten, gibt es ſolche, welche das Recht der öffentlichen Gewalt, die Todesſtrafe zu verhängen, unangetaſtet laſſen und nur die Zeitgemäßheit ihrer Anwendung beſtreiten. Andere hingegen wollen jene Berechtigung ſelbſt nicht anerkennen und tragen daher kein Bedenken, die Praxis der ganzen Vergangenheit als ein an der Menſchheit begangenes, wenigſtens objectives Unrecht zu bezeichnen. Dazu kommt noch eine dritte Anſchauung, welche inſoweit ſich der zweiten nähert, als nach ihr die Berechtigung der Todesſtrafe nur zur Vertheidigung der Geſellſchaft, lediglich zum Zwecke der Nothwehr, nie aber auf Grund bloßer Sühne eines Verbrechens anerkannt wird. Für den naturrechtlichen Standpunkt ſind nur die zwei letzteren, weil principiellen Auffaſſungen von unmittelbarem Belange. Mit dieſen allein haben wir uns zu befaſſen, und es läßt ſich mit Rückſicht auf dieſelben die uns geſtellte Aufgabe auf die Beantwortung folgender zwei Fragen zurückführen:

1. Gehört das Recht des Schwertes überhaupt zum Inhalte der öffentlichen Gewalt?

2. Läßt ſich die Berechtigung der Todesſtrafe auch inſofern begründen, als ſie ſpeciell den Charakter der Sühne in Anſpruch nimmt?

Die erſte Frage kann man nicht verneinen, ohne mit der Theologie und dem Glauben in Widerſpruch zu gerathen. Denn mag auch immerhin jenes[1]: „Wer einen Menſchen niederſchlägt und tödtet, ſoll des Todes ſterben", nur zu den Israeliten geſprochen ſein, ſo kann man ſolches doch nicht von der Mahnung behaupten, die ſchon an Noe erging[2]: „Wer Menſchenblut vergoſſen hat, deſſen Blut wird vergoſſen werden; denn nach dem Bilde Gottes ward der Menſch erſchaffen." Ebenſo entſcheidend iſt der Ausſpruch des Völkerapoſtels[3]: „Wenn du aber Böſes thuſt, ſo fürchte dich: denn nicht umſonſt trägt ſie (die obrigkeitliche Gewalt) das Schwert; denn ſie iſt Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Beſtrafung für den, der das Böſe thut." Auf dem Boden der chriſtlichen Wiſſenſchaft herrſcht deßhalb auch volle Übereinſtimmung in Betreff dieſer erſten, in jener Allgemeinheit geſtellten Frage[4].

---

[1] Lev. 24, 17. [2] Gen. 9, 6. [3] Röm. 13, 4.

[4] Vgl. „Periodiſche Blätter". Herausgegeben von Dr. M. J. Scheeben. Achter

Digitized by

Theologie und Naturrecht reichen auch hier einander die Hand. Widerspruch erheben nur diejenigen, welche zugleich mit der christlichen Wahrheit die obersten Grundsätze des Naturrechts preisgeben. Thatsächlich bildet nämlich bei den meisten dieser Gegner eine Mißkennung des Wesens und Ursprunges der öffentlichen Autorität den Ausgangspunkt für ihre Angriffe. Freilich, wer die bürgerliche Gesellschaft als ein rein menschliches Institut und die öffentliche Autorität als ein Resultat menschlicher Übereinkunft betrachtet, wird mit eiserner Consequenz dahin gedrängt, von vornherein die Möglichkeit zu läugnen, daß der öffentlichen Gewalt unter irgend einer Rücksicht das Recht über Leben und Tod zukommen könne. Schon Beccaria hatte dieß begriffen, und er setzte das Beil an der Wurzel an. Seiner Logik müssen wir alle Anerkennung zollen, wenn er vorerst die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft mit Rousseau aus dem Contrat social herleitet und dann also argumentirt: Die öffentliche Autorität ist nur im Besitze derjenigen Rechte, welche die einzelnen Staatsmitglieder ihr übertragen haben. Da nun keinem derselben das Recht zusteht, über sein eigenes Leben zu verfügen, so kann auch die höchste Autorität im Staate kein Recht über das Leben ihrer Unterthanen besitzen. Wie einleuchtet, stützt sich der ganze Beweis auf die irrthümliche Theorie des Socialvertrages; er stürzt aber deßhalb auch mit dieser. Umgekehrt ist es ebenso einleuchtend, daß nur derjenige der öffentlichen Gewalt die Handhabung des Schwertes mit Erfolg vindiciren kann, welcher über den Ursprung und das Wesen der öffentlichen Autorität die richtigen Anschauungen hat. Wer in der öffentlichen Gewalt nicht eine Stellvertreterin Gottes, des Herrn über Leben und Tod, erblickt, kann ihr auch nie und nimmer das Recht zuerkennen, über Leben und Tod der Unterthanen zu entscheiden. „Denn," wie dieses Moy de Sons in seiner Philosophie des Rechts [1] mit Schärfe hervorhebt, „nur im Namen und aus Vollmacht dessen, der das Leben gegeben, kann es auch einem Menschen abgesprochen, nur in Erfüllung einer Pflicht gegen dessen Urheber kann es ohne Verbrechen einem Menschen genommen werden." Es wäre Widersinn und schreiende Ungerechtigkeit, wollte der „Staat ohne Gott" Todesurtheile sprechen. Für diesen Staat hat der französische Publicist E. de Girardin seine Reformvorschläge zur Reconstruirung des Strafrechts geschrieben. Derselbe gibt den Leitern

Jahrgang, 9. Heft, 1879, S. 397. Ebendaselbst findet man die Haupteinwürfe gegen die Todesstrafe kurz und schlagend beantwortet.

[1] II. Bd. S. 286.

Digitized by Google

des religionslosen Staates allen Ernstes zu bedenken, ob nicht an Stelle der Strafe einzig die Publicität des Verbrechens zu treten habe. Ein Individuum begeht einen Mord. Was ist zu thun? Die einfache Anzeige des Verbrechens mit dem Signalement des Mörders hat zu erfolgen; Zeitungen, Anschlagzettel u. s. w. haben die Kunde im Lande bekannt zu geben. Eine solche Veröffentlichung entzieht dann dem Mörder das Recht, den Schutz des Gesetzes fernerhin für seine Person in Anspruch zu nehmen. Das wäre, so meint dieser Publicist, das Einzige, was die öffentliche Gewalt zu ihrem und ihrer Unterthanen Schutze zu thun befugt sei. Armer Staat ohne Gott! Wer dir deinen Gott genommen, hat dich zugleich deiner größten Güter beraubt, deiner höchsten Rechte entkleidet.

Gegen einen solchen Raub erhebt das Naturrecht feierlichen Protest. Die obersten Grundsätze, die es über den Ursprung und die Ziele der öffentlichen Autorität aufstellt, nehmen für sie eine Summe heiliger Rechte in Anspruch; unter ihnen behauptet das Recht des Schwertes einen der ersten Plätze. Auf jene Principien müssen wir deßhalb zurückgreifen, falls wir volles Licht auf unsere Frage werfen wollen.

Jeder, der gegen das Zeugniß der Vernunft und der Geschichte sich nicht verschließen will, muß anerkennen, daß die öffentliche Gesellschaft eine mit dem Wesen des Menschen gegebene, mit ihm auf's Innigste verbundene und somit von Gott gewollte Ordnung ist. Dieselbe kann aber nicht ohne jenes einigende Princip gedacht werden, das wir Autorität nennen. Diese Autorität ist somit ebenfalls von Gott gewollt, sie ist göttlichen Ursprungs. Ihr liegt es ob, zum Wohle der Gesellschaft jene Anordnungen zu treffen und sie den Untergebenen als bindende Pflicht aufzuerlegen, deren Ausführung sie als nothwendige und förderliche Mittel zur Erreichung ihrer Ziele erkennt. Wie weit sich diese ihre Thätigkeit erstrecken darf, bezw. erstrecken muß, ist vorzugsweise nach dem Zwecke des Staates zu beurtheilen. Mögen nun auch die Ansichten der Gelehrten in der genaueren Bestimmung dieses Zweckes nicht übereinkommen, so genügt es doch für unsere Frage, constatiren zu können, daß alle die Wahrung der öffentlichen Sicherheit der Unterthanen wenigstens als ein Hauptmoment dieses Zweckes betrachten. Wie nun das Leben des Menschen unter den in dieser Hinsicht dem Staate anvertrauten Gütern das höchste ist, so hat eben deßhalb die höchste Gewalt es auch mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, zu schirmen und zu vertheidigen.

Digitized by Google

Allein welches sind diese Mittel, wodurch die öffentliche Autorität ihren Entschließungen Wirksamkeit und Ansehen verleiht? Genügt etwa die bloße Verpflichtung, die sie den Unterthanen ihren Beschlüssen gegenüber auferlegt? Wird der Schutz des Lebens der ihrer Obsorge Anvertrauten ein wirksamer sein, wenn sie bloß mit gebietender Stimme erklärt: „Du sollst nicht tödten"? Nein, wenn es sich darum handelt, in wirksamer Weise zur Beobachtung der Gesetze zu bewegen und von der Übertretung abzuschrecken, besitzt die Verpflichtung allein nicht für Alle und in allen Fällen die erforderliche Kraft. Es muß außer diesem rein geistigen Bande auch andere, der sinnlich-intelligenten Natur des Menschen entsprechende Mittel geben, welche ihn von der Verletzung seiner Pflicht fernhalten. Dieses geschieht durch die gesetzlich verhängten Strafen. Sie sind es, welche nicht nur den Gesetzen des Staates nachhaltige Achtung verschaffen, sondern auch speciell die Gesellschaft gegen jene Ausbrüche der Leidenschaft schützen sollen, die wir Verbrechen nennen. Freilich fällt es Niemanden ein, an die zu verhängenden Strafen die Anforderung zu stellen, daß sie jede Übertretung des Gesetzes factisch verhindern sollten. Denn ein Factor, der hier nicht übersehen werden darf, ist die Freiheit des menschlichen Willens; bei ihm steht es, das „Ich will nicht" auch der Androhung der schwersten Strafen entgegenzusetzen. Allein, was man mit Recht von einer weisen Strafrechtspflege verlangen kann und muß, ist dieses, daß die angedrohte Strafe je nach dem Inhalte und der Wichtigkeit des Gesetzes, zu dessen Sanction sie dienen soll, ein objectiv hinreichendes Motiv zur Aufrechthaltung desselben bilde.

Nachdem wir so den nothwendigen Stützpunkt für die Entscheidung unserer ersten Frage gewonnen haben, können wir dieselbe bereits dahin fixiren, ob die Todesstrafe als präcavirende Sanction zur öffentlichen Sicherheit im Staate nothwendig sei. Müssen wir diese Frage bejahen, so darf offenbar das Recht der öffentlichen Autorität, dieselbe zur Verwirklichung eines ihr wesentlichen Zweckes thatsächlich zu verhängen, nicht beanstandet werden. Wenn wir von der präcavirenden Sanction sprechen, so fassen wir in diesem Ausdrucke jene zwei Momente zusammen, die man einzeln als Abschreckung und Prävention zu bezeichnen pflegt: als Abschreckung, insofern alle Unterthanen durch das Motiv der Furcht vom Verbrechen abgehalten werden sollen; als Prävention, insofern die Strafe den Verbrecher selbst an der Wiederholung des Vergehens hindert.

Fassen wir die Todesstrafe zuerst ihrem abschreckenden Charakter

Digitized by Google

nach in's Auge, ohne jedoch zu vergessen, daß beide Gesichtspunkte sehr eng zusammenhängen. Wir haben somit darzuthun, daß in dem Maße, als überhaupt die Androhung einer Strafe vom Verbrechen abzuschrecken im Stande ist, die Todesstrafe als nothwendiges Mittel zur Aufrechthaltung der wesentlichsten Interessen des Gemeinwohls anzusehen sei. Und da es bereits feststeht, daß die öffentliche Sicherheit und speciell das Leben der Staatsuntergebenen solch ein wesentliches Moment des Gemeinwohls ausmachen, so frägt es sich nur, ob die Todesstrafe bezüglich der Erreichung dieses Zweckes wahrhaft unentbehrlich sei. Wir glauben diese Nothwendigkeit unter einem dreifachen Gesichtspunkte anerkennen zu müssen. Drei Factoren sind es nämlich, welche zu den Verbrechen der Menschen am wirksamsten concurriren. Wir meinen die Verdorbenheit der menschlichen Natur, den Hinblick auf den durch das Verbrechen zu erreichenden Vortheil und endlich die Hoffnung auf Befreiung. Ihnen muß ein Damm entgegengesetzt werden; ein solcher ist in den äußersten Fällen einzig und allein die Todesstrafe. Unberechenbar groß ist die Macht der entfesselten Leidenschaft. Was soll ihr Einhalt thun, wenn sie, lange im menschlichen Busen genährt, endlich hervorbricht, zur Blutwaffe greift und mit blinder Wuth auf ihr unglückliches Opfer einstürzt? Nichts Anderes vermag da den Gottlosen an der Ausführung seines frevlerischen Beginnens zu hindern, als allein der Gedanke: Der Tod wird dein sicherer Antheil sein! Der durch das Verbrechen zu erreichende Vortheil übt einen um so mächtigeren Einfluß auf den Willen des Menschen aus, je größer jenes Gut ist, das ihm aus dem Verbrechen erwächst, oder wenigstens je höher es in seiner Meinung angeschrieben steht, mag es auch objectiv geringeren Werth besitzen. Es kann nun nicht in Zweifel gezogen werden, daß der zeitliche Vortheil, den ein Verbrechen verspricht, oftmals dem Übelthäter ein so bedeutender zu sein scheint, daß einzig der sicher in Aussicht gestellte Verlust des Lebens ihm die Wagschale halten kann. Endlich ist es die Hoffnung auf Befreiung, welche den Muth des Verbrechers erhöht. Hat derselbe auch nur die geringste Aussicht, sei es durch Gnade, durch Flucht, durch eintretende Staatsumwälzungen oder wie immer irgendwann der Strafe entledigt zu werden, so mindert sich seine Scheu vor dem Verbrechen sofort um ein Bedeutendes. Handelt es sich also darum, den Willen des Böswichts von dem Unheil, das er anzurichten gesonnen ist, in wirksamster Weise abzuschrecken, so müssen wir wiederum diese Macht der Todesstrafe und zwar ihr allein zuerkennen.

Digitized by

Wir haben bisher stillschweigend vorausgesetzt, daß die Todesstrafe wirklich die größte sei, welche es unter den der irdischen Autorität zu Gebote stehenden Strafen gebe. Und in der That, wir glauben, daß diese Wahrheit eines eingehenden Beweises nicht bedarf. Wo keine Vorurtheile den freien Blick trüben, da muß es als selbstverständlich gelten, daß die Todesstrafe, als Verlust sowohl des höchsten irdischen Gutes, wie der Bedingung aller übrigen Güter, nicht nur absolut, sondern auch relativ die größte und furchtbarste sei. Wir sagen: auch relativ, also in den Augen der Menge. Denn mag es auch einzelne abnorme Charaktere geben, die den Tod einer andern ihrer subjectiven Anlage mehr widerstreitenden Strafe vorziehen, so muß doch das Gegentheil von der Mehrzahl der Menschen im Allgemeinen und der Verbrecher insbesondere behauptet werden. Dennoch fehlt es unter unseren Gegnern nicht an solchen, welche lebenslänglichen Kerker oder Zwangsarbeit als größere Strafen hinstellen. Auch Beccaria glaubte dem Tode dadurch, daß er ihn als einen süßen Trost der lebensmüden Sterblichen ausmalte, seine Schrecknisse nehmen zu können. Allein — res loquitur ipsa, judices, quae semper valet plurimum. Wie viele der zum Tode Verurtheilten gibt es nicht, welche sich als Gnade Verlängerung des Lebens auch mit verbundenen Zwangsarbeiten erbitten? Bentham hebt hervor, wie die Schuldigen, meistens vom Elend zum Verbrechen getrieben, schon einen durch Schlechtigkeit berüchtigten Namen und ein durch Mühsale abgehärtetes Leben mitbringen; er folgert daraus, daß ihnen durch solche Leiden das Leben längst weniger theuer sei. Wir antworten, eben wegen jener schon erduldeten Drangsale, die ihr Leben abgehärtet, werde auch die Kettenstrafe oder der Kerker weniger schreckhaft für sie sein.

Werfen wir noch einen Blick auf den Präventiv-Charakter der Todesstrafe. Es wird durch dieselbe dem verbrecherischen Treiben des Verurtheilten für immer ein Ende gemacht und selbst die physische Möglichkeit des Rückfalls beseitigt. Daß nun Fälle eintreten können, wo diese vollständige Entfernung des Übelthäters aus der menschlichen Gesellschaft zur Nothwendigkeit wird, darf kaum bezweifelt werden. Man mag immerhin, besonders unter den heutigen socialen und politischen Zuständen, mit Recht Bedenken tragen, die Todesstrafe auf rein politische Verbrechen auszudehnen. Diese Frage lassen wir ganz unentschieden. Aber geschieht es nicht, daß bei öffentlichem Aufruhr geradezu das Leben vieler Hunderte und Tausende von der Fähigkeit, den Intriguen und dem zauberverbreitenden Namen eines Einzigen abhängt, mit dessen Tode

Digitized by Google

auch der Gedanke an Ruhestörung verschwindet? Bloße Einkerkerung oder Verbannung eines für die öffentliche Sicherheit so gefährlichen Individuums würde in manchen Fällen nicht hinreichen, den Brand zu löschen. Der Funke würde unter der Asche fortglimmen und vielleicht schon bald eine neue, noch heftigere Gluth entzünden. Wir möchten meinen, unter solchen Umständen sollten auch wohl jene einseitig befangenen Philanthropen das Todesurtheil unterschreiben, welche sonst nur gewohnt sind, durch Sophismen, deren Grundton stets der sentimentalste Humanismus ist, für das „kostbare Leben" des Verbrechers nach Kräften einzustehen.

Die bisher angestellten Erwägungen dienten zur Rechtfertigung der Todesstrafe, insoweit ihr eine präcavirende Sanction innewohnt. Wir können nunmehr zur Beantwortung der zweiten Frage übergehen, die uns ungleich wichtiger erscheinen muß. Es wird sich nämlich für uns darum handeln, im Gegensatze zu den verflachenden Rechtsanschauungen, wie sie heutzutage schon eine allzu große Verbreitung gefunden, ein Princip zu vertheidigen, das zu den Grundsäulen der moralischen wie der Rechtsordnung zu zählen ist.

Die zur Beantwortung vorgelegte Frage lautete also: ob sich die Todesstrafe auch insofern rechtfertigen lasse, als sie speciell den Charakter der Sühne in Anspruch nehme. Nur aus der Idee der Gerechtigkeit läßt sich die Sühne begreifen. Darum dürfen wir die Todesstrafe als Sühne nicht postuliren, wenn wir nicht die Ansprüche nachzuweisen im Stande sind, welche das Wesen der Gerechtigkeit selbst der Todesstrafe gegenüber erhebt. Oder kann es etwa befriedigen, wenn Kant das Strafgesetz überhaupt für den „kategorischen Imperativ" erklärt, welcher die Bestrafung des Verbrechers nur darum fordert, weil er verbrochen hat, und dann ohne jede weitere Begründung an dem Mörder die Wiedervergeltung durch den Tod vollzogen wissen will? Wem fällt da nicht das Wort der gelehrten Frau von Staël-Holstein ein? Dieselbe pflegte bekanntlich jenen Alles vermögenden kategorischen Imperativ Kants den „geistigen Reflex des preußischen Korporalstockes" zu nennen. Ebenfalls ungenügend muß uns die Erklärung Hegels erscheinen, der für den Mord die Wiedervergeltung durch die Todesstrafe als die adäquateste Negation der Negation postulirt. Treffend bemerkt dazu Walter [1]: „Niemand wird sich dadurch befriedigt fühlen, daß der Scharf-

[1] Naturrecht und Politik, § 422.

Digitized by Google

richter bloß zum Executor einer logischen Formel gemacht wird." Trendelenburg verzichtet in seinem Naturrecht[1] vollständig darauf, die Berechtigung der Todesstrafe als Sühne darzuthun, indem er dieselbe nicht anders als durch die nach Umständen eintretende Nothwendigkeit der Abschreckung zu rechtfertigen weiß. Dieses nimmt um so mehr Wunder, als er schließlich doch folgendes Zugeständniß macht: „Wenn man die Todesstrafe durch ein Gesetz abschafft, so wird dem Verbrecher ein Recht auf sein Leben zugesprochen, das er nicht mehr hat, und die Begriffe vom Recht, welche auf das Proportionale gewiesen sind, verwirren sich."

Um nun die Berechtigung der Todesstrafe aus dem Wesen der Gerechtigkeit zu erweisen, dürfen wir es uns nicht verdrießen lassen, den Begriff der Gerechtigkeit näher zu betrachten, ihn einer eingehenden und genauen Prüfung zu unterziehen. Erst so werden wir in Stand gesetzt, zu bestimmen, inwieweit es Aufgabe der öffentlichen Autorität ist, bei Handhabung der Gerechtigkeit Sühne zu fordern. Der heilige Thomas[2] hebt in Übereinstimmung mit Aristoteles als wesentliches Moment der Gerechtigkeit eine gewisse Gleichheit und proportionale Ordnung hervor, durch welche die moralische Welt geregelt werde. Einem analogen Princip begegnen wir in der physischen Welt, und zwar in der Natur sowohl, als bei den Werken der Kunst. Die Wirksamkeit der leblosen Natur beruht auf den physischen und chemischen Kräften. Ein Grundgesetz einigt und regelt die verschiedenartigsten Thätigkeiten. Es ist das Streben nach Gleichgewicht und Ausgleichung, mag dasselbe als Anziehung, Abstoßung, Austausch der Elemente oder wie immer auftreten. Und bei der Kunst? Setzt ein Architekt beim Entwurf einer Façade von der einen Seite des Portals zwei Fenster, und nur eines, dazu noch von ungleicher Größe, von der andern, so sagt Jedermann, wofern er nicht etwa bestimmte Anforderungen der Nützlichkeit, sondern einzig die der Formschönheit in's Auge faßt, daß der Entwurf nicht befriedige. Er entspricht darum dem reinen Kunstgeschmack nicht, weil es ihm an Symmetrie und Einheit mangelt. Taparelli hat Recht, wenn er sagt[3]: „Dieses Princip der Einheit ist ein von der Natur eingegebenes, über alle Beweisführung erhabenes Factum, wollen wir nicht etwa seine Beziehung zur Einheit jener unendlichen Ursache in's Auge fassen, welche

---

[1] § 70. [2] S. Th. II. II^{ae} qu. 57 a. 1 et qu. 62 a. 2.
[3] Naturrecht, I. Bd. n. 130.

Digitized by Google

Grund alles Seins ist." Bei der Anwendung auf ein limitirtes Wesen beweist uns dieses Princip im Allgemeinen die Nothwendigkeit einer Ausgleichung zwischen dem Gegebenen und Empfangenen, damit die Proportion zum Ganzen, dessen Theil es ist, oder der einzelnen Theile unter sich nicht verloren gehe. In der moralischen Weltordnung begründet es speciell den Begriff des Verdienstes und der Straffälligkeit: des Verdienstes, insofern aus der freien Thätigkeit eines intelligenten Wesens einem Andern oder der Gesammtheit Vortheil erwächst; der Straffälligkeit, insofern jene Freithätigkeit Ursache von Schaden ist. Von Seite des Verdienstes wird die proportionale Ordnung durch das hinzugetragene Gute gewissermaßen überholt und findet ihre Ausgleichung in der Belohnung; von Seite der Straffälligkeit hingegen wird dieselbe Ordnung durch die zugefügte Schädigung positiv gestört, und der heilige Wille dessen, der jene mit absoluter Nothwendigkeit verlangt und gleichsam als sein eigenstes Interesse vertritt, muß die Wiederherstellung derselben mit gleicher Nothwendigkeit fordern. Und zwar kann hier die ausgleichende Wiederherstellung nur in der entgegengesetzten Richtung stattfinden. Wie die Belohnung dem geistigen Gleichgewicht durch Wiedervergeltung des Guten Rechnung trägt, so andererseits die Strafe als Wiedervergeltung des Bösen durch Zufügung eines entsprechenden Übels. Die Strafe ist somit die Reaction der Ordnung gegen die Unordnung. Und diese Reaction der moralischen Welt stellt sich, ähnlich der der physischen, als Erhaltungsprincip dem Werke der Zerstörung entgegen. Die sühnende Gerechtigkeit, der die Aufgabe zufällt, in dieser Weise als reagirendes Princip in die moralische Weltordnung einzugreifen, muß uns deßhalb, weit entfernt, mit der blinden Leidenschaft auf gleiche Stufe gestellt zu werden, vielmehr als hehre Macht erscheinen, die auf jenem Trachten der geistigen Natur nach Wahrheit, nach Ordnung begründet ist. Jede Unordnung, die in einer den wahren Beziehungen der Dinge entgegengesetzten Disposition besteht und daher als Unwahrheit der Naturanlage des Geistes widerstrebt, muß sich durch gewaltsame Rückkehr zur Ordnung derselben unterwerfen. Die Vernunftforderungen, welche nach dieser Richtung hin in jedes Menschen Brust als Ausdruck des natürlichen Rechtsgefühls sich geltend machen, sind nichts Angelerntes, nichts Zufälliges; sie sind der Wiederschein der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit selbst, ein wesentlicher Zug des göttlichen Ebenbildes im menschlichen Geiste.

Die im Namen der göttlichen wie der menschlichen Gerechtigkeit und

Digitized by

Heiligkeit geforderte Reaction nun vollzieht sich beim Menschen in den drei verschiedenen Ordnungen, denen er als sittliches Wesen angehört.

Als erste ist die individuelle Ordnung zu nennen, deren Grundzug es ist, in die verschiedenen Fähigkeiten des Menschen Einheit zu bringen, indem dieselben auf verschiedene Weise der Vernunft untergeordnet werden. Die Reaction zeigt sich hier einerseits in der Billigung der Vernunft, welche ein ruhiges Gewissen und wahrer Seelenfriede begleitet, andererseits in deren Mißbilligung, verbunden mit Seelenqualen und den bittern Vorwürfen des Gewissens. Die zweite Ordnung ist die universale, welche das Trachten nach dem höchsten Gute, wozu die Natur einen jeden Menschen antreibt, mit den Handlungen aller übrigen Geschöpfe in Einklang bringt. Die Belohnung, welche auf diesem Gebiete dem guten, ordnungsgemäßen Wirken des Menschen entspricht, ist die ewige Glückseligkeit, welche er im dereinstigen Besitze des höchsten Gutes genießen soll, wohingegen die Strafe in dem Verluste dieses Gutes als seinem größten Übel besteht. Zwischen diesen beiden Ordnungen liegt die dritte gewissermaßen in der Mitte. Es ist die sociale Ordnung, welche den Menschen aus dem engen Kreise seiner Individualität gleichsam hinaushebt, um ihn der öffentlichen Gesellschaft als Glied einzufügen und ihrem einheitlichen Zwecke unterzuordnen. Auch diese Ordnung muß ihre eigene Reaction besitzen. Wir können dieselbe im Allgemeinen als Socialgerechtigkeit bezeichnen. Hierhin gehören freilich ebensowohl die Belohnungen, welche größtentheils schon in den mannigfaltigen Früchten bestehen, die das geordnete Socialleben mit sich bringt, als die Strafen, welche über die Störer der Ordnung verhängt werden. Doch verdienen letztere hier in vorzüglicher Weise unsere Aufmerksamkeit. Das Object der socialen Strafgerechtigkeit ist das Verbrechen, welcher Ausdruck im Gegensatz zur Sünde und Schuld dem Sprachgebrauche der Juristen gemäß bloß auf die sociale Unordnung anwendbar ist. Wie die Ordnung, welche im Socialleben aufrecht zu erhalten ist, in den Rechten besteht, die sowohl der öffentlichen Gesellschaft selbst, als ihren einzelnen Gliedern zukommen: so ist jeglicher Angriff gegen diese Rechte und jede Verletzung derselben als sociale Unordnung zu betrachten. Gegen sie muß die sociale Strafgerechtigkeit sich erheben. Es leuchtet ein, daß die Ausübung derselben von keinem andern als von jenem Princip auszugehen hat, das dem ganzen Socialkörper Einheit und Leben verleiht, von der öffentlichen Autorität in der Gesellschaft. Ihre heilige Pflicht ist es somit, jede Störung der Rechtsordnung,

Digitized by Google

welche die öffentliche Rechtssicherheit untergräbt, durch die Strafe des Verbrechers aufzuheben und zu entfernen.

Mit den hier entwickelten Anschauungen stimmt im Allgemeinen auch Moy de Sons überein[1]. Selbst Bluntschli konnte sich seiner Zeit ihnen nicht ganz verschließen. Er äußert sich in seinem Allgemeinen Staatsrecht[2] also: „Der Charakter der Strafrechtspflege liegt in der Verhängung der Strafe des Schuldigen. Die tiefere Verletzung des Staates selbst erfordert, daß die öffentliche Gerechtigkeit den Verbrecher mit starkem Arm erfasse und, durch Bestrafung desselben ihre übergeordnete Macht bewährend und die Sicherheit des öffentlichen Friedens neu stärkend, die Schuld tilge. Schuld und Strafe bedingen sich, und nur das Gleichgewicht beider vermag die Hoheit und Heiligkeit der Rechtsordnung selbst zu offenbaren und herzustellen ... Der principale Gesichtspunkt ist die Strafe als ein Gebot und eine Äußerung der Gerechtigkeit."

Wie die sociale Strafgerechtigkeit eine mit dem Wesen der öffentlichen Ordnung gegebene Function der höchsten Autorität ist, so erscheint sie mit nicht geringerer Nothwendigkeit als von Gott gewollt, von ihm in's Leben gerufen, ihn selbst repräsentirend. Denn von Gott, dem höchsten Ordner, geht der Auftrag aus, an seiner Statt die äußere ethische Ordnung in der Gesellschaft zu handhaben. Wir haben schon darauf hingewiesen und müssen es hier abermals betonen, daß die staatliche Autorität, wäre sie nur das Haupt einer bloß menschlichen Verbindung, zur Erreichung rein menschlicher Zwecke gegründet, — nimmermehr sich mit jener Strafgewalt umkleiden dürfte, mit der sie allerorts an ihre Unterthanen herantritt. Eine Privatgesellschaft kann ohne anderweitige Berechtigung die Verletzung ihrer Statuten nicht anders ahnden, als durch Entziehung einzelner oder sämmtlicher von ihr selbst gewährleisteten Vortheile; die Ausschließung aus ihrer Gemeinschaft ist ihre höchste Strafe. Anders verhält es sich bei der öffentlichen Autorität. Mit Recht bemerkt Stahl[3]: „Nirgend manifestirt sich die Majestät des Staates so sehr, als in der Strafe, aber nirgend manifestirt sich auch so sehr, daß seine Macht von oben ertheilt ist und nicht von Menschen." Noch deutlicher redet Walter, wenn er sagt[4]: „Die Strafgewalt des

---

[1] A. a. O. S. 284.
[2] II. Bd. S. 196 (2. A.).
[3] Philosophie des Rechts, II. 2. S. 681 (3. A.).
[4] A. a. O. § 409.

Digitized by Google

Staates ist nicht eine bloße Nachahmung, sondern ein Ausfluß und eine Übertragung der Strafgewalt Gottes, nur mit der Beschränkung, daß sie nicht absolut, sondern nur für die irdische Welt geschaffen und daß sie in die Hand einer irdischen . . . Obrigkeit gelegt ist."

Die Idee der Gerechtigkeit hat uns auf dem Wege der Analyse zur richtigen Würdigung der socialen Strafgewalt geführt. Die Reaction gegen die sociale Unordnung im Auftrage des höchsten Ordners ist ihre Aufgabe, die sie durch Verhängung der Strafe als einer dem Verbrechen entsprechenden Sühne erfüllt. Schon daraus erhellt, wie unberechtigt jener Einwurf ist, den man, um sich der Kraft des Beweises aus der Gerechtigkeit bezüglich der Todesstrafe zu entziehen, in neuerer Zeit öfters erhoben hat. Man wollte nämlich den Charakter einer Sühne einzig den göttlichen Strafen zuerkennen. Nein, derselbe ist im innersten Wesen der Strafe begründet, wenigstens derjenigen, welche von der zustehenden Autorität im Namen Gottes verhängt wird.

Doch nicht allein auf dem Felde der Speculation, auch auf dem der Thatsachen findet unsere Wahrheit ihre Begründung. Um diese Bestätigung nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, haben wir an jenes Gefühl zu appelliren, welches in eines jeden Menschen Brust schlummert, aber durch jede bedeutendere Verletzung der social-moralischen Ordnung, die wir gewahren, geweckt wird und als Unwille oder Tadel gegen den Schuldigen hervorbricht. Wer erfährt dieses nicht, wenn er einen Act der Ungerechtigkeit, der Treulosigkeit, der Undankbarkeit, der Grausamkeit verüben sieht? Dieses Gefühl hat mit dem der Rache einige Verwandtschaft; man kann es sogar mit eben diesem Namen bezeichnen. Es ist dann das Verlangen nach Ahndung des Unrechts, wie der gesunde Rechtssinn es eingibt, frei von allen unlautern, unerlaubten Motiven. In diesem Sinne findet die Idee der Rache sogar auf Gott ihre Anwendung; er selbst legt sich dieselbe bei. Auf gleiche Weise reden wir von den Strafacten der öffentlichen Autorität, so oft ein öffentliches Verbrechen seine Sühne gefunden. „Die Rache des Volkes ist befriedigt," heißt es in diesen Fällen, „die Gesellschaft ist durch die Strafe an dem Schuldigen gerächt." Wir finden somit in jenem Gefühle des menschlichen Herzens gewissermaßen einen Instinct der Gerechtigkeit, der uns sagt: „Wer die Ordnung verletzt, verdient zu leiden." Und wohlbemerkt, wenn das Herz auf diese Weise sich unwillkürlich gegen eine schlechte Handlung erhebt, so folgt es darin dem Antriebe der Natur; diese aber redet nur Wahrheit. Es tritt freilich auch die Vernunft hinzu und er-

Digitized by Google

klärt, daß das Verhängen und Vollziehen der verdienten Strafe nicht dem Einzelnen, sondern der rechtmäßigen Autorität zustehe.

Wie tief die Überzeugung vom Charakter der Strafe als Sühne in der menschlichen Natur begründet ist, zeigt ferner ein Blick auf die religiösen Gebräuche der Völker. Diese haben stets zur Versöhnung der Gottheit Opfer im eigentlichen Sinne des Wortes für nöthig erachtet. Daher die Blutvergießung des an Stelle des Schuldigen tretenden Opferthieres, daher die Verzehrung der Opfergaben durch Feuer, daher die freiwilligen Strafen, welche sich Individuen und Völker auferlegt haben, wenn sie den göttlichen Zorn entwaffnen wollten. Die Schuldigen rächten an sich selbst die Schuld, um der Rache des Himmels zuvorzukommen. Die strenge Forderung der Sühne ist mit unauslöschlichen Zügen dem Menschengeiste eingegraben. Die Wiederherstellung des moralischen Gleichgewichts durch die Strafe seines Verletzers ist ein unabweisbares Gebot.

Nur dieses könnte noch in Frage gestellt werden, ob es nun wirklich Fälle gebe, wo das Interesse der Sühne auch auf das Leben des Verbrechers Ansprüche zu erheben befugt sei. Auch diese Frage ist zu bejahen, und die bisher angestellten Erwägungen ermöglichen es uns, jene Berechtigung aus dem bereits Gesagten unmittelbar herzuleiten. Die Gerechtigkeit der Strafe verlangt nämlich die Proportion der Strafe mit derselben Nothwendigkeit, mit der sie die Strafe selbst fordert. In diesem Sinne sagt auch Stahl[1]: „Je größer oder geringer das Verbrechen, die Auflehnung gegen die Herrlichkeit des Staates, desto größer oder geringer auch die Strafe, die Beurkundung der höheren Gewalt des Staates an der Person des Thäters." Das ist der Grund, warum bei Verhängung der Strafe wo immer möglich festzuhalten ist an dem Satze: Gleichheit zwischen dem vom Verbrecher verursachten Übel und dem ihm zu entziehenden Gute. Das höchste Gut nun, welches diese Erde dem Menschen bietet, ist das Leben, — dessen Verlust in der natürlichen Ordnung sein größtes Übel. Die Anwendung auf die Todesstrafe ergibt sich ohne Weiteres. Mord und Todesstrafe sind hier correlative Begriffe. Wer dem Nebenmenschen das Leben raubt, verwirkt das eigene Leben. Will deßhalb die öffentliche Strafgewalt als die von Gott bestellte Ordnerin den nothwendigsten Ansprüchen der Gerechtigkeit Genüge leisten, so kann sie über den Mörder keine andere Strafe verhängen, als eben die Todesstrafe. Wir reden hier nicht von der Gnade; der Sou-

[1] A. a. O. S. 698.

Digitized by

verän hat das Recht, bezw. die Pflicht, auch sie unter Umständen walten zu lassen. Aber die Normen der Gerechtigkeit an sich sind unverrückbar. Und insofern kann man selbst den ernsten Worten Stahls[1] einigermaßen beipflichten, wenn er sagt: „Eine Gesetzgebung, welche auf den Mord nicht die Todesstrafe, sondern nur Freiheitsstrafe setzt, würde das Gesetz, welches das Leben schützt, nicht in seiner vollen Heiligkeit erhalten, also weit entfernt, eine menschliche zu sein, würde sie im Gegentheil die Achtung vor dem Menschenleben verläugnen, sie wäre eine ungerechte Gesetzgebung."

Wenn wir vorhin die Überzeugung aller Völker als Bestätigung für den sühnenden Charakter der Strafe überhaupt anführten, so können wir uns auch hier auf dieselbe Auffassung betreffs der Todesstrafe insbesondere berufen. Oder woraus anders wollte man die Thatsache erklären, daß es bis in's höchste Alterthum hinauf kein Volk gegeben, dessen Strafgesetze für den Mord nicht die Todesstrafe verordnet hätten? Daß dem wirklich so sei, bezeugen von den Hebräern die heiligen Bücher, in Betreff der Perser und Ägyptier Herodot und Diodorus Siculus, von den Griechen Aristoteles und Aulus Gellius; von den Römern ist es ohnehin bekannt.

Auch die Stimme des Herzens dürfen wir nicht unbeachtet lassen; denn auch sie legt ein beredtes Zeugniß ab. Ein Elender mißbraucht das Vertrauen seines Freundes, indem er ihn beraubt und tödtet. Der Verbrecher fällt in die Hände der Gerechtigkeit. Was verlangt da der Mund des Volkes, der auch hier aus der Fülle des Herzens redet? „Der Schändliche," heißt es, „der Grausame! Es falle sein Haupt unter dem Schwerte des Gesetzes! Sonst gibt es keine Gerechtigkeit, keine Menschlichkeit mehr auf Erden." Sogar der Mörder selbst kann die Stimme seines Herzens nicht ganz übertäuben, wenn sie ihm zuruft: „Du besitzest kein Recht mehr, in der Mitte der Menschheit zu weilen, gegen die du gefrevelt!" Wem wäre es unbekannt, wie ein solcher Mahnruf nicht selten eine überwältigende Macht auf den Verbrecher ausübte? Obwohl vom Arme der Gerechtigkeit noch nicht ereilt, stellte er sich freiwillig dem Gerichte, um das Todesurtheil über sich sprechen zu lassen. Ja, es gibt Fälle, und noch die neuere Geschichte der Tribunale kann über einen solchen berichten, wo der Mörder, der sich schuldig fühlte, bei dem Urtheile des Gerichtes, das wegen mildernder Umstände Kerker-

[1] A. a. O.

Digitized by Google

strafe verhängte, keine Ruhe fand. Noch vom Kerker aus fuhr er fort, um Einleitung einer abermaligen gerichtlichen Untersuchung zu bitten. Die Sprache des Herzens stimmt also mit der der Vernunft überein; die Forderung beider geht dahin, daß dem Frevel des Mordes der gewaltsame Tod des Verbrechers als Sühne folge.

Prüfen wir jetzt noch kurz einige Haupteinwürfe unserer Gegner. Es gibt solche, welche die Todesstrafe deßwegen verwerfen, weil ihr der correctionelle Charakter mangele. Diese Gegner sehen aber gerade die Besserung des Schuldigen als den wesentlichsten Zweck der Strafe an. Ein Anhänger dieser Theorie ließ sich anläßlich der Enthauptung Hödels also vernehmen[1]: „Wir schulden es unserer wissenschaftlichen (!) Überzeugung, die gewiß auch eine hohe ethische (?) ist, zu sagen, daß wir dieses Ende nicht gewünscht haben. In dem Streite zweier Anschauungen, von denen die eine große Verbrechen durch den Tod sühnen, die andere den Missethäter durch die Strafe auf den Weg der Besserung bringen will, hat die erstere gesiegt. Wir sind Anhänger der zweiten, Gegner der Todesstrafe. Wer weiß, ob nicht auch in diese dunkle Seele ein Funken der Erleuchtung hätte fallen können, und alsdann würde das Bekenntniß der Unthat und die Reue über die entsetzliche Verkommenheit der schönste Sieg der Staatsraison (!!) gewesen sein." Kann es eine menschenfreundlichere Lehre geben? Alles athmet Wohlwollen und Liebe. Auf das wahre Wohl des Schuldigen, auf seine Besserung zielt Alles ab. Dennoch steht der tiefe Denker Balmes[2] nicht an, von ihr zu behaupten, sie untergrabe nicht nur die Ideen der Gerechtigkeit, sondern sie sei auch unmoralisch, sie sei grausam. Ihr Widerstreit mit der Idee der Gerechtigkeit, in deren Licht die Strafe wesentlich Sühne ist, braucht hier nicht wiederum erörtert zu werden. Von einem Verdienen der Strafe könnte allem Sprachgebrauche zum Trotz gar nicht mehr die Rede sein; wir dürften nur noch sagen: „Dem Schuldigen wird diese Strafe wohl thun; sie wird ihm nützen; sie ist für ihn recht passend." Wir hätten eine bloße Maßregel der Nützlichkeit statt einer Wirkung der Gerechtigkeit. Und wie steht es mit dem sittlichen Werthe dieser Ansicht? Hat die Strafe gar keinen andern Zweck, als den der Besserung, so ist die Strafe um so weniger anwendbar, je weniger Hoffnung auf Besserung vorhanden ist. Die Besserung hängt

[1] Frankfurter Zeitung, 17. Aug. 1878.

[2] Elemente der Philosophie. Ethik. § 220.

Digitized by

nun wesentlich von dem freien Willen des Menschen ab und kann durch keine äußeren Mittel erzwungen werden. Denken wir uns einen verhärteten Böſewicht, der ſich dem Laſter ſo ſehr in die Arme geworfen, daß er um keinen Preis davon laſſen wollte: bei ihm wäre die Strafe einfachhin nicht mehr anwendbar. Der äußerſten Grenze der Bosheit, der Verhärtung in derſelben, müßte das Privilegium der Immunität von jeder Strafe zuerkannt werden. Angeſichts ſolcher Conſequenzen wird es Niemand dem ſpaniſchen Philoſophen verdenken, wenn er die Theorie ſelbſt als unmoraliſch bezeichnet. Wer ferner erwägt, wie dieſe Lehre nur das Wohlergehen des Schuldigen im Auge hat, während ſie ſein Verbrechen vergißt, und wie ſie die Perſon des Verbrechers begünſtigt, um den aber, der ſeiner Blutthat zum Opfer fiel, ſich nicht kümmert: der wird nicht anſtehen, ſie mit Balmes auch unmenſchlich und grauſam zu nennen. Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, ſei hier jedoch ausdrücklich bemerkt, daß es durchaus nicht unſere Abſicht iſt, den correctionellen Zweck der Strafe für alle Fälle auszuſchließen. Nein, wo derſelbe neben dem Zwecke der Sühne und der Präcaution verwirklicht werden kann, da ſoll es auch von der menſchlichen Strafgewalt geſchehen. Die göttliche Strafgerechtigkeit muß ihr zum Vorbild dienen. Dieſe aber ſtraft hienieden nicht, ohne auch die Beſſerung des Schuldigen zu bezwecken. Erſt nachdem das beſtimmte Maß voll geworden, läßt der höchſte Richter das furchtbare Gewicht der Gerechtigkeit mit ſeiner ganzen Schwere auf den Schuldigen niederfallen. Auch die Todesſtrafe zermalmt den Verbrecher, ohne ihm die Möglichkeit der Beſſerung nach vollzogener Strafe zu belaſſen. In dieſem einen Falle muß eben der untergeordnete Zweck dem höheren weichen. Dennoch entbehrt die Todesſtrafe auch ſo nicht ganz des correctiven Charakters. Inwiefern nämlich das bereits verkündete Todesurtheil ein eindringlicher Mahnruf an den Verbrecher iſt, in ſich zu gehen, um verſöhnt mit ſeinem Gotte die Schwelle der Ewigkeit zu überſchreiten, vermag die Todesſtrafe ſogar einen ſo mächtigen Einfluß auf die innere Umwandlung des Menſchen auszuüben, wie keine andere Strafe.

Auf ein ähnliches Princip geſtützt wie jene Utilitariſten, plädiren diejenigen für Abſchaffung der Todesſtrafe, welche in dieſer Frage zwar nicht das Wohl des Einzelnen, dafür aber das materielle Wohl des geſammten Staates als entſcheidende Norm geltend machen. Es genügt hier, auf das Einſeitige eines ſolchen Standpunktes hinzuweiſen, der bei einer eminent naturrechtlichen Frage das national-ökonomiſche Moment

Digitized by Google

in den Vordergrund drängt. Selbst angenommen, die materiellen Interessen würden eine Einbuße erfahren, so dürfte das doch nicht hindern, den höheren, moralischen Anforderungen gerecht zu werden. Ob aber die Todesstrafe, auch wenn jener Gesichtspunkt der allein maßgebende wäre, wirklich abzuschaffen sei, können wir hier füglich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls zeigt ein Blick auf die enormen, alljährlich sich erneuernden Budgets der modernen Strafanstalten, daß es dabei doch noch manche Bedenken zu erheben gäbe.

Beccaria und Bentham waren der Ansicht, daß die Todesstrafe, weit entfernt, die Menschen vom Morde abzuschrecken, sie vielmehr an dessen Anblick gewöhne, da bei der Hinrichtung ein Menschenleben mit kaltem Blute vernichtet werde. Dieselbe Anschauung hat vor Kurzem in John Bright wieder einen Vertreter gefunden. Wir können in derselben nur einen psychologischen Irrthum erblicken. Denn was fürchtet zumal der Bösgesinnte so sehr, als den sicheren Verlust seines Lebens? Ist er also Zeuge eines Actes, der ihm dieses Übel in seiner furchtbaren Wirklichkeit vor Augen führt, so wird er dadurch unfehlbar mit Scheu gegen jene Verbrechen erfüllt werden, mit denen der sichere Tod in solcher Verbindung steht. Der Unterschied zwischen Mord und Hinrichtung ist zudem so sehr in die Augen springend, daß Niemand, auch nicht der verkommenste Verbrecher, beide auf gleiche Stufe stellen wird.

Auch Ahrens, wohl der bedeutendste unter den Schülern Krause's, bekämpft die Todesstrafe. Einen Menschen tödten, meint er, sei eine an sich böse Handlung. Gestehe man also der öffentlichen Autorität das Recht zu, wegen eines begangenen Verbrechens einen Menschen zu tödten, so heiße das soviel, als die Erlaubniß ertheilen, Böses zu thun gegen den, der selbst Böses begangen habe. Solche Behauptungen verdienen nicht, widerlegt zu werden. Geräth doch Ahrens selbst mit sich in Widerspruch. Nur Mangel an Consequenz hält ihn ab, auch den rechtmäßigen Krieg als vernunftwidrig und unmoralisch zu verwerfen. Zur Sache selbst sei nur bemerkt, daß es freilich keinem Menschen erlaubt ist, aus Privatinteresse und ohne höheren Auftrag den Tod eines Menschen zu verursachen; doch selbst hier muß noch der Fall der rechtlichen Nothwehr ausgenommen werden. Nach Ahrens ist ferner die Todesstrafe deßhalb unstatthaft, weil durch sie der Mensch, der stets als Person und Zweck zu respectiren sei, zur *Sache* herabgewürdigt werde; seine Persönlichkeit werde dem Zwecke der Abschreckung untergeordnet und geopfert. Wir antworten: Der Mensch ist sich keineswegs *Selbstzweck*, wie dieses

Ahrens zu wollen scheint. Unbeschadet seiner Persönlichkeit ist er wie alle Geschöpfe einem höheren Zwecke untergeordnet, dem er, falls die verletzte Ordnung es verlangt, auch durch das Opfer seines Lebens sich beugen muß. So will es die Gerechtigkeit. Das Wesen der Menschenwürde bleibt dabei unangetastet.

Wir haben noch einen Einwurf zu berücksichtigen, der gegen unsere Auffassung in den letzten Jahren wohl am häufigsten erhoben worden ist. Man räumt ein, daß die Gerechtigkeit Proportion zwischen Verbrechen und Strafe verlange, läugnet aber, daß dieselbe bei der Todesstrafe zu erzielen sei. Während die Strafwürdigkeit sehr verschiedene Grade aufweise, lasse die Todesstrafe keine Abstufungen zu. Die Katastrophe in Bremerhafen öffnete zwar manchen Gegnern der Todesstrafe die Augen. „Eine Zeit, so sagte man, die ein solches unmenschliches Verbrechen hervorbringe, könne noch nicht auf die Todesstrafe für immer verzichten; nur die Todesstrafe gewähre hierfür eine genügende Sühne. Diese Ansicht ist selbst von Solchen vertheidigt worden, die sonst die Aufhebung der Todesstrafe für unsere heutige Zeit bereits als etwas Selbstverständliches zu betrachten pflegten.“ [1] Aber umgekehrt nahmen Andere gerade vom Thomas'schen Verbrechen Veranlassung, die Disproportion zwischen Todesstrafe und Verbrechen auf's Neue zu betonen. A. Dochow z. B. findet es „verzeihlich“, wenn man bei Vergleichung dieses Verbrechens mit anderen die Todesstrafe „verhältnißmäßig für zu milde hält für ein Verbrechen, das nicht seines Gleichen hat. Sogar die beiden Fälle,“ fährt er fort, „die mit dem Thomas'schen Verbrechen insofern übereinstimmen, als ebenfalls Höllenmaschinen angewendet wurden, das Attentat gegen Napoleon am 24. December 1800 ... und das Attentat des Fieschi gegen Ludwig Philipp am 28. Juli 1835 ... lassen einen Vergleich nicht zu. Die Zahl der Opfer ist geringer und die Motive sind grundverschieden. Thomas handelte aus schnödester Gewinnsucht, während in den beiden anderen Fällen politische Motive maßgebend waren.“ [2] Quid inde? Darf man aus solchen Gründen, wie so viele Gegner der Todesstrafe es wollen, diese selbst einfach über Bord werfen? In früheren Zeiten griff man zu einem anderen Auskunftsmittel. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts kamen die verschiedenen Arten

---

[1] Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart, 1. Jahrg. 6. Heft, S. 377.

[2] Deutsche Revue, a. a. O.

Digitized by Google

von Verschärfungen der Todesstrafe zur Anwendung. Wollen wir etwa die Rückkehr zu ihnen empfehlen? Gewiß nicht. Wir räumen gern ein, daß sie mit den heutzutage vorherrschenden Gefühlen und Anschauungen im Widerstreit stehen. Ohne uns also hier auf die Frage einzulassen, ob dieselben mit Rücksicht auf den verschiedenen Culturzustand der Völker für andere Zeiten sich rechtfertigen lassen, verzichten wir für unsere Tage gern auf ihre Anwendung. Wir vergeben dadurch den von uns vertheidigten Grundsätzen nicht das Mindeste, da in der That derartige Verschärfungen der Todesstrafe ein Postulat der Gerechtigkeit nicht sind. Denn mag auch die göttliche Gerechtigkeit, wenn sie in ihrer Strenge waltet, vom Sünder eine Sühne verlangen, welche ihr genaues Maß sowohl in dem Vergehen und allen seinen Umständen, als in der individuellen Absicht, Stärke und Intensität des sündigen Willens findet: an die sociale Gerechtigkeit, die in der staatlichen Autorität vertreten wird, dürfen so weitgehende Anforderungen nicht gestellt werden. Worüber die staatliche Autorität urtheilen und richten muß, kann in erster Linie nur die Art des Verbrechens sein, und demgemäß muß die Criminaljustiz je nach der Art des Verbrechens auch die Strafe höher und geringer bemessen, so daß über die größte Art der Verbrechen auch die größte Art der Strafen verhängt werde. Wenn deßhalb der Mord mit dem Tode durch Henkershand bestraft wird, so ist der Gerechtigkeit in der Weise, wie der Staat dieselbe in seiner Sphäre zu handhaben hat, dem Wesen nach Genüge geschehen. Wo sich eine genaue Proportion auch zwischen dem Grade der Schuldbarkeit und dem Mehr oder Weniger einer Strafe erreichen läßt, da wird eine solche Maßbestimmung allerdings mit Recht vorgenommen. Eine absolute Forderung für alle Fälle ist sie nicht. Man muß eben bedenken, daß die Ausübung der socialen Gerechtigkeit, die freilich göttlichen Ursprungs ist, factisch doch in die Hände von Menschen gelegt wurde.

Nach dem Gesagten dürften folgende zwei Sätze als erwiesen betrachtet werden:

Erstens, die präcavirende Sanction der Gesetze ist für bestimmte Fälle nur durch Statuirung der Todesstrafe eine genügende; daher die Forderung an die Weisheit des Gesetzgebers, dieselbe zu verhängen.

Zweitens, die executive Sanction der Gesetze als Ausgleich zwischen Verbrechen und Strafe ist nur dann eine vollkommene, wenn die größten Verbrechen durch die größte Strafe, also durch den Tod des Schuldigen, gesühnt werden; daher keine volle Gerechtigkeit ohne Todesstrafe.

Digitized by

Ist dem also, dann können wir fortfahren, mit Ehrfurcht auf die Weisheit und Gerechtigkeit der Altvordern unseres Geschlechtes hinzublicken, und es müssen die früheren Generationen von dem legalen Morde, dessen das aufgeklärte Zeitalter sie so gerne zeihen möchte, freigesprochen werden.

Die wichtigsten naturrechtlichen Grundsätze aber, die wir zur Lösung unserer Frage herangezogen haben, finden wir in einem Schriftstücke wieder, welches Graf Joseph de Maistre [1] mit der Bemerkung mittheilt: „Ich finde darin die europäische Vernunft mit einem richtigen Maße jenes orientalischen Schwunges, welcher, so lange er nicht übertrieben ist, wohlgefällt." Es ist eine Stelle aus dem indischen Gesetzbuch des Manu; sie lautet also:

„Im Anfange der Zeiten schuf Brahma zum Vortheil der Könige den Genius der Strafen; er gab ihm einen Leib von reinem Lichte: dieser Genius ist sein Sohn; er ist die Gerechtigkeit selbst, und der Beschützer aller erschaffenen Dinge. Durch die Furcht dieses Genius werden alle sinnlichen Wesen, bewegliche oder nicht bewegliche, bei Befriedigung ihrer natürlichen Genüsse in Schranken gehalten und entfernen sich nicht von ihrer Pflicht. Der König soll also, wenn er Zeit und Ort, seine eigenen Kräfte und das göttliche Gesetz wohl und reiflich erwogen hat, über alle Unrecht Handelnden die gerechten Strafen verhängen: die Strafe ist ein wirksamer Erzieher; sie ist der wahre Verwalter der öffentlichen Angelegenheiten; sie ist der Ausspender der Gesetze, und die weisen Männer nennen sie den Bürgen der vier Stände des Staates für die Erfüllung ihrer Pflichten. Die Strafe regiert die ganze Menschheit; die Strafe behütet und bewahret sie; die Strafe wacht, während die menschlichen Wächter schlafen. Der Weise sieht in der Strafe die Vollendung der Gerechtigkeit. Ein sorgloser Monarch höre nur auf zu strafen, und bald wird der Stärkere den Schwächeren braten lassen. Das ganze Geschlecht der Menschen wird durch die Strafe in Ordnung gehalten; denn die Unschuld findet sich nirgend, und nur die Furcht vor den Strafen ist es, welche es der Welt gestattet, das ihr bestimmte Glück zu genießen. Alle Klassen würden verderbt, alle Schranken niedergerissen werden; es würde nichts als Verwirrung herrschen unter den Menschen, wenn die Strafe nicht mehr, oder wenn sie ungerecht verhängt würde: wo aber

---

[1] Abendstunden zu St. Petersburg. Übersetzt von Moritz Lieber. Erster Theil, erstes Gespräch.

Digitized by Google

die Strafe mit finſterem Antlitz, mit flammendem Auge vorwärts ſchreitet, um das Laſter zu vernichten, da iſt das Volk, wenn der Richter ein gerechtes Auge hat, geſichert."

Aug. Langhorſt S. J.

Recenſionen.

Introductio in sacram Scripturam ad usum scholarum pont. seminarii Romani et Collegii Urbani auctore *Ubaldo Ubaldi*, presbytero Romano ss. literarum prof. Vol. I. Introductio critica, pars I^{a}. Vol. II. pars II^{a} et III^{a}. gr. 8°. 788 u. 644 S. Romae, ex typographia polyglotta S. C. de propaganda fide, 1877, 1879.

Da über Begriff und Umfang der bibliſchen Einleitung trotz vielen Hin- und Herſtreitens (vgl. z. B. „Studien und Kritiken", 1860, S. 410; 1861, S. 3) die Anſichten noch immer getheilt ſind (vgl. Dr. Fr. Kaulen, Einleitung, erſte Hälfte S. 5), ſo wird es vor Allem nöthig ſein, die Anſicht des Verfaſſers der obengenannten umfänglichen Einleitung über dieſen Punkt vorzulegen. Er faßt Einleitung im weiteſten Sinne und definirt ſie als „die wiſſenſchaftliche Behandlung jener Gegenſtände, welche den Geiſt zum richtigen Gebrauch und rechten Verſtändniß der göttlichen Bücher vorbereiten" (nomine Introductionis ... intelligimus „scientificam earum rerum tractationem quae mentem praeparant ad legitimum usum, rectamque intelligentiam divinorum librorum"). Damit aber der Geiſt hierzu angeleitet werde, ſind zwei Arten der Erkenntniß erfordert; zuerſt muß der Werth oder die Geltung der heiligen Bücher feſtgeſtellt und gegen alle Angriffe vertheidigt werden (constituendus est valor seu auctoritas s. librorum), ſodann muß die Art und Weiſe, die heiligen Bücher zu verſtehen und zu erklären, begriffen werden (cognoscendus est modus, eosdem rite intelligendi atque explicandi). Jenes nennt der Verfaſſer die kritiſche Einleitung, dieſes die hermeneutiſche. Die zwei vorliegenden ſtattlichen Bände, deren Papier, Druck, Typen der römiſchen Officin alle Ehre machen — freilich auf die griechiſchen Stellen darf dieſes Lob nicht allgemein ausgedehnt werden —, behandeln nur die kritiſche Einleitung. Der Stoff vertheilt ſich auf drei Theile; im erſten wird das rein menſchliche und geſchichtliche Anſehen der heiligen Bücher, d. h. ihre Echtheit, unverſehrte Überlieferung (Integrität) und Glaubwürdigkeit, erörtert; und dieſer Theil fällt dem erſten, bereits 1877 erſchienenen, ſtarken Band von 788 Seiten zu. Der zweite Theil beſpricht das göttliche und kanoniſche Anſehen der heiligen Schrift, d. h. die Inſpiration an und für ſich und den Kanon, durch den äußerlich und in Be-

Digitized by Google

ziehung auf uns der göttliche Charakter und Urſprung jener Bücher vermöge des Urtheils der Kirche kund gegeben wird. Die Critica verbalis füllt den dritten Theil und bringt die Geſchichte der Kritik des Textes und die Darlegung der kritiſchen Grundregeln. Soviel im Allgemeinen über Inhalt und Eintheilung.

Die Methode der Behandlung zeichnet ſich durch Klarheit und ſcharfe, logiſche Begriffsbeſtimmungen aus. Wird ſchon hierdurch der Lernende gut über den zu bewältigenden Stoff orientirt, ſo dient die Aufſtellung von Theſen, in denen die zu beweiſenden Lehrſätze kurz und bündig ausgeſprochen werden, weiterhin zur Förderung der Überſicht und eines klaren Verſtändniſſes. Dahin gehört gleichfalls die genaue Fixirung des Fragepunktes, die Anführung der rationes dubitandi, der ſcheinbaren Gegengründe, die gemeiniglich in zuſammengehörige Gruppen geordnet vorgeführt werden, und dann vor Allem die durchſichtig angelegte und mit Wärme und Überzeugung vorgetragene Beweisführung. Umfaßt dieſe mehrere Glieder und Beweismomente, ſo werden die einzelnen Theile, ihr gegenſeitiges Verhältniß, ihr Ineinandergreifen für die Erbringung eines vollgiltigen Beweiſes mit großer Gewandtheit und in einer Weiſe vorgelegt, die anregend wirkt. Iſt der aufgeſtellte Satz beleuchtet und ſeiner Natur nach durch die zuſtändigen Beweisquellen erhärtet, ſo folgen die „Einwürfe" und deren Löſungen. Hier, wie beim Beweisgange ſelbſt, kommt oft, wenn es nur der Gegenſtand erlaubt, die ſyllogiſtiſche Form zur Anwendung, welche in kurzer, bündiger Weiſe das Beweisverfahren zuſammenfaßt, die Hauptſätze, die zu erhärten ſind, vorführt und deren logiſchen Zuſammenhang in das rechte Licht ſtellt. Dieſe ſchulgerechte Methode muß für die Orientirung der Lernenden, für Übung und Anregung des eigenen logiſch-kritiſchen Denkvermögens und für die Klarheit des Unterrichtes, daß nicht bei der Unmaſſe der oft zu behandelnden Detailfragen die großen leitenden und einheitlichen Geſichtspunkte ſich verlieren, fruchtbringend wirken. Der Herr Verfaſſer hat, ſoweit es bei dem geſchichtlichen Stoffe eben thunlich war, die ſcholaſtiſche Methode auch in die Disciplin der bibliſchen Einleitung einzubürgern den recht glücklichen Verſuch gemacht. Nur in einigen Punkten, die nicht die Methode ſelbſt, wohl aber deren ſpecielle Anwendung betreffen, hat Referent Ausſtellungen zu machen. Hat der Verfaſſer die geſchichtliche Expoſition als Grundlage vorausgeſchickt und baut er dann auf ihr unter Erwägung aller Umſtände die Beweisführung auf, z. B. für die Echtheit der bibliſchen Bücher, ſo verliert ſich dieſe manchmal zu ſehr in's Rhetoriſche und Allgemeine (z. B. Bd. I S. 20, 33, 67, 218); beſonders bei der oft unnöthigen Ausführlichkeit in Widerlegung der Einwürfe, aber auch ſonſt, macht ſich eine unangenehme Breite der Darſtellung geltend, namentlich ſind Wiederholungen in ziemlich auffälliger Menge vorhanden. In der Schule, bei den Disputirübungen und Rekapitulationen des behandelten Stoffes mögen ſie an ihrer Stelle ſein; aber in einem Buche iſt dieſe Methode, bei Löſung der Einwürfe nochmals den bereits vorgelegten Stoff in Erinnerung zu bringen, ſicherlich nicht empfehlenswerth. Zu dem Überflüſſigen rechnen wir auch manche in der That antiquirte Einwürfe, von Voltaire z. B. u. A., denen man die Ehre

Digitized by Google

einer Wiederbelebung und längeren Widerlegung ſicherlich nicht anzuthun braucht. Ebenſo wenig will es uns gefallen, daß bei den Löſungen auf wahre Schwierigkeiten manchmal neben den guten und haltbaren Antworten auch noch ſolche aufgenommen ſind, die höchſtens ein zweifelhaftes literariſches Intereſſe deßwegen beanſpruchen können, weil ſie eben einmal gegeben wurden oder man ſich früher bei ihnen beruhigen zu können glaubte. Meint man dieſe der Vollſtändigkeit wegen oder als Beitrag zur Geſchichte der Exegeſe regiſtriren zu ſollen, ſo geſchehe es kurz.

Obgleich wir die Anordnung im Großen und Ganzen billigen — der Herr Verfaſſer entwickelt gut gleich Anfangs und bei Gelegenheit der einzelnen Theile und Abſchnitte deren ſachliche und logiſche Berechtigung —, ſo können wir doch gegen einige Stoffvertheilungen unſere Bedenken nicht unterdrücken. Es ſcheint uns unzweckmäßig, ſtörend und ein Anlaß zu unnützen Wiederholungen, daß die Geſchichte der Überſetzungen getrennt für das alte und für das neue Teſtament gegeben wird. Man vergleiche z. B., wie ſehr dadurch die Geſchichte der Vulgata zerriſſen wird. Wir finden Bd. I S. 263—276 die Geſchichte der Vulgata, ihre Integrität und Unverfälſchtheit, ihre Schickſale, Recenſionen, Bearbeitungen verzeichnet für das neue Teſtament; S. 572—596 folgt dann dieſelbe Expoſition für die Vulgata des alten Teſtamentes nebſt der Erklärung des tridentiniſchen Decretes über deren Authenticität und ähnlich bei den anderen Verſionen. Die Art und Weiſe, wie Dr. Fr. Kaulen in ſeiner trefflichen, inhaltsreichen und auf ganz ſelbſtſtändiger Durchforſchung der Überſetzungen baſirten Einleitung[1] den hiſtoriſchen Beweis der Unverfälſchtheit erbringt durch Vorlegung des thatſächlichen Beſtandes und durch Claſſificirung der in den Codices ſich findenden Abweichungen, überzeugt, glauben wir, leichter und ſcheint uns den Vorzug zu verdienen.

In der Geſchichte des Kanons beweist der Herr Verfaſſer zunächſt ſehr eingehend und gründlich, daß die deuterokanoniſchen Bücher durch die Tradition der Kirche ihre volle Geltung und Beglaubigung haben (Bd. II S. 197—347); alsdann wird noch eingehend der Satz erörtert, daß der vom Tridentinum aufgeſtellte Kanon der heiligen Schrift vollberechtigt iſt und den Werth eines allgemeinen Geſetzes hat, und zwar näherhin in dem Sinne, daß die protokanoniſchen und deuterokanoniſchen Schriften den gleichen theologiſchen Werth, das gleiche kanoniſche Anſehen beſitzen (l. c. S. 347—362). Nach dieſen Auseinanderſetzungen, denen zudem im erſten Theile des II. Bandes die gründliche Abhandlung über die Inſpiration (S. 1—115) vorausgeht, mag man ſicher überraſcht ſein, jetzt nochmals die Theſe zu finden: „Alle im Tridentiniſchen Kanon aufgezählten Bücher ſind inſpirirt," eine Theſe, die wiederum aus den alten Schriftverzeichniſſen, aus dem Gebrauche und der Anſchauung der Kirche erhärtet wird —, alſo ein Repetitorium der bereits vorgelegten Geſchichte des Kanons. Hier kommen denn zwei früher über-

[1] Theologiſche Bibliothek IX. bei Herder; die zweite Hälfte wird wohl demnächſt erſcheinen, und hoffen wir dann auf das gediegene Werk zurückzukommen.

Digitize

gangene Punkte zur Sprache: erſtens, inwiefern die deuterokanoniſchen Bücher durch Andeutungen in der heiligen Schrift ſelbſt und durch die von Chriſtus und den Apoſteln ſelbſt gebilligte Überſetzung der Siebzig empfohlen werden, und zweitens, welches Zeugniß für ſie in der chriſtlichen Archäologie, in den Kunſtdenkmälern der erſten Jahrhunderte, enthalten ſei. Letztere Ausführung zeichnet ſich durch Vollſtändigkeit der Zuſammenſtellung aus. Aber warum wurden beide Punkte nicht in die Geſchichte des Kanons verwebt, wo doch ihre Stelle iſt? Sehr eingehend und gründlich iſt im erſten Bande der Beweis für die Echtheit der deuterokanoniſchen Schriften des neuen Teſtamentes geliefert (S. 117—207); deſto unangenehmer berührt aber im zweiten Bande bei der Geſchichte des neuteſtamentlichen Kanons die wiederholte einläßliche Beſprechung desſelben Gegenſtandes (S. 310 u. f.). Das ſind einige Bedenken, die dem Referenten in Betreff der Anordnung und Vertheilung des Stoffes aufgeſtoßen ſind. Durch Vermeidung dieſer und ähnlicher Wiederholungen wäre Raum gewonnen worden für manche Punkte, die einer ſorgfältigeren Behandlung bedürften. So iſt die ſpecielle Einleitung in einige Bücher mager ausgefallen; Zweck und Anlage des Matthäus-Evangeliums z. B. wird auf einer Seite abgemacht; Iſaias erhält zwei Seiten, Jeremias etwas mehr als eine u. dgl. m.

Nach dieſen mehr allgemeinen Bemerkungen über Methode und Anordnung wenden wir uns zur kurzen Beſprechung der einzelnen Theile, inſoweit es zur genaueren Charakteriſirung des Buches erforderlich iſt. Wir können es nur billigen, daß der Herr Verfaſſer den Beweis der Echtheit mit den Schriften des neuen Teſtamentes beginnt; für dieſe kann der hiſtoriſche Beweis in überzeugender Weiſe geliefert werden, und ſo iſt, da das neue Teſtament in ſich ſelbſt eine Beglaubigung und ein Zeugniß iſt, für das alte die Grundlage gewonnen, auf der man um ſo zuverläſſiger zum Erweiſe der Echtheit und Wahrheit des alten Teſtamentes voranſchreiten mag. Aber daß der Beweis für die protokanoniſchen Bücher des neuen Teſtamentes in Bauſch und Bogen für alle auf einmal angetreten wird, ſcheint uns in mehrfacher Hinſicht mißlich. Der Stand der Zeugniſſe und der kritiſchen Fragen iſt ein zu verſchiedener, als daß eine einheitliche Beweisführung möglich wäre. Und will man, was doch nicht umgangen werden darf, namentlich auf die Beſtreitungen der Gegner Rückſicht nehmen, ſo wird ſchon für jedes Evangelium eine eigene Art der Beweisführung erfordert. Genügt es wohl, für Matthäus einfach auf den bekannten Ausſpruch des Papias zu verweiſen? Für die deuterokanoniſchen Bücher des neuen Teſtamentes befolgt der Herr Verfaſſer die ungleich beſſere und klarere Methode, daß er für jedes einzeln den Beweis der Echtheit liefert. Wie bereits bemerkt, iſt dieſer Abſchnitt einer der beſten. Der Herr Verfaſſer ſucht auch die ſtiliſtiſche Abfaſſung des Hebräerbriefes durch Paulus zu erweiſen. Doch erſcheinen uns die dafür angeführten inneren Gründe (S. 140) ſchwach. Die geſchichtliche Tradition weiß bekanntlich ſeit den älteſten Zeiten hier von einem Unterſchiede zwiſchen den Pauliniſchen Gedanken und der ſchriftlichen Abfaſſung. Der Herr Verfaſſer bekennt ſich ſonſt zu dem Grundſatze: nos qui in omnibus hujusmodi quaestioni-

Digitized by Google

bus traditionis argumentum caeteris omnibus praeferendum esse profitemur ... sollte das nicht auch in beregter Frage Geltung beanspruchen? Über die Stellung, welche Didymus zum 2. Petrusbriefe einnimmt, ist noch zu bemerken, daß, wie Hundhausen (Das 2. Pontificalschreiben ...) beweist, Didymus in seinem Hauptwerke de Trinitate den Brief häufig anführt: „er citirt ihn an vielen Stellen, gleich den übrigen heiligen Schriften, bezeichnet ihn ausdrücklich als eine Schrift des hl. Petrus und als einen katholischen Brief, so daß es fast scheinen möchte, als ob der greise Alexandriner durch die umfassende Benutzung, die er hier von unserem Briefe macht, und durch die Ehre, die er ihm anthut, das Unrecht wieder habe gut machen wollen, das er in früherer Zeit einst dem Briefe angethan" (Hundhausen l. c. S. 43).

Der Abschnitt de librorum N. T. conservatione et integritate bringt einleitende Bemerkungen über die verschiedenen Arten der Handschriften, ein Gegenstand, der im dritten Theile de critica verbali (Bd. II S. 581—603) zu seiner eigentlichen und ausführlichen Darstellung gelangt. Besonders eingehend wird über die Zugehörigkeit von Mark. 16, 9—20. Luk. 22, 43. 44. Joh. 8, 1—12 u. Kap. 21 zum heiligen Texte gehandelt. Alsdann wird über die verschiedenen Übersetzungen das Wissenswürdigste mitgetheilt. Hierauf wendet sich der Herr Verfasser zum Beweise der Wahrhaftigkeit der neutestamentlichen Schriften. Diese Partie verdient in hervorragender Weise das Lob der Gründlichkeit. Aus den vielen Einwürfen, die gegen die veracitas ss. librorum erhoben werden, finden sich einige Fragen über den Census bei Luk. 2, 1—5, über die Jugendgeschichte Jesu nach Matthäus und Lukas besonders hervorgehoben und speciminis causa durchgesprochen. Daran schließt sich der Beweis für die Wahrheit der im neuen Testamente erzählten Wunder und für die göttliche Sendung Christi und der Apostel. Ob diese Punkte und ebenso die These über die Wirklichkeit der obsessiones diabolicae in den Bereich der biblischen Einleitung gehören, scheint uns mehr als fraglich. Vielleicht aber soll nach dem Plane des Herrn Verfassers die Einleitung gleich die Apologetik ersetzen.

Zum alten Testamente übergehend, behandelt der Herr Verfasser in der gleichen Ordnung die Echtheit, Unverfälschtheit und Glaubwürdigkeit. Beim Pentateuch schließt sich die Ausführung gut an das treffliche Werk von W. Smith (The book of Moses ...) an; hier, wie auch sonst, wird auch auf die deutschen Rationalisten Rücksicht genommen. In der Abhandlung über die Glaubwürdigkeit wäre es sicher besser gewesen, wenn heidnische Mythen u. dgl. nicht als Bestätigungen für die Existenz eines Moses u. dgl. herbeigezogen würden. Der Herr Verfasser geht zwar hierin nicht so weit, wie Huet. Allein einige Curiosa bringt er doch; so, daß die Fabeln über Herkules der Geschichte des Samson entlehnt seien, die Agamemnons der von Jephte, oder daß die Schicksale Niobes offenbar auf Jobs Geschichte anspiele u. dgl. m. (S. 603). Sonderbar ist auch die Parallele zwischen Moses und Bacchus: praesertim Moysi historia non exiguam prae se fert analogiam cum historia Bacchi quem in Aegypto natum fabulantur, ex aquis Nili servatum et in Arabia educatum, eumque ad Indias subjugandas (terram

Digitized by Google

Chanaan) cum immensa hominum multitudine profectum fuisse, cornua in fronte gessisse (radii in fronte Moysi), thyrsum gestasse (virga Moysi): ipsum denique nomen Mysos, quod Baccho datur in hymnis orphicis, cum Moysi nomine congruit (S. 675). Glücklicher Weiſe bedürfen wir dergleichen Stützen nicht. Abgeſehen hiervon hat der Verfaſſer die für die Glaubwürdigkeit ſprechenden Momente gut erörtert. Nur die Behauptung kann auf keinen Fall aufrecht erhalten werden, daß Noe und Abraham, Sem und Iſaak Zeitgenoſſen geweſen. Nimmt man, wie Ubaldi ausdrücklich thut, die Allgemeinheit der Sündfluth an, ſo muß der Zeitraum zwiſchen Noe und Abraham ein größerer ſein, als die Zahlen des hebräiſchen Textes angeben. Ubaldi ſelbſt gibt zu (II. S. 372), daß in dem Geſchlechtsregiſter des hebräiſchen Textes (Gen. 11, 10), auf dem die chronologiſche Berechnung einzig und allein baſirt, Cainan, alſo ein Glied, ausgelaſſen ſei; ſomit kann dieſe Genealogie keine zweifelloſe Grundlage bieten; außerdem läßt ja Ubaldi ſelbſt die Wahl frei, auch nach den Zahlangaben der griechiſchen Überſetzung zu rechnen (I. S. 708); bei dieſer Sachlage ſoll alſo der Beweis für die Möglichkeit einer treuen Überlieferung nicht auf die Zahlen des hebräiſchen Textes gebaut werden. Wie in der Behandlung des neuen Teſtamentes reihen ſich auch hier noch einzelne Abhandlungen an, welche Haupteinwürfe gegen die geſchichtliche Zuverläſſigkeit der altteſtamentlichen Bücher widerlegen. So eine Abhandlung über den Jordansübergang unter Joſue, über das berühmte: „Sonne, ſtehe ſtill!“ (Joſ. 10. Kap.), über Jephte's Gelübde (Richt. 11, 29) — es wird der moralis immolatio der Tochter Jephte's, daß ſie mit beſtändiger Jungfräulichkeit dem Dienſte Gottes gewidmet wurde, das Wort geredet —, über die Thaten Samſons, über das Buch Tobias, über die Sittenlehren der Pſalmen und des Predigers; beſonders ausführlich wird die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte und die Sündfluth beſprochen. Bei jener beruhigt ſich der Verfaſſer mit der Concordanztheorie, nach der nur die hervorſtechendſte Charakteriſtik der einzelnen Schöpfungsperioden als norm- und namengebend betrachtet wird; Cuviers Autorität dürfte hier bei Manchen heute nicht mehr viel gelten, ſo daß auf deſſen Ausſage hin die Sündfluth ſelbſt geologiſch als erwieſen betrachtet würde.

Der zweite Band beginnt mit dem recht ausführlichen und gründlichen Traktat über die Inſpiration (S. 14—115). Ein geſchichtlicher Überblick führt den Leſer zunächſt in die Frage ein; ſodann wird nach kurzer Erörterung des Inſpirationsbegriffes im Allgemeinen unterſucht, wie wir zur Conſtatirung der Thatſache der Inſpiration gelangen, wobei die verſchiedenen Kriterien der Anglikaner, Lutheraner, Calviniſten und Pietiſten abgewieſen werden, die Thatſache ſelbſt aber aus Schrift und Tradition klargeſtellt wird. Dann folgt die Erörterung über die Natur der Inſpiration, ihre Ausdehnung und Grenzen. Wir wollen den Wortlaut beider hierauf bezüglichen Theſen hierher ſetzen; man wird daraus am leichteſten erſehen, wie der Fragepunkt fixirt und der Begriff der Inſpiration negativ und poſitiv beſtimmt wird: Quemadmodum superfluum in inspirationis notionem elementum inducunt qui eam cum revelatione confundunt, ita e contra inadaequa-

Digitized by Google

tum ejus conceptum sibi fingunt, qui eam in adsistentia tantum, uti vocant, negativa, aut etiam in subsequenti Spiritus sancti testimonio consistere opinantur: divina enim s. Scripturae inspiratio actualem Spiritus sancti in intellectum et voluntatem Scriptoris influxum et positivam supernaturalem operationem involvit, qua fit, ut Agiographus, quamvis res scribendas aliunde compertas habeat, ea tamen omnia et sola scribat quae Deus vult. Die weitere Begründung und Entwickelung der Theſe folgt dann S. 103—108. Die Theſe über Umfang und Grenzen der Inſpiration lautet: Divina SS. Scripturarum inspiratio non est coarctanda ad solas partes dogmaticas vel cum dogmate conjunctas, sed ad omnes et singulas partes extendenda, ita tamen, ut solae res, sententiae et conceptus a Spiritu S. repetendi sint, verba autem ac forma sermonis, quo haec expressa sunt, ingenio Scriptoris fuerint relicta (S. 108—115). Die Ausführung ſelbſt bekundet den ſcharfen Denker, gewandten Dialektiker und umſichtigen Theologen; aber nach der im geſchichtlichen Theile (beſonders S. 21 u. f.) gegebenen Darſtellung muß man ſich wundern, wie S. 105 dem Leſſius einfachhin die Meinung zugeſchrieben wird, als reiche zum Begriff der Inſpiration das testimonium subsequens des heiligen Geiſtes hin. Die eigene Erzählung des Verfaſſers von dem ganzen Hergange und den von Leſſius abgegebenen Erklärungen widerlegt dieſe Aufſtellung[1]. Für den Glauben an die Inſpiration bei den Juden hat Philo allerdings ſchönklingende Stellen; allein es iſt zu beachten, daß Philo den Inſpirationsbegriff ſehr weit faßt und ſich ſelbſt auch mehrmals für inſpirirt ausgibt. Der Herr Verfaſſer verficht die Anſicht, daß die Apoſtel vi muneris ſowohl im Predigen als im Schreiben ſtets inſpirirt waren (S. 76). Doch ſcheint uns ſeine Beweisführung hier in mehrfacher Hinſicht mangelhaft.

Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes bringt die Geſchichte des Kanons. Ausführlich wird über die Thätigkeit des Esdras gehandelt und ihm auch die Einführung der Quadratſchrift zugetheilt; letzteres aber iſt ſicher nach den von Kaulen z. B. gegebenen Belegen (S. 52. 53) unrichtig. Hier wie auch ſonſt ein paar Mal vermißt man bei Ubaldi die Angabe und Benützung der neueren und neueſten Literatur. Daß er die deuterokanoniſchen Schriften des alten Teſtamentes ſelbſt nicht einmal bei den alexandriniſchen Juden als heilige Schrift will angeſehen ſein laſſen, wundert uns um ſo mehr, da er doch für den apoſtoliſchen Gebrauch derſelben und die Thatſache ihrer Anerkennung als heilige Schrift gerade auf den Umſtand mehrmals großes Gewicht legt und ihn als Beweis verwerthet, daß die griechiſche Überſetzung ſtets dieſe Bücher hatte und zwar mitten unter den protokanoniſchen (vgl. S. 202. 203. 217. 251. 370. 374); wenn dieſer Umſtand für den Glauben des erſten chriſtlichen Jahrhunderts beweiſt, ſo iſt er ebenſo beweiskräftig für die alexandriniſchen Juden. Und obendrein ſchließt er auch aus 2 Tim. 3, 15—17: quia ab infantia sacras litteras nosti . . . omnis scriptura divi-

[1] Wie wir hören, ſoll bald eine von Meiſterhand geſchriebene Arbeit erſcheinen, welche Leſſius aus deſſen ungedruckten Briefen vertheidigen wird. A. d. R.

Digitized by Google

nitus inspirata . . ., daß hier nur von der heiligen Schrift, wie ſie in der griechiſchen Überſetzung vorlag, die Rede ſei. Und dieſe Praxis des Timotheus ſammt dem Urtheile des Paulus ſoll nichts beweiſen für den ſchon vorhandenen Glauben der Helleniſten?

Noch mehr, es ſind hinlängliche Spuren vorhanden, daß die deuterokanoniſchen Bücher ſelbſt bei den paläſtinenſiſchen Juden im Anſehen waren. Daß das Zeugniß des Joſephus nicht dagegen iſt (c. Ap. I, 8), wird Ubaldi ſelbſt nach dem, was er S. 408 u. 425 ſagt, nicht in Abrede ſtellen, indem er mit Recht an dieſer Stelle einräumt, es ſeien rationes sat graves da zu glauben, daß Joſephus den alten und allgemeinen Glauben der Juden in Betreff der heiligen Schriften nicht legitime et accurate auseinandergeſetzt habe. Ganz gut und treffend werden dann dieſe Gründe entwickelt; Joſephus erſcheint in der That vom engherzigen Phariſäismus ſchon bedenklich angeſteckt. Freilich widerlegt dadurch Ubaldi ſeinen eigenen Hauptbeweis gegen die Annahme eines alexandriniſchen Kanons mit Einſchluß der deuterokanoniſchen Bücher. Die Spuren der Anerkennung dieſer auch bei den Juden ſehe man bei Kaulen (S. 19); einzelne bringt S. 409 auch Ubaldi; dazu gehört auch die durch den Fund Neubauers in Oxford erwieſene Thatſache, daß das Buch Tobias früher bei den Juden exiſtirte und erſt in ſpäteren Handſchriften der Commentare zur Geneſis[1] ausgelaſſen wurde (vgl. Innsbr. theol. Z. 1878, S. 216).

In der Geſchichte des Kanons macht bekanntlich der hl. Hieronymus mit verſchiedenen Äußerungen Schwierigkeiten, ebenſo einige der hervorragendſten Kirchenväter, die einen lückenhaften Kanon aufſtellen. Im Allgemeinen legt Ubaldi das Material auch hier gut und vollſtändig vor. Aber unrichtig iſt es, wenn er behauptet, Hieronymus habe im prologus galeatus gar nicht den kirchlichen Kanon aufſtellen wollen, ſondern nur den bei den Juden üblichen. Das widerlegt ſich ſchon durch den Hinweis, daß Hieronymus unter den Büchern, die nicht zum Kanon gehörten, an der beregten Stelle auch den Pastor nennt; alſo kann er unmöglich bloß den jüdiſchen Kanon im Auge haben. Ebenſo dürfte die Behauptung zu weit gehen, daß die angeführten Kirchenväter non tam de intrinseca et absoluta librorum auctoritate, sed potius de extrinseca et relativa ſprächen. Es iſt einfachhin bei Manchen ein Schwanken, eine Verdunkelung des dogmatiſchen Bewußtſeins und ein Widerſtreit zwiſchen Theorie und Praxis zuzugeben.

An die Geſchichte des Kanons reihen ſich die Ausführungen an über die in der heiligen Schrift erwähnten und verlorenen Bücher und die Apokryphen. Die Bedeutung der letzteren wird gut erörtert.

Der dritte Theil, die critica verbalis, bringt zuerſt nach Auseinanderſetzung der Begriffe eine eingehende Geſchichte der Kritik des hebräiſchen und griechiſchen Textes (neues Teſtament) — ſodann, um den Leſer ſelbſt in das Geſchäft der Kritik einzuführen, die Beſprechung der vorhandenen kritiſchen Hilfsmittel: der Codices, der beſten Ausgaben, der Überſetzungen. Die Be-

[1] Des Midraſch Bereſchith Rabba.

Digitized by

ſchreibung der hauptſächlichſten griechiſchen Codices verdient beſondere Erwähnung; ebenſo die ausführliche Darlegung der Theorie und der Grundſätze, die bei der Kritik maßgebend ſein müſſen (S. 552—566. 610—626). Als Beiſpiele zur Anwendung der gegebenen Normen werden noch beſonders durchgeſprochen Joſ. 21, 36. 37. Gen. 49, 10, und Pſ. 22, 17. In Gen. 49, 10 entſcheidet ſich der Verfaſſer für die Leſeart שִׁלֹה (schello); doch ſind manche ſeiner Gründe bereits in der ausführlichen Abhandlung von Dr. L. Reinke (die Weiſſagung Jakobs S. 96 u. f.) widerlegt.

Dem zweiten Bande ſind als werthvolle Beigaben angehängt: 1) Monumenta quaedam archaeologiae christianae pro Canone Scripturarum, Darſtellungen der erſten Jahrhunderte, die den Inhalt deuterokanoniſcher Bücher zum Gegenſtande haben;

2) einige Facſimile's von Codices: ſo ex Cod. Odessae, Hoseas 10, 3—9 (hebräiſch); ex Cod. Sinaitico, Joh. 1, 1—6; ex Cod. Alex., Joh. 1, 1—10; ex Cod. C. Ephr. rescript., I Tim. 3, 9—13; ex Cod. B. Vatic. Joh. 1, 1—13; ex Cod. Urbino-Vatic. n. 2, Joh. 1, 1—3; ex Cod. Crypto-ferrat. (saec. XI), Joh. 1, 1—7.

Soll Referent das Geſammturtheil zuſammenfaſſen, wie es ſich ihm bei Lectüre des angezeigten Werkes aufdrängte, ſo geht es dahin, daß hier eine gründliche, ausführliche, allſeitige und anregende Einleitung in das Studium der heiligen Schrift geboten iſt.

J. Kn.

S. Thomae Aquinatis, Doct. Angel., Ord. Praed., Summae de veritate catholicae fidei contra gentiles, quae supersunt ex codice autographo, qui in bibliotheca Vaticana asservatur, cetera vero ex probatissimis codd. et editionibus, cura et studio *Petri Antonii Uccellii* edita. Prachtausgabe in gr. 4°. LI, 651 u. 40 S. Romae, ex typographia polyglotta S. C. de propag. fide, 1878. Preis: *M.* 22.50.

In Vorſtehendem geben wir den vollſtändigen Titel einer römiſchen Publication erſten Ranges, welche merkwürdigerweiſe bis heute in Deutſchland faſt ganz unbeachtet geblieben iſt.

Aus allen Werken des hl. Thomas von Aquin ſind es vorzüglich zwei, welche von jeher Gegenſtand ſtaunender Bewunderung für alle chriſtlichen Denker waren: die Summa theologica und die Summa contra gentiles. In der erſten hat der heilige Lehrer alle Heilswahrheiten des Chriſtenthums zu einem wundervoll einheitlichen Baue für den Gebrauch der Schulen[1] zuſammengeſtellt. In der Summa contra gentiles wird das Nämliche geleiſtet, aber zu einem andern Zweck. Der hl. Thomas verfaßte dieſelbe auf Anregung des Papſtes Urban IV. und des hl. Raymund von Pennaforte zunächſt

[1] In dem Prologus heißt es: Propositum nostrae intentionis in hoc opere est, ea, quae ad christianam religionem pertinent, eo modo tradere, secundum quod congruit ad eruditionem incipientium.

Digitized by Google

zum Gebrauche jener Geiſtlichen, welche in Spanien mit der Bekämpfung mauriſcher Irrthümer beſchäftigt waren. Weit über dieſen nächſten Zweck hinaus hat aber der heilige Lehrer in der Summa contra gentiles einen die ganze Welt umfaſſenden Grundriß der chriſtlichen Wahrheit geliefert, welcher den Büchern des hl. Auguſtinus De civitate Dei mit Recht an die Seite geſtellt wird. Gerade im Hinblick auf dieſe Summa heißt es im kirchlichen Feſtofficium vom hl. Thomas:

Plus quam doctores ceteri
Purgans dogma gentilium [1].

Ja, ſehr vielen Kennern der thomiſtiſchen Lehre galt die Summa contra gentiles als das eigentliche Meiſterwerk des großen Denkers [2]. Das Werk iſt in zahlreichen alten Manuſcripten auf uns gekommen; es befinden ſich ihrer 14 in Paris und wenigſtens 8 in Rom. Auch fehlt es nicht an verſchiedenen mit gediegenem Fleiße beſorgten Ausgaben. Unter letzteren iſt beſonders diejenige hervorzuheben, welche im Jahre 1570 auf Veranlaſſung des heiligen Papſtes Pius V. veranſtaltet wurde.

Außerdem iſt aber auch das Autograph, angefertigt von der Hand des Engels der Schule, bis auf unſere Zeit erhalten worden [3]. Der Heilige hat dasſelbe, wie es ſcheint, zu Neapel zurückgelaſſen, als er auf Befehl Gregor' X. ſich zum zweiten Lyoner Concil begab. Von Neapel gelangte die Original-Handſchrift im Jahre 1354 nach Bergamo. Dort wurde ſie bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als koſtbare Reliquie verehrt. Als dann in Folge der franzöſiſchen Revolution auch über Italien verheerende Stürme hereinbrachen, glaubte ein Kloſterbruder den koſtbaren Schatz dadurch dem allgemeinen Ruine entreißen zu können, daß er denſelben vorläufig in ſeinen Privatbeſitz nahm. Der Bruder ſtarb aber bald, und ſeine Verwandten und Erben riſſen das Buch behufs gleichmäßiger Theilung auseinander. Als ſie nicht lange nachher in große Geldverlegenheit geriethen, wußten ſie nichts Beſſeres zu thun, als die Theile wieder zuſammenzufügen und das Ganze in einem Lombard zu verſetzen. Bei dieſer Gelegenheit (im Jahre 1819) ge-

---

[1] Im Hymnus zur Matutine im Brevier der Dominicaner.

[2] So ſagt u. A. Fr. de Silveſtris von Ferrara: „Quamvis multa solertissime (S. Thomas) disputaverit, quibus ipsis etiam scientiarum autoribus praestat, in istis ipsis tamen libris, quos adversus gentilium errores inscripsit, seipsum quodam modo visus est superasse. Proh Deum immortalem! quid christianae rei publicae, quid nostrae fidei, quid humanae divinaeque philosophiae splendidius, luculentius utiliusve offerri potuit?“ (in dem Widmungsſchreiben an Clemens VII.).

[3] Zur Charakteriſtik dieſer Urſchrift erinnert Uccelli an die Worte Suetons (in Nerone c. 52): „Venere in manus meas pugillares libellique cum quibusdam notissimis versibus ipsius chirographo scriptis, ut facile appareret, non translatos aut dictante aliquo exceptos, sed plane quasi a cogitante atque generante exaratos, ita multa et deleta et inducta et superscripta inerant.“

Digitized by Google

langte das Kleinod in den Besitz eines braven, in der Nähe von Bergamo wohnenden Juristen, eines ausgezeichneten Katholiken, der erst vor wenigen Jahren gestorben ist. Dieß benutzte der Bischof von Bergamo, um die kostbare Urschrift um 10 000 Lire anzukaufen, und zwar in der Absicht, dem Papste Pius IX. damit Namens der ganzen Diöcese von Bergamo ein Geschenk zu machen [1].

Da die Schriftzüge des Autographs wegen ihrer Undeutlichkeit Jedem fast unleserlich vorkommen mußten, so hat sich bis vor wenigen Jahren Niemand gefunden, der den Muth gehabt hätte, eine Entzifferung desselben im Interesse der Wissenschaft zu versuchen. Der römische Gelehrte Uccelli ist der erste, welcher diese äußerst schwierige Arbeit unternahm und mit einer fast beispiellosen Energie zu Ende führte. Dank der Arbeit dieses berühmten Forschers ist es uns vergönnt, den Text der Summa sozusagen unter den Händen des großen Meisters allmählich entstehen zu sehen. Wir haben hier das Concept mit seinen zahlreichen Zusätzen, Verbesserungen, Auslassungen, Abkürzungen, Erweiterungen vor uns; alles Dinge, welche den Sinn des Textes besser zu erläutern im Stande sind, als es der beste Commentar vermag. Es ist das ein „Commentar" zur Summa, geschrieben von der Hand des hl. Thomas selber. Allerdings konnten wir nirgends entdecken, daß der Sinn des herkömmlichen Textes durch die Mittheilungen aus dem Autograph eine wesentlich andere Färbung erhalten hätte. Dagegen tritt an sehr vielen Stellen der Sinn des Textes viel schärfer und klarer hervor.

Leider ist der Originalcodex nicht vollständig. Nicht nur, daß der Cardinal-Erzbischof Friedrich Borromäus von Mailand bei der Stiftung der Ambrosianischen Bibliothek (im Jahre 1640) ein Blatt zum Geschenke erhielt, es sind auch außerdem einzelne Blätter auf unbekannte Weise abhanden gekommen. Diese im Ganzen nicht erheblichen Lücken hat der Herausgeber dadurch weniger fühlbar gemacht, daß er uns an den betreffenden Stellen eine sorgfältige Zusammenstellung sämmtlicher Varianten der Pariser Codices lieferte.

Dem ganzen Werke sind die von Godefridus de Fontibus verfaßten Scholia zur Summa beigefügt. Diese Scholien bilden überhaupt den ersten wirklichen Commentar, welcher zur Summa c. gentiles geschrieben worden; sie bieten überdieß sehr interessante Beiträge zur Beurtheilung der damals in der theologischen Wissenschaft herrschenden Strömungen.

Mgr. Uccelli hat bereits im Jahre 1857 bei der Herstellung der Migne'schen Ausgabe den genannten Originaltext verwerthet. Indessen ist die Migne'sche Ausgabe ohne Uccelli's Schuld mit nicht geringen Mängeln behaftet. Alle Verehrer des hl. Thomas werden es daher dem berühmten römischen Gelehrten Dank wissen, daß er in vorliegender Ausgabe ein Werk

---

[1] In dem Dankschreiben des heiligen Vaters (28. Dec. 1876) heißt es: „Vobis igitur, qui Summae contra Gentiles autographum Nobis obtulistis, vix est, ut significare valeamus gratos animi Nostri sensus, ac testari, quanta voluptate pretiosissimo hoc cimelio auctam videamus almam hanc Urbem Nostram."

Digitized by Google

geliefert hat, welches nach keiner Seite hin, weder was innere Einrichtung und Ordnung, noch was äußere Ausſtattung und Ausführung betrifft, etwas zu wünſchen übrig läßt.

T. Peſch S. J.

De justitia secundum doctrinam theologicam et principia juris recentioris, speciatim vero Neerlandici, auctore *P. H. Marres*, in seminario Ruraemundensi S. Theol. Prof. gr. 8°. 447 S. Ruraemundae, J. J. Romen; Lipsiae, Kittler. Preis: *M.* 5.80.

Vorliegendes Werk bildet den erſten Theil einer größeren Arbeit De justitia und zerfällt in zwei Bücher: De jure in re und De injuria et restitutione. Obwohl es auf das in Holland geltende Recht beſondere Rückſicht nimmt, beſitzt dasſelbe doch allgemeinen Werth und verdient darum auch in einer deutſchen Zeitſchrift beſprochen und empfohlen zu werden.

Der erſte Vorzug des Werkes iſt die Vollſtändigkeit, deren ſich der Verfaſſer in einer Weiſe beſtrebt, welche die für ein Lehrbuch nothwendige Bündigkeit nicht beeinträchtigt. So handelt er im erſten Buch vom Eigenthum, von dem Beſitz und der Nutznießung, den Servituten, der Erbpacht, den Renten und den Zehnten. Beim Eigenthumsrecht erörtert er zuerſt Begriff, Eintheilung und Gegenſtand desſelben, verbreitet ſich dann über die einzelnen Perſonen, phyſiſche und moraliſche, kirchliche und weltliche, welche deſſen Träger ſein können, endlich über die verſchiedenen Arten, dasſelbe zu erwerben. Mit gleicher Vollſtändigkeit handelt er über die anderen Rechte, und im zweiten Buch über Unrecht und Reſtitutionspflicht, ohne etwas, das von Bedeutung für den Seelſorger wäre, zu übergehen.

Andere Vorzüge des Buches ſind Klarheit und Solidität. Der Verfaſſer ſchließt ſich an die claſſiſchen Werke Leſſius', Molina's, Lugo's und der Salmaticenſer über denſelben Gegenſtand an und berückſichtigt auch die neueren franzöſiſchen wie deutſchen Autoren, vor Allem natürlich den großen Kirchenlehrer, den hl. Alphons, indem er in dieſer Weiſe, gleich dem Hausvater des Evangeliums, aus dem Schatze ſeines Wiſſens „Altes und Neues" hervorreicht. Er hütet ſich aber, den Gang ſeiner Erörterungen durch einen Ballaſt von Citaten zu beſchweren, was der Klarheit und Überſichtlichkeit Abbruch gethan hätte. Um den praktiſchen Werth ſeines Buches zu erhöhen, ſind überall Anmerkungen und Nutzanwendungen für den Seelſorger eingeſtreut, welche als Wegweiſer in einem der ſchwierigſten Punkte der Paſtoral dienen können.

Da der Verfaſſer bemüht war, überall der sententia communis theologorum zu folgen, ſo ſtimmen wir im Allgemeinen ſeiner Doctrin bei. Im Einzelnen ſeine Behauptungen hier prüfen zu wollen, würde zu weit führen; doch ſei uns geſtattet, auf einen Punkt einzugehen, nämlich auf die Frage, ob man kraft der Rechtspflicht im ſtrengſten Sinne des Wortes (ex justitia commutativa) zum Militärdienſt und Bezahlen der Steuern verbunden ſei, ſo zwar, daß eine Verletzung dieſer Obliegenheit zum Schadenerſatz verpflichte. Der Verfaſſer bejaht dieſe Frage. Was ihn hinſichtlich der Steuern am meiſten zu dieſer Entſcheidung gedrängt hat, ſcheint die „sententia communissima"

Digitized by Google

der älteren Theologen zu ſein. Mit letzteren ſchränkt auch er ſeine Anſicht ſo ein, daß wenig Unterſchied zwiſchen derſelben und der entgegengeſetzten Meinung für die Praxis beſtehen bleibt. Ob nun aber jene Anſicht die sententia communissima, welche uns gleicherweiſe als Norm gilt, wirklich iſt, muß bezweifelt werden; einen Grund dieſes Bedenkens berührt der Verfaſſer ſelbſt; denn er ſtimmt darin Ballerini bei, daß man nicht ohne Weiteres die Meinungen der Alten über ihre damaligen, jetzt antiquirten Steuergeſetze auf die heutigen Verhältniſſe übertragen könnte. Indeß glaubt er, daß letztere noch einen weit kräftigeren Grund für die Behauptung der ſtrengen Rechtspflicht darböten. Das ſcheint uns nicht richtig zu ſein, und wir tragen deßhalb kein Bedenken, die jetzt faſt allgemein in Deutſchland geltende und von Pruner, Simar, Schwane und Ballerini vertheidigte Anſicht anzunehmen, daß man nicht kraft einer Rechtspflicht im ſtrengſten Sinne des Wortes (ex justitia commutativa), ſondern nur kraft des den Geſetzen und der Obrigkeit ſchuldigen Gehorſams (ex justitia legali) zum Steuerzahlen verpflichtet ſei.

Doch hören wir jetzt, was der Verfaſſer für ſeine Anſicht anführt; er fußt darauf, daß das Volk in den conſtitutionellen Staaten kraft eines ſtillſchweigenden Vertrages ſich verbindet, Steuern zu bezahlen: Hanc obligationem ex tacito contractu natam esse multo majore certitudine in jure recentiore quam in jure antiquo, ubi theologi jam communissima sententia illud docebant, ostenditur, idque propter partes, quae secundum pactum fundamentale in publicis expensis decernendis populo obveniunt. Etenim qui mandat, ut expensae pro se ab alio fiant, ex justitia stricte dicta mandatas a se expensas solvere debet, et eo quidem modo, quo conventum fuerit. Atqui ex pacto fundamentali legis latorum coetus per legem a rege approbatam quotannis decernit, quaenam expensae publice faciendae sint, atque insuper quomodo pecunia pro his impensis requisita ex tributis comparari possit; legislatores autem ipsi hanc legem condunt ex mandato speciali sibi in hunc finem a populo dato. . . . Ergo etiam populus ex tacito contractu et proinde ex stricta justitia tributa solvere debet. Wir führen gegen dieſen Beweis das an, was der Verfaſſer in demſelben zugibt, daß die geſetzgebenden Kammern im Verein mit dem König kraft eines Geſetzes die Steuern auflegen. Die Geſetzgebung iſt nämlich der erhabenſte Ausfluß der obrigkeitlichen Gewalt. Alſo in jenem Beſchluſſe ſind es nicht die Unterthanen, die ſich bereit erklären, der Obrigkeit Geld für die Staatsbedürfniſſe zu geben, ſondern die Obrigkeit iſt es, welche kraft ihrer höchſten Gewalt den Unterthanen dieſe Laſten vorſchreibt. Der formale Rechtsgrund der Steuern iſt alſo nicht die Zuſtimmung des Volkes, ſondern der obrigkeitliche Wille, der da „den Bürgern befiehlt, was ſie zum allgemeinen Beſten thun ſollen", und den die Bürger „kraft des Gehorſams" erfüllen müſſen. Das begründet nun, wie der Verfaſſer ſelbſt in der Einleitung ſagt (S. 17), gerade die justitia legalis. Daß die Deputirten durch ein Mandat des Volkes in ihr Amt eintreten, verſchlägt wenig; es kommt nicht darauf an, auf welche Weiſe Einer zur Ausübung der geſetzgeberiſchen Gewalt gelangt, ob durch Geburt, wie in der abſoluten Monarchie

Digitized by Google

und der Aristokratie, oder durch ein Mandat des Volkes, wie in der Demokratie und der constitutionellen Monarchie, sondern ob das, was er thut, ein Akt der obrigkeitlichen Gewalt ist, und das kann man von der Gesetzgebung, kraft welcher die Steuern auferlegt werden, nicht läugnen. Ebenso wenig verschlägt, daß die Steuern kraft einer Civilklage eingetrieben werden können, was der Verfasser als zweiten Grund für seine Behauptung anführt. Er selbst hat ja in der Einleitung gesagt, daß die Frage, ob die Klage eine Verpflichtung ex stricta justitia oder bloß eine ex legali justitia begründet, nach der Natur des Gesetzes, worauf dieselbe fußt, beurtheilt werden muß. Deßhalb behauptet er eben dort, daß die Verpflichtung der Kinder gegen die Eltern nur die einer legalis justitia sei, mag sie auch durch eine Civilklage unterstützt werden. Wenn nun schon das Steuerzahlen nicht eine Rechtspflicht im strengsten Sinne des Wortes ist, so gilt dieses noch viel mehr vom Kriegsdienst. Für die strenge Rechtspflicht desselben wird man auch schwerlich ältere Theologen anführen können. Wenn aber der Verfasser sich besonders auf die bei der Conscription in manchen Ländern herrschende Loosung beruft und in derselben einen contractus aleatorius sieht, so kann man dagegen geltend machen, daß diesem Contract die allerwesentlichste Bedingung der Verträge, die Freiheit, fehlt. Ob und inwiefern man trotz alledem betreffs der Steuerzahlung und Conscription durch ungerechte Beschädigung von Privaten zum Schadenersatz verpflichtet werde, sind Fragen, deren Untersuchung uns zu weit abführen würde.

Doch genug; denn ich bin nicht gewillt, den Werth des vortrefflichen Buches durch kritisirende Bemerkungen zu bemängeln und in solchen zweifelhaften Fragen es irgend Einem zu verwehren oder übel zu vermerken, daß er eine andere Ansicht hat, als meine Wenigkeit. Und somit empfehlen wir auch trotz jener kleinen, mehr in der Theorie als Praxis bestehenden Differenz das Werk des holländischen Gelehrten unseren deutschen Lesern.

G. Schneemann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Christlich-sociale Blätter. Katholisch-sociales Central-Organ. Redigirt von A. Bongartz. Preis halbjährlich durch die Post: *M.* 3.

Diese Blätter sind, seitdem leider die Amberg'sche „Sociale Frage im Lichte des Christenthums" eingegangen ist, das einzige katholische Organ im deutschen Reiche, welches diesen brennendsten Punkt der Gegenwart behandelt. Wenn auch unsere katholische Tagespresse manches Gute zugleich über unsere gesellschaftlichen Nothstände bringt, so ist doch eine eingehendere Kenntnißnahme von den Mitteln zur gesellschaftlichen Heilung jedem Gebildeten anzurathen. Für diesen Zweck empfehlen wir die zu

Digitized by

Neuß erscheinenden „Christlich-socialen Blätter", die in vierzehntägigen Lieferungen von je zwei Druckbogen gr. 8° eine reiche Auswahl des Guten aus der Feder der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands über die Social-Wissenschaften und die Erscheinungen und Bewegungen des socialen Lebens in Deutschland und den übrigen europäischen Ländern bringen. Die einzelnen Artikel sind, wenngleich auf guten Studien beruhend, doch in so faßlicher Sprache geschrieben, daß sie vom Gelehrten mit Genuß gelesen und auch von dem Manne mittlerer Bildung leicht verstanden werden.

Österreichische Monatsschrift für Gesellschaftswissenschaft und Volkswirthschaft. Wien, bei Kirsch. Monatlich 1 Heft von 3 Bogen. Abonnementspreis ganzjährig: *M.* 12 = 6 Gulden.

Wir empfehlen auf's Wärmste auch vorstehende Zeitschrift, welche gleich den „Christlich-socialen Blättern" mit großem Geschick bestrebt ist, jene Frage in dem einzig wahren und darum auch einzig wirksamen christkatholischen Sinne zu behandeln. Nach ihrem Programm will diese Monatsschrift die Grundlagen des Gesellschaftslebens wissenschaftlich erörtern, über das sociale und wirthschaftliche Leben der Vergangenheit und Gegenwart berichten, die jetzigen Zustände kritisch beleuchten und Mittel zu deren Besserung vorschlagen, die bezüglichen liberalen und socialdemocratischen Irrlehren widerlegen und endlich einen Überblick über die einschlägige Literatur geben. Wahrlich, die Zeitschrift hat sich eine hohe Aufgabe gestellt; um so mehr hat es uns gefreut, zu sehen, wie frisch und energisch sie diesem hohen Ziele entgegenstrebt. Insbesondere ist zu loben, daß sie sich von der Einseitigkeit mancher Socialpolitiker fernhält, welche fast ausschließlich sich mit den Nöthen und Gefahren der Fabrikarbeiter beschäftigen und andere gleichwichtige Fragen, vorzüglich die agrarische, allzusehr vernachlässigen. So zeichnet sich die Zeitschrift durch große Mannigfaltigkeit aus, die alte und neue Zeit, die alte und neue Welt in ihren Bereich ziehend. Daß sie auch den Liberalismus bekämpft, billigen wir. Freilich ist der Liberalismus nicht die Quelle aller Übel in Österreich. Finanznoth und bureaukratische Allregiererei sind dort alten Datums. Manches folgt mit Nothwendigkeit aus der veränderten Weltlage, Anderes begleitet überall die menschliche Schwäche und Bosheit. Und die Hauptmacht zur Bekämpfung der socialen Schäden, die Kirche, genießt durchaus nicht jene Freiheit, welcher sie zur Erfüllung ihrer großen Aufgabe bedarf.

Zwischen der Schulbank und der Kaserne. Wegweiser für die Jugend. Von Alban Stolz. 12°. 28 S. Freiburg i. B., Herder, 1879. Preis: 50 *Pf.*

Der Zweck der wenigen Blätter ist, die unerfahrene Jugend vor den großen Gefahren ihres Alters zu warnen und ihr die geeigneten Schutzmittel an die Hand zu geben. Daß der hochw. Herr Verfasser diese Aufgabe in meisterhafter Weise gelöst habe, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Das dünne Heftchen ist offenbar für die größte Massenverbreitung bestimmt. Das Beste wäre, wenn man alle aus der Pfarrschule abgehenden Knaben mit diesem „Wegweiser" ausrüsten könnte, auf daß sie bei ihm wieder und wieder sich Raths erholten, bis sie die gefahrvollen Jahre des Jünglingsalters ohne Unfall zurückgelegt.

Digitized by Google

Miscellen.

Eine alt-irische Marienlitanei, welche Herr Eugen O'Curry, Professor der celtischen Sprache an der katholischen Universität zu Dublin, schon Anfangs der sechziger Jahre der Vergessenheit entrissen hat und welche Pius IX. am 5. Sept. 1862 durch einen Ablaß von 100 Tagen allen Gläubigen anempfahl, wurde damals außerhalb Irlands wenig bekannt. Sie ist jetzt abermals neu herausgegeben (M. H. Gill & Son. Dublin 1879) und verdient, als altehrwürdiges Document der Marienverehrung früherer Jahrhunderte, wie auch als schöner Ausdruck dieser Andacht in sich, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Sie lautet:

„Große Maria. Maria, größte unter den Marien. Größte unter den Frauen. Königin der Engel. Herrin der Himmel. Weib voll der Gnade des heiligen Geistes. Selige und Seligste. Mutter der ewigen Glorie. Mutter der himmlischen und irdischen Kirche. Mutter der Liebe und Milde. Mutter des goldenen Lichtes. Zier des Himmels. Vorbotin des Friedens. Thür des Himmels. Goldener Schrein. Thron der Liebe und Barmherzigkeit. Heiligthum der Gottheit. Zierde der Jungfrauen. Herrin der Stämme. Quell der Gärten. Läuterung von Sünden. Abwaschung der Seelen. Mutter der Waisen. Amme der Säuglinge. Zuflucht der Unglücklichen. Meeresstern. Magd Gottes. Mutter Christi. Sitz der Gottheit. Schön wie eine Taube. Hold wie der Mond. Glänzend wie die Sonne. Austilgung der Schmach Eva's. Wiederherstellung des Lebens. Vollkommenheit der Frauen. Erste unter den Jungfrauen. Verschlossener Garten. Versiegelter Quell. Mutter Gottes. Ewige Jungfrau. Heilige Jungfrau. Kluge Jungfrau. Gnädige Jungfrau. Keusche Jungfrau. Tempel des lebendigen Gottes. Thron des ewigen Königs. Wohnung des heiligen Geistes. Jungfrau aus der Wurzel Jesse's. Ceder des Libanon. Cypresse des Berges Sion. Purpurrose des Landes Jakob. Fruchtbar wie der Ölbaum. Blühend wie die Palme. Erhabene Gebärerin. Licht von Nazareth. Ruhm Jerusalems. Zierde der Welt. Edelste im christlichen Volke. Königin des Lebens. Himmelsleiter."

Die Litanei fand sich mit noch anderen Stücken ähnlichen Inhalts in einem Codex der königl. irischen Akademie, welcher früher unter dem Namen Leabhar Mor Duna Doighre (das große Buch von Duna Doighre), auch als Buch von Clonsost oder Clonsast bekannt war. Sie rührt nach der Ansicht Professor O'Curry's aus der Mitte des achten Jahrhunderts her und war wahrscheinlich im Kloster des hl. Berchan zu Clonsost in Übung, welcher Heilige im Martyrologium von Donegal mit den hl. Columcille, Moling und Brennan von Birr zu den vier Propheten Irlands gezählt wird.

Digitized by Google

Der hl. Johannes von Nepomuk.

Geſchichte und Geſchichtsbaumeiſterei.

Der 21. October 1866 und die darauf folgende Woche waren Freudentage für Böhmen, weil damals der Reliquienſchrein des heiligen Johannes von Nepomuk, der kurz vor der Schlacht von Königgrätz nach Salzburg geflüchtet wurde, wiederum in Prag ankam. Zahllos waren die Pilgerſchaaren, die zur Verehrung des Nationalheiligen Böhmens herbeiſtrömten, und groß war der Jubel des Volkes. Das jedoch ſcheint dem Geſchmack mancher Leute nicht behagt zu haben, jener nämlich, die ſich darüber grämen, wenn das katholiſche Volk eine Freude hat. Seither hat ſich nämlich die negative Kritik mit größerem Ingrimm als zuvor auf den hl. Johannes von Nepomuk geworfen, um ihm den Heiligenſchein zu entreißen, ſein Martyrium, beſonders aber das Motiv desſelben, die Bewahrung des Beichtgeheimniſſes, zu läugnen, ja ſogar ſeine Exiſtenz zu beſtreiten, indem „der apoſtoliſche Stuhl einen Mann, deſſen Daſein ganz unerweislich iſt, heilig geſprochen hat“. Das Ganze beruht auf Trug der Prager Domgeiſtlichkeit und auf Verlogenheit der Jeſuiten. — Ein Meiſter ſolcher Kritik hat ſich in der Sybel'ſchen hiſtoriſchen Zeitſchrift (Jahrg. 1872, Bd. 27, S. 225) niedergelaſſen, und dort mit einem großen Aufwand von Sophiſtik und mit jener vornehmen ſtolzen Gelehrtthuerei, wie ſie den Nationalliberalen geläufig iſt, den hl. Johannes von Nepomuk zu vernichten geſucht.

Nach den Behauptungen dieſes Aufſatzes findet man die erſten geſchichtlichen Meldungen über den hl. Johannes nicht vor 1471, und die erſten noch ſchwachen Spuren einer berechnenden Taktik, demſelben die Heiligenverehrung zu verſchaffen, zeigen ſich in den Hymnen eines Braitenberg 1602. Bald bemächtigten ſich die Jeſuiten der Sache, Miräus, Ferus, Tanner, Krüger. Die Hauptſchwindler in der Angelegenheit ſind aber der Prager Domherr Dlauhowesky von Longavilla und der Jeſuit

Digitized by Google

Balbinus, der sein reiches Talent dieser schlechten Sache widmete. Beide zusammen haben ein Leben des Heiligen verfaßt, welches zuerst 1680 in dem Bollandistenwerke erschien, zusammengesetzt aus lauter Hirngespinnst und theilweise bewußtem Trug. Fast gleichzeitig wurde seit 1675 die Heiligsprechung durch das Prager Domkapitel in Rom angeregt, zuerst ohne Erfolg. Aber es wurde weiter gedichtet und „gelogen"; es gelang, mittelst dieser trüben Mittel glauben zu machen, der Cult des Heiligen sei uralten Datums; der künstlich erarbeitete Enthusiasmus des Volkes, welcher sich in zahlreichen Processionen kundgab, unterstützte diesen Glauben. Der Proceß wurde später wieder aufgenommen, besonders seit 1715, und auf Grund des Balbin'schen Machwerks erfolgte endlich am 19. März 1729 die Heiligsprechung.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Legende manches Unhaltbare enthält, daß Balbin leichtfertig zu Werke gegangen ist (obwohl von absichtlichen Lügen, wie der Verfasser des obigen Artikels liebevoll sich ausdrückt, nicht die Rede sein kann), und es ist ebenfalls nicht zu bestreiten, daß auch in die Canonisations-Bulle einzelne unrichtige historische Nebenpunkte eingeflossen sind. Die wesentliche Frage jedoch, auf die es allein ankommt: ob nämlich eine stetige Verehrung des Heiligen aus älterer Zeit nachgewiesen werden könne, ob sein Martertod und zwar wegen des bewahrten Beichtgeheimnisses, ob endlich Wunder erwiesen seien, hat noch keine nergelnde und mißgünstige Kritik mit Erfolg zu bestreiten vermocht. — Eine gründliche, klar und fleißig gearbeitete Schrift vom Herrn Domkapitular Anton Frind [1] hat gerade in Erörterung dieser Fragen ihr Hauptziel sich vorgesteckt und, wie uns scheint, ihre Aufgabe glücklich gelöst. Der Herr Verfasser scheint zwar den Aufsatz in Sybels Zeitschrift nicht zu kennen, wenigstens erwähnt er desselben nirgends; gleichwohl enthält seine Schrift eine genügende Beantwortung auf die gegen die genannten Hauptfragen daselbst erhobenen Schwierigkeiten.

Zunächst zeigt der Verfasser, daß der Johannes, auf den sich unsere Verehrung bezieht, derselbe ist, dessen Grab vor dem Altar des hl. Clemens im Dom zu Prag sich befindet und das mit einem eisernen Gitter umschlossen war. Dieses Grabes, dieses Gitters, dieses Johannes

---

[1] Der hl. Johannes von Nepomuk. Denkschrift zur Feier des dritten 50jährigen Jubiläums der Heiligsprechung. Prag 1879. 122 S. Der durch Wissenschaft und Tugend gleich ausgezeichnete Verfasser ist unterdessen Bischof von Leitmeritz geworden.

Digitized by Google

von Nepomuk geschieht schon in den Jahren 1416, 1450 (also lange vor 1471) in den amtlichen Verzeichnissen der Jahresgedächtnisse Erwähnung. Es ist derselbe Johannes, dessen Grab am 15. April 1719 untersucht, dessen Heiligsprechung 1729 erlangt wurde.

Obwohl über das Todesjahr des Johannes von Nepomuk verschiedene, aber nicht gleich werthvolle Angaben (1393, 1383) bestehen, so ist doch immer dieselbe Person gemeint: daher gab es nur Einen Martyrer Johannes von Nepomuk. In den zahlreichen noch vorhandenen öffentlichen Acten zwischen 1358 bis 1420, in den noch erhaltenen geistlichen Amtsbüchern jener Zeit ist immer nur von Einem Johannes von Nepomuk die Rede, und ein Canonicus dieses Namens findet sich darin nur von 1390 bis 1393. Andererseits wissen wir durch die Confirmationsbücher, daß gerade Johannes von Nepomuk am 26. August 1390 durch Austausch der Pfarrei von St. Gallus gegen das Archidiaconat von Saaz in das Prager Domkapitel gelangte. Ein anderer Johann licentiatus, der allerdings zwischen 1378 bis 1389 als Domherr genannt wird, darf nicht in Betracht kommen, weil sein Grab nicht vor dem heiligen Clemensaltar, sondern in der St.-Simon- und Judas-Kapelle sich befand, und weil sein Jahrgedächtniß auf den 12. Mai, das des Johannes von Nepomuk auf den 20. März fiel.

Dasselbe erhellt aus der Klageschrift, welche Johannes von Jenstein, Erzbischof von Prag (1379—1396), im Jahre 1393 über die Vergehen des Königs Wenzel an den heiligen Stuhl richtete. In dieser erst seit 1754 bekannten Schrift ist von keinem Martyrer des Jahres 1383 die Rede, wohl aber von dem 1393 ertränkten geistlichen Generalvikar Johannes.

Von diesem Einen Martyrer Johannes kennen wir mehrere urkundlich beglaubigte Lebensmomente und chronologische Angaben. Die so hämische wie naseweise Frage in Sybels Zeitschrift Seite 283 hinsichtlich des Geburtsortes: „Kannte man denn aber diesen denkwürdigen Ort?“ nebst der läppischen Antwort, man habe „die Lücke (die mangelnde Kenntniß) durch Divinationsgabe kühn und geschickt ausgefüllt“, löst Johannes selbst in einer Urkunde vom 20. Nov. 1372, worin er als Notar der erzbischöflichen Kanzlei unterschreibt: Johannes natus olim Wolfflini de Pomuk. Das Haus selbst aber hatte die örtliche Überlieferung, welche in solchen Dingen sehr zäh ist, bis zum Jahre 1643, in welchem es in eine Kirche umgewandelt wurde, so fest im Gedächtniß behalten, daß es hierzu keiner Divinationsgabe bedurfte. — Vom

Digitized by Google

1. Januar 1373 bis 1380 fungirt Johannes als öffentlicher Notar kraft kaiserlicher Autorität in der erzbischöflichen Kanzlei, war seit 1374 sogar erster Notar (Protonotarius), seit 1375 Haus- und Tischgenosse des Erzbischofs, 1380 Secretär des Erzbischofs Johannes von Jenstein, und im selben Jahre Pfarrer von St. Gallus, 1387 Canonicus von St. Ägidi mit Beibehaltung der Pfarre, 1389 Canonicus des Kapitels von Wyschrad [1], und ebenfalls seit 1389 Generalvikar des Erzbischofs; am 26. August 1390 endlich tauschte er die St.-Gallus-Pfarrei gegen das Archidiakonat von Saaz aus und trat damit in das Prager Domkapitel ein.

Der Verfasser beweist hierauf aus einer langen Reihe amtlicher Documente und Nachrichten, die schon mit dem Jahre 1393 beginnen, und aus 13 Berichten älterer, sämmtlich vor 1440 verfaßter Chroniken [2], daß Johannes von Nepomuk im Jahre 1393 ertränkt wurde, und daß keine einzige Chronik oder ein anderes Zeugniß vor 1480 von einem Martyrer des Jahres 1383 etwas weiß. Erst um 1483 findet sich eine Angabe, welche das Martyrium in das Jahr 1383 verlegt, diejenige eines alten Domherrn Johannes von Krumlav († 1488). Dieses Zeugniß nun hat, wie Herr Frind nachweist, nicht nur an sich wenig Bedeutung, sondern es ist überdieß noch sehr fraglich, ob man den Sinn desselben richtig aufgefaßt und verstanden habe. Am meisten scheint indessen eine Inschrift, die im Jahre 1530 am Vorgitter des Grabes angebracht wurde und den Tod ebenfalls auf 1383 verlegte, zur Verbreitung dieser Ansicht beigetragen zu haben.

Hajek, der Geschichtschreiber Böhmens, der beide Angaben vorfand, zerschnitt hierauf 1541 den gordischen Knoten dieses Widerspruches dadurch, daß er einen Johannes 1383 wegen Bewahrung des Beichtsiegels, einen andern aber 1393 wegen Bestätigung des Abtes Adalbert von

---

[1] Nach der Legende predigte Johannes öfters in der Teynkirche. „Natürlich ist das gänzlich erdichtet", sagt darüber die Sybel'sche Zeitschr. S. 241, und der Jesuit Balbinus hat diesen Zug dem Leben des Joh. Militz entnommen und auf Johannes von Nepomuk übertragen. Dieser zuversichtlichen Sprache geht nichts Anderes als die Wahrheit ab. Das Predigen in der Teynkirche hat freilich keine andere Stütze als Sage und Tradition; aber die Sache selbst wird dadurch mehr als wahrscheinlich, daß die Wyschrader Capitularen damals das Predigtamt in jener Kirche versahen.

[2] Sybels Zeitschr. S. 257 kennt nur drei, von denen die erste noch überdieß in's Jahr 1470 gehört; es ist, obgleich die Zeitschrift sie nicht nennt, diejenige des hussitischen Fortsetzers der Chronik Pulkawa's. Dann heißt es zum Schlusse: „Das sind die Nachrichten, die aus den ersten fünfzig Jahren nach der That verlauteten."

Digitized by Google

Klabrau ertränkt werden ließ. Diese willkürliche Zerlegung der Einen Person in zwei wurde nun ohne weitere Kritik als Wahrheit angenommen und durch spätere Chroniſten zur öffentlichen Meinung geſtempelt.

Über den Todestag geben die alten amtlichen Documente ſo beſtimmte Nachricht, daß man darüber in voller Sicherheit iſt, Johannes von Nepomuk ſei am Abend des 20. März in die Moldau geworfen worden. Die Angaben einiger ſpäterer Chroniken, welche das Martyrium in den Mai oder auch in den April verlegen, ſcheinen theilweiſe auf Schreibfehlern zu beruhen und vermögen die erwähnte Sicherheit nicht zu erſchüttern.

Iſt alſo dieſer am 20. März 1393 ertränkte Johannes identiſch: 1. mit dem Generalvikar, 2. mit dem vor dem St.-Clemens-Altar im Dom zu Prag begrabenen Johannes von Nepomuk, 3. mit dem am 19. März 1729 kanoniſirten Heiligen? — Daß der an jenem Tag, in jenem Jahr Ertränkte der Generalvikar von Prag war, wiſſen wir aus vielen Quellen, beſonders aus der oben erwähnten Klageſchrift des Erzbiſchofs Johannes von Jenſtein vom Jahre 1393, aus der Biographie desſelben Jenſtein und aus andern. Der zweite Punkt erhellt aus einem im Jahre 1396 für Johannes Pomuk, Doctor der Decrete und Saazer Archidiaconus, geſtifteten Jahresgedächtniß, welches am 20. März (13 cal. apr.) abzuhalten ſei; ferner bezeichnete das Verzeichniß der Sterbegedächtniſſe (Ordo commendarum) aus dem Jahre 1416 die Vigil des heiligen Benedict (20. März) als den Tag, an welchem das Anniverſarium für Johannes Pomuk, quem rex Wenceslaus jussit submergere, vor dem Altar des hl. Clemens gehalten werden ſoll. Der dort begrabene und am 20. März getödtete Johannes iſt aber kein Anderer, als der Generalvikar. Auch das Domkapitel kannte vor Hajek keinen anderen hl. Johannes von Nepomuk, als den Generalvikar. Denn in einem 1510 verfertigten Regiſter der Kapitelurkunden befindet ſich eine Urkunde des Jahres 1374 mit der Bemerkung: „Beatus Joannes de Nepomuc me fecit.“ Dieſer Johannes war aber der Notar von 1374, der ſpätere Generalvikar. Das Kapitel nennt alſo noch im Jahre 1510 dieſen Johannes und Generalvikar ſchlechthin Beatus[1], offenbar weil es keinen andern

[1] Damit ertappen wir die Zeitſchrift Sybels S. 228 wieder auf einer kraſſen Unkenntniß, um nicht zu ſagen Unwahrheit. Dort wird nämlich Georg Barthold von Braitenberg, Propſt an der Prager Metropolitankirche, als der Erſte bezeichnet, der 1602 den Johannes von Nepomuk als einen Heiligen geprieſen und verehrt haben ſoll.

Digitized by Google

als ihn kannte, dem dieses Prädicat zukam. Kanonisirt endlich wurde derjenige Johannes, dessen Grab man 1719 im Dom von Prag eröffnete, dessen Zunge durch ein Wunder unversehrt und in lebensfrischer Röthe gefunden wurde. Das ist aber wieder kein Anderer, als der Generalvikar. Welcher Leichtsinn gehörte also dazu, in der Sybel'schen Zeitschrift Seite 279 zu behaupten, der apostolische Stuhl habe einen Mann, dessen Dasein ganz unerweislich sei, heilig gesprochen?

Mit besonderer Vorliebe haben neuere Schriftsteller den Grund des Martertodes des hl. Johannes von Nepomuk benergelt, und mit unverhehlter Freude einige Angaben benützt, um demselben die Palme wegen des Beichtgeheimnisses abzustreiten und dafür andere Gründe allein geltend zu machen. — Zunächst wird die Excommunication des Siegmund Hulev, eines königlichen Beamten, die der Erzbischof durch seine Generalvikare ausfertigte, als erster Anfang des königlichen Zornes angegeben. Dieser Grund findet sich in der erzbischöflichen Klageschrift an den Papst. — Weiterhin wird als Grund der Verfolgung die Bestätigung eines neuen Abtes des Benedictinerstiftes von Kladrau, welche die Generalvikare am 10. März 1393 im Namen des Erzbischofs und gegen den Wunsch des Königs ertheilten, bezeichnet. Bei Sybel wird diese Bestätigung Seite 265 einfach eine „Hinterlist" genannt, ohne daß der Verfasser sich im mindesten bemüßigt fand, nachzuweisen, daß der Bischof und seine Generalvikare darin ihre Rechte überschritten, oder daß sie vorher die königliche Erlaubniß einzuholen hatten, wodurch allein die „Hinterlist" nachgewiesen werden konnte. Der etwas weiter unten mit Berufung auf Pelzel, Lebensgeschichte des Königs Wenzel, Band II. Urkundenbuch 35, behauptete Vorbehalt der Bestätigung, den Papst Bonifaz IX. gemacht haben soll, ist hinfällig und unrichtig, weil es sich nicht um einen schon gemachten und vollendeten, sondern nur um einen geplanten künftigen Vorbehalt handelte. Diese Bestätigung oder „Hinterlist" gilt nun bei Sybel Seite 267 als „der eigentliche Grund der maßlosen Heftigkeit" des Königs, obwohl vier Seiten weiter geschrieben wird, der Bann gegen seine Beamten sei der Kern des Streites gewesen. Der erzbischöflichen Klageschrift zufolge machte der König allerdings diese Bestätigung zum Vorwurf, jedoch nicht dem Generalvikar, sondern dem Erzbischofe selbst, der bei Sybel Seite 265 wegen seines heiligmäßigen, abgetödteten Lebenswandels „ein überspannter Betbruder" genannt wird. Erst mit dem Jahre 1470 begegnen wir bei dem hussitischen Fortsetzer Pulkawa's der bestimmten Angabe, „weil Johannes den Abt von Kladrau

Digitized by Google

bestätigte". — Zwei ältere Documente, Andreas von Regensburg 1415 und das Chronicon Pragense von 1419, erwähnen dagegen als Veranlassung, daß Johannes den König zu tadeln gewagt habe, während noch ältere und gleichzeitige gar keinen Grund anzugeben wissen.

Alle bisher angeführten Gründe mögen indessen ihre relative Bedeutung und Richtigkeit haben, und es ist dabei von keinem Belang, ob sie als Vorwand, als Mit- oder Nebenursachen gedient haben, wenn nur das Eine festgehalten wird, daß sie nicht einzig den königlichen Zorn erregt haben, sondern daß ein anderer, tiefer liegender Hauptgrund dabei thätig war, nämlich die Bewahrung des Beichtgeheimnisses.

Als Wenzel am 20. März 1393 geflohene und nun zurückkehrende geistliche Herren, darunter den Erzbischof selbst, gefangen nahm, ließ er vier aus ihnen, den Vikar Johannes von Nepomuk, den Official Nikolaus Puchnik, den Canonicus Wenzel und den erzbischöflichen Hofmeister Nyepr v. Roupov, einen Laien, in die Folterkammer führen. Gegen Nepomuk und Puchnik wüthete der Barbar dermaßen, daß er sie zuerst durch den Henker grausam foltern ließ, dann eigenhändig mit Pechfackeln ihnen die Seiten und andere Körpertheile brannte. Die drei Letzteren durften endlich, nachdem sie vor einem öffentlichen Notar geschworen, über den Vorfall und über die Marter ewiges Stillschweigen zu beobachten und gegen den Erzbischof Partei zu nehmen, frei weggehen; daß Johannes von Nepomuk unter gleicher Bedingung die Freiheit angeboten worden sei, sagt die erzbischöfliche Klageschrift, welcher diese Details (Punkt 27) entnommen sind, nirgends. Da heißt es vielmehr: „Nur der ehrwürdige Doctor Johannes, mein geistlicher Vicarius, wurde nach einem grausamen Marterthum, nachdem man ihm die Seite derart verbrannt hatte, daß er nicht länger hätte leben können, zum Ertränken durch die Gassen und Straßen der Stadt öffentlich geführt, und mit auf den Rücken gebundenen Händen, den Mund mit einem Holze auseinander gesperrt, die Füße in Form eines Rades zum Kopfe gebunden, von der Prager Brücke in der dritten Nachtstunde hinabgestürzt und ertränkt."

Da drängt sich doch von selbst die Frage auf: Warum werden alle Anderen in Freiheit gesetzt, namentlich auch Puchnik, gegen den der König doch gleiche Vorwürfe hatte (mit Ausnahme gerade des Beichtgeheimnisses), wie gegen Johannes von Nepomuk? Warum wird dieser allein zurückbehalten? Wozu der aufgesperrte Mund? Doch wohl nicht dafür, daß er den ihn zum Tode führenden Schergen die erduldete Marter nicht verrathe, die sie ja mit eigenen Augen sehen konnten, wie

Digitized by Google

auch der Erzbischof diejenige des Nikolaus Puchnik, trotz des gelobten Stillschweigens, sah. Dadurch sollte die Mittheilung eines ganz anderen Geheimnisses verhindert werden, welches allerdings die erzbischöfliche Klageschrift weder andeutete, noch andeuten konnte.

Diese seit 1754 veröffentlichte Beschwerdeschrift, meint die Sybel'sche Zeitschrift S. 273, sei den Verehrern des Heiligen recht ungelegen gekommen. Weßhalb denn? Weil sogar der Erzbischof Johann von Jenstein von der Geschichte des Beichtgeheimnisses nichts wußte. „Jenstein hätte sicherlich," heißt es daselbst S. 276, „nach seiner hierarchischen Gesinnung und nach seinem Hasse gegen Wenzel mit Begier einen solchen Frevel dem Papste gemeldet, und wenn er den geheimen Grund der Ertränkung nicht kannte, wer sollte dann ihn kennen?" — Johann wurde am 20. März vom König selbst ausgefragt und unter Beihilfe des gewöhnlichen Henkers geheim gefoltert, und damit er nichts verrathen könne, mit aufgesperrtem Mund durch die Straßen geführt; dem König lag also damals viel daran, das königliche Geheimniß in seiner königlichen Brust zu bewahren. Jenstein aber floh am 23. April nach Rom und verfaßte dort noch im Jahre 1393 seine Klageschrift, auf welche gestützt der negative Beweis gegen die Sache geführt werden will, und da frägt man: „Wenn Jenstein nichts wußte, wer soll dann etwas wissen?" — Die Antwort ist nicht so schwer, wie die Frage triumphirend voraussetzt; etwas wußte der König, und etwas jener eine Henker, welcher bei der Folter thätig zugegen war. Daß dieser arme Mann nichts darüber in die Öffentlichkeit bringen ließ, so lange er des Königs Rache fürchten mußte — und wahrscheinlich war auch seine Zunge durch einen Zwangseid gelähmt — das ist selbstverständlich; ob er nichts im Vertrauen seinen Bekannten mittheilte, ob er nicht nachher gesprächiger wurde, das können wir weder behaupten, noch kann die Zeitschrift Sybels es läugnen.

Wer nun zuerst, soviel wir wissen, darüber etwas schrieb, war Thomas Ebendorfer von Haselbach, Rector der Universität Wien, der 1433 als Abgeordneter des Concils von Basel längere Zeit in Prag sich aufhielt — was bei Sybel zufällig verschwiegen wird. Ebendorfer also schreibt, Wenzel habe Johann, den Beichtvater seiner Gemahlin, et quia dixit, hunc dignum regio nomine, qui bene regit, et ut fertur, quia sigillum confessionis violare detrectavit, in die Moldau werfen lassen. Ebendorfer fand also 1433, obwohl die Hussitenzeit dem Beichtsacrament und folglich auch den Blutzeugen für dasselbe

Digitized by Google

keineswegs günstig war, die Überzeugung in Prag schon verbreitet, das Beichtgeheimniß sei Ursache des Todes Johanns gewesen.

Was ist nun natürlicher als die Annahme, entweder habe der oben erwähnte Henker seinem gepreßten Herzen endlich Luft gemacht, oder es habe der König selbst, von Gewissensbissen gefoltert, sein königliches Geheimniß zuerst einer näheren Umgebung mitgetheilt, und von da aus sei das Verbrechen weiterhin ruchbar geworden? Wenn dann zur Bestätigung der im Publikum zwar ohne nachweisbaren Ursprung, aber allgemein verbreiteten Überzeugung, welche durch Ebendorfer und durch Spätere uns bloß überliefert wird, noch übernatürliche Wunder treten, was ist dann zwingender als die Annahme des so beglaubigten Martyriums und seines wirklichen Grundes? Von der Zeit Ebendorfers ab findet sich diese Geschichte nicht nur in mündlicher Überlieferung beim Domkapitel und bei dem böhmischen Volke, sondern auch in schriftlicher Aufzeichnung bei zahlreichen Chronisten und Geschichtschreibern. Was ist dagegen widersinniger, als mit Sybels Zeitschrift S. 277 anzunehmen, Ebendorfer sei die eigentliche Quelle der Sage und auf ihn gestützt habe die katholische Geistlichkeit, aus Rachsucht gegen den längst verstorbenen Wenzel, die Geschichte in Umlauf gebracht? Hätten sich wohl die Böhmen von Ebendorfer, einem Fremden, eine solche Fabel aufbinden lassen, daß sie von da ab allgemein glaubten, ein so großes Verbrechen, von dem sie vorher nichts wußten, sei vor langen Jahren in ihrem Lande geschehen? Die Kritik und der gesunde Verstand fehlt diesen sich gelehrt dünkenden Herren einer gewissen Schule oft in einem unglaublichen Maß.

Weit dunkler ist die Frage, welches die beichtende Königin gewesen sei? Die Antwort hängt einigermaßen mit dem Motiv zusammen, weßhalb der König ihre Beicht wissen wollte. Weniger als im Vorhergehenden und im Nachfolgenden befriedigt uns hier die von H. Frind gebotene Lösung. Dubravius ist der Erste, welcher 1552 den Namen der Königin Johanna nannte; aber seine Angabe beruht wahrscheinlich auf keinem anderen Grunde, als auf dem Schluß: wenn Johann 1383 getödtet wurde, so muß diese Königin Johanna gewesen sein. H. Frind läßt Johanna († 1386) oder Sophia (1389—1425) oder beide Königinnen als Beichtkinder Johannes' von Nepomuk zu. Nach ihm war es nämlich nicht Eifersucht gegen die Gemahlin, was den König antrieb, sondern er wollte nur ein Vergehen gegen die Sittlichkeit, von einem Großen des Landes verübt, erfahren, um denselben, die ihm damals sein

liederliches Leben hart vorwarfen, antworten zu können: „Ihr seid ja nicht besser als ich.“ Wenn dieses sein Zweck war, so meinen wir, hielt es nicht sehr schwer, an irgend einem seiner Gegner eine solche Makel zu entdecken, ohne hierfür gerade der Schande seiner früheren oder damaligen Gemahlin und der sacramentalen Treulosigkeit ihres Beichtvaters zu bedürfen.

Wir haben schon oben gesehen, daß nach Sybels Zeitschrift die erste Spur, Johannes von Nepomuk als Heiligen zu behandeln, im Jahre 1602 in einer Hymne Bartholds von Braitenberg auftaucht. Wir begnügen uns hier, die langjährige frühere Verehrung desselben vor jenem Jahre nachzuweisen. Der Verfasser jenes Artikels hat doch die erzbischöfliche Klageschrift gelesen, worin Johannes von Nepomuk schon 1393 ein Martyr Sanctus genannt wird; Martyrer heißt er ebenfalls in der fast gleichzeitigen Biographie des Erzbischofes, und Beatus in einem Urkundeninventar von 1416. Sein Grab wurde frühzeitig wie das eines Heiligen behandelt und geehrt, schon 1416 mit einem Gitter umgeben; im Jahre 1470 schreibt ein Husit, Niemand wage das Kreuz seines Grabsteines mit Füßen zu betreten. Die Gedenktafel von 1530 sagte, er habe die heilige Krone des Martyriums sich erworben; ein Gemälde von 1532 trug die Unterschrift: S. Joannes Nepomucky, mit der beichtenden Königin zur Seite; auf zwei anderen Gemälden von 1552 und 1573 erschien Johann mitten unter den heiligen Landespatronen Böhmens. Hajek schreibt 1540, daß Viele ihn für einen Martyrer Gottes erklären; Dubravius nennt ihn 1552 einen heiligen Priester, Paprocky 1602 einen Martyrer Gottes. Und neben dieser Wolke von Zeugnissen wagt man die Behauptung, Braitenberg und später die Jesuiten Ferus, Tanner, Balbin u. A. hätten den Glauben an Johannes' Heiligkeit künstlich erzeugt, erschwindelt und in Fluß gebracht.

Wir kommen nun zum Schlusse auf die Wunder. In derselben Zeitschrift Sybels heißt es wieder S. 240: „Es fehlte ganz und gar an alten Wundern“, nämlich zur Zeit, als Balbinus um 1675 schrieb. Nun aber berichtet der schon erwähnte, fast gleichzeitige Biograph des Erzbischofs Jenstein: „Joannes clarescentibus miraculis est ostensus . . et alibi credo quod plenius sint notata.“ Gleichwohl müssen sich der Domherr Olauhowesky und der Jesuit Balbinus gefallen lassen, in Sybels Zeitschrift als Lügner und Betrüger behandelt zu werden, weil sie behaupteten, es hätte ein altes, damals aber schon verlorenes Büchlein existirt, worin die Wunder des Martyrers aufgezeichnet waren. Eine

Digitized by Google

Handschrift des Stiftes Goldenkron erzählte um 1432, Johannes glänze durch Wunder, und deßhalb sei ein Gitter um sein Grab gemacht.

Wenn es aber an alten Wundern fehlte, warum übergeht denn dieselbe Zeitschrift mit berechnetem Stillschweigen ein neueres und zwar das wichtigste aller Wunder, welches im engsten Zusammenhange mit dem Martyrium wegen des Beichtgeheimnisses steht, welches in der von ihr so sehr verschimpften Canonisationsbulle am meisten betont wird? Wir meinen dasjenige, welches sich am 15. April 1719 ereignete, bei Gelegenheit der Eröffnung des Grabes. Mehr als hundert Zeugen bestätigten, daß die Zunge des heiligen Martyrers unversehrt nach Gestalt und Farbe erhalten sei. Wir meinen ferner das wo möglich noch auffallendere Wunder vom 27. Januar 1725, an welchem Tage wieder zahlreiche Zeugen sahen, wie die damals in einem Krystallgefäß eingeschlossene Zunge vor ihren Augen anschwoll, wie ihre dunkelrothe Farbe sich in Purpurfarbe verwandelte, wie der Einschnitt, der 1719 in dieselbe gemacht worden, sich auseinander dehnte, so daß man alle kleinen Fäserchen und Muskeln, viel röther als die äußeren Theile, ganz deutlich wahrnahm; eine Erscheinung, die man volle zwei Stunden hindurch, im Sonnenlicht wie im Schatten, in aller Muße betrachtete. Gerade dieses Wunder jedoch darf begreiflicherweise von Solchen nicht erwähnt werden, die nun einmal nach ihrem Geschmack und Instinkt um jeden Preis den Tod des Heiligen wegen des Beichtgeheimnisses läugnen müssen.

Das verdienstvolle gediegene Werklein des H. Frind, dessen Inhalt und Beweisführung wir hier auszüglich mitgetheilt, hat der Johannisfrage, wie man sieht, eine allseitige und gründliche Aufmerksamkeit gewidmet und, wie wir hoffen, die mehr als hundertjährige Controverse über diesen Heiligen zu endlichem Abschlusse gebracht. Jedenfalls hat die Schrift einen größeren und bleibenderen Werth, als ihr Titel beansprucht, einer bloß vorübergehenden Festfeier zu dienen.

Eine einfache Gegenüberstellung der Ergebnisse katholischer Geschichtsforschung und der Orakel liberaler Geschichtsbaumeisterei genügt, um letztere schlagend zu widerlegen. Ob diese sich dadurch veranlaßt sehen wird, ihren Kathederspruch gegen den Cult des großen Heiligen zurückzunehmen?

R. Bauer S. J.

Digitized by

Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Indem wir uns nunmehr der Untersuchung über das Verhältniß der Kirche zum Fortschritte des Naturwissens zuwenden, gedenken wir zuvörderst in vorliegendem Aufsatze dieses Verhältniß gleichsam a priori aus dem Verhältnisse der Kirche zum Wissensfortschritt überhaupt zu construiren, und wollen alsdann, in den nachfolgenden Aufsätzen, von den also gewonnenen Gesichtspunkten aus, die thatsächlichen Beziehungen zwischen Kirche und Naturwissen während der christlichen Vorzeit zu beleuchten versuchen.

Soll das Verhältniß der Kirche zum Fortschritte des Profan- und speciell des Naturwissens klargelegt werden, so muß vor Allem ihr Verhältniß zu einem Fortschritte auf ihrem eigensten Gebiete, demjenigen des Offenbarungswissens nämlich, erforscht werden. Denn die nothwendige Einwirkung der Kirche auf die Profanentwicklung kann nicht anders erfolgen, als in einer dem Wesen der Kirche selbst gemäßen Weise. Umfängt ihre Offenbarungslehre wie eine starre Kruste den Menschengeist, fremd jedem Wachsthum, jeder Entfaltung, dann kann sie auch nur erstarrend wirken auf sein gesammtes geistiges Leben; senkt sich dieselbe hingegen als fruchtbarer Himmelskeim in denselben ein, um weltumspannend in ihm ihre Wurzeln zu treiben, weltbeschattend über ihm ihre Krone zu wölben, dann wird sie nothwendig auch auf seine gesammte Entwicklung einen fördernden, befruchtenden Einfluß üben. Die Antwort auf jene Vorfrage, deren eingehendere Erörterung an diesem Orte wir uns ohnehin versagen müssen, vermögen wir nicht treffender zu geben, als mit den beredten Worten des hl. Vincenz von Lerin im 23. Kapitel seines ersten Commonitoriums:

„Also wäre von der Kirche Christi," wird mir vielleicht Jemand einwenden, „jeglicher Fortschritt der Religion ausgeschlossen? Ganz im Gegentheil, es soll ein solcher statthaben, und zwar ein recht bedeutender. Oder möchte denn wirklich jemand so mißgünstig gegen seine Mitmenschen, so gottverhaßt sein, daß er sich's einfallen ließe, einen derartigen Fortschritt auszuschließen? Nur soll es in Wahrheit ein Fortschritt, nicht eine Änderung der Glaubenslehre sein. Im Begriffe des Fortschrittes liegt Ausgestaltung des gegebenen Wesens, im Begriffe der

Digitized by Google

Änderung Übergang von Einem in's Andere. Wachsen soll also und viel und mächtig fortschreiten der Einzelnen wie der Gesammtheit, der Gläubigen wie der Kirche Verständniß, Wissen, Weisheit — aber wohlverstanden jederzeit im eigenen Kreise, ohne Änderung im Dogma, im Glauben, in der Übereinstimmung. Es folge die Religion des Herzens dem Wachsthum des Körpers, welcher, so sehr er im Verlaufe der Jahre sein Vollmaß erfüllt und entfaltet, stets dennoch der nämliche bleibt, der er gewesen. Groß ist der Abstand zwischen der Blüthe der Kindheit und der Reife des Alters, und doch werden die Nämlichen Greise, welche ehedem Jünglinge waren. Es wechseln zwar an einem und demselben Menschen Gestalt und Größe: Natur und Person bleiben die gleichen. So klein die Gliedmaßen des Säuglings, so groß jene des Jünglings: sie sind dennoch dieselben. So viel Glieder das Kind, so viele der Mann, und wo etwa eines erst in reiferen Jahren hervortritt, war es doch schon vorher keimartig vorhanden. Nichts Neues bildet sich am Greise heraus, was nicht schon der Knabe, wenn auch verborgen, besaß. Zweifelsohne ist demgemäß dieses das naturgemäße, normale Gesetz des Fortschrittes, dieser der vorgezeichnete, harmonische Gang der Entwicklung, daß jedesmal diejenigen Glieder und Formen, welche das fortschreitende Alter am Erwachsenen ausgestaltet, bereits im Kindlein durch die Weisheit des Schöpfers der Anlage nach ausgeprägt sich vorfinden. Wo dagegen menschliches Ebenmaß zu widernatürlicher Mißgestalt herabsinkt, wo zu der Glieder Vollzahl ein Auswuchs hinzukömmt oder deren eines verloren geht, da muß der ganze Körper zerfallen, verkrüppeln oder doch hinsiechen. Den gleichen Entwicklungsgesetzen folgt nun auch die christliche Glaubenslehre. Mit den Jahren entfaltet sie ihre Festigkeit, mit der Zeit ihren Umfang, mit dem Alter ihre Erhabenheit, stets unverderbt und unversehrt, bis zur vollen und vollkommenen Ausbildung all ihrer Theile, gleichsam ihrer Glieder und Sinne, wo sie dann keine Verwechslung mehr zuläßt, keine Zersplitterung ihres Inhaltes, kein Schwanken ihrer Grenzen mehr verträgt."

Das Princip des Fortschrittes liegt demgemäß im Wesen der Kirche. Ist auch der Kreis ihrer Dogmen, sowie derjenige ihrer inspirirten Schriften mit dem apostolischen Zeitalter zum Abschlusse gediehen, so daß fortan von neuen Dogmen und neuen inspirirten Büchern nicht mehr die Rede sein kann, so ist doch in der Kirche, was die Er-

Digitized by Google

fassung der Offenbarungslehre und das Verständniß der heiligen Schrift angeht, ein Fortschritt möglich, ja nothwendig und geschichtlich erweisbar — ein Fortschritt wohlverstanden, der nicht in der Ausmerzung irgendwelcher lehramtlicher Irrthümer, sondern einzig in der fortschreitenden Durchdringung des geoffenbarten Lehr- und Schriftgehaltes, beziehungsweise der Beseitigung dießbezüglicher, in oder außer der Kirche auftauchender, immer jedoch dem kirchlichen Lehramte fremd gebliebener Irrthümer bestehen kann.

Wie zum Wachsthume des Körpers zwei Factoren zusammenwirken, der innere Trieb und die äußeren Verhältnisse, ebenso auch zum geistigen Wachsthum der Kirche: denn auch in ihr wirkt und webt ein mächtiger Trieb der Entwicklung; ihre Liebe zum Gotteswortе, welches die Grundlage ihres Glaubens und in ihm ihres gesammten Gnadenlebens ist, treibt sie zum fortgesetzten Studium desselben, zur Erzeugung und Pflege einer kirchlichen Wissenschaft. Diese Liebe ist nun freilich nicht zu allen Zeiten eine gleich wirksame; sie hat ihre Zeiten des Eifers und ihre Zeiten der Erkaltung, denen dann Epochen des Aufschwunges und Epochen des Niederganges kirchlicher Wissenschaft entsprechen. Es kommt hier somit vor Allem auch der Eifer in Betracht, mit welchem die Kirche jeweilig jenem Triebe Folge leistet. Geweckt und genährt wird dieser Eifer durch alle diejenigen Motive, welche das heilige Studium der Kirche werth und nothwendig erscheinen lassen, wohl mit zum meisten aber durch die Anfeindungen der Glaubenslehre seitens der Häretiker. Denn im Kampfe erstarkt der Mann. Stets haben deren Schläge dem Felsen der Kirche Funken entlockt, und noch jedesmal hat vom Ausbruch einer neuen Irrlehre ein Aufschwung kirchlichen Wissens datirt.

Wie sodann die Kirche hienieden sich in den jeweilig lebenden christlichen Individuen verkörpert, so bethätigt sich auch der ihr innewohnende Trieb der Entwicklung in dem Streben der jeweiligen Individuen und Völker: ihr Wissensfortschritt vollzieht sich allemal in concreten Verhältnissen und darum auch nach Maßgabe derselben. Freilich vermag Gott zu jeder Zeit hocherleuchtete Männer zu erwecken, welche in kirchlichem Wissen ihre Zeitgenossen überragen, wie Cedern die übrigen Waldbäume: der Durchschnittsfortschritt des theologischen Wissens entspricht dennoch allemal der obwaltenden Ruhe oder Unruhe der Zeiten, der Begünstigung oder Bedrängung seitens der weltlichen Machthaber, vor Allem aber dem Bildungsgrade der jeweiligen christlichen Ge-

Digitized by Google

neration. Der Same der christlichen Lehre kann sich, in wissenschaftlicher Hinsicht, nicht gleich schnell und üppig entfalten, wenn er in das Herz des uncivilisirten Huronen, als wenn er in dasjenige des geistig geschulten Hellenen gesenkt wird. Ist der der Kirche innewohnende Trieb die Kraft, welche den Fortschritt bewirkt, so stellen die erwähnten äußeren Verhältnisse, namentlich die jeweilige Bildungsstufe, den Stoff dar, an welchem sich diese Kraft versucht: die Vorzüglichkeit der Kraft aber, zugleich mit der Güte des Stoffes, gibt den vollgiltigen Maßstab der Vollendung des aus dem Zusammenwirken beider erstehenden Organismus.

Aus dem Gesagten ergeben sich zwei wichtige Folgerungen: 1) daß die Entwicklung der kirchlichen Wissenschaft eine allmähliche sein muß, wie die geistige Entwicklung der Menschheit überhaupt; 2) daß sie in mehrfacher Hinsicht von der profanwissenschaftlichen Entwicklung beeinflußt wird. Letzterer Umstand fällt schwerer noch bei dem Fortschritte des Schriftverständnisses als bei demjenigen der Dogmenentwicklung in's Gewicht, weil ersteres mehr und von mehreren Profanwissenschaften abhängig ist, als letzteres: was das Erklärungsverfahren selbst angeht, von der Hermeneutik und der Linguistik, und in Hinsicht auf den Gegenstand von der Geschichte, der Geographie und überhaupt allen denjenigen Wissenschaften, deren Gebiet die heilige Schrift in ihren verschiedenen Abschnitten betritt. Hier erscheint vielfach die endgiltige Lösung exegetischer Schwierigkeiten auf so lange vertagt, bis die in Mitleidenschaft gezogene Profanwissenschaft die entsprechende Stufe ihrer Entwicklung erklommen hat.

Wir wenden uns nunmehr der Frage zu, innerhalb welcher Grenzen ein Einfluß der kirchlichen Wissenschaft auf das Profanwissen Statt hat. Einen göttlichen Auftrag, wie für die Verkündigung, Bewahrung und Pflege der Heilslehre, hat die Kirche in Hinsicht auf Verkündigung und Pflege des natürlichen Wissens nicht empfangen. Ja der ihr ganzes Apostolat beherrschende Zug, „Allen Alles zu werden, um Alle zu gewinnen", läßt sie alsbald in allen Culturkreisen, auf jeglicher Wissens- und Bildungsstufe der Völker sich heimisch fühlen. Soll aber damit etwa ihr jeglicher Einfluß auf die Entwicklung des natürlichen Wissens der Völker bestritten werden? Durchaus nicht. Vielmehr wirkt sie auch hier fördernd, ja muß es ihrem innersten Wesen nach thun, und zwar in allgemeiner sowohl als in specieller Weise.

Die allgemein fördernde Einwirkung des Christenthums

Digitized by Google

auf das natürliche Wissen hat darin ihren Grund, daß das Christenthum den ganzen Menschen über den Kreis der Sinnenwelt in eine geistige Lebenssphäre erhebt, dergestalt sein ganzes Wesen adelt und einen ebenso mächtigen als nachhaltigen Impuls zur Entwicklung seiner höheren Fähigkeiten, vor Allem also seines Denkvermögens, ertheilt, einen Impuls, der nicht verfehlen kann, zu seiner Zeit eine erfreuliche Entfaltung in's Dasein zu rufen. Freilich: zu seiner Zeit — denn diese Einwirkung berührt nicht unmittelbar diese oder jene besondere Wissenschaft, sondern unmittelbar den Menschengeist selbst, welchen sie erhebt, befruchtet. Mag dann auch letzterer, in Kraft der empfangenen Anregung, den Gang seiner Entwicklung beschleunigen, dieser selbst sowie der Gegenstand derselben bleibt zunächst von jener Einwirkung wesentlich unberührt, er bleibt ein allmählicher, vielfach von den concreten Verhältnissen bedingter. Einen gewissen Einfluß auf den Verlauf der Entwicklung könnte man höchstens dahin zugestehen, daß eine Wissenschaft dem christlichen Geiste um so sympathischer sein müsse, je geistiger sie sei, und daß sohin, von anderweitigen Umständen abgesehen, die rein speculativen oder mehr speculativen vor den minder speculativen, vorwiegend empirischen Wissenschaften, also auch der Naturwissenschaft, einen Vorzug haben müssen. Indessen finden wir auch hierdurch, bei näherem Zusehen, keine Abweichung vom natürlichen Gange der Entwicklung begründet, indem auch diesem eine Förderung des speculativen *vor* dem empirischen Wissen eigen ist. Liegt auch empirisches Erkennen dem unentwickelten Geiste näher als abstracte Speculation, so veranlaßt ihn doch der angeborene Trieb nach Erforschung der Ursachen gar bald, auf Grund einer selbst dürftigeren Empirie zur Speculation überzugehen, weßwegen stets der Aufschwung der speculativen demjenigen der empirischen Wissenschaft vorangeht. Setzt doch letzterer einen viel höheren Grad geistiger Reife voraus: nie hat sich ein Naturvolk zur wissenschaftlichen Systematisirung der Naturwesen bereit finden lassen, welche doch die nothwendige Voraussetzung jeglicher Naturwissenschaft ist.

Hiermit wäre allbereits eine wichtige Ergänzung der in unserem vorhergehenden Aufsatze fixirten Gesichtspunkte gewonnen. Allerdings ist das Christenthum auf durchaus naturfreundlicher Grundlage erwachsen und hat vielfach seine Liebe zur Natur und zu deren Erforschung bekundet: aber seine Grundlage ist doch, bei aller Naturfreundlichkeit, wesentlich übernatürlicher Art, und seine erste Liebe gehört nicht der sichtbaren, sondern der unsichtbaren Welt. So sehr wir darum berechtigt

Digitized by Google

sind, unter dem Einflusse des Christenthumes und im Verlaufe seiner Geschichte einen erfreulichen Aufschwung des Naturwissens zu gewärtigen, ebenso wohl müssen wir darauf gefaßt sein, denselben erst an zweiter Stelle, nach dem Aufschwunge des speculativen Wissens, und erst in einer späteren christlichen Epoche seinen Höhepunkt erreichen zu sehen. Abgeschlossen ist freilich die menschliche Wissensentwicklung auch hiermit noch nicht. Denn ein auf dem Boden einer erst nur mangelhaften Empirie erwachsenes speculatives Begreifen der Schöpfung muß nothwendig in mehrfacher Hinsicht ein unfertiges sein, und so wird der bezeichnete Aufschwung des Naturwissens selbst wieder wohlthätig auf dasselbe reagiren und dergestalt endlich die menschliche Naturerkenntniß zu ihrem naturgemäßen Abschlusse bringen — was uns die Zukunft bescheren möge.

Auch hier also wären wir zu dem nämlichen Ergebniß, wie oben rücksichtlich des kirchlichen Wissensfortschrittes, gelangt, daß nämlich jener allgemein fördernde Einfluß des Christenthums auf das Profanwissen, von welchem wir eben reden, sich nur allmählich geltend zu machen vermag, dem natürlichen Verlauf der Entwicklung sich anschmiegt und, gleich ihm selbst, von den verschiedensten Umständen beeinflußt wird. Übrigens ist derselbe, wenngleich in seiner Besonderung, nach den Einzelwissenschaften hin, ein vom natürlichen Gang der Dinge und von äußeren Umständen bedingter, doch in seiner Allgemeinheit ein nothwendiger, weil im Wesen des Christenthums wurzelnder, und darum, ob auch sanft und langsam, doch auf die Dauer ungemein mächtig wirkender, so daß wir in Hinsicht auf denselben jetzt schon die Behauptung aufstellen dürfen, welche die Probe der Geschichte nicht zu scheuen braucht, daß der gesammte, auf dem Boden des Christenthums erwachsene Wissensfortschritt nothwendig ein viel umfassenderer sein muß, als irgend welcher auf dem Boden einer Afterreligion verwirklichte. Das hat aber seinen letzten Grund darin, daß eben jener Einfluß ein dem Christenthum durchaus eigenthümlicher ist; denn während die durch ihn geförderte Entwicklung nicht nur im Bereiche, sondern geradezu auf Grund des Christenthumes erfolgt, wird der im Bereiche irgendwelcher falschen Religion erzielte Wissensfortschritt nimmermehr auf Grund dieser Religion, eher, wie dieß factisch bei den Hellenen der Fall gewesen ist, auf Grund ihres Verfalles erwachsen sein. Derjenige Wissensfortschritt aber, der allenfalls nicht nur im Bereiche, sondern auch auf Grund einzelner älterer Religionssysteme, z. B. des chine-

sischen, erzielt worden ist, darf denselben nicht, insoferne sie falsche Religionen sind, zu Gute geschrieben werden, sondern in soferne in ihnen, unter der Parasitendecke späterer Entstellungen, der Trieb der reineren Urreligion fruchtbar fortwirkt.

Seine speciell fördernde Einwirkung bethätigt das Christenthum zunächst an denjenigen Wissenschaften, in deren Gebiet die Offenbarung hereinleuchtet, an denjenigen wissenschaftlichen Fragen, welche sich mit Offenbarungswahrheiten berühren oder decken. Ist indessen dieser Einfluß zunächst auf bestimmte Wissenschaften, ja nicht selten innerhalb einer Wissenschaft auf bestimmte Fragen eingeschränkt, so reicht doch auch er mittelbar und auf die Dauer über das ganze Gebiet menschlichen Wissens, indem ein Aufschwung auf so vielen Einzelgebieten, zumal wenn sich unter denselben gerade alle die vornehmsten Wissenszweige vertreten finden, nothwendig einen Aufschwung des gesammten menschlichen Wissens einleiten muß.

Als Factoren, welche Richtung und Maß dieses letzteren Einflusses jeweilig bestimmen, haben wir so ziemlich die gleichen wie oben namhaft zu machen. Nächste Ursache desselben ist wiederum der der Kirche innewohnende Trieb nach fortschreitender Durchdringung der Offenbarungslehre. Selbstverständlich wird hier die Kirche ihren erleuchtenden Einfluß zunächst auf diejenigen Wissensgebiete ausüben, mit welchen sich ihre Fundamentaldogmen berühren; sie wird zu allererst ein tieferes Verständniß dieser und nachher erst anderer, relativ untergeordneter Glaubenslehren anstreben. Hier gebührt zweifelsohne die erste Stelle den beiden Dogmenkreisen der heiligen Dreifaltigkeit und der Menschwerdung, während andere, immerhin hochbedeutsame Fragen, z. B. die Schöpfung, nothwendig zurücktreten. Jene Dogmenkreise berühren sich aber fast ausschließlich mit den speculativsten Regionen der Philosophie und keineswegs mit den empirischen Wissenschaften. Wir wären demnach, auch von diesem Gesichtspunkte der spontanen kirchlichen Lehrentwicklung, abermals zu der mit den Thatsachen in vollem Einklang stehenden Annahme hingeleitet, es werde dieselbe einen Fortschritt zunächst im speculativen und erst nachher auch im empirischen natürlichen Wissen bewirken.

Aber auch hier wiederum wird der von der Kirche geübte Einfluß im Verhältniß stehen müssen zu der jeweiligen Bildungsstufe der Nationen, welche die Christenheit ausmachen. Das „Natura non facit saltus“ gilt auch von der Entwicklung der Menschheit und gilt auch

Digitized by Google

dann, wenn zur Förderung dieser Entwicklung mit der Natur die Gnade sich verbindet. Nun ist aber der Fortschritt in den Wissenschaften seiner Natur nach ein allmählicher, stufenweiser; ja selbst in der Entwicklung der verschiedenen Wissenschaften, so der speculativen und der empirischen, muß, wie bereits bemerkt, eine gewisse Aufeinanderfolge Statt haben. Passend können wir hier zurückgreifen auf das vom hl. Vincenz von Lerin gebrauchte Bild vom Wachsthum des menschlichen Leibes. Auch das Profanwissen der Menschheit ist ein organisches Gebilde, welches, von zufälligen Schwankungen abgesehen und in seiner Gesammtheit betrachtet, eines stetigen Wachsthums sich erfreut. Wie nicht jedes Alter die gleiche Speise, den gleichen Unterricht verträgt, so ist nun einmal auch nicht jede Bildungsstufe für jeglichen Wissensfortschritt empfänglich. Wie die Gnade ihre Einsprechungen der Fassungskraft und Vorstellungsweise der verschiedenen Alter anpaßt, so knüpft der fördernde Einfluß der Kirche an den Wissensstand und die Entwicklungsstufe der einzelnen Generationen an, nicht als besäße sie von vornherein jegliches Wissen und jegliche Bildung in sich aufgespeichert, sondern weil eben sie selbst mit und in der Generation lebt und lernt und reift. Oder hätte wohl gleich in der Epoche der ersten Concilien die Glaubenslehre die Klärung philosophischer Begriffe so mächtig zu fördern vermocht, wenn sie, statt in der bereits philosophisch geschulten griechisch-römischen Welt, bei den ungebildeten Stämmen der Australneger ihre Heimath gefunden hätte? Ist es etwa auffallend, daß im Abendlande von der Völkerwanderung ab Jahrhunderte lang, im Vergleich mit dem in der römisch-griechischen Welt erreichten Maße empirischen Wissens, ein fühlbarer Rückschritt Platz griff, da hier die Kirche, damals die alleinige Hüterin aller Wissenschaft, das im Morgenlande längst Gewonnene erst einbürgern, die Völker zu dessen Verständnisse erziehen mußte? Wohl gab es jederzeit Männer, welche sich in die überlieferten Wissensschätze des Alterthums wie der christlichen Vorzeit vertieften; aber nach solchen mehr vereinzelten Erscheinungen darf der Wissensstand eines Zeitalters nicht bemessen werden; erst als in den germanisch-romanischen Ländern das Wissen Gemeingut weiterer Kreise geworden war, erst dann, um das zwölfte Jahrhundert, durfte das Mittelalter sich rühmen, in der Scholastik seine eigenste Frucht am Baume menschlicher Erkenntniß gezeitigt zu haben. Dazu kommt, daß die geistbildende Thätigkeit der Kirche bei den Völkern keineswegs mit dem wissenschaftlichen Unterricht anhebt, sondern mit der Predigt. Allerdings, wo die Kirche eine ausgebildete Wissenschaft vorfindet, wie

Digitized by Google

dieß in der antiken Welt der Fall war, da sieht sie sich gar bald durch Nothwehr veranlaßt, derselben eine kirchliche Wissenschaft gegenüberzustellen und mittelst dieser auf jene zu reagiren. Nicht so da, wo es die Kirche mit Naturvölkern zu thun hat. Hier ist es ihr vor Allem einzig um die Unterweisung der Menschen zu einem gottgefälligen Leben zu thun; die Etappen ihres Eroberungszuges bezeichnen hier ihre Kanzeln, nicht Katheder, und erst verhältnißmäßig spät kommen neben den ersteren auch die letzteren zum Vorschein.

Zu alle dem hatten wir bisher die Wissenschaft nur insoweit im Auge, als ihr Gegenstand entweder mit Offenbarungsdogmen sich deckt oder doch mit denselben enge verbunden ist: hier hat die Kirche selbst ein vitales Interesse an der Klärung der obwaltenden Schwierigkeiten und Dunkelheiten. Aber wie, wenn Offenbarung und Wissenschaft sich bloß berühren, wie dieß hinsichtlich der in den heiligen Büchern enthaltenen geschichtlichen, naturgeschichtlichen und anderer Angaben so häufig der Fall ist? Das Interesse an solchen Detailfragen ist kirchlicherseits manchmal ein weit geringeres; gegen etwaige Einwände begnügt man sich mit Antworten, welche dem derweiligen Stande der mitinteressirten Profanwissenschaft gerade genügen, und überläßt dieselbe im Übrigen ruhig ihrem eigenen Entwicklungsgange. Und wie erst, wenn das Profanwissen, welches die Kirche vorfindet, nicht etwa bloß ein unfertiges ist, sondern obendrein an vielen und ganz wesentlichen Irrthümern krankt, wie dieß factisch beim Naturwissen des Alterthums zutraf? Hier hatte die Exegese wahrlich nichts Gescheidteres zu thun, als solche Wissenschaften ihrem eigenen Schicksale zu überlassen und ihre allenfalls auf irrthümlichen Voraussetzungen fußenden Einwände mit gleicher Münze zu bezahlen, das heißt mit Antworten, welche, obgleich vielleicht werthlos vor dem Forum einer fortgeschritteneren Wissenschaft, doch eben genügten, die vorlauten Angreifer zum Schweigen zu bringen. Ganz dem kirchlichen Einfluß entzogen blieben diese Wissenschaften auch darum noch nicht. Es erübrigte die allgemeine, langsame, aber unwiderstehliche Einwirkung auf den menschlichen Geist. Unter dem zeitigenden Strahl der Sonne des Christenthums mußten allmählich am Baume der Erkenntniß die kranken Blüthen absterben, die gesunden hingegen köstliche Frucht ansetzen.

Schließlich beachte man, daß, wie das profane vom kirchlichen Wissen, so hinwiederum, wie oben bemerkt wurde, letzteres von ersterem in seiner Entwicklung vielfach abhängig ist. Wie soll es nun aber

Digitized by Google

seinen vollen Einfluß auf ersteres üben, so lange es selbst noch in der Entwicklung begriffen ist?

So hätten wir denn das Wesen und die Bedingungen des Einflusses der kirchlichen auf die Profanwissenschaft ganz im Allgemeinen und sozusagen a priori zergliedert, wobei sich für unsere weitere Untersuchung bereits folgende leitende Gesichtspunkte ergaben:

1. der Einfluß der Kirche ändert nicht den natürlichen Gang der Entwicklung, diese erfolgt vielmehr, wenn auch gewissermaßen unter übernatürlichem Einfluß stehend, jederzeit in naturgemäßer Weise; sie ist darum auch
2. eine allmähliche, nicht selten langsame; sie ist zudem
3. eine successive, jedenfalls in dem Sinne, daß ein Aufschwung zuerst des speculativen und später erst auch des empirischen Wissens erfolgen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Fr. v. Hummelauer S. J.

Zur socialen und sittlich-religiösen Lage der englischen Arbeiter.

(Aus England.)

Kaum irgend etwas fällt dem Ausländer, der längere Zeit in England verweilt, mehr auf, als daß man sich hier in der Presse und bei öffentlichen Versammlungen verhältnißmäßig so wenig mit der socialen Lage der Arbeiter befaßt. Wie kommt es, fragt man sich, daß in einem Lande, wo die Zahl der Arbeiter im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung eine viel größere ist, als in jedem andern, die Arbeiterfrage, welche anderwärts als die brennendste Tagesfrage gilt, so wenig beachtet und öffentlich besprochen wird? Allerdings organisirt man von allen Seiten einen wahren Kreuzzug gegen die, namentlich bei den Arbeitern, immer mehr überhandnehmende Trunksucht; auch sucht man durch Beförderung von Arbeitervereinen auf dem Princip des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens (cooperation) die materielle Lage der Arbeiter zu heben. Aber kaum je findet man in der englischen Presse eine Spur

Digitized by Google

davon, daß ein Engländer von Seiten der Arbeiter eine ernstliche, sociale Gefahr für das britische Reich befürchtet. Woher diese auffallende Erscheinung?

Ein Grund derselben mag der sein, daß der entschieden praktische Engländer, der von Kopf bis zu Fuß Geschäftsmann ist, keine Zeit und wenig Neigung hat, sich viel mit abstracten Theorien zu befassen. An Theorien und Lösung von socialen „Fragen" denkt der gewöhnliche Engländer erst dann, wenn es ihm gebieterisch nothwendig erscheint. Ein Hauptgrund jedoch scheint uns darin zu liegen, daß man in den höheren und gebildeten Kreisen Englands[1] die Lage und Noth der Arbeiterklassen vielfach nur unvollkommen und beinahe nie aus eigener Anschauung kennt. Die abgelegenen, überfüllten und oft unreinlichen Viertel der großen Städte, in denen Armuth und Noth ihre Wohnung aufgeschlagen, werden von den höheren und gebildeten Klassen mit Abscheu vermieden. Dort zeigt sich bloß dann und wann ein von der Verwaltung gesandter Inspector, der Material für seine Statistiken holt, oder der Polizist, welcher irgend einem Gauner oder Verbrecher nachspürt. Im Übrigen wagt sich mit Ausnahme des katholischen Seelsorgers, der die Kranken und Sterbenden besucht, kaum je ein gebildeter Engländer in diese abgelegenen Winkel, wo man die Herrlichkeit Großbritanniens auch von der Schattenseite betrachten kann. Jeder katholische Priester, der Gelegenheit gehabt, einige Zeit in irgend einer großen Fabrikstadt der Seelsorge obzuliegen, wird die Wahrheit dieser Behauptung gerne bestätigen. Es herrscht eben ein viel aristokratischerer Geist unter dem britischen Volk, als man auf dem Continente vielleicht glaubt. Die Aristokratie, unter der wir jedoch nicht die politisch privilegirte, sondern die conventionelle verstehen, zieht scharfe Schranken zwischen den höheren, gebildeten, und den niederen, ungebildeten Ständen. Der reiche und gebildete Engländer hat wohl einige allgemeine Begriffe von der Noth der Arbeiter und dem zunehmenden Pauperismus, aber er lernt dieselbe bloß aus Statistiken, Zeitschriften oder Romanen kennen und sieht wohl auch zerlumpte Arbeiter oder verwahrloste Kinder auf der Straße. Indeß die armseligen Dachstübchen oder die unterirdischen, feuchten Kellerwohnungen zu betreten und das dort herrschende, oft entsetzliche Elend mit eigenen Augen kennen zu lernen, das fällt keinem Gebildeten ein.

[1] Wir bemerken, daß wir hier und im Folgenden von England im engeren Sinne, mit Ausschluß Irlands und Schottlands, reden.

Digitized by Google

Außerdem ist es durch das Verbot des Bettelns der Noth unmöglich gemacht, selbst unmittelbar an die Thüren der Reichen zu klopfen und so ihnen das Bewußtsein vom Dasein des Elendes näher zu bringen. Will der unglückliche, von Allem entblößte Proletarier nicht schließlich vor Hunger sterben, so muß er sich an bestimmte, mit der staatlichen Armenpflege betraute Beamte wenden und erhält dann die Vergünstigung, in eines der Armenhäuser (workhouses) zu wandern, in denen er unter beständiger Aufsicht leben und auch auf alle Freiheit verzichten muß, und die deßhalb auch von allen Armen verabscheut werden.

Ein weiterer Grund, weßhalb man es in England weniger als anderswo für nöthig zu erachten scheint, sich so häufig und eingehend mit der Arbeiterfrage zu beschäftigen, liegt in dem großen Vertrauen, welches man auf die guten Gesinnungen und das loyale Verhalten der Arbeiter hegt. Hören wir, wie ein englischer Schriftsteller aus allerneuester Zeit sich hierüber ausspricht und wie er das genannte Vertrauen als ein berechtigtes zu begründen sucht [1].

Man hat, so ungefähr lauten die Ausführungen unseres Gewährsmannes, England die Nation der Krämer genannt; mit eben so viel Wahrheit könnte man es das Reich der Arbeiter nennen. Die Arbeiter stehen zu den übrigen Volksklassen in einem viel größeren Zahlenverhältniß, als in irgend einem anderen Lande. Sie bilden ungefähr die Hälfte der Bevölkerung Englands. Würden sie sich gemeinsam erheben, so würde ihnen nichts widerstehen können, und Handel und Gewerbe wären vernichtet. Außerdem ist ihnen durch Ausdehnung des Wahlrechtes für das Unterhaus ein großer politischer Einfluß eingeräumt. Wie kommt es nun, so fragt er sich weiter, daß wir Engländer trotz alledem ein so wohlgegründetes Vertrauen haben auf das gute Verhalten dieses in unserer Bevölkerung so überwiegenden Ele-

[1] Das Werk, auf welches wir uns berufen, trägt den Titel: England: its people, polity and pursuits, by T. H. S. Escott. 2 vols. London: Cassell, Petter, Galpin and Co. (England, sein Volk, seine Verfassung und seine Bestrebungen). Es will ein möglichst klares Bild von dem ganzen heutigen Zustande Englands in allen Zweigen des öffentlichen und privaten Lebens entwerfen. Wir wüßten kaum ein anderes Werk zu nennen, welches in gleicher Weise im Stande wäre, auf eben so interessante und leichte als allseitige Weise einen Einblick in das ganze Leben und Treiben des heutigen England zu verschaffen. Es hat deßhalb auch eine sehr günstige Beurtheilung in der englischen Presse gefunden und wir sind somit gewiß berechtigt, die darin ausgesprochenen Ansichten als die sehr vieler, wo nicht der meisten Engländer anzusehen.

Digitized by Google

mentes, welches in anderen Ländern Furcht und Besorgniß erregt? Den ersten Grund des Vertrauens findet er in der großen Verschiedenheit der Meinungen und Bestrebungen unter den englischen Arbeitern, welche in der unbeschränkten Rede-, Preß- und Vereinsfreiheit ihren Grund hat. Niemand in England sucht die Zusammenkünfte, Unterredungen oder Vereine der arbeitenden Bevölkerung irgendwie zu beschränken. Diese Freiheit bewirkt aber auch, daß sich die englischen Arbeiter nicht zu Geheimbünden und Verschwörungen vereinigen. Der Verfasser läugnet zwar nicht, daß manche Arbeitervereine, wie z. B. der Eleusis Club von Chelsea, ein recht demokratisches Programm aufgestellt haben, so z. B. allgemeines Stimmrecht, Abschaffung aller erblichen Privilegien, vollständige Trennung von Kirche und Staat u. dgl. verlangen. Aber diese drohenden Programme und Declamationen, meint er, seien in der That harmlos. Es sind bloße Expectorationen, durch die der Arbeiter seiner Unzufriedenheit Luft macht, und die deßhalb zu den vielen constitutionellen Sicherheitsventilen gehören, mit denen England so reich beschert ist. Im Großen und Ganzen ist der englische Arbeiter, auch wenn er sich Demokrat oder Radical nennt, ein guter Unterthan der Monarchie, der sich genau innerhalb der Schranken des Gesetzes hält. Zum Socialismus hat er weniger Neigung, als die Arbeiter irgend eines anderen Volkes; an den nationalen Arbeitshäusern des revolutionären Frankreich hat er kein Wohlgefallen; auch hat er keine Lust, eine allgemeine Regelung der Arbeit und des Lohnes von der Regierung zu verlangen, will aber doch auf gesetzlichem Wege durch die Regierung sich sein Recht verschaffen. Während deßhalb die revolutionären Arbeitervereine Frankreichs sich um die Regierung gar nicht kümmern und ihre Beschlüsse unabhängig von derselben oder gar gegen dieselbe durchführen wollen, hält sich der englische Arbeiter an den gesetzlichen Weg. Neun Zehntel der Beschlüsse und Anträge der britischen Arbeitervereine sind für das Unterhaus bestimmt. Überhaupt besteht ein freundliches Verhältniß zwischen der Arbeiterklasse und der Regierung, weil erstere die Überzeugung hat, daß man in den leitenden Kreisen bemüht ist, für ihre Interessen durch wohlgemeinte Gesetze zu sorgen, ohne doch ihre berechtigte Freiheit zu schmälern. Dieses Vertrauen hat die Regierung durch eine Reihe weiser Vorschriften gerechtfertigt. So hat sie, geleitet von dem Princip, daß sie das Recht und die Pflicht habe, diejenigen zu schützen, die sich selbst nicht schützen können, die Arbeit und Arbeitszeit der Frauen und Kinder geregelt. Weder Frauen noch Kinder dürfen

Digitized by Google

in Wollenspinnereien über 56½ Stunden und in anderen Fabriken über 60 Stunden wöchentlich arbeiten, und die tägliche Arbeitszeit darf nicht 10 Stunden überschreiten. Kindern bis zu 10 Jahren ist die Arbeit in Fabriken und Werkstätten untersagt. Von 10 bis zu 13 Jahren dürfen sie für die halbe Arbeitszeit verwendet werden. Von 13 bis zu 14 Jahren dürfen sie die volle Arbeitszeit innehalten, wofern sie ein Schulzeugniß aufzuweisen vermögen, daß sie lesen und schreiben können. Die Arbeitszeit für Alle ist von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends oder 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends festgesetzt. Außerdem existiren noch Gesetze in Bezug auf die Trennung der Geschlechter; in manchen Orten, z. B. im Innern der Kohlenbergwerke, ist seit längerer Zeit den Frauen der Aufenthalt nicht mehr gestattet; auch in Bezug auf Kleidung, Ausdehnung der Räumlichkeiten, in denen gearbeitet wird, Lüftung und Auffangung schädlicher Ausdünstungen u. s. w. wurden manche gute Gesetze erlassen. Unmittelbar von der Centralregierung in London ernannte Inspectoren wachen über die genaue Ausführung aller obigen gesetzlichen Bestimmungen. Es scheint somit für das Wohl der Arbeiter wenigstens genügend gesorgt zu sein, obwohl, wie der Verfasser wiederholt gesteht, noch Manches zu wünschen übrig bleibt. Die meisten Arbeiter wohnen in einem netten Häuschen, mit einem wohlgepflegten Gärtchen davor; drinnen waltet die Hausfrau, welche die Zimmer wohnlich und reinlich erhält[1]. In guten Zeiten kann der Feldarbeiter wöchentlich 18 bis 20 Schillinge verdienen, der Fabrikarbeiter gegen 30 und darüber. Auch in moralischer und religiöser Beziehung ist es mit den englischen Arbeitern wenigstens nicht schlimmer bestellt, als früher[2]. Nimmt man hierzu noch Alles, was für die Arbeiter durch Vereine und Begünstigung von Banken zur Anlegung von Ersparnissen u. dgl. geschieht, so scheint reichlich für sie gesorgt zu sein. Und so glaubt denn der Verfasser, England könne unbesorgt der Zukunft entgegenblicken, „vertrauend auf den gesunden Sinn, die guten Gesinnungen und die politische Gelehrigkeit des englischen Arbeiters“[3].

Das sind die Ansichten und Hoffnungen Escotts in Bezug auf die sociale Stellung und die Zukunft der arbeitenden Bevölkerung auf dem Inselreich, und wie er, denkt man in den gebildeten Kreisen vielfach. Wir haben noch von keinem gebildeten Engländer ernstliche Befürch-

[1] Escott, England etc., p. 276.
[2] Escott, l. c. p. 244. [3] Escott, l. c. p. 240.

Digitized by Google

tungen wegen eigentlich revolutionärer Bewegungen unter den Arbeitern aussprechen hören. Wenigstens für längere Zeit noch hält man sich für gesichert vor dem anderswo so drohenden Gespenst des Socialismus in seinen verschiedenen Schattirungen.

Sind diese Ansichten und Hoffnungen gegründet oder nicht?

Es wäre gewiß unbescheiden für einen Ausländer, wollte er über dieses so weitverbreitete, fast nationale Urtheil einfachhin den Stab brechen. Wir glauben vielmehr, es liegen in der That Gründe vor, die es uns verbieten, den englischen Arbeiter wenigstens in seinem Verhältniß zur Regierung auf dieselbe Linie zu stellen mit den Arbeitern mancher Gegenden auf dem Continent, ja, die es sogar wahrscheinlich machen, daß England viel länger als die allermeisten übrigen Staaten Europa's dem Socialismus widerstehen wird.

Den ersten Grund finden wir in dem eigenthümlichen Charakter des Briten. Trotz des ausgeprägten Realismus, der in demselben hervorsticht, besitzt er unläugbar auch einen wahrhaft edeln, ritterlichen Zug. Der Engländer hat eine große, ungeheuchelte Achtung vor der Auctorität und dem Gesetze und vor Allem, was groß ist. Deßhalb genießen hier die höheren Stände, namentlich die alten Adelsfamilien, ein hohes Ansehen, und Hoch und Nieder stehen, trotzdem sie wenig mit einander verkehren, bei Weitem nicht so antagonistisch sich gegenüber, als anderswo. Außerdem ist der Engländer in hohem Grade conservativ; er hängt zäh an den althergebrachten Gebräuchen und Sitten, ohne jedoch wirklichem Fortschritt unzugänglich zu sein. Kein Volk hat es verstanden, so sehr alle modernen Erfindungen seinem Vortheile dienstbar zu machen, ohne dabei seine uralten Gewohnheiten und Institutionen aufzugeben, wie das englische. Neben dem neuesten Fortschritt gewahrt man hier sehr häufig ganz mittelalterliche Einrichtungen.

Alle diese Charakterzüge nun, die dem englischen Volke sein eigenthümliches Gepräge verleihen und die sich, wenn auch in minderem Grade, selbst in den untersten Volksklassen finden, bieten eine gewisse Garantie, daß wenigstens auf längere Zeit noch, wofern nicht äußere Einflüsse gewaltsam in den Gang der Ereignisse eingreifen, das mächtige Inselreich vor den Gefahren des revolutionären Socialismus bewahrt bleiben wird.

Ein anderer Grund, warum England wohl nicht so bald eine blutige Erhebung unter den Arbeitern zu befürchten hat, ist der Um-

Digitized by Google

stand, daß es bisher zu seinem großen Glücke von der allgemeinen Wehrpflicht verschont geblieben ist. Dieser Grund ist den Engländern selbst unbekannt, drängt sich aber dem Fremden unwillkürlich auf. Wo die allgemeine Wehrpflicht herrscht, wird die ganze männliche Jugend mit dem Waffenhandwerke vertraut, mit soldatischem Geiste erfüllt und nimmt dann später gern zu den Waffen ihre Zuflucht, wenn sie sich zu ihrem wahren oder vermeintlichen Rechte verhelfen will. Wir schreiben es gerade diesem Mangel an militärischer Dressur zu, daß die englischen Arbeitseinstellungen (strikes), welche sowohl wegen der großen Zahl der Betheiligten als wegen ihrer trefflichen Organisation alles auf dem Continente Bekannte weit hinter sich zurücklassen, im Allgemeinen einen viel ruhigeren Verlauf nehmen, als anderswo. Allerdings ist auch die ganze öffentliche Meinung, die jedem gewaltthätigen Auftreten zuwider ist, eine Mitursache dieses ruhigeren und gesetzlicheren Verhaltens der Arbeiter. Aber diese öffentliche Meinung würde nicht bestehen und noch viel weniger einen solchen Einfluß ausüben, wenn, um mich so auszudrücken, die ganze Nation militärisch geschult wäre. Denn der Umstand, daß fast die ganze männliche Bevölkerung Jahre lang im Waffenrocke steckt, übt einen viel tieferen Einfluß auf die Entwicklung des nationalen Charakters aus, als man glaubt. Freilich kommt diese Abneigung gegen das blutige Handwerk auch zum Theil von der ganzen Richtung des britischen Volkes auf Handel und Industrie. Handel und Industrie hätten indeß nie ihre jetzige Entwicklung nehmen können, wenn England stets bis an die Zähne bewaffnet und in blutige Kriege verwickelt gewesen wäre.

Als den letzten, aber nicht den geringsten Grund, warum England mit einem gewissen Vertrauen der zukünftigen Haltung der unteren Klassen oder, was in England fast dasselbe ist, der arbeitenden Bevölkerung entgegensehen kann, glauben wir das wirklich christliche Bewußtsein bezeichnen zu können, das sich in England in allen Volksschichten noch vielfach erhalten hat. Allerdings greift in neuerer Zeit der religiöse Indifferentismus in immer weiteren Kreisen um sich. Aber im Allgemeinen hat der Engländer doch noch christlichen Glauben. Von dem bewußten, krassen Unglauben, der von Gott, von Unsterblichkeit und von Vergeltung im Jenseits ꝛc. nichts mehr wissen will, und der die nothwendige Vorbedingung des revolutionären Socialismus und Communismus ist, kann in England im Großen und Ganzen noch keine Rede sein. — Ein besonderes Verdienst um die Niederhaltung der re-

Digitized by Google

volutionären Elemente unter den Arbeitern Englands hat auch die katholische Kirche, die ihre Thätigkeit hier frei entfalten kann. Ein bedeutender Theil der Arbeiter, namentlich in den Landestheilen, wo die Industrie den mächtigsten Aufschwung genommen, z. B. in Lancashire und Yorkshire, sind katholische Irländer. Wenn wir nun fragen, warum die revolutionären Bestrebungen unter den leichtbeweglichen Irländern, die meist in großer Armuth leben und somit der Gefahr der Verlockung durch trügerische Verheißungen nicht wenig ausgesetzt sind, bisher keinen dauernden Boden gefaßt, so müssen wir antworten: weil das irische Volk treu an seinem katholischen Glauben und der katholischen Kirche hängt und deßhalb unchristlichen, auf den Umsturz aller göttlichen und weltlichen Ordnung gerichteten Gesellschaften wenig zugänglich ist [1].

Das sind die Hauptgründe, die nach unserer Ansicht das Vertrauen Englands auf die gute Gesinnung und gute Haltung seiner Arbeiter wenigstens für längere Zeit zum Theil rechtfertigen. Aber alle diese Gründe dürfen uns doch nicht blind machen gegen die Gefahren, die dem britischen Volke von Seite seiner Arbeiter drohen. England, fürchten wir, wird früher oder später schweren Schaden nehmen von seiner Industrie und der damit zusammenhängenden Überhandnahme der

---

[1] Man halte uns nicht die gegenwärtige Bewegung in Irland entgegen. Daß dieselbe mit unserer Frage in keinem Zusammenhange steht, sieht Jeder ein, der mit der Geschichte der gegenwärtigen traurigen Lage Irlands nur irgendwie bekannt ist. Irland leidet unter dem Drucke einer seit Jahrhunderten dauernden, ungerechten Knechtung, die vielleicht in der Weltgeschichte ihres Gleichen nicht kennt. Daß dem heißblütigen Irländer, der in seiner Heimath ein Fremdling geworden ist und der sich mit schwerem Geld das Recht erkaufen muß, das Erbe seiner Väter bearbeiten und kümmerlich davon leben zu dürfen, manchmal das Blut in den Adern kocht, daß ihn der langunterdrückte Groll zuweilen zu einer ungesetzlichen, vielleicht blutigen That verleitet, darf Niemand wundern, wenn man es auch nicht billigen darf. Die gegenwärtige Bewegung hat eine berechtigte Grundlage, sie will einer schreienden Ungerechtigkeit Abhilfe schaffen, und so lange sie sich innerhalb der Schranken der sogen. legalen Agitation hält, wie sie im politischen Leben Englands schon seit Langem Brauch ist, kann Niemand etwas gegen dieselbe einwenden. Dieß geben selbst billigdenkende Engländer zu. Die ungesetzlichen und revolutionären Ausschreitungen aber, die zuweilen vorkommen, sind meist auf Rechnung der freimaurerischen Fenians zu schreiben, welche sich zumeist aus Protestanten rekrutiren und von Protestanten geleitet werden. Die katholische Kirche thut Alles, um dieselben zu unterdrücken und das Volk zu einer gesetzmäßigen Haltung zu bestimmen. Stände Irland nicht unter dem Einflusse der katholischen Kirche, so wäre es schon längst an ohnmächtigen und blutigen Revolutionen zu Grunde gegangen.

Digitized by Google

sogen. Arbeiterbevölkerung und des Proletariats. In einem wohlgeordneten Organismus darf sich nicht ein Glied übermäßig auf Kosten der übrigen entwickeln. Dasselbe gilt auch von dem moralischen Organismus eines großen Gemeinwesens. Ein Reich mit großer, über ausgedehnte Strecken verbreiteter Bevölkerung wird für die Dauer nur glücklich sein, wenn Ackerbau, Handel und Industrie sich ungefähr das Gleichgewicht halten; und soll eine der genannten drei Erwerbsquellen vorherrschen, so darf dieß am ehesten beim Ackerbau, am allerwenigsten aber bei der Industrie der Fall sein. In England ist nun aber gerade das Umgekehrte der Fall. Der Ackerbau und die ackerbautreibende Bevölkerung ist in rascher Abnahme begriffen und heute schon von vollständig untergeordneter Bedeutung im englischen Staatshaushalt. Die kleineren Farmer können sich fast nicht mehr halten und verschwinden immer mehr. Angelockt durch die besseren Aussichten auf Gewinn, wandern sie in Städte, um die Reihen der Fabrikarbeiter zu vermehren, oder verdingen sich an die Kohlenbergwerke, oder wandern nach Amerika und Australien aus. Folgende Zahlen mögen als Illustration zu dem Gesagten dienen:

Im Jahre 1851 belief sich die ländliche Bevölkerung auf 2 084 153,
„ „ 1861 „ „ „ „ „ „ 2 010 454,
„ „ 1871 „ „ „ „ „ „ 1 657 138.

Und dabei muß man bedenken, daß die Gesammtbevölkerung Englands (ohne Schottland und Irland) in den betreffenden Jahren folgende Ziffern aufweist:

im Jahre 1851 = 18 054 170 Einwohner,
„ „ 1861 = 20 228 417 „
„ „ 1871 = 22 712 266 „ [1].

Während also die Gesammtbevölkerung so außerordentlich stark zugenommen hat, weist die ländliche Bevölkerung nicht nur keine Zunahme, sondern eine außerordentliche Abnahme auf. Wir haben schon angedeutet, daß die besprochene Abnahme der Landbevölkerung hauptsächlich auf Rechnung der kleineren Farmer kommt. Nach Frederik Martin[2] hatte schon in dem Zeitraume von 1851—1861 die Zahl der Farmer, die nicht über 100 Acres zählten, sich von 31 583 auf 26 567 vermindert. Heute ist diese Klasse von Farmern beinahe auf dem Aussterbeetat.

---

[1] Cf. Whitaker, Almanack for 1876, p. 195.
[2] The Statesman's Year-book for 1867, p. 272.

Digitized by Google

Auch der englische Handel steht ganz im Dienste der Industrie; bei Weitem der größte Theil desselben besteht in Einfuhr von Rohstoffen und in Ausfuhr von englischen Fabrikaten in alle Weltgegenden. Diese völlige Abhängigkeit des Handels von der Industrie hat zur Folge, daß jede Unsicherheit, jede Schwankung in der englischen Industrie eine Rückwirkung auf den Handel ausübt. Gerathen die Fabriken in's Stocken, so liegt der Handel darnieder. Ein andauernder Arbeiterstrike in Manchester wird in Liverpool fast eben so sehr empfunden, als in Manchester selbst.

Es unterliegt somit keinem Zweifel: das ganze sociale Leben der englischen Nation concentrirt sich immer mehr um die Industrie und droht darin aufzugehen. Daß aber dieser Übergang der Landbevölkerung zur Industrie und die übermäßige Entwicklung der letzteren nothwendig auf die ganze nationale Entwicklung unheilvoll einwirken muß, liegt auf der Hand. Eine solche unmäßige Anhäufung von übervölkerten Fabrikstädten ist nicht nur gegen alle gesunden Traditionen des Menschengeschlechtes, sondern ganz vorzüglich gegen die Traditionen des englischen Volkes. Das ganze Mittelalter und selbst die ganze neuere Zeit hindurch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts lag der Schwerpunkt der socialen Wohlfahrt Englands in den Landgemeinden und Landstädten. Außerdem bringt die Leichtigkeit des Gewinnes und die Aussicht auf die damit ermöglichten Bequemlichkeiten so viel Schachergeist in das englische Volk, daß sein Charakter dadurch nothwendig tief geschädigt werden muß. Endlich aber bewirkt diese übertriebene Entwicklung der Industrie, daß die sogen. Mittelklassen immer mehr aussterben. Die wenigen Glücklichen steigen hoch empor; die große Mehrheit sinkt zur Klasse der Arbeiter herab, die vielfach von der Hand in den Mund leben und früher oder später dem Proletariat anheimfallen. Nirgends hat sich diese unheilvolle Wirkung einer Alles absorbirenden Industrie so sehr schon gezeigt, als in England, wo man die Zahl der eigentlichen Arbeiter, die einfach Taglöhner sind, auf 15—17 Millionen anschlägt. Diese Zertheilung der Gesellschaft in eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Kapitalisten, die im Überfluß, vielfach in fast königlicher Pracht leben — und in eine weit überwiegende Mehrheit von Taglöhnern, die fast das ganze Leben sich gegen die Noth zu wehren haben, muß nothwendig mit der Zeit eine große Unzufriedenheit unter den niederen Schichten hervorrufen. England konnte bisher gelassen auf die friedliche Haltung seiner Arbeiter blicken, aber wie lange wird es dasselbe noch

Digitized by Google

thun können, wenn es auf dem Wege vorangeht, den es seit 30 Jahren hauptsächlich betreten? Denn so wohlgemeint und so zahlreich auch die Gesetze sind, die man zur Verbesserung der Lage der Arbeiter erläßt, so sieht doch Jeder ein, daß mit Gesetzen allein für den Bestand derselben auf die Dauer nicht genügend gesorgt werden kann. Die gedeihliche Wirkung der Gesetze setzt gewisse physische und moralische Grundlagen voraus. Die englische Industrie thut aber ihr Bestes, um diese nothwendigen Grundlagen zu zernichten.

Damit man die aufgestellten Behauptungen nicht für leere Übertreibungen halte, lassen wir hier wieder einige statistische Angaben über die englischen Vermögensverhältnisse folgen. Die Zahl der Bettler, die entweder ganz oder zum großen Theil von staatlichen Almosen lebten, belief sich im Jahre 1879 auf 800 426, so daß, wenn man die Gesammtbevölkerung Englands (ohne Irland und Schottland) auf etwa 25 165 000 anschlägt, auf je 31 Personen ein von staatlicher Unterstützung lebender Bettler kommt[1]. Diese Zahl stellt aber bei Weitem nicht die wahre Zahl der vorhandenen Bettler dar. Alle Diejenigen, welche von Privatunterstützungen reicher, wohlthätiger Leute leben, sind gar nicht mitgerechnet; ebenso sind nicht mitgerechnet die große Zahl wirklicher Bettler, die aus Scheu vor den öffentlichen Armenhäusern in der größten Noth dahinleben und vielfach durch Diebstahl oder Verbrechen ihr Dasein fristen. Wer zählt ferner noch all' die verwahrlosten Kinder, die von armen, hartherzigen Eltern, in der Unmöglichkeit, sie zu ernähren, auf die Straße geworfen werden und die halb vom Bettel und halb vom Diebstahl leben! Außerdem ist zu bemerken, daß man in den höheren Kreisen die Tendenz hat, die Zahl der Armen so gering als möglich anzugeben, weil man mit Recht diesen übergroßen Pauperismus als eine „nationale Schande" ansieht. Endlich sind die mit der Armenpflege Betrauten (boards of guardians) in der Annahme von paupers sehr strenge, weil sie nach der Zahl derselben auch die Höhe der Steuern zu bestimmen haben. Gewiß nicht mit Unrecht hat man deßhalb die Gesammtzahl aller eigentlichen Bettler des reichsten Landes der Welt auf anderthalb Millionen berechnet[2].

---

[1] Whitaker, Almanack for 1880, p. 214 and 204.

[2] Bei Daniel, Handbuch der Geographie, 4. A., Bd. II. S. 704. Daselbst wird nach Ungewitter angegeben, daß höchstens anderthalb Millionen Briten einen mehr oder minder kolossalen Reichthum besitzen, drei Millionen so ziemlich ihr Auskommen haben, etwa fünf Millionen von der Hand in den Mund leben, während

Digitized by Google

Außer diesen Bettlern, die sich natürlich fast ausschließlich aus den Arbeitern recrutiren, gibt es noch eine unvergleichlich größere Zahl von Arbeitern, die selbst dann, wenn sie Arbeit haben, nur kümmerlich mit ihrer Familie ihr Durchkommen finden und, sobald sich Arbeitsnoth oder Krankheit einstellt, im äußersten Elend leben. Fehlt ihnen die Arbeit, so fehlt ihnen das Brod. Zu einer sorgenfreien, gesicherten Existenz bringen es nur die allerwenigsten Arbeiter. Allerdings sind, wenn die Industrie gut steht, die Löhnungen hoch und kann sich der fleißige, nüchterne Arbeiter einen Sparpfennig für die Zeit der Noth zurücklegen. Aber wie oft bringen ihn Arbeitslosigkeit, gezwungene Theilnahme an den Arbeitseinstellungen oder Krankheit um diese Ersparnisse, so daß er nach Jahren wieder von vorne anfangen muß, und wenn dann Mangel an Arbeit oder Arbeitsunfähigkeit sich einstellt, die größte Noth auch bei ihm einkehrt. Trotzdem aber bleibt es wahr, daß, wenn häuslicher Sinn, Mäßigkeit und Sparsamkeit vorhanden wäre, die meisten Arbeiter wenigstens das nöthige Auskommen hätten. Aber darin gerade liegt, wenn wir so reden dürfen, der Fluch der krankhaft angewachsenen Industrie, wie sie hier in England existirt, daß sie den gewöhnlichen Arbeiter in eine sociale Lage bringt, die durch ihre Gefahren und Verlockungen ihn thatsächlich sehr häufig moralisch ruinirt. Von den Kohlenarbeitern gesteht auch Escott, daß, obwohl die Wissenschaft und die Menschenliebe schon Vieles gethan habe, um ihr Loos zu lindern, dasselbe dennoch ein hartes und gefährliches sei[1]. Das Durchschnittsalter eines Kohlengräbers rechnet man nach ihm auf bloß 30 Jahre, hauptsächlich wegen der vielen Unglücksfälle in den Kohlenbergwerken; bei einem Fabrikarbeiter beläuft sich das mittlere Alter auf 38—40 Jahre, während man in den höheren Professionen dasselbe auf 50 Jahre rechnet. Bei den Fabrikarbeitern sind außerdem Brustkrankheiten und Schwindsucht eine sehr häufige Erscheinung. Rechnet man zu dem Gesagten noch die Anstrengung, welche die Kräfte des Arbeiters aufreibt, das eintönige Leben in der Fabrik, das gar keine Abwechslung bietet, ferner das Erschlaffen aller höheren moralischen Kräfte bei der maschinenmäßigen, geisttödtenden Arbeit, so ist es in der That nicht zu ver-

---

nicht weniger als 18 Millionen sich entweder kümmerlich nähren oder ganz und gar dem Proletariat angehören. Die beiden letzteren Klassen bestehen fast ganz aus Arbeitern.

[1] England etc., l. c. p. 275.

Digitized by Google

wundern, daß der Arbeiter am Ende der Woche nach Abwechslung und aufregenden Genüssen verlangt. Hierzu kommt noch, daß der englische Arbeiter durch die überspannte, puritanische Sonntagsruhe an allen öffentlichen Spielen, zu denen die ganze Nation eine große Vorliebe hat, verhindert ist. Zieht man endlich noch die Macht des bösen Beispieles in Betracht, das hier jeden Arbeiter von allen Seiten umgibt, und die Fallstricke, welche die sogenannten Arbeiterclubs vielen bereiten, so läßt sich leider kaum etwas Anderes erwarten, als daß er am Sonntag an Lustfahrten über seinen Stand hinaus oder an Trinkgelagen und anderen unsittlichen Genüssen Theil nimmt und so an einem Tage den ganzen sauren Lohn der Woche vergeudet und einen weiteren Schritt zum Laster und zum Elend macht. Die moralische Lage der Arbeiter ist deßhalb auch hier eine recht bedauerliche. Die Trunksucht herrscht in einer geradezu entsetzlichen Weise. Zwar leiden alle Volksschichten Englands an diesem fast nationalen Laster, aber keine in einem höheren Grade als die der arbeitenden, die kaum andere Genüsse zu kennen scheint. Wir konnten zwar keine statistischen Nachweise über die Trunksucht bei den Arbeitern im Besondern auffinden; da aber anerkanntermaßen dieses Laster, wenn auch bei weitem nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich in der Arbeiterklasse seine Verheerungen anrichtet, so lassen wir hier einige allgemeine Angaben folgen, die noch jüngst ein Parlamentsmitglied in einer öffentlichen Versammlung seinen Zuhörern vorlegte. Im Jahre 1860 wurden in England 84 Millionen Pfund Sterling, also 2 Pfund 18½ Schillinge auf die Person, für Bier und geistige Getränke (Wein natürlich nicht mitgerechnet) ausgegeben. Im Jahre 1870 hingegen 119 Millionen Pfund, also etwas über 3 Pfund und 16 Schillinge auf die Person. Im Jahre 1875 endlich wurden 147 Millionen Pfund Sterling, oder eine Milliarde, vierhundert und siebenzig Millionen österreichische Gulden, für geistige Getränke ausgegeben, was auf die Person 4 Pfund 9 Schillinge oder rund 44½ österreichische Gulden ausmacht. Diese Zunahme, bemerkte mit Recht der Redner, sei eine unverhältnißmäßig große, trotz des Wachsthums der Bevölkerung während derselben Zeit. Wiederum im Jahre 1867 wurden 100 000 Personen wegen Betrunkenheit verhaftet, im Jahre 1870 schon 132 000 und im Jahre 1875 gar 204 000. Der Redner fügte hinzu, die Zunahme komme hauptsächlich auf Rechnung der größeren, übermäßig bevölkerten Städte und der höheren Löhnungen der Arbeiter. Außerdem machte er auf die ungeheure Zunahme der Trunksucht bei

Digitized by Google

den Frauen aufmerksam, eine Thatsache, die deßhalb um so bedauerlicher sei, weil die Folgen der Trunksucht bei Frauen und Müttern viel verhängnißvoller seien, als bei Männern und Vätern. In London werden jährlich eben so viel Frauen als Männer wegen Betrunkenheit verhaftet[1].

Daß bei einem solchen Umsichgreifen der Trunksucht die Sittlichkeit recht tief stehen muß, dafür bürgt uns schon das Wort des hl. Paulus: nolite inebriari vino, in quo est luxuria[2]. Thatsachen beweisen es auch. Nach officiellen Berichten leben auf den englischen Flüssen und Canälen ungefähr 22 000 Männer und 22 000 Frauen mit 72 000 Kindern. Von diesen 44 000 Männern und Frauen sind 26 000 unverheirathet (d. h. leben in wilder Ehe), und von den 72 000 Kindern sind nicht weniger als 40 000 unehelich[3]. Aus den Fabrikstädten liegen keine solche Statistiken vor. Hier lassen sich eben Statistiken, die nur annähernd Anspruch auf Genauigkeit machen, sehr schwer zusammenbringen. Aber daß der sittliche Zustand ein sehr schlechter und die Zahl unrechtmäßiger Kinder eine nahezu enorme ist, kann von Niemand bezweifelt werden, der mit den Arbeitervierteln der größeren Industriestädte irgendwie näher bekannt geworden ist. Freilich minder oder mehr ist in allen industriellen Gegenden der sittliche Zustand ein schlechter. Aber kaum irgendwo ist dieß mehr der Fall, als in den englischen Fabrikstädten. Namentlich wird die Heiligkeit des ehelichen Bandes sehr mißachtet. Daß Eheleute beiderseitig ihre „Neigung" anderen Personen zuwenden und ein neues Bündniß eingehen, ist unter der Arbeiterbevölkerung hier gar nicht selten. Kam es doch schon vor, wie officielle Berichte melden, daß Arbeiter „auf dem Heimwege aus dem Wirthshaus ihre Frauen vertauschten, ohne Widerspruch der letzteren und ohne daß die Nachbarschaft sich daran gestoßen hätte"[4]. Es hängt diese Sittenlosigkeit viel zusammen mit der Wohnungsnoth in großen Städten und mit der Höhe der Miethpreise. Wie manchmal wohnt die ganze Familie in einem Zimmer![5]

Fassen wir nun das Ergebniß unserer Untersuchungen zusammen, so sind wir gewiß zu dem Urtheile berechtigt, daß sowohl der sociale als moralische Zustand der arbeitenden Klassen Englands, namentlich in den größeren Städten, nichts weniger als ein glänzender ist. Wenn wir

---

[1] Vgl. Catholic Times, 5. Dec. 1879. [2] Ephes. 5, 18.
[3] Factory Reports for the half-year ending Oct. 31, 1875, p. 128.
[4] Factory Reports etc., p. 120. [5] Vgl. Escott a. a. O.

Digitized by Google

ferner im Auge behalten, daß stark die Hälfte der Bevölkerung zu dieser Klasse gehört, so dürfen wir uns nicht verhehlen, daß in der Arbeiterbevölkerung eine große nationale Gefahr für England liegt; denn bei solchen Verhältnissen, wie sie jetzt existiren, wird dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach immer tiefer sinken und dem vollständigen socialen und sittlichen Ruin entgegengehen und dadurch auch den ganzen Bestand Großbritanniens in Frage stellen. Die Industrie hat zwar England ungeheure Reichthümer gebracht, aber noch viel mehr soziales und sittliches Elend.

Man wird uns vielleicht noch fragen, woher es komme, daß die katholische Kirche, die doch in England die volle Freiheit genießt, nicht eine größere Wirksamkeit unter der Arbeiterbevölkerung entfalte. Wir sagen: unter der Arbeiterbevölkerung. Denn daß die katholische Kirche in den höheren Kreisen manche Anhänger gewinnt, daß sie an innerer Festigkeit und Organisation durch Errichtung neuer Missionsstellen zunimmt und daß die Vorurtheile gegen sie immer mehr schwinden und sie heute schon als eine wahre, ehrfurchtgebietende Macht dasteht, unterliegt keinem Zweifel. Aber unter der Arbeiterbevölkerung sind ihre Fortschritte sehr gering. Ja bis auf den heutigen Tag zweifeln erfahrene englische Priester, ob überhaupt, wenn man von den stets nachfolgenden Einwanderern aus Irland absieht, die katholische Kirche der Zahl nach zugenommen habe oder nicht. Woher kommt diese befremdende Thatsache?

Wir antworten: Daran ist vor Allem der bisherige große Priestermangel Schuld. Die englischen Priester arbeiten gewiß eifrig, und der deutsche Culturkampf hat ihnen manchen seeleneifrigen Mitarbeiter zugeführt. Allein die vorhandenen Kräfte reichen bei weitem nicht aus. Die drei- und vierfache Zahl der vorhandenen Priester würde kaum genügen, die nothwendige Arbeit unter denen, die schon katholisch sind, zu besorgen, zumal da die Seelsorge hier mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Aus vielen heben wir nur eine heraus. In der modernen Industrie sind alle dauernden Verbindlichkeiten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gelöst. Der Arbeitnehmer arbeitet im Taglohn und erhält für die Stunde oder für das Stück so und so viel. Im Übrigen existirt gar kein Band zwischen dem Fabrikherrn und seinem Arbeiter. Von beiden Seiten kann jeden Tag gekündigt werden. Im Bunde mit der Freizügigkeit bewirkt aber dieß ein beständiges Fluctuiren und Wandern unter den Arbeitern. Sie haben keine Heimath mehr,

ſondern ziehen von einem Ort zum andern, wie es ihnen die Laune oder die Ausſicht auf beſſere oder angenehmere Arbeit eingibt. Deßhalb entſteht zu gewiſſen Jahreszeiten hier in England unter den Arbeitern eine wahre Völkerwanderung Land auf und ab. Die Folge davon iſt, daß auch die katholiſchen Gemeinden eine beſtändig wechſelnde Bevölkerung enthalten. Jährlich erneuert ſich vielleicht mindeſtens die Hälfte der Pfarrangehörigen. Damit iſt aber auch ein innigeres Verhältniß zwiſchen dem Seelſorger und den Gläubigen ſehr erſchwert und einer fruchtbringenden Seelſorge der Boden entzogen.

Da nun ſchon die Kräfte für die unter den Katholiken zu beſorgenden Arbeiten nicht ausreichen, ſo kann noch viel weniger an die Bekehrung Andersgläubiger in irgend welchem bedeutenden Maße gedacht werden. Damit ſoll jedoch nicht geſagt werden, daß nicht manche Converſionen auch unter den Arbeitern vorkommen. Jede Miſſionsſtelle weist jährlich eine größere oder geringere Anzahl von Bekehrungen auch unter Arbeitern auf und würde noch viel mehr aufweiſen, wenn mehr Kräfte vorhanden wären. Aber wie kommt es denn, wendet man vielleicht ein, daß trotzdem die Zahl der Katholiken unter den Arbeitern nicht zuzunehmen ſcheint? Das kommt daher, weil bisher ſehr viele Kinder durch gemiſchte Ehen und noch mehr durch Mangel an katholiſchen Schulen dem Glauben verloren gingen. In beiden Richtungen iſt in den letzten Jahren Manches beſſer geworden, und die Zahl der Schulen wächst in erfreulichem Maße. Dennoch iſt dem Mangel an katholiſchen Schulen noch längſt nicht genügend abgeholfen. Noch vor einigen Monaten eröffnete der Biſchof von Liverpool in ſeiner Diöceſe eine neue Miſſionsſtelle. Schon am erſten Tage nach der Eröffnung fanden ſich über 60 katholiſche Kinder von verſchiedenem Alter in der Schule ein, von denen nur drei bis dahin eine ziemlich weit entfernte katholiſche Schule beſucht hatten, alle übrigen aber in proteſtantiſchen oder Wesleyaniſchen Schulen unterrichtet worden waren. Hätte man die neue Miſſionsſtelle nicht eröffnet, ſo wären die meiſten dieſer Kinder entweder Proteſtanten oder Heiden geworden. Solcher Miſſionsſtellen ſind aber noch ſehr viele dringend nothwendig, will man nicht eine große Zahl von Kindern verloren gehen laſſen. Aber es fehlt nicht nur an Prieſtern, ſondern auch an materiellen Mitteln. Es müſſen Kirchen, Schulen und Wohnungen für die Prieſter gebaut werden; und woher die Mittel nehmen? Die alten herrlichen Kathedralen und Kirchen, die ehedem das katholiſche England gebaut, ſind in den Beſitz der Pro-

Digitized by Google

testanten übergegangen, und neben diesen Denkmälern des katholischen Glaubens müssen sich die Katholiken mit großen Opfern neue Kirchen und neue Schulen bauen. Und das Lob müssen wir den englischen Katholiken spenden: an Opfersinn fehlt es ihnen nicht. Erstaunlich sind die Opfer, die sie, obwohl der weit überwiegenden Mehrzahl nach arme Arbeiter, schon gebracht haben, um Kirchen und Schulen zu bauen und ihre Priester zu unterhalten. Hoffen wir, daß Gott in Anbetracht dieser Opfer die Wirksamkeit der Priester segnen und damit eine wirksame Lösung der socialen Frage anbahnen möge!

Victor Cathrein S. J.

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß jener Zweig der kirchlichen Wissenschaft, den man gemeiniglich mit dem Namen „Apologetik" bezeichnet, mit seinen Anfängen weiter als jede andere theologische Disciplin in die Vergangenheit hinaufreicht, aber dennoch erst in der Gegenwart zu einem gewissen Abschlusse gelangt. Trotzdem die apologetischen Bestrebungen gleich in den ersten christlichen Jahrhunderten fast ausschließlich das Feld der kirchlichen Wissenschaft beherrschen, blieb die Apologetik selbst doch immerfort im Werden und in der Entwicklung begriffen. Wie reichhaltig und werthvoll auch die Einzelleistungen sein mochten, es fand sich Niemand, der die wohlbehauenen Bausteine sammelte, ordnete und zu einem festen, einheitlichen, in sich abgeschlossenen Bau zusammenfügte. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann man, und zwar in Deutschland zuerst, die Apologetik zur Wissenschaft zu erheben. Seit jener Zeit fand dieselbe nirgends eine eifrigere Pflege, als in unserem Vaterlande. Noch die neuesten Leistungen — wir brauchen bloß an Hettingers im verflossenen Jahre erschienenes Lehrbuch der Fundamental-Theologie zu erinnern — haben es gezeigt, mit welchem Ernst und welcher Ausdauer, mit welcher Liebe und Hingebung, aber auch mit wie großem Erfolge man sich hier dieser Aufgabe unterzogen hat. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Apologetik als Wissenschaft bereits jetzt in ihrer Vollendung vor uns stehe: wohl aber

Digitized by

muß Jedermann einräumen, daß man sich dem angestrebten Ziele mit großen Schritten um ein Bedeutendes genähert habe. Ein Rückblick, nicht nur auf diese Bestrebungen des letzten Jahrhunderts, sondern auf die ganze Entwicklungsgeschichte der Apologetik, ist darum gegenwärtig gewiß an der Zeit. Eine solche Umschau dürfte auch für Jene, welche der theologischen Wissenschaft ferner stehen, durchaus nicht ohne Interesse sein, da sich dabei vor unseren Augen das Bild jenes großartigen Kampfes entrollen wird, welchen die Kirche durch alle Jahrhunderte mit den Waffen des Geistes geführt hat, um ihren Glauben und ihre Institutionen gegen jeden Angriff zu schützen und zu vertheidigen. Es kann sich für uns begreiflicher Weise nicht darum handeln, dieses Bild bis in die kleinsten Züge auszumalen. Wir haben uns darauf zu beschränken, dasselbe in groben Umrissen zu zeichnen, indem wir nur die Hauptrichtungen kurz charakterisiren, wie sie, verschieden geartet je nach den verschiedenen Zeiten und der verschiedenen Geistesrichtung ihrer Vertreter, im Verlaufe der christlichen Ära zu Tage traten. Wir beginnen mit der Väterzeit, die wir in zwei Perioden scheiden [1].

I. Das Zeitalter der „Apologeten".

Gleich die ersten Angriffe gegen die christliche Wahrheit erfolgten von verschiedenen Seiten. Judenthum und Heidenthum schwangen die Waffen gegen das erstehende und erstarkende Christenthum; zugleich aber erhob auch schon die Ketzerei ihr Haupt. Das Christenthum war gegen alle Feinde gleich wohl gerüstet. Während der Kampf, den es gegen die beiden ersteren aufnahm, unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß, ist die Bekämpfung der Ketzerei für die Apologetik nur insofern von Bedeutung, als dabei auf die Grundlagen des christlichen Glaubens und die von Gott gewollte Ordnung seiner Fortpflanzung zurückgegriffen wurde.

Die Predigt des Evangeliums an die Juden gipfelte in dem Satze: Jesus von Nazareth ist der im Alten Bunde verheißene Messias. Der göttliche Erlöser selbst hatte wiederholt und feierlich dieses Zeugniß über seine heilige Person und den Zweck seiner Sendung abgelegt. Er

[1] Cfr. Patrologiae Curs. compl. Ed. Migne. — Werner, Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der christlichen Theologie. Schaffhausen, Hurter, 1861—1867.

Digitized by Google

weist die Juden auf sein ganzes Leben hin und fordert sie auf, dasselbe mit dem Bilde zu vergleichen, welches die heiligen Schriften vom Messias entworfen: „Ihr erforschet die Schriften, weil ihr annehmet, in ihnen ewiges Leben zu haben; und sie sind es, welche Zeugniß geben über mich“ (Joh. 5, 39). Wie der Meister, so die Schüler. Die Apostel begannen ihr Predigtamt damit, daß sie den Juden verkündeten, Jesus der Gekreuzigte sei der verheißene Messias. So bei der ersten Predigt am Pfingsttage. So nach der an der Tempelpforte erfolgten Heilung des Lahmen; zu dem bei dieser Gelegenheit zusammengeströmten Volke spricht der Apostelfürst in heiliger Begeisterung über den Messias, „wovon Gott geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten von Urzeit an. Moses vornächst hat gesprochen ..... Alle Propheten aber von Samuel an und abfolgend, so da geredet, haben auch angekündigt diese Tage“ (Apostelg. 3, 21—24). Die Worte der Apostel fanden ihren Widerhall in den heiligen Aufzeichnungen der Evangelisten. Die Lebensgeschichte des Heilandes stellt sich in den vier Evangelien dar als eine Kette von erfüllten Prophezeiungen des Alten Testamentes. Insbesondere macht es sich der hl. Evangelist Matthäus zur Aufgabe, im Einzelnen auf die am Heiland in Erfüllung gegangenen Weissagungen der Propheten hinzudeuten.

Hiermit war den Vertheidigern des christlichen Glaubens der Weg vorgezeichnet, welchen sie den im Unglauben verhärteten Juden gegenüber einzuschlagen hatten. Unter den Schriften der ersten zwei Jahrhunderte, welche gegen diese Feinde der christlichen Lehre abgefaßt wurden, ragt der Dialog mit Tryphon hervor, dessen Verfasser der christliche Philosoph und Martyrer Justin († c. 167) ist. Tryphon war um jene Zeit einer der angesehensten Wortführer des Judenthums. Justin maß sich mit ihm zu Ephesus, wo er in einer zweitägigen Disputation gegen ihn auftrat. Dem Versprechen gemäß, welches er dem Tryphon und seinen Anhängern gegeben, machte er sich später an die schriftliche Aufzeichnung dieser Unterredung. Dieselbe gibt uns ein anschauliches Bild von dem geistigen Kampfe, wie er damals zwischen Juden und Christen ausgefochten wurde.

Vorerst antwortet Justin auf den Vorwurf Tryphons, die Christen beobachteten das von Gott gegebene Mosaische Gesetz nicht. Er weist nämlich nach, wie das alte Gesetz seine Kraft verloren habe, seitdem das neue Gesetz an seine Stelle getreten sei. Dann gilt es, den Einwurf Tryphons zu entkräften, der in Armuth und Niedrigkeit geborene und am Kreuze endende

Digitized by Google

Jesus von Nazareth könne nicht der im Alten Bunde verheißene Messias sein. Diesem habe der Prophet Daniel ein ewiges Reich in Aussicht gestellt, das er vom Alten der Tage in Empfang nehmen sollte. Die Worte im Deuteronomium: „Verflucht ist von Gott, wer am Holze hängt", schlössen die Idee eines gekreuzigten Messias von vornherein aus. Justin stellt den scheinbaren Gegensatz zwischen der Danielischen Vision und dem äußeren Erscheinen Jesu nicht in Abrede. Wohl aber entwickelt er die bedeutsame Lehre von der zweifachen Ankunft Christi, wie sie die Propheten des Alten Bundes geweissagt haben. Bei der ersten soll der Messias erscheinen in Niedrigkeit und Armuth, bei der zweiten in Hoheit und Pracht; bei der ersten in Knechtsgestalt, bei der zweiten als Herrscher und Richter der Welt. Auf die Erniedrigung folgt die Erhöhung. Der schmachvolle Tod am Kreuze ist das Schlußglied in der Kette der Erniedrigungen. Der Fluch im Deuteronomium aber trifft die Übertreter des Gesetzes; unter ihm seufzte das ganze Menschengeschlecht; Christus hat ihn für Alle auf sich genommen, um Alle zu erlösen. Das Leiden Christi am Kreuze ist übrigens auch von den Propheten, besonders im 21. Psalm, vorherverkündet, die Kreuzigung selbst auf verschiedene Weise typisch vorgebildet worden. Das Bild, welches die alten Seher vom Leben und Leiden des Messias entwarfen, hat in Christus seine Verwirklichung gefunden. Die Juden, deren Anschauungen Tryphon vertrat, nahmen besonders Anstoß an der Lehre von der übernatürlichen Geburt Christi aus der Jungfrau, und noch mehr sträubten sie sich, die Gottheit Christi anzuerkennen. Wiederholt wendet sich Justin gegen diese Irrthümer. Er greift dabei wiederum zu den heiligen Büchern der Juden, indem er zeigt, wie jene wunderbare Geburt des Messias an verschiedenen Stellen vorherverkündet sei, am deutlichsten bei Isaias 7, 14: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen. . . ." Diese Weissagung könne nur auf den Messias, nicht auf Ezechias bezogen werden. Auch die anderen Einwürfe der Juden gegen diesen Text werden eingehend widerlegt. Der aus der Jungfrau Geborene ist Gottes Sohn, wahrer Gott von Ewigkeit her. Justin handelt hier auch von den verschiedenen Theophanien des alten Testamentes. Aber zu welchem Zwecke stieg der Gottmensch auf diese Erde hernieder? Die Beantwortung dieser Frage schließt die Lehre von der Person des Messias ab. Justin betont, daß der „Gesalbte des Herrn" nach den Prophezeiungen des Alten Bundes nicht nur als Herrscher, sondern auch als Hoherpriester die Hoffnungen des auserwählten Volkes erfüllen sollte. Gerade bei seiner ersten Ankunft soll er als Hoherpriester seines Amtes walten, also Versöhnung wirken. Die Sühne leistet er dadurch, daß er, der Gerechte, sich selbst als Sühnopfer darbringt für die Sünden des Volkes. So hat es u. A. der Prophet Isaias (Kap. 53) geweissagt. Es erübrigt unserem Apologeten nur noch, auf die Anschuldigung der Juden zu antworten, daß die Christen auch mit den Heiden in Gemeinschaft träten. Justin thut es in einer Weise, daß er zugleich die Idee der „allgemeinen Kirche" Christi aus den alttestamentlichen Büchern erhebt. Alle Diejenigen nämlich, welche dem verheißenen Messias in Glauben und Liebe anhangen werden, sollen der durch ihn gespendeten Segnungen theilhaftig

Digitized by Google

werden; es wird ein geistiges Reich Israel aus ihnen erwachsen. Die Erlösungsthat Christi, sein Blut und sein Tod, die Früchte der Erlösung, sowie die Heilsmittel, dieselben zu gewinnen, kurz der ganze Inhalt des Neuen Bundes soll Gemeingut aller Völker des Erdkreises werden, nicht einer Nation oder einem Volke vorbehalten bleiben. Diese Bekehrung der heidnischen Völker und ihre Erhebung zur Theilnahme an den Segnungen des großen Gottesreiches, sowie umgekehrt der Abfall und die Verwerfung eines großen Theiles der Juden ist von den Propheten längst vorhergesagt worden. Die Christen, nicht die Juden, sind jetzt die Auserwählten Gottes, seine Lieblinge, seine Kinder; durch die Reinheit ihres Lebenswandels beweisen sie ihre Auserwählung, während die Juden in ihrer Verhärtung sich immer mehr von Gott abwenden. Zum Schlusse wendet sich der heilige Martyrer an die Juden mit einer Aufforderung zur Bekehrung.

Mit Recht hat dieses Werk zu allen Zeiten die größte Anerkennung gefunden. Es schlägt in der That nicht nur die Angriffe des Judenthums vollständig nieder, sondern sein Verfasser stellt sich mit seinen Angreifern auf den gleichen Boden, um hier den Kampf bis zum vollständigen Siege weiterzuführen. Mit der ganzen Fülle von Beweismitteln, die er den Typen und Weissagungen des Alten Testamentes entnimmt, thut er siegreich die Wahrheit des Satzes dar, daß Christus der verheißene Messias und die Kirche Christi das neue Gottesreich sei. Die Schlußaufforderung an die Juden ist der schönste Ausdruck jenes ireniſchen Zuges, welcher der christlichen Apologetik so eigen ist.

Tertullian († c. 240) tritt in seiner Schrift gegen die Juden ganz in die Fußstapfen Justins. Auch er argumentirt aus den messianischen Weissagungen und Vorbildern des Alten Testamentes; diese haben in Christus und einzig in ihm ihre Erfüllung gefunden. Da der Kreuzestod Christi für die Juden der größte Stein des Anstoßes war, werden eine Reihe typischer Handlungen und viele Prophezeiungen namhaft gemacht, welche das Leiden und den Tod des Messias bis in die kleinsten Umstände wahrheitsgetreu abspiegeln. Wäre Christus nicht der Messias, so könnten einige Weissagungen gar nicht mehr in Erfüllung gehen. Oder wie sollte noch aus Bethlehem, wo keinem Juden der Aufenthalt mehr gestattet ist, Der hervorgehen, welcher Herrscher sein soll in Israel? Der afrikanische Apologet ist der erste, welcher dem jüdischen Unglauben gegenüber sich auf eine eingehende Besprechung der siebenzig Jahrwochen des Propheten Daniel einläßt. Bei Darthuung der Gottheit Christi hingegen lehnt er sich ganz an die Ausführungen des Justin an. Über die alttestamentlichen Legalien erklärt er sich klar

Digitized by Google

und bestimmt; dieselben haben seit dem Erscheinen des Gottmenschen und dem Entstehen des neuen, von ihm gegründeten Reiches ihre verpflichtende Kraft verloren. Darauf deuten schon hin die Aussprüche jener gottbegeisterten Männer des Alten Bundes, deren Seherblick das neue Gottesreich erschaute. Die Strafgerichte Gottes endlich, welche dem Theile des jüdischen Volkes angedroht waren, der in seiner Hartnäckigkeit den Messias verwarf, haben sich nunmehr bereits vollzogen. Jerusalem ist zerstört; die Juden sind zerstreut worden; die Prophetie hat aufgehört; der strafende, nicht mehr der schützende Arm Gottes ruht auf den im Unglauben verhärteten Juden. Das Werk Tertullians trägt, wie fast alle seine Schriften, ein eigenes rhetorisches Gepräge. Im Übrigen steht es Justins Dialog mit Tryphon sehr nahe.

Nach Tertullian schrieb Cyprian († 258) seine „Drei Bücher der Beweisstellen gegen die Juden". Dieselben bilden eine sehr reichhaltige Sammlung von Beweismaterial. Sie sind mehr Arsenal als Kampfplatz. Cyprian selbst nennt sie in seiner an Quirinus gerichteten Vorrede ein Sammelwerk, welches den in ihm aufgehäuften Stoff Anderen zur Bearbeitung überlasse. Jedes Buch enthält eine Reihe kurz gefaßter Sätze, denen jedesmal die der heiligen Schrift entnommenen Beweisstellen angereiht werden. Das erste und das zweite Buch besprechen im Allgemeinen die gleichen Wahrheiten, denen wir schon bei Justin und Tertullian begegnet sind. Im ersten Buche soll nach des Verfassers Absicht nachgewiesen werden, daß, wie die Weissagungen des Alten Bundes es vorhergesagt, die Juden von Gott abgefallen wären und sein Erbarmen verscherzt hätten, daß aber an ihre Stelle die Christen getreten wären, jenes aus allen Nationen der Erde auserlesene Volk, welches „durch den Glauben den Herrn verdient habe". Das zweite Buch ist dem „Geheimnisse Christi" gewidmet, d. h., wie der Heilige sich selbst erklärt, es soll den Beweis liefern, daß Derjenige erschienen sei, der nach der Schrift vorherverkündet worden, und daß an ihm Alles in Erfüllung gegangen sei, woran er als der Messias erkannt werden sollte. Das dritte Buch, das übrigens, wie es scheint, den zwei andern erst später beigefügt wurde, trägt weniger einen apologetischen Charakter. Es ist ein kurzer Inbegriff der Vorschriften und Anweisungen, wodurch die heilige Schrift das Leben des Christen regelt und ihn zu einer treuen und vollkommenen Pflichterfüllung anleitet. Abgesehen von diesem Theile der Cyprianischen Schrift, stoßen wir auch hier nicht nur wiederum auf dieselben Waffen, mit denen Justin und Tertullian den

Digitized by Google

Kampf führten, sondern überdieß sind auch die Zielpunkte die gleichen. Die Messiaswürde Christi und die Berechtigung des neuen Gottesreiches, das an die Stelle des alten Gottesbundes getreten, sollen aus den heiligen Büchern des Alten Testamentes erhärtet werden. Da letztere beim jüdischen Volke noch fortwährend in höchstem Ansehen standen, so mußten alle Beweisgründe, die denselben entnommen wurden, den Juden unter dieser Rücksicht als vollkräftige Argumente gelten. So sucht schon die älteste Apologetik des Christenthums ihre Gegner auf deren eigenem Boden auf und leitet dadurch die einzig erfolgreiche Kampfesweise ein.

Wenden wir uns nunmehr den apologetischen Bestrebungen und Leistungen zu, welche der Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum in den ersten Jahrhunderten hervorgerufen hat. Von größtem Einflusse waren dabei die äußeren Zeitumstände. Die Christen hatten sich ihre Existenzberechtigung noch nicht gesichert. Weil sie den heidnischen Göttern ihre Anerkennung verweigerten und sich an deren Cult nicht betheiligten, waren sie als „Verächter der Götter" ein Gegenstand erbitterten Hasses. Sie waren in den Augen der Heiden zugleich Staatsfeinde und Feinde der Menschheit. Daher die wüthenden Verfolgungen, die nach kurzen Unterbrechungen stets auf's Neue wieder losbrachen. Die Christen litten und duldeten; der Gewalt mit Gewalt entgegenzutreten, war ihnen nicht erlaubt. Das Einzige, was sie zu ihrer Vertheidigung thun konnten, bestand darin, daß sie, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, zu den Waffen des Geistes griffen. Dazu wurden sie ermuthigt durch den Hinblick auf jene obersten Gewalthaber, welche den Namen eines gerechten, menschenfreundlichen, weisen, philosophischen Kaisers als ihren größten Ruhm erachteten. Solche Herrscher waren Hadrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius, der sich auch Antoninus Philosophus nennen ließ. An sie wandten sich die ersten Apologeten mit ihren Schutzschriften. Quadratus, ein Apostelschüler und Bischof von Athen, sowie der durch philosophische Bildung hervorragende Athener Aristides, überreichten ihre Apologien dem Kaiser Hadrian, als sich dieser im Jahre 127 in Athen aufhielt. Auch Aristo von Pella, Miltiades, Claudius Apollinaris, sowie Melito, Bischof von Sardes, und Athenagoras verfaßten solche Vertheidigungsschriften. Die meisten derselben sind jedoch bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen. Der hl. Justin war auch hier nicht unthätig; wir besitzen von ihm zwei solcher Apologien,

Digitized by Google

von denen die eine sich zumeist an Hadrians Nachfolger, Antoninus Pius, wandte, während die andere für Marcus Aurelius bestimmt war. Die erstere ist auch die bedeutendere und gibt uns den besten Einblick in die Schutzschriften dieser Art.

Bemerkenswerth ist schon die Aufschrift: „An den Kaiser Titus Aelius Adrianus Antoninus Pius Augustus Cäsar und seinen Sohn Verissimus, den Philosophen, und dessen leiblichen, aber von Pius adoptirten Sohn Lucius, den Philosophen, den Schützer der Gelehrsamkeit, an den heiligen Senat, wie auch an das ganze römische Volk." Offenbar ein Appell an die Weisheit, Wahrheitsliebe und Menschenfreundlichkeit der Machthaber. Die Schrift selbst zerfällt in drei Theile. Im ersten begründet Justin seine Bitte um Schutz gegen die ungerechten Verfolgungen, unter denen die Christen seufzen. Die Christen verdienen die Strafen nicht, welche über sie verhängt werden; denn sie sind frei von den Verbrechen, welche man ihnen vorwirft. Die Christen sollen Atheisten sein; das ist unwahr. Freilich sind sie keine Anhänger der falschen Götter des Heidenthums; denn den Dämonen können und wollen sie keine Verehrung entgegenbringen. Aber sie verehren den wahren Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. Er ist der Schöpfer und Herr aller Dinge. Der christliche Gottesdienst ist ein reiner und gotteswürdiger. Indem er läuternd und heiligend wirkt, hebt er den Menschen in ein höheres, geistiges Reich empor. Ungerecht ist ferner die Anschuldigung, die Christen seien Feinde des Reiches. Nicht irdische Herrschaft und irdischer Besitz ist der Gegenstand ihres Strebens. Sie arbeiten darum auch nicht im Geheimen an der Erreichung politischer Zwecke. Umgekehrt bilden die Lehren des Christenthums die treuesten Unterthanen und die besten Staatsbürger heran. Die Christen erfüllen ihre Obliegenheiten gegen die öffentliche Gewalt als heilige Gewissenspflicht. Verbrechen gegen die bürgerliche Ordnung vermeiden sie aus Furcht vor der strengen Wiedervergeltung im Jenseits. Sollten aber dennoch Verbrechen von Christen begangen werden, wohlan, so ahnde man diese nach den Forderungen der Gerechtigkeit. Jedoch der Unschuldigen schone man und lasse ihnen ihr Recht werden. Der christliche Philosoph läßt es bei einer bloßen Abwehr nicht bewenden. Der zweite Theil seiner Schutzschrift, der den ersten wie an Wichtigkeit, so an Umfang übertrifft, unternimmt es, die Wahrheit und Vortrefflichkeit der christlichen Religion im Einzelnen darzulegen. Schon die wunderbare Umwandlung, welche das Christenthum in denen hervorbringt, die vom Göttercult sich lossagen und die Lehren der christlichen Religion zur Lebensnorm erwählen, weist auf eine höhere Macht hin, die im Christenthum schafft und wirkt. Es ist ein erhabenes, nicht von dieser Erde stammendes Ideal, welches die christliche Sittenlehre ihren Anhängern zur Verwirklichung vorhält. Der Glaubensinhalt des Christenthums gibt die befriedigendsten und wohlthuendsten Aufschlüsse über die großen Fragen nach dem Ziel und Ende des Menschen; hierhin gehören die Lehren von der Wiedervergeltung im Jenseits, von der Unsterblichkeit der Seele und der Auferstehung des Leibes. Manches,

Digitized by Google

was die heidnischen Philosophen und Dichter über diese Fragen gelehrt, hat zwar eine gewisse Ähnlichkeit mit den Wahrheiten des Christenthums; aber an Bestimmtheit und Erhabenheit steht es ihnen weit nach. Ebenso begegnen wir auch in der heidnischen Mythologie manchen Zügen, welche eine entfernte Verwandtschaft mit den Geheimnissen des Christenthums zur Schau tragen. Darum dürfen die Heiden an diesen keinen Anstoß nehmen. Den Christen allein will man Freiheit der Religion und des Cultus verwehren; sie allein haßt und verfolgt man. Woher diese Erscheinung? Nichts als das feindliche Wüthen der bösen Geister kann die Thatsache erklären; sie nämlich hassen die Wahrheit und lieben die Lüge. Auf solche Weise sucht Justin die Heiden, für die er schreibt, auf den Hauptbeweis für die Wahrheit der christlichen Religion vorzubereiten und sie empfänglicher zu machen, dessen Kraft auf sich einwirken zu lassen. Und welches ist dieser Beweis? Derselbe wird nicht so sehr aus den Wundern geführt, welche der Erlöser zum Erweise seiner göttlichen Sendung gewirkt hatte, als vielmehr aus den alttestamentlichen Weissagungen, welche in der Person Christi und in der von ihm gegründeten Kirche ihre Erfüllung gefunden. Diese Weissagungen sind aufgezeichnet in den heiligen Büchern der Hebräer; außerdem sind sie Allen zugänglich in der griechischen Übersetzung dieser Schriften, welche für die Ptolemäische Bibliothek angefertigt ist. Ihre Erfüllung muß demnach auch für die Heiden Beweiskraft haben. Nun ist aber Alles, was über das Erscheinen und Auftreten, über das Leben und den Tod, über das Wirken und die Erfolge des Messias vorherverkündet worden, an Jesus von Nazareth in Erfüllung gegangen. Seine Geburt aus der Jungfrau, seine Wunderthaten, sein Kreuzestod, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, die Verbreitung seiner Religion über den ganzen Erdkreis, die Verwerfung der Juden und die Berufung der Heiden waren längst geweissagt. Einzig Gott konnte seinen Gesandten auf diese Weise in die Welt einführen. Die Allwissenheit Gottes redete durch die Propheten. Darum ist diesen Prophezeiungen in Allem Glauben beizumessen, auch dann, wenn sie Jesu Gottheit und seine ewige Zeugung vom Vater verkünden. Wenn also die Christen die Gottheit Jesu Christi bekennen, so ist dieser ihr Glaube kein eitler Wahn. Nein, er stützt sich auf unanfechtbare Zeugnisse. Wäre es anders, so könnte man die Thatsache der Verbreitung des christlichen Glaubens gar nicht erklären. „Denn wie sollten wir," frägt Justin, „einem Menschen, der gekreuzigt ist, glauben, er sei der Erstgeborene des ungezeugten Gottes und er werde das ganze Menschengeschlecht richten, wenn wir nicht Zeugnisse vorfänden, die vor seiner Menschwerdung über ihn abgelegt und aufgezeichnet worden, und wenn wir dieselben nicht bekräftigt sähen durch ihre Verwirklichung?" Als Bestätigung des Hauptbeweises folgt eine Parallele zwischen der heidnischen Götterlehre und den Religionswahrheiten des Christenthums, die sehr interessante Zusammenstellungen enthält. Sie verfolgt zugleich den Zweck, zu zeigen, wie gar manche Bruchstücke der vorchristlichen Offenbarung zwar carrikirt, aber doch noch erkennbar in den Sagenmythus des Heidenthums Aufnahme gefunden hätten. Der dritte Theil der Justinischen Schrift soll für die Unschuld der Christen zugleich und für die

Digitized by

Wahrheit der christlichen Religion Zeugniß ablegen. In dieser Absicht schildert Justin den äußeren Gottesdienst der Christen. Eingehend redet er von der Taufe und der heiligen Eucharistie. Nachdem er über den Glauben der Christen an das hochheilige Geheimniß Rechenschaft gegeben, legt er den äußeren Verlauf der heiligen Handlung, wie sie bei den Zusammenkünften der Christen vollzogen wurde, in seinen einzelnen Theilen dar. Die Apologie schließt mit einer Aufforderung an die Imperatoren, der christlichen Religion gegenüber nach bestem Wissen und Gewissen zu verfahren und auf jeden Fall schuldlose Menschen nicht mit dem Tode zu bestrafen. „Denn wir verkünden euch vorher," so lauten seine ernsten Worte, „daß ihr dem Gerichte Gottes nicht entgehen werdet, wenn ihr in der Ungerechtigkeit beharret. Wir aber werden ausrufen: Was Gott gefällt, das möge geschehen."

Ein ähnlicher Freimuth und die gleiche Wärme der Überzeugung spricht fast aus jeder Zeile der herrlichen Schrift. Sie ist ganz aus den Bedürfnissen des Augenblickes erwachsen. Darum wendet sie sich in erster Linie gegen die Anklagen, welche das Heidenthum zur Rechtfertigung seiner ungerechten Angriffe ersonnen hatte. Aber der christliche Apologet will auch bei dieser Gelegenheit Allen, die guten Willens sind, die Augen öffnen: daher sein Bemühen, nicht nur die Schuldlosigkeit, sondern auch den inneren Werth, den übernatürlichen Charakter, die Göttlichkeit des Christenthums darzuthun. Auffallend könnte es erscheinen, daß Justin, wie gegen die Juden, so auch den Heiden gegenüber bei seiner Beweisführung so großes Gewicht auf die Weissagungen legt, hingegen den Wunderbeweis kaum berührt. Wir werden uns diese Thatsache aus einem doppelten Grunde zu erklären haben. Einmal waren die Heiden der damaligen Zeit für die Beweiskraft der Wunderthaten Christi in desto geringerem Grade empfänglich, je mehr sie gewohnt waren, alle Wunderzeichen magischen Kräften zuzuschreiben. Sodann waren die Weissagungen ein Beweis, gegen den auch die Heiden nicht so leicht Einwendungen erheben konnten.

Die sogenannte zweite Apologie Justins ist inhaltlich nur eine Ergänzung der vorigen. Sie trägt noch mehr das Gepräge einer Gelegenheitsschrift als diese, und war laut ihrer Aufschrift für den römischen Senat bestimmt, wurde aber dem Kaiser Marcus Aurelius übergeben. Die unter diesem Kaiser ausgebrochene Christenverfolgung bot den Anlaß zu ihrer Abfassung. Die Gottlosigkeit der Menschen und die Wuth der bösen Geister, so beginnt Justin seine Schutzschrift, vereinigen ihre Anstrengungen, um die Christen wo möglich aus der Welt zu schaffen. Darum haben wiederum in der letztverflossenen Zeit drei

Digitized by Google

Christen leiden und sterben müssen. Auch auf die Gefahr hin, selbst den Nachstellungen des Philosophen Crescens zum Opfer zu fallen, will Justin frei der Wahrheit Zeugniß geben. Man frägt die Christen höhnisch, warum sie sich nicht selber tödteten, wenn ihr Verlangen nach dem ewigen Reiche ein so großes sei. Antwort: Der Wille und die Absichten Gottes gelten den Christen als oberstes Gesetz. Diese Pläne wollen sie nicht durchkreuzen, nicht eingreifen in die Herrschaft Dessen, der die ganze Welt geschaffen hat und als oberster Lenker regiert. Werden sie über ihren Glauben befragt, so stehen sie muthig Rede und Antwort. Denn einer Übelthat sind sie sich nicht bewußt; gegen die Wahrheit reden, erachten sie für gottlos; ihre Erklärungen sollen die Vorurtheile der Heiden zerstreuen. Auf einen zweiten Einwurf geht Justin weitläufiger ein. Derselbe lautet: Hätten die Christen wirklich Gott auf ihrer Seite, so könnte derselbe nicht zugeben, daß sie von gottlosen Menschen, wie die Heiden es ja nach Aussage der Christen seien, ihres Lebens beraubt würden. Der ganze folgende Theil der Apologie ist der Lösung dieses Einwurfes gewidmet. Justin weist nach, daß die Verfolgungen, welche Gott zuläßt, in ausgezeichneter Weise die Macht Gottes über die Dämonen, seine Weisheit und Gerechtigkeit verherrlichen. Aber auch die Unschuld und die Tugenden der Christen treten durch die Verfolgungen um so mehr an's Tageslicht. Die Apologie schließt mit dem Wunsche an die Senatoren: „Möget ihr, wie es der Frömmigkeit und philosophischen Bildung geziemt, schon um euretwillen ein billiges Urtheil fällen!"

Während der Regierungszeit des Marcus Aurelius wurden noch zwei andere hervorragende Apologien abgefaßt, die ebenfalls beide für denselben Kaiser bestimmt waren. Die eine ist die des Bischofs von Sardes, Melito. Neuen Gesichtspunkten begegnen wir darin nur wenigen. Sie ist eben eine Beschwerdeschrift über die Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen, die im römischen Reiche gegen die Christen verübt wurden. Deren Unschuld und Überzeugungstreue erheben Anspruch auf Achtung und sollten um so mehr vor Verfolgung schützen. Besonders betont wird die strenge Pflicht, der gewonnenen Überzeugung zu folgen. Auch die Heiden konnten längst durch die Predigt des einen wahren Gottes zur richtigen Einsicht gelangen; darum sind sie nicht mehr entschuldbar. Schon die Vernunft leitet den Menschen zur Erkenntniß des wahren Gottes an. Der Mensch braucht nur in sich zu blicken und das unsichtbare Wirken und Schaffen seiner Seele zu betrachten, um

Digitized by

den Weg zur wahren Gotteserkenntniß zu finden. Des mit Vernunft begabten Menschen durchaus unwürdig ist es aber, dem von Menschenhänden geformten Götzenbilde göttliche Verehrung zu zollen. Der Ursprung der Göttersagen ist ein rein menschlicher. Viele derselben sind auf geschichtlichem Boden erwachsen, wenigstens insofern, als menschliche Geschicke und Begebenheiten den Anlaß zu den mythischen Ausschmückungen boten. So sind sämmtliche griechischen und syrischen Götter nur deificirte Menschen, wie an Serapis, Dionysos, Zeus, Athene, Hephaistos u. A. nachgewiesen wird. Die Sprache nimmt gegen Ende an Entschiedenheit zu. Es wird als persönliche Pflicht des Herrschers hingestellt, für die Verehrung des wahren Gottes einzustehen. Die große Verbreitung des Heidenthumes darf daran nicht hindern. Das Heidenthum ist dem Untergange geweiht. Dräuend erhebt sich die göttliche Gerechtigkeit. Möge der Kaiser ihr entgehen!

Die andere der an den Kaiser Marcus Aurelius gerichteten Apologien ist des Athenagoras Legatio pro Christianis. Mehr noch als die bisher angeführten Schutzschriften ist sie von einem Zuge großen Vertrauens auf den Rechtssinn und die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers durchweht. Dem entsprechend schlägt sie auch einen sehr ruhigen Ton an und zeichnet sich durch weise Mäßigung aus. Sie will die Nichtigkeit der gegen die Christen erhobenen Anschuldigungen in der Absicht darthun, um für die Christen die gleiche Freiheit der Religionsübung zu erwirken, welche allen übrigen Unterthanen des römischen Reiches gewährt wird. Von den drei in Rede stehenden Verbrechen ist es das der Gottlosigkeit, welches die eingehendste Widerlegung verlangt. Die Christen verwerfen nur den Polytheismus, verehren aber um so eifriger den einen Gott. Von dieser reineren und höheren Erkenntniß, welche sich vom crassen Polytheismus zur wahren Gottesidee erhebt, finden sich schon bei den Dichtern und Philosophen der Griechen nicht wenige Spuren. Euripides, Philolaus, Lysis, Opsimus, Plato u. A. werden zur Bestätigung herangezogen. Doch die Gotteserkenntniß der Christen hat eine festere Grundlage, als die bloße Vernunft sie bieten kann; denn sie stützt sich auf die Offenbarungen Gottes, der durch die Propheten zu den Menschen geredet hat. Der Gott der Offenbarung aber ist ein dreieiniger Gott. Speciell wird der Logoslehre gedacht. Die Thorheit der Götzenanbetung und das Abenteuerliche so mancher Mythen wird im Einzelnen beleuchtet. Wie Melito hebt auch Athenagoras hervor, daß die Göttersagen sich meistens an die Fersen historischer Ver-

Digitized by Google

sonen geheftet. Schon aus diesem Grunde sei auch eine Umdeutung der Götterlehre im philosophischen oder physikalischen Sinne, wie sie Empedokles u. A. versucht hätten, unstatthaft. Aber, wenden die Heiden ein, von den Götterbildern gehen doch außergewöhnliche, wunderbare Wirkungen aus. Athenagoras antwortet im Namen der Christen: Wir stellen jene geheimnißvollen Wirkungen nicht in Abrede, können aber in ihnen keine Bethätigungen göttlicher Macht und Weisheit erkennen. Denn von Gott kommt nur Gutes; die von den Götterbildern herrührenden Einflüsse aber sind oft böse und schädlich. Es müssen darum andere verborgene Kräfte vorhanden sein, welche daselbst wirksam sind. Die heidnische Philosophie selbst erhebt ihre Stimme für die Existenz solcher Kräfte; sie entstammen dem Reiche der Dämonen. Der Götzendienst ist nichts als ein Dämonencult. Angesichts der schweren Anschuldigungen, wodurch man den Christen entsetzliche moralische Verbrechen andichtete, drückt Athenagoras sein Staunen aus, wie man an den vorgeblichen Verbrechen der Christen Ärgerniß nehmen könnte, während man von den Göttern noch schändlichere Dinge ohne Anstoß erzähle und glaube. Die sittliche Strenge des christlichen Gesetzes wird sodann an einigen Beispielen erläutert.

Den für die römischen Imperatoren geschriebenen Apologien schließen sich andere an, welche an untergeordnete Magistratspersonen gerichtet waren. In ihrer Hand ruhte ja häufig die letzte Entscheidung über Wohl und Wehe der Christen. Geläuterte Einsicht und guter Wille von ihrer Seite konnten der ungestörten Verbreitung und Entfaltung des Christenthums den größten Vorschub leisten, wie auch blinder Haß der christlichen Religion bei ihnen von der folgenschwersten Bedeutung war. Wir nennen drei derartige Schutzschriften, von denen zwei den unermüdlichen Tertullian zum Verfasser haben. Der einen, die er während der unter Septimius auch in Afrika wüthenden Christenverfolgung schrieb, gab er den Namen Apologeticus. Nach seiner eigenen Aussage beabsichtigte er, durch dieselbe den (afrikanischen) Statthaltern Aufschluß zu geben, welche Bewandtniß es mit den gehässigen, gegen die Christen verbreiteten Anschuldigungen habe. Tertullian betrachtet es als Thatsache, daß Alle, welche das Christenthum redlich prüfen und es genauer kennen lernen, von ihrem Hasse abstehen und das christliche Bekenntniß annehmen. Seine Widerlegung sämmtlicher gegen die Christen erfundenen Anschwärzungen ist eine vollkommene. Glauben und Leben der Christen werden durch eine große Anzahl der durchschlagendsten

Gründe glänzend gerechtfertigt. Dabei übt der gewandte Apologet eine schneidende Kritik des heidnischen Göttercultus aus. Die Widersprüche und Schändlichkeiten, die mit den religiösen Anschauungen und Gebräuchen des Heidenthums Hand in Hand gehen, deckt er schonungslos auf; das Sittenverderbniß aber, das während der letzten Jahrhunderte im römischen Weltstaate zu so gewaltigen Dimensionen angewachsen, geißelt er mit gewaltigen Streichen. In die einzelnen Ausführungen können wir dem beredten Anwalt der Christen nicht folgen, da er in seiner markigen Sprache so ziemlich Alles zusammenfaßt, was sich unter jenen Umständen zu Gunsten der Bedrängten und ihrer heiligen Sache geltend machen ließ. Allgemein bekannt ist die herrliche Stelle von der anima naturaliter christiana. Zu wahrem Pathos erhebt sich die Darstellung, wo der Opfermuth der Christen zur Sprache kommt, mit dem sie für ihren Glauben freudig in den Tod gehen. Die Christen fürchten nicht den Untergang. Das Blut der Martyrer ist eine Aussaat neuer Bekenner.

Eine zweite Schutzschrift des Presbyters von Karthago, Ad Scapulam betitelt, war für den ebendaselbst residirenden Proconsul dieses Namens bestimmt. Sie recapitulirt größtentheils das in der vorigen Schrift Gesagte und sucht auf jede mögliche Weise den Proconsul zur Milde umzustimmen. Zu diesem Zwecke werden sogar die materiellen Vortheile in Erinnerung gebracht, welche das Reich den Christen zu verdanken habe. Auch das furchtbare Ende, welches viele Verfolger der Christen gefunden, sowie das Beispiel einzelner Statthalter, welche, der Grausamkeit müde, sich der Milde zugewandt, werden zur Erwägung vorgelegt.

Der hl. Cyprian schrieb eine Apologie, welcher er die Aufschrift gab: Ad Demetrianum. Dieser scheint ein römischer Beamter gewesen zu sein; vollkommen ausgemacht ist es jedoch nicht, ob wir wirklich an eine historische Persönlichkeit zu denken haben. Wir nennen diese Schutzschrift hier nur ihrer Form wegen, da sie sich in dieser Hinsicht den beiden Apologien Tertullians als die letzte dieser Art anschließt. Sie steht wie der Zeit, so auch dem Inhalte nach in näherer Verbindung mit anderen apologetischen Schriften, auf die wir später zu reden kommen.

Hatten die bisher besprochenen Vertheidigungsschriften es vorzüglich auf äußeren Schutz, beziehungsweise Duldung von Seiten der heidnischen Machthaber abgesehen, so strebte eine andere Reihe von Apologien, zu

Digitized by Google

denen wir jetzt übergehen, ein höheres Ziel an. Diese Schriften wenden sich in Form von Ansprachen oder Ermahnungsreden an alle hellenisch gebildeten Heiden, um diese für das Christenthum zu gewinnen. Sie suchen ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß sie das Unzulängliche und Irrthümliche der religiösen Vorstellungen des Heidenthums nachweisen, auf der anderen Seite aber auch die mit der christlichen Lehre verwandten Elemente der heidnischen Weltanschauung hervorheben, um auf diese Weise die Gemüther für die christliche Wahrheit empfänglicher zu machen. Hierhin gehören die Oratio ad Graecos und Cohortatio ad Graecos, welche früher ziemlich allgemein dem Justin zugeschrieben wurden. Beide schildern — die erstere kurz und prägnant, die zweite ausführlicher —, wie unwürdig die griechischen Dichter, insonderheit Homer, über ihre Götter gedacht und geredet hätten. Daran schließt sich in der ersten ein Hinweis auf das schamlose Treiben, welches die religiöse Festfeier der Heiden verunstalte. Die Aufforderung an die Wohlgesinnten unter den Heiden, der Weisheit des Christenthums sich ferner nicht zu verschließen, wird dadurch eine um so eindringlichere. Die Cohortatio ad Graecos zeigt weiter, wie selbst aus den heidnischen Philosophen ebenso wenig als aus ihren Dichtern eine lautere Gotteserkenntniß geschöpft werden könne. Während die Koryphäen der heidnischen Bildung gegenseitig und ein jeder mit sich selbst in Widerspruch geriethen, trügen schon Moses und die Propheten eine reine, erhabene Gotteslehre vor. Das wenige Wahre aber, welches sich in den Schriften der heidnischen Weltweisen finde, sei hebräischen Quellen entnommen.

Dieselben Gedanken entwickelt eine andere Oratio ad Graecos, welche der Feder Tatians († c. 170), eines Schülers Justins, entstammt. Nur redet aus dieser Schrift ein so tiefer Ernst, daß derselbe nicht selten an finstere Strenge und Rauhheit streift.

Den Apologien müssen wir endlich auch jene Schriften beizählen, welche von Christen, die früher selbst dem Heidenthume angehört hatten, zu dem Zwecke abgefaßt wurden, um irgend einem der alten Freunde gegenüber den Schritt des eigenen Übertrittes zu rechtfertigen oder auch ihn selbst zu einem gleichen Entschlusse zu bewegen. Auch diese Schriften haben sich nothwendiger Weise damit zu befassen, die bekannten Anklagen der Heiden zu entkräften und die allgemein verbreiteten Vorurtheile zu zerstreuen. Unter den Vortheilen aber, welche die christliche Religion bietet, kommen auch die Tröstungen und das Glück zur Sprache, welches die Erkenntniß und der Dienst des wahren Gottes mit sich

Digitized b

führen. Die Überzeugung von der Wahrheit des Christenthums wird in diesen Schriften häufig mit größerer Glaubensinnigkeit zum Ausdrucke gebracht. Die älteste unter ihnen ist der Brief an Diognet, über dessen Verfasser und Abfassungszeit es nur Muthmaßungen gibt. Wahrscheinlich ist er im zweiten Jahrhundert, vielleicht schon im ersten geschrieben worden. Diognet, ein Heide, welcher den Glaubensmuth und die Überzeugungstreue der Christen schätzen gelernt hatte und sich durch ihr frommes Leben angezogen fühlte, hatte dem Verfasser des Briefes drei Fragen vorgelegt: wer denn der Gott sei, welcher den Christen den Muth verleihe, Welt und Tod zu verachten; wie es geschehe, daß die Gläubigen sich gegenseitig so sehr liebten; endlich woher es komme, daß diese Religion so spät in die Welt eingeführt worden. Die Beantwortung dieser Fragen bildet den Inhalt des Briefes. Nachdem der Verfasser schon anläßlich der ersten Frage die Lehre von der Erlösung der Menschheit besprochen, gibt er auf die dritte Frage die Antwort, der Erlöser sei deßwegen so spät gesandt worden, damit durch die Zunahme des Schuldbewußtseins um so mehr die Überzeugung befestigt werde, daß wir Menschen des ewigen Lebens unwürdig wären und in das Reich Gottes nicht eingehen könnten, wenn nicht Gott selbst uns zu Hilfe käme.

Dem hl. Theophilus, Bischof von Antiochien († 181), bot sich ein anderer Anlaß zur Abfassung einer ähnlichen Schrift. Ein dem Heiligen befreundeter Heide, Autolykus mit Namen, hatte denselben spöttelnd aufgefordert, ihm doch seinen Gott zu zeigen. Theophilus antwortete mit der aus drei Büchern bestehenden Schrift: Ad Autolycum. Gott kann hienieden, so belehrt der Bischof den Heiden, nur mit dem Auge der Seele geschaut werden. Die Sünden schwächen die geistige Sehkraft. Je reiner das Herz, um so mehr befähigt es den Menschen, Gott zu erkennen. Die Entwicklung des christlichen Gottesbegriffes läßt diesen in seiner ganzen Hoheit und Erhabenheit erscheinen. Die Ungereimtheiten der heidnischen Mythologie werden als Schlagschatten verwendet. Die Nothwendigkeit der Offenbarung, sowie der Werth und die Bedeutung des Glaubens erhalten hier zum ersten Male eine eingehendere Würdigung. Während wir hienieden Gott durch den Glauben erkennen, sollen wir ihn dereinst schauen von Angesicht zu Angesicht. Das ist im Wesentlichen der Inhalt des ersten Buches. Erst später wurden die zwei anderen Bücher hinzugefügt. Das zweite geht im Einzelnen auf die für die Menschheit wichtigsten Fragen und Probleme ein, mit deren

Digitized by Google

Lösung von jeher die größten Geister sich abgemüht haben. Auch die gefeiertsten Lehrer des Heidenthums haben vergebens nach der Wahrheit gerungen; bei jedem Schritte, den wir an ihrer Hand machen, stoßen wir auf Albernheiten und Widersprüche. Dem gegenüber frappirt die Tiefe und Klarheit der Antworten, welche die göttliche Offenbarung der Menschheit übermittelt hat. Im dritten Buche widerlegt auch Theophilus jene landläufigen Anschuldigungen, die man stets wieder vorzubringen nicht ermüdete. Um den Einwurf zu entkräften, daß die Christen nur eine neue Secte bildeten, greift er auf den Alten Bund zurück und beweist, ein wie hohes, ehrwürdiges Alter viele Schriften desselben besitzen.

Es soll hier eine Schrift, welche mit der zuletzt genannten eine gewisse Verwandtschaft hat, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden, um so weniger, da sie von einem der ersten lateinisch schreibenden Kirchenschriftsteller herrührt. Wir meinen den Octavius des Minucius Felix; es ist ein Dialog, der nach ciceronianischem Muster in feiner und geschmackvoller Sprache abgefaßt ist. Inhaltlich bringt er die hauptsächlichsten Einwürfe der Heiden gegen das Christenthum und löst dieselben scharf und bestimmt. Am ausführlichsten wird die Alleinherrschaft und Vorsehung Gottes besprochen.

Schließlich sei noch des Hermias Irrisio philosophorum gentilium erwähnt. Sie ist weniger eine Vertheidigung des Christenthums, als ein mit der scharfen Waffe beißenden Witzes geführter Angriff gegen die heidnischen Philosophen. Das Hauptbestreben des Verfassers ist, darzuthun, einen wie großen Widerstreit der Meinungen die heidnische Philosophie auch dort aufweise, wo doch für den Menschen Alles darauf ankomme, Wahrheit und Gewißheit zu besitzen. Ihre Lehren über Seele, Gott und Welt liefern diesen Beweis.

Auch dem dritten Feinde, der Ketzerei, traten gleich die ersten Vertheidiger der christlichen Wahrheit schlagfertig entgegen.

Als das epochemachende Werk dieser Periode haben wir die fünf Bücher adversus haereses zu nennen, in denen der hl. Irenäus, Bischof von Lyon († 202), hauptsächlich den gnostischen Irrlehren entgegentritt. Es ist ihm nicht genug, diese zu widerlegen. Er beabsichtigt außerdem, sämmtlichen Irrlehrern den gemeinsamen Boden unter den Füßen wegzuziehen. Darum befaßt er sich mit einer einläßlichen Prüfung der Erkenntnißquellen der christlichen Wahrheit und erörtert insbesondere Bedeutung und Tragweite der apostolischen Traditionen. Nur die von

Digitized by Google

den Aposteln überkommene, in den von denselben Aposteln gegründeten Kirchen treu bewahrte Glaubenslehre darf sich als Lehre Christi ausgeben. Das kirchliche Lehramt, von Christus eingesetzt, um den Völkern die Botschaft des Heiles zu verkünden, kann allein das richtige Verständniß der christlichen Lehren verbürgen, auch derjenigen, die in der heiligen Schrift aufgezeichnet sind. Ihm haben sich alle Gläubigen zu unterwerfen; nur so kann die Einheit der Lehre gewahrt bleiben. Die ehrwürdigste und von allen Gläubigen des Erdkreises am meisten zu respectirende Kirche ist die römische; sie überragt die übrigen Apostelkirchen und vermittelt die Einheit. Es gelten somit dem hl. Irenäus die Einheit, Katholicität, Apostolicität (an anderen Stellen auch die Heiligkeit) als Kennzeichen der wahren Kirche; der Primat aber ist ihm die nothwendige Stütze der kirchlichen Einheit. Die Zugehörigkeit zur wahren Kirche und die Unterordnung unter ihre leitenden Organe ist wesentliche Bedingung für den Besitz des wahren Christenthums; Unbotmäßigkeit und Lostrennung lassen nur noch den Schein des Christenthums übrig. Die Ketzerei trägt ihr Verdammungsurtheil in sich selbst.

Dieses summarische Verfahren gegen die Ketzer fand seine weitere Ausbildung durch Tertullian. Sein Werk De praescriptionibus spricht jeder Irrlehre schon deßwegen, weil sie als Neuerung und Abweichung von der apostolischen, durch die Tradition fortgepflanzten Lehre auftritt, jedwede Existenzberechtigung ab. Zum Erweise dieser vollständigen Rechtlosigkeit überträgt der afrikanische Apologet mit ebenso viel Scharfsinn als Geschick den juristischen Präscriptionsbegriff auf das Gebiet der christlichen Lehre und verwerthet ihn daselbst in der ausgiebigsten Weise.

Das Zeitalter der „Apologeten" weist freilich erst die Anfänge der christlichen Apologetik auf. Trotzdem haben wir uns sogar bei der kurzen Skizzirung derselben vollauf überzeugen können, daß bereits in diesem Zeitraume die Vertheidigung der christlichen Wahrheit mit einem sehr großen Reichthum an Beweismaterial und mit einer staunenswerthen Vielseitigkeit geführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

Digitized by Google

Christliche Heiligkeit und christliche Kunst.

Sichtbar, greifbar, verkörpert in den schönsten Werken, welche Architektur, Malerei, Sculptur, Musik und Poesie in den letzten achtzehnhundert Jahren hervorgebracht, steht der „Bund der Kirche mit den Künsten" als eine geschichtliche Thatsache da, an welcher die moderne Kunstgeschichte und Kunstkritik, trotz aller antikatholischen Neigungen und Tendenzen, nicht vorbeikommt. Kein Volk und kein Fürstengeschlecht hat unausgesetzt so viel für die Kunst gethan, als die vielbekämpfte und vielverlästerte Reihe der römischen Päpste. Keine Stadt ist in so eminentem Sinn die Kunstmetropole der ganzen civilisirten Welt, als das päpstliche Rom — l'augusto ateneo delle scienze e delle belle arti, wie der gegenwärtige Papst Leo XIII. es treffend bezeichnet hat. Während ein großartiger Sammelfleiß bei allen civilisirten Völkern jene Thatsache von Tag zu Tag heller an's Licht stellt, verwischen indeß Unglaube und religiöse Gleichgiltigkeit täglich mehr das Bewußtsein und die gebührende Anerkennung des Zusammenhangs, der zwischen jener Thatsache und dem innersten Leben der Kirche besteht. Man staunt den unerschöpflichen Blüthenfrühling an, mit welchem die katholische Kirche den ganzen christlichen Erdkreis geschmückt hat, aber man denkt nicht an die geheimnißvolle Lebenskraft, die all jene Blüthen getrieben. Ja Viele scheuen sich vor den großen christlichen Lebensgedanken, gleich als ob dieselben, durch die That verwirklicht, dem freien Aufschwung der Kunst hemmend und beschränkend entgegenträten. Es ist darum nicht ohne Nutzen, jenen Zusammenhang wieder in Erinnerung zu bringen, auch auf die Gefahr hin, Manches zu wiederholen, was schon von Andern gesagt ist. Wenn die Kunst der Gegenwart aus materieller Verflachung und Ideenlosigkeit sich wieder zu Ideen und Idealen erschwingen soll, so muß vor Allem jenes Vorurtheil bekämpft werden, das so viele Geister abhält, sich den unversiegten Lebensquellen der katholischen Kunst zu nähern und sich mit ihrem Geiste zu durchdringen.

Wir wollen darum in einem kurzen Überblick zu zeigen versuchen, wie viel die Heiligen, wie viel die religiösen Orden, die Repräsentanten der christlichen Vollkommenheit, wie viel die Kirche selbst in ihrem Streben nach Heiligung der Menschheit für die Entwicklung und Förderung der schönen Kunst gethan hat, wie ihr erhabenes Ringen

Digitized by Google

nach den höchsten sittlichen Idealen Hand in Hand ging mit dem edelsten Streben nach dem ästhetisch Idealen, wie christliche Heiligkeit kein Hemmniß, sondern eine stets lebendige Quelle künstlerischer Thätigkeit war.

1.

Im alten Bunde war die Kunst durch das Verbot der Bilderverehrung beschränkt. Die Gefahr des Götzendienstes machte ein solches Verbot zur Nothwendigkeit. Daß Christus mit dem übrigen Ceremonial-Gesetz auch dieses Verbot aufgehoben, bezeugt uns zwar kein ausdrücklicher Ausspruch der heiligen Evangelien, aber die älteste Überlieferung, die ehrwürdigste Legende, die Praxis der ältesten Kirche weisen deutlich genug darauf hin.

Noch verehrt man in Rom das Schweißtuch der hl. Veronica, auf welchem Christus, der ehrwürdigen und schönen Legende zufolge, auf seinem Leidensgang zum Danke für den Liebesdienst der treuen Jüngerin die Züge seines gebenedeiten Antlitzes zurückgelassen haben soll. Noch verehrt man in Turin und Besançon die Grabtücher, welche nach alter Überlieferung die Züge seiner heiligen Leiche tragen. Das legendäre Bild des Königs Akbar von Edessa, die übrigen Acheropiten, die Statue von Paneas, die dem hl. Lucas zugeschriebenen Bilder der Mutter Gottes [1], die übrigen Madonnenbilder der frühesten Zeit, sie alle weisen zum wenigsten auf den Glauben der alten Kirche hin, daß der Menschgewordene es nicht verschmähte, in bildlicher Nachahmung von seinen Gläubigen verehrt zu werden. Viel bedeutender in dieser Hinsicht sind die Inschriften, die Malereien und Sculpturen der Katakomben. Durch Verfolgung gezwungen, sich im Schooße unterirdischer Gräberhöhlen zu verbergen, auch da noch den Ausdruck ihres Glaubens profanem Auge zu verhüllen, hat die Kirche der Martyrer sich nicht gescheut, die Formen antiker Kunst als spolia Aegypti an sich zu reißen und unter ihrer Hülle zuerst den Glauben an Sündenvergebung und Auferstehung, an Taufe und Erlösung, an Menschwerdung und Eucharistie symbolisch auszudrücken. Sie schuf den Orpheus der alten Sage zum guten Hirten um und erflehte vor dem allegorischen Christusbilde den Tag heran, an welchem der Menschgewordene gleichsam die Hülle durchbrechen und seine

[1] Wir freuen uns, melden zu können, daß die Herder'sche Verlagshandlung eine sehr gelungene Copie des berühmtesten derselben (in Maria Maggiore zu Rom) durch Ölbruck vervielfältigen wird. Die Red.

Digitized by Google

Güte und Menschenfreundlichkeit in offenem Bild und Gleichniß der ganzen Welt leuchten lassen möchte. In der großen Zahl der Bilder, in ihrer Mannigfaltigkeit und Abwechslung, in ihrem Reichthum bei den ungünstigsten Bedingungen, in der immer vollendetern Ausbildung der Bildercyclen offenbart sich eine Liebe zur Kunst, die keinen Zweifel übrig läßt. Die Christen der Katakomben, die Heiligen der Erstlingskirche waren Freunde und Liebhaber der Kunst und suchten die Geheimnisse ihres Glaubens in Bildern und Bildwerken, Altar- und Grabesschmuck so reich zu verherrlichen, als es ihnen unter dem Drucke der Verfolgung möglich war. Manche von den Bildern und Sarkophagen der Katakomben mögen von Künstlern herrühren, welche ihr Blut für Christus vergossen haben. Das römische Brevier erwähnt wenigstens am 8. November fünf heilige Martyrer, „die höchst ausgezeichnete Bildhauer (Summi sculptores) waren und den Martyrertod unter Diocletian erlitten, weil sie sich weigerten, ihre Kunstfertigkeit an heidnische Götterstatuen zu verschwenden".

Die Architektur konnte naturgemäß vor dem Ende der Verfolgung keine monumentalen Werke errichten. Aber das Ende der Verfolgung bringt uns gleich Heilige als erste Erbauer großer Basiliken. Alles, was Konstantin für das Christenthum that, kommt mehr oder weniger auf Rechnung seiner heiligen Mutter. So weisen denn zahlreiche Kirchen im Oriente und im Occidente auf die hl. Helena, als auf ihre Gründerin, hin, nicht nur in Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel, Rom, sondern auch in unseren Ländern, in Trier, Bonn, Köln, Xanten. Pulcheria, die zweite heilige Kaiserin, war ebenfalls eine eifrige Förderin der Künste, denn nicht nur bereicherte sie viele Kirchen mit kostbaren Reliquien und werthvollen Altargeräthen, sondern sie baute auch mehrere von Grund aus neu auf.

Der berühmte Nachfolger Konstantins, Theodosius der Große, führt uns zu einem Heiligen, der in der Kirche so groß da steht, als der Kaiser in der Profangeschichte, und der einer der Väter der christlichen Kunst ist. Ambrosius († 397) baute[1] in Mailand die Kirche des heiligen Laurentius mit ihren drei Kapellen des hl. Hippolytus, Xistus und Aquilinus, ferner die Kirche der hl. Gervasius und Protasius, die, weil er in ihr ruht, jetzt seinen Namen trägt, die Kirche der heiligen Apostel, früher St. Nazaro genannt, und andere. Kurze Zeit nach dem heiligen

[1] Hübsch, Basiliken, S. 23, 90, 97.

Digitized by Google

Ambrosius erbaute der heilige Bischof Paulin († 431) zu Nola eine Kirche zu Ehren seines heiligen Vorgängers Felix, die deßhalb für die Kunstgeschichte sehr merkwürdig ist, weil er sie mit Gemälden ausschmückte, die er später in seinen Gedichten besang.

Viel früher als die christliche Baukunst, Sculptur und Malerei entwickelte sich in der ersten Kirche Poesie und Gesang. Die gebenedeite Mutter des Herrn, die allerseligste Jungfrau, trat hier mit ihrem „Magnificat" selbst an die Spitze der christlichen Künstler. Neben seinen ehrwürdigen Klängen erscholl das „Benedictus" und der Lobgesang des greisen Simeon in den ersten christlichen Gemeinden. Paulus forderte die Colosser (3, 16) und Epheser (5, 19) auf, sich durch Psalmen, Hymnen und geistliche Lieder zu ermuntern. Daß die Poesie als Wechselgesang bereits am Ende des ersten Jahrhunderts als Bestandtheil in die kirchliche Liturgie getreten, deutet Plinius in seinem Briefe an Trajan an. Von da an wetteifern Syrer, Griechen, Lateiner, in ihrer Zunge das Lob des Herrn zu singen, und heilige und ehrwürdige Kirchenlehrer führen dieses ehrwürdige Gotteslob von Jahrhundert zu Jahrhundert: die Griechen Clemens von Alexandrien, Methodius, Synesius, Gregor von Nazianz, Sophronius, Maximus, Johannes Damascenus, Theophanes Graptus, der Syrer Ephrem, die Lateiner Damasus, Hilarius von Poitiers, Ambrosius von Mailand, Paulinus von Nola, Prudentius, Sedulius, Dracontius, Venantius Fortunatus, Gregorius der Große, Beda Venerabilis und Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Durch den heiligen Papst Damasus († 384) und seinen Freund Furius Dionysius Philokalus gestaltete sich die christliche Epigraphik zu einem eigenen Kunstzweig aus. Durch die heiligen Kirchenväter Ambrosius und Papst Gregorius erlangte der liturgische Kirchengesang zugleich künstlerische und religiöse Würde. Von Rom, wo diese Kunst in den Klöstern des Benedictinerordens zur schönsten Entfaltung gedieh, verpflanzte sie später Karl der Große nach Deutschland und Frankreich.

Einer, der auf dem Wege zur Gesangschule von Metz durch St. Gallen kam, gründete die dortige, das ganze Mittelalter hindurch so berühmte Gesangschule. Alle Reformatoren des Benedictinerordens, ein hl. Benedict von Aniane, ein hl. Dunstan, ein hl. Odo von Cluny und Andere waren eifrige Beförderer dieser Kunst. Als Guido von Arezzo, der die Musik so sehr hob, dem sie, wenn nicht die Erfindung, wenigstens die Einführung unseres Notensystems und unserer Musiksylben verdankt, Deutschland bereiste, um in seinen Klöstern seine Methode einzubürgern,

Digitized by Google

hat er, wie die Chroniken berichten, überall die Heiligkeit der Sitten ebenso gehoben, wie die Schönheit des Gesanges.

2.

Um die Reihen der heiligen Ahnherren der einzelnen Künste zu vervollständigen, fügen wir hinzu, daß der hl. Eligius (S. Eloi), Bischof von Noyon und Tournay († 659), und sein Genosse, der hl. Theau, Goldschmiede und Schmelzkünstler waren. In Paris sieht man noch einen kupfernen Thronsessel, den er für Dagobert, dessen Minister er war, fertigte. Der goldene, in gleicher Weise gearbeitet, ist in den Schmelztiegel gewandert. Gleiches Schicksal hatte der prächtige Reliquienschrein, den er für die Gebeine des hl. Martin von Tours anfertigte. Die Hugenotten vernichteten ihn mit zahllosen andern religiösen Kunstgegenständen. Die Asche des hl. Martinus streuten sie in den Wind, das Gold seines Schreines nahmen sie mit. Trotz aller Ungunst der Zeiten retteten sich manche Goldarbeiten des hl. Eligius bis in unsere Tage, aber lauter als sie verkündet der tausendjährige Bestand der Schule von Limoges[1] seinen Ruhm. Jahrhunderte blühte sie unter der Leitung der Äbte und Klosterbrüder der beiden Heiligen. Emaille-Arbeiten aus allen Zeiten, die in Limoges verfertigt wurden, bilden die kostbarsten Zierden der Museen Europa's. Seit 1838 ist das alte Kloster verschwunden, ein Theater steht an seiner Stelle, die alte Kunst ist ausgestorben, und neumodische Industrie bietet nun ihre leichte Waare an.

Eine Tochter des Königs Dagobert II. gründete das Kloster zu Echternach, es war die hl. Irmina; der hl. Willibrordus erbte all ihre Besitzungen 698, bei seinem Tode ward er hier begraben, 739. Wir erwähnen diese beiden Heiligen hier, weil man in der Krypta ihre alte Kirche, eine der ältesten Deutschlands, wiedergefunden zu haben glaubt, und weil sich an dieselbe eine der ältesten Wallfahrten unserer Gegenden anknüpft.

Einen weit bedeutendern Aufschwung aber sollte die Kunst durch Karl den Großen erhalten, den mehrere Kirchen als Heiligen verehren. Ein neuer Konstantin, war er gleich dem alten ein eifriger Förderer der Kunst. Die zahlreichen von ihm neu errichteten Klöster und Bisthümer, Osnabrück, Münster, Paderborn, Minden, Bremen, Verden,

---

[1] Texier, Essai sur les argentiers et émailleurs de Limoges. Poitiers 1843. Montalembert, Mönche, VI. S. 258.

Digitized by Google

Halberstadt, die Pfalzen zu Nymwegen, Salz, Worms, sein hundertsäuliger Palast zu Ingelheim mit ihren Kirchen und Kapellen beweisen es, vor Allem aber seine Bauten in Aachen. Kein Gebäude des Abendlandes aus dieser Zeit kann sich mit seiner dortigen Pfalzkapelle messen. Ein Mönch Ansegis, der Schüler, Freund und Nachfolger des Abtes Eginhard, des Oberhofbaumeisters des Kaisers, hat, wie in Nola der heilige Paulin, den Bau geleitet, mit Mosaiken ausgeziert und besungen. Ein anderer Mönch, Alcuin, leitete Karls Bestrebungen für die Hebung der Wissenschaften.

Mönche waren überhaupt, weit über die erste Hälfte des Mittelalters hinaus, fast die einzigen Träger der Kunst und Wissenschaft; sie bewahrten, was frühere Jahrhunderte geschaffen, und mehrten durch Sammelfleiß und eigene Arbeit Tag um Tag die Schätze der Wissenschaft. Bis zur Zeit des Concils von Konstanz gab es 15 000 Benedictinerklöster, von denen viele ihre Gründung von den ersten Zeiten des Mittelalters herleiteten. England haben die Benedictiner cultivirt; eine ihrer Abteien, Canterbury, war Metropole des Reiches, eine andere, Westminster, die Nekropole der Könige, und noch heute ruhen dort fast alle Könige Englands um die heilige Leiche Eduards des Bekenners. Ebenso war in Frankreich Saint-Denis, die Ruhestätte der Könige Frankreichs, eine alte Abtei des hl. Benedictus. Noch existirt der großartige Originalplan des Klosters St. Gallen[1], der im Anfange des 9. Jahrhunderts zum Neubaue des Klosters vom kaiserlichen Hofe ankam. Das Ganze ist wie eine kleine Stadt von circa 300 zu 430 Fuß Breite und Länge, die Kirche mit ihrem Doppelchor hatte die für jene Zeit so bedeutende Größe von 200 Fuß Länge und 80 Fuß Breite. Zwei Mönche, Winihard und Isenrich, die als zweiter Dädalus und zweiter Bezaleel bezeichnet werden, leiteten den Bau. Kurz nachher finden wir in St. Gallen den berühmten Abt Tutilo, von dessen Hand zwei kostbare Elfenbeintafeln stammen, die man noch daselbst zeigt. Derselbe Tutilo war auch in der Musik ein Meister, und zahlreiche Lieder und Gesänge des Mittelalters stammen aus seinem Kloster. Er starb 912.

3.

Eine große Stille herrschte gegen Ende dieses Jahrhunderts in der Kunst des ganzen Abendlandes; denn das für das Jahr 1000 erwartete

[1] Bauriß des Klosters St. Gallen von 820, herausgegeben von F. Keller.

Digitized by Google

Ende der Welt lähmte die Begeisterung. Das Jahr ging zu Ende, und der neue Frühling weckte neue Lebenslust. Wie die heimkehrenden Vögel singen und jubiliren, so erwachte neuer Eifer. Ein Heiliger kam und setzte sich auf den Thron der deutschen Könige und der römischen Kaiser. Heinrich II., der Heilige, 1002—1024, gründete unter großen Schwierigkeiten mit kaiserlicher Freigebigkeit das Bisthum und den Dom von Bamberg. Überall finden wir Spuren der Opferwilligkeit, mit der er und seine jungfräuliche Gemahlin, eine Heilige wie er, die Kirchen und Klöster bedachte. In Aachen vollendete er das Stift des hl. Adalbert, wo man, außer anderen Erinnerungen an ihn, noch eine Partikel des heiligen Kreuzes zeigt, die er in reicher Einfassung immer getragen haben soll; im Museum Cluny in Paris sieht man auf einer goldenen Altartafel, „dem umfassendsten und bedeutsamsten Denkmal dieser Art“ [1], das aus Basel stammt, ihn mit seiner Gemahlin Kunigunde als Donator knieen. Diese war, wie ihre Schwägerin Gisela, Heinrichs Schwester, eine geübte und fleißige Stickerin; zwei reiche Chorkappen sind indessen das Einzige, was uns von ihren Arbeiten erhalten scheint. Durch Gisela übte Heinrich den entschiedensten Einfluß auf Ungarn. Durch seine Vermittlung ward Stephan, König von Ungarn, dem er seine Schwester als Gemahlin gab, nicht nur Christ, sondern ein Heiliger, der vier Benedictinerklöster gründete und elf Bisthümer und Erzbisthümer mit ihren Kirchen. Manches davon ist noch erhalten; die mächtigen Dome von Fünfkirchen und Gran und der alte Dom von Stuhlweißenburg stammen von ihm.

Durch die Fürsorge Heinrichs des Heiligen finden wir um jene Zeit in Deutschland eine Menge der ausgezeichnetsten Bischöfe, von denen wir hier nur Einige nennen: Meinwerk von Paderborn, der dort viele Kirchenbauten errichtete, von denen aber nur die Bartholomäuskapelle unversehrt erhalten blieb; Burchard von Worms, von dem der dortige ältere Dom stammte; Ditmar von Merseburg, einer der besten Geschichtsschreiber, aus dessen Zeit sich der dortige Dom herschreibt; besonders aber wiederum einen Heiligen, Bernward von Hildesheim. Schon als Mönch und Erzieher Otto's III. zeichnete er sich im Bücherschreiben und im Malen von Miniaturen aus. Als Bischof († 1022) baute er die herrliche Kirche und das Kloster St. Michael; er goß die noch jetzt erhaltenen schönen ehernen Thüren am Haupteingange seines Domes mit

[1] Lübke, Plastik, 2. A., S. 353.

Digitized by Google

ihren 16 Reliefdarstellungen und „einer Reihe lebendig empfundener Züge, die von so frischer Lebensauffassung zeugen“ [1], daß sie reichlich für die noch unvollendete Technik entschädigt, ferner eine auf römische Studien hinweisende, mit Darstellungen aus dem Leben Jesu bedeckte Säule, die nach Verlust des Kapitäls und des Kreuzes, das sie trug, noch 15 Fuß hoch ist. Früher zierte sie das Chor der Michaelskirche, jetzt ist sie leider auf dem Domplatze der Ungunst der Witterung ausgesetzt. Von den vielen Goldarbeiten seiner Hand machen ein goldenes Kreuz und zwei reiche Leuchter es tief bedauern, daß so viele seiner Werke verloren gingen. Durch sein Beispiel wurde Hildesheim für Jahrhunderte eine Pflanzschule der Kunst und der Heiligkeit. Der kurz nach ihm 1060 erbaute jetzige Dom, die Kirche auf dem Michaelsberg und das schöne St. Godehard mit seinen Kunstschätzen legen dafür Zeugniß ab.

Kein Name aus dem Jahrhundert, das wir besprechen, wurde mehr genannt, als der des heiligen Papstes Gregor VII. Sein Freund und Nachfolger Desiderius ließ als Abt das Kloster Monte Casino im großartigen Maßstabe wieder aufbauen, sowie ausgedehnte Arbeiten in Mosaik, Malerei, Stickerei, Elfenbein, Holz, Marmor, Bronze und Silber von Künstlern aus Byzanz und Amalfi ausführen, welche die dortigen Chroniken mit Begeisterung beschreiben. Ein anderer Abt, einer der treuesten Anhänger Gregors, wie er ein Heiliger, Wilhelm, Abt von Hirsau, reformirte dieß Kloster, sah bald 150 Mönche um sich, vollendete den Klosterbau in reichstem Kunstsinne, baute bald ein neues Kloster mit einer neuen Kirche neben das alte und gründete zwei berühmte Schulen der Baukunst, die eine in Hirsau selbst, die andere im Kloster des hl. Emmeran zu Regensburg [2].

4.

Was Gregor VII. für das 11. Jahrhundert war, das wurde der hl. Bernard im 12. Er steht uns Deutschen besonders nahe durch die Reisen, die er, um den Kreuzzug zu predigen, am Rheine machte. Dort fügte er in dem von Conrad II., dem Nachfolger des hl. Heinrich, gegründeten Dome von Speier in einem feierlichen Augenblicke die Worte: „O clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria“ zum Salve Regina hinzu, die seitdem dort jeden Tag wiederklingen. So hat ein Heiliger, der

---

[1] Lübke, Plastik, S. 353.

[2] Heideloff, Bauhütten des Mittelalters. Montalembert, Mönche, VI. S. 237 f.

Digitized by Google

heilige Bischof Reginbald, den Bau dieses herrlichen Domes geleitet, und ein Heiliger seine Hallen mit heiliger Poesie erfüllt [1].

Damals stand Cluny auf dem Gipfel seiner Macht. 35 Abteien ersten Ranges waren ihm vollständig unterworfen, 11 andere befolgten seine Gewohnheiten. Abt Hugo, der 60 Jahre die Geschicke der Abtei leitete, nahm mehr als 10 000 Mönche in den Dienst Gottes unter die Regel des hl. Benedict auf. Pontius, einer seiner Nachfolger, ging an der Spitze des Kreuzheeres, dem er die heilige Lanze vorantrug; er machte dem Abte von Monte Casino den Titel: „Abt der Äbte" streitig, und in seine Zeit fällt der Bau der Abteikirche. Sieben Thürme hoben den majestätischen Bau gegen den Himmel, der nach der Chronique de Vézelay von Abt Martin [2] 555 Fuß lang war, nur 9 Fuß weniger, als die gegenwärtige Peterskirche in Rom. (Die alte, die damals stand, hatte nur $^2/_3$ der jetzigen.) Notre-Dame von Paris hat nur 396 Fuß, die bedeutendsten französischen Abteikirchen, die von Vezelay, St. Denis und Pontigny, haben nur 375, 335 und 314 Fuß.

Doch mit dieser glänzenden äußeren Kunstentfaltung hielt die innere Ordenszucht von Cluny am Anfang des 12. Jahrhunderts nicht gleichen Schritt. Der Zerfall der letztern unter dem Abte Pons († 1122) bedrohte zwar nicht die Kunst überhaupt, wohl aber die ernstere und strengere Richtung der kirchlichen Kunst. Bei dem vorhandenen Ideenreichthum, bei der waltenden Prachtliebe und Hinneigung zum bloß Ornamentalen gereichte es der letztern in manchem Sinne zum Vortheil, als der hl. Bernard seine Stimme nicht nur gegen den Verfall der Ordenszucht, sondern auch gegen den übermäßigen Prunk der Klöster und gegen die Verweltlichung des Kirchengesanges erhob [3]. Sein Cistercienserorden ist der bedeutendste Vertreter der Kunst um 1200 und seine Bauten gehören zu den reinsten Erzeugnissen der Frühgothik, einer Kunstperiode, die nach der Ansicht Vieler die höchste Blüthe der christlichen Baukunst darstellt. Auch Cluny lebte, durch seine Mahnungen aufgeschreckt, wieder auf. Der auf Pons folgende Abt, Peter der Ehrwürdige, ein Freund Bernards, gab ihm den größten Theil seines alten Ruhmes wieder, obwohl die Cistercienser es überstrahlten. 50 Jahre nach ihrer Gründung hatten sie schon 500 Klöster, von denen der

---

[1] Card. Geissel, Dom von Speier, Werke III. S. 15, 52 ff.

[2] Bei Montalembert, Mönche, VI. S. 240, Anm.

[3] Cfr. Opera S. Bernardi, ed. Mabillon, I. p. 531.

Digitized by Google

hl. Bernard 60 stiftete, nach 150 Jahren mehr als 1800; die Cistercienserinnen sollen an 6000 gehabt haben [1].

Einen Zeitgenossen des hl. Bernard, den hl. Norbert († 1134), den Stifter des Prämonstratenserordens, dürfen wir hier um so weniger übergehen, weil er als Bischof von Magdeburg (seit 1125) seinen Orden, der im Ganzen in 50 Provinzen 1300 Mannsklöster und 400 Frauenklöster zählte, besonders in Deutschland verbreitete. Von seinen zahlreichen Abteien nennen wir hier besonders das Kloster Jerichow (1149—1159), „welches als Hauptausgangspunkt der glänzenden nordischen Backsteinarchitektur erscheint, in welchem sich Anfang und höchste Stufe der technischen Behandlung des Backsteinbaues darstellt,

---

[1] Um allen Schein von Voreingenommenheit zu vermeiden und zu zeigen, welche Bedeutung die Cistercienser für die Kunst haben, wollen wir die bekanntesten Bauten derselben in Deutschland nennen und bei jedem einige Worte aus der gewiß unparteiischen Geschichte der Architektur von Kugler beifügen. Er citirt als bedeutende deutsche Cistercienserkirchen des 12. und 13. Jahrhunderts: Riddagshausen: „sehr eigenthümlich und merkwürdig und von massenhafter Strenge durchdrungen"; letzte Weihe 1278 (II. S. 422). Marienthal (II. S. 396). Heisterbach, 1210—1233: „seltsam kühn; jetzt nur mehr eine malerische Ruine" (II. S. 332). Altenberg bei Köln: „das Kloster bewunderungswerth; das Detail trefflich, frei von aller Phantasterei; die Kirche ein bedeutungsvolles Beispiel des Adels des frühgothischen Stiles; das Tabernakel dem edleren Stile dieser Epoche gemäß behandelt" (II. S. 336; III. S. 215, 381). Marienfeld im Münsterlande: „von großer Bedeutung" für die Entwicklung der westphälischen Architektur. Loccum: „klar geregelt in ernster, strenger Fassung" (II. S. 435). Eberbach am Südabhange des Taunus, 1150—1186, also noch zu Lebzeiten des hl. Bernhard begonnen: „ansehnlicher, aber sehr einfach behandelter Pfeilerbau" (II. S. 458). Bronnbach: „sehr bedeutend" (II. S. 462). Arnsburg, Otterberg: „hat verwandte Elemente mit der glänzenden Domkirche von Limburg, nur in erheblich vereinfachter Anlage". Haina (II. S. 469). Ebrach: „ein großer Bau" (II. S. 478). Maulbronn: „höchst bedeutend" (II. S. 495 u. 501). Heiligkreuz: „vorzüglich bedeutend; mit der strengen Einfachheit der Cistercienser-Regel ein durchgebildetes System verbindend"; das Kloster „ist für die Gestaltung des gothischen Systems von besonders hervorstechender Bedeutung, obschon in wiederum schlichteren Formen" (II. S. 524; III. S. 305). Lilienfeld: „bedeutend; mit glanzvollem Kreuzgange; mäßige Ausstattung" (II. S. 525; III. S. 305). Es folgen noch einige Ziegelbauten im Norden Deutschlands: Güldenstern, Zinna: „die einfachste Bildungsweise, zugleich aber eine Schärfe und Sauberkeit in der Behandlung, die im höchsten Grade bemerkenswerth ist" (II. S. 553). Dobberan: „das früheste und zugleich edelste Werk des mecklenburgischen Ziegelbaues, überhaupt ein Meisterstück nordischen Ziegelbaues" (III. S. 447). Marienstadt in Nassau: „eines der frühesten und wichtigsten Monumente" der Frühgothik, „einfach und schlicht" in seiner Form (III. S. 211). Fügen wir aus Adler (Backsteinbauten des preußischen Staates, I. S. 35) hinzu, daß das Cistercienser-Nonnenkloster Neuendorf bei Gardelegen den ersten gothischen Backsteinbau der Altmark aufweist. Erbaut 1230—1245.

Digitized by Google

und welches daher für die Marken von der größten Wichtigkeit geworden ist. Der Einfluß des stattlichen Klosterbaues von Jerichow läßt sich auch nach größeren Entfernungen hin zusammenhängend verfolgen, so nach dem Kloster Diesdorf, welches höchst wahrscheinlich von einem Jerichower Mönch 1157—1161 erbaut wurde und wieder das Vorbild für St. Maria in Salzwedel, Kloster Arendsee 1184, St. Maria in Garbelegen 1185, St. Stephan in Tangermünde 1186 ꝛc. gewesen ist." [1] An den Namen eines Freundes des hl. Bernard, den großen Abt von St. Denis bei Paris, der als erster Minister Ludwigs VII. eine Zeit lang weltlich lebte, aber später ein Muster eines würdigen Ordensmannes war, knüpft sich der Ursprung der Gothik. Wenn er sie auch nicht erfand und schuf, so sind doch besonders seine Chorbauten in St. Denis [2] „als der früheste Ausgangspunkt der Gothik" zu bezeichnen, weil in ihnen „die Elemente neuer und folgenreicher Entwicklungen erscheinen". Die schönsten Werke der Gothik verdanken wir Heiligen. Ludwig der Heilige baute die Ste. Chapelle in Paris, und der Plan zum Dome von Köln stammt vom hl. Engelbert. Er forderte seine Geistlichkeit zum Baue auf, versprach sogleich 500 Mark Silbers zum Anfange des Werkes und bis zur Vollendung jährlich dieselbe Summe, was damals viel war [3]. Der Martyrertod, den er 1225 erlitt, verschob die Ausführung seines Planes um 20 Jahre. Wie die Kirche von Altenberg, die dem Kölner Dom sich würdig an die Seite stellt, ein Werk der Cistercienser-mönche ist, so wird erzählt, die Arbeiter des Domes hätten in ihren Feierstunden für die so beliebten Franciscaner die noch jetzt erhaltene Minoritenkirche erbaut.

Von den Leistungen der Ritterorden, die wir aufzählen könnten, sei nur die alte Marienburg an der Ostsee erwähnt, jener Hauptsitz des Deutschordens, der einst Preußen für die christliche Civilisation erobert hat. Es ist eine mächtige, dreitheilige Bauanlage: das Hochschloß oder alte Schloß (seit 1280), das Mittelschloß und die Vorburg. Die verschiedenen Theile gehören verschiedenen Epochen an und gewähren sehr gediegene Beispiele für die verschiedenen Entwicklungsphasen der Kunst, wie überhaupt alle Bauten des Deutschordens sich durch Eleganz und

---

[1] Mittelalterliche Backstein-Bauwerke des preußischen Staates, von Adler, I. S. 34 u. 39.

[2] Kugler, Baukunst, III. S. 38; II. 227 f.

[3] Vita Engelberti c. 9 bei Gelenius. Vgl. Boisserée, Kölner Dom.

Digitized by Google

Tüchtigkeit auszeichnen. Mit Recht nennt Kugler die Marienburg „ein steinernes Abbild einer der wunderbarsten geschichtlichen Erscheinungen, ein ebenso beredtes, ebenso ergreifendes, wie das gefeierte maurische Königsschloß, das in denselben Jahren auf der Felsenhöhe über Granada erbaut ward". Nur bietet die Alhambra bloß den phantasiereichen Zauber maurischer Prachtliebe und orientalischer Märchendichtung, während die deutsche Ritterburg jenen majestätischen Ernst verkörpert, welcher die muthigen Krieger des Mittelalters zu ebenso frommen Ordensleuten als sinnigen Beförderern der Kunst gemacht hat.

Haben die Benedictiner in ihren Klöstern und Kirchen die ersten und schönsten Bauten romanischen Stiles aufzuweisen, zählen die Cistercienserbauten zu den besten Blüthen des Übergangsstiles, so gehören die Kirchen und Klöster der beiden großen Mendicantenorden zu den interessantesten Erzeugnissen der gothischen Periode, die neben den großartigen Bauten der Kathedralen freilich nur Zwerge sind, aber für einfache kleinere Kirchen mustergiltige Vorbilder geben. Hier Namen zu nennen, ist schon deßhalb unnöthig, weil kaum eine größere Stadt existirt, in der nicht wenigstens eine Kirche derselben erhalten wäre. Nach 50jährigem Bestande hatten die Franciscaner 8000 Häuser mit ihren Kirchen und Kapellen erbaut. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatten sie 140 000 Religiosen. Die Dominicaner blieben kaum viel hinter ihnen zurück. Albertus Magnus und der hl. Thomas waren eifrige Freunde der Kunst. Ersterer wird sogar oft als Baumeister genannt, Letzterer nimmt gar oft seine Vergleiche und Beispiele aus der Baukunst.

Auch in der Zeit der Renaissance stehen die Bauten der älteren religiösen Orden in Italien nicht hinter den besten und tüchtigsten Leistungen zurück, welche die kirchliche Architektur dieser Zeit zu verzeichnen hat[1]. Weltberühmt ist die Karthause von Pavia, besonders ihre Façade, die herrlichste der ganzen Periode, der Hundertsäulen-Hof Michel Angelo's in der Karthause S. M. degli Angeli zu Rom, das Kloster der Dominicaner San Marco zu Florenz, dessen ältere Kirche Michel Angelo „seine Braut" zu nennen pflegt. Der Pfeilerhof des Bramante im Chorherrenstifte S. Marco della Pace in Rom ist unübertrefflich schön. Vasari wird ganz begeistert, wenn er vom Kloster der kunstliebenden

[1] Burkhardt, Geschichte der Renaissance in Italien, S. 109, 138 und das ganze 10. Kap. S. 136 ff.

Digitized by Google

Jesuaten zu Florenz redet. Wenn die Bauten der Päpste noch jene der Mönche übertreffen, so gereicht dieses Beiden und der Religion zum Ruhme.

(Fortsetzung folgt.)

Stephan Beissel S. J.

Joost van den Vondel.

(Fortsetzung.)

4. Zwischen Protestantismus und Katholicismus.

Als Vondel (1637) seinen Gijsbrecht van Aemstel schrieb, war er noch Protestant und trug kein Bedenken, seinen ritterlichen mittelalterlichen Vorfahren durch den Erzengel Raphael die Reformation als das beglückendste Ereigniß der Zukunft weissagen zu lassen[1]. Die äußern Umstände schienen eine Änderung seiner religiösen Anschauungen wenig zu begünstigen.

Gleich seinen Eltern[2] hatte er sich den Mennoniten angeschlossen und zwar der freisinnigsten Secte derselben, „den Waterlanderen". Er nahm das Amt eines Diakons an und blieb der Gemeinde treu, auch als er politisch für die Remonstranten in's Feld rückte und sich, unbekümmert um jede Gefahr, ihrer verfehmten und unterdrückten Sache annahm. Dadurch verfeindete er sich allerdings mit den unduldsamen, unversöhnlichen Häuptern der Contraremonstranten, aber doch keineswegs mit dem ganzen protestantischen Lager. Unter den Rathsherren, welche über seinen „Palamedes" zu Gericht saßen, suchten ihn zwei, Burgh und Ernst Roeters, gänzlich von Schuld und Strafe freizusprechen. Der Statthalter Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, der den Remonstranten

---

[1] Nach seiner Conversion fügte er freilich der Weissagung die Mahnung bei:

„Valt u't verwoesten der godsdienstigheid te lastig,
Volhard bij't oud geloof en Gods altaar standvastig,
Op't spoor der ouderen, u moedig voorgetreên:
Zoo draaft men recht na God, door alle starren heen."

(Ed. Van Vloten. I. 358.)

[2] Die Mutter war zwar katholisch getauft.

Digitized by

persönlich nicht gerade abgeneigt war, ließ sich insgeheim von seinem Günstling van der Myle (einem Schwiegersohn Oldenbarneveldts) den Palamedes vorlesen und konnte sein Gefallen daran nicht verbergen. Vondel seinerseits besang in den nächsten Jahren (1628 und 1629) ganz begeistert des Prinzen Waffenthaten, vor Allem die Einnahme von Grol (19. Aug. 1628) und des Siegers Einzug in Amsterdam, sichtlich erfreut, daß nach den langen innern Fehden der Protestanten unter sich die nationale Sache sie wieder einigermaßen zusammenbrachte. Den dreißigjährigen Krieg, der damals in Deutschland wüthete, sah er ganz nach protestantischen Berichten und mit protestantischen Augen an. In seinem „Todtenopfer von Magdeburg" verfolgt er Tilly, den „Magdemörder", mit demselben glühenden Zorn, den das Decretum horribile gegen Calvin verräth. Die „Grabschrift auf Pappenheim" häuft auf das Grab dieses wackern kaiserlichen Reitergenerals allen Schimpf und alle Schande, die ein edelfühlendes Dichterherz nur immer gegen einen herzlosen Blutmenschen schleudern kann. Dagegen ist Gustav Adolph sein Held, ein zweiter Alexander Magnus, ein wahrer Ausbund von Weisheit, Tugend und Tapferkeit, ein Wundermensch, dessen glorreiches Loos über alle menschlichen Begriffe hinausgeht:

„Die sterbliche Zunge stammelt von einem Gott!"

Er hofft von ihm den vollständigen Triumph über Papstthum und Kaiserthum, die Wiederherstellung des Gothenreiches in Rom. Erst als der siegreiche Schwedenkönig 1632 seine Geburtsstadt Köln zu bedrohen schien, wurden die alten Jugenderinnerungen wach und siegten über die sonst so entschieden protestantischen Sympathien.

Ölzweig an Gustav Adolph,
um Seine Majestät zu bewegen,
daß Sie Köln, meine Geburtsstadt, verschone.

Waldvöglein singt in freien Ätherwogen:
„Die ganze Luft ist mein!"
Und doch seufzt es, zu sein
Beim lieben Nest, wo es einst ausgeflogen.

Ich mit. Und hab' ich noch so weit verloren
Mich über Hag und Zaun,
Zieht es mich heimlich, traun!
Nach Köln doch hin, der Stadt, wo ich geboren.

Da bin zuerst nach Honig ich geflogen
Rund um den blonden Rhein,

Digitized by Google

Bepflanzt mit rhein'ſchem Wein,
Und hab' dabei auch Veilchenduft[1] geſogen.

Aus dieſer Milch wird Sorge mir geboren:
Die Schwedenfahne fliegt,
Wo ich ward aufgewiegt,
Geſchützesdonner dröhnt mir ſchon zu Ohren.

Wie möcht' als Rheinſchwan ſingend ich bezähmen,
Die Bruſt in kühler Fluth,
Des Kriegsgotts Drang und Wuth,
Den wilden Lauf, den ſeine Roſſe nehmen!

Vom jähen Fall von Tyrus' ſtolzen Mauern
Erzittert in der Rund'
Weit Aſiens Felſengrund
Und ruft: daß nichts gemacht iſt, um zu dauern.

Gebeugt läßt Sion ſeine Schilde hangen;
Das heil'ge Prieſterthum
Thut an den Feſtſchmuck, um
Den tapfern Sieger herrlich zu empfangen.

Da naht er. Jaddus tritt ihm entgegen
Mit gottgeweihter Pracht,
Der Zierde höh'rer Macht,
Den grimmerfüllten Feldherrn zu bewegen.

Der junge Kriegsheld bleibt verwundert ſtehen,
Schaut all' die Herrlichkeit,
Der Prieſter Feſtgeſchmeid —
Und Zorn und Wuth vor dieſem Blick vergehen.

Er ſieht Jehovahs theuern Namen prangen
Am Stirnband, auf dem Hut,
Er ſieht der Steine Gluth,
Das Purpur-Opferkleid, von Gold umfangen.

Demüthig ſteigt er von dem hohen Pferde
Und ehrt den Prieſtergreis
Und Salems Tempelfels
Gebeugten Haupts, mit abgelegtem Schwerte.

Jeruſalem, geſchmückt mit grünen Maien,
Den König grüßt und ſeinen Troß;
Als Freund zu Davids Schloß
Zieht er im Feſtzug durch des Volkes Reihen.

So friedlich, wünſch' ich, mög' mit Flöt' und Cither
Mein Köln begegnen dir
In prieſterlicher Zier,
Mit röm'ſchem Biſchofſtab, mit weißer Miter;

---

[1] Anſpielung auf ſein Geburtshaus „Zur Viole".

Daß es erblasse nicht vor deinem rothen Banner,
Die Farbe halte brav,
Und grüße dich, Gustav,
Als einen gottgetrieb'nen Alexander!

Ihr greises Alterthum sollst du verschonen,
Wenn treu die Stadt und mild
Dir zeigt ihr Wappenschild:
Das blut'ge Feld, geweiht mit gold'nen Kronen.

Das ist der ew'ge Ruhm der Perserweisen,
Die lieb- und dankdurchglüht
Mit Weihgeschenk und Lied
In Bethlems Stall den höchsten König preisen.

Das kündigt dir, daß sie getauft einst worden,
In schmerzensreicher Fluth,
In keuschem Jungfrau'nblut,
Vergossen durch entmenschte Kriegerhorden.

Schließ' nicht wie Attila und seine Rotten
Dem Ruf der Gnade dich,
Erob're minniglich
Die Herzen mit der Weisheit deiner Gothen.

So wird dein Sieg dir nicht durch Fluch verkümmert,
Dir nicht der Spott zu Theil:
„Hier hat des Gothen Beil,
Was Agrippin'scher Fleiß gebaut, zertrümmert."

Mehr wird dein Ruhm denn Alexanders schwellen,
Der Pindars Haus geschützt,
Wenn mein Gesang beschützt
Die Stadt voll Volks, voll Kirchen und Kapellen![1]

Wie in dieser schönen Ode das katholische Element zuletzt über protestantische Anschauungen und Sympathien obsiegt, so ist das mit Vondels Poesie bis zum Jahre 1640 vielfach der Fall. Den verhältnißmäßig wenigen Äußerungen protestantischer Denkweise geht eine ganze Reihe von Dichtungen zur Seite, welche eine stets wachsende Annäherung an die katholische Kirche bekunden.

Was den Mann von Anfang an charakterisirt, ist, wie schon hervorgehoben wurde, eine tiefwurzelnde, das ganze Leben beherrschende Religiosität — die Religiosität eines gläubigen Christen. Freilich war es ein arg zerfetztes, gar lückenhaftes Christenthum, in welchem er geboren ward, in welchem er aufwuchs. Das Bekenntniß einer nicht nur von der

[1] Wörtlich „Een stad vol volks, vol kloosters, en vol kerken".

Digitized by Google

alten Kirche, sondern auch von den größeren protestantischen Gemeinschaften abgefallenen, ja noch in sich selbst zersplitterten Secte: das Credo eines Knipperdolling, nur von der ersten phantastischen schwärmerischen Wuth auf ruhigere Bahn gelangt. Statt einer Kirche demokratisches Conventikelwesen, statt einer göttlichen Lehrgewalt phantasirende Privateingebung — von der reichen christlichen Heilsökonomie noch zwei Sacramente, Taufe und Abendmahl, auch diese noch entstellt. Was indeß der Irrglaube des Simons Menno und die theologische Quacksalberei seiner Nachfolger noch von christlichen Glaubenswahrheiten übrig gelassen, die Idee eines übernatürlichen Erkennens, den Glauben an die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, den Glauben an die Wunder und Weissagungen des neuen Testaments, den Glauben an ihre Erfüllung in dem Gottmenschen Christus, den Glauben an die Erbsünde und die Wiederherstellung durch den Erlöser, den Glauben an die Nothwendigkeit des Gehorsams und an die Verdienstlichkeit guter Werke (wie Almosen, Krankenbesuch, Ertheilung guten Rathes) — — das Alles warf Vondel nicht mit skeptischem Stolze von sich, er grübelte nicht hochmüthig darüber, er hütete das Alles wie einen durch den Lauf der Jahrhunderte von Gott selbst zu ihm gelangten Schatz. Er möchte dessen nicht entrathen. Er wollte lieber noch mehr haben. Was er von der alten Christusreligion hat, umfaßt er mit fester Überzeugung des Verstandes, mit begeisterter Gluth und Innigkeit des Herzens. Das gilt ihm als das Liebste und Höchste hinieden, das ist die Leitschnur und der Trost seines Lebens, die eigentliche Seele seiner Poesie.

Dieser Geistesrichtung entsprechend, war ein großer Theil seiner Dichtung unmittelbar religiös, aus der innigsten Vertrautheit mit der Bibel hervorgegangen, von ihr genährt, von ihren Vorstellungen durchdrungen. So schon sein erstes größeres Werk, das „Pascha oder die Erlösung der Kinder Israels". Mit nicht geringerer Begeisterung übersetzte er dann aus dem Französischen die biblischen Stücke des Barbas: „Abrahams Opfer" und „Die Herrlichkeit Salomons", aus dem Hochdeutschen eine überaus schöne „Andächtige Betrachtung über das Leiden Christi". Von den vier letzten Dingen und vom jüngsten Gerichte singt er wie Einer, der tief von dem Ernste dieser Wahrheiten durchdrungen ist. Seine Festlieder auf Neujahr, Pfingsten, Himmelfahrt sind von der Lebendigkeit katholischer Anschauungsweise angeweht. Ein „Brautsang zwischen Gott und der gläubigen Seele" erinnert an die naiven religiösen Minnelieder der umbrischen Franciscaner. Mächtiger und gewaltiger

Digitized by Google

wogt die religiöse Begeisterung in den „Helden des Alten Bundes". Weil der Dichter durch und durch von der Göttlichkeit des Christenthums durchdrungen ist, strahlt ihm die wundervolle Typik des Alten Bundes in ihrer vollen Majestät — kein todtes Glasgemälde, noch heute Licht und Leben. In diesem Geiste läßt er die Patriarchen, Richter, Könige, Propheten und Glaubenshelden des Alten Bundes an unserem Auge vorüberziehen. „Sehe ich den irdischen Adam gefallen," so sagt er in der Einleitung zu diesem biblischen Bildercyclus, „so denke ich an den andern, himmlischen, der durch seine vollkommene und unbefleckte Gerechtigkeit den gefallenen Menschen, gemäß seinem gethanen Versprechen, wieder hat aufgerichtet." Die „Zerstörung Jerusalems" verfolgte diese großartige Auffassung der Weltgeschichte weiter auf dem Boden der urchristlichen Zeit. Mit dieser Auffassung war auch Vondels sittliche Lebensanschauung gegeben: es ist diejenige einer echt christlichen Asceſe. Anmuthig hat er sie in einem eigenen Gedichte „Hymnus vom christlichen Ritter" gezeichnet. Das Stück lautet wie ein Passus aus einem mittelalterlichen Mystiker. Dem christlichen Richter gibt die ewige Minne, die „Weisheit" selbst den Ritterschlag. Sie waffnet ihn mit dem Helm der Hoffnung, mit dem Schild des Glaubens, mit dem Panzer der Gerechtigkeit, mit dem Schwerte des göttlichen Wortes.

„En d'hoeksteen Kristus is, waarop in al zijn doen
Zich vrij verlaaten mag de Kristen kampioen." [1]

Lockend naht ihm die stolze Verführerin Welt in aller Herrlichkeit ihres trügerischen Glanzes, schmeichelnd singt ihm Sinnlichkeit, das träge und gemeine Weib, ihren Sirenengesang, drohend schreckt ihn der Erbfeind der Menschheit mit allen Schrecknissen seines Zornes — Alles umsonst. Der Ritter Christi besteht siegreich den dreifachen Kampf und erhält von den Engeln die verdiente Krone.

„Nimm, wack'rer Ritter, hin von deinem Herrn den Kranz
Und theil' mit ihm sein Kreuz und seinen Siegesglanz!"

Das waren keine leeren Worte. Viel Erdengunst gab Vondel preis, viel Kampf und Kreuz nahm er auf sich, um nicht der Welt, sondern Christus, seinem Herrn, zu dienen. Er wäre unzweifelhaft nicht nur der modernen Kritik, sondern auch vielen seiner Zeitgenossen mundgerechter

[1] Und der Eckstein Christus ist's, auf den in all' seinem Thun
Sich wohlgemuth verlassen kann der christliche Kämpe.

Digitized by Google

geworden, wenn er sich, wie Brederoo, der Spaßmacherei in recht realistischem Sinne zugewandt hätte. Lebendigkeit, Witz, Wortfülle standen ihm reichlich zu Gebot. Er hätte auch die reiche Idealität seines Geistes der damaligen herrschenden, intoleranten Calvinistenpartei zu Diensten stellen mögen. Er stand als Mennonit frei zwischen den beiden streitenden Parteien. Aber als wahrhaft freier, nach Wahrheit ringender Mann schloß er sich lieber dem Schwachen gegen den Starken, dem Unterdrückten gegen den Unterdrücker an — und setzte sich lieber selbst der Verfolgung aus, als still zu schweigen vor dem sich spreizenden Unrecht. „Pro libertate!“ (Für die Freiheit!) war sein Wahlspruch.

5. Polemik und Satire.

Ein Geist, der alle Ereignisse des Lebens, frohe wie düstere, private wie öffentliche, religiöse wie politische, mit solchem Ernst und mit solcher Frömmigkeit auffaßte, wie Vondel, konnte von den religiösen Zuständen, welche der Protestantismus in Holland geschaffen, unmöglich erbaut und befriedigt werden. Zelotische Unduldsamkeit einerseits, leidenschaftlicher, unklarer Widerstand andererseits. Seine eigene Secte sah der Mennoniten-Diakon durch mehrfache Spaltungen zerrissen. Man bot sich wohl gegenseitig „Olivenzweige“ an, aber man konnte zu keiner Vereinigung kommen, ohne Punkte, die den Getrennten als wesentlich erschienen, ausdrücklich oder stillschweigend preiszugeben und so den christlichen Glaubensinhalt immer trauriger zu verdünnen. Eine entscheidende Lehrgewalt war eben nicht da. Alle schrieen nach Gewissensfreiheit und Alle wollten die Andersdenkenden bestmöglichst geknebelt wissen oder wenigstens nicht zur Geltung kommen lassen. Eine unbeschränkte Gewissensfreiheit forderte noch Niemand: dazu war das christliche Bewußtsein noch zu stark, aber Alle wollten mehr oder weniger ihr Privatchristenthum auf den Thron heben. Vondel hielt sich in diesem unerquicklichen Wirrwarr von Sectenhader und Glaubenstyrannei anfänglich an seine freisinnigere Secte, nahm sich dann der Remonstranten an, ohne zu deren Bekenntniß überzugehen, und stellte sich in den Zwisten der Mennoniten auf die Seite der Freisinnigeren und Aufgeklärteren. Aber es wurde nachgerade zu arg, um still dem Treiben zuzusehen, zumal für einen geistreichen, lebhaften Mann, der an allen öffentlichen Ereignissen regen Antheil nahm und gewohnt war, bald in Oden und Liedern, bald in Episteln oder Epigrammen seiner Stimmung über Alles Luft zu machen.

Digitized by Google

So verfaßte er in den Jahren, welche zwischen dem Palamedes und Gijsbrecht liegen (1625—1637), jene satirischen Gelegenheitsgedichte, deren wir schon erwähnt haben. Sie sind mitunter launig, mitunter sehr scharf und derb und zeichnen nicht nur die Schwächen der orthodoxen Predigerpartei, sondern, ohne daß der Dichter es beabsichtigte, den Widerspruch und Wirrwarr, den das Privaturtheil in den religiösen Angelegenheiten überhaupt anstiftete. Da macht er sich bald über die ohnmächtigen Bannstrahlen lustig, womit die calvinistischen Päpstlein ihre Widersacher verblitzten; bald über den Seelenzwang, den sie durch Staatsdecrete auszuüben versuchten; bald über das vielstimmige Hahnengeschrei, mit dem sie jeden Augenblick neue Ketzer denuncirten; bald über den endlosen Hader, den sie unter einander führten[1]:

„Ohne Knurren, ohne Klagen
Können sie keinen Knochen nagen.
Jeder schnappt nach dem besten Stück,
Jeder mißgönnt dem Andern sein Glück;
Trinken, Gießen, Schwelgen, Prassen,
Auf Synoden und in Klassen,
Mit dem wohlwattirten Leib,
Das ist all' ihr Zeitvertreib.
Rührend Unschuld zu empfehlen,
Zu verfluchen fromme Seelen,
Das ist ihnen das erste Werk.
Gleicht das noch einer Christen Kerk?"

Von Triglandt, dem unduldsamen Führer der Contraremonstranten, ging die Sage, daß der seine eigene Frau prügle:

„Hört, ihr Herren, hört und laßt euch sagen:
Der Truthahn hat sein eigen Weib geschlagen.
Die Magd, die vorlaut ist und macht sich gerne wichtig,
Meint: ‚Mit der Frau ist's oben nicht mehr richtig!'
‚Schweig'!' sagt der Herr, ‚ich folge meiner Ordonnanz:
Nur nichts, was den Verdacht erweckt der Toleranz!'" —

Als Truthahn wurde Triglandt von den Remonstranten titulirt, weil er eine sehr röthliche Gesichtsfarbe hatte in Folge häufigen und reichlichen Weingenusses:

„Een zuiver Geus;
Om dat die Rijnsche muskadel

[1] Um den Protestanten „Vondel" zu zeichnen, wie er wirklich war, sind wir gezwungen, auch von diesen satirischen Äußerungen eine oder die andere Probe zu geben, wobei wir indessen von den derberen derselben Umgang nehmen.

Digitized by Google

Met al het zuiver nat
Van 't Heidelbergsche vat
Trekt in zijn neus
En daarom buldert hij zoo fel
Als Goliath de Reus."[1]

Gar heiter muthete es Vondel an, als der Prädicant Otto Badius in seinen Predigten über das Amsterdamer Theater, die sogenannte Coster'sche Akademie, loswetterte, während er selbst auf Freiersfüßen stand und einer reichen jungen Dame den Hof machte:

„Nu, was ist Ottchens Herz so grün?
Nu, was ist Ottchens Herz so grün?
Was klingt sein Predigtwort so kühn?
O jemi, o jemi!
Des Bogaerts Tochter gilt sein Bemüh'n,
Drum predigt er von der Akademie.
Unser Ottchen ist kein stummer Hund,
Unser Ottchen ist kein stummer Hund,
Er wuchert mit seines Meisters Pfund.
O jemi, o jemi!
Der Geifer läuft ihm aus dem Mund,
So schilt er die Akademie!
— — — — — — —
Ach, Bogaerts Tochter, lauf' ihm nach,
Ach, Bogaerts Tochter, lauf' ihm nach,
Und sag' dem lieben Ottchen Ja.
O jemi, o jemi!
Kriegt'st du ihn nicht, 's wär' Sünd' und Schad',
So schruppt er die Akademie."

Auch innerhalb der eigenen kleinen Secte, welcher Vondel angehörte, fand er den Frieden nicht, welchen der Herr den Seinen verheißen. Auch hier ging in den Jahren 1625 und 1626 der Kirchenrumor los, indem Nittert Obbes, ein Lehrer zu Amsterdam, gegen die frömmeren Mennoniten eine Schrift erließ mit dem Titel: „Spinnenbesen, um einige Mennonitenscheuern zu reinigen von den Spinngeweben und Possen etlicher Schwarmgeister". Obwohl der von ihm sonst sehr gefeierte Hans de Ries zu den angefochtenen Schwärmern zählte, schloß sich Vondel der aufgeklärten Partei des Spinnenbesens an. Er fühlte sich aber dabei doch nicht befriedigt, wie seine Verse „gegen das Gift der Schwarm-

[1] Ein saub'rer Geuse, dieweil der rheinische Muskateller mit all' seinem saubern Naß aus dem Heidelberger Faß zieht nach seiner Nas', und darum poltert er so grimmig wie Goliath der Riese.

Digitized by Google

geiſter zur Vertheidigung von Gottes geſchriebenem Worte“ deutlich kundgeben.

„Gottes Wort,“ ſo klagt er da, „wird in allerhand Formen gegoſſen durch wandelbares Hirn, und Chriſti Wort wird durch viel Stürme geprüft und abgemattet, auf das eine folgt das andere Wehe.“ Noch klarer aber zeichnet er die Wirkungen des Privatgeiſtes in den Worten:

„Und Chriſtus wird zum Scherz, von dem ein Jeder glaubt,
Was ſich erſinnt und malt ſein los', ſein hirnlos Haupt.“

6. Per crucem ad lucem.

Für den Dichter lag die Gefahr nahe, dem Glauben und der Theologie ganz den Rücken zu drehen, ſich dem Theater zu weihen, und hier, wie in der Poeſie überhaupt, eine vom Chriſtenthume abgelöste Claſſicität anzuſtreben, wie ſie heutzutage in vielen modernen Dichtern vergöttert wird. Vereinzelte Dichtungen aus dieſer Zeit des Schwankens, wie z. B. ein „Bacchantenchor“, beweiſen, daß Vondel in dieſer plaſtiſchen Nachahmung der Griechen ein Meiſter hätte werden mögen. Doch die Richtung ſeines Geiſtes war zu ernſt und religiös, um ſich ganz der glatten Lebensluſt eines heidniſchen Humanismus in die Arme zu werfen. Er ſchwankte wohl, er mochte auch etwas ſtraucheln, aber er entſagte nicht den chriſtlichen Idealen, noch der Offenbarung, die zerſtückt und umdüſtert noch den proteſtantiſchen Bekenntniſſen zu Grunde lag. Hatte er ſchon 1613 — in der Widmung des „Gulden Winkel“ an ſeinen katholiſchen Schwager Abraham de Wolf — des päpſtlichen Segens mit einer Ehrfurcht gedacht, die einem recht urproteſtantiſchen Gewiſſen als Frevel hätte erſcheinen müſſen, ſo ſchrieb er 1622 „zum Lobe der keuſchen und gottesfürchtigen Martyrin St. Agnes“ einen Geſang, der mit den Worten anhebt:

„Daß Rom der Heiligen Gebein'
Bewahrt, verleiht ihm höhern Glanz,
Als ſo viel königliche Gräber
Und Tumben von gekrönten Sklaven.“

Etwas ſpäter überſetzte er ein lateiniſches Gedicht ſeines Bruders Wilhelm, der eben auf einer italieniſchen Reiſe im Jubeljahre 1625 die Herrlichkeit des Papſtes Urban VIII. beſungen hatte. Es ſchloß in Jooſts freier Überſetzung mit den Worten:

Digitized by Google

„Das ist der große Schlüsselvogt
Der Himmelspforte. Still! Begehrt
Nichts mehr zu wissen. Auf die Kniee!
Küßt seine Füße, weit verehrt."

In einem zweiten Liede auf die hl. Agnes (1631) wird mit gleicher Ehrfurcht der hl. Barbara gedacht. Die dritte Heilige, die sich Vondel noch als Protestant zur Patronin erkor, war die hl. Ursula, deren Legende zu seinen liebsten Jugenderinnerungen gehörte. Diese Heilige mit ihrem zahlreichen jungfräulichen Geleite, die hl. drei Könige an der Krippe des Jesukindes, die Stadt Köln mit ihren Kirchen und Kapellen bildete für ihn ein unzertrennliches Ganze, an dem sein Herz immer wieder neue Begeisterung fand. Den weiteren Rahmen dieses Dombildes füllte, wie aus mehreren seiner Dichtungen hervorgeht, die mittelalterliche Vorstellung einer in Christus geeinigten Völkerfamilie, der alten Christenheit, die unter sich eins, im Kampfe über Heidenthum und Islam triumphirt. Das ist seine Klage, daß die Christenheit heute nicht mehr jene große einige Familie ist, daß der Türke ihrer spotten kann, weil sich die christlichen Nationen in unseligem Bruderzwist erschöpfen. So singt er z. B. von der „Zwietracht der christlichen Fürsten, an Jesus Christus":

„Es rauft sich ohne Ruh' und Rast
Der Christenfürsten Schaar,
Die Christenheit ist drob erfaßt
Von äußerster Gefahr,
Ein Schiff, das mit gebroch'nem Mast
Zur Sandbank wird geschwemmt:
Nichts mehr den Schiffbruch hemmt.

„Der Türk', der Christum schlägt an's Kreuz,
Mag froh den Hader schau'n,
Lacht in die Faust und hofft bereits,
Zu schlagen seine Klau'n,
Mit Blut gefärbt, voll Siegesreiz,
In's Herz der blinden Schlacht,
Der Er ein Ende macht.

„Dem ausgetret'nen Strome gleich
Bricht ein sein wildes Heer
Hin über's ganze deutsche Reich,
Und brausend wie ein Meer
Spült seine Fluth, an Todten reich,
Hinab gen Köln am Rhein:
Das soll die Wette sein.
— — — — — — —

Digitized by Google

„O Jesus! Kehr' die Ahnung ab!
Vertreib' die düstre Wolk'!
Pflanz' lieber auf dein heilig Grab
Durch dein treugläubig' Volk,
Dem Türken zur gerechten Straf',
Des Abgrunds Macht zum Hohn,
Dein Kreuz, o Gottessohn!"

Wie im großen öffentlichen Parteikampf, bestand Vondels echt-christlicher Mannessinn auch in schweren häuslichen Prüfungen die Feuerprobe. Er klagt wohl in seinen Liedern, wenn Gott das Liebste von ihm fordert, aber er klagt mild, gottergeben, starkmüthig — wie ein Christ. Seine einfachen, rührenden Todtenklagen am Grabe seiner Kinder, seiner Gattin, sein schlichtes Gebet in eigener, schwerer Krankheit (1621) wiegen eine ganze Fluth moderner Weltschmerzpoesie auf. Da herrscht nicht der Taumel eines mit Gottheit und Menschheit zerfallenen, verstörten Gemüths, sondern ein wahrer, tiefer, geheiligter Schmerz, aus dem seine Seele sich reiner und kräftiger emporringt. Der härteste Schlag, der ihn traf, war wohl der Tod seiner treuen Gattin (1635), nur zwei Jahre, nachdem der Hinscheid seines Kindes, des kleinen Konstantin, seinen traulichen Familienkreis schmerzlich gelichtet hatte.

Das Kind verdankte diesen kaiserlichen Namen einem Lieblingsplane des Vaters. Als es geboren ward und die Mutter ihn fragte, wie es heißen sollte, da sagte er: „Konstantin". Als sie ihm nun zu Gemüthe führte, daß noch Niemand in der Familie so geheißen habe und er dem Kinde doch wenigstens lieber einen biblischen Namen geben möchte, nannte er einen. Der Name gefiel ihr noch weniger und so ging sie endlich auf den Namen Konstantin ein. Ermuntert durch den glücklichen Erfolg seiner bisherigen didaktischen, lyrischen und dramatischen Dichtungen, hatte Vondel nämlich den Plan gefaßt, sein Glück an einer größeren epischen Dichtung zu versuchen und seinem Volke etwas Ähnliches zu bieten, wie Tasso seiner italienischen Heimath. Seine Wahl fiel auf Kaiser Konstantins Romfahrt — d. h. auf den Triumph des Christenthums über die heidnische Welt. Gewiß ein großer, würdiger und auch reicher Stoff für ein Helbengedicht. Vondel war ganz begeistert davon, und darum mußte das Kind, das ihm um jene Zeit geboren ward, Konstantin heißen. Hugo Grotius, den er über die Wahl des Stoffes zu Rathe zog, war sehr zufrieden damit und schrieb ihm unter dem 17. August 1632:

Digitized by Google

„Sehr gelehrter und trefflicher Freund! Ich urtheile, daß Sie zu einem vollkommenen Gedicht einen sehr passenden Stoff gewählt haben, den Zug Konstantins nach Rom nämlich, welcher den Weltgeschicken einen so bedeutsamen Ausschlag gab. Die Griechen rühmen Konstantin sehr hoch und nennen ihn den Apostelgleichen. Mich dünkt, daß er seit Annahme des Christenthums kein schlechter Fürst gewesen ist; aber wie die Christen ihn in den Himmel erheben, so sehe ich, daß Zosimus, ein blinder Eiferer für das Heidenthum, Alles aufsucht, was er nur kann, mit Recht und mit Unrecht, um ihn herabzudrücken. Doch Sie wissen, daß es der Poeten Recht ist, die Fehler Jener zu übersehen oder nicht zu glauben, die sie als Stoff des Lobes oder als Vorbild der Tugend verherrlichen wollen. Sie begreifen, daß sich da Gelegenheit bieten wird, sowohl von den religiösen Gebräuchen der Heiden als der Christen zu sprechen. Für die Ersteren finden Sie genug Anhaltspunkte in den griechischen und lateinischen Dichtern und in ihren alten Auslegern; auch haben für unsere Zeit Giraldus und Rosinus nicht übel darüber geschrieben. Die religiösen Gebräuche der Christen kann man kennen lernen aus den Apologien des Justinus, aus den Werken Tertullians und Cyprians, aus den Concilien von Neocäsarea, Gangrä, Laodicea, Ancyra und dem ersten allgemeinen von Nicäa, welches wie auch das von Elvira in Spanien und das erste von Arles in Welschland zu Zeiten Konstantins gehalten worden sind. Der Anfang gefällt mir gut, und wenn es so fort geht, zweifle ich nicht an dem bleibenden Werth des Werkes. Gott möge dazu seinen Segen verleihen und Sie mit den Ihrigen in seinen besonderen Schutz nehmen. Ihr ganz dienstwilliger H. de Groot."

Während Vondel nach dem Rathe des gelehrten Freundes sich in die Kirchengeschichte der ersten christlichen Jahrhunderte vertiefte und die fünf ersten Gesänge seines Epos schrieb, starb das Kind, das den Namen seines Helden trug, zwei Jahre darauf die Mutter, die fünfundzwanzig Jahre lang die Seele und der treue Schutzgeist des kleinen Familienkreises gewesen. Je inniger er an ihr gehangen, desto mehr fühlte er sich jetzt verwaist und niedergebeugt. Ergreifend ist die Klage, die er an das Liebfrauenchor richtete, wo die brave Gattin — sie hieß Maria — ihr Grab fand:

„O heilig Chor, das du der Meinen
Gebein und Asche deckest zu
Und ihnen schenkest süße Ruh',
Bis daß die Sonn' vergißt zu scheinen,

„Nun wächst die Zahl von deinen Leichen
Um eine, die sargt ein mein Herz,
Und schraubt es zu mit einem Schmerz,
Der keiner Klage mehr wird weichen."

Digitized by Google

Er versucht sich zu trösten, indem er der Dahingeschiedenen die Worte in den Mund legt:

„‚Mein lieber Eh'genoß! Geschehen
Ist Alles nur nach Gottes Rath.
Umfang' dein Loos mit froher That
Und laß dein Heldenwerk nicht stehen.

„‚Kein Gram soll deine Tage kürzen,
Bis daß du siehst, wie du begehrt,
Marentius besiegt, entehrt,
Vernichtet in die Tiber stürzen.

„‚Wenn Konstantin nach hehren Siegen
An der Apostel heil'gem Herd
Entgürtet sein geweihtes Schwert,
Mag deine Seel' gen Himmel fliegen.

„‚Gib meinen Leib zurück der Scholle
Im Chor der Jungfrau segensreich,
Von der — für Tausende zugleich —
Mein Name stammt, der gnadenvolle.

„‚Ich zieh', dem ird'schen Joch entschlagen,
Hinauf in's sel'ge Vaterland.
Sorg' du für uns'rer Treue Pfand,
Das Kinderpaar, das ich getragen.'

„So sprechend, wich sie aus dem Leben.
Marie! Läßt du mich auch verwaist,
Dein liebevoll dienstwill'ger Geist
Wird meinem Herzen nie entschweben.

„Wie weit ich noch zu pilgern habe,
Stets wend' ich trauernd mein Gesicht
Dahin, wo vor des Morgens Licht
Dein Stern erblassend sank zu Grabe."

Voller Trost wollte indeß lange nicht in das Herz des Niedergebeugten einkehren, der nur erst von ferne der „Trösterin der Betrübten" seine Huldigung darbrachte. „Mein Muth," schrieb er bald darauf an Grotius, „hat seit dem Tode meiner seligen Hausfrau einen harten Stoß erhalten, so daß ich meinen großen Konstantin vergessen und mich mit etwas Geringerem zu behelfen suchen muß. Ich bin auf Trauerspiele verfallen. Wenn ich meine Lust an Trauerstoffen gebüßt haben werde, will ich schauen, daß ich wieder an meinen Konstantin komme." Doch alle Versuche, das Werk wieder in Fluß zu bringen, mißglückten. Je länger sich die Arbeit hinausschob, desto weniger be-

Digitized by Google

friedigten ihn die ersten fünf ausgearbeiteten Gesänge, das mühsame Werk so vieler Jahre. Er vernichtete sie. Zahlreiche Anklänge daran in anderen Dichtungen bezeugen indeß noch die Liebe und Begeisterung, mit welcher er zuerst den Stoff erfaßt hatte, und das liebevolle Studium, das er demselben gewidmet, lohnte sich reichlich dadurch, daß er, Zug um Zug, in dem ältesten christlichen Jahrhunderte jene große erhabene Weltkirche kennen lernte, welche in der Zeit Konstantins das heidnische Europa so vollständig umgestaltet hatte.

Die dramatischen Arbeiten, welchen er sich zuwandte, waren zunächst eine Übersetzung der „Elektra" des Sophokles, die schon im November 1639 auf die Amsterdamer Bühne kam, dann vier selbständige Schauspiele: „Die Jungfrauen", „Die Brüder", „Joseph in Dothain" und „Joseph in Ägypten". Biographisch merkwürdig sind vor Allem seine „Jungfrauen", eine dramatische Bearbeitung der St.-Ursula-Legende, in einer poetischen Widmung der Stadt Köln geweiht. Er bezeichnet in dieser Widmung als seinen leitenden Gedanken, seine Vaterstadt in ihrer eigenen Schutzpatronin so zu verherrlichen, wie Sophokles einst sein Athen im Koloneischen Ödipus. In der Ausführung hielt er sich mit sichtlicher Liebe und Begeisterung an die Legende der hl. Ursula, wie sie damals noch als wirkliche Geschichte galt, mit all den poetischen Ausschmückungen, mit welchen mittelalterliche Volks- und Klosterdichtung sie überwoben hatte [1].

Mögen diese Ausschmückungen uns auch heute, vom Standpunkte geschichtlicher Kritik aus, als werthlos, Manchem vielleicht als bedenklich erscheinen: als religiöse Volksdichtung ist die gesammte Legende gewiß nicht ohne hohen ästhetischen und sittlichen Werth. Daß das Blut der christlichen Martyrer, die Seelengröße, jungfräuliche Reinheit und Tugend der Heiligen die christliche Civilisation des Mittelalters, die Herrlichkeit und das Glück seines Volkslebens begründet hat, ist ebenso sehr eine unumstößliche geschichtliche Thatsache, als ein überaus schöner, fruchtbarer poetischer Gedanke. Diesen Kern der Legende hat noch keine Kritik

[1] Über die Ausschmückung der ersten einfacheren Legende (Sermo in natali) in der Passio sanctarum undecim millium martyrum (nach ihren Anfangsworten Regnante Domino genannt), in den Visionen der sel. Elisabeth von Schönau und des Mönches von Steinfeld u. s. w. vgl. die ebenso gediegene als interessante Schrift „Die hl. Ursula und ihre Gesellschaft. Von Alb. Ger. Stein, Pfarrer zur hl. Ursula. Köln, Bachem, 1879", worin die Legende Regnante Dño (Beil. IV.) in lateinischem und deutschem Text vollständig mitgetheilt ist S. 107 ff. Vgl. S. 53 ff., 67 ff.

Digitized

aus dem Wege geräumt und wird es auch fürder nicht thun. Hinter dem üppigen Kranz von Wundern, womit ein frommer Kindessinn die schlichte Überlieferung geschmückt hat, stehen die unläugbaren Wunder, durch die das Christenthum sich als Gottesoffenbarung legitimirt hat, steht das gewaltigste aller Wunder: die sittliche Umgestaltung der Welt durch seine reine, heilige Lehre. Vondel wurde es wohl in dieser gemüthlichen Atmosphäre frommen Kinderglaubens. Er lebte sich nicht nur mit Liebe in alle Einzelheiten der Legende, sondern vor Allem in ihren sittlichen Gehalt hinein und dramatisirte ähnlich, wie Calderon so manche mittelalterliche Legende dramatisirt hat. Obwohl der Stoff im Ganzen einer epischen Behandlung günstiger gewesen wäre, als einer dramatischen, fehlte es doch nicht an kräftigen dramatischen Motiven. Sie sind zum Theile — man vergleiche die Scene, wo die Geister Ursula's und Aethereus' dem Attila und Julian erscheinen — sehr lebhaft und echt dramatisch ausgeführt. Dem „deutschen Rom" und seinen Heiligen ist wohl bis herab auf Cardinal Geissel kaum eine herzlichere poetische Huldigung dargebracht worden, als dieß Stück, an dessen Schluß die Heilige ihrer Stadt die künftige Größe in folgenden Worten ankündigt:

„Von hier aus wird der Himmel deine Thore,
Dein Rathhaus schützen und den hehren Dom
In Kampf und Leidenszeit. Bewahre treu
In deinem Schooße das Triumvirat,
Das fern von Osten kam und an der Krippe,
Der armen, betend, opfernd bog das Knie.
Drei Kronen sollen dir das Wappenschild,
Drei Kronen deinen Fürstenmantel zieren.
Weit, weit seh' deinen Mauerring ich wachsen
In vielem Kampf. Es steht dein Erzbischof
Hoch an des Reiches Spitze, kürt und salbt
Das gottgeweihte, kaiserliche Haupt.
Und du, mein heilig Köln, bewährst im Leiden
Dich treu als wack're, echte Tochter Roms!"

Es entging den protestantischen Freunden des Dichters nicht, daß seine Poesie in diesem Stücke eine nahezu katholische Richtung genommen. „So preiswürdig auch das Trauerspiel ‚Die Jungfrauen' in künstlerischer Hinsicht war," so schreibt Brandt, „fand man darin doch Dinge, die Viele betrübten: des Dichters Vorliebe zu den Lehren und Gebräuchen der römischen Kirche und seine Abweichung zu ihren Irrthümern, die er bald in anderen Dichtungen vollständig zu offenbaren sich beeilte." Hugo Grotius sprach dagegen, obwohl Protestant, über das Stück wie über

Digitized by Google

die Electra seine vollste Zufriedenheit aus: „In St. Ursula haben Sie neben Ihrem glücklichen Genie auch eine sehr löbliche Zuneigung zu Ihrer Geburtsstadt bekundet, welcher ich zu einem solchen Sprößling gratulire, und wünsche Ihnen langes Leben, Gesundheit und Gemüthsruhe, um nicht allein ähnliche Stücke, wie diese, die sehr trefflich sind, sondern auch größere zu Dienst, Nutzen und Lust aller Niederländer hervorzubringen." (Paris, 22. Oct. 1639.)

Zwei Jahre später trat Vondel zur katholischen Kirche zurück. Daß er da fand, was er suchte, Ruhe, Frieden, Freude, Sicherheit des Glaubens und Trost für sein Gemüth, bezeugt das folgende Gedicht, das aus der Zeit seiner Conversion stammt[1]:

Der Kreuzberg.

Die schönsten rothen Rosen sprießen
Auf keinem griechischen Berg, o nein!
Dort auf dem Kreuzberg, hart von Stein,
Wo Jesu heilige Wunden fließen;
Es sammelt sich ihr reines Blut
Zum Diadem voll Rosengluth,
Dess' Blätter ewigen Duft ergießen
Durch den geflocht'nen Dornenkranz,
Von dem der Gottheit lichter Glanz
Umschattet wird und überzogen,
Und an dem Dornenkranze hin
Wird jedes Tröpflein zum Rubin.
Es weichet vor den blut'gen Wogen
Der Lilienstrahl vom Angesicht,
Aus dem die Sonne schöpft ihr Licht;
Die Sonne flieht auf ihrem Bogen
Entsetzt zurück, machtlos, getödtet,
Da Blut die Gotteslilie röthet,
Die Lilie, die ihr Haupt läßt hangen
Und seufzt und stirbt und füllt die Luft
Mit ihrem süßen Rosenduft.
Die Christenbienen mit Verlangen
Zieh'n alsbald, wenn der Morgen strahlt,
In Eile zu dem Rosenwald

[1] Van Lennep setzt es zwar in das Jahr 1624, aber unrichtiger Weise. Es findet sich in allen 4°-Ausgaben des Dramas „Peter en Pauwels", worin Vondel unter dem Motto „Tantae molis erat, Romanam condere gentem" auf den vorausgegangenen inneren Kampf hindeutet und sich offen als Katholik bekennt. Näheres hierüber bei P. J. Koets, Peter en Pauwels. Het Treurspel van Vondel etc. Uitgegeven door J. A. Alberdingk Thijm. Amsterdam, Langenhuysen, 1868.

Digitized by Google

Und schwärmen um die Rosenwangen
Der Lebensblum', der Lenzeszier,
Und saugen Honig für und für
Aus Allem, was die Dornen hegen
An Galle, Wermuth, Bitterkeit.
Aus Rosengluth und Lilienweiß
Ein Manna voll von Kraft und Segen,
Voll Wonne und voll Süßigkeit,
Die Engel sammeln uns zur Speis'.
Kein Morgenthau, kein Frühlingsregen
Die matte Seele so erquickt,
Das Herz, von Todesnoth umstrickt,
So stärkt, wie dieses Hauches Freuden
Vom Lebensbaum der Himmelsros',
Die bitt're Thränen trug im Schooß
Zum Troste Aller, die da leiden.
Hier springt dem Durstigen hell und rein
Ein Quell von roth und weißem Wein,
Daran das Herz sich froh mag weiden.
Hier schöpfst du reinen, seligen Muth,
Gebadet in des Lebens Fluth,
Die den fünf Bronnen rein entsprungen.
Hier quillt der Purpur für das Kleid
Der Königstochter, Gott geweiht,
Die David als Prophet besungen,
Die jubelnd pries schon Salomon,
Als an dem blutigen Opferbronn
Sie feuchteten die gold'nen Zungen.
Nach seinem Rauschen lauschend bang,
Stimmt David seiner Harfe Klang,
Hebt Salomon des Lieds Gedanken. —
Du Fels voll Wassers und voll Bluts,
Herzbronn des höchsten, ewigen Guts,
O Arzenei für alle Kranken!
Gönn' auch ein Tröpflein meinem Blatt,
So dürr und durstig, welk und matt,
Und lehr' mich meinem Heiland danken;
Am Ufer dieses gold'nen Stroms,
Im Schatten dieses Rosenbaums,
Bedeckt mit Cherubinenschwingen,
Da ruht das müdgejagte Herz[1],
Da findet Linderung sein Schmerz,
Da nisten wohlgemuth und singen
Die Vögelein in trautem Chor

[1] Van Vloten schreibt „het afgejaagde hart" — also Herz (I. 459); die Lesart „hert" (Hirsch), Anspielung auf Ps. 41: Quemadmodum desiderat cervus ad fontes aquarum, gibt einen eben so schönen Sinn.

Digitized by Google

Ihr Lied zum Paradies empor;
Da lernet ihre Luſt bezwingen
Die Seel' mit Gottes Roſenzaum,
Da wacht ſie auf vom eiteln Traum
Der eiteln Welt, um anzuſchauen
Den Mittler in dem neuen Bund,
Sie küßt den bleichen Roſenmund — — —
Sieh', wie die Zierde aller Frauen
Am Grabe, Magdalena, kniet,
In Thränen ihr Gebet erglüht.
Gott ſuchet ſie — ihr feſt Vertrauen
Wie in der Nacht ein Leuchtthurm ſprüht.

(Fortſetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

Kalendarium manuale Academiis utriusque Ecclesiae orientalis et occidentalis clericorum accommodatum. Auctore *Nicolao Nilles* S. J. 8°. LXIV u. 496 S. Oeniponte, Rauch, 1879. Preis: *M.* 6.

Die nächſte Veranlaſſung dieſes vortrefflichen Werkes wird im Titel angedeutet und in der Vorrede weiter auseinandergeſetzt. Dasſelbe ſoll vor Allem als Hilfsmittel dienen für die ſogen. liturgiſchen Akademien oder Seminarien der Theologen. Denn da bei der Fülle des theologiſchen Lehrſtoffes für viele liturgiſche Fragen in den Vorleſungen wenig Zeit übrig bleibt, ſo wird es ſtets eine der nützlichſten Aufgaben dieſer theologiſchen Akademien ſein, eine gründlichere Kenntniß der Liturgie und ein beſſeres Verſtändniß der kirchlichen Feſtfeier zu vermitteln. Mit Rückſicht auf dieſen praktiſchen Zweck iſt es ſelbſtverſtändlich, daß der Verfaſſer weder einen einfachen Leitfaden noch eine bloße Materialienſammlung ſchreiben wollte. Der Stoff iſt klar geordnet und in der Regel gut durchgearbeitet; treffliche Quellenbelege und reiche Literaturangaben ſetzen den ſtrebſamen Seminariſten in Stand, ſich vollſtändig über die einzelnen Fragen zu orientiren.

Doch das Werk verfolgt noch ein weit idealeres Ziel, als dieſen praktiſchen Zweck, wie aus den ſchönen Widmungsworten an den „griechiſch-katholiſchen Epiſkopat Öſterreich-Ungarns" hervorgeht: die Stärkung der Eintracht zwiſchen der orientaliſchen und der occidentaliſchen Kirche. Für ſolch einen ireniſchen Zweck iſt die Lehre von den Feſten ganz wie gemacht. Die dogmatiſchen Gegenſätze ſelbſt bei den Schismatikern treten darin mehr zurück, und auch bei den Unirten können gewiſſe heikle Punkte, die leicht deren Em-

Digitized by Google

pfindlichkeit reizen, füglich vermieden werden. Die ganze Größe einer erhabenen Vergangenheit finden wir in dem griechiſchen Kirchenjahr wieder, und trotz aller Verſchiedenheit zeigt ſich eine bewunderungswürdige Übereinſtimmung mit der occidentaliſchen Kirche. Jeder Orientale endlich, der die einſchlägigen päpſtlichen Schreiben auch nur oberflächlich lieſt, wird die Hochachtung anerkennen, mit der die Päpſte die orientaliſchen Riten behandeln. Dieſe feierlichen Erklärungen Roms über die Aufrechthaltung der griechiſchen Kirchendisciplin erleichtern ohne Zweifel die Vereinigung der Getrennten mit der Mutterkirche.

Die ſehr ausführliche Einleitung beginnt mit einer kurzen ſtatiſtiſchen Überſicht der Diöceſen und Klöſter des orientaliſchen Ritus in Öſterreich. Dieſen ſtatiſtiſchen Angaben folgt ein caput addititium, das ſehr intereſſante Aufſchlüſſe über die Berechtigung des ſlavo-lateiniſchen Ritus bietet. In weiterem Verlauf der Einleitung gibt der Verfaſſer ein genaues Verzeichniß der von ihm benützten Literatur. Ein flüchtiger Blick in dasſelbe läßt es errathen, welch eine Mühe es dem Verfaſſer gekoſtet haben mag, aus einem ſo umfangreichen Material die Reſultate ſeiner Forſchung zu gewinnen. Die beiden letzten Abſchnitte der Einleitung ſind für das Verſtändniß des eigentlichen Commentars von der größten Wichtigkeit. Der erſte derſelben handelt „von dem Kalender und den vorzüglichſten liturgiſchen Büchern der orientaliſchen Kirche“; der zweite „über die techniſchen Ausdrücke, welche in den liturgiſchen Büchern häufiger vorkommen“. Da erfahren wir der Reihe nach die Bedeutung der griechiſchen Menäen und Synararien, des Typikon, Triodion und Pentekoſtarion, des Horologion und Atoichion. Die Anordnung des griechiſchen Breviers iſt ſehr paſſend und wird vielleicht Manchem beſſer gefallen, als die des lateiniſchen, zu deſſen Reform ja auf dem Vaticanum verſchiedene Vorſchläge gemacht wurden.

Das eigentliche Werk beginnt mit einem genauen Abdruck des orientaliſchen und occidentaliſchen Kirchenkalenders, dem ſofort einige Erklärungen über die Eintheilung und Anordnung der orientaliſchen Kalendarien folgen. Beide Kirchen ſtimmen darin überein, daß an demſelben Tage das Feſt von mehreren Heiligen gefeiert werden kann, was entweder in ihrem gemeinſamen Martyrium oder in rein äußeren Umſtänden ſeinen Grund hat. Wenn nun auch in beiden Riten natürlich nur die hervorragendſten Heiligen in den Kirchenkalender aufgenommen wurden, ſo beſitzt doch der griechiſche hierin eine größere Freiheit; denn nach dem orientaliſchen Ritus können an und für ſich an jedem Tage des Kirchenjahres Heiligenfeſte gefeiert werden. Anders in der occidentaliſchen Kirche. In ihrem Kalender findet ſich eine große Anzahl „freier“ Tage, und nicht ſelten iſt an beſtimmten Tagen jede Feſtfeier oder Commemoration eines Heiligen verboten. Ähnlich wie in der lateiniſchen Kirche gibt es auch bei den Orientalen Feſte, die allen Riten gemeinſam ſind, während andere nur von einzelnen Kirchen gefeiert werden. Zuweilen haben die Orientalen mit Zuſtimmung des Papſtes auch einzelne Feſte aus dem lateiniſchen Kalender aufgenommen, z. B. die Italo-Griechen, Maroniten und Ruthenen begehen mit den Lateinern das Frohnleichnamsfeſt. Obſchon der

Digitized by Google

Grundſatz, die verſchiedenen Riten in ihrer Reinheit zu bewahren, völlig richtig iſt und von den Päpſten ſtets feſtgehalten wurde, ſo zögerten ſie doch keinen Augenblick, einem allzu ſtarren Feſthalten an dem überlieferten Ritus entſchieden entgegenzutreten. (Vgl. Kalendarium p. 30 seq.) Gleichwie die Kirche in der Glaubenslehre zwar nicht der Veränderung, wohl aber der fortſchreitenden Erkenntniß fähig iſt, und auf dem Gebiete des kirchlichen Rechts keine Rechtserſtarrung, ſondern lebendige Rechtsentwickelung ſtattfindet, ſo ſind auch die Formen der Liturgie von einer größeren Vervollkommnung und Vertiefung nicht ausgeſchloſſen. Der einſeitige Purismus widerſpricht dem echten katholiſchen Fortſchritt und iſt ein Hinderniß für die Einheit der verſchiedenen Riten. Die Maroniten und die übrigen orientaliſchen Riten haben daher echt katholiſch gehandelt, indem ſie eine ſo erhabene Feier, wie die des Frohnleichnamsfeſtes, in ihren Ritus aufnahmen. Die ſchöne Motivirung, welche die Ruthenen und Maroniten für den Zuſatz Filioque im Symbolum anführten: Neque ulla est causa, cur prohibeamur aperte profiteri, quod credimus, gilt gewiß in gleichem Maße von einer feierlicheren Verehrung des Altarsſacramentes. Ebenſo wäre es gar nicht auffallend, wenn bei der großen Verbreitung der Andacht zum göttlichen Herzen Jeſu das Feſt desſelben auch auf die orientaliſchen Kirchen ausgedehnt würde. Die einzelnen Anknüpfungspunkte, welche dieſe Andacht ſchon jetzt in dem griechiſchen Ritus finden würde, ſetzt der Verfaſſer in der Schrift: De rationibus festorum mobilium utriusque ecclesiae, p. 53, näher auseinander.

Statt der bei den Lateinern gebräuchlichen Eintheilung der Feſte in festa duplicia, semiduplicia und simplicia unterſcheiden die Griechen „große, mittlere und kleine“ Feſte. Die Klaſſe der großen Feſte hat wiederum drei Unterabtheilungen, die der mittleren nur zwei. Die lateiniſche Unterſcheidung von festa chori und festa fori findet ſich auch bei den Orientalen, und bis in die jüngſte Zeit war die Zahl der griechiſchen festa fori oder gebotenen Feſttage keine geringe. Das rutheniſche Nationalconcil vom Jahre 1720 kennt nicht weniger als 33 gebotene Feſttage, zu denen in einzelnen Gegenden noch zwei beſondere Feſte hinzukommen. Die Nationalſynode der Maroniten (1736) gibt einen bedeutend kürzeren Feſtkatalog, der am meiſten mit der lateiniſchen Feſtordnung übereinſtimmt. Merkwürdigerweiſe iſt bei den Maroniten das Feſt der unbefleckten Empfängniß Mariä kein gebotener Feſttag, obwohl es ſonſt bei den Orientalen gefeiert wird und noch 1835 von der Patriarchalſynode der Melchiten ausdrücklich als ein Feſttag der griechiſchen Kirche bezeichnet wurde, an welchem die Gläubigen ſich der knechtlichen Arbeit zu enthalten hätten.

In dem nun folgenden Commentar zu den unbeweglichen Feſten des Kirchenjahres hat der Verfaſſer die eigentlichen Schätze ſeines Wiſſens zuſammengetragen. Der beſondere Zweck des Werkes macht es erklärlich, daß der weitaus größte Theil der Ausführungen dem orientaliſchen Kirchenjahr gewidmet iſt (S. 43—374); das occidentaliſche Kalendarium, Kirchenjahr, Martyrologium u. ſ. w. finden eine verhältnißmäßig ſehr kurze Erörterung (S. 375—412). Den Schluß des Werkes bildet ein „Anhang“ (S. 413

bis 455), der zunächst die Kalendarien verschiedener orientalischer Riten bringt, z. B. der Melchiten und Maroniten. Besonders werthvoll sind zwei Beilagen zum griechisch-orientalischen Kalendarium der Serben über den hl. Sabbas, Erzbischof von Serbien, und den hl. Stephan, Kaiser der Serben. Endlich stellt der Verfasser noch in einem „Parergon" die Fundamentalsätze des kirchlichen Verfassungsrechtes zusammen (S. 456—462). Treffliche Personen- und Sachregister erleichtern den Gebrauch des Werkes.

Aus dem reichen Stoff möchten wir besonders folgende Punkte hervorheben. Der Verfasser hat es, getreu seinem Zwecke, auf eine directe Polemik nicht abgesehen; doch ist es unschwer zu errathen, daß er die beiden Grundwahrheiten des kirchlichen Verfassungsrechtes: den Primat des Papstes und die souveräne Unabhängigkeit der Kirchengewalt, mit einer gewissen Vorliebe betont und aus den liturgischen Büchern und heiligen Vätern der orientalischen Kirche als vollberechtigt nachweist. Es scheint uns ein glücklicher Griff des Verfassers zu sein, mit den Fragen über die päpstliche Jurisdiction und Unfehlbarkeit den Fundamentalsatz von der Freiheit der Kirche in Verbindung zu bringen. Hier ist der eigentlich wunde Fleck der orientalischen Kirche. Wir glauben nämlich kaum zu irren, wenn wir die schmähliche Abhängigkeit der griechischen Prälaten von der Staatsgewalt gerade als eine Hauptursache der Verirrungen über den Primat bezeichnen. Nachdem einmal das gefährliche Princip in der orientalischen Kirche Eingang gefunden, daß die kirchliche Eintheilung der Diöcesen sich nach der politischen Organisation der Provinzen zu richten habe, war der erste Schritt zum Schisma geschehen, und die Proclamirung des schismatischen Dogmas, durch die Übertragung des Kaisersitzes nach Neu-Rom seien auch die Primatialrechte der römischen Kirche auf den Stuhl von Konstantinopel übergegangen, war nur die letzte Consequenz jenes unglückseligen Grundsatzes. Bis zu welchem Grade den schismatischen Religionsgesellschaften der Begriff der kirchlichen Freiheit abhanden gekommen, zeigen die kurzen, vom Verfasser beigebrachten geschichtlichen Notizen. Eine einfache Gegenüberstellung der Aussprüche eines hl. Athanasius, Gregor von Nazianz u. s. w. und der griechischen oder russischen Kirchenverfassungs-Paragraphen konnte ihm vollständig genügen, um den entschiedensten Gegensatz zwischen beiden sofort erkennen zu lassen. Dieser neugriechische Servilismus war den orthodoxen Vätern der alten griechischen Kirche unbekannt.

Für die richtige Würdigung des Verhältnisses der griechischen Kirche zum römischen Primat ist es von der größten Wichtigkeit, daß der definitive Bruch mit Rom nicht bei allen Orientalen so weit hinaufreicht, als man vielleicht glauben möchte. Der Verfasser unterläßt es daher nicht, auf die bedeutsame Thatsache hinzuweisen, wie noch im 14. Jahrhundert die russische (S. 100) und die serbische Kirche sich nicht vollständig vom Mittelpunkt der Einheit losgesagt hatten. Besonders interessant sind in dieser Beziehung die über Serbien im Anhang S. 446 ff. gegebenen Aufschlüsse.

Eine weitere Gelegenheit zur Behandlung von Fragen, die mit der Vollgewalt des Papstes eng verknüpft sind, bieten die Ehrenvorzüge und Ju-

Digitized by Google

risdictionsrechte der orientaliſchen Patriarchen. Beſondere Beachtung verdienen die Patriarchen von Alexandrien und Konſtantinopel. Jenem blieb der ehrenvolle Titel eines Papa, nachdem derſelbe längſt nicht mehr auf die übrigen Biſchöfe angewendet wurde, ſondern beinahe ausſchließlich dem römiſchen Biſchof vorbehalten war (S. 175). Der Patriarch von Alexandrien beſaß urſprünglich allein unter den orientaliſchen Prälaten die Auszeichnung, während des Gottesdienſtes eine Mitra tragen zu dürfen; ſein glänzendſter Ehrentitel war aber ohne Zweifel der eines „Richters des Erdkreiſes" (S. 75). Da ſelbſt griechiſche Schriftſteller, wie z. B. der Geſchichtſchreiber Nicephorus und der Kanoniſt Theodor Balſamon, dieſe Ehrenvorzüge auf den hl. Cyrillus zurückführen, ſeitdem er im Namen des Papſtes der Synode von Epheſus präſidirte, ſo liegt darin eine Anerkennung der Primatialrechte des römiſchen Stuhles.

Keine geringe Schwierigkeit für den Heortologen macht der Titel eines ökumeniſchen Patriarchen, den ſich die Biſchöfe von Konſtantinopel beilegten; denn obgleich die Päpſte dieſen Titel ſtets verwarfen, ſo werden dennoch einige „ökumeniſche Patriarchen" bei den Griechen als Heilige verehrt. Unter dieſen ragt hauptſächlich Johann der Faſter hervor. Die Griechen feiern ſein Feſt am 2. September, und gerade von ihm iſt es bekannt, daß er trotz der Abmahnungen Gregors des Großen mit großer Zähigkeit an dem Titel eines ökumeniſchen Patriarchen feſthielt. Der Verfaſſer führt nun im Anſchluß an die ausführlichen Darlegungen des Cardinals Hergenröther eine Reihe von Gründen an, die den Faſter vielleicht nicht ganz rechtfertigen, aber wenigſtens etwas entſchuldigen. Und wenn nach dem Zeugniſſe Morcelli's eine Congregation der Cardinäle an dem Culte Johannes des Faſters nichts ändern wollte, ſo ſind wohl auch die wohlwollenden Äußerungen Gregors des Großen und die Lobeserhebungen des hl. Iſidor von Sevilla nach dem Tode des Patriarchen nicht ohne Einfluß geblieben.

Außer dieſen Fragen über den Primat des Papſtes, die manchmal mit dem eigentlichen Werke nur loſe zuſammenhängen und doch ein recht willkommenes „Parergon" im Texte ſind, verdienen die Eigenthümlichkeiten des griechiſchen Kirchenkalenders noch einige Beachtung. Nur wenige derſelben ſeien kurz erwähnt. Es iſt durchaus angemeſſen, daß im neuen Teſtamente auch die Verehrung der Heiligen des neuen Bundes in den Vordergrund tritt. Darin ſtimmen beide Kirchen überein. Ebenſo iſt im Orient und Occident der Cult der altteſtamentlichen Heiligen nicht bloß geduldet, ſondern von der kirchlichen Autorität poſitiv gebilligt. Nur über die Ausdehnung dieſes Cultes kann mithin eine Verſchiedenheit beſtehen, und in der That ſcheinen uns die altteſtamentlichen Heiligen im griechiſchen Kirchenkalender eine etwas hervorragendere Stellung einzunehmen, als im lateiniſchen Ritus. Die römiſche Kirche erwähnt die Heiligen des alten Bundes in ihrem Martyrologium; ſieht man übrigens von jenen Heiligen ab, die eigentlich ſchon mehr zum neuen Teſtamente gehören, ſo iſt die Zahl der altteſtamentlichen Martyrer und Bekenner mit liturgiſcher Feſtfeier eine ſehr geringe. Z. B. die machabäiſchen Brüder ſind die einzigen Blutzeugen des alten Teſtamentes,

Digitized by Google

welche die römische Kirche in ihrem Officium commemorirt. Wohl fanden sich früher in einigen Nonnenklöstern kirchlich approbirte Officien eines heiligen Abraham, Job, Daniel und Zacharias; auch die Karmeliter feiern mit Zustimmung der Kirche das Fest des hl. Elias: aber allgemeine Aufnahme in die lateinische Liturgie haben diese Officien nicht erlangt[1]. Überhaupt scheint die römische Kirche einer größeren Ausdehnung des Cultes alttestamentlicher Heiligen nicht gerade günstig zu sein[2].

Eine sehr schöne Einrichtung in der orientalischen Kirche sind die sogen. Begleitfeste. Wenn die Griechen ein Hauptgeheimniß aus dem Leben des göttlichen Heilandes und der Mutter Gottes gefeiert haben, so lassen sie sofort die Gedächtnißtage jener Heiligen folgen, welche an dem Festgeheimnisse mehr oder weniger betheiligt waren. Daher fällt nach dem griechischen Kirchenkalender auf den 26. December ein Muttergottesfest, an dem in manchen Gegenden des Orients noch der hl. Joseph mitgefeiert wird[3]. Ähnlich folgen auf die entsprechenden Marienfeste am 3. Februar das Fest des hl. Simeon, am 26. März das Fest des Erzengels Gabriel und am 9. September das Fest der heiligen Eltern der Mutter Gottes (S. 63).

Zu den Eigenthümlichkeiten des griechischen Kirchenjahres gehören ferner die Erinnerungstage an freudige oder auch traurige Ereignisse. Etwas Ähnliches findet sich auch bei den Lateinern; nur ist der Gegenstand und die Form der Feier vielfach ganz verschieden. Im orientalischen Kirchenkalender steht z. B. am 17. Juli das Fest der 630 Väter der Synode von Chalcedon. Natürlich werden damit nicht alle auf dem Concil anwesenden Bischöfe als Heilige verehrt, vielmehr ist dieser Tag seit dem sechsten Jahrhundert als ein Dankfest eingesetzt worden für die Reinerhaltung des Glaubens durch die vierte allgemeine Kirchenversammlung. Ganz dieselbe Bedeutung hat die Erinnerungsfeier an das siebente ökumenische Concil, welche auf den 11. October fällt (S. 215 u. 300). Der 2. September ist bei den Griechen der Jahrestag „des großen Brandes" in Konstantinopel. Um in Zukunft eine ähnliche Katastrophe von der Stadt abzuhalten, wurde an diesem Tage auch eine feierliche Bittprocession gehalten (S. 267). Gerne hätten wir noch die merkwürdige Erscheinung der Styliten und Sali, dieser Thoren um Christi willen, ausführlicher besprochen; doch wir müssen uns begnügen, schließlich eine etwas prosaischere Seite des griechischen Kirchenkalenders hervorzuheben, nämlich die verschiedenen in demselben vermerkten „Erlaubnisse oder Dispensen" in Bezug auf die strengen orientalischen Fastengebote. Bei den orientalischen Chri-

---

[1] Vgl. Benedict. XIV., De beatif. et canoniz. l. IV. p. 2. cap. 29.

[2] Auf die Anfrage: An in ecclesiis suae dioecesis altaria sanctis testamenti veteris prophetis dicata essent permittenda? antwortete die Ritencongregation unter dem 3. Aug. 1697: Antiqua tantum permittat.

[3] Die Maroniten und Italo-Griechen begehen mit den Lateinern ein eigenes Fest des hl. Joseph am 19. März, während andere Orientalen diesen Heiligen am Sonntag nach Weihnachten commemoriren zugleich mit dem König David und dem hl. Jakobus, „dem Bruder des Herrn". S. 365.

Digitized by Google

sten sind nach alter Sitte Mittwoch und Freitag Fasttage und zwar mit „Xerophagie", d. h. nicht bloß der Genuß des Fleisches, sondern auch der Fische, Eier, Milchspeisen, der Butter, des Käses, des Oles und Weines ist vollständig verboten. Überdieß haben die Griechen außer den Quadragesimal-Fasten und anderen Einzelfasttagen noch drei längere Fastenzeiten. Bei einer so strengen Fastendisciplin müssen natürlich zuweilen einige Erleichterungen gewährt werden, und die orientalische Kirche thut dieß in verschiedenen Stufen. Manchmal erstreckt sich die Dispensation nur auf den Genuß des Weines, Öles und der Fische, wenn z. B. ein Festtag auf einen Mittwoch fällt (S. 231); zuweilen aber tritt allgemeine Dispensation ein, z. B. an Epiphanie und Christi Geburt, mögen diese Feste auf einen Freitag oder auf einen Mittwoch fallen. Nur unterliegt dieses Privilegium in der orientalischen Kirche ähnlichen Einschränkungen, wie das entsprechende der occidentalischen Kirche für Weihnachten. Schon nach dem Decretalenrecht können nämlich diejenigen Lateiner, welche durch specielles Gelübde oder durch die Ordensregel zu strengerer Abstinenz verpflichtet sind, von der allgemeinen Erlaubniß auf Weihnachten, sogar an einem Freitag Fleisch zu essen, nicht Gebrauch machen. Ebenso ist den orientalischen Mönchen der Genuß des Fleisches trotz der κατάλυσις εἰς πάντα nicht gestattet (S. 62 u. 364).

Hoffentlich wird uns der Verfasser bald mit dem zweiten Band seines Werkes, der über die beweglichen Feste handelt, erfreuen; für denselben möchten wir nebenbei einen bescheidenen Wunsch aussprechen. Wäre es nicht möglich, in diesem zweiten Bande eine längere Anmerkung oder gar ein kleines „Parergon" über das griechische Brevier aufzunehmen? Manchem „Occidentalen" könnte der Verfasser dadurch behilflich sein, eine kleine Lücke im theologischen Wissen auszufüllen; denn vielfach ist die griechische Meßliturgie besser bekannt, als das griechische Brevier.

Fr. X. Wernz S. J.

La Bible et les découvertes modernes en Palestine, en Égypte et en Assyrie, par *F. Vigouroux*, Prêtre de Saint-Sulpice. Avec des illustrations d'après les monuments par M. l'abbé Douillard, architecte. 2e édition. 3 Bände. kl. 8°. IV u. 455, 467, 383 S. Paris, Berche et Tralin, 1879. Preis: *M.* 9.60.

Hervorgegangen ist das Werk aus einer Reihe in der Revue des Questions Historiques veröffentlichter Artikel, ein Umstand, welcher sowohl die erste Anlage des Stoffes als die in vorliegender zweiter Auflage hinzugekommenen beträchtlichen Erweiterungen erklärt. Letztere umfassen, neben der in den ersten Band (S. 117—167) eingeschobenen Geschichte der Keilschrift- und Hieroglyphen-Entzifferung, den ganzen dritten Band.

An der Spitze des ersten Bandes erscheint ein ausführlicher, 111 Seiten fassender „Abriß der Geschichte des biblischen Rationalismus in Deutschland", an welchem wir zunächst die, übrigens auch sonst im Werke hervortretende, eingehende Bekanntschaft des Verfassers mit der einschlägigen Literatur des Auslandes und namentlich Deutschlands lobend hervorheben müssen. Er kennt

Digitized by Google

den Feind, welchen er bekämpft, nicht bloß vom Hörenſagen, nicht bloß aus irgendwelchen mehr oder weniger dürftigen Referaten; er hat die ſtattliche Reihe gegneriſcher Werke, nach Einzelinhalt und Wechſelverhältniß, einem eingehenden Studium unterzogen — eine mühſame, aber lohnende Arbeit, deren Ergebniß auf dauernden Werth Anſpruch erheben darf. Der betreffende Geſchichtsabriß iſt aber auch keineswegs eine müßige Beigabe, ſondern vielmehr die ſachgemäße Einleitung zu den folgenden Unterſuchungen, deren Spitze geradezu gegen den bibliſchen Rationalismus gerichtet iſt. Immer und immer wieder wird auf deſſen Einwürfe Bezug genommen. Dem angeblich vormoſaiſchen wie auch dem jehoviſtiſch-elohiſtiſchen Urſprunge mancher Geneſisabſchnitte werden die alten chaldäiſchen Parallelterte wirkſam entgegengehalten. Bd. I S. 347 wird anläßlich der relativ geringen Veränderungen, welche das Aſſyriſche während ungefähr zweier Jahrtauſende erfuhr, auf die Seichtheit jener rationaliſtiſchen Beweisführung aufmerkſam gemacht, welche wegen etwelcher, ſonſt nur in jüngeren bibliſchen Schriften vorkommender Ausdrucksweiſen dem Pentateuch eine nachmoſaiſche Entſtehung vindiciren möchte. Vgl. auch ebendaſelbſt S. 366 ff., 388 f., 430 ff. u. a. m. Zumal hinſichtlich der Sitten und Producte Ägyptens haben die Rationaliſten es ſich angelegen ſein laſſen, Moſes mehrfache Zurechtweiſungen zu ertheilen; der Verfaſſer verſäumt nicht, an der Hand der Monumente die Richtigkeit der Angaben des jüdiſchen Geſetzgebers klarzuſtellen. Angeſichts der hier ſo ſchlagend zu Tage tretenden Übereinſtimmung wäre man auf mehr als eine Stelle die Worte anzuwenden verſucht, welche der Verfaſſer Bd. II S. 107 f. anläßlich der einen ſpeciellen Abſchnitt berührenden Einwände niedergeſchrieben hat: „Hier iſt jedenfalls der Schluß ſtatthaft, daß, da ſelbſt die gewandteſten deutſchen Gelehrten mitten im 19. Jahrhundert anläßlich unſeres Geneſisabſchnittes ſo jämmerlich irre gehen konnten, ein Anderer als Moſes in Paläſtina und mehrere Jahrhunderte nach den Ereigniſſen den uns vorliegenden Bericht, der, ohne ſich irgendwie als archäologiſche Facharbeit zu präſentiren, doch in ſo natürlicher, ſchlichter Erzählung eine ſolche Menge geringfügiger Einzelheiten mit ſolcher Genauigkeit wiedergibt, unmöglich abgefaßt haben kann."

Das Werk ſelbſt zerfällt in die drei Hauptabtheilungen: „Der Pentateuch", den erſten Band von S. 169 ab, ſowie den ganzen zweiten Band begreifend, und ſodann im dritten Band „Joſue und die Richter" und „Die Könige". Die vom „Pentateuch" handelnde Abtheilung zerlegt ſich in einen „hiſtoriſchen" (Bd. I S. 169 bis Bd. II S. 302) und einen „doctrinellen Theil". Erſterer zerfällt in vier Bücher: „Von der Schöpfung bis Abraham", „Abraham", „Joſeph", „Der Exodus". Es ſind namentlich die den Leſern dieſer Zeitſchrift bereits bekannten keilſchriftlichen Urkunden, welche im erſten Buche in Betracht gezogen werden, unter Zugrundelegung der von verſchiedenen Aſſyrologen bereits gelieferten Textüberſetzungen. Zwar iſt der Autor ſelbſt Aſſyrologe, doch ſcheint er, da ihm die Originaltexte nicht zugänglich waren, die bisherigen Veröffentlichungen aber vielfach unzuverläſſig ſind, auf eine ſelbſtändige Bearbeitung der Inſchriften für's Erſte verzichtet zu haben.

Die drei folgenden Bücher ſind als durchaus gelungen zu bezeichnen.

Digitized by Google

Allerdings beſchränkte ſich die Arbeit des Verfaſſers mehr auf die Zuſammenſtellung bereits vorhandenen Materials; gründliche Vorarbeiten ſtanden zu Gebote, auf ägyptologiſchem Felde namentlich diejenigen eines E. de Rougé, Chabas, Brugſch-Bey und Ebers. Allein gerade in der treffenden Gruppirung, in der Anmuth der Darſtellung, in der wirkſamen apologetiſchen Verwerthung zeigt ſich der Verfaſſer als Meiſter. So oft von Abrahams Berufung die Rede iſt, wendet man ſeine Aufmerkſamkeit faſt ausſchließlich den Vorzügen des Landes zu, wohin der Herr ihn berief: Vigouroux eröffnet uns vor Allem einen Blick in die Reize jenes Landes, welches der Patriarch aus Liebe zu Gott verließ. Aus den Ruinen von Mugheir, der alten Chaldäerſtadt Ur, zaubert er die ganze Culturentwicklung jener längſtvergangenen Zeit vor unſeren Augen hervor, die Größe und Bauart der Stadt, die Lebensweiſe ihrer Bewohner, die Bebauung und Fruchtbarkeit des Landes. Den langſamen Zug des heerdenreichen Patriarchen über Haran und Damaskus nach dem gelobten Lande veranſchaulicht uns die Schilderung ähnlicher, noch heute vorkommender Wanderungen; denn hierin wie in ſo manchem Anderen iſt ſich der Orient gleich geblieben. „Ehe wir Abraham in das Land der Verheißung folgen, wohin er nunmehr ſich begibt," ſo beginnt das dritte Kapitel dieſes zweiten Buches, „haben wir darzulegen, wie der heilige Patriarch aus ſeiner Heimath gleichſam ſeinen Heimathſchein mitnahm und in Sprache und Sitte ſozuſagen auf ſeine Nachkommenſchaft die Urkunde ihrer Herkunft vererbte" — und nun wird an der Hand der ſprachlichen Übereinſtimmung in den Verwandtſchafts- und Gottesbenennungen, den Namen für den Menſchen, die Geſchlechter, die Körpertheile, die gewöhnlichſten Naturgegenſtände und andere Producte, in den Zahlwörtern und den auf Kalender, Maße und Gewichte bezüglichen Ausdrücken u. ſ. w. der Beweis der urſprünglichen Einheit des Hebräiſchen mit der Sprache der alten ſemitiſchen Chaldäer angetreten. Die Scene des Ankaufs der Höhle Makpelah (Gen. 23) zum Zwecke der Beiſetzung der verſtorbenen Gattin wird erſt vollkommen durchſichtig durch die Vergleichung mit der beſtändigen Handlungsweiſe der Beduinen bei ähnlichen Vorkommniſſen. Noch feſſelnder wird die Darſtellung, wo ſie auf ägyptiſche Zuſtände übergeht. Selbſtverſtändlich können wir nur das Wenigſte und auch dieſes nur andeutungsweiſe erwähnen. Der Satz (II. 5), daß es „keine Einzelheit im Leben des ägyptiſchen Joſeph gebe, die nicht durch Monumente und Documente jenes Landes belegt werden könne", wird in befriedigendſter Weiſe durchgeführt. Die eingehende Schilderung der ganzen häuslichen Einrichtung eines vornehmen Ägypters läßt uns den Eindruck erkennen, welchen auf die eintretenden Söhne Jakobs die Pracht im Hauſe des noch unerkannten Bruders machte. Wer weiß nicht von den Fleiſchtöpfen Ägyptens? Hier aber werden wir ganz im Einzelnen bekannt mit all' den Herrlichkeiten des fruchtbaren Landes Geſſen, wie ſie unzählige Male auf den Monumenten abgebildet erſcheinen. Auch mit der Ramſesſtadt, welche die Söhne Israels im Schweiße ihres Angeſichtes erbauen halfen, werden wir bekannt. Die ganze bibliſche Erzählung gewinnt durch die ſtete Bezugnahme auf die Darſtellungen und Angaben der Monumente

Digitized by

ungeahntes Leben und Colorit, zugleich die unwiderſprechliche Beſiegelung ihrer Echtheit und Treue. Die Leſung iſt ebenſo anregend für den Exegeten als anziehend für den Nicht-Exegeten; ſie wird dieſen wie jenen fördern im Verſtändniſſe und in der Liebe des Buches der Offenbarung.

Im „doctrinellen Theile“ des dem Pentateuch gewidmeten längeren Abſchnittes verficht der Verfaſſer den Einwänden der Rationaliſten gegenüber ſowohl den urſprünglichen, reinen Monotheismus des israelitiſchen Volkes, als auch deſſen Unſterblichkeitsglauben. Das Beweismaterial iſt überſichtlich zuſammengebracht, die Kraft der Beweisführung gewinnt durch die klare Zergliederung der zu erhärtenden Thatſache.

Die Darſtellung im dritten Bande muß, ſchon wegen des Gegenſtandes, eine von der bisherigen etwas verſchiedene ſein. Allerdings iſt es neueſtens gelungen, das Grabmal Joſue's und dasjenige Samſons mit größter Wahrſcheinlichkeit zu ermitteln; die Fundamente des Tempels ſind ſorgfältig unterſucht und ſo neue Aufſchlüſſe über Größe und Anlage desſelben erzielt worden; die Topographie Paläſtina's hat hinſichtlich gar mancher Örtlichkeiten an Sicherheit gewonnen; die Sitten des Orients liefern auch hier zu manchen Partien einen erwünſchten Commentar. Immerhin ſtehen aber dieſe mehr äußeren Hilfsmittel des Schriftverſtändniſſes dießmal in weit geringerem Maße wie bisher zu Gebote. Die Erzählung hört darum großentheils auf, eine Vergleichung bibliſcher Angaben mit „modernen Entdeckungen“ zu ſein, ſie tritt auf die Stufe einfacher bibliſcher Geſchichte zurück. Wird hier die Neugierde weniger durch Mittheilung von „Entdeckungen“ gefeſſelt, ſo iſt darum die Darſtellung eine nicht minder anſprechende, wie früher. Beſonders ſei dem Leſer das Kapitel S. 34 ff. empfohlen, welches von den „ſocialen und politiſchen Zuſtänden der Hebräer zur Zeit der Richter“ handelt. Lücken ſind, ſo will uns bedünken, in dieſem dritten Bande allerdings vorhanden. Über die Frage nach dem Itinerarium der Hebräer vom Auszuge aus Ägypten an geht der Autor S. 1 f. mit der Bemerkung hinweg, „das Ergebniß der Forſchungen neuerer Reiſenden ſei zu problematiſch, zu wenig intereſſant und von zu untergeordneter Bedeutung, um dabei zu verweilen“. Allein, ſollte nun einmal die Gegenüberſtellung der bibliſchen Angaben und der neueren Entdeckungen durchgeführt werden, war dann hier nicht ungleich mehr Material zur Verarbeitung geboten, als z. B. für den von der Richterzeit handelnden Abſchnitt? und ließ ſich demſelben nicht eben ſo wohl eine intereſſante Seite abgewinnen, wie nachträglich den Ophirfahrten? Auch die Vergleichung der moſaiſchen Geſetzgebung mit dem, was uns von den religiöſen Alterthümern der Ägypter bekannt iſt, vermiſſen wir nur ungern. Von Salomo wird ausführlich gehandelt, wogegen Saul und David ganz übergangen ſind. Ja, auch der Könige nach Salomo, unter deren Regierung die Berührungen mit Aſſyrien und Ägypten ſo häufig ſind, wird nicht gedacht. Aber freilich läßt ſich gerade hier auch unſchwer erkennen, was jene Lücken veranlaßt hat und denſelben zur Entſchuldigung, wenn nicht gar zur Rechtfertigung dienen mag. Die Veranlaſſung liegt in der Entſtehungsweiſe des Werkes aus früher bereits veröffentlichten Einzelſtudien. Der Verfaſſer fand ſich bisher noch

Digitized by Google

nicht in der Lage, die angedeuteten Partien der heiligen Bücher in den Bereich ſeiner Studien zu ziehen. Aber was nicht iſt, kann werden — in einer zu erhoffenden dritten Auflage. Dieſelbe müßte unſeres Dafürhaltens dem dritten, um mehrere Kapitel bereicherten Bande einen vierten, die Zeit der Könige behandelnden, dieſem allenfalls noch einen fünften für die nachexiliſche Zeit zugeſellen. Daß dem ſo werde, iſt unſer aufrichtiger Wunſch.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Petrus in Rom. Von **Joh. Schmid,** Profeſſor der Exegeſe. 4°. 63 S. Luzern, Gebrüder Räber, 1879.

Wie früher in den „Laacher Stimmen“ [1] hervorgehoben worden, hat die Feier des Centenariums des hl. Petrus die ſeit dem Mittelalter erweckte Polemik der Gegner des Papſtthums gegen den Grundſatz von der Anweſenheit und dem Martertode des Apoſtelfürſten in Rom auf's Neue wachgerufen. Der bedeutendſte Stimmführer wurde der durch ſeine chronologiſchen Arbeiten über die Reihenfolge der Päpſte ſonſt verdiente Lipſius, der die „Kritik“, d. h. doch nur ſich ſelber, „genöthigt ſah, der Sage (sic!) von dem römiſchen Epiſkopate des Petrus ſogar ihre allgemeine Grundlage, den römiſchen Aufenthalt des Petrus, zu entziehen.“ [2] Der gegenwärtige Stand dieſer Controverſe, in welcher von proteſtantiſcher Seite namentlich Dr. Hilgenfeld gegen Lipſius auf dem Plane erſchienen iſt [3], wird von der oben genannten Schrift gut gezeichnet; ebenſo ſchickt der Verfaſſer einen guten hiſtoriſchen Rückblick über die Geſchichte der literariſchen Fehde voraus, in dem, nebenbei bemerkt, durch einen ſinnſtörenden Druckfehler Schriften des Führers der rationaliſtiſchen Tübinger Schule, Dr. Baur's, den katholiſchen Theologen in Tübingen zugeſchrieben ſind (S. 6 Anmerk. 15); ſodann (S. 9 ff.) ſtellt er der eigenen Unterſuchung eine dreifache Aufgabe: die geſchichtliche Tradition für den Aufenthalt Petri, den neuen Hypotheſen gegenüber, welche dieſelbe aufzulöſen ſuchen, zu erhärten; Schwierigkeiten, beſonders bibliſch-chronologiſcher Natur, zu löſen; endlich in's Licht zu ſtellen, in welcher Eigenſchaft Petrus nach Rom gekommen ſei und in welches Verhältniß er ſich zur römiſchen Gemeinde ge-

---

[1] „Laacher Stimmen“, Jahrg. 1872, Heft 6, S. 461 ff.

[2] Chronologie der römiſchen Biſchöfe. Kiel 1869. S. 166.

[3] Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Theologie, 1872, S. 349 ff.; 1876, S. 31 ff. 1877, S. 486 ff. Lipſius hat ſeine negativen Verſuche weitergeſponnen in: „Quellen der Petrusſage“, Kiel 1872, und in den „Jahrbüchern für proteſtantiſche Theologie“, 1876, S. 561 ff. Intereſſant iſt des Letzteren Zugeſtändniß (bei Schmid S. 3 Anmerk. 3): „Hat jemals der Fuß des Apoſtelfürſten die ewige Stadt betreten, dann iſt er ſicher nicht als einfacher Reiſender, ſondern kraft ſeiner apoſtoliſchen Vollmacht dahin gekommen. . . . So erſcheint denn der Anſpruch der römiſchen Kirche (auf den Primat) gar nicht ſo ungereimt.“ . . . Immerhin würde der römiſche Epiſkopat auf der von Petrus übertragenen Macht beruhen! Wir hoffen, daß Lipſius ſeine Bedenken auch gegen den Vorderſatz im weiteren Fortgange ſeiner Unterſuchungen noch vollſtändig fallen laſſen werde.

Digitized by Google

ſtellt habe. Obwohl ſich der uns unbekannte Verfaſſer nur den beſcheidenen Zweck geſtellt hat, den vielen Geiſtlichen, denen Beſchäftigung und Mangel an literariſchen Hilfsmitteln das tiefere Eingehen in die Frage unmöglich machen, „Gelegenheit zur Orientirung" zu bieten [1], ſo bekundet er doch nebſt gründlicher und umfaſſender Kenntniß der Zeugniſſe ein wirklich kritiſches Talent in Würdigung derſelben und wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit in Abweiſung der von Hyperkritikern vorgebrachten Fehlſchlüſſe; ſeine Arbeit hat darum einen über das unmittelbare praktiſche Bedürfniß hinausgehenden, bleibenden, objectiven Werth. Ein Gewinn iſt insbeſondere die Bedachtnahme auf den gegenwärtigen Stand der archäologiſchen Forſchung über die römiſchen Katakomben (S. 17 ff.), wobei Dr. Kraus [2] und Armellini [3] benützt ſind. Es konnten demzufolge, in Gemäßheit des geſetzlichen Schutzes für die Grabſtätten, allerdings zu des Cajus Zeiten (Ende des 2. Jahrhunderts) jene Grabmäler (τρόπαια) der Apoſtelfürſten auf dem Vatican und auf der Straße von Oſtia ungeſtörte öffentliche Verehrung genießen, von denen im Fragmente bei Euſebius [4] die Rede iſt; andererſeits iſt es kaum mehr zu bezweifeln, daß die Krypta (ad Nymphas), in welcher der hl. Petrus taufte, in unſerer an archäologiſchen Funden ſo reichen Zeit, durch Armellini's Verdienſt, für immer die Zweifler an dem römiſchen Aufenthalte Petri verſtummen machen wird. — Auch die Gründe für den 25jährigen Pontificat des Apoſtelfürſten zu Rom ſind erſchöpfend beigebracht (S. 42 ff.). In chronologiſcher Hinſicht hätten wir hier auszuſetzen, daß die Begegnung des hl. Petrus mit Cornelius, die doch auf dem Apoſtelconcil (um 50 p. C.) in die älteſte Vergangenheit der Kirche zurückverlegt wird [5], der Gefangenſchaft Petri zu Jeruſalem (Oſtern 42) „unmittelbar" vorangegangen ſein ſoll (S. 45). Verlegt man ſie in die Zeit, wo nach der altkirchlichen Überlieferung die (aus Judenchriſten beſtehende) Kirche von Antiochien durch den hl. Petrus gegründet wurde (d. h. c. 35 p. C.), ſo wird man dem Ausdrucke des Apoſtelfürſten wie den Zeitumſtänden jener Begegnung mehr entſprechen. — Mit Gründlichkeit iſt dann auch Rom als der Ort der Abfaſſung des erſten Briefes des hl. Petrus vertheidigt (S. 56 ff.). So bleibt es denn alſo allerdings, ſelbſt nach den Zugeſtändniſſen eines Hauptgegners (Lipſius), dabei, daß, weil es ein eitles Bemühen iſt, der römiſchen Kirche den Apoſtel Petrus zu entreißen, es auch eitel und fruchtlos iſt, ihr in Petrus den Lehrer, Stifter und oberſten Leiter zu rauben, oder das Fundament der katholiſchen Lehre vom römiſchen Primat zu erſchüttern (S. 63).

Fl. Rieß S. J.

---

[1] S. 10, Anm. 1.

[2] Roma sotterranea, p. 49 sqq.

[3] Scoperta della crypta Emerentiana e di una memoria relativa alla cattedra di San Pietro nel cimeterio Ostriano. Roma 1877.

[4] H. E. II. 25.

[5] „ἀφ' ἡμερῶν ἀρχαίων." Act. 15, 7.

Digitized by Google

Grundzüge der hebräiſchen Metrik der Pſalmen. Von Dr. B. Neteler. Münſter, bei Theiſſing, 1879. Preis: 50 *Pf.*

Zu den Problemen, welche die Vorſehung als Zankapfel in die gelehrte Welt geworfen hat, gehört auch die Frage nach den Versmaßen der inſpirirten Dichtungen. In den letzten Jahren iſt das Intereſſe für dieſelbe wieder reger geworden. Profeſſor Dr. Neteler iſt ſchon im Jahre 1871 mit einem „Anfang der hebräiſchen Metrik der Pſalmen" hervorgetreten und hat eben jetzt in ſeinen „Grundzügen der hebräiſchen Metrik der Pſalmen" den damals geäußerten Anſchauungen durch eine Analyſe der alphabetiſchen und verſchiedener anderer Pſalmen eine feſtere Grundlage gegeben. Es wird hier von Neuem die wichtige Thatſache conſtatirt, daß eine ſymmetriſche Gliederung in den poetiſchen Theilen der Bibel unläugbar vorliegt. Dr. Neteler baut ſeine Theorie ganz und gar auf ſicherer traditioneller Grundlage auf. Verstheilung, Vocaliſation und Accent der Maſorethen wird durchaus beibehalten. Die Zahl der Tonſylben beſtimmt das Versmaß. Die metriſchen Regeln werden naturgemäß zunächſt aus den alphabetiſchen Pſalmen hergeleitet. Zu bedauern iſt, daß die intereſſante Unterſuchung nicht weiter ausgedehnt wird. Unſeres Erachtens kann eine Hypotheſe dieſer Art, wie jede andere, ſich erſt durch ihre allgemeine Anwendbarkeit und Brauchbarkeit genügend empfehlen. Der gelehrte Verfaſſer deutet ſelbſt mit Recht an, daß zur Gewinnung feſter Regeln außer den alphabetiſchen Pſalmen vornehmlich ganze Bücher, in denen vermuthlich ein gleiches Versmaß wiederkehrt, wie etwa Job, zu unterſuchen wären. Es dünkt uns auch kein ſo abſchreckendes Unternehmen, in Job, wie auch in den Sprüchwörtern, wiederkehrende Verſe mit ſechs Hebungen nachzuweiſen. Es iſt aber die Frage, ob in dem vorliegenden Schriftchen die Forderungen an die Verskunſt der Bibel nicht allzu tief herabgeſtimmt ſind, da außer der gleichen Zahl der Tonſylben nichts weiter verlangt wird, als daß nie zwei derſelben unmittelbar zuſammentreffen oder durch mehr als zwei Senkungen getrennt werden. Wenn aber die Senkungen beliebig aus einer oder zwei Sylben beſtehen und jeder Vers ebenſo beliebig mit einer Hebung oder Senkung beginnen und endigen kann, ſo ergibt ſich ein Metrum, wie es gewöhnlich nur die früheſten Anfänge oder ſpäteſten Ausartungen der Poeſie aufzuweiſen pflegen. Wohl wird dabei auf der anderen Seite der Vortheil erzielt, daß die Halbſylben ziemlich conſequent als ſtumm gelten können. Nichtsdeſtoweniger ſind wir doch geneigt, in dieſer Beziehung der Methode des Herrn Profeſſor Bickell den Vorzug zu geben, der durch beliebige Zählung der Halbſylben und Annahme einer durch die eigenthümliche hebräiſche Vocaliſation nahegelegten Nebentonſylbe eine große Regelmäßigkeit des Verſes herſtellt. Wenn freilich das vorgeſchlagene Syſtem ſich als völlig durchführbar erwieſe, ſo würden die Wagſchalen wieder ſtark in's Schwanken gerathen. Wir müſſen daher ein entſcheidendes Urtheil von der weiteren Durchführung der aufgeſtellten Grundſätze abhängig machen. Von den mitgetheilten Proben erſcheint beſonders Pſalm 37 als ein gar regelloſes Gefüge; ſein Schema iſt, nach der Summe der Versheben bezeichnet, wie folgt: 6, 7, 6, 5; 6, 7,

4, 7; 6, 7, 6, 5; 6, 5, 10, 5; 6, 6, 6, 6 || 6, 3, 6, 6; 5, 5, 10, 5; 5, 5, 5, 5 || 6, 5, 5, 8; 4, 7, 7, 7; 5, 6, 5, 8. Bedenklich iſt auch, daß die maſorethiſche Interpunction in der Mitte der Verſe gegen das Zeugniß der älteſten Überlieferung und das Geſetz des Parallelismus nicht regelmäßig einen Versabſchluß bezeichnet und dieß ſelbſt da nicht, wo die einzelnen Glieder durch die alphabetiſche Ordnung der Anfangsbuchſtaben beſtimmt geſchieden ſind (Pſ. 111 u. 112). Für jetzt nähern wir uns daher mehr dem Bickell'ſchen Syſteme, vorzugsweiſe deßhalb, weil wir im Stande zu ſein glauben, dasſelbe unter Anwendung einer allerdings tief einſchneidenden Modification nach den in dieſen Blättern (Maiheft vorigen Jahres) gegebenen Andeutungen auf das geſammte Gebiet der altteſtamentlichen Poeſie mit Erfolg anzuwenden. Den Beweis dafür treten wir an in einer demnächſt in der Herder'ſchen Verlagshandlung erſcheinenden Schrift: De re metrica Hebraeorum. Dieſelbe wird zunächſt ein vollſtändiges Syſtem feſter Regeln enthalten, ſodann einen genauen metriſchen Commentar zu Job, den Sprüchwörtern, Pſalmen, Klageliedern, dem Hohenlied, dem zweiten Theile von Iſaias und einigen vereinzelten Liedern, endlich gegen hundert Stücke in lateiniſcher Transſcription.

G. Gietmann S. J.

Unſere Novellen. In der Chronik wie mancher Stadt mag zu leſen ſein, was uns z. B. von den Frauen und Töchtern Marſeille's die Geſchichte überliefert und die Kunſt in herrlichen Meiſterwerken gefeiert hat! Nicht zufrieden, in den ſchweren Stunden der Belagerung den Muth der Männer nicht durch weibiſches Zagen zu ſchwächen, traten jene Heldenfrauen kühn an die Stelle der gefallenen Ihrigen in die Breſche und verblüfften den Feind nicht weniger durch die ſtets wachſende Zahl der Vertheidiger, als ſie durch trefflichen Gebrauch der Waffen ſeine eigenen Reihen lichteten, ſeinen Muth zum Wanken und ſeine Colonnen zum Weichen brachten. Auf geiſtigem Gebiet ſcheint das katholiſche Deutſchland unſerer Tage ein ähnliches Beiſpiel des Muthes und der Kampfluſt bieten zu wollen. Mit Staunen muſtert der Kritiker die Reihe katholiſcher Novelliſten der letzten Jahre; denn mag auch der Pſeudonym wie ein Helm das Haupt decken: unter dem Helm flattert verrätheriſch die Locke der Amazone; und wohl oder übel müſſen wir zugeſtehen, das Hauptcontingent zu dem fliegenden Corps der Erzähler liefert die Damenwelt. Man mag ja ſagen, daß Erzählen und Märchendichten in der Natur jenes Geſchlechtes liegt, dem unſere Wärterinnen und Ammen angehörten; man mag ja auch gerne zugeben, daß nur der allerbeſte Eifer die Schriftſtellerinnen beſeelt, daß ſie, die nicht das ſchwere Geſchütz der Polemik auf offenem Markte bedienen, noch auch wegen mangelnder Kenntniſſe im Kriegsrath ſitzen können, die leichtere Waffengattung der Kunſt erwählt und ſo zweifelsohne der guten Sache ſehr viel nützen wollen und können u. ſ. w. Noch manches Andere ließe ſich beibringen, das zahlreiche Auftauchen weiblicher Schriftſteller in etwa zu erklären, aber trotz alledem bleibt es, wie ſo manche andere Dinge, die man ja auch erklären mag, recht ſtaunenswerth, wie in einem Literaturfach ſeit zehn Jahren das Männercontingent voll-

Digitized by Google

ſtändig hinter dem Frauenelemente zurücktritt. Oder man zähle lieber. Gräfin Hahn-Hahn, L. v. Erlburg, Freiin v. Brackel, Maria Lenzen, M. Ludolff, Antonie v. Harthauſen, „Ernſt Lingen" u. ſ. w., das ſind alles Namen, die mit geringen Ausnahmen ſeit wenigen Jahren raſch beliebt geworden ſind, die ausgeſetzten Preiſe errungen und faſt das Feuilletons-Monopol einzelner Zeitungen behauptet haben. Dieſe auf dem Continent etwas ſeltene Erſcheinung möchte Einen doch nachgerade bei allem Erfreulichen etwas hinterdenklich machen. Andere Gedanken zu verſchweigen, hier nur eine Bemerkung: Die Geiſtesproducte verläugnen nun einmal nicht ihren Urſprung, und zwar je beſſer ſie ſind, um ſo mehr tragen ſie den Stempel ihres Urhebers. Eine Literatur aber, die vorzüglich von Frauen-Namen vertreten zu werden droht, dürfte bei aller Vortrefflichkeit wohl auch bald in Weichlichkeit, Phantaſie- und Gefühlsleben aufzugehen in Gefahr kommen. Dieſe Gefahr liegt um ſo näher auf dem Gebiet der Novelle, die ſich ohnedem heute nur zu ausſchließlich in dem ausgefahrenen Geleiſe der „Liebe" bewegt und immer weniger einen Stoff zu bieten vermag, der irgend ein ernſtes Intereſſe verdiente. Wir wollen ganz gewiß Jedem ſein Verdienſt laſſen und auch ſein Recht auf das Erzählen nicht verkümmern, aber ein bedenkliches Symptom für den Zuſtand unſerer Geſellſchaft bleibt es doch um dieſes Überhandnehmen der Erzählerinnen!

Nach dieſer ganz gewiß zur Sache gehörenden Einleitung wollen wir raſch unſeren Rundgang durch die Gallerie des „Neueſten" machen, was der Zufall uns zugeſchickt hat. Alles iſt von Frauen-Namen gezeichnet, und ſelbſt der einzige Mann tritt nur unter Frauen-Namen auf. Iſt auch das nicht charakteriſtiſch?

Der Franke, oder: Rom im Beginne des vierten Jahrhunderts. Von Avv. Salvatore Martini. Autoriſirte Überſetzung von Marie v. Büller. 8°. 544 S. Kempten, Köſel'ſche Verlagshandlung, 1879. Preis: *M.* 3.60.

Schon der Titel zeigt, daß wir es bei der vorliegenden Erzählung wiederum mit einem Verſuch altchriſtlicher Cultur-, reſp. Martyrergeſchichte zu thun haben, ein Genre, das ſeit der wunderbar ſchönen und immer neuen Fabiola des großen engliſchen Dichters im Purpur durch den Reiz ſeiner Heldengeſtalten und die Großartigkeit des Conflictes zweier Weltalter mehr und mehr die um würdige Stoffe verlegenen chriſtlichen Romanſchreiber anzog. Leider glauben nur zu viele Auctoren dieſer Art das Intereſſe in einer möglichſt vollſtändigen, genauen Sittenmalerei, in einer Art archäologiſcher Moſaik ſuchen zu ſollen, ſtatt auch hier wie überall das pſychologiſche Moment und die Charakterentwickelung vorwalten zu laſſen. Dieſer Irrthum ſcheint auch bei der Abfaſſung des „Franken" etwas ſtark den ſehr gelehrten Auctor beeinflußt zu haben, obgleich wir nicht läugnen wollen, daß für ſeine italieniſchen, ſpeciell römiſchen Leſer dieſer Fehler manches Angenehme haben und beſonders die genaue Topographie des alten Rom ſehr anziehend ſein muß. Für Fernerſtehende hätte eine freie Bearbeitung beſſere Dienſte geleiſtet, als die mit dem unnützen Ballaſt nur zu beſchwerte Überſetzung, zumal dadurch ebenfalls manche allzu primitive Romanwendungen und ſubjective Bemerkungen beſeitigt worden wären, welche den an

Digitized by Google

neuere Werke gewöhnten Leſer etwas gar naiv anmuthen. Im Übrigen iſt die Erzählung recht gut; den Mittelpunkt derſelben können wir freilich nicht in dem „Franken" finden, ſondern möchten als ſolchen — wenn überhaupt einer in dem ſehr wenig perſpectiviſch geordneten Roman zu ſuchen iſt — vielmehr die ſehr anziehend geſchilderte Perſönlichkeit der hl. Aglas bezeichnen. In der That bildet die fromme Legende dieſer Heiligen den hiſtoriſchen Kern, um den ſich die übrigen zum Theil geſchichtlichen, zum Theil auch erfundenen Perſönlichkeiten mehr oder minder einheitlich gruppiren. Es fehlt dem Buch durchaus nicht an intereſſanten Partien und Charakteren, und da ſeine ganze Haltung derart iſt, daß ſie keinerlei Gefahr, wohl aber Erbauung bringen kann, ſo können wir dasſelbe wohl ruhig empfehlen. Die Überſetzung hätte bisweilen einer nachhelfenden Hand ſehr bedurft, beſonders wäre die Durchſicht des Manuſcriptes von Seiten eines claſſiſch gebildeten Mannes durchaus nöthig geweſen, um die vielen techniſchen Ausdrücke in's Lateiniſche zu überſetzen, denn es klingt doch etwas komiſch, wenn wir leſen: „Berittene der Leibwache, dazumal (im vierten Jahrhundert!) ‚Minuzi Frumentarie' benannt."

Schwiegermütter und Schwiegertöchter. Praktiſche Winke in belletriſtiſcher Form von A. Terani. 8°. 108 S. Mainz, F. Kirchheim, 1879. Preis: *M.* 1.20.

Nicht häufig wird dem Kritiker die Freude zu Theil, ein ſo geiſtreiches, maßvolles und in gutem Deutſch geſchriebenes Werkchen begrüßen und empfehlen zu dürfen, als es das vorliegende iſt. Der pſeudonyme Verfaſſer — deſſen wahren Namen wir nur deßhalb nicht verrathen, weil er bereits ein öffentliches Geheimniß geworden — hat es mit ſeltener Meiſterſchaft verſtanden, eine moraliſche Frage, d. h. den leider nur zu häufigen Antagonismus zwiſchen Schwiegertöchtern und Schwiegermüttern, von der Alltäglichkeit des niederen Lebens in die reinere Sphäre der Poeſie zu heben, ſie dort, frei von aller Parteilichkeit und Voreingenommenheit, einer allſeitigen Diskuſſion zu unterziehen und einer idealen Löſung zu gemeinſamer Befriedigung entgegenzuführen. Der gemüthlich ironiſche, nie das feinſte Maß geiſtreichen Scherzes und beſten Geſellſchaftstones überſchreitende Stil und die ſalonfähige Leichtigkeit der Behandlung verhindern keineswegs, daß die ernſten Wahrheiten, welche der aufgeworfenen Frage zu Grunde liegen und allein zu ihrer Löſung führen können, zu einem vollkommenen, ja bisweilen frappanten und rührenden Ausdruck kommen. Wir bezweifeln keinen Augenblick, daß das Büchlein Gutes ſtiften wird, empfehlen es aber unſeren Leſern — die ja ſeiner Ermahnungen nicht bedürfen — als eine wirklich geiſtreiche, feinfühlige und mit ſeltener Leichtigkeit und Sprachvollendung geſchriebene Sittenſtudie vortrefflichſter Art.

Ausgeglichene Gegenſätze. Hiſtoriſche Erzählung von Fr. Gr. v. B. (Separat-Abdruck aus dem „Vaterland".) 8°. 202 S. Wien, Druck und Verlag von F. Eipeldauer u. Co., 1879.

Mit Freuden dürfen wir wohl jeden Verſuch begrüßen, ein nicht zu unterſchätzendes ethiſches Problem in belletriſtiſcher Form aufzuſtellen und zu löſen, beſonders wenn dieſer Verſuch von einer Seite kommt, von welcher wir denſelben nicht gerade ſo bald zu erwarten berechtigt waren. „Im Reiche", wie die Verfaſſerin uns Nordländer nennt, hatte ſich ſchon längſt ein Kreis katholiſcher Erzähler gebildet, welche mit Ernſt und Geſchick an den ſogen. Tendenzroman im beſſeren Sinne ihre beſten Kräfte einſetzten. Öſterreich ſchien bisher auch in dieſem Punkte wenig Luſt

Digitized by Google

zur Concurrenz zu zeigen. Die Novelle „Ausgeglichene Gegenſätze“, welche wohl aus Verſehen den Vermerk „hiſtoriſche Erzählung“ trägt, macht indeß einen nicht zu verſchmähenden Anfang zum Erwachen jenes ſo zeitgemäßen Literaturzweiges auch für die höhere öſterreichiſche Geſellſchaft, in der wir uns faſt ausſchließlich bewegen und deren genaue Schilderung bei Weitem nicht das mindeſte Verdienſt des Buches iſt. Intereſſant und den tieferen Conflict der Erzählung bildend iſt dann die anfängliche Gegenüberſtellung, allmähliche Einführung und ſchließliche Vereinigung des weſtphäliſchen Adels mit dem öſterreichiſchen. Beider Mängel ſollen durch dieſes Ineinanderverſchmelzen mittels einer Doppelheirath vermindert und beſeitigt werden — wenigſtens in der Novelle geſchieht es, und darin ſind die ausgeglichenen Gegenſätze zu ſuchen. Wir müſſen es freilich der Verfaſſerin überlaſſen, ſich mit Jenen auseinanderzuſetzen, welche finden, daß die Schilderung der weſtphäliſchen Ariſtokratie (wohl des „Gegenſatzes“ wegen) bisweilen etwas ſtark den Charakter der Charge annimmt; auch möchte ich keinem Dialect-Philologen ſeine Ruhe verderben, indem ich ihn auf die Proben vorgeblicher weſtphäliſcher Sätze aufmerkſam mache. Allein das ſind Fehler, welche die Verfaſſerin unſeres Erachtens nicht abhalten ſollten, auf dem neu betretenen Wege voranzugehen, weil hier allein ein würdiger Gegenſtand ihres unverkennbaren Talentes für Geſellſchaftsſchilderungen zu finden iſt. Die Bottinchen hätten wir auf jeden Fall ſelbſt an dieſer Stelle (S. 132) durchaus weggelaſſen. Auch wäre die ausführliche Schilderung S. 133 und 134 im Intereſſe des Buches und des Leſers beſſer unterblieben, wenngleich wir nicht läugnen wollen, daß für die Verfaſſerin ein künſtleriſcher Reiz in der Durchführung dieſer Situation lag. Andere Rückſichten ſollten aber doch vorwalten. Wohlthuend wirkt auf den Leſer nicht bloß die Begeiſterung für Öſterreichs angeſtammtes Herrſcherhaus, ſondern auch die herzliche Anerkennung, welche die Verfaſſerin den wirklichen Vorzügen der nicht-öſterreichiſchen Geſellſchaft, ſpeciell dem weſtphäliſchen Adel, zollt.

Geheime Schuld. Novelle von Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. 8°. 393 S. Paderborn, Schöningh, 1879. Preis: *M.* 4.

Es ſteht außer Zweifel, daß Frau Lenzen ſich nicht bloß eine wirklich ethiſche Aufgabe, ein pſychologiſch intereſſantes Problem geſtellt hat, ſondern auch, daß ſie dieſe Aufgabe bis auf einen gewiſſen Punkt glücklich gelöst hat. Die Figur des Idioten mit ſeinen Natur-Wünſchen, vor Allem aber der weſtphäliſche Schulmeiſter entbehren keineswegs einer kräftigen Zeichnung und derben Originalität. Tadelnswerth iſt jedoch unſerer Meinung nach der ſchließliche Ausgang der Erzählung. Das Gefühl iſt ebenſo wenig befriedigt als der Verſtand; mag man auch mit dem büßenden Meineidigen Mitleid haben, dieſes Mitleid wird nie und nimmer einen edlen, vernünftigen Vater bewegen, dem Sohne eines Wüſtlings und Mörders ſeine einzige Tochter und damit die unbefleckte Ehre und ganze Hoffnung einer altadeligen Familie anzuvertrauen. Eine ſolche Löſung ſtößt und verletzt jedes delicatere Gefühl und dürfte ſelbſt vom Standpunkt der Moral kaum zu billigen ſein. Sonſt iſt die Erzählung recht ſpannend und ſchön geſchrieben.

Diſſonanzen und Accorde. Von Amara George Kaufmann. gr. 8°. 296 S. Mainz, F. Kirchheim, 1879. Preis: *M.* 2.70.

Amara George hat ſich nicht erſt einen Namen in der neueren Literatur zu erringen, man muß ſie bereits als eine Dichterin von coursfähiger Eigenart hinnehmen und nicht verlangen, daß ſie durch das Beſtreben, zu werden wie alle Anderen, den

Digitized by Google

ihr eigenthümlichen Duft der Poeſie abſtreife und ihrem Talente Gewalt anthue. Bei der immer mehr um ſich greifenden, durchaus berechtigten Tendenz nach möglichſt genauen Sittenſtudien, getreuer Darſtellung ſocialer Phänomene der Gegenwart oder Vergangenheit, gleichſam nach einer literariſchen Viviſection der Geſellſchaft, wie ſie iſt oder war, hat ſich der neueſten Belletriſtik ein ſeltſam ſtark hervortretender Realismus bemächtigt, der leider nur zu oft in Materialismus übergeht. Die eigenthümlich ideale Art der Romantik, wie ſie noch vor einem halben Jahrhundert an der Tagesordnung war, klingt gegenwärtig faſt ſelbſt wie ein Märchen, über deſſen oft kühne und mit der Wahrſcheinlichkeit nicht ſelten wenig harmonirende Verwicklungen wir ungläubig lächeln würden, wenn nicht die höhere Wahrheit und tiefere Rührung uns auf die materiellen Außendinge der Compoſition vergeſſen machten. In dieſem Sinne iſt Amara George eine wirkliche Nachzüglerin der Romantiker, die wohl von mancher Feuilletonſchreiberin Unterricht in der Compoſitionslehre empfangen dürfte, während ſie an wahrer idealer Poeſie weit über die Dutzendfeuilletoniſten unſerer Tage erhaben ſteht. Ein halbblinder Greis, eine harfenſpielende Tochter, ein Incognito-Prinz u. ſ. w., das klingt Alles ſo aus alten, längſtvergeſſenen Tagen der Literatur, daß es ſchwer wird, ſich einzureden, man habe es mit einer heute geſchriebenen Novelle zu thun; aber bald verliert ſich der Eindruck des Altfränkiſchen, das Herz mit ſeinen ewig jungen Freuden und Leiden tritt immer mehr in den Vordergrund, und man gleitet leicht über einige Unwahrſcheinlichkeiten der Fabel hinweg, weil irgend ein wahrer Affect des Herzens die Kluft überbrückt oder die leichte Seglerin Phantaſie den Verſtand träumend hinüberträgt. Eines nur will uns beim beſten Willen nicht einleuchten. Abgeſehen von der unverantwortlichen Abdankung des Fürſten, zu welcher der ſeeleneifrige Walter niemals ſeine Zuſtimmung geben durfte, ſehen wir nicht, wie ſich die Grunddiſſonanz der Erzählung in einem wohlthuenden Accorde auflöst. Die Noten des Schluſſes ſind ſo ſchrill — die Entdeckung der Mutter, das Ende des Vaters ſo unſäglich, ſo unaustilgbar traurig, entſetzen- und grauenerregend, daß keine Fürſtenliebe, kein Tochterglück ſie aus dem Geiſt des Leſers wegſingen kann. Nein, da bricht auf einmal der furchtbarſte, herzzuſchnürendſte Realismus ganz unnatürlich wie ein ſcharfer Dorn mitten aus dem Kelch der duftenden Roſe. Oder ſollten Andere den letzten Eindruck nicht gewinnen? — Im Übrigen iſt die Erzählung nicht bloß in ſchöner Sprache, ſondern auch mit ſorgfältiger Vermeidung alles Freien und Gefährlichen geſchrieben. Ein warmer Hauch des Glaubens und der Frömmigkeit durchweht dieſelbe ſehr wohlthuend.

Novellen von M. de Bawr. Aus dem Franzöſiſchen übertragen von Alice Salzbrunn. 8°. 227 S. Frankfurt a. M., Verlag von A. Fößer, 1880. Preis: *M.* 2.40.

Ein ſehr ſchön ausgeſtattetes Büchlein mit fünf Erzählungen, über deren Preiskrönung durch die franzöſiſche Akademie uns der betreffende Zuſatz auf dem Titel wohl etwas im Unklaren läßt, die aber trotzdem ihren wirklichen Werth unzweifelhaft behaupten. Abgeſehen von „Michael Perrin", die mehr eine Charakter-Anekdote als eine Novelle im modernen Sinne zu nennen iſt, behandelt jede der vier übrigen Nummern ein abgeſchloſſenes ethiſches Thema aus dem Ehekapitel, und da es ſich hier um großſtädtiſche Verhältniſſe handelt, ſo dürfte ſich bei aller Keuſchheit der Behandlungsweiſe der Stoff als Lectüre für die Jugend nicht empfehlen. „Louiſe" iſt wohl das ſchwächſte der Stücke, „Mutter Raquardt" das rührendſte, „Maria Roſa" das vollendetſte; in „Eine Feſtlichkeit im Jahre 1770", welche eine ſehr delicate Frage

Digitized by Google

behandelt, wird S. 114 zur Begründung einer an sich höchst richtigen Behauptung ein durchaus übertrieben strenger Satz gebraucht, den jeder gesunde Sinn zurückweisen muß. Die Übersetzung ist sehr glatt und fein, aber sie zeigt auch wieder, wie das eigentliche Arom einer fremden Sprache bei der Übertragung so leicht verloren geht. Bei diesen Erzählungen, die sich vorzüglich auf dem glatten Salonboden oder in den luxuriösen Boudoirscauseusen bewegen, ist die galante Correctheit und etiquettenmäßige Phraseologie der französischen Sprache ein nothwendiger Localton, den wir mit unserem Idiom schwer erreichen, weßhalb denn auch die Erzählungen auf den ersten Blick weniger kunstvoll erscheinen, als man es von der Laureatin der französischen Akademie erwarten sollte.

Im Waldesschatten. — Geldstolz und Künstlerliebe. Zwei Novellen von Sophia Rheinau. 8°. 191 S. Münster i. W., Nasse'sche Verlagshandlung, 1879.

Zwei wohlgemeinte Versuche, eine nützliche Unterhaltung zu liefern. Leider tritt besonders in der ersten Erzählung der moralisirende Unterbau für den geübteren Leser etwas zu stark hervor und erinnert durch seine schablonenmäßige Aufführung sehr unzeitgemäß an die moralischen Kindererzählungen vom guten Fridolin und bösen Dietrich ꝛc., gegen die wir übrigens gewiß nichts Nachtheiliges gesagt haben möchten; nur meinen wir, in einer Novelle für große Kinder dürften die Fäden, an denen „die Puppen tanzen", doch etwas sorgfältiger verdeckt sein, sonst — „hört der Spaß auf" — und die Lehre verfängt nicht mehr.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Breviarium Romanum. 4 Bände in kl. 8°. Regensburg, Friedrich Pustet, und Kempten, Joseph Kösel, 1879. Preis: Nr. 1 auf weißem Papier *M.* 20; Nr. 2 auf sogen. chinesischem Papier *M.* 24.

Die Firma Pustet steht durch ihre trefflichen Ausgaben der liturgischen Bücher mit Recht im besten Rufe, den das vor uns liegende neue Brevier nur bestärken kann. Die Herausgeber stellten sich die dreifache Aufgabe: eine möglichst correcte Ausgabe zu schaffen, ihr für das Chorgebet eine bequeme Form zu geben und sie endlich typisch schön und passend auszustatten. Wir glauben, sie sind in jeder Beziehung ihrem Versprechen gerecht geworden, namentlich aber springt schon beim ersten Anblick der Bände der prächtige, überaus sorgfältige Druck in die Augen. Die kräftig geschnittenen, auch für schwächere Augen leicht leserlichen Lettern, die Einfassung und Scheidung der Colonnenspalten mittelst rother Linien gibt dem Ganzen nicht nur ein sehr gefälliges Äußere, sondern muß auch das Chorgebet erleichtern. Eine wirklich schöne Zierde verleihen endlich die zahlreichen (über 40) eingefügten Bilder-phototypischen Reductionen der bekannten, für das Großfolio-Missale von Professor Klein in Wien gefertigten Compositionen.

Digitized by

Meditationes selectae pro singulis anni diebus in usum clericorum, sacerdotum et religiosorum. 8°. Ratisbonae, Manz. Vol. I—III. *M.* 17.25.

Volumen I. Ven. P. Segneri S. J. Meditationes selectae et succinctae pro singulis anni diebus. Ex italico in latinum sermonem vertit P. Ignatius Kistler, Can. Reg. Ord. S. Augustini. Editio altera emendata et aucta. Superioribus approbantibus. P. 599. Ratisbonae, Manz, 1874. Preis: *M.* 4.50.

Volumen II. Ven. P. Ludovici de Ponte S. J. Meditationes de praecipuis fidei nostrae mysteriis in compendium redactae. Editio in Germania quarta, emendata. Pars I. P. 364. Pars II. P. 448. Ratisbonae, Manz, 1877. Preis: *M.* 6.30.

Volumen III. Rev. P. Joannis Busaei S. J. Enchiridion piarum meditationum de Christi vita et passione, de Ss. Eucharistia, de Ss. Corde Jesu, de beneficiis divinis, de miseriis vitae humanae, de peccatis, de quatuor novissimis aliisque permultis materiis. Editio nova emendata et aucta. P. 727. Ratisbonae, Manz, 1878. Preis: *M.* 6.45.

Je mehr die fromme Gewohnheit der täglichen Betrachtung auch beim Säcularklerus sich einbürgert, desto mehr wird auch das Bedürfniß nach guten Betrachtungsbüchern gefühlt. Da gereicht es uns zur Freude, die Aufmerksamkeit der hochw. Geistlichkeit für diese Sammlung in Anspruch nehmen zu dürfen. Der Empfehlung bedarf dieselbe nicht, da Namen wie Segneri, de Ponte, Busäus die beste Empfehlung in sich selbst tragen. Dem Herausgeber wünschen wir Glück zu dem Unternehmen. Möge es ihm vergönnt sein, noch viele verborgene Schätze zu heben und allgemein zugänglich zu machen. Besonderen Dank verdient die Mühe, die er auf die Richtigstellung der in den früheren Ausgaben sehr vernachlässigten Citate verwendet hat.

Magnificat. Sammlung katholischer Kirchenmusik von Joh. Ev. Habert. Freiburg i. B., Herder, 1879. Preis: *M.* 6.

Die Sammlung enthält nur Originalcompositionen des Herausgebers. Die meisten Stücke wurden schon früher veröffentlicht, so die lauretanische Litanei in F und die in A-dur. Beide, wie auch die übrigen mehrstimmigen Gesänge, sind für gemischten Chor geschrieben. Den zwei Litaneien ist eine Orgelbegleitung beigegeben. Auch zwei Choral-Litaneien wurden mit Orgelbegleitung versehen. Introitus, Graduale, Offertorium und Communio zur Missa pro sponso et sponsa sind vierstimmig gesetzt. Endlich ist ein Heft leichter Orgelcompositionen beigegeben. Die zahlreichen Freunde der Habert'schen Kirchenmusik werden die Sammlung mit Freuden begrüßen, zumal noch weitere Lieferungen in Aussicht gestellt sind.

Liturgischer Katechismus in Fragen und Antworten bearbeitet von Franz Joseph Battlogg. Für Chorregenten, Chorgesangschulen und Volksschulen. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Ordinarius von Brixen. 62 S. Graz, Vereinsbuchdruckerei, 1879. Preis: 40 *Pf.*

Der hochw. Herr Verfasser, der seit einer Reihe von Jahren mit dem lohnendsten Erfolge seine Bemühungen der Pflege des liturgischen Kirchengesanges widmet,

Digitized by Google

hat sich gewiß durch eigene Erfahrung überzeugt, wie sehr für eine gedeihliche Behandlung des Kirchengesanges auch einige Belehrung über die Liturgie und die Bedeutung der liturgischen Gesänge vonnöthen sei. Solche theoretische Unterweisungen gibt nun das vorliegende Büchlein, und zwar in katechetischer Form. Die Wahl letzterer entspricht dem populär-praktischen Zwecke; doch scheinen uns die Schwierigkeiten, welche diese Form bietet, in der vorliegenden Arbeit nicht genügend überwunden.

P. Adam Contzen S. J., ein Ireniker und National-Ökonom des 17. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Studie von Karl Brischar S. J. Würzburg, Wörl, 1879. Preis: *M.* 2.25.

Eine ungemein fleißig gearbeitete Monographie, die dadurch an Interesse gewinnt, daß sie Auszüge aus den irenischen Schriften jenes Gelehrten und insbesondere einen Überblick über seine zehn Bücher „Politik" enthält. Letztere ist ein großes, mehr denn 1000 Folioseiten umfassendes Werk und zieht auch manche social-politische und national-ökonomische Fragen, die jetzt an der Tagesordnung sind, in seinen Bereich. Überraschend ist die Übereinstimmung der Lösung, welche diese Fragen bei Contzen finden, mit so manchen Forderungen unserer heutigen christlichen Socialpolitiker.

Petrus Olivaint, Priester der Gesellschaft Jesu. Von P. Karl Clair S. J. Mit besonderer Gutheißung des Verfassers übersetzt von P. St. Dosenbach S. J. Zum Besten der deutschen Josephs-Mission in Paris (rue Lafayette 212). 8°. 370 S. Mainz, Kirchheim, 1879. Preis: *M.* 3.50.

P. Olivaint fiel bekanntlich im Jahre 1870 mit vier seiner Mitbrüder der Commune zum Opfer. Er war damals Oberer des Ordenshauses in der rue de Sèvres und hatte besonders in dieser Stellung durch seinen unermüdlichen Seeleneifer und seine aufopfernde Liebe die Herzen Vieler gewonnen. Die vorliegende Biographie — wir zweifeln nicht — wird ihm noch weit mehr Freunde und Verehrer zuführen. Es wird uns ein Lebensbild entworfen, welches in seinen einzelnen Zügen gleichviel des Erbaulichen wie des Anziehenden enthält. Dem Verfasser flossen die besten Quellen. Eine große Sammlung von Briefen Olivaints, die bis zu dessen Gymnasialzeit hinaufreichen, stand dem Biographen zu Gebote. Außerdem wurden ausgiebig die Zeugenaussagen benutzt, welche für den inzwischen eingeleiteten kanonischen Proceß aufgenommen waren. Die Übersetzung ist durchweg gut und fließend. Einige Härten und französisch klingende Wendungen wird man dem Übersetzer, der seit einer Reihe von Jahren in der Josephs-Mission zu Paris thätig ist, gern zu Gute halten.

Die hl. Katharina von Alexandrien. Drei kleine Scenen. 12°. 51 S. Mainz, Kirchheim, 1879. Preis: *M.* 1.

„Als die hl. Katharina auf Befehl Maximins in den Kerker geworfen worden war," so erzählt das römische Brevier (zum 25. Nov.), „da besuchte die Gemahlin Maximins und der Feldherr Porphyrius die Jungfrau im Gefängniß; sie glaubten auf ihr Wort an Jesus Christus und errangen hierauf die Palme des Martyriums." Diesen einfachen Vorwurf hat der Dichter in drei kurzen Scenen mit großer dramatischer Lebendigkeit und Anmuth durchgeführt. Auf Maximinia's, der Kaiserin,

Digitized by Google

Seele laſtet die ganze Troſtloſigkeit und Verzweiflung des Heidenthums. Die Nachricht von St. Katharina's Disputation und Folter regt den erſten Gedanken der Bekehrung in ihr an. Das iſt die erſte Scene. Die zweite führt den Beſuch im Kerker aus. Die dritte ſpielt an Maximinia's Leiche, welche der bekehrte Porphyrius erſt mit dem Schwert gegen den andringenden Pöbel vertheidigen will; aber auf das Flehen Aurelia's, der Tochter Maximinia's, die mit der Mutter den langentbehrten Troſt im Chriſtenthum gefunden, weiht er ſich ſanft und geduldig dem Martyrium. Die vier Hauptcharaktere St. Katharina, Maximinia, Aurelia und Porphyrius ſind in wenigen Strichen recht glücklich gezeichnet. Der Versbau dagegen läßt größere Leichtigkeit zu wünſchen. Die Sprache iſt mehr ſententiös als bilderreich, aber im Ganzen von edler Vollendung. Von dem literariſchen Inſtitut in Augsburg (M. Huttler) gar artig ausgeſtattet, bietet die kleine Dichtung ein ſchönes Feſtgeſchenk für gebildete Frauen.

Loreto. Ein Pilgerbuch für die Beſucher dieſes Gnadenortes. Nebſt einem Anhange über Aſſiſi und Rom. Von P. Mag. Valentin Würgler, O. M. Conv. und geweſener apoſtoliſcher Pönitentiar zu Loreto. Mit Erlaubniß der Obern. 8°. 273 S. Würzburg, Bucher, 1879. Preis: *M.* 1.50.

Vorliegendes Pilgerbuch will nicht als wiſſenſchaftliche Arbeit gelten, ſondern als „Führer für den frommen Pilger". Darum enthält es auch außer dem vielen Belehrenden eine Anzahl von Gebeten und Geſängen. Das erzählende und beſchreibende Element herrſcht jedoch vor. Der hochw. Verfaſſer war als früherer apoſtoliſcher Pönitentiar zu Loreto bei ſeiner großen Orts- und Sachkenntniß gewiß der geeignete Mann für Anfertigung dieſes Pilgerbuches. Die Darſtellung iſt recht volksthümlich, nur zuweilen etwas breit.

Der chriſtliche Dienſtbote, oder Wegweiſer, Rathgeber und Spiegel für Dienſtboten in allen Lagen des Lebens. Von Herm. Joſ. Kappen, Stadtdechant und Pfarrer zum hl. Lambertus. Mit Genehmigung geiſtlicher Obrigkeit. 12°. 416 S. Münſter, Aſchendorff, 1879. Preis: *M.* 1.

Die Klagen über ſchlechte Dienſtboten werden immer zahlreicher und immer lauter. Man mag für dieſe Erſcheinung auf verſchiedene Urſachen hinweiſen: der tiefſte Grund liegt in der ſtets wachſenden Entchriſtlichung dieſes Standes. Man ſchaffe wieder einen chriſtlichen Dienſtbotenſtand, und die Klagen werden verſtummen. In dieſer Richtung zu wirken iſt die Abſicht der vorliegenden kleinen Schrift. Dieſelbe iſt für die Dienſtboten ſelbſt abgefaßt — obgleich ſie auch manche ſehr beachtenswerthe Winke für die chriſtliche Herrſchaft enthält — und legt ihnen vor Allem das Verdienſtliche, Beglückende und Ehrenvolle ihres Standes im Lichte der chriſtlichen Wahrheit dar. Gott ſelbſt liebt und ehrt den dienenden Stand, Jeſus wollte deſſen Vorbild werden, Maria gehörte dem arbeitenden Stande an und erhob den Namen „Magd" zum Ehrentitel. Auch der Dienſtbote iſt zunächſt „Diener Gottes", dann erſt „Diener der Herrſchaft"; gegen beide hat er Pflichten zu erfüllen. Andere Anforderungen und Verpflichtungen ergeben ſich für ihn aus beſonderen Lagen ſeines Lebens. Das ſind die leitenden Gedanken des Buches, die es nach allen Seiten hin erläutert, durch Beiſpiele würzt und durch eindringliche Mahnungen dem Herzen nahe bringt. Die Anlage des Ganzen, wie die Behandlung der einzelnen Gegen-

Digitized by Google

ſtände, von denen manche ſehr zarter Natur ſind, laſſen den kundigen und erfahrenen Seelſorger erkennen. Die Darſtellung iſt, ganz im Einklange mit dem Zwecke des Büchleins, einfach und herzlich. Die Zerlegung des Stoffes in eine möglichſt große Anzahl von Kapiteln wird den Gebrauch des Buches ungemein erleichtern und fördern. Wir zweifeln ſomit nicht, daß auch die wohlmeinenden Abſichten des hochw. Herrn Verfaſſers ſich verwirklichen werden: das Büchlein wird dem Dienſtboten in der That „ein ſchützender Engel, ein ſicherer Wegweiſer, ein treuer Rathgeber, ein klarer Spiegel" ſein.

Wir empfehlen zugleich die folgenden Erbauungsbücher:

Du ſollſt Vater und Mutter ehren. Praktiſche Erklärung der Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern. Von C. Sickinger. 16°. 222 S. Dülmen, Laumann, 1879. Preis: *M.* 1.

Das Bild der chriſtlichen Frau. Von V. Marchal. Autoriſirte Überſetzung, frei bearbeitet von einem römiſch-kathol. Prieſter. Dritte, verbeſſerte Auflage. 12°. 416 S. Regensburg, Puſtet, 1879. Preis: *M.* 1.60.

Troſtworte. Von P. A. Lefebvre S. J. Frei aus dem Franzöſiſchen von M. Hoffmann. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. 8°. 366 S. Freiburg i. B., Herder, 1879. Preis: *M.* 1.80.

Der Krankenfreund. Ein katholiſches Unterweiſungs- und Gebetbuch für Kranke, zugleich ein Handbuch für Alle, welche Kranken beiſtehen. Verfaßt von Joſeph Feller, Pfarrer. Zweite Auflage. Mit Approbation des hochwürdigſten biſchöfl. Ordinariats Augsburg. 8°. 747 S. Augsburg, Kranzfelder, 1879. Preis: *M.* 3.

Manuale der Kranken-Seelſorge. Ein Hilfsbuch beim Krankenbeſuche für Prieſter. Herausgegeben von Joſeph Feller, Pfarrer. Mit Appendix: Ritus sacramentorum et benedictiones. Mit Approbation des hochw. biſchöfl. Ordinariats Augsburg. 8°. 403 u. 50 S. Augsburg, Kranzfelder, 1879. Preis: *M.* 3.

Die Vortrefflichkeit des für Seelſorger und Kranke gleich brauchbaren „Krankenfreund" machte in kurzer Zeit eine zweite Auflage dieſes Buches nöthig, aus welchem das „Manuale" ein für Prieſter verfertigter Auszug iſt.

Der höhere Unterricht und die chriſtliche Weltanſchauung. Von einem Rheinländer. 8°. 34 S. Freiburg i. B., Herder, 1879. Preis: 50 *Pf.*

Die Broſchüre bildet einen ſchätzenswerthen Beitrag zur Reform des höheren Unterrichtsweſens. Wie viele pia desideria darf man da nicht hegen! Einigen derſelben wird hier mit warmer Überzeugung das Wort geredet. Die Aneinanderreihung iſt häufig nur eine lockere. Ein Grundton jedoch beherrſcht das Ganze: der Unterricht ſoll nicht bloß das Menſchliche und Natürliche in's Auge faſſen, ſondern den Schüler höher emporheben. Dieſes Höhere ſind die chriſtlichen Ideen. Das Hauptverdienſt der Ausführungen dürfte darin beſtehen, daß durch Hervorhebung einer Reihe

Digitized by Google

von Gesichtspunkten, die der Unterricht berücksichtigen sollte, eine fruchtreiche Verwerthung jener Ideen trefflich exemplificirt wird. Am ausführlichsten verbreitet sich der Verfasser über die Behandlung der alten Classiker. Aus ihnen soll der Schüler lernen: „1) daß auch das classische Alterthum positiv und negativ die Vorarbeit für das Christenthum verrichtete; 2) daß auch das Größte und Herrlichste, welches das classische Alterthum aufzuweisen hat, die Herrlichkeit, Höhe und Reinheit des Christenthums bei Weitem nicht erreicht."

Die Segnungen des preußischen Culturkampfes. Von Ma. Separat-Abdruck aus der „Niederrheinischen Volkszeitung". 8°. 31 S. Crefeld, Klein, 1879.

Die kleine Schrift aus der Feder eines gewandten Publicisten zieht das Facit aus den Erfolgen der trostlosen Kirchenhetze, die jetzt in Preußen fast ein Jahrzehnt hindurch fortwüthet. Die materiellen Schädigungen, welche der Culturkampf dem ganzen Lande und den Katholiken insbesondere verursacht; die unberechenbaren moralischen Verluste, die in Folge der Maigesetze unser Vaterland zu verzeichnen hat; die unlösbaren Gegensätze endlich, in denen die Maigesetze insgesammt mit dem Glauben und Gewissen von acht Millionen Unterthanen stehen: alles das wird in prägnanten Zügen gezeichnet und muß jeden Unbefangenen überzeugen, mit welchem Rechte die Katholiken Preußens unaufhörlich die Forderung erheben: Fort mit dem Culturkampf! Fort mit den Maigesetzen!

Reisehandbücher von Leo Woerl. Würzburg, Leo Woerl, 1879.

1. Die Rheinlande und die anstoßenden Gebiete vom Bodensee bis zur holländischen Grenze. Mit einem Rheinpanorama, einer Karte von Mitteleuropa, einer Eisenbahnkarte von Deutschland, einer Karte der Rheinlande, 15 Stadtplänen, 19 Routenkarten, Grundrissen der hervorragenden Kirchen u. s. w. 628 S. Taschenformat. In roth Callico geb. Preis: *M.* 10.

2. Die Schweiz. Mit einer großen Karte der Schweiz und 34 kleinen Routenkarten. 500 S. Taschenformat. In roth Callico geb. Preis: *M.* 8.

Leider ist bis jetzt die deutsche Reiseliteratur in akatholischen, und wenn nicht offen kirchenfeindlichen, so doch wenigstens ganz indifferenten Händen gewesen zum Nachtheile der katholischen Sache. Freudig begrüßen wir daher das Unternehmen Leo Woerls, katholische, von warmem kirchlichem Geiste durchwehte Reisehandbücher in's Leben zu rufen. Es gehört Muth und ein bedeutender materieller Einsatz dazu, die Concurrenz mit den Erzeugnissen der gegnerischen Partei aufzunehmen, die bis jetzt den Büchermarkt auf diesem Felde ausschließlich beherrschten. Gleichwohl glauben wir, daß das Unternehmen ein durchaus glückliches ist und mit der Zeit ein gewiß auch lohnendes sein wird. Es handelt sich nur darum, daß diese Reisehandbücher katholischerseits bekannt werden, dann ist, nach den zwei uns vorliegenden Bänden über die Rheinlande und die Schweiz zu urtheilen, nicht daran zu zweifeln: sie werden vor den Schriften Bädekers entschieden den Vorzug erhalten. Interessirt sich doch der katholische Tourist naturgemäß nicht nur um die gewöhnlichen Sehenswürdigkeiten und Hotels, sondern er will auch wissen, wie es in den Orten, die er auf seiner Reise berührt, mit dem religiösen Leben bestellt ist. Gerade in diesem Punkte geben die Woerl'schen Reisehandbücher die allerwünschenswerthesten Aufschlüsse.

Digitized by Google

Wir finden in ihnen nebst den Mittheilungen, welche man in den gewöhnlichen Reisehandbüchern trifft, genaue Angaben über die Einwohnerzahl der verschiedenen Confessionen, über Ort und Zeit des katholischen Gottesdienstes, über katholische Vereine und Vereinslocale, über die Gasthäuser, in denen katholische Zeitungen aufliegen, in denen der katholische Klerus einzukehren pflegt u. s. w. Endlich enthalten die vorliegenden Bände schätzenswerthe, in gut katholischem Geiste geschriebene historische Notizen, während die geschichtlichen Nachrichten der akatholischen Reisehandbücher gewöhnlich von schiefen, und oft genug von falschen und gehässigen Bemerkungen wimmeln.

Auch die äußere Ausstattung der Woerl'schen Reisebücher ist eine durchaus tadellose. Sie dürfen sich in jeder Beziehung neben den Schriften Bädekers präsentiren. Von Herzen wünschen wir ihnen die weiteste Verbreitung.

Eene wandeling buiten Rome door F. Heynen. (Separat-Abdruck aus den Studien op godsdienstig, wetenschappelyk en letterkundig gebied.) s'Hertogenbosch, W. van Gulick, 1879.

Die Broschüre beschreibt eine Wanderung durch die Campagna, bespricht die Pläne, welche in früherer und neuerer Zeit für die Cultivirung derselben gemacht wurden, und vertheidigt die Päpste gegen die schweren Vorwürfe, welche man in dieser Beziehung so oft gegen sie erhob. Die Piemontesen haben bis jetzt absolut nichts gethan, um ihre prahlerischen Versprechen zur Verbesserung der Campagna auszuführen. Das Wirksamste hierfür ist von den durch Pius IX. berufenen Trappisten geschehen.

Sollen unsere Schulen christlich bleiben? Ein Mahnwort an die christlichen Einwohner Preußens. 8°. 99 S. Trier, Druck und Verlag der St. Paulinus-Druckerei, 1879. Preis: *M.* 1.

Die recht frisch und anziehend geschriebene Broschüre ist gegen die confessionslose Schule gerichtet. Sie gibt zuerst geschichtliche Notizen über diese Frucht der Revolution, bekämpft dann dieselbe von pädagogischem Standpunkte aus und löst alle gegen die confessionelle Schule gemachten Einwendungen. Sie zeigt, daß die confessionslose Schule schließlich zum religiösen, sittlichen und finanziellen Bankerott führt und die Rechte und Pflichten der katholischen Eltern auf's Gröbste verletzt. Je größer der Eifer der kirchlichen Gegner gegen katholische Erziehung ist, desto energischer muß auch das Bestreben der Katholiken sein, für ihr heiliges, von Gott erhaltenes und durch Verträge, Verfassung und Geschichte besiegeltes Recht einzustehen. Darum wünschen wir der vorstehenden Broschüre eine große Verbreitung.

Miscellen.

Zur Geschichte der Theorie von der scientia media. Die heilige Schrift, die heiligen Väter, die Scholastiker lehren alle einstimmig, Gott habe auch die bedingt zukünftigen freien Handlungen vorausgesehen, daß z. B. die Tyrier sich bekehrt haben würden, wenn Christus seine Wunder

Digitized by

vor ihnen verrichtet hätte. Aber nicht immer ist das Vorherwissen der bedingt zukünftigen freien Handlungen (scientia media) von dem Vorherwissen des absolut Zukünftigen (scientia visionis) klar und deutlich unterschieden worden. Diese Unterscheidung, welche für die dogmengeschichtliche Entwicklung der Gnadenlehre von der größten Bedeutung ist, ward bekanntlich von Molina in seiner Concordia (gedruckt 1588, erschienen 1589) ausführlich erklärt und begründet, nachdem schon vor ihm der Augustiner Alphons de Mendoza in seinen Quaestiones quodlib. (1588) auf dieselbe und die durch sie in Salamanca hervorgerufenen Streitigkeiten aufmerksam gemacht hatte. Sie war indeß mehr denn 25 Jahre vorher bereits von Fonseca und Molina mündlich vorgetragen worden. Die ersten noch vorhandenen Schriftstücke, in denen diese Unterscheidung gemacht und auf die Gnadenlehre angewandt wird, dürften aber wohl die noch ungedruckten Briefe Lessius' an Bellarmin[1] sein. Denn Lessius schrieb am 29. Mai 1587 (zwei Jahre vor dem Erscheinen der Concordia) von seiner Meinung über die wirksame Gnade: „Ego vero probatum teneo, hanc sententiam esse D. Augustini, et probo ex l. 1 q. 2 ad Simplicianum; sed illi [Professores Lovanienses] respondent, hunc librum esse scriptum ab Augustino juvene ante exortam haeresim Pelagii, in posterioribus autem libris suis longe aliter docuisse; cupio, ut loca proferantur, paratus ad omnia respondere; nam illa praescientia conditionata, quam ego primo a R. V. accepi, me in difficillimis D. Aug. locis explicandis mire juvat; sed hactenus nihil produxerunt." „Ich halte es für bewiesen, daß diese [unsere] Ansicht die des hl. Augustinus sei, und beweise solches aus seiner Schrift ad Simplicianum; aber jene [Professoren] antworten, dieses Buch sei von Augustinus in seiner Jugend vor Ausbruch der Häresie des Pelagius geschrieben, später habe Augustinus anders gelehrt. Ich wünsche nur, daß hierfür Stellen vorgebracht werden, bereit, auf alle zu antworten; denn jenes bedingte Vorauswissen, das ich zuerst von Ew. Ehrwürden vernommen, hilft mir wunderbar in der Erklärung der schwierigsten Stellen des hl. Augustinus. Doch die Professoren haben bis jetzt nichts vorgebracht." Wir sehen daraus, daß die Jesuiten sich schon damals für ihre Lehre auf die classischen Stellen aus der Schrift des hl. Augustinus ad Simplicianum (siehe die Entstehung der thom.-molin. Controverse, S. 52) beriefen; daß die Gegner die Beweiskraft dieser Stellen nicht zu läugnen vermochten, aber mit der (falschen) Ausrede sich zu helfen suchten, Augustinus habe seine darin geäußerte Ansicht zurückgenommen; daß schon damals die Lehre von dem bedingten Vorauswissen auf die Gnade angewendet wurde und Bellarmin Lessius hierüber unterrichtet hatte. Später ist in dieser Correspondenz oft über die scientia media die Rede; insbesondere enthält der Brief vom 26. Mai 1588 eine Anwendung der scientia media auf die Gnadentheorie, wie sie später auch von Molina gemacht wurde. Der Brief vom 10. December 1588 er-

[1] Der Güte des P. van Lommel S. J. verdanken wir die Einsicht in einen Band der wichtigsten Original-Actenstücke De controversia Lovaniensi.

Digitized by Google

zählt, daß der Löwener Professor Gravius insbesondere das „bedingte Vorauswissen" bekämpfe. Der Brief vom 12. Juli 1590 enthält einen Freudenerguß über das Erscheinen der Concordia: „Während in Rom nichts betreffs unserer Controverse erreicht werden kann, siehe, da wird dir aus Portugal in diese Gegend das Werk des P. Ludwig Molina über die Concordia etc. gebracht, worin auf's Sorgfältigste alle jene Ansichten, welche diese guten Herren [von Löwen] mit ihren Censuren verurtheilt hatten, erklärt und vertheidigt werden. Denn es erklärt ganz auf dieselbe Weise, wie Ew. Ehrw., die wirksame Gnade, ebenso die Prädestination, zu Beiden das bedingte Vorherwissen voraussetzend. ... Dieses Werk hat mich wahrlich sehr erfreut." Bellarmin hatte aber schon früher in einer eigenhändig geschriebenen Kritik De apologia P. Leon. Lessii ad censuram Lovan. den P. Lessius aufmerksam gemacht, er hätte, als er in Löwen [1573] Vorlesungen hielt, „deutlich in einer sehr langen Abhandlung über die Gnade gelehrt, daß die hinreichende Allen je nach Ort und Zeit gegeben werde, die wirksame aber nicht eine von Gott bewirkte Determinirung des Willens sei, sondern eine Berufung, bei welcher die Voraussicht statthatte, daß die Berufenen Folge leisten würden (vocationem, prout apti praevidebantur ad sequendum qui vocabantur)". Daß zehn Jahre früher als Bellarmin bereits Fonseca die scientia media gelehrt, haben wir oben bemerkt. Er wandte dieselbe auf die Lehre von der Vorsehung und Vorausbestimmung an, nachdem er erkannt, diese Anwendung könne in Harmonie mit der Lehre der Väter und Scholastiker geschehen (in Metaph. Arist. l. VI. c. 2. qu. 4. sect. 8. III, 119). Wir können nun weiter fragen, ob Fonseca nicht einen äußeren Anlaß zu dieser epochemachenden Unterscheidung der scientia media von der scientia visionis gehabt. Da er selbst nichts sagt, können wir hierüber nur eine Vermuthung aufstellen; aber es scheint sehr wahrscheinlich, daß das Buch des Camerarius De praedestinatione diesen Anlaß geboten. Camerarius war ein Gelehrter aus Benevent, der sich lange Zeit mit Theologie beschäftigt hatte. Wie er selbst erzählt, studirte er 39 Jahre den hl. Thomas, der sein Führer (auriga) sei (S. 97, 103); die Nominalisten verwirft er als Schwätzer (S. 123). Sein Buch war gegen die Protestanten gerichtet und Margaretha von Valois gewidmet; es erschien in Paris 1556, also kurz bevor Fonseca seine Theorie entwickelte. Camerarius schrieb sein Werk zur Erklärung der göttlichen Vorsehung und Vorherbestimmung, baut diese Erklärung auf eine dem hl. Ambrosius entnommene Glosse, welche offenbar von der scientia media spricht (siehe die Entstehung der thom.-molin. Controverse, S. 118), und sucht in seinem Werke die Harmonie der heiligen Väter und der Scholastiker mit Ambrosius darzuthun. Nach Camerarius geht den ewigen göttlichen Beschlüssen der Gnadenwahl die Voraussicht vorher, ob der Mensch, wenn er die Gnade erhielte, mitwirken würde oder nicht. Diese Voraussicht ist, weil sie den Willensentschlüssen vorausgeht, offenbar die scientia media, und Camerarius steht nicht an, zu behaupten, daß sie allgemein angenommen würde: Nullam praescientiam Dei electionem vel reprobationem speciatim factam praecedere, contra omnium opinionem est (P. III. c. 1. pag. 183). Die

Digitized by Google

Übereinstimmung des hl. Augustinus mit der oben erwähnten Stelle des hl. Ambrosius beweist er 1) daraus, daß Augustinus ausdrücklich (de bono persev. c. 19) die Prädestinationslehre des Ambrosius gutheiße (S. 112); 2) aus der Augustinischen Erklärung der Prädestination, wonach die „Voraussicht" der „Bereitung der Gnaden" vorgestellt sei (praescientia et praeparatio beneficiorum Dei etc., S. 114); 3) aus verschiedenen anderen Stellen, worin offenbar von der scientia media die Rede ist, z. B. Christus sei dann in die Welt gekommen, als nach der göttlichen Voraussicht die Menschen an ihn glauben würden; Gott habe vor dem Beschluß der Erschaffung gewußt, ob die Menschen Böses thun würden und was für Gutes er daraus ziehen könnte; ein Katholik habe erklärt, Gott hätte deßhalb nicht den Tyriern das Evangelium predigen lassen, weil er vorausgesehen, daß sie in dem angenommenen Glauben nicht beharren würden. Nach Anführung aller dieser Stellen schließt Camerarius: „Wenn Jemand das mit Augustinus behauptet, so bekennt er offenbar die Voraussicht alles Zukünftigen." Demgemäß beruft er sich auch, gleich den späteren Jesuiten, auf die classische Stelle aus der Schrift ad Simplicianum: Cujus miseretur, sic eum vocat, quomodo scit ei congruere, ut vocantem non respuat. Trotzdem nun Camerarius in seiner Gnadenlehre immerfort die scientia media voraussetzt, unterscheidet er dieselbe nicht von der scientia visionis und bringt eben dadurch Confusion in seine Abhandlung, die neben manchem Guten doch auch Schiefes und Unrichtiges enthält. Aber eine solche Schrift, worin so viel Material zum Beweisen und Anwenden der scientia media enthalten war, mußte einen so scharfen Denker wie Fonseca, den ersten der berühmten Conimbricenses, mächtig antreiben, den letzten Schritt zu thun und jene in dem Buche so nahegelegte Unterscheidung endlich zu machen. Doch wir haben hierfür auch einen Anhaltspunkt; denn die Tendenz der ganzen Schrift des Camerarius geht gerade auf die drei Punkte, welche Fonseca als das Charakteristische seines ersten Lehrens der scientia media bezeichnet: 1) daß sie den göttlichen Willensentschlüssen vorausgehe; 2) daß sie Licht über die göttliche „Vorsehung und Vorausbestimmung" verbreite; 3) daß ihre Lehre mit den Vätern und Scholastikern in Harmonie stehe. Hiermit bleibt das große Verdienst bestehen, daß Fonseca zuerst jene Unterscheidung der scientia media von der scientia visionis gemacht und wissenschaftlich begründet, hierdurch aber, ohne eine Neuerung zu machen, Klarheit in die damals allgemein[1] angenommene Theorie von der Gnade gebracht habe.

G. S.

[1] Siehe „Die Entstehung der thom.-molin. Controverse", S. 84 ff.

Digitized by Google

Die Reform unserer Gymnasien.

VIII. Das Lyceum.

Der Schüler jenes Gymnasiums, das wir vorschlagen, und das kein anderes ist, als die herrliche alte Schule, hat in den fünf bis sechs Jahren seiner ersten Lernzeit zwar nicht Vielerlei gelernt, aber an der Hand des Lateins ist er zu tüchtigem Können in Schrift und Wort, im klaren, angemessenen, schönen und überzeugenden Ausdrucke geschult worden. Er weiß Weniges, aber er kann desto mehr; und das Wenige, das er weiß, kennt er gründlich; und was die Hauptsache ist, sein jugendlicher Geist ist durch eine fortwährende, aber nicht aufreibende Übung gestählt, zum Dringen in die Tiefe gewöhnt, voll Selbstthätigkeit, voll Lust zum Lernen, voll Begeisterung für das Schöne und Wahre.

So ist der Jüngling dem jungen Baume gleich aufgewachsen. Nur erst der Stamm ist gepflegt; die wenigen Nebenfächer (Accessoria), die nebenbei vorkamen, bilden gleichsam leise Ansätze zu künftigen Ästen. Jetzt, nachdem der einheitliche Stamm des Wissens erstarkt ist, mag die Krone des Baumes sich entfalten: die tiefgedrungenen Wurzeln vermögen schon etwas zu tragen.

Das Gymnasium ist zu Ende, die Lyceal-Bildung beginnt.

Über den Zutritt zum Lyceum hat natürlich eine ernste Prüfung zu entscheiden, die jedoch weit einfacher ist, als unsere heutige Reife-Prüfung. Geläufige und fließend deutsche Übersetzung eines mittelschweren, in der Schule nicht gelesenen lateinischen und griechischen Schriftstellers, die hierbei erprobte Kenntniß der Grammatik, Stilistik und Rhetorik, klares Auffassen des Gedankens, eine lateinische und griechische Stilprobe, ein kürzeres lateinisches Gedicht, endlich eine schriftliche lateinische Rede über einen dem Jünglinge zugänglichen Gegenstand reichen übrig hin, um sich von der Reife des Schülers zum philosophisch-realistischen Lyceum zu überzeugen. Selbstverständlich bildet auch hier,

Digitized by

wie im gesammten Schulwesen, die mittlere Begabung den gesetzlichen Maßstab. Es handelt sich ohnehin bloß darum, ob der Gymnasiast geistig so weit gediehen sei, daß er die höheren Studien mit Frucht betreiben könne, und ob er in der Entwicklung seines Charakters so gefestigt dastehe, daß man ihn getrost etwas freier lassen kann.

Dieser Vorschlag, zum früheren Lyceum, als der Mittelstufe zwischen Gymnasium und Universität, zurückzukehren, wird den an das heutige System Gewöhnten so befremdlich vorkommen, daß wir uns einer näheren Begründung kaum entschlagen dürfen. Sodann ist die Gefahr, daß die wilden Wasser der Vielwisserei auch hier eindringen möchten, so wahrscheinlich, daß wir einen begrenzenden Damm gegen die Überfluthung aufwerfen müssen. So entstehen die zwei Fragen: 1. Warum müssen wir uns für das Lyceum entscheiden? 2. Was soll auf dem Lyceum gelehrt werden?

1. Warum müssen wir uns für das Lyceum entscheiden?

Wir antworten kurz: aus psychologischen, didactischen und pädagogischen Gründen.

Der Lehrgang muß der psychologischen Entwicklung des Knaben und Jünglings entsprechen. Diejenige Geistesfähigkeit nun, welche zuerst sich ausbildet, ist das Gedächtniß; ja dasselbe ist im Knaben- und ersten Jünglingsalter geradezu am stärksten, nimmt aber mit und nach der vollkommenen Ausbildung des Körpers ab, bis es endlich im Greise nur als Rückerinnerung an die früheren Jahre noch einige Kraft bethätigt, dagegen für dauernde Festhaltung neuer Eindrücke erstaunlich schwach ist. Da man nun das Eisen schmieden muß, so lange es warm ist, so wird eine vernünftige Studienordnung jene Blüthezeit des Gedächtnisses gerade für dasjenige Fach verwenden, bei welchem das Meiste memorirt werden muß: für die Erlernung der Grammatik und jener beiden Sprachen, welche die Grundlage des Gymnasial-Unterrichts bilden, vor Allem der lateinischen und erst zweiten Ortes der griechischen. Aus diesem Grunde weihte die alte Schule die ersten drei bis vier Gymnasial-Jahre dem Erlernen der Grammatik.

Aber bald erwachen im angehenden Jünglinge die andern Geisteskräfte und unter ihnen zuerst die Phantasie, jene unschätzbare und nur vom Unverstande mißachtete Seelenkraft; zugleich mit ihr aber entwickelt sich jene Begeisterung für alles Gute und Schöne, welche dem Jugendalter

Digitized by Google

ihren Stempel aufdrückt. So weist uns die Natur selbst darauf hin, jetzt den Jüngling in der Rhetorik (pectus facit eloquentem) und Poetik auszubilden, wie denn in der alten Schule durch die Humanität und Rhetorik, welchen sich die Poetik als Begleiterin anschloß, geschehen ist. Welche naturgemäße Verwendung des schönsten Lebensalters, der „Zeit der Ideale"!

Jedoch eine höhere Stufe des Geisteslebens muß erklommen werden, jene des Verstandes, der eisernen Folgerichtigkeit im Denken und Schließen, der abstracten Speculation. Und neben dieser Erleuchtung der inneren Welt müssen auch die Grundgesetze der äußeren Welt erkannt werden; denn der Verfasser des Buches der Weisheit ruft bewunderungsvoll zum Schöpfer: „Du hast Alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet" (11, 21). Diese Aufgabe fällt dem Lyceum zu, welches den geistig entwickelten Jüngling in die Philosophie, Mathematik und Physik einführt und so die allgemeine Bildung desjenigen abschließt, welcher sich einem Fachstudium auf der Universität hingeben will. Dieß Wörtchen „allgemein" will um Alles in der Welt nicht soviel bedeuten, daß der einstige akademische Bürger von Allem Etwas und im Ganzen Nichts wissen solle, sondern es bezeichnet jenen Kreis des Wissens und Könnens, welchen man allgemein, d. h. überhaupt von Jedem verlangen muß, der auf der Hochschule die Gottesgelehrtheit oder Rechtswissenschaft oder Heilkunde lernen will.

Weil nun die drei Hauptfächer des Lyceal-Unterrichtes offenbar über dem Gymnasium stehen und einen eigenen Kreis von Wissenschaften bilden, weil sie sich mit der Ausbildung der höheren und höchsten Geisteskräfte beschäftigen und eine gewisse Reife des Schülers voraussetzen, — aus diesem psychologischen Grunde müssen wir uns für das Lyceum, als eine Mittelstufe zwischen Lateinschule und Akademie, entscheiden.

Wie unnatürlich ist dagegen der heutige Gymnasial-Lehrplan, welcher bereits im Knaben alle Geisteskräfte als entwickelt annimmt, die Grammatik, Mathematik und der Himmel weiß, was noch, durcheinandermengt und die Jugend mit diesem Potpourri „harmonisch" bilden will! Zwar ist auch im Knaben schon der Verstand irgendwie thätig, jede Anwendung einer grammatischen Regel ist eigentlich ein Syllogismus; wenn z. B. der Schüler der untersten Klasse im Accusativ des Singulars corpus sagt, so schließt er: die neutra haben im Nominativ, Accusativ und Vocativ dieselbe Endung; nun aber ist corpus ein neutrum, also ...; aber trotzdem überwiegt das Gedächtniß, weßhalb

Digitized by Google

die Beſchäftigung der frühen Jugend mit reinen Verſtandesdingen, wie Mathematik, unpſychologiſch iſt[1]. Dieſe letzteren ſind erſt am Platze, wenn der Verſtand wirklich zu einer gewiſſen Kraft herangereift iſt. Kurz, wenn wir der Natur folgen wollen, ſo langen wir am Lyceum an.

Hierzu kommt ein weiterer Grund derſelben Art. Miſcht man nämlich Gymnaſium und Lyceum zuſammen, wie die Neuzeit gethan hat, ſo erhält das angebliche Gymnaſium eine ermüdende Dauer, neun bis zehn Jahre! Wie kann die lebhafte Jugend ſich mit einer derartigen Langeweile befreunden? Muß nicht der Beſte in dieſer Iliade erlahmen und ſtumpf werden? Dieß wird aber ganz anders, wenn das Gymnaſium wieder zur Lateinſchule, alſo in ſechs, von Fähigeren in fünf Jahren zurückgelegt wird; wenn der Jüngling hierauf vor einer ganz neuen Anſtalt, dem Lyceum, ſteht und ſich tröſten kann: Paulo majora canamus. Man muß es mit eigenen Augen geſehen haben, mit welcher Begeiſterung, ja mit welcher Art von religiöſer Verehrung die Jünglinge in die „Philoſophie" eintreten, welch' neuen Eifer ſie für dieſe Studien mitbringen, und wie leicht es den Lehrern wird, dieſes jugendliche Intereſſe zum Beſten der wiſſenſchaftlichen Fortſchritte auszubeuten. Wer wollte dieſes unbezahlbare Kapital nutzlos in's Waſſer werfen oder dafür das widernatürliche Baſedow-Wolf'ſche Gymnaſium eintauſchen? Der Natur zu folgen, mahnte ſchon einer von den ſieben Weiſen Griechenlands; leider haben wir über träumeriſchen Theorien und doctrinären Klügeleien die Natürlichkeit verloren und ſo das Lyceum mit dem Gymnaſium zuſammengepanſcht zum namenloſen Unheile für die Jugendbildung.

Auch aus *didactiſchen* Gründen müſſen wir dem Lyceum das Wort reden. Was ergibt ſich nämlich andernfalls? Entweder wird die Lyceal-Bildung ganz der Univerſität vorbehalten, oder ganz mit dem Gymnaſium verquickt, oder zwiſchen den beiden Anſtalten halbirt.

Die erſtgenannte Einrichtung lag der Melanchthon'ſchen Lateinſchule zu Grunde und ließ ſich im 16. Jahrhundert vielleicht aufrechthalten, weil damals die Fertigkeit im Verſtehen, Schreiben und Sprechen des Lateins, alſo die Arbeit etlicher weniger Jahre, zum akademiſchen Studium berechtigte, demnach die Univerſitätsſtudien entſprechend verlängert werden konnten. Aber ganz anders iſt es beim heutigen *langjährigen* Gymnaſium. Wer kann die vier Jahre des Univerſitätsſtudiums nach einem zehnjährigen Gymnaſium noch durch allerlei Lycealfächer in

[1] Vgl. Eilers, Meine Wanderung, II. S. 173 ff.

Digitized by Google

Beschlag nehmen lassen? Das württembergische Gymnasium hat zehn Jahreskurse, das Studium der Theologie dauert vier Jahre; und nun sollen die protestantischen Studenten von diesen acht Semestern fünf dem eigentlichen Studium der Theologie, die drei ersten aber den sogenannten „allgemeinen Wissenschaften", d. h. vorzüglich den Lyceal-Studien, widmen, nämlich Collegien hören über biblisch-griechische Sprache, Geschichte, Logik, Anthropologie oder Psychologie, reine Mathematik, praktische Philosophie, Metaphysik, Geschichte der Philosophie, Physik ꝛc., kurz elf Collegien, von welchen manches ganzjährig ist, so daß je fünf Collegien auf ein Semester kommen. Diese Wissenschaften sind aber größeren Theils so umfassend, daß kaum ein Genie dieselben gleichzeitig, wir sagen nicht bewältigen, sondern nur annähernd lernen kann. K. L. Roth schreibt daher mit Recht: „Kein Mann von gereifter geistiger Kraft würde es, auch wenn er von Berufspflichten ganz frei wäre, irgend möglich finden, die elf Wissenschaften innerhalb einer Zeit von anderthalb Jahren oder auch in drei und sechs Jahren mit einigem Nutzen so zu treiben, daß er immer fünf derselben zugleich behandelte. Diese Einrichtung hat sich in der Weise überlebt, daß für sie in der That nichts mehr gesagt werden kann als das, daß sie schon lange so bestehe."[1] Aber diese Einrichtung, welche einem soliden Fachstudium den Todesstoß versetzt und die Universitätsstudien unsinnig überladet, ist leider sogar von katholischen Ländern Deutschlands angenommen und in gemischten Staaten auch auf die katholischen Theologen übertragen worden! Woher aber stammt der ganze beklagenswerthe Unfug? Daher, daß man das Lyceum entweder nicht gehabt, oder wieder aufgegeben und seine Disciplinen der Universität aufgeladen, daneben zugleich die Giftmischerei der πολυμαθία in die Hochschule hinübergeschleppt hat. Den Protestanten ist dieser Irrweg noch zu verzeihen, weil ihnen von Anfang an das Lyceum gefehlt hat; aber desto schuldhafter sind die Katholiken, wenn sie ihre alte Schule, die weit vollkommenere, darangaben, um sich die äußerst mangelhafte modern-protestantische einzuhandeln. Österreich hatte bis 1848 seine katholische Schulordnung mit sechsjährigem Gymnasium, mit philosophischem Lyceum und vierjährigem Fachstudium — und wahrlich, vier Jahre Fachstudium sind nicht zu viel! — Die etwa eingeschlichenen Fehler ließen sich mit Leichtigkeit verbessern, der übliche Schlendrian sich bekämpfen; aber statt das Bestehende zu verbessern, wollte man lieber

[1] Kleine Schriften, I. S. 402. Stuttgart 1857.

Digitized by Google

den protestantischen Lehrplan Preußens annehmen, ja noch überbieten; und so erließ man 1849 den „Organisations-Entwurf für k. k. Gymnasien", über welchem nun der berüchtigte „Schulkrach" auch hereingebrochen ist.

Was aber geschieht mit den Lycealfächern, wenn sie auf die Universität übergeschoben werden? Sie werden nicht studirt! Man kennt doch ja die Studenten der ersten Semester, die „Füchse", und ihre Leichtfüßigkeit in Studium und Leben. Wer gar meint, eine strenge Prüfung aus der Philosophie ꝛc. werde ihnen schon Eifer beibringen, der kennt den civis academicus, der zum ersten Male seine Freiheit genießt, einfach nicht. Ein strenges Examen ist am Platze in den letzten Wochen des Lyceums, da trägt es reichliche Früchte, aber nicht *während* der Universitätsjahre. Thatsächlich ist auch unseres Wissens eine *eigentliche* Prüfung aus der Philosophie, Physik ꝛc. nirgends auf deutschen Hochschulen eingeführt. Und vollends undurchführbar wäre die Verbindung derselben mit der ersten Dienstprüfung. Kurz, die Vorbehaltung der Lyceal-Studien für die Universität ist unpraktisch und unfruchtbar.

Wird dagegen das Lyceum mit der Lateinschule (dem Gymnasium) verquickt, so ergeben sich ebenso große Schwierigkeiten, wie im angeführten Falle, vor Allem das unglückselige Vielerlei, über welches wir bereits früher gesprochen haben und das fast von allen Schulmännern verurtheilt wird. Sodann ist die Ineinanderschiebung von Grammatik, Rhetorik, Philologie, Philosophie und Mathematik, Physik und Naturbeschreibung ein didactischer Mißgriff ersten Ranges. Was hat, um nur Ein Fach zu nennen, die streng syllogistische Mathematik auf dem Gymnasium, das eine ganz andere Methode verfolgt, zu thun? Eine nahezu allgemeine Erfahrung lehrt, daß dieses Fach auf den Gymnasien entweder von den Schülern ganz vernachlässigt, oder nur unter den härtesten Zwangsmaßregeln erlernt wird. Häufig begegnet man auch unter Gymnasiasten der Meinung, daß Jemand, je besser er in der Mathematik sei, desto weniger Talent für die eigentlichen Gymnasial-Fächer habe. Woher kommt diese Meinung? Aus dem unmittelbaren Bewußtsein der Schüler, welche fühlen, daß die trockene Mathematik am Gymnasium denselben Eindruck macht, wie ein fremder Körper in unserem Organismus. Wie kann denn der Jüngling Latein und Griechisch, Rhetorik und Poetik und daneben auch noch Mathematik oder Philosophie lernen? Die *eigentlichen* Gymnasialfächer erfordern schon die volle Geistes-

Digitized by Google

thätigkeit. K. L. Roth[1] sagt aus eigener Erfahrung: „Wer Mathematik gründlich studiren will, hat keine Zeit, auch Latein und Griechisch gut zu lernen; und was man obenhin lernt, fruchtet ja nichts. Aber gerade ebenso haben diejenigen, welche Latein und Griechisch gründlich studiren und daran sich bilden wollen, keine Zeit, Mathematik daneben zu lernen, und ebenso wenig, was z. B. auf preußischen Gymnasien ist, Naturgeschichte und Physik. Man täuscht sich hierin gar leicht damit, daß man meint, die menschlichen Köpfe seien ebenso beschaffen, wie die Tabellen, auf denen man die Lehrplane aufzeichnet."

Vollends der jämmerlichste Nothbehelf, der jedoch unserer heutigen Charakterschwäche und Principienlosigkeit ganz entspricht, ist die Halbirung der Lycealfächer zwischen dem Gymnasium und der Hochschule. Man hat z. B. in den obersten Kursen der Lateinschule philosophische „Propädeutik", auf der Universität die „systematische" Philosophie, vor der Maturität die Physik größtentheils aus dem Handbuch, im ersten Universitätsjahr ein Colleg über Experimentalphysik u. s. w. Auch dieser Mißbrauch ist eine Folge der alten protestantischen Schule, die es nie zu einem ausgeprägten Lyceum brachte, daher planlos zwischen unterer, Mittel- und Hochschule hin- und herschwankte. Schon der Vater des heutigen preußischen Gymnasiums, Fr. A. Wolf, mißkannte oder ignorirte die philosophisch-realistische Mittelstufe zwischen Gymnasium und Universität, bestimmte daher den Wirkungskreis der ersteren Anstalt dahin: „Alles, was mehr das Gedächtniß und die Imagination beschäftigt, gehört der Schule; der Universität dagegen, was mehr den höheren Seelenkräften anheimfällt. Der Schüler soll nur Kenntnisse und befestigte Fertigkeiten auf die Universität mitbringen. Da [jedoch] der Übergang zu dem eigentlich wissenschaftlichen Unterrichte auf der Universität nicht durch einen Sprung geschehen kann, so muß die Schule sich in der obersten Klasse allmählich der Universität nähern, ohne deßhalb darum jedoch dieselbe in Sachen oder Form zu anticipiren." Wozu diese schillernde Unbestimmtheit in der obersten Klasse? Wozu eine Lehrweise, die akademisch und doch wieder nicht akademisch ist? Warum nicht lieber voll und ganz das philosophische Triennium zwischen der Latein- und der Hochschule?

Kurz und gut, die Lycealfächer sind dem künftigen akademischen Bürger als Vorstufe zum Fachstudium unentbehrlich; auf dem Gymna-

[1] Kleine Schriften, I. S. 374.

Digitized by

ſium können ſie nicht erlernt werden, auf der Hochſchule werden ſie nicht gelernt und ſchaden, wenn ſie je gelernt werden ſollten, dem eigentlichen Fachſtudium, welches die volle Univerſitätszeit in Anſpruch nimmt. Was folgt hieraus? Daß auch aus didactiſchen Gründen das Lyceum unentbehrlich iſt.

Zu dem nämlichen Satze gelangen wir, ſobald wir die wichtigſte Rückſicht walten laſſen, nämlich die Pädagogik. Der Übergang von der Gymnaſial-Disciplin zur Univerſitäts-Freiheit iſt zu ſchroff, für ſehr viele Jünglinge geradezu verderblich. Was thun? Die akademiſche Jugend zu ſehr einſchränken, geht nicht; es bleibt alſo nur übrig, den Gymnaſiaſten des letzten Jahres oder der zwei letzten Jahre größere Freiheit einzuräumen. Aber dieß wäre ein Einbruch in die geſammte Disciplin des Gymnaſiums, ein heilloſes Vorbild für die nächſtunteren Klaſſen, in denen ſo manche Freunde der Primaner ſitzen. Und welche Verlegenheit für den Director, den Secundaner für eine Sache, die dem Primaner erlaubt iſt, zu ſtrafen, gar ſchwer zu ſtrafen! Privilegien erwecken Haß und Neid, ſie untergraben die Schulordnung, die an Gymnaſien, vollends in der Gegenwart, ſtreng ſein muß. Über alle dieſe Verlegenheiten hilft das Lyceum hinweg. Wo dieſes beſteht, kann man an der Lateinſchule die volle Strenge der Disciplin walten laſſen, alſo energiſch die etwaige Genußſucht, Arbeitsſcheu, Ungebundenheit und Widerſpenſtigkeit der Jugend bekämpfen. Ohnehin iſt es „dem Menſchen gut, daß er von Jugend auf das Joch trage" (Klagel. 3, 27), doppelt gut in unſeren Tagen, da die Jünglinge, zugleich durch Fehler des Lehrſyſtems ſelbſt, ſo gern das akademiſche Leben „anticipiren". Erſt am Lyceum kann man wieder eine eigene, mildere und freiere Disciplin einführen, ſo daß der Übergang zur akademiſchen Selbſtändigkeit wirklich nur ein kleiner Schritt iſt, der gefahrlos gemacht werden kann.

Das Angeführte mag zur Rechtfertigung des Lyceums und zur Überzeugung unſerer Leſer von der Nothwendigkeit desſelben hinreichen. Durch die Verſchmelzung der Lycealfächer, ſei es mit dem Gymnaſium, ſei es mit der Univerſität, gelangen wir in ein Labyrinth von pſychologiſchen, didactiſchen und pädagogiſchen Schwierigkeiten, aus dem uns keine Theorie und keine Bureau-Weisheit herausführt.

2. Was ſoll auf dem Lyceum gelehrt werden?

Die philologiſch-rhetoriſche Bildung, welche der Jüngling am Gymnaſium unter Leitung der Lehrer und durch ſelbſtthätige Übung ſich an-

Digitized by Google

geeignet hat, ist an sich zu mager, als daß unmittelbar darauf das Fachstudium beginnen dürfte. Wer wird an einer Leiter mit einem Schritte drei Stufen zumal erklimmen wollen? Erst die Fächer des Lyceums leiten zur Universität über und bieten eine solide Bürgschaft für ein fruchtbares akademisches Studium.

Diese Fächer sind: Philosophie und Physik, Mathematik und die nothwendigsten Realien.

a) Die Philosophie ist die Seele des gesammten Unterrichtes dieser Stufe, nimmt daher denselben Platz ein, wie das Latein auf dem Gymnasium, d. h. um sie als den Mittelpunkt müssen sich die übrigen Wissenschaften gruppiren. Wir sagen absichtlich „Wissenschaften", weil jetzt erst, auf dem Lyceum, das systematische Lehren und Lernen am Platz ist.

Wir schämen uns fast, von der Wichtigkeit des philosophischen Unterrichtes ein Wort zu sagen, und doch ist dieß in der Gegenwart so überaus zu betonen. Nämlich trotz unserer sonstigen Fortschritte, besonders in den von Baco angebahnten empirischen Kenntnissen, sind wir in der Philosophie in einen so trostlosen Zustand gekommen, wie seit Jahrhunderten nicht, ja wir sind so zurückgeschritten, daß wir in Deutschland kaum mehr von Philosophie reden können. Wo wird sie noch gelernt, wo noch anständig gelehrt? Schreibt doch selbst der Dr. David Fr. Strauß[1]: „Daß die Philosophie seit geraumer Zeit in der Mauser begriffen ist, liegt leider vor Augen." Doch tröstet sich der Apostel des Unglaubens, daß „ihr die Federn schon wieder wachsen werden"; denn „über die letzten Fragen, Anfang und Ende, Grenze oder Grenzenlosigkeit, Zweck oder Zufälligkeit der Welt könne ohnehin nur die Philosophie diejenige Auskunft ertheilen, die überhaupt in diesen Regionen möglich sei".

Durch Kant ist die Revolution auch in das Gebiet der Philosophie getragen, d. h. ihr der feste Grund, auf dem sie stand, durch einen falschen Kriticismus weggezogen worden[2]. Seitdem irrte sie von einem

---

[1] Der alte und der neue Glaube, S. 213.

[2] P. Kleutgen (Über die alten und die neuen Schulen, 2. A., S. 174 f.) schreibt: „Wir sind der Meinung, daß die Philosophie sich noch immer auf dem Grunde bewegt, den Kant ihr gegeben hat, oder vielmehr, daß sie den Grund, den Kant ihr genommen, noch immer nicht wieder errungen hat; und hierin allein können wir die Ursache des beklagenswerthen Zustandes erkennen." — Das Nähere bei demselben, „Die Philosophie der Vorzeit". 2 Bände.

Digitized by Google

Syſteme zum anderen, vom idealen zum materialiſtiſchen Pantheismus, von da zur Schopenhauer'ſchen Geiſtesöde und zur vollen Verzweiflung, die uns der Philoſoph des Unbewußten wie ein Meduſenhaupt entgegenhält. Im Großen und Ganzen iſt ſie um ihre alte Würde, die Führerin und Leuchte des natürlichen Erkennens und insbeſondere der Naturforſchung zu ſein und ſich ſelbſt nach der Wiſſenſchaft der Offenbarung zu orientiren, gründlich gekommen. Jetzt ſchreitet die „Naturwiſſenſchaft" als geſpreizte und belfernde Gebieterin voran, und die ehemalige Dienerin der Theologie, aber Gebieterin aller natürlichen Wiſſenſchaften, muß froh ſein, mit ſchlecht unterdrücktem Ärger die Magd der „Naturwiſſenſchaft" zu ſpielen und ſich für dieſen niedrigen Dienſt noch ſchmähen zu laſſen.

Und was iſt gar aus dem Naturrechte, insbeſondere dem ſo hochwichtigen Völkerrechte geworden? Vor dem abſoluten Menſchenthum, dem Grundirrthum der heutigen Neuerer, verſchwindet das Naturgeſetz wie der Schnee vor dem Föhn, gibt es keine göttliche Weltordnung mehr, welcher die ganze Menſchheit unterthan ſein müßte, ja nicht einmal mehr der Ζεὺς ξένιος der alten Griechen, ſondern nur noch die National-Selbſtſucht und National-Habſucht gegenüber den anderen Völkern, ſtatt des ſittlichen Rechtes das Fauſtrecht des Stärkeren. Wir haben uns die theoretiſche und praktiſche Philoſophie rauben laſſen [1].

Unter ſolchen Umſtänden dürfen wir uns über die ſchreienden Gebrechen der heutigen philoſophiſchen Bildung nicht verwundern. Überall begegnet uns der Mangel an Logik: in den Kammerreden, in der Tagespreſſe, im geſelligen Umgange; die Phraſe beherrſcht die öffentliche Meinung und bereitet dem kurzſichtigen Liberalismus die Pfade. Warum müſſen bei den höheren Inſtanzen ſo überaus viele Urtheile der erſten Inſtanz umgeſtoßen werden? Warum unterſcheidet man ſelbſt bei handgreiflichen Dingen ſo blutwenig? Es fehlt unſeren Zeitgenoſſen an Logik, überhaupt an philoſophiſcher Bildung — und warum? Weil wir

[1] Auch der Proteſtant Aleri (Das höhere Unterrichtsweſen in Preußen. Gütersloh 1877, S. 18) klagt in Betreff der neueren Gymnaſien: „Jeder, der die Schule verläßt und ſich nicht ſeinen kindlich-gläubigen Standpunkt erhalten hat, iſt genöthigt, ſich die Fragen über die tiefſten Probleme menſchlichen Denkens ſelbſt zu beantworten, ohne doch die nöthigen Kenntniſſe und die noch nöthigere Lebenserfahrung, jene tiefſte Quelle *aller* Erkenntniß, zu beſitzen. So verfällt er ohne ſeine Schuld der geiſtigen Demagogie, die ihn ſachte ihre Straße führt." Übrigens kommt auch Aleri über die Erkenntniß des Übels nicht hinaus; denn die von ihm vorgeſchlagenen Heilmittel helfen nicht.

Digitized by Google

unſere Gymnaſiaſten ohne oder faſt ohne Philoſophie zur Univerſität übertreten laſſen. Und die Hauptſchuld hiervon fällt auf den deutſchen Proteſtantismus.

Luther hatte ſich durch die groben Irrthümer über die Folgen der Erbſünde und über die Eigenſchaften des religiöſen Glaubens gleich am Anfange ſeiner Empörung gegen die Kirche Gottes feindſelig gegen die Philoſophie verhalten. Ariſtoteles war ihm ein „Narriſtoteles", und die menſchliche Vernunft bekam einen Schimpfnamen, den wir gar nicht wiederholen mögen. Eine äußerſt mangelhafte Philoſophie blieb, wie wir früher geſehen haben, der Erbfehler der proteſtantiſchen Gymnaſien; nur die Katholiken hielten große Stücke auf das Lyceum und ſeine philoſophiſchen Fächer, und in der jüngſten Zeit waren auf deutſchem Boden nur die biſchöflichen Klerikal-Seminarien noch die Anſtalten, in denen irgendwie die Weltweisheit als Vorbereitung zur Theologie gelehrt wurde. Je mehr aber das proteſtantiſche Gymnaſium das Vorbild für alle Lehranſtalten, ſogar in Öſterreich, wurde, deſto tiefer ſank die Philoſophie als Lehrfach. In der preußiſchen Verordnung vom 24. October 1837[1] erſcheint noch die „philoſophiſche Propädeutik", allerdings blutwenig, aber doch priscae vestigia formae, unter den Gymnaſial-Lehrfächern; dagegen verordnet eine Circular-Verfügung vom 7. Jan. 1856[2]: „Die philoſophiſche Propädeutik iſt, wie es bei einer großen Zahl der Gymnaſien bereits geſchieht, ferner nicht als ein beſonderes Unterrichtsfach anzuſetzen", d. h. *ſie iſt fallen gelaſſen*[3]. Wer da will — es werden aber die Wenigſten wollen — kann dieſe zur Gelehrtenbildung unentbehrliche Wiſſenſchaft auf der Univerſität „hören", wobei er höchſt wahrſcheinlich ſo klug bleibt, als er vorher geweſen.

Der öſterreichiſche Organiſations-Entwurf (1849) läßt zwar einen Schatten von „philoſophiſcher Propädeutik" beſtehen, aber bezweckt nur eine „Ergänzung der Erfahrungskenntniſſe von der Außenwelt durch erfahrungsmäßige Auffaſſung des Seelenlebens; zuſammenhängende

---

[1] Wieſe, I. S. 35. [2] Wieſe, I. S. 37.

[3] Ohne erheiternde Weisheit läuft es bei der Schul-Bureaukratie niemals ab. So orakelt auch die angeführte Verfügung: „Der weſentliche Inhalt der philoſophiſchen Propädeutik, namentlich die Grundlehren der Logik, kann (!) mit dem deutſchen Unterricht verbunden werden, weßhalb in dem beigefügten Überſichtsplan ſtatt der bisherigen zwei wöchentlichen Stunden für das Deutſche in Prima drei Stunden beſtimmt worden ſind." — Was hat ſich die Schule nicht Alles müſſen gefallen laſſen, ſeitdem ſich die Bureaukratie mit ihr befaßt!

Digitized

Kenntniß der allgemeinsten Gedankenformen (!) als Abschluß des bisherigen und als Vorbereitung des bevorstehenden strengeren wissenschaftlichen Unterrichtes", somit empirische Psychologie und formale Logik einzig in der obersten (achten) Klasse durch wöchentlich zwei Stunden. Wie mager und planlos! Sogar die amtliche Terminologie beweist, daß man im Unterrichtsministerium zu Wien (1848) mit der Weltweisheit auf gespanntem Fuße lebte. Denn jene „allgemeinsten Gedankenformen" können möglicherweise auch Rhetorik und Stilistik sein. Zur Noth wird es noch als wünschenswerth bezeichnet (S. 37), daß sich an die beiden Gegenstände „eine Einleitung in die Philosophie anschließe, welche Aufgabe und Nothwendigkeit der Philosophie als der alle anderen Wissenschaften ergänzenden und abschließenden Wissenschaft entwickelt". Und ängstlich wird beigesetzt: „Die Schwierigkeiten in der Behandlung dieses Gegenstandes gestatten nicht, jetzt schon auf ihm allgemein zu bestehen", d. h. wenn das Bischen Propädeutik nicht gegeben wird, ist es auch recht; thatsächlich wird daraus nicht examinirt. Wenn nun die Philosophie „alle anderen Wissenschaften ergänzt und abschließt", warum wird sie so stiefmütterlich behandelt, warum der Unterricht in derselben auf die Universität, richtiger ad calendas graecas verschoben?

Dahin ist es gekommen, weil man das preußische Gymnasium zum Muster nahm; dieses aber wußte, wie überhaupt die protestantische Schule, mit der Philosophie nichts Rechtes anzufangen und hat seit der „Reformation" dieselbe schwache Seite behalten. Meint doch sogar K. L. Roth[1], einige Kenntniß von den Aufgaben der Philosophie und von ihrer Terminologie genüge dem Gymnasiasten, müsse aber facultativ sein, nämlich für solche, die später mit der Philosophie sich beschäftigen werden. Und in seinen „Kleinen Schriften" (II. 174) führt er gar nur die Logik als philosophische Propädeutik und zwar als facultatives Gymnasialfach an. Wohl denkt er an die Vervollständigung dieses mageren Unterrichtes auf der Universität, gesteht aber selbst, wie wir bereits oben gesehen haben, daß es mit diesem Studium nicht viel auf sich hat. Und mit solcher jämmerlichen Vorbereitung soll der junge Mann dem Studium der Theologie oder Rechtswissenschaft nahen?

Viel richtiger hat das Christenthum von Anfang an große Stücke auf die Philosophie gehalten. Der hl. Clemens von Alexandrien nannte

---

[1] Gymnasial-Pädagogik, S. 114.

Digitized by Google

sie[1] eine Vorschule zum christlichen Glauben und eine Erzieherin für das Evangelium[2]; der große Kirchenlehrer Augustinus aber sagte[3]: sie sei jene Wissenschaft, durch welche der so heilbringende Glaube erzeugt, genährt, vertheidigt und gekräftigt wird. In dieser Überzeugung hielt die Kirche von jeher fest an einer soliden philosophischen Schulung. Belehrt uns doch die Erfahrung unserer Tage, daß gerade die Versäumung dieses wichtigen Bildungsmittels zur sprudelnden Quelle des naturalistischen Unglaubens wurde, der unser Geschlecht vergiftet. Darum hat es der oberste Lehrer der christlichen Welt, unser heiliger Vater Leo XIII., nicht unter seiner Würde gehalten, in einer eigenen Encyklika vom 4. August 1879 die großartige Bedeutung des philosophischen Unterrichtes allen Christen an's Herz zu legen. Er räth darin zur Wiedereinführung der scholastischen Philosophie im Geiste und nach den Grundsätzen des hl. Thomas von Aquin. Die Encyklika zeigt die hochwichtige Aufgabe, welche der menschlichen Vernunft in Beziehung auf den Glauben zufalle, dessen Grundlagen sie zu sichern und dem sie den Weg zu bahnen habe. Sie sei berufen, den geoffenbarten Lehren eine wissenschaftliche Form zu geben und sie gegen die Angriffe der Feinde zu vertheidigen. Dann erklärt die Encyklika den philosophischen Lehrgang, bei welchem der dem Glauben schuldige Gehorsam und die Würde der Vernunft gewahrt bleiben; sie führt aus, daß die Kirchenväter einen fleißigen Gebrauch von der Philosophie machen, um die geoffenbarten Wahrheiten zu beleuchten und zu vertheidigen, und daß die Wissenschaft der Kirchenväter von den Scholastikern, insbesondere vom hl. Thomas von Aquin, gesammelt, geordnet und vermehrt wurde. Der Papst, selbst ein hochgebildeter Philolog, Philosoph und Socialpolitiker, beklagt sodann, daß dieser Schatz der Wissenschaft nach dem 16. Jahrhundert zum großen Schaden der menschlichen Bildung aufgegeben wurde; er führt religiöse, gesellschaftliche und wissenschaftliche Gründe an, um die Rückkehr zur Philosophie des hl. Thomas einzuschärfen, von welcher nichts für den wahren Fortschritt der modernen Wissenschaften zu fürchten sei. Schließlich ermahnt er die Bischöfe, seine Bestrebungen auf diesem Gebiete zu unterstützen.

Wer hätte es je gedacht, daß die Philosophie so ganz und gar vernachlässigt würde, und daß ein Papst das moderne Chinesenthum zur

---

[1] Strom. I. 16; VII. 3.
[2] Strom. I. 5. [3] De Trin. XIV. 1.

Digitized by Google

Benützung dieſes unvergleichlichen Bildungsmittels wieder aufrütteln müßte!

Eine gelehrte Bildung ohne Philoſophie verdient ihren Namen nicht; denn, wie der Papſt in der Encyklika ſo unwiderſprechlich ſagt, „es pflegen in der That die ſchönen Künſte von der Philoſophie, als von der ſie alle leitenden Weisheit, die geſunden Regeln und die rechte Methode zu entlehnen, und aus ihr, wie aus dem gemeinſamen Lebensquell, ihren belebenden Geiſt zu ſchöpfen. Die Thatſachen und die beſtändige Erfahrung beweiſen es, daß die freien Künſte ſo lange am ſchönſten blühten, als die Philoſophie ihre Ehre zu wahren wußte und ihr Urtheil die Bürgſchaft wahrer Weisheit an ſich trug; daß ſie aber vernachläſſigt und faſt vergeſſen wurden, ſobald die Philoſophie darniederlag oder mit Irrthümern und Thorheiten erfüllt wurde".

Die Philoſophie iſt die eigentliche General-Wiſſenſchaft der Menſchheit, darum die Grundlage und der Leitſtern der einzelnen Fachwiſſenſchaften. Wie will man ohne dieſe allgemeine Wiſſenſchaft jemals eine allgemeine Bildung in den Schülern zu Stande bringen? Wie die Geiſter zur Erkenntniß der Wahrheit, zum wirklichen und thatkräftigen Gebrauche des Verſtandes ſchulen? Wie ſie vor der Gefahr bewahren, in dem Labyrinthe des Irrthums zu verkümmern, über dem Tauſenderlei der Erſcheinungswelt zu zerfließen und die geiſtige Einheit zu verlieren?

Darum können wir keinen Jüngling ohne gediegene philoſophiſche Vorbildung für reif zu den Univerſitäts-, d. h. Fach-Studien, halten. Man behellige uns nicht mit einer armſeligen philoſophiſchen Propädeutik, hinter welcher ein- für allemal keine wahre Philoſophie folgt, ſondern man kehre vom Irrlichte Baco's und der Wolf'ſchen Philologie zurück zu unſerer geſchichtlichen Jugendbildung, zum eigentlichen philoſophiſchen Curſus, dem Lyceum.

Setzen wir für dieſe eigentliche Mittelſchule täglich vier Lehrſtunden an, wozu je am Spätabende eine fünfte für Repetition und Disputation hinzukommt, ſo treffen täglich zwei Lehrſtunden für die Philoſophie (im zweiten Jahre je eine für die Philoſophie und für die Phyſik); eine Stundenzahl, mit welcher man die Hauptfragen der ganzen Weltweisheit durchnehmen kann, ſoweit es nicht nur dem künftigen Theologen, ſondern auch dem Juriſten und Mediciner, überhaupt jedem auf gelehrte Bildung Anſpruchmachenden wünſchenswerth iſt. So treffen auf das erſte Jahr: formale und angewandte Logik, die allgemeine Metaphyſik oder Ontologie; auf das zweite Jahr: die ſpecielle Metaphyſik, nämlich ſpecula-

Digitized by Google

tive Psychologie und Kosmologie; auf das dritte Jahr: die natürliche Theologie (Dasein und Eigenschaften Gottes) und praktische Philosophie mit den Unterabtheilungen, der individuellen Ethik, Gesellschaftslehre, Natur- und Völkerrecht.

Wohl vermuthen wir, daß manche unserer Leser mit stillem Mißtrauen den vorstehenden Plan aufnehmen werden, weil sie große Gefahren für den christlichen Glauben aus einer so umfassenden philosophischen Bildung befürchten, und weil die Philosophie seit Descartes, Spinoza und Kant in einen immer größeren Widerstreit mit der göttlichen Offenbarung gerathen ist. Wagt doch nicht einmal der österreichische Organisations-Entwurf für Gymnasien „bei dem Widerstreite der Meister dieser Wissenschaft über principielle Fragen" (S. 175) sich für diese Wissenschaft auszusprechen. Dieser Vorwurf wäre vollauf begründet, wenn es sich um die neuere deutsche Philosophie handelte. In diesem Falle würden wir auch selbst sagen: „Lieber gar keine, als eine solche Philosophie!" Der Papst Leo XIII. warnt nicht vergebens: „Infolge der Bestrebungen der Neuerer des 16. Jahrhunderts gefiel man sich darin, zu philosophiren ohne alle Rücksicht auf den Glauben, indem man sich wechselseitig die Freiheit nahm und gab, Jedwedes nach Lust und Laune auszudenken. Davon war die nothwendige Folge, daß die Arten der Philosophie mehr als billig vervielfältigt wurden und die verschiedensten und widersprechendsten Meinungen entstanden, auch über solche Dinge, welche im Bereiche der menschlichen Kenntnisse die wichtigsten sind. Von der Vielheit der Meinungen kam es sehr häufig zu Bedenklichkeiten und Zweifeln; wie leicht aber der menschliche Geist von den Zweifeln in den Irrthum hinabgleitet, sieht Jeder ein. Dieses Streben nach Neuerungen hat, da die Menschen gern Alles nachahmen, an manchen Orten auch die Geister katholischer Philosophen ergriffen, welche das Erbtheil der alten Weisheit hintansetzten und es vorzogen, Neues aufzubauen, statt das Alte mit Neuem zu vermehren und zu vervollkommnen, gewiß nicht aus weiser Eingebung und auch nicht ohne Nachtheil für die Wissenschaften." Nicht eine Modephilosophie wollen wir, noch huldigen wir dem thörichten Wahne, daß nur Jener ein Philosoph sei, der ein nagelneues System ausgedacht habe; im Gegentheile bekennen wir offen, daß jeder wahrhaft fruchtbare Unterricht den Grundzug des Geschichtlichen, des Beständigen und Traditionellen an sich tragen müsse. Und darum stehen wir ein für unsere christliche Philosophie, welche die Goldkörner aus der altheidnischen Forschung, die reichen Wissensschätze

Digitized by Google

aus den Werken unſerer hocherleuchteten und tiefgebildeten Kirchenväter ſammelte, ſichtete und in ein Lehrganzes verband, die, auf dem einmal Errungenen fußend, immer weiter baute und ſo den einzig nützlichen Weg des wahren Fortſchrittes einhielt; wir meinen die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Philoſophie, die Philoſophie der Vorzeit, deren Großmeiſter der hl. Thomas von Aquin iſt [1].

Sie hat die Grundeigenſchaften der echten Weltweisheit an ſich, den Adel, die Schärfe und die Sicherheit; den Adel, weil ſie in Chriſto, welcher „die Kraft und die Weisheit Gottes iſt“ (1 Cor. 1, 24), Jenen verehrt, „in welchem alle Schätze der Weisheit und Wiſſenſchaft verborgen ſind“ (Col. 2, 3); die Schärfe, weil ſie ſtreng mathematiſch und unter genaueſter Anwendung der Denkgeſetze vorangeht, unterſcheidet und ſich nie in die Nebelregion verirrt; die Sicherheit, weil ihr Leuchtthurm auf dem klippenreichen Meere menſchlichen Forſchens die göttliche Wahrhaftigkeit ſelbſt iſt, welche einzelne Strahlen des göttlichen Lichtes dem Menſchen ſchon bei der Erſchaffung in ſein natürliches Erkenntnißvermögen ſenkte und ihr volles Licht in der Offenbarung gnadenreich mittheilte.

Nicht ein vages Herumtaſten, nicht der Nebel der Phantaſie, nicht die Aufſtellung von Behauptungen, nicht das Jagen nach Hypotheſen oder das Bauen auf denſelben verdient den Namen Philoſophie, ſondern das ſtreng logiſche, ſtreng ſyllogiſtiſche Denken. Und in dieſem Gewande allein iſt die Philoſophie eine Schulung der Geiſter, welche wir ebenſo gut vom Lyceum als vom Gymnaſium fordern. Ein derartiges Gewand aber finden wir einzig bei unſerer ſcholaſtiſchen Philoſophie, welcher deßhalb der Papſt Sixtus V. in der Bulle Triumphanti (1588) mit Recht nachrühmt: „Jener feſte und innige Zuſammenhang der Dinge und ihrer Urſachen, jene nach Art der Schlachtreihen feſtgeſchloſſene Ordnung, jene Kraft der Gründe und Schärfe der Unterſuchung, wodurch das Licht von der Finſterniß, das Wahre vom Falſchen geſchieden wird, und die Lügen der falſchen Lehrer von ihren Scheingründen und Trugſchlüſſen entkleidet und in ihrer Nacktheit und Blöße hingeſtellt werden“: dieß Alles ſind die Vorzüge der Scholaſtik. Und für eine ſolche Wiſſenſchaft iſt ein Jüngling, der im ſechsjährigen einheitlichen

---

[1] Hoffentlich wirft man uns nicht die „in Spitzfindigkeiten entartete Scholaſtik“ ein. Auch der gothiſche Stil entartete. Und was unter dem Monde entartet nicht? Der Thor iſt nur Jener, welcher das Ding gerade im Zuſtande der Ausartung liebt.

Digitized by Google

Gymnasium wohl geschult worden, vollkommen reif. Kein terminus technicus wird gebraucht, der nicht gründlich erklärt würde; jede Definition wird im denkbar kürzesten Ausdrucke gegeben, klar erläutert und wörtlich memorirt, jeder Lehrsatz (im status quaestionis) auf's Genaueste nach allen Seiten bestimmt und mit den nöthigen Argumenten bewiesen, die von den Gegnern vorgebrachten Gründe logisch widerlegt; der Schüler selbst ist nur in soweit zur Unterwerfung unter die Meinung des Lehrers verpflichtet, als dieser stichhaltige Beweise vorgebracht und gegen alle etwaigen Zweifel siegreich vertheidigt hat.

Und in eine solche dreijährige Schule lasse man einmal den Candidaten der Gottesgelehrtheit, der Rechtswissenschaft oder Arzneikunde gehen, ihn mit den Professoren und Kursgenossen jede einzelne Frage durchdisputiren und durcharbeiten; und dann sage man, ob er nicht unsäglich Höheres im Fachstudium leisten wird, als unsere heutigen Primaner, die wohl mit allem möglichen Wissen vollgestopft worden, aber wenig oder gar nicht zu selbstthätigem Denken und Können geschult sind und kaum die nothdürftigsten Elemente der Philosophie verstehen.

b) Die Mathematik ist das zweitwichtigste Lycealfach. Aus unseren bisherigen Ausführungen konnte es scheinen, als ob wir dieser Wissenschaft gram seien. Das gerade Gegentheil ist der Fall. Wir sind nur gegen den verhängnißvollen Mißbrauch der Neu-Schule, schon den armen Knaben am Gymnasium mit dem durchaus heterogenen mathematischen Unterrichte zu behelligen. Alles hat seine Zeit, auch die Mathematik. Was weiß denn der Gymnasiast von der streng syllogistischen Form? In dieser eisernen Rüstung geht es ihm, wie dem Hirtenjüngling David, als ihm der König Saul Panzer und Helm zum Kampfe gegen Goliath angezogen hatte: er kann darin nicht gehen, weil ihm derartiges Rüstzeug noch ungewohnt ist. Wie so viele andere Schulmänner, beklagt Alexi[1], „daß mit vielen Gegenständen (am heutigen Gymnasium) auf einer zu niedrigen Altersstufe angefangen wird, z. B. in der Mathematik". Er fügt bei: „Ein Kind, wenn es nicht gerade einseitig für Mathematik begabt ist, findet sich in diesem Reiche der reinen Abstraction nicht zurecht; warum würden denn sonst so wenig gute Mathematiker auf den Schulen erzielt?" Und zur näheren Begründung führt der Nämliche (S. 37) aus der allgemeinen Erfahrung an: „Ich schreibe dem zu frühen Anfangen der Mathematik die Miß-

[1] A. a. O. S. 30.

Digitized by Google

erfolge in diesen Fächern hauptsächlich zu. Ein Schüler, der nicht gerade einseitig für Mathematik begabt ist, wird nur mit dem größten Fleiße im Stande sein, den Anforderungen nothdürftig zu genügen. Gerade die sonst besseren Schüler, die in den übrigen Gegenständen hinreichend die Beweise liefern, daß sie denken können, laboriren an der Mathematik und werden entmuthigt, da sie nicht begreifen können, daß es nur in diesem Gegenstande ihnen nicht gelingt, zu befriedigen. Die natürliche Folge ist, daß sie dann nicht einmal das leisten, was sie leisten könnten." Kein Wunder, daß die Klagen über die schlechten Erfolge der Gymnasien in der Mathematik allgemein sind[1]; die Schuld aber fällt weder auf die Lehrer noch auf die Schüler, sondern ausschließlich auf das widersinnige System. Es ist daher schwer begreiflich, warum ein Schulmann wie K. L. Roth die Flinte lieber in's Korn wirft, indem er den Vorschlag macht[2]: „Ich glaube, daß Algebra und Geometrie nur den dafür befähigten Schülern beigebracht werden sollte, welche Hoffnung geben, auf dem in Gymnasien gelegten Grunde fortbauen und zu den mathematischen Disciplinen durchdringen zu können, welche für die Geistesbildung fruchtbarer sind."

Im Gegentheile betrachten wir eine gute mathematische Durchbildung als ganz wesentlich für die gelehrte Schulung, vorausgesetzt, daß man damit erst am Lyceum beginne. Denn hier wird der Jüngling in das abstracte Denken eingeführt, an die syllogistische Form gewöhnt, findet daher an dem mathematischen Lehrstoff und Lehrgang etwas ganz Gleichartiges mit der Philosophie, also etwas seiner Neigung und Bildungsstufe Zusagendes. Der bekannte, von den Mathematiklehrern an Gymnasien so oft mißbrauchte Satz Plato's: μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω war nur für den philosophischen Kurs zum ersten Male gebraucht worden und paßt auch heute nur für ihn; hätte es sich um Grammatik und Rhetorik gehandelt, so hätte Plato sicher das Alpha privativum weggelassen.

Am Lyceum aber ist die mathematische Wissenschaft ganz am Platze, und wir wünschen, daß sie alle drei Jahre hindurch, wöchentlich in fünf Stunden, gelehrt werde, um tüchtige Leistungen zu erzielen; und wir sind überzeugt, daß in diesem Falle mindestens die Hälfte der Schüler

---

[1] Vgl. Circular-Verfügung des Provincial-Schulcollegiums zu Koblenz vom 7. April 1841 (Wiese, I. S. 100).

[2] Kleine Schriften, II. S. 172 f.

Digitized by Google

etwas Rechtes lernen werde. Denn die Mathematik ist kein so staunenswerthes Titanenwerk, als man so oft hören muß, und die Klage über die Seltenheit der Talente für diesen Wissenszweig hat, so sehr sie heutzutage der Wahrheit entspricht, ihren einzigen Grund darin, daß man dem Knaben und dem angehenden Jünglinge das Ding zur Unzeit zumuthet.

Übrigens spannen wir die Anforderungen an die mathematische Bildung der Lyceisten nicht zu hoch. So wenig man von allen Gymnasiasten verlangen kann, daß sie ausgezeichnete Philologen werden müssen, so wenig kann man von Lyceisten Wunder in den mathematischen Fächern begehren. Vielmehr ist es besser, sich mit einem Mittelmaße für Alle zu bescheiden, daneben aber den Begabteren und Lusttragenden Gelegenheit zu bieten, daß sie ohne Entgelt auch die höhere Mathematik am Lyceum erlernen können. Bisher galt an preußischen Gymnasien als Normalmaß in diesem Fache: „Körperliche Geometrie mit Oberflächen- und Körperberechnung; geometrische und stereometrische Aufgaben; algebraische Aufgaben, insbesondere unter Anwendung der Algebra auf Geometrie (jedoch nicht analytische Geometrie); unbestimmte Gleichungen; Kettenbrüche; binomischer Lehrsatz."[1] Etwas weiter geht der österreichische Organisations-Entwurf, da er, außer Geometrie und Stereometrie, eventuell sphärische Trigonometrie, auch analytische Geometrie in der Ebene mit Einschluß des Kegelschnittes; in der Algebra aber „Anwendung derselben, namentlich der quadratischen Gleichungen, auf die Geometrie" 2c. verlangt[2]. — Die Ratio studiorum der Gesellschaft Jesu geht mit ihren mathematischen Forderungen noch weiter; sie verlangt bei wöchentlich fünf Stunden: im ersten Lycealjahre Algebra, Geometrie und ebene Trigonometrie, wo möglich auch die sphärische Trigonometrie und den Kegelschnitt, und zwar in einer Weise, daß „ein solides Fundament für die höhere Mathematik gelegt werde"; im zweiten und dritten Lycealjahre verordnet sie analytische Geometrie, Differential- und Integral-Rechnung, jedoch unter der Bedingung, daß nur Schüler, die in der mathematischen Aufgabe des ersten Jahres wohl bestanden, zugelassen werden. Ohnehin ist täglich eine Stunde für die Mathesis angesetzt; ein Beweis, daß die Ratio studiorum, wenn sie

[1] Wiese, I. S. 98 ff. — Du Bois-Reymond, Culturgeschichte und Naturwissenschaft, S. 50.

[2] S. 35 der amtlichen Ausgabe.

Digitized by

einmal ein „Realfach" annimmt, dasselbe auch tüchtig betrieben wissen will [1].

Noch möge uns der Hinweis auf einen praktischen Vortheil erlaubt sein. Wenn die Mathematik am Lyceum beginnt, so ist sie und ihr Lehrer dem Gesammt-Unterrichte gleichartig; wo sie schon am Gymnasium auftritt, wird sie als fremdartiger Bestandtheil zurückgestoßen, ein Mißverhältniß, welches den Mathematicus in Gegensatz zu den philologischen Lehrern versetzt und viele Häkeleien veranlaßt, welche dem einheitlichen Wirken des Lehrkörpers im Wege stehen [2]. Auch hier wieder liegt der Fehler am System und verschwindet sofort, wenn eine vernünftige Ordnung zu ihrem Rechte kommt.

c) Physik als Lycealfach bedarf einer Rechtfertigung nicht; auch fällt die Gleichartigkeit dieser Philosophie der Körperwelt mit der Philosophie im strengeren Sinne sofort in's Auge. Sie ist dem zweiten Jahre des Lyceums vorbehalten, weil ihr Studium schon eine Reihe von mathematischen Kenntnissen, die im ersten Jahre gewonnen werden müssen, zur Voraussetzung hat. Selbstverständlich müssen neben dem theoretischen Unterrichte stets Experimente einhergehen, die vom Lehrer bis in's Einzelste vorbereitet sein sollen, damit nicht die kostbare Unterrichtszeit durch nachträgliche Manipulationen und Zurichtungen vertändelt werde. Bei fünf wöchentlichen Stunden läßt sich das physikalische Gebiet, so weit es dem künftigen Akademiker nöthig ist, ganz leicht und gründlich bewältigen [3]. Ein besonderes Augenmerk muß den neuen Erfindungen geschenkt werden; gerade hierin feiert unsere Zeit unläugbare Triumphe, gegen die sich nur archaistisches Vorurtheil verschließen kann [4]. Übrigens darf der Lehrer nie vergessen, daß er Philosophen zu Schülern habe, also seine Sätze theoretisch und praktisch beweisen müsse, damit sein Fach nicht zu einer Populär-Physik entarte; ferner, daß er seiner Christenpflicht als Erzieher sich niemals entschlagen dürfe, sondern die Naturwissenschaft so lehren müsse, daß „das Unsichtbare an Gott in den erschaffenen Dingen kennbar und sichtbar werde, nämlich des Höch-

---

[1] Ratio studiorum, Reg. pro mathesi, n. 40—42. Reg. Prov., n. 20.

[2] Eine preußische Ministerial-Verfügung vom 21. October 1840 an das Schul-Collegium zu Koblenz (Wiese, I. S. 99) spricht von der „Eifersucht zwischen den Lehrern der Mathematik und denen der philologischen Wissenschaften an allen Gymnasien der Rheinprovinz".

[3] Ratio studiorum pro physica, n. 30 et 33.

[4] Ratio studiorum, l. c. n. 35.

Digitized by Google

ſten ewige Kraft und Gottheit“ [1]. Dieſe Pflicht iſt um ſo dringender, je mehr der verbiſſene Unglaube in der Gegenwart die Schöpfung gegen den Schöpfer mißbraucht.

d) Nebenfächer. — Die bisher angeführten Wiſſenſchaften bilden ein organiſches Ganzes, das Geſammtgebiet der Philoſophie, zu welcher ja nach inneren Gründen und der ganzen Schul-Überlieferung die Phyſik und Mathematik als ergänzende Beſtandtheile gehören.

Da nun das Lyceum ſeinen dies academicus (Donnerstag) hat, ſo bleiben wöchentlich fünf volle Schultage oder, wenn wir vorderhand von der täglichen Wiederholungs- und Disputations-Stunde am Abende abſehen, zwanzig Lehrſtunden im engeren Wortſinne. Hiervon entfallen zehn auf die Philoſophie, bezw. Philoſophie und Phyſik, und fünf auf die Mathematik. Somit bleiben uns noch fünf Stunden für die Nebenfächer übrig. Wie ſollen dieſelben verwendet werden?

Keinenfalls zur Beförderung des modernen Bildungs-Luxus und chineſiſchen Zopfes, der jede geiſtige Schulung und Charakterbildung vereitelt. Gegen dieſes Übel hilft nur das folgerichtigſte Feſthalten an der Einheit der Bildung.

Aber es gibt ein Fach, das ſo innig mit faſt allen Wiſſenſchaften verwachſen und für jedes fernere Studium ſo nothwendig iſt, daß es nimmermehr die Einheit des Unterrichtes ſtören kann; wir meinen die Geſchichte, der wir auf dem Lyceum gern drei Stunden wöchentlich gönnen, beſonders weil ſie, richtig behandelt, in der That ein durchaus mit der Philoſophie gleichartiges Fach werden kann [2].

Nämlich das Gymnaſium ſchult den Knaben und Jüngling vorherrſchend an der Hand der Alten, bewegt ſich alſo in den Anſchauungen des claſſiſchen Alterthums. So weit daher auf demſelben Geſchichte behandelt wird, möchte es wohl das Vollkommenſte ſein, dieſelbe innerhalb des Alterthums abzuſchließen, möglichſt kurz, unter Auswendiglernen der Zeittafeln, zu behandeln und dem hiſtoriſchen Gerippe erſt bei Leſung der Claſſiker Fleiſch und Blut zu geben. Aber die claſſiſche Welt iſt nur ein Theil, und, mit Erlaubniß der Philologen ſei es geſagt, ſogar der minder wichtige Theil unſerer Cultur-Entwicklung. Wir ſind ja

---

[1] Rom. 1, 20. — Ratio studiorum, n. 39.

[2] Weder die ältere noch die neuere Ratio studiorum enthält etwas über einen Geſchichts-Unterricht auf dem Lyceum, während die neuere Ratio denſelben für das Gymnaſium vorſchreibt und Naturgeſchichte auf dem Lyceum zu lehren geſtattet (Reg. Prov. 23. Reg. prof. phil. 37). A. d. Red.

Digitized by Google

Christen, und unsere europäische Cultur ist und bleibt, allen reformjüdischen Simultanisirungs-Versuchen zum Trotze, eine christliche. Darum steht uns das Mittelalter unendlich näher, als Athen und Rom, wenn auch protestantische Befangenheit und humanistische Verknöcherung auf diese Blüthezeit des christlich-germanischen Geistes hineinpoltern. Hieraus aber folgt, daß die Geschichte der christlichen Zeit in der Schule zu ihrem Rechte gelangen muß, sobald die alte Welt dem Schüler in den Hintergrund tritt und die höchsten Gebiete des menschlichen Forschens und das Endziel unseres Daseins ihm dargelegt werden. Die scholastische Form der Philosophie, die einzig den jugendlichen Geist schulende und also am Lyceum einzig mögliche, hat ohnehin ihre Wurzeln im Mittelalter und ihren Leitstern am Christenthum; was ist also natürlicher, als daß den jungen Philosophen die Geschichte der mittleren und neuen Zeit in einem vollständigen Kurse vorgetragen werde? Wir sprechen von einem vollständigen Kurse. Denn rechnen wir das Schuljahr auch nur zu 40 Wochen, so ergeben sich jährlich 120, in den drei Jahren 360 Geschichts-Stunden; eine Zeit, in welcher doch sicher große Erfolge erzielt werden können. Die Geschichte am Lyceum aber darf nicht bloß die Hauptbegebenheiten in ihren Ursachen und Wirkungen, sondern muß auch die Cultur-Entwicklung umfassen. Wie anziehend würde sie, wenn auch die zwei hauptsächlichen Baustile des Mittelalters und die herrliche Blüthe der Dichtkunst in der Hohenstaufenzeit etwas genauer dargelegt und die Schüler etwa in heißen Sommerstunden in die Lesung der alt- und mittelhochdeutschen Dichter eingeleitet würden! Es kostet ja nur einen ersten Anstoß zu späterem selbständigen Weiterlernen. Sodann bietet die neue Zeit mit ihren Verfassungskämpfen, politischen und socialen Theorien so viele Berührungspunkte mit der praktischen Philosophie im dritten Jahre des Lyceums, daß wieder eine Gleichartigkeit mit dem Hauptfache in die Augen fällt.

Schließlich haben wir noch zwei wöchentliche Stunden zu vergeben. Dieselben können vernünftiger Weise nur solchen Fächern zufallen, die eine Ergänzung des philosophischen Hauptfaches, also mit demselben gleichsam ein Ganzes ausmachen. So bildet die Chemie ein Supplement der Physik. Wer hindert also den Lehrer, wenigstens in einem Semester die zunächst hinreichende anorganische Chemie zu behandeln? Ferner ist die mathematische und physikalische Geographie eine ganz vortreffliche Ergänzung der philosophischen Kosmologie, also durchaus gleichartig. Den Schülern der Logik aber thäte die Lesung eines griechischen

Digitized by Google

Philosophen, besonders des Aristoteles, mit lateinischer Erklärung und Übersetzung, sehr gut. Wer dagegen mehr darauf hielte, die Gymnasialbildung lebendig zu erhalten, könnte die zwei Wochenstunden in diesem Sinne verwenden. Nur ist darauf zu dringen, daß je nur ein einziges Nebenfach behandelt und erst nach dem vorläufigen Abschlusse desselben ein anderes begonnen werde.

Man wird nicht bestreiten können, daß der von uns befürworteten Lehrordnung, die dem altgeschichtlichen Lyceum entspricht, der Geist der Einheit und einer systematischen Schulung für die künftigen Berufsstudien innewohne und daß durch sie die volle Reife für die Universität erzielt werde.

Jedoch das Wichtigste ist, daß auf die angegebene Weise die christliche Gesittung in dem vorzüglichsten Träger aller Cultur, dem gelehrten Stande, erhalten, oder sagen wir lieber: wiederhergestellt wird. Zwei feindliche Mächte haben seit vier Jahrhunderten dem Christenthum den Krieg erklärt: der christusfeindliche Humanismus, der im Wolf'schen Gymnasium bis heute nachschwingt, und die angeblichen Natur-„Wissenschaften", welche zur christusfeindlichen Waffe in der Gegenwart geworden sind. Beide Richtungen sind nur gefährlich durch ihre Ausschließlichkeit; die verwundende Spitze wird ihnen abgebrochen durch das im Grunde christliche Lyceum, welches die Geister durch die scholastische Schulung in den Stand setzt, die antiquarische und die naturalistische Halbheit zu durchschauen und zu widerlegen, und die Kniee zu beugen vor Jesus Christus, „in welchem alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft verborgen sind" (Col. 2, 3).

M. Pachtler S. J.

Beiträge zur Würdigung des Propheten Ezechiel.

V. Das letzte Stadium der Vorbereitung.

Der Abschnitt des Propheten, zu dem wir jetzt gelangt sind (Kap. 20—24), ist von zwei Zeitbestimmungen eingerahmt, die uns für dessen Beurtheilung gleich einen richtigen Maßstab liefern. Kapitel 20 wird mit der Angabe eröffnet, daß Männer von den Ältesten Israels im

Digitized by Google

siebenten Jahre am zehnten Tage des fünften Monats (d. h. zwei Jahre und fünf Monate vor Jerusalems Belagerung) zum Propheten gekommen seien, um eine Anfrage an den Herrn zu stellen; Kapitel 24 aber fällt seinem Inhalte nach gerade auf den Tag, an welchem die Belagerung Jerusalems durch den Chaldäer begann. Wir stehen also in der Zeit unmittelbar vor dem entscheidenden Strafgerichte, und diese Kapitel skizziren uns das letzte Stadium der Thätigkeit, wodurch der Prophet sein Volk dem Auftrage Gottes gemäß für die richtige Auffassung der Katastrophe und die Gewinnung der gottgewollten Frucht vorbereitet.

Die leitenden Gesichtspunkte, die uns in diesem Abschnitte entgegentreten und eine Weiterführung, klarere Ausprägung oder wenigstens schärfere Betonung früherer Ideen enthalten, sind kurz folgende: Bevor Gott thatsächlich mit seinem Volke Gericht hält, soll sein Prophet wiederholt dieses Gericht in seiner Predigt vollziehen (vergl. das wiederholte: „Willst du sie richten?" S. 20, 3; 22, 1; 23, 36); ferner, war das Gericht oben Kapitel 9 und 10 in der Vision und nach seinen obersten Ursachen und himmlischen Vollstreckern geschaut worden, so soll es jetzt nach seinen menschlichen Werkzeugen und seiner äußeren geschichtlichen Erscheinung geweissagt und geschildert werden (Kap. 21). Sodann wird der Zweck des Gerichtes in bestimmterer Weise gefaßt, nicht bloß als Besserung des Volkes (20, 35; 22, 15. 22), sondern nach der höchsten und wahrsten Anschauung, die überhaupt dem ganzen Wirken Gottes nach Außen zu Grunde liegt und für Gott als letzter Endzweck allein zu Grunde liegen kann, wird Gottes Walten als bedingt und getragen durch die Verherrlichung seiner selbst dargestellt. Der Prophet zeichnet somit hier das höchste und letzte Motiv und bringt Bedeutung und Zweck der gesammten Menschengeschichte und all der Veranstaltungen des Gottesreiches auf den obersten und erhabensten Ausdruck: Alles zur Ehre und Verherrlichung Gottes. Das ist die erste Quelle und das letzte Endziel alles Seienden, und indem der Prophet seine Betrachtung der Ereignisse unter diese Idee bringt, prägt er ihr das Siegel der Vollendung auf (vgl. 20, 9. 14. 22. 44; 22, 26).

Älteste aus Israel kommen zum Propheten, um den Herrn zu befragen. Gott hat keine Antwort für sie, als die Aufforderung an den Propheten, sie zu richten und ihnen die Greuel der Väter vorzuführen. Sie erhalten keine Auskunft, was auch immer Gegenstand ihrer Frage gewesen sein mag. Wir können uns das leicht erklären; bezog sich ihre

Digitized by Google

Anfrage auf Jerusalems Schicksal oder das Loos des Volkes, so hatte Gott schon oft genug die Bedingungen der Rettung verkündigt; diese waren abgewiesen, also eine Antwort überflüssig; hatte sie einen anderen Gegenstand, so sollte gerade durch das Schweigen des Propheten und die Verweigerung jeder Auskunft anderer Art die gesammte Aufmerksamkeit auf das eine erschütternde Ereigniß hingerichtet bleiben. Das Wort des Propheten soll nur dieselbe richterliche Thätigkeit am Volke üben, die Gott bald mit der Sprache der Thatsachen vollführen wird. Juda hat die Gnade zurückgewiesen, es bleibt ihm das Gericht, um so mehr, da ja die ganze Geschichte des erkorenen Volkes eine Herausforderung dieses Gerichtes ist. Von diesem Standpunkte aus beleuchtet nun der Seher Israels Vergangenheit in Ägypten (20, 5—9), in der Wüste; so handelte das in ihr dahinsterbende Geschlecht (10—17), ebenso auch das heranwachsende; und in gleicher Weise ging es fort nach dem Besitze des gelobten Landes; längst schon wäre Israel vernichtet, wenn der Herr es nicht geschont und trotz aller Untreue erhöht hätte *um seines Namens willen*, damit er nicht gelästert werde von den Heiden.

Dieser Hinweis auf den letzten Grund der bisherigen Führungen enthält ein Mehrfaches. Zunächst werden dadurch alle an Israel gespendeten Gaben als freie Gnaden Gottes, die, von Seite Israels gänzlich unverdient, nur in Gottes heiligem Wesen gründen, bezeichnet. Gott aber ließ dem Volke die übernatürliche Leitung und vielfache Erbarmung angedeihen, weil er der unveränderliche, treue Gott ist, der seinen Namen „der Seiende" als Unterpfand und Ausdruck der Verwirklichung des den Patriarchen verheißenen Bundes eingesetzt hatte. Und dieser in die Weltgeschichte hineingesetzte Bund sollte ferner eine Offenbarung der Herrlichkeit Gottes auch an die Heiden sein; Israel als Träger dieser Offenbarung mußte durch seine Schicksale, seine Thaten und Leiden in unverkennbaren Zügen die Macht und Herrschaft Jehovahs über den Gang der Ereignisse in der Menschenwelt in sich abprägen und so den Heiden Gottes Existenz sichtbar darstellen. Weil nun dem so war, so ist in dem Ausdrucke „um seines Namens willen" schließlich auch die Bürgschaft für Israels Bestand und Errettung, mithin der Hoffnungsstern in der Nacht der Trübsale und der unentwegliche Felsengrund bei der scheinbar radicalsten Zertrümmerung des israelitischen Volkswesens gegeben.

Von der Höhe dieser Anschauung aus schildert der Prophet (V. 32

Digitized by

u. f.) den Sieg Gottes über menſchliche Widerſpenſtigkeit. Wohl hat es nach der ganzen Entwicklung der israelitiſchen Geſchichte den Anſchein, als ſetzte Israel ſein ganzes Dichten und Trachten ein, um Gottes Bund und Plan zu vereiteln; aber „der Gedanke eures Geiſtes ſoll nicht geſchehen; ihr ſprechet: Wie die Heiden wollen wir ſein und wie die Geſchlechter der Erde, daß wir Holz und Steine anbeten; ſo wahr ich lebe, ſpricht der Herrſcher Jehovah, mit gewaltiger Hand und ausgeſtrecktem Arme und ausgeſchüttetem Grimme will ich über euch herrſchen"; er wird trotz alles Widerſtrebens ſie innerlich von der heidniſchen Geſinnung trennen und ſie, wie dereinſt in der arabiſchen Wüſte, ſo jetzt in der Verbannung neuerdings für ihren Beruf erziehen und heranbilden. Durch dieſe Parallele mit dem Aufenthalt in der Wüſte und deſſen Bedeutung für Israels Befähigung zur Beſitzergreifung des verheißenen Landes wird Zweck und Beſtimmung des Exiles eben ſo kurz als inhaltsreich charakteriſirt. Durch dieſe Schule wird er, der treue Hirte, ſie wieder „unter ſeinen Stab" zurückführen, in die Bande ſeines Bundes zurückbringen, die unheilbar Abtrünnigen ausſondern, den Reſt aber als neues Israel in's verheißene Land zu den Segnungen des Bundes geleiten. „Und ihr ſollt erkennen, daß ich Jehovah bin."

Die Geſinnungen der bußfertig Heimgekehrten zeigen, wie ſehr Gottes Erziehungsplan an ihnen verwirklicht iſt. Er hatte die Abtrünnigen in Elend und Sünde fallen laſſen, damit ſie, aufgeſchreckt durch die Größe des Verderbens, ſich vor ſich ſelbſt entſetzten (V. 26); ſo geſchah es, und jetzt kehren ſie zum Herrn zurück, voll demüthiger Reue und Zerknirſchung, eingedenk der böſen Wege und verderbten Thaten, aber auch durch dieſe Erinnerung um ſo wirkſamer angeſpornt, innigſten Dank und Liebe der überſchwenglichen Huld Gottes entgegenzubringen, der um ſeines Namens willen ſie gerettet (V. 43, 44). Indem der Prophet uns dieſes Ideal der Geſinnung des neuerſtehenden Israel entwirft, zeichnet er einerſeits die Frucht, die durch das Mittel der Gerichte Gottes zur Reife gedeihen ſoll, und andererſeits lehrt er uns, wie Gottes Heilsplan ſogar das vergangene Sündenelend für das geiſtige Leben ſeiner Erwählten fruchtbar macht; es ſoll — und wie ſehr finden wir dieſe Bedeutung eines früheren Sündenlebens in den heiligen Büßern verwirklicht! — die Hingabe an Gott durch den Schmerz über Untreue intenſer machen und Heil und Gnade als Geſchenke einer überfließenden Güte erkennen laſſen und ſo recht handgreiflich darthun, daß Gott allein

Digitized by Google

alle Ehre und aller Dank gebühre, „daß er handelt mit uns um seines Namens willen“. So tritt hier die triumphirende Macht der Gnade zu Tage, durch welche die menschliche Bosheit nicht bloß besiegt, sondern durch die Besiegung selbst zur Quelle geistiger Güter für den Reuevollen und zum Erweise der Herrlichkeit Gottes wird.

Nachdem der Prophet die Vergangenheit und ihre Geschichte unter den göttlichen Gesichtspunkt gerückt und das Ziel des göttlichen Wirkens in den bevorstehenden Drangsalen klar beleuchtet hat, erübrigt nur noch zur Vervollständigung, daß er auch den Weg zu diesem Ziele, d. h. die Gerichte selbst und ihre äußere geschichtliche Verwirklichung seinem Volke vorführe. Das ist Inhalt und Aufgabe des nun folgenden Kapitels. Wie es sich an das unmittelbar vorhergehende passend anreiht, so gewinnt es auch im Ganzen des prophetischen Buches eine bedeutsame Stellung, wenn wir uns erinnern, wie früher (Kapitel 9 und 10) die Vollstreckung der Gerichte im Gewande der Vision und als That der himmlischen Mächte geschildert wurde. Jetzt folgt die irdische Seite, um so zu sagen, desselben Ereignisses, so wie sie sich auf Erden sichtbar und durch die natürliche Verkettung menschlicher Entwürfe und Leidenschaften hervorgebracht darstellt. Ehe aber der menschlichen Werkzeuge für die Vollführung Erwähnung geschieht, wird in zweifacher paraboliſcher Weise nochmals auf die höhere Veranstaltung und göttliche Leitung hingewiesen, der Alles untersteht. Israel soll im Gang der Geschichte die Hand Gottes nie aus den Augen verlieren. Daher wird ihm auch hier der Herr gezeigt, der den gewaltigen Verheerungsbrand anzündet, der sein Schwert aus der Scheide zieht und den Gerechten und den Gottlosen tödtet, damit Alle es erkennen, es sei ein Brand und ein Schwert vom Herrn (20, 45 bis 21, 5). Und damit die Verkündigung ihres erschütternden Eindruckes nicht entbehre, soll sie der Seher mit den entsprechenden Äußerungen des Schmerzes und der Angst vortragen (V. 6, 7) und das Lied über das scharfe, schneidende Schwert des Herrn singen, ein Schwert, das sogar den Herrscherstab des Volkes Gottes zerbricht und nach links und rechts die abtrünnigen Massen vertilgt (V. 9—16). Beifällig und billigend sieht der Herr dem Wüthen des Schwertes zu: „Und auch ich will meine Hände zusammenschlagen und meinen Grimm stillen. Ich, Jehovah, habe es geredet.“ Dieses Schwert des Herrn wird nun als das Schwert Nabuchodonosors erklärt, der heranzieht auf der gemeinsamen, nach Rabbath und Jerusalem führenden Straße. Am Scheideweg angekommen, schüttelt er die Loose, und die Wahrsagung ent-

Digitized by Google

ſcheidet für Jeruſalem, „daß er Sturmböcke anlege, den Mund aufthue zum Mordgeſchrei, die Stimme erhebe im Kriegerlärm, Sturmböcke an die Thore lege, einen Wall aufſchütte, Belagerungsthürme baue". So naht ſich das Verderben für Volk und König. Beiden wird es noch recht ausdrücklich verkündigt (V. 24 u. f.). Beſonders eindringlich und motivirt iſt aber der Sturz des theokratiſchen Königs erwähnt; iſt ja er das Ereigniß, in dem die ganze Kataſtrophe gipfelt und wodurch ſie ſich von den einzelnen bisher ergangenen Strafgerichten unterſcheidet, und wird dieſe Vernichtung der theokratiſchen Königsherrſchaft der ganzen folgenden Periode ihren eigenthümlichen Stempel aufdrücken. Daher auch hier die feierliche, umſtändliche Sprache: „Und du, entweihter, frevler Fürſt Israels, deſſen Tag kommt zur Zeit des Endfrevels". Er heißt profanus dux, entweihter, unheiliger Fürſt, der theokratiſchen und religiöſen Würde entkleidet, weil er eben ein gottloſer Rebell gegen Gott geworden iſt. Der Glanz des jüdiſchen Königs hat ſeinen Mittelpunkt und ſeine Bedeutung in dem vorbildlichen Charakter des Königthums, in ſeiner Beziehung zum meſſianiſchen Königthum; er iſt der Schatten, den der künftige Meſſias ſchon vorausgeworfen hat. Wenn alſo der theokratiſche König, deſſen Daſein nur auf dieſem Boden Bedeutung und Werth hat, deſſen ganzer Glanz in dem meſſianiſchen Berufe des Hauſes David concentrirt iſt, von dieſer heiligen Beſtimmung abfällt, ſo iſt von ſelbſt klar, wie auch alle ſeine Vorzüge, ſein ganzes Reich nothwendig zuſammenbrechen müſſen. Was ſoll ihm noch übrig bleiben, wenn er den theokratiſchen Beruf ſchändet? Daher ſpricht der Herr: „Weg mit dem Kopfbund; weg mit der Krone!" Die Inſignien der Würde und dieſe ſelbſt in ihrer äußeren Verkörperung gehen zu Grunde; der Herr hat das Königthum verworfen und mit ihm auch das Prieſterthum ſeines Glanzes entkleidet. Die hoheprieſterliche Stellung und ſein Einfluß, ja auch die Ausübung ſeines Amtes in deſſen vollem Umfang war, wie überhaupt im alten Bunde religiöſe und bürgerliche Einrichtungen ſich ſo innig durchdrangen und bedingten, von der politiſchen Einheit, reſp. Selbſtändigkeit des Volkes zum großen Theile abhängig; Jeruſalem mußte, um im vollen Sinne religiöſes Centrum zu ſein nach der Idee des Geſetzes, auch ſeine politiſche Würde gewahrt haben. Stürzt Jeruſalem und bricht das Königthum zuſammen, ſo iſt auch die Prieſterwürde geſchädigt — ein neuer Geſichtspunkt, der den Beruf des theokratiſchen Königs, aber auch die tiefe Schuld ſeines Abfalles aufhellt. Daher iſt der Niedergang beider Würden hier ſo enge mit einander ver-

Digitized by Google

bunden: „Weg mit dem Kopfbund[1]; weg mit der Krone!“ Dieser Niedergang, diese Wegtilgung soll aber dem innersten Wesen nach nicht eine gänzliche Zerstörung, sondern nur eine Umwandlung sein: die bisherige Gestalt und Form soll schwinden. Daher hoc non hoc: dieses soll nicht mehr so sein, wie es bisher war. Das Gesetz aber, nach dem sich die Zukunft und die dereinstige (messianische) Zurückführung beider Würden zu göttlichem Glanz gestalten soll, ist in den Worten niedergelegt: „Das Niedrige wird erhöht und das Hohe erniedrigt.“ Frühere Parabeln des Propheten[2] lassen uns diese gedrungene Sentenzensprache jetzt leicht verstehen. Das Königthum wollte hoch, groß und stolz sein nach Art der Heiden; darum muß dieses Hohe erniedrigt werden; aber dann soll aus der Niedrigkeit die messianische Herrlichkeit aufblühen. Israel hat durch seine Sünden den äußeren Glanz und Schmuck verwirkt; von nun an gilt es nur noch, in der demüthigen Niedrigkeit geduldig der Erhörung entgegenzuharren.

Diese beiden Momente des Niederganges und der Erhöhung aus dem Zustande der Demüthigung, in denen von jetzt an die ganze Zukunft des Volkes Gottes und die Entfaltung seines messianischen Berufes beschlossen ist, führt der Prophet nochmals vor, aber erläutert sie durch den klarsten messianischen Hinweis: „Zu nichte, zu nichte, zu nichte will ich es machen (— und auch dieser Zustand soll nicht bleibend sein —), bis der kommt, dem das Recht gebührt und dem ich es gebe.“ Die königliche Würde Juda's und des Hauses David soll darniederliegen, bis jener kommt, wegen dessen allein alles Recht und alle Herrschaft an Juda und David übertragen wurde, der also allein den vollen Rechtsanspruch erheben kann; ihm wird dann der Herr zu seiner Zeit auf's Reichlichste Alles wiedererstatten, dann ersteht die königliche Würde Davids aus dem Staube zu unvergänglichem Glanze, und der Zustand der Erniedrigung für das wahre Israel ist vorbei.

Das ist der Hintergrund, den uns der Prophet beim Falle Jerusalems und bei der Zertrümmerung seiner königlichen Krone zeigt. Eine neue Epoche wird eingeleitet, die der selbstverschuldeten Erniedrigung, aber die unwandelbare Treue des Bundesgottes weiß auch durch sie hindurch die Verheißungen der Verwirklichung entgegenzuführen. Doch, wie

---

[1] Vgl. als Zeichen des Hohenpriesterthums z. B.: Ex. 28, 4. 37. 39; 29, 6. Lev. 8, 9; 16, 4.

[2] 17, 22; 19, 1 u. f.

Digitized by Google

bereits oben bemerkt, sind diese Andeutungen, dem Charakter des ersten Theiles unseres Buches entsprechend, nur kurz eingestreut, eben genug, um dem Glauben die nöthige Himmelsleuchte für die dunkeln Zeitereignisse zu geben, und nicht zu viel, um die Hauptaufmerksamkeit auf die Gerichte Gottes in der Gegenwart hingerichtet zu lassen.

Daher kehrt der Prophet auch zu diesen sogleich wieder zurück (21, 28 u. f.). Oben (V. 19) hatte er uns Nabuchodonosor gezeigt, wie er, am Scheidewege nach Rabbath, der Ammoniterstadt, und nach Jerusalem stehend, die Loose befragt, wohin er sich wenden solle. Jerusalem ward bezeichnet. Doch damit ist Nabuchodonosors Sendung nicht vollendet. Er ist auch ein Werkzeug in der Hand Gottes zur Züchtigung der umliegenden Völker; davon handelt der Seher bald an einer anderen Stelle; hier fügt er nur das Gericht über die Ammoniter bei, zur Warnung, daß, wenn der Herr sein Volk auch demüthigt, er dennoch die von den Heiden ihm zugefügte Schmach rächt. Israel bleibt ja sein auserwähltes Volk, Niemand soll es daher ungestraft höhnen, Niemand bei seinem Sturze schadenfroh aufjubeln. Die Drohung des Herrn gegen die Ammoniter ist ein Unterpfand für die Zeit der hereinbrechenden Bedrängnisse, daß Gott, der sein Volk züchtigt, doch zugleich für dasselbe eifert. Durch die messianischen Hinweise gibt er die Bürgschaft seiner Treue für die ferne Zukunft, durch die Rache an Israels höhnenden Feinden einen Beleg für die Gegenwart. So ergänzt sich Beides, um die Treue des Bundesgottes zur Zeit der höchsten Untreue seines Volkes recht eindringlich und allseitig zu documentiren. Es ist daher recht einschneidend, wenn er nach diesem Zeugnisse *seines* Eifers für sein Volk den Seher auffordert, die treulose, mit Blut und Götzendienst angefüllte Stadt zu *richten* (Kap. 22), d. h. ihr neuerdings zum Erweise, wie gerecht und nothwendig Gottes Strafgerichte sind, die mannigfaltige Sündenlast und die ihr folgende Strafe vorzuhalten und durch die Detailschilderung jener (V. 6—12) jede Ausflucht abzuschneiden. Muß dieser unaufhörliche Sündenquell nicht verstopft werden? Als tiefsten Grund bezeichnet der Prophet die Gottvergessenheit: „Und mich vergissest du, spricht der Herr" (V. 12). Darum wird der Herr durch seine Gerichte sich in Erinnerung bringen, durch ihre Wucht die Herzen beugen, die frevlen Hände schlaff machen und so die Unreinigkeit entfernen (V. 13—16). Denselben Gedanken gibt der Vergleich des Schmelzprocesses, den der Herr mit Israel anstellen will. Israel ist noch silberhaltig, hat einen echten Kern, nur haben sich Schlacken in Menge darum angesetzt; die mensch-

Digitized by Google

liche Natur hat hier auf Erden einen unverlierbaren Fond der Anlage zum Guten, der Empfänglichkeit für die Gnade, und speciell Israel, zum messianischen Berufe auserkoren, konnte das Gute wohl zurückdrängen, aber nicht völlig ersticken. Daher will der Herr im Gluthofen seiner Heimsuchungen die Schlacken ausscheiden und sein Volk für seine Bestimmung neu befähigen und heiligen (V. 17—22). Wie nöthig aber diese Läuterung sei, zeigt das Gemälde der Verderbtheit, die alle Stände, Propheten, Priester, Fürsten und das gewöhnliche Volk durchdringt (V. 23 u. f.); es ist so nachhaltig und allgemein, daß der Herr ausruft: „Ich suche unter ihnen einen Mann, der die Mauer herstellte und in den Riß träte vor mir für das Land, daß ich es nicht verheerte, aber ich finde keinen" (V. 30), d. h. selbst die wahren Propheten, wie Jeremias, konnten dem Volke keine wirksame Rettung bringen, den nahenden Einsturz nicht aufhalten, weil man eben ihre Mahnungen in den Wind schlug. Woher aber dieses tiefgreifende Verderben von solcher Stärke und solchem Umfange, daß nur die gewaltsame Unterbrechung der bisherigen Volksentwicklung Heilung wirken kann? Darauf antwortet Kapitel 23 durch den Hinweis auf die Geschichte beider Reiche, Samaria und Juda. Nochmals sammelt der Seher wie in einem Brennpunkte das ganze moralische Verderben, wie es in Israel die Jahrhunderte hindurch ausgestreut wurde, damit Angesichts des ganzen geschichtlichen Processes Jeder zum Ausrufe genöthigt werde: Gerecht bist du, o Herr, und gerecht sind deine Gerichte! Die Darlegung hat ihr bedeutendes psychologisches Moment in der Zeit, da sie unmittelbar vor der die Katastrophe einleitenden Belagerung gegeben wurde. Unverkennbar ist die Ähnlichkeit mit Kapitel 16. Aber doch entbehrt unsere Stelle nicht trefflicher Eigenthümlichkeiten. Die beiden Reiche Samaria und Juda, als die Theile eines Volkes, erscheinen unter der Allegorie zweier Töchter einer Mutter, deren Namen schon ihre anfängliche Stellung zu Jehovah bekunden. Samaria wandte sich gleich im Beginne von Jehovah und seinen Vorschriften ab und gründete sich einen eigenen Cult, ein eigenes Heiligthum (Zelt) nach eigenem Gutdünken; daher der symbolische Name: „ihr Zelt" (Ohola, Oolla, Vulg.). Bei Juda verbleibt das wahre Heiligthum, das Bundeszelt, in dem Gott wohnt; diese Auszeichnung spiegelt auch der Name wieder: „mein Zelt in ihr" (Oholiba, Ooliba, Vulg.). Der Abfall beider Reiche von Gott ist unter dem Bilde der Ausschweifungen beider Schwestern ausgedrückt. Samaria buhlt mit den Assyrern und findet durch sie seinen Untergang.

Digitized by Google

Juda's Verschuldung aber steigert sich, weil es an Samaria's Fall die deutlichste Belehrung vor sich hat, wohin Götzendienst und untheokratische Politik nothwendig führen, aber dennoch keine Warnung annimmt, sondern nur um so leidenschaftlicher an Assur, Babylonien, Ägypten sich anschließt. Durch diese Gegenüberstellung tritt, wie Juda's Würde, so auch seine größere Verschuldung klar hervor, und so bietet die Allegorie hier eine Vervollständigung zum 16. Kapitel. Die Strafe für Juda wird den Verbrechen entsprechen nach dem Grundsatz: Wodurch Jemand gesündigt, dadurch soll er auch gezüchtigt werden. Die Nationen, an deren heidnischem Wesen Juda so viel Gefallen fand, sollen als Zuchtruthen Gottes es schlagen und schmachvoll vernichten. So will der Herr dem Strome des Verderbens und der fortwuchernden Sündenentwicklung ein Ziel setzen: „So werde ich das Laster vertilgen aus dem Lande, damit alle Weiber gewarnt werden, nicht Laster zu üben, wie ihr."

Endlich naht die oft verkündigte, entscheidende Stunde. Nabuchodonosor schließt Jerusalem ein. Ezechiel wird am gleichen Tage durch Gott von dem Ereignisse in Kenntniß gesetzt. Die Erfüllung der Weissagung zieht heran. Darum verkündet er den Exulanten den denkwürdigen Tag und zeigt nochmals in einer Parabel die Bedrängnisse und den Ausgang der Belagerung. Ein Kessel, mit Fleisch und Knochen gefüllt, soll durch das mächtigste Feuer so lange bearbeitet werden, bis nicht bloß das Fleisch gar ist, sondern selbst die Knochen zerkocht sind, und der Kessel selbst, heiß und glühend, all seinen Rost verloren hat. Gründlich wird das Kriegsfeuer mit Jerusalem und seinen Bewohnern aufräumen. Das ist nothwendig, denn mildere Mittel haben nicht verfangen.

Schließlich muß der Prophet noch den Schmerz über Jerusalems Fall an sich abbilden, aber einen Schmerz, der nicht einmal den Trost mit sich bringt, sich durch äußere Trauer aussprechen zu dürfen. In der gleichen Lage werden die Exulanten sein, die selbstverständlich über den errungenen Sieg ihrer Zwingherrn nicht trauern dürfen.

Einige Psalmen (z. B. 136) geben der Begeisterung und innigsten Liebe, wie sie im Herzen des Israeliten zur heiligen Stadt, dem Mittelpunkte aller Hoffnungen, lebte, den rührendsten Ausdruck. Daraus mögen wir schließen, welches Weh bei der Kunde von Jerusalems Sturz und dem Tempelbrande die Herzen der Exulanten ergreifen mußte. Diesen Schmerz soll der Prophet im Voraus an sich erfahren und ihn ohne Zeichen der Trauer tragen. „Sieh', ich nehme von dir die Freude

Digitized by Google

deiner Augen durch einen Schlag, und du sollst nicht klagen und weinen, und nicht soll eine Thräne dir kommen." Plötzlich wird seine Gattin durch den Tod dahingerafft. Das Volk wundert sich, daß der Seher alle üblichen Trauerzeichen bei Seite läßt. Es wird ihm die Erklärung: „Also spricht der Herr: Ich werde mein Heiligthum entweihen, den Stolz eurer Macht, die Lust eurer Augen und das Begehren eurer Seele; und eure Söhne und Töchter, die ihr verlassen habt, werden durch's Schwert fallen. Da werdet ihr thun, wie ich gethan . . . so wird euch Ezechiel zum Zeichen sein."

Überblicken wir nun das Ganze, so müssen wir gewiß der prophetischen Darstellung das Zeugniß geben, daß die Katastrophe allseitig durch symbolische Handlung und erklärende Worte vorbereitet, begründet und nach ihren Ursachen und Zielen vorgelegt ist. Der Prophet hat als treuer Dolmetscher Gottes seines Amtes gewaltet und Gottes Gedanken und Pläne in der Leitung seines Volkes aufgezeigt und so für die Thatsachen, die nun erfolgen sollen, das richtige Verständniß angebahnt; er hat Gott geschildert als den Richter, dessen Gerichte Gerechtigkeit sind, der aber auch der erbarmenden Huld nicht vergißt und deßwegen an dem einmal eingegangenen Bund mit ewiger Treue festhält.

Alles das steht groß und klar vor den Augen der Exulanten. Jetzt mag der Sturm losbrechen über die heilige Stadt und sie und den Tempel und die Königsburg dem Untergange weihen. Gottes Liebe und Treue waltet noch über den Trümmern und bewahrt in ihnen den heiligen Keim, der um so herrlicher aus der Niedrigkeit emporblühen soll. Der Prophet aber soll die letzte Zeit vor dem Sturze in heiliger Stille und ahnungsvollem Schweigen den erschütternden Ereignissen entgegenharren — es ist die bange Stille vor dem Gewitter, ganz geeignet, mächtig auf die Gemüther zu wirken. Erst der Tag, der die Nachricht bringt vom Falle der heiligen Stadt, wird seine Zunge lösen.

VI. Die Weissagungen gegen die auswärtigen Völker.

Bisher wurde das Gericht Gottes über Israel geschildert und begründet. Die folgenden Kapitel (25—32) enthalten die Weissagungen gegen auswärtige Völker. Ist es Aufgabe der Propheten, in der Geschichte des eigenen Volkes den Heilsplan Gottes klar hervorzuheben, so erblicken wir in den Orakeln gegen die Nationen der Heiden diesen ihren Beruf in seiner eigentlich welthistorischen Bedeutung. Darum verlassen

Digitized by Google

auch die Propheten, als Repräsentanten des Gottes Aller, mehr oder minder den engen Rahmen des israelitischen Volkes, dehnen ihre Weissagung auch auf die Heiden aus, oder besser, die alle Völker umspannende Bedeutung des im Schooße Israels vorzubereitenden messianischen Heiles bietet ihnen wie von selbst die universalen Gesichtspunkte dar. Und für Israel selbst sind diese Prophetien von mehrfachem Belang. Sie zeigen dem Volke recht auffällig, daß Jehovah, der Bundesgott, nicht, wie ihn eine heidnische und national beschränkte Anschauung wohl auffassen möchte, ein Nationalgott sei, sondern Gott und Herrscher aller Völker des Erdkreises; ihr Inhalt weist ihn auf als Richter, Rächer, Lenker Aller, und bezeichnet die Grundsätze seiner Vorsehung, den innersten Werth und Gehalt der Weltgeschichte. Die Heidenvölker erscheinen als Werkzeuge Gottes und Vollstrecker seiner Gerichte, als Verkörperung der feindlichen, gegen Gottes Reich ankämpfenden Gewalten, die siegreich niedergeworfen werden, denen aber auch von Seiten des Messias das Heil angeboten und glänzend vermittelt wird. In diesen prophetischen Darstellungen entrollt sich somit der göttliche Plan der Weltgeschichte und, was mit ihm auf's Innigste zusammenhängt, die centrale Stellung, die eben der Messias in ihr einnimmt; sie legen es offenkundig vor, daß und wie alle Ereignisse auf Christus, als ihren Mittelpunkt, hinzielen, und daß kein anderer Name gegeben ist, in dem die Völker Heil finden, als der seine. Wie sehr sie dadurch zur Verherrlichung des Messias selbst beitragen und seine Person und Bedeutung in's erhabenste Licht setzen, bedarf keiner Erörterung.

So viel im Allgemeinen. Sehen wir nun genauer zu, wie Ezechiel sich dieses Theiles seines prophetischen Berufes entledigt. An sieben Völker (Ammon, Moab, Edom, Philisthäer, Tyrus, Sidon, Ägypten) ergeht sein Wort, und zwar an Ägypten, den alten Feind und Dränger Israels, zu dem sich aber gerade in der Zeit des Propheten die maßgebende Partei der Vornehmen und Volkslenker so vertrauensselig hinwandte, ein siebenfaches Drohwort. Nach den näheren und kleineren Völkern wendet er sich an die großen, den Markt der Weltgeschichte beherrschenden Nationen, die Phönizier, deren Handel und Cultur auf die alte Welt einen so entscheidenden Einfluß übte, und an das alte Pharaonenreich, das mit Babel um den Besitz der Weltherrschaft stritt. Babel selbst, obwohl es kein eigenes Gotteswort erhält, ist so innig in die Geschichte des Volkes Gottes selbst und in die Geschicke der anderen Nationen verflochten, daß eben dadurch schon seine Stellung und Be-

Digitized by Google

deutung im göttlichen Pragmatismus der Geschichte hinlänglich gekennzeichnet wird.

Die Ammoniter werden die Zuchtruthe Gottes schwer auf sich lasten fühlen, weil sie dem Volke Gottes Hohn und Schadenfreude bei dem erlittenen Unglück bezeigten, über die Verunehrung und Zerstörung des wahren Heiligthums jubelten und die vermeintliche Vernichtung des von Gott in Israel gegründeten Reiches mit spottender Freude begrüßten. In diesem Gebahren der Heiden lag die Verkennung Jehovahs, als des mächtigen Gottes, der sein Volk Jahrhunderte lang inmitten der umgebenden Heiden oft durch auffallende Selbstbezeugungen erhalten und geleitet hatte; sie betrachteten ihn als einen Nationalgott, der jetzt in seinem Volke selbst von einem mächtigeren Gotte besiegt worden sei. Daher wird im Namen Jehovahs den Ammonitern diese Sünde verwiesen und zugleich in der bevorstehenden Züchtigung ihnen gezeigt, wie Jehovah seine Ehre und sogar sein sündiges Volk wegen der Insulte der Feinde zu rächen wisse.

Israel hatte zwar keinen eigentlichen Missionsberuf. Allein seine Existenz selbst, seine eigenthümlichen Einrichtungen, seine Religion, seine Geschichte mit dem oft so sichtbaren wunderbaren Eingreifen Gottes war eine thatsächliche Verkündigung Jehovahs, als des wahren Gottes, „des Gottes der Götter", an die umwohnenden Nationen. In der That konnten sich dieselben, wie manche Beispiele zeigen, dieses Eindruckes nicht erwehren, um so mehr, als die Propheten und die Gutgesinnten in Israel laut die Nichtigkeit der Götzen und Gottes Alleinherrschaft verkündeten. Wenn sie nun trotzdem über Israel und Jehovah höhnten und in den eintretenden Strafgerichten über Juda eine Beschönigung oder Begründung ihres Unglaubens zu finden vermeinten, so war es an der Zeit, daß ihnen Gott seine Hand fühlen ließ. Indem er aber zugleich die seinem Volke angethane Schmach bestrafte, legte er ein neues Zeugniß seiner Treue und Liebe gegen das untreue Israel ab.

Wie sehr die Ahnung einer höheren Leitung Juda's die umwohnende Heidenwelt ergriffen hatte, besagt auch die den Moabitern in den Mund gelegte Äußerung: „Sieh', wie alle Völker, so auch das Haus Juda!" wegen deren Ezechiel ihnen Gottes Gerichte vorhersagt. Sie macht es klar, daß sie jenen Eindruck schon längst gern abgeschüttelt hätten, und daß sie jetzt, beim Niedergange Juda's, freudig Veranlassung nehmen, sich dieser Überzeugung zu erwehren und sich selbst wiederholt die Versicherung zuzurufen: „Es ist nichts Besonderes um Juda, sie sind —

Digitized by Google

jetzt ist es offenkundig geworden — wie alle anderen Völker ohne besondere Leitung und Schutz." Hiermit aber läugnen sie die Wahl und Macht Gottes und fordern ihn eben dadurch heraus, sein Werk und seinen Bund mit Israel durch strafende Heimsuchung der Läugner zu besiegeln.

Wie sehr geht diese Tendenz der heidnischen Moabiter auch durch die Geschichte der Feinde des Gottesreiches, der Kirche, aber auch die ihr entsprechende Norm Gottes, sonnenklar und unauslöschlich es in die Weltgeschichte einzutragen, daß seine Kirche **nicht** ist wie andere menschliche Einrichtungen!

Die Edomiter und Philisthäer verfallen den Strafgerichten, weil sie aus alter Feindschaft Angriffe auf Juda unternommen haben. Die drohende Ankündigung des Propheten ist der alttestamentliche Erweis, daß gegen Gottes Veranstaltungen die feindlichen Mächte nur zu ihrem eigenen Untergange ankämpfen. Die alttestamentliche Kirche sollte, selbst im Stadium ihrer tiefsten Erniedrigung, diesen Charakter ihrer Unbesieglichkeit klar zur Schau tragen — und ein um so überzeugenderes Vorbild sein für die Unbezwinglichkeit jener Kirche, die, als makellose, heilige Braut Christi den unverlierbaren Charakter der Heiligkeit an sich tragend, den vollen Anspruch auf Sieg und Triumph hat. Denn wenn Gott sein Volk, das den Bund gebrochen hat und das er deßhalb zum weltkundigen Zeichen der begangenen Untreue vom Boden des Bundeslandes unter die Heiden zerstreut, dennoch wegen der feindlichen Angriffe an seinen Widersachern rächt, wie wird er eifern für jene Kirche, die ihm mit ewiger Treue anhängt?

Von den kleineren Völkerschaften geht der Seher über (Kap. 26) auf das meerbeherrschende Tyrus, das durch seinen Unternehmungsgeist, seinen Handel, seinen Luxus auf einen großen Theil der alten Welt von entscheidendem Einflusse war. Mit der Macht und Bedeutung des Volkes wächst auch, wenn es einmal dem Bösen dient, Stärke und Umfang des in ihm zu Tage tretenden bösen Princips. Eine solche Steigerung nehmen wir auch hier wahr. Die bisher abgehandelten Völkerschaften freuen sich über Israels Fall aus Hohn und Schadenfreude, oder weil ihr Unglaube eine neue Stütze gefunden hat, oder weil sie aus alter Feindschaft durch Angriffe schon längst Israel zu vernichten wünschten und also dessen jetziges Unglück um so jubelnder begrüßen. Das mächtige Tyrus geht weiter, es bringt die Verkörperung des bösen, gottfeindlichen Princips, das in der Heidenwelt liegt, viel schärfer zum

Digitized by Google

Ausdruck. Tyrus frohlockt, weil jetzt der Einfluß Jerusalems auf die Völker gebrochen, diese somit der von Phönizien aus wuchernden Macht des Bösen anheimfallen werden. „Ha, zerbrochen ist die Pforte der Völker!“ Tyrus hat eine Ahnung von der moralischen Bedeutung Jerusalems, von seiner centralen Stellung und seinem Berufe, eine höhere, sittliche Cultur den Völkern zu vermitteln. Darum nennt es Jerusalem die „Pforte der Völker“, die Stätte, wo die Völker hinwallen sollen. Und diese Stätte liegt in Trümmern; daher verspricht sich Tyrus, daß jetzt *seine* Cultur, frei und unbelästigt von den in Jerusalem wirksamen und verkörperten höheren und geistigen Principien, um so wirksamer alle Nationen in ihre Netze der Sünde und des Götzendienstes ziehen werde. Es hofft, an Jerusalems Stelle „Pforte der Völker“ zu werden, der geistige Magnet, der Alle anzieht, das Ferment, das Alle durchbringt. Daher: „Sie wenden sich zu mir; ich werde angefüllt werden, da sie wüste ist“ (26, 2). Der Jubel der Phönizier wird also vom Propheten als eine teuflische Freude darüber dargestellt, daß scheinbar die Schranken gefallen sind, welche der unbedingten Herrschaft des Bösen und der ungehinderten Verbreitung phönizischer Verderbtheit im Wege standen[1]. Hiermit bringt der Seher einen charakteristischen Zug der gegen Gott und sein Reich ankämpfenden Gewalten; sie fühlen Lust und Drang, das Böse auszubreiten, wollen ihm die Alleinherrschaft sichern und jubeln daher bei der scheinbaren Niederlage des Guten.

Doch Gott der Herr weiß es und hat Macht genug, den Bestrebungen der die Völker vergiftenden tyrischen Cultur Einhalt zu thun. Das stolze Phönizien soll gründlich gedemüthigt, seine ganze Bedeutung vernichtet werden. Wie und warum, das ist Gegenstand der Kapitel 26—28. Die Drohweissagung wird gleich durch einen wirkungsvollen Gegensatz eröffnet, der den Abstand zwischen Menschengedanken und Gottesplan, zwischen der Selbsterhebung des Bösen und seiner schließlichen Niederlage kurz und kräftig wiedergibt. Der stolzen Hoffnung: „ich werde angefüllt“ wird völlige Verödung gegenübergestellt: „ein Ort zum Ausbreiten der Netze soll es werden inmitten des Meeres“, eine

[1] Obige Worte können nämlich unmöglich materiell vom Handel Jerusalems oder seinem politischen Einfluß verstanden werden. Jerusalem war niemals, weder in commercieller noch politischer Hinsicht, „eine Pforte der Völker“, durch deren Einsturz das reiche Tyrus hoffen konnte, Zuwachs an Handelsverbindungen oder politischen Einfluß zu erlangen. Da also von der materiellen Bedeutung Jerusalems keine Rede sein kann, bleibt nur die moralische zu Recht bestehen.

Digitized by Google

Stelle zum Trocknen der Netze — das soll übrig bleiben von Tyrus' Herrlichkeit und geträumter Weltherrschaft! Der summarischen Inhaltsangabe folgen nun detaillirte Schilderungen des hereinbrechenden Verhängnisses. Um dieses einerseits in seiner Größe desto anschaulicher zu schildern, andererseits Gottes Macht und Triumph über den gewaltigsten Weltpomp in einem herrlicheren Lichte erscheinen zu lassen, flicht der Prophet die ausführlichsten Beschreibungen ein über die Macht und Größe von Tyrus, über seinen Reichthum und seine Handelsverbindungen, Angaben, die zugleich von großem geschichtlichen Werthe sind.

Zuerst bringt Kapitel 26 in drei durch den gleichen Anfang („denn so spricht der Herr") markirten Abtheilungen die allgemeinen Grundlinien; Nabuchodonosor soll Tyrus' Stolz demüthigen (7—14); weithin wird der Sturz von Tyrus auf den Inseln und Küstenländern (den Colonien und Handelsplätzen) sich bemerklich machen (15—18); Tyrus soll mit all seinem Pomp verschwinden, wie vom Meere verschlungen und in das Todtenreich hinabgezogen (19—21). Nach dieser Grundlage besingt das „Klagelied über Tyrus" (Kap. 27) dessen Herrlichkeit und schließlichen Untergang. Der Eingang zeichnet die heidnische Selbstüberhebung und Selbstvergötterung: „Tyrus, du hast gesprochen: Ich bin vollkommen an Schönheit ...", die Gottes Strafgericht herausfordert — und nun reiht sich unter dem prachtvoll durchgeführten Bilde eines herrlich erbauten und ausgerüsteten Schiffes, zu dem die Nationen ihre kostbarsten Waaren und Producte bringen, die Schilderung des tyrischen Glanzes und Reichthums auf seinem Höhepunkt an — aber ein plötzlicher Schiffbruch („der Ostwind zerbrach dich im Herzen der Meere") macht der blendenden Herrlichkeit ein rasches Ende. Sodann wird die heidnische Selbsterhebung und Selbstvergötterung im Könige von Tyrus personificirt: „Weil dein Herz sich erhebt und du sprichst: Ein Gott bin ich, und auf dem Göttersitze sitze ich im Herzen der Meere ...", und ihm zum Erweise seiner Nichtigkeit der Untergang angekündigt. Durch diese Form der Einkleidung und durch die so deutlich gegebene Darlegung der heidnischen Grundanschauungen kennzeichnet der Seher den Gang der kommenden Ereignisse als einen Kampf, den Gott zur Bezwingung des Heidenthums unternimmt. Dem einen Gott steht der selbstgeschaffene Abgott des Heidenthums gegenüber, der in maßloser Überhebung sich selbst an Gottes Stelle setzt. Wenn das Heidenthum und sein König so spricht, so offenbart es seinen dämonischen Untergrund; ist ja doch der Kampf zwischen Gut und Bös in seiner letzten

Digitized by Google

Wurzel ein Kampf zwischen Gott und Satan; so nach alttestamentlicher Anschauung, die in dem neutestamentlichen „der Fürst dieser Welt wird hinausgeworfen" am klarsten zur Aussprache kommt; und daher mag man mit Recht die Sprache des Königs von Tyrus als die Copie eines satanischen Originals ansehen und mit den meisten Vätern und Auslegern die Grundgedanken Satans bei seiner Empörung gegen Gott reproducirt finden. In seine eigene Empörung sucht er die Creatur zu verwickeln und in ihr und durch sie die Befeindung Gottes zu verwirklichen. Daher ist die menschliche Empörung ein Reflex der satanischen, und wie diese niedergeschlagen wurde, so muß auch jene in sich selbst ihren Untergang finden. Das beigefügte Orakel gegen Sidon (28, 20—24) betont noch besonders Gottes Verherrlichung durch die verhängten Strafgerichte, weist somit auf deren höchsten Endzweck hin, während die für Israel angefügte Verheißung den nächsten Endzweck und die sichtbare Darstellung jener Verherrlichung in der Geschichte des Reiches Gottes zum klaren Ausdrucke bringt. Hiermit wird der Kreis der Weissagungen gegen Tyrus eben so erhaben als passend abgeschlossen.

Wie aus Jeremias und Ezechiel selbst erhellt, hoffte eine mächtige Partei von Ägypten Hilfe gegen die drohend anwachsende Macht des Chaldäers. Wie früher, zur Zeit des Isaias, so gingen daher auch jetzt die Wünsche der weltklugen und untheokratischen Politiker hauptsächlich nach Ägypten hin. Grund genug für unseren Propheten, dieser falschen Hoffnung durch eine ausführliche (Kap. 29—32) Drohweissagung jede Stütze zu benehmen.

Ägypten ist zwiefach schuldig: auch in Pharao gipfelt die heidnische Selbsterhebung und Vergötterung (29, 3), und es hat durch seine trügerische Hilfe das Volk Gottes verführt (V. 6). Ägypten soll daher erniedrigt werden; seine Schätze eine Beute für Nabuchodonosor, zur Belohnung für die Vollstreckung des Gottesgerichtes an Tyrus (V. 8 bis 21). Diese letzte Wendung gibt uns einen überraschenden Einblick, wie sich dem Propheten der Gang der Weltgeschichte vom göttlichen Standpunkte aus darstellt. Der stolze Chaldäer, der nur seinen Plänen zu dienen bestrebt ist, vollzieht unbewußt als Gottes Werkzeug die Aufträge Gottes und erhält dafür Ägyptens Reichthum als Belohnung. So ist Jehovah König der Könige und Lenker der Geschicke! — aber Alles zum Heile der Seinen, zum Aufbau seines Reiches, wie Vers 21 durch die Verheißung anzeigt, daß durch Ägyptens Fall „dem Hause Israel ein Horn sprossen werde" — der Untergang der feindlichen

Digitized by Google

Macht ist ein Sieg für das Volk Gottes, eine Anbahnung des Messiasreiches (vgl. 32, 14).

Das Gericht über Ägypten wird sodann nach seinen verschiedenen Seiten hin in mehrfachen Wendungen geschildert; umsonst ist der Troß der Bundesgenossen; mit unwiderstehlicher Macht führt Gott den Chaldäer heran und zertrümmert Ägyptens Götzen, zerstört seine Städte und weiht seine Söhne dem Schwerte, seine Töchter der Gefangenschaft (30, 1—19). Gott ist es, der den Arm des Pharao zerbricht, aber den des Chaldäers kräftigt (V. 20—26). Zur Erhöhung des Eindruckes und zur Bekräftigung der gegebenen Weissagung führt der Seher eine geschichtliche Parallele ein: Assurs Glanz und Sturz (Kap. 31). Als Assur noch auf dem Höhepunkte seiner Macht stand und Ninive die Königin der Völker war, hatten die Propheten längst schon den Fall des stolzen Weltreiches und die Verödung der Stadt vorhergesagt. Die Macht Ninive's lag nun wirklich in Trümmern. Dieses sichtbare Beispiel soll Ägyptens Loos besiegeln; und sollte daher Ägypten eben so herrlich sein, wie Assur, dessen Macht unter dem Bilde der Ceder geschildert wird, es wird, wie Assur, durch Hochmuth zu Grunde gehen, Anderen zur Warnung vor Selbstüberhebung und zum Erweise der Kraft Gottes.

Den Schluß bilden, wie oben bei Tyrus, Klagelieder über Pharao's und seines Volkes Sturz. Der zerstörende Einfluß der widergöttlichen Weltmacht ist versinnbildet im Drachen, der die Wasser trübte und die Ströme aufwühlte; doch der Herr wird über ihn sein Netz ausbreiten und ihn auf das Land werfen zum Fraße für alle Thiere. Das Gericht über Pharao und sein Reich ist ein Ring in der Kette der Gottesgerichte, deren furchtbaren Abschluß dereinst das allgemeine Weltgericht bilden wird; so ist jedes Specielle eine Abschattung, ein Vorbild und eine Anbahnung des Allgemeinen, und daher wird vermöge des inneren Zusammenhanges der Idee und des Zweckes bei den Propheten oft auch ein specieller Gerichtsact mit den welterschütternden Erscheinungen der allgemeinen Abrechnung eingeführt. So auch hier 32, 7. 8. — Das letzte Lied (32, 17—32), eine großartige Heerschau über die bereits zusammengebrochenen feindlichen Mächte, ist recht geeignet, die Weissagung gegen Ägypten und die Orakel über die auswärtigen Völker in wirksamster und eindringlichster Weise zu beschließen. „Vor wem sollst du den Vorzug haben an Schönheit? Fahre hinab und lege dich hin zu den Gottesfeinden.“ Die gewaltigen Helden mit ihren Helfern

Digitized by Google

liegen besiegt und vernichtet im Todtenreiche. „Dort ist Assur und seine ganze Volksmenge ... dort ist Älam und seine ganze Volksmenge ... dort ist Mosoch und Thubal und seine ganze Menge ... dort sind Edom, seine Könige und alle seine Fürsten ... dort sind die Fürsten des Nordens, sie und alle Sidonier, die zu den Erschlagenen hinabgefahren sind ... sie liegen da und tragen ihre Schmach bei den in den Abgrund Gefahrenen.“ Und so wird auch Pharao mit all seinem Getümmel und Pomp hinabfahren. Das ist das Finale des göttlichen Sieges über die feindliche Weltmacht; der Triumph jenes, dessen Reich kein Ende kennt.

Diese Prophezeiungen gewinnen an Großartigkeit durch die Zeitlage selbst, in der sie gegeben werden. Der Seher weiß sein eigenes Volk politisch vernichtet und der Selbständigkeit beraubt, ohnmächtig dem Anpralle der Weltreiche überliefert — aber als Prophet Gottes dringt er durch den täuschenden Schein der Außenseite und sieht den der Weltgeschichte zu Grunde liegenden Gottesplan, die Anbahnung des Gottesreiches. Und so verkündet er den lärmenden Reichen den Untergang; Israel aber schließt in sich den unverlierbaren Keim des Heiles, das aus ihm für alle Völker erstehen wird, und darin liegt die Bürgschaft seiner Erhaltung, seines Sieges.

J. Knabenbauer S. J.

Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Die Naturwissenschaft im weiteren Sinne ist die Wissenschaft von der sichtbaren Schöpfung; im engeren Sinne hat sie die Erforschung der auf unserem Planeten vorfindlichen Geschöpfe zum Gegenstande. Die Grunddisciplinen alles Naturwissens sind die Astronomie, welche von der Anordnung des Weltalls, und die physische Geographie, welche von der Gestaltung der Erdoberfläche Rechenschaft gibt. Für das Verhältniß der christlichen Vorzeit zum Naturwissen überhaupt ist maßgebend die Stellung, welche sie zu diesen beiden Grunddisciplinen eingenommen hat. Zudem sind die untergeordneten Zweige des Naturwissens, als Geologie, Botanik u. a. m., in der Vorzeit theils nicht vorhanden, theils

Digitized by Google

noch zu unentwickelt, als daß sie allein uns ein richtiges Bild von der Naturkenntniß jenes Zeitraumes zu geben im Stande wären. Es werden darum nothwendig jene beiden Disciplinen stark in den Vordergrund unserer Untersuchung treten müssen. Wir beschränken uns für heute auf die Erörterung des Standes derselben während der patristischen Zeit und beginnen mit einer gedrängten Übersicht der astronomisch-geographischen Hauptanschauungen des classischen Alterthums.

Ganz vereinzelt und nur auf aprioristische Combinationen gegründet steht im Alterthum die pythagoräische Pyrocentrik da, die Lehre von einem von sämmtlichen Gestirnen umkreisten Urlicht. Der Heliocentrik redeten Aristarch von Samos (260 v. Chr.) und der etwas jüngere Seleucus aus Babylonien das Wort, ohne indessen Anklang zu finden. Die herrschende Lehre war und blieb die Geocentrik. Ziemlich unbeachtet ging die Auffassung eines Heraklides von Pontus und eines Ekphantus vorüber, welche zwar auch in der Erde den Weltmittelpunkt erblickten, die täglichen Bewegungen der Gestirne jedoch durch eine Achsendrehung der Erde von Ost nach West erklärten. Ihre maßgebende Gestalt gewann die Geocentrik vielmehr in dem von Aristoteles (300 v. Chr.) eingehender entwickelten, durch Hipparch (150 v. Chr.) mathematisch begründeten und endlich nach dem berühmten alexandrin. Astronomen (150 n. Chr.) benannten Ptolemäischen System. Demselben zufolge ist die Erde kugelförmig und unbeweglich und wird von den übrigen Himmelskörpern umkreist. Die Bewegung der Wandelsterne ist eine vollkommene, d. h. kreisförmige; zur Erklärung ihrer scheinbaren Regellosigkeiten dient die zuerst vom Platoniker Eudoxus von Cnidus (360 v. Chr.) ersonnene Sphärentheorie. An einer äußeren, unbeweglichen, krystallartigen, durchsichtigen Himmelssphäre dachte man sich die Fixsterne befestigt; 26, nach Anderen 34 oder 55, nach Ptolemäus nur 9, in verschiedenem Sinne sich bewegende Sphären führen die scheinbar regellosen Läufe der Planeten auf die Kreisform zurück. Anfangs hatte man alle Sphären als concentrisch angenommen; zur Erklärung indessen der scheinbaren Stillstände und Rückläufe verfiel man nachträglich auf excentrische Bahnen, um welche die Planeten schraubenförmige Kreisläufe beschrieben. „Man erschrickt," schreibt O. Peschel [1], „über die geometrische Phantasie der Alten, welche sich den Weltraum mit 55 durchsichtigen Kugelschalen ausgefüllt dachten,

[1] Geschichte der Erdkunde, 2. A., herausg. von Dr. Sophus Ruge. München 1877, S. 41 f.

Digitized by Google

die sich um verschiedene Achsen, in verschiedenem Sinne und in verschiedenen Zeiten drehten, aber sie lösten damit doch (mit außerordentlichem Scharfsinn) die Aufgabe, das scheinbar Regellose an ein Gesetz und an die vollkommenste Körperform gebunden zu haben." — Neben dieser Sphärentheorie zählte übrigens auch noch die von Plato im Timäus befürwortete Auffassung der Gestirne als freiwandelnder göttlicher Wesen, namentlich unter den Stoikern, Anhänger, wobei allerdings das ganze Sphärengetriebe in Wegfall kam. Die erwähnten Systeme setzten sämmtlich die Kugelgestalt der Erde voraus, welche zuerst die Pythagoräer als die vollkommenste Körperform für dieselbe postulirt und für welche nachmals Parmenides von Elea, Aristoteles, Archimedes und Ptolemäus Beweise erbracht hatten. Mochten nun auch von Aristoteles ab alle Fachgelehrten an derselben festhalten, so war dieselbe doch keineswegs Gemeingut des Volkes geworden: dachte sich doch sogar ein Tacitus[1] die Erde als eine Scheibe, und betrachteten Plato im Phädon und späterhin Plinius[2] die Frage als eine offene. Die eben berührte Anschauungsweise gründete aber wiederum vollständig auf den ältesten kosmographischen Vorstellungen des Orients, namentlich der sternkundigen Chaldäer[3], welche sich die Erde als eine convexe, vom Ocean rings umflossene Scheibe dachten, über welcher sich der Himmel mit seiner unbeweglichen Fixsternsphäre und seinen beweglichen Planetensphären wölbte. Dieses wird wohl im Grunde die älteste Gestaltung der Geocentrik gewesen sein und, so lange man über die Kugelgestalt der Erde nicht im Klaren war, die alleinherrschende. Eine arge Täuschung wäre aber die Annahme, als wäre diese Auffassung in ihrer Heimath, dem Orient, durch die vorerwähnten, der Wahrheit näher kommenden, aber darum noch lange nicht allgemein faßlich dargestellten Anschauungen griechischer Astronomen ohne Weiteres verdrängt worden; die Belege des Gegentheiles werden wir alsbald beibringen.

Wenden wir uns nun zu den astronomischen Ansichten der christlichen Vorzeit, so finden wir hier bis auf Copernikus keinen Vertreter der aristarchischen Heliocentrik: aber wer wollte hieraus den kirchlichen Schriftstellern der Vorzeit einen Vorwurf machen, da ja selbst die Astronomen der aristarchischen Auffassung keinerlei Beachtung geschenkt hatten

---

[1] Germ. c. 45. Daß dagegen auch Herodot der gleichen Vorstellung huldigte, will uns aus III. 104 und IV. 36 seines Werkes nicht einleuchten.

[2] Hist. Nat., II. 65.

[3] Vgl. F. Lenormant, La Magie chez les Chaldéens. Par. 1874, p. 141 ss.

Digitized by Google

noch schenkten? Wie ferner unter den Schriftstellern der ersten Jahrhunderte platonische Ideen mehrfachen Anklang fanden, so zählte auch unter ihnen die platonisch-stoische Anschauung von den frei wandelnden, theilweise sogar von den beseelten Gestirnen manche Anhänger, als: Origenes († 254); Eusebius von Emesa († um 360); den hl. Ephräm († um 379); den hl. Philastrius († um 387); Diodor von Tarsus († um 390); den hl. Chrysostomus († 407); Theodor von Mopsuestia († 428); Theodoret († um 458); Procop von Gaza († 530), Pseudo-Justinus. Zu der Sphärentheorie bekannte sich, nach dem Vorgange Philo's, der hl. Clemens von Alexandrien († um 217). Als späterhin aristotelische Ideen mehr und mehr in Aufnahme kamen, gelangte auch sie mehr zu Ehren. Wir begegnen ihr zuerst wieder bei Johannes Philoponus († um 560)[1], dem hl. Isidor von Sevilla († 636), dem ehrw. Beda († 735); die Scholastik eignete sich dieselbe mit der übrigen Lehre des Stagiriten an.

Einige Umstände sind hier wohl in's Auge zu fassen. Einmal vermeiden es gerade die bedeutenderen Kirchenväter: Basilius, Gregor von Nyssa und von Nazianz, Ambrosius, Augustinus u. A., sich für oder gegen eine der streitenden Ansichten auszusprechen. Daß zumal, wie Zöckler a. a. O. S. 112 behauptet, der hl. Johannes von Damask „die Lehre von den Planetensphären, die sich von Westen nach Osten drehen, bereits wie ein feststehendes Dogma behandelte", vermögen wir nicht einzusehen. De fide orthodoxa II. 6 setzt er zuerst die aristotelische Auffassung der Erde als einer vom Himmel rings umgebenen und von den Planetensphären umkreisten Kugel, und dann die ältere von der scheibenförmigen Gestalt der Erde auseinander, erstere anscheinend mit einer gewissen Vorliebe, schließt aber dann mit den Worten: „Mag dem nun so oder anders sein, auf alle Fälle ist es auf Gottes Befehl geschehen und festgestellt"; und bald darauf erledigt er die Frage nach der Zahl der Himmel, unter vorausgehendem Hinweis auf die 2 Kor. 12, 2 erwähnte „Himmelsdreiheit", mit den Worten: „Will man dazu auch noch die sieben Sphären als ebenso viele Himmel in Rechnung bringen, so verschlägt das nicht gegen das Wort der Wahrheit", d. h. gegen die Offenbarungslehre. Unter denjenigen älteren Schriftstellern

[1] Citirt bei Zöckler a. a. O. S. 122. 209. Die gleichfalls S. 122 erwähnte, der Sphärentheorie günstige Äußerung des hl. Maximus des Bekenners († 662) vermochten wir nicht zu ermitteln.

Digitized by Google

sodann, welche der Sphärentheorie das Wort reden, betonen wiederum gerade die hervorragendsten, daß sie es nicht vom theologischen, sondern vom profanwissenschaftlichen Standpunkte und auf die Auctorität der „Philosophen", der „Weltweisen", thun. So namentlich der hl. Isidor und Beda in ihren übrigens nicht theologischen, sondern profanwissenschaftlichen Schriften [1], so Alcuin [2] und zumal der hl. Thomas, der in seinem Commentar zu den Büchern des Stagiriten über den Himmel nirgends auf die Offenbarung zurückgreift und auch sonst Stellen wie Jos. 10, 13, Is. 38, 8 u. a. nicht in diesem Sinne verwerthet. Untergeordnete Autoren freilich verfuhren nicht jederzeit mit der gleichen Zurückhaltung. Von den Gegnern der Sphärentheorie verzeichnete zunächst der auch nach dem Urtheile des hl. Augustin allzu verketzerungssüchtige Bischof Philastrius von Brescia [3] die Ansicht, daß die Gestirne am Himmel befestigt seien und sich nicht frei bewegen, unter den Häresien. Eusebius von Emesa [4] fand es „in der heiligen Schrift bezeugt, daß der Himmel fest und unbeweglich sei, Sonne und Mond hingegen sich am Himmel bewegen". Diodor von Tarsus [5] nannte die Sphärentheorie eine der Kirche „fremde Lehre". Der Häretiker Philoponus dagegen berief sich für die sphärische Gestalt und Bewegung des Himmels auf Job 26, 7. Schlagend weist kein Geringerer als der hl. Augustinus ähnliche exegetische Mißgriffe mit den Worten ab [6]: „Manche disputiren gar viel über diese Dinge, welche unsere (inspirirten) Schriftsteller mit klugem Stillschweigen übergangen haben, weil deren Erforschung für das Seelenheil belanglos ist und eine kostbare, auf heilsamere Dinge zu verwendende Zeit verschlingt. ... Hier ist der Bescheid in Kürze der, daß unsere Schriftsteller hinsichtlich der Gestaltung des Himmels den Sachverhalt allerdings kannten (?), daß aber der Gottesgeist, der durch sie redete, die Menschen über diese für das Seelenheil gleichgiltigen Dinge zu belehren nicht für gut fand." Eine gewisse, wenn auch keineswegs zureichende Veranlassung zur Hereinziehung der heiligen Schrift in die Streitfrage war übrigens in der bereits erwähnten Äußerung

---

[1] Isidor., Etymol., III. 31 sqq. De natura rerum, c. 13. 17. — Beda, De natura rerum, c. 5.

[2] Interr. in Gen. XXIV.

[3] De haeres., n. 133. Vgl. Augustin., Epist. 222 ad Quodvultdeum.

[4] Fragm. comm. sup. Gen. 45, ed. Augusti, Elberf. 1829.

[5] Fragm. in Gen. 1, 17.

[6] De Gen. ad litt. II. 9, 20.

Digitized by Google

des hl. Paulus über den „dritten Himmel" geboten. Indem man in derselben ohne Weiteres eine Bürgschaft für eine Vielheit der Himmel erblickte, schob man jetzt in den untersten dieser drei Himmel die sieben oder mehr Sphären des gangbaren profanwissenschaftlichen Systems ein[1].

Traten alle Anhänger der Sphärentheorie für die Kugelgestalt der Erde ein, so hatte dagegen bereits Lactanz († um 320) in seinem nicht eben glücklichen Ausfall gegen die Antipodenlehre[2] eine solche Annahme als unsinnig verworfen. Aber auch nicht wenige unter den Schriftstellern, welche wir oben im Gegensatze zur Sphärentheorie für die Annahme freiwandelnder Gestirne eintreten sahen, hegten nebenbei der primitiven Auffassung von der Scheibengestalt der Erde verwandte Ansichten. Zwar dürfte des hl. Chrysostomus hierhergehörige, wiederholte Betonung[3] der Schöpfung als eines Gottesbaues, dessen Dach der Himmel und dessen Fundament die Erde, eben nur ein, wenn auch der enge verwandten antiocheniſchen Schule entlehntes, rhetorisches Bild sein. Nicht so jedoch beim hl. Ephräm, Diodor von Tarsus, Theodor von Mopsuestia, Procop von Gaza, Cäsarius von Nazianz († 369), und vor Allem bei Severian von Gabala († 407)[4], und zu Anfang des sechsten Jahrhunderts beim Indienfahrer Kosmas, der selber sich wiederum auf ältere Autoritäten, Patritius den Chaldäer und Thomas von Edessa, beruft. Die Erde wird scheibenförmig oder wohl gar viereckig gedacht, der Himmel halbkugel- oder zeltförmig darüber gespannt; nordwärts steigt die Erde wohl gar an zu dem schon in antiken Kosmographien vorkommenden „Berg des Nordens", hinter welchem herum zur Nachtszeit die Sonne, den Menschen unsichtbar, vom äußersten Westen zum Osten zurückeilt. Eine Hauptunterlage haben diese barocken Phantasien an einer Anzahl buchstäblich premirter Bibeltexte, als: Job 38, 13; Ps. 103, 2; Eccl. 1, 5; Is. 40, 22; 44, 24; Matth. 24, 31; Hebr. 8, 2; Apoc. 7, 1; 20, 8. „Wahrlich, ein großes Unrecht ist es," ruft Kosmas[5] aus, „Gottes Wort zu verachten und, im Widerspruch mit demselben, den Himmel für sphärisch zu erklären." Gegenüber derartigem Mißbrauch der heiligen Schrift ist es wohlthuend, wiederum bei einem

---

[1] Vgl. S. Thom., Summa theol., I. q. 68 a. 4 in c. Auch Ambros., Hex. II. 2, u. A.

[2] Div. instit. III. 24.

[3] In Gen. Homil. II. n. 3; in Gen. Serm. I. n. 3 u. s. w.

[4] De mundi creatione, III. n. 4 et 5. — Caesar. Nazianz., Dial. I. q. 98.

[5] Topogr. christiana, ed. Montfaucon, fol. 155.

Digitized by Google

so hervorragenden Lehrer, wie dem hl. Basilius, den richtigen Standpunkt mit aller Klarheit ausgesprochen zu finden. Moses, so belehrt er uns Eingangs seiner neunten Homilie über das Hexaëmeron, hat uns über die Gestalt der Erde nichts mitgetheilt, weil er unsere Aufmerksamkeit nicht an die vergänglichen Dinge fesseln wollte, sondern einzig die Erbauung und den Fortschritt unserer Seelen im Auge hatte.

Wir erwähnten vorhin die Antipodenfrage. Auch sie ist älter als das Christenthum. Männer wie Eratosthenes, Strabo, Polybius, Lucrez, Plutarch, Vertreter die Einen der Kugel-, die Andern der Scheibengestalt der Erde, hatten die Annahme von Antipoden mit Gründen bestritten oder mit ihrem Spott übergossen. Männer wie Cicero, Plinius, Macrobius, Cleomedes hatten deren Existenz als ein Postulat physikalischer Nothwendigkeit verfochten. In engem Anschluß an Plutarch nun bestreitet auch Lactanz (a. a. O.) die Existenz von Antipoden; er macht sich lustig über ein Land, wo die Menschen mit den Beinen nach oben herumlaufen, wo die Bäume abwärts wachsen und der Regen aufwärts fällt, wo die Städte nur so von der Erdoberfläche herabhangen. Schon eine ganz verschiedene Stellung zur Frage nimmt der hl. Augustin[1]. Er erklärt sich gegen eine „durch keinerlei geschichtliche Nachricht bestätigte, bloß aprioristisch motivirte" Annahme der Existenz solcher Antipoden. Er zeigt, wie selbst unter Voraussetzung der Kugelgestaltigkeit der Erde erst noch die Existenz von Festland auf der anderen Hemisphäre zu beweisen bliebe, ferner das Vorhandensein von Menschen auf demselben. Von der richtigen Überzeugung ausgehend, daß die allfallsigen Bewohner jedenfalls von Adam abstammen müßten, betont er endlich dießmal, freilich mit weniger Recht, die ungemeine Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit einer Durchschiffung des unermeßlichen, uns von jenen Continenten trennenden Oceans. Gäbe es Antipoden, meint Procop von Gaza[2], so wäre Christus sicherlich zu ihnen gegangen, und Kosmas verweist die Antipodenfabel einfach unter die „Altweiber-Märchen".

Dagegen fehlt es auch wieder nicht an Vätern, welche die Existenz von Antipoden zwar nicht behaupten — eine solche Behauptung wäre nach dem bermaligen Stande des geographischen Wissens eine ungerechtfertigte gewesen —, aber doch jedenfalls als möglich anzuerkennen schei-

---

[1] De Civ. Dei, XVI. 9.

[2] Comment. in Octateuch. fol. 19.

Digitized by Google

nen. So der hl. Clemens von Rom[1], indem er einfach von „dem für die Menschen undurchschiffbaren Ocean und den Welten jenseits desselben" redet, welche Äußerung Origenes[2] aufgriff mit dem Bemerken, es habe hier der hl. Clemens von den sogen. „Gegenerden" (ἀντίχθων) sprechen wollen, „zu denen weder unsereiner vorzubringen, noch von denen irgend Jemand herüberzukommen vermöge". Ebenso dürfte der hl. Johannes von Damask, obgleich er sich über unsere Frage nicht ausspricht, dennoch in Anbetracht seiner Bemerkung[3], daß für alle Theile der Erdoberfläche, die nördlichen wie die äquatorialen und die südlichen, gleicherweise der Himmel oben und die Erde unten sei, der Annahme der Möglichkeit von Antipoden kaum feindlich gesinnt gewesen sein. Am schärfsten bringen den für ihre Zeit einzig richtigen Gesichtspunkt zum Ausdruck der hl. Hilarius[4] mit dem Bemerken, „wir vermöchten, weder was jenseits des Meeres, noch was in dessen Schooße, mit unserem Verstande zu ergründen"; und der hl. Irenäus[5] mit den Worten: „Was wissen wir von dem zu sagen, was jenseits des Oceans ist?"

Mit den geographischen Anschauungen der christlichen Vorzeit sind ferner enge verwachsen die Erörterungen über die Lage des Paradieses. Lassen wir hier die wenigen Erklärungen bei Seite, welche den Schrifttext ausschließlich nach dem geistigen Sinne auslegten[6], so finden wir erstlich vereinzelte Anklänge an die von Josephus[7] uns überlieferte Meinung der Essäer von einem Lande jenseits des Oceans, wohin nach dem Tode die Frommen versetzt würden, eine Meinung, die selbst wieder auf classische Reminiscenzen von den Inseln der Seligen oder einer Atlantis im fernen Westmeer zurückgeht. So denkt sich Kosmas, nach dem Vorgange des hl. Ephräm, den die bewohnte Erde gürtelartig umfangenden Ocean wiederum von einem Continente umschlossen, auf welchen er das Paradies verlegt. Der Ocean selbst ist ihm jener eine Paradiesesstrom, aus welchem sich die vier Flüsse abzweigen. Letzterer Ansicht huldigt auch der hl. Johannes von Damask[8], wenngleich er das Paradies nicht gerade jenseits dieses Oceans sucht. Manche verlegten das Paradies auf einen Berg, über dessen Höhe sie mitunter

[1] 1 Kor. 20. [2] De princ. II. 3, 6.
[3] L. c. II. 6. fol. 161. [4] In Psalm. 68. fol. 259.
[5] Adv. haeres. II. 28. 2.
[6] Vgl. August., De Gen. ad litt. VIII. 1. 1.
[7] Jos., Bell. jud. II. 8. 11. [8] L. c. II. 9. fol. 170.

Digitized by Google

etwas fabelhafte Vorstellungen äußerten. Die Bestimmung der Flüsse anlangend, trat die Ansicht, welche den Phison für die Donau erklärte (hl. Ephräm, Severian), gar bald vor der anderen zurück, welche diesen Fluß im Ganges wiederzufinden glaubte (Josephus, Epiphanius, Hieronymus, Augustinus, Johannes von Damask, Beda, Rupertus; auch der hl. Ambrosius scheint dieser Auslegung geneigt). Den Gehon erklärten so ziemlich Alle für den Nil, den Euphrat und den Tigris selbstverständlich für die gleichnamigen Flüsse in Vorderasien [1].

Was die Vereinigung der vier Flüsse im einen Paradieseswasser betrifft, griffen noch die Wenigsten auf eine durch die Sündfluth bewirkte Umgestaltung der Erdoberfläche zurück; man suchte vielmehr auch hier auf altclassischer Grundlage weiterzubauen. Wie Pindar den peloponnesischen Alpheus als Quelle Arethusa auf der Insel Ortygia bei Syrakus hatte wieder hervorbrechen lassen, und wie Plinius allen Ernstes für Niger und Nil einen unterirdischen Zusammenhang annahm, so dachte man sich jetzt Ganges (oder Donau), Nil, Euphrat und Tigris unterirdisch verbunden, wobei noch der Umstand in's Gewicht fiel, daß man vom Ursprunge von Ganges und Nil ohnehin keine sichere Kunde besaß. Übrigens behauptete man ja auch nicht, daß die vier Flüsse an einem gemeinsamen Quellorte zu Tage treten; man ließ vielmehr den einen Paradiesstrom sich unterirdisch in vier Adern scheiden, welche auf weite Strecken, unter Ländern und Meeren hindurch, dahinflossen und endlich an den Quellorten der vier Flüsse an's Licht traten. Dabei ward mehrfach die unterirdische Verbindung des Nils mit dem Ganges durch ein südlich vom indischen Ocean sich hinziehendes Australland geleitet — abermals eine Ausgeburt der Phantasie älterer Geographen, wie Eratosthenes, Hipparch, Strabo, Ptolemäus [2].

Wir können, was wir bisher von den astronomischen und geographischen Anschauungen der christlichen Vorzeit kennen gelernt haben, in zwei Hauptsysteme gruppiren: ein mehr orientalisches und zugleich excessiv scripturistisches, welches für die Erde die Scheiben- oder Viereckgestalt, für den Himmel die Zelt- oder Halbkugelform statuirte und auch sonst

---

[1] Vgl. Ephrem I. 23. — Severian., De mundi creatione or. V. n. 5 sq. — Jos., Antiqu. 1. — Epiphan., Ancor. n. 58. — Hier., Quaest. hebr. in Gen. — Aug., De Gen. c. Manich. c. 10 n. 13. — Joh. Damasc., l. c. — Beda, In Pentat. und Hex. I. — Rupert., De Trin. etc. l. XLII c. 24. 29. — Ambros., De Paradiso.

[2] Vgl. Zöckler a. a. O. S. 130 f.

Digitized by Google

zu nicht wenigen Absonderlichkeiten sich verstieg; und ein mehr helleni-stisches, welches an der Kugelgestalt der Erde und des Himmels festhielt, im Übrigen jedoch zu kaum geringeren Abnormitäten, als das vorige, sich verirrte. Außer der dazumal einzig gangbaren geocentrischen Grundanschauung haben diese Systeme noch gemein, daß sie beide keine neue Wissenschaft aufbauen, sondern von der Überlieferung früherer Zeiten zehren. Von der Überlieferung, sagen wir: denn wenn es auch an Versuchen einer rationelleren Begründung mancher Anschauungen nicht fehlt, so fällt doch auch wieder — das kann nicht geläugnet werden — die Auctorität älterer Schriftsteller schwer in's Gewicht und muß nicht selten die Stelle von Argumenten ganz vertreten. Eines der Hauptgesetze der unter christlichem Einfluß erfolgenden profanwissenschaftlichen Entwicklung, welches wir früher auf aprioristischem Wege ermittelten, finden wir jedenfalls hier bereits bestätigt: es hält diese Entwicklung ihren naturgemäßen Verlauf inne, das Christenthum hat die geistige Continuität hellenischen Wissens nicht aufgehoben.

„Für keine der angeführten Proben sonderbar beschränkter oder abenteuerlicher Weltbetrachtung," bemerkt treffend Dr. Zöckler a. a. O. S. 132 f., „sahen wir die Parallelen oder die directen Grundlagen und Antecedentien aus vorchristlicher Überlieferung mangeln. Und gerade auf altclassische Quellen wiesen die betreffenden Irrthümer oder fabelhaften Vorstellungen im Grunde viel häufiger zurück, als auf jüdische. Die Fabeltradition des Rabbinenthums erscheint auf diesem kosmologischen Gebiete als ein das kirchliche Alterthum noch keineswegs hervorragend stark beeinflussender Factor; sie hat erst im Mittelalter sich wirksamer in dieser Richtung zu bethätigen begonnen. Und auch die mißbräuchliche Anwendung biblischer Aussprüche, insbesondere die craß buchstäbliche Deutung psalmistischer und prophetischer Schilderungen, erscheint mehr nur als eine secundäre Quelle der patristischen Wahnvorstellungen auf dem Felde der Erd- und Himmelskunde. Sie dient selten oder nie als erster Ausgangspunkt bei Bildung dieser Vorstellungen, wird vielmehr regelmäßig nur als Mittel zur Empfehlung der anderwärtsher, zumeist aus der philosophischen Schulüberlieferung der Griechen und Römer überkommenen Ansichten und zu deren Umkleidung mit einer höheren und heiligeren Autorität benutzt."

Aber warum, ist man zu fragen versucht, hat das Christenthum in der patristischen Epoche nicht mehr gethan zur Klärung, Berichtigung und Erweiterung des überlieferten Naturwissens? — Wir haben oben

Digitized by Google

darauf hingewiesen, wie die Bethätigung des kirchlichen Einflusses auf die wissenschaftliche Entwicklung vornehmlich bedingt ist durch zwei Factoren: den der Kirche selbst innewohnenden Trieb nach fortschreitender Durchdringung der Offenbarungslehre und die jeweiligen concreten Verhältnisse, und gerade diese beiden Factoren leiten uns auf die Lösung der soeben aufgeworfenen Frage hin. Der stets unwiderstehlichere Andrang der Barbaren, welchem die römisch-griechische Welt schließlich erlag, der überhandnehmende politische wie moralische Verfall, letzterer im Orient namentlich auch bekundet durch das stetige Überhandnehmen von Häresien und Spaltungen, waren einem Wissensaufschwunge nicht eben günstig. Dazu kam dann der weitere Umstand, daß die übersinnlichen, rein speculativen Grunddogmen des Christenthums dazumal die Aufmerksamkeit der Geister fast ungetheilt in Anspruch nahmen. Daß aber das Christenthum — wie oben gezeigt wurde, seinem innersten Wesen entsprechend — gerade diese Grunddogmen in's Vordertreffen schob, ist ebenso selbstverständlich, als daß der in den Ideenkreisen des vorwiegend speculativen hellenischen Wissens großgezogene menschliche Stolz gerade gegen sie seine ersten Angriffe richtete. Wir erblicken daher in der patristischen Zeit eine ganz erstaunliche Weiterbildung des speculativen hellenischen Wissens, indessen wir freilich eine entsprechende Weiterbildung der empirischen Kenntnisse vermissen. Kein Wunder! es verhält sich mit Zeitaltern wie mit einzelnen Menschen; mehr speculativ angelegte Naturen eignen sich häufig weniger für Empirie, während hervorragende Empiriker des Öfteren sich in der Speculation nicht bewähren. Oder, um uns genauer auszudrücken und zugleich auf das bereits mitgetheilte Bild des hl. Vincenz von Lerin zurückzugreifen: zwischen den einzelnen Zeitaltern der Menschheit und der Kirche waltet das gleiche Verhältniß wie zwischen den verschiedenen Altersstufen eines und desselben Individuums. Wie nicht jegliches Alter für jegliche Studien gleich günstig geeigenschaftet erscheint, so ist auch nicht jedem Zeitalter auf sämmtlichen Wissensgebieten ein ebenmäßiger Fortschritt beschieden. Die Entwicklung des Menschengeistes ist eben eine successive. Auch was wir in einem früheren Artikel sagten von der dem Christenthum eigenthümlichen Liebe zur Natur und zum Naturstudium, erleidet hierdurch keine Beschränkung. Denn so naturfreundlich das Christenthum ist, am nächsten im Bereiche menschlicher Erkenntniß ist ihm das speculative Wissen verwandt, und erst an zweiter Stelle darf die Empirie seine Pflege beanspruchen. Mag darum immerhin auf dem Felde des exacten Wissens die patristische Zeit

Digitized by Google

relativ Geringeres geleistet haben, das Große, das sie auf dem Boden der speculativen Philosophie, des Ausgleiches zwischen hellenischer Welt- und geoffenbarter Gottesweisheit zuwege gebracht hat, sichert ihr ihre Stelle unter den bedeutsamsten Epochen menschlicher Geistesentwicklung.

(Fortsetzung folgt.)

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die päpstliche Encyklika vom 4. August 1879 und die Restauration der christlichen Philosophie.

(Fortsetzung.)

Wir waren am Ende unserer vorigen Arbeit in der Erörterung des päpstlichen Schreibens am dritten Theile desselben angelangt. In den beiden vorhergehenden Abschnitten wird, so zeigten wir, die Alleinberechtigung der scholastischen Philosophie aus ihrer principiellen Christlichkeit und ihrem Entwicklungsgange nachgewiesen. Hiermit ist der erste Theil der in diesem Actenstücke aufgestellten These der Hauptsache nach erhärtet. Die wahre Schule wäre gefunden. Doch zur Einführung in dieselbe brauchen wir einen Meister, dessen Leitung wir uns mit vollem Vertrauen hingeben können.

Trotz aller in der Scholastik herrschenden Einmüthigkeit bezüglich der Grundwahrheiten haben wir nämlich doch verschiedene Richtungen zu unterscheiden. Wir finden eine Anzahl wissenschaftlicher Größen von den verschiedenen religiösen Genossenschaften als Doctores Ordinis in vollerem oder beschränkterem Sinne aufgestellt, dem Unterrichte zu Grunde gelegt und commentirt. Nicht nur der hl. Thomas und Scotus gelten als Begründer solcher wissenschaftlicher Richtungen. Außer Scotus schenkte der Franciscaner-Orden dem hl. Bonaventura und Alexander von Hales († 1245), sodann auch Franz von Mayronis († 1325) und Richard von Middleton († 1300) besondere Aufmerksamkeit[1]. Die

---

[1] Die Franciscaner-Orden schwankten lange in der Wahl ihres Ordensdoctor. Dem Scotus wurde diese Ehre officiell später zu Theil, als man anzunehmen geneigt ist. Wadding (Annales Minorum, ed. 2. Romae, Barnabo, 1733. t. 6 p. 138) selbst

Digitized by Google

Kapuziner waren dem hl. Bonaventura beſonders zugethan und lieferten eine Reihe trefflicher Commentare zu den Schriften desſelben[1]. Mehrere Benedictiner-Congregationen machten Verſuche, den hl. Anſelm von Canterbury († 1109) auf den Schild zu erheben[2]. Die Auguſtiner verehrten Ägidius Colonna († 1316), ihren Ordensgeneral, als ihren beſondern Lehrer[3].

ſagt: „Ab uno et altero saeculo (er ſchrieb 1625—1648) in disciplina Scholastica ab universis Minoritis habetur pro antesignano et communi magistro, et in aliquot Conciliis Generalibus statutum est, ut lectores omnes et magistri tam in cursu philosophico quam in theologico ejus sententiam sequerentur. . . . Quo vero tempore ita primum statuerint ordinis lectores, non omnino constat.“ — In der auf dem Gen.-Kap. von Cahors 1337 publicirten Studienordnung werden die Lectoren nur angewieſen: „Dictis antiquorum et approbatorum Doctorum, prout secundum Deum et veritatem poterunt se conforment“ (Chronologia historico-legalis Seraphici Ord. Fr. Fr. Min. S. Franc. tom. 1. Capitula gen. usque ad an. 1633 complectens. Neapoli, Cavalli, 1650. p. 51). — Ja auch in den auf dem Gen.-Kap. von Terni 1500 veröffentlichten Constitutiones Alexandrinae heißt es noch: „In studiis generalibus, in quibus sententiae leguntur, in toto triennio teneantur legisse 4 l. l. Sent. cum. quaestionibus Doctoris Subtilis aut alterius, puta: Alexandri de Ales, Bonaventurae, Franc. Mayronis, aut Richardi, prout cum auditoribus convenerit. Non enim omnis ad acumina Scoti idoneus est“ (Chronologia l. c. p. 163). — Erſt in den auf Geheiß des Gen.-Kap. von Valladolid 1593 erlaſſenen Statuta wird beſtimmt: „Caeterum quia concertatio Scholastica inter Doctorem Subtilem et alios exorta nec inutilis nec nocua, sed omnino utilis et proficua et ecclesiae et religioni nostrae semper fuit, cum ingenia vel maxime acuat, scholas nutriat et veritati diligentius investigandae vias aperiendo veritatem ipsam dilucidet, idcirco universis studiorum hujusmodi lectoribus praecipimus, ut literam Scoti solum et non alios auctores ex professo explicare conentur.“ Aber hier noch wird beigefügt: „Si in S. Theologiae studiis hujusmodi aliqua etiam S. P. n. Bonaventurae vere Seraphici lectio haberetur, pie quidem ac utiliter actum sane videretur“ (Chronologia l. c. pp. 400. 401).

[1] Siehe die hauptſächlichſten bei Scheeben, Handbuch der katholiſchen Dogmatik. Freiburg, Herder, 1873. Bd. 1 S. 450.

[2] Gener, Theologia dogmatico-scholastica. Romae 1767. t. 1 p. 13.

[3] Schon 1287 — alſo noch zu Lebzeiten des Ägidius († 1316) — hatte das Gen.-Kap. des Auguſtiner-Ordens zu Florenz beſtimmt: „Quia venerabilis magistri nostri Aegidii doctrina mundum universum illustrat, definimus et mandamus inviolabiliter observari, ut opiniones, positiones et sententias scriptas et scribendas praedicti magistri nostri omnes ordinis nostri lectores et studentes recipiant, eisdem praebentes assensum et ejus doctrinae, omni, qua poterunt sollicitudine, ut et ipsi illuminati alios illuminare possint, sint seduli defensores.“ — In den c. 1580 zuſammengeſtellten Conſtitutionen der Auguſtiner-Eremiten war beſtimmt: „Ut autem uniformitas, quoad doctrinam, quemadmodum quoad alia in ordine nostro custodiatur, volumus, ut magistri Regentes in lectionibus et determinationibus disputationum in omnibus sequi et tueri debeant sanam et catholicam doctrinam fundatissimi Dr. nostri B. Aegidii Romani, quondam S. Ord. nostri Generalis; ubi vero ejus scripta non reperiuntur, ex Divi Thomae Aqui-

Digitized by Google

Die Carmeliter[1] commentirten die Schriften des Johann Bacon oder Baconthorp († 1346). Die Serviten nahmen Heinrich von Gent für sich in Anspruch[2]. Endlich hatte auf manchen Universitäten neben dem hl. Thomas, Scotus und dem hl. Bonaventura auch Wilhelm Durandus von St. Pourçain († 1332) seinen eigenen Lehrstuhl, von welchem aus seine Schriften erklärt und seine Lehren vorgetragen werden mußten. Ja in den Niederungen, welche die neuere Scholastik von der älteren trennt, finden wir einen Wilhelm Occam († 1347) an der Spitze der neuern Nominalistenschule.

Das päpstliche Schreiben läßt uns nun nicht im Zweifel über den Führer, welchen wir uns zu wählen haben. „Aus der ganzen Zahl der scholastischen Doctoren," so lautet der in diesem dritten Theile ausgeführte Satz, „ragt als der Fürst und Lehrer Aller der hl. Thomas von Aquin hervor." Diese Behauptung, auf welche sich die eindringliche Mahnung zum Studium des englischen Lehrers stützt, wird sodann durch innere und äußere Gründe nachgewiesen. Wir wollen auf einige derselben genauer eingehen.

Von den oben angeführten Doctoren, die eine mehr oder minder bleibende Spur ihres wissenschaftlichen Wirkens hinterlassen haben, können wir vor Allem Occam, sodann aber auch Durandus wegen ihrer weniger gesunden und sichern Doctrin, ferner Ägidius Colonna, Heinrich von Gent und Johann Bacon wegen ihres geringeren Ansehens einfach außer Acht lassen. Auch der hl. Anselm kann hier trotz seiner unbestreitbaren Vorzüge nicht in Frage kommen, da er einer viel früheren Entwickelungsperiode angehört, die im 13. Jahrhundert weit überholt wurde. Hiermit haben wir die Wahl auf Alexander von Hales, den hl. Bonaventura, den hl. Thomas und Scotus beschränkt. Selbstverständlich muß es sich um die Frage handeln: in welchem dieser vier Doctoren er-

---

natis doctrina suppleatur" (5 p. c. 2 n. 3. — ap. Holstenium, L. Codex Regularum Monastic. et Canonic. ed. M. Brockie. Aug. Vindel., Veith, 1759. t. 4 p. 328).

[1] Das Gen.-Kap. von Rom 1704 befahl den Professoren der Theologie: „Diligenter studeant Doctorum nostri Ordinis determinationes sustinere, sequi sententias et allegare, praesertim Joannis Baconii, Doctoris resoluti nuncupati" (Brevis series omnium capitulorum gen. in Ord. B. V. M. de Monte Carm. habitorum ab an. 1318—1762 ed. a F. P. Engelb. a S. Francisca. Romae 1765. p. 91). Auch stellten die Carmeliter mehrere Commentatoren des Bacon. So Continho, Garcia. Sonst war auch hier der hl. Thomas maßgebend.

[2] Scheeben a. a. O. Bd. 1 S. 432. — Gener l. c. t. 1 p. 148.

Digitized by Google

reichte die Entwickelung des theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſens ihren Höhepunkt?

Der hl. Bonaventura und der hl. Thomas ſtehen auf den Schultern des Doctor irrefragabilis Alexander von Hales. In der großen Summe des Letzteren iſt für die Zuſammenfaſſung der patriſtiſchen Lehre, deren ſyſtematiſche Gliederung und ſpeculative Durchdringung ſchon viel geleiſtet, waren die Leiſtungen des Lombarden bereits weit überholt. An dieſes Hauptwerk ſeines großen Lehrers ſchließt ſich der hl. Bonaventura in ſeinem Commentar zu den Sentenzen oft einfach reproducirend an[1]. Sein Verdienſt beſteht vorzüglich in einer bündigeren und faßlicheren Darſtellung des von Alexander gehobenen Materials. Der eigentliche Fortſchritt, welchen das theologiſche Wiſſen durch den ſeraphiſchen Lehrer machte, liegt mehr auf dem Gebiete innig frommer und gedankentiefer Myſtik, als auf dem der mehr verſtandesmäßigen, wiſſenſchaftlichen Syſtematik und Speculation. Anders, zumal ſelbſtändiger iſt die Stellung, welche der hl. Thomas dem Alexander von Hales gegenüber einhält. Er nimmt zwar auch deſſen ganzes Wiſſen in ſich auf[2], aber ſetzt genau an dem Punkte, bis zu welchem Hales die ſyſtematiſche Gliederung und ſpeculative Durchdringung des theologiſchen Materials gefördert hatte, mit ſeiner überlegenen Geiſteskraft an, um die ſpeculativen Wiſſenſchaften, ſowohl die theologiſche als die philoſophiſche, auf eine ungeahnte Höhe zu erheben. Wenn man alſo auch die Summe des Alexander als ein würdiges Vorbild der Summe des engliſchen Lehrers bezeichnen darf[3], ſo übertrifft doch letztere eben dieſes ihr Vorbild nicht nur durch eine in manchen Lehrpunkten geſundere Doctrin, durch vollſtändigere Zuſammenfaſſung des theologiſchen Stoffes, ſondern beſonders durch größere Beſtimmtheit und Klarheit in der philoſophiſchen Verarbeitung und Darſtellung, ſowie durch eine vollendetere Abrundung des theologiſchen Syſtems. Es ſtand eben der hl. Thomas nicht nur auf den Schultern ſeines reich begabten Vorgängers, war demſelben nicht nur durch jene außerordentliche, für die kirchliche Wiſſenſchaft ganz providentielle Geiſtesanlage weit überlegen, er hatte vor ihm vorzüglich auch alle jene großen Vortheile voraus, welche ſich aus der ariſtoteliſchen Philoſophie für die

---

[1] Vgl. hierüber den intereſſanten Aufſatz Jeilers im „Katholik" 1879, erſte Hälfte (Bd. 59) S. 49.

[2] Jeiler im „Katholik", l. c. S. 38.

[3] Vgl. die treffliche Überſicht über die Geſchichte der ſcholaſtiſchen Theologie in Scheebens Handbuch der kathol. Dogmatik, Bd. 1 S. 423 ff.

Digitized by Google

Entwickelung der Theologie ableiten ließen[1]. Ja auch in dieser Beziehung hatte die Vorsehung für den englischen Lehrer gesorgt. Er hatte nicht als der Erste an der Urbarmachung dieses freilich fruchtbaren, aber doch mit wildem Gestrüpp überwachsenen Gebietes seine Kräfte zu verzehren. Außer dem theologischen Wissen des Alexander bildet der christliche Aristotelismus Albert des Großen das Piedestal, auf welchem sich die hehre Gestalt des Engels der Schule erhebt. Albert hatte ihm die Wege geebnet und in der aristotelischen Philosophie ein Hilfsmittel geschaffen, dessen Alexander und der hl. Bonaventura entbehrten. Das Hauptwerk des hl. Thomas, die Summa theologica, hat darum die größte Bedeutung nicht nur für die Theologie, sondern auch für die Philosophie, da sie über die wichtigsten Fragen beider Disciplinen Aufschluß gibt.

So bliebe denn nur noch die Wahl zwischen dem hl. Thomas und Scotus übrig. Doch auch hier ist die Entscheidung nicht sehr schwierig. Auch dem Scotus lag zwar die große Summe des Alexander zur Verwerthung vor, ja sogar die Leistungen des Aquinaten konnte er sich zu Nutzen machen; gleich ihm besaß er eine genaue Kenntniß der Schriften des Stagiriten, zu denen auch er zahlreiche Commentare schrieb. Während wir aber in seinen Schriften die Verwerthung der eigenthümlichen Vorzüge der beiden erstgenannten Auctoren weniger wahrnehmen, treten die Spuren seines eifrigen Studiums der aristotelischen Philosophie scharf hervor. Aus demselben scheint er jene staunenswerthe Schärfe, jene kritische Spitzfindigkeit, sowie den ihm so charakteristischen Hang zur reinen Speculation geschöpft zu haben. Leider wurde aber bei ihm diese Seite seiner wissenschaftlichen Begabung und Ausbildung nicht in jener harmonischen Weise, wie dieß beim hl. Thomas der Fall war, durch einen gleich ausgeprägten Geschmack für das positive Wissen ergänzt und im richtigen Gleichgewicht erhalten. So vermissen wir denn in seiner Speculation das ruhige Maßhalten und damit jene durchsichtige Klarheit bei aller Tiefe des Gedankens, jenen feinen Sinn für systematische Zusammenordnung und Abrundung des theologischen Lehrstoffes. In dieser letzten Beziehung kam er über die Leistung des Lombarden nicht hinaus, die doch von Alexander sowohl als zumal vom englischen

[1] Die Bedeutung dieses Momentes findet sich lichtvoll dargestellt in der empfehlenswerthen Schrift Schneids, Aristoteles in der Scholastik. Eichstätt, Krüll, 1875. S. 44 ff.

Digitized by Google

Lehrer weit überholt worden war. Wenn wir demgemäß aber auch uns ohne Zaudern für den Engel der Schule entſcheiden und ſein Hauptwerk hoch über das Opus Oxoniense ſeines großen Rivalen ſetzen, ſo ſind wir doch der Anſicht, daß die Mängel dieſes Letzteren in neueſter Zeit zuweilen mit zu grellen Farben dargeſtellt worden ſind.

Endlich war es ein gewiſſermaßen äußerlicher Umſtand, welcher der Summe des hl. Thomas ſehr zu ſtatten kam und für dieſelbe ſchwer in die Wagſchale fällt. Während ſowohl Alexander bei Abfaſſung ſeiner großen Summe als Scotus bei Ausarbeitung ſeiner umfangreichen Commentare zum Lombarden mehr die Gelehrtenwelt im Auge hatten und daher vor Allem nach Ausdehnung des Wiſſens und Tiefe der Forſchung trachteten, war es dagegen die ausgeſprochene Abſicht des engliſchen Lehrers, in ſeinen beiden Summen Handbücher für Anfänger zu ſchreiben. Es mußte daher ſein Hauptaugenmerk auf ſorgfältige Auswahl und ſyſtematiſche Zuſammenordnung des Stoffes, auf Präciſion und Klarheit in der Darſtellung gerichtet ſein. — Übrigens war jene unvergleichliche Klarheit gerade der Vorzug, welchen ſchon die Zeitgenoſſen in dem Heiligen anſtaunten und in ſeinen Schriften bewunderten [1].

Dieß ſind einige der *inneren Gründe*, auf welche das päpſtliche Schreiben die Bevorzugung des hl. Thomas gründet. — Doch noch viel entſcheidender iſt in dieſer Sache *die Stimme der Geſchichte*. Die eben aufgeführten Vorzüge konnten — wenn ſie wirklich ſo hervor-

---

[1] Wilhelm von Thoco, Schüler und Biograph des Heiligen, erzählt, derſelbe habe ſchon gleich bei ſeinem erſten Auftreten in Paris durch ſeine lichtvolle Klarheit ſeine Schüler in ganz auffallender Weiſe für das Studium begeiſtert. Bolland. (Acta S. S. Martii, t. 1. ed. Palmé. Vita cap. 3 n. 15 p. 661): „(Videbatur) *claritate* doctrinae Scholares plus caeteris ad amorem scientiae provocare. Erat enim novos in sua lectione movens articulos, novum modum et *clarum* determinandi inveniens. . . . Unde scripsit in Bacellaria et in principio sui magisterii super 4 l. l. Sent. opus stylo disertum, intellectu profundum, *apertum intelligentia*.“ — Von den Vorleſungen ſprechend, die der Heilige als Magiſter hielt, ſagt Wilhelm (l. c. cap. 4 n. 18 p. 663): „Sub cujus Doctoris *lucida* et aperta doctrina floruerunt quamplures magistri religiosi et saeculares propter modum docendi *compendiosum*, *apertum* et *facilem*“ (cf. l. c. cap. 3 n. 17 p. 662). — Schon 1319 ſagt einer der Zeugen im Heiligſprechungs-Proceſſe (l. c. Proc. inquis. cap. 9 n. 83 p. 713): „Quilibet secundum modulum suae cogitationis seu capacitatis potest facile capere fructum ex scriptis ejusdem et propterea etiam laici et parum intelligentes quaerunt et appetunt ipsa scripta habere.“

Digitized by Google

ragend waren — nicht verborgen bleiben; sie mußten beim mündlichen Vortrage sich geltend machen, zum Studium der Schriften anlocken, in welchen sie sich verkörpert fanden. Dieser Einfluß mußte seine Früchte tragen, welche die Geschichte des theologischen und philosophischen Wissens zu verzeichnen hatte. Und wirklich, wie es kein wissenschaftliches System gibt, welches sich in Bezug auf Allgemeinheit und Dauer der Anerkennung mit der Scholastik messen könnte, so gibt es auch innerhalb dieser Schule keine wissenschaftliche Leistung, welche sich eines Erfolges rühmen kann, wie ihn die Summe des englischen Lehrers erzielte. *Ihr Schicksal ist das Schicksal der kirchlichen Wissenschaft*; die Anerkennung, die sie in den katholischen Schulen findet, der Gradmesser für die Höhe der theologischen und philosophischen Forschung. Wie ihr Zustandekommen den Höhepunkt der älteren Scholastik bezeichnet, so war auch die Zeit des Nominalismus in der zweiten Hälfte des 14. und in der ersten des 15. Jahrhunderts, in welcher sie weniger geschätzt und studirt wurde, die Periode des Niederganges von der am Ende des 13. Jahrhunderts erreichten Höhe. Als sodann gegen den Ausgang des Mittelalters das Morgenroth der neuern Scholastik das Sturmgewölke der anbrechenden Umsturzperiode vergoldete, da war die Summe des Aquinaten die Sonne, von welcher dieses Licht ausging. Die neuere Scholastik, diese zwei Jahrhunderte so reich an den gediegensten Leistungen, datirt von den Jahren, in welchen die ersten Commentare zur Summe geschrieben wurden; es war die Zeit, in welcher die neue, von Gott in diesen traurigen Tagen der Kirche erweckte Hilfsschar, die Gesellschaft Jesu, mit den Söhnen des hl. Dominicus im Studium des Aquinaten wetteiferte, in welcher derselbe überhaupt von den Bannerträgern der kirchlichen Wissenschaften: den Orden und Universitäten, hochgehalten wurde. Endlich bezeichnet auch wieder sein Verschwinden aus den Schulen im Laufe des 18. Jahrhunderts einen zweiten Verfall der kirchlichen Wissenschaft. — Da es nun der sehnsüchtige Wunsch des heiligen Vaters ist, die letzten Spuren dieser für die christliche Philosophie so verhängnißvollen Zeit zu beseitigen und den so wichtigen Wissenszweig zu neuer Blüthe zu erwecken, ist es da erstaunlich, daß er zu einem Mittel greift, das seine Kraft schon so vielfach erprobt und die gewünschte Restauration schon einmal bewirkt hat, daß er jene Doctrin allenthalben auf den Leuchter erhoben, erforscht und verwerthet wissen will, welche sich in allen Anfechtungen bewährt und der Kirche schon so großen Gewinn gebracht hat?

Digitized by Google

Hieraus dürfte klar sein, welch gewichtiges Zeugniß die Geschichte zu Gunsten des hl. Thomas abgibt. Kann es nun auch hier nicht unsere Absicht sein, an der Hand der Encyklika eine Geschichte der Approbation des hl. Thomas zu schreiben, so glauben wir doch einem gerechtfertigten Wunsche unserer Leser entgegenzukommen, wenn wir wenigstens einige der in dem Sendschreiben erwähnten historischen Beweisgründe etwas weiter entwickeln. Machen wir uns denn mit der Anerkennung näher bekannt, welche der Heilige in jenen beiden berühmten Genossenschaften fand, welche ihn in ganz besonderer Weise den Ihrigen nennen konnten: in dem Orden des hl. Dominicus und der Universität von Paris. An zweiter Stelle wollen wir dann noch die Stellung erforschen, welche zur Zeit der neuern Scholastik die verschiedenen Ordensschulen dem englischen Lehrer einräumten.

Der Heilige war, wie ein Blick auf sein Leben uns lehrt, einer jener seltenen außerordentlichen Geister, deren Überlegenheit ihre Umgebung sofort fühlt, in diesem Gefühle sich ihnen unterordnet, darauf bedacht, ihre Kraft und Höhe für sich zu verwerthen. Dieß mußte beim englischen Lehrer um so mehr der Fall sein, da in ihm die hervorragende Begabung im Gewande der schlichtesten Einfalt und Demuth erschien und durch eine nicht minder ausgezeichnete Heiligkeit des Lebens in einem gewissen überirdischen Glanze erstrahlte.

Die verschiedenen Schulen seines Ordens und die große Stätte des mittelalterlichen Wissens: die Universität von Paris, waren der Schauplatz seines irdischen Wirkens. Schon sein erstes Erscheinen auf demselben hatte den Charakter des Außerordentlichen, war ein Sieg für die Sache des Ordens, der ihn mit gerechtem Stolze zu den Seinen zählt. Kaum hatte er 1253 in St. Jacob, jenem in den Annalen des mittelalterlichen Wissens so berühmten Dominicaner-Convent von Paris, sein öffentliches Lehramt begonnen, so sehen wir ihn sofort in dem großen Streite, durch welchen die Mendicanten-Orden gegen die Pariser Universität sich ihre Existenzberechtigung auf dem Gebiete der Wissenschaft zu erkämpfen hatten, eine hervorragende Stellung einnehmen. Er wurde nicht nur zur Vertheidigung des Ordens an den päpstlichen Hof berufen, mit der Widerlegung der Streitschrift des Wilhelm von St. Amour beauftragt, sondern die Anerkennung seines Doctorates bildete in jenen Jahren einen der zwischen beiden Parteien strittigen

Digitized by Google

Punkte[1]. Nachdem dieſer Zwiſt zu ſeinen Gunſten entſchieden, errang er in wenigen Jahren einen zweiten — wir möchten faſt ſagen — noch glorreicheren Sieg über die ihm in Folge ſeines Auftretens natürlich ſehr abgeneigten Gemüther der Pariſer Lehrer und Schüler. Es gelang ihm, ſie durch den Glanz ſeines Wiſſens und den Erfolg ſeiner Lehrthätigkeit ſo für ſich zu gewinnen, daß bei ſeiner zweiten Abberufung die Artiſten-Facultät ſich in einem eigenen Schreiben an das Ordenskapitel von Florenz wandte, um ſeine Zurückſendung zu erlangen. Doch die Intereſſen der verſchiedenen Schulen ſeines Ordens hielten ihn in Italien zurück[2]. Karl I. von Sicilien verlangte ihn für Neapel. So ſah ſich der Heilige ſeit ſeinem erſten Auftreten durch das beſondere Vertrauen ſeines Ordens geehrt, zeitlebens überall, wo er gewirkt, nach ſeinem Abgang ſchmerzlich vermißt, vielerorts ſehnſüchtig erwartet und verlangt. Daher konnte es denn nicht anders ſein, als daß 1274 bei ſeinem Tode der Schmerz aller Jener groß war, denen es vergönnt geweſen war, im Glanze ſeines Lichtes ſich zu ſonnen.

Kaum war die Kunde von ſeinem Hinſcheiden nach Paris gelangt, ſo einigten ſich, trotz des heftigen von 1271—75 andauernden Zwiſtes unter den Nationen, die Magiſtri der Artiſten-Facultät[3] am 2. Mai 1274 zu einem Beileidsſchreiben an das in Lyon verſammelte Ordenskapitel. Nachdem ſie ihrem Schmerze Ausdruck gegeben und das Lob des Dahin-

---

[1] In einem Schreiben an die Univerſität vom 17. Juni 1256 beklagt ſich Alexander IV. über die Verweigerung dieſer Anerkennung. Am 23. October desſelben Jahres verſprachen die Abgeſandten der Univerſität vor den Cardinälen die Zulaſſung des hl. Thomas und des hl. Bonaventura als Magistri. Siehe die beiden Actenſtücke bei Wadding, Annales Minorum, ed. 2. Romae 1731. t. 4 pp. 20. 32.

[2] Schon 1265 hatte ihm das Ordenskapitel von Anagni die Leitung der Ordensſchule in Rom mit außerordentlichen Vollmachten übertragen. Jetzt, 1272, wurde er mit der Einrichtung des für Mittel-Italien beſtimmten theologiſchen General-Studiums betraut. Siehe die beiden bisher unedirten Decrete bei Massetti, P. Th. O. Pr., Monumenta et Antiquitates veteris disciplinae Ord. Praed. ab an. 1216 —1348 praesertim in Provincia Romana. Romae, Typ. Cam. Apost., 1864. t. 1 p. 136.

[3] Es pflegt dieß Schreiben als von der ganzen Univerſität ergangen aufgeführt zu werden. Dieß iſt wohl nicht ganz richtig. Die Überſchrift lautet: Rector Universitatis Parisiensis et Procuratores caeterique magistri regentes in Artibus. Im Briefe ſprechen, wie uns ſcheint, nur die Letzteren; denn ſie bitten nur um philoſophiſche Schriften und bemerken am Schluß: „Hanc autem literam sigillis Rectoris et 4 Procuratorum (der 4 verſchiedenen Nationen) voluimus sigillari.“ Boulay, Historia Universitatis Parisiensis. Paris, Noel, 1666. tom. 3 p. 408.

Digitized by Google

gegangenen verkündigt[1], bitten sie um die irdischen Überreste jenes, den sie, als er noch im Leben weilte, vergebens von dem Generalkapitel (von Florenz, 1272) erfleht hätten. „Denn es wäre höchst unpassend," so bemerken sie, „wenn ein anderer Ort diesen Schatz bärge, als jene Stätte der Wissenschaft, welche von dem Verblichenen, nachdem sie ihn gebildet hatte, durch die Schätze seines Geistes bereichert und geadelt worden ist." Endlich wünschen sie noch eine Reihe philosophischer Schriften, deren Zusendung der heilige Lehrer ihnen, wie sie versichern — da dieselben noch unvollendet waren — bei seinem Weggange (1271) versprochen hatte. Dieses Schreiben ist bei der hervorragenden Stellung, welche der hl. Thomas in dem Streite der Orden mit der Universität eingenommen hatte, gewiß ein vollgiltiges Zeugniß für das außerordentliche Ansehen, das er sich zumal während seines letzten Aufenthaltes in Paris erworben hatte. Es zeigt uns ferner, daß der Heilige bis zu seinem Tode — also auch in den Jahren, in welchen er seine Summa theologica ausarbeitete — den philosophischen Studien rege Aufmerksamkeit und einen Theil seiner erstaunlichen Arbeitskraft schenkte.

Ähnliche Trauer weckte die Todesnachricht im Dominicaner-Convente von Köln. Dort lebte nach Verzichtleistung auf sein Bisthum von Regensburg Albert d. Gr. im hohen Alter einzig der Andacht und Wissenschaft. Als er den Tod des Heiligen vernahm, da brach er, wie einer der Zeugen beim Heiligsprechungsprocesse 1319 berichtete, in bittere Thränen aus und wiederholte, wie untröstlich über den Verlust, die Klage: mit ihm sei die Blüthe, die Zierde der Wissenschaft in's Grab gesunken. In der Folge konnte er den Namen seines vielgeliebten Schülers nicht nennen hören, ohne seinen Tod stets wieder von Neuem zu beweinen. Sein Schmerz war so groß, daß seine Ordensbrüder eine Geistesstörung befürchteten. Als sodann einige Jahre später die Kunde nach Köln drang, die Schriften des Heiligen würden in Paris angegriffen, da war der gute alte Mann kaum mehr zu halten. In jugendlicher Begeisterung erbot er sich, sogleich nach Paris zu gehen, um die Vertheidigung zu übernehmen. Im Hinblick auf sein hohes Alter suchte man ihm dieses Vorhaben auszureden. Aber bald war er in seinem Eifer

[1] „Singultuoso clamore totius ecclesiae universale dispendium nec non et Parisiensis Studii manifestam desolationem lacrimabiliter deplangimus." — So beginnen sie ihr Schreiben. In demselben wird der Heilige sodann „Stella matutina praeeminens in mundo, jubar in luce saeculi, luminare majus" genannt. Boulay, l. c. p. 408.

Digitized by Google

nicht mehr von der beschwerlichen Reise zurückzuhalten. So suchte er denn, in Paris angelangt, die Lehre seines unvergeßlichen Schülers gegen alle vorgebrachten Anschuldigungen sicherzustellen. Nach Köln zurückgekehrt, ließ er sich sodann die Schriften des Heiligen der Reihe nach vorlesen und wurde nie müde, ihr Lob zu verkündigen, da in ihnen die Wissenschaft eine Höhe erreicht habe, die Niemand mehr übersteigen werde [1].

Wie wir aus dem Vorstehenden ersehen, hatte die Doctrin des englischen Lehrers bald nach seinem Hingang die Feuerprobe mannigfacher und heftiger Anfeindung zu bestehen. Leider ist es bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung nicht möglich, ein klares Bild von dem Kampf zu entwerfen [2], welcher, zumal in Paris und Oxford, ein halbes Jahrhundert (1274—1324) für und wider den Heiligen geführt wurde. Daß sich eine solche Opposition erhob, lag durchaus in der Natur der Dinge und ist eine Thatsache, die, weit entfernt, sein Ansehen für die Folge zu mindern, vielmehr besonders geeignet ist, uns dasselbe in seinem vollen Glanze zu zeigen. Die Geringfügigkeit der Anhaltspunkte für ihr Vorgehen, welche die scharfblickende Gegnerschaft in den zahlreichen Schriften des Heiligen erspähte, die Kraft, mit welcher derselbe die mächtige und für eine Zeit siegreiche Coalition überwand, sprechen lauter zu seinen Gunsten, als die begeistertsten Lobeserhebungen seiner Anhänger. Nicht ohne Grund glaubte daher schon 1319 einer der Zeugen des Heiligsprechungsprocesses in der unüberwindlichen Kraft, mit welcher seine Lehre selbst den heftigsten Anfeindungen gegenüber Stand hielt,

---

[1] Bolland. Acta S. S. Martii, tom. 1. ed. Palmé. Paris 1865. p. 712. Processus inquisitionis cap. 9: „In fine conclusit: quod idem fr. Thomas in scripturis suis imposuit finem omnibus laborantibus usque ad finem saeculi et quod omnes deinceps frustra laborarent."

[2] Dafür müßten die handschriftlichen Schätze dieser beiden berühmten Universitäten wieder durchforscht werden. Was uns Boulay, Argentré, Echard, Wood, de Rubeis u. A. mittheilen, ist eben kaum hinreichend, um auch nur Feind und Freund mit Sicherheit zu unterscheiden, und erlaubt uns nur, den Verlauf des Streites in allgemeinen Zügen zu skizziren. Freilich haben in den letzten Jahren Renan, Remusat, Rousselot, Hauréau, A. und Ch. Jourdain Studien veröffentlicht, welche unsere Frage mehr oder minder berührten, und hat zumal Hauréau die ihm anvertrauten Manuscripte der Nationalbibliothek benützt; aber die meisten dieser Forscher erweisen sich zu oft in den landläufigen Vorurtheilen gegen die Scholastik befangen und sind auf dem Gebiete der scholastischen Terminologie und Auffassung viel zu sehr Autodidacten, als daß ihre zuweilen recht frappanten Aufstellungen einfachhin auf guten Glauben rechnen dürften.

Digitized by Google

etwas Wunderbares zu finden[1]. Es bilden also diese Angriffe den natürlichen Hintergrund zu den Erweisen der Anerkennung, welche der Heilige selbst ihm wenig günstigen Gemüthern abzuringen wußte — Erweise, die daher nur in diesem historischen Zusammenhang nach ihrer vollen Bedeutung erfaßt werden können.

Schon am Beginne des 13. Jahrhunderts finden wir, zumal in der philosophischen Facultät von Paris, eine Richtung, die sich durch kritiklosen Anschluß an den arabischen Aristotelismus, zügellose Speculation und übertriebene Spitzfindigkeit charakterisirte. Es war ein Angebinde des älteren Nominalismus. Diesem unruhigen Geiste waren die Grenzen seines natürlichen Revieres zu eng, und so erlaubte er sich häufig, die theologischen Lehrsätze nach dem Maße seiner zuweilen recht waghalsigen Philosopheme zu interpretiren. Derselbe ungezügelte Wissensdrang und dieselbe unruhige Neuerungssucht, welche ihn zum Einbruch in das theologische Gebiet verleiteten, trieben ihn in den rein philosophischen Fragen zur Alchemie, Astrologie und Nekromantie. Es war eine gewisse Tendenz, die nun einmal in der Luft lag und in verschiedenem Grade, unter wechselnder Form sich mancher Geister bemächtigte. In der theologischen Forschung bekundete sich diese Richtung durch Vernachlässigung der positiven Beweisquellen, einseitige Ausbildung der reinen Speculation, sowie durch einen gewissen Vorwitz in Aufstellung von Fragen, deren Lösung nun einmal dem menschlichen Geiste nicht beschieden ist.

Die ersten Spuren dieser Schule finden wir im Anfange des 13. Jahrhunderts in den kirchlichen Erlassen gegen den arabischen Aristotelismus[2]. Ihre Vertretung in der Pariser Artisten-Facultät bezeugen die von den Bischöfen von Paris Wilhelm von Auvergne am 13. Januar 1241[3] und Stephan Tempier am 5. December 1270[4] verurtheilten Thesen; ja die Mahnung der philosophischen Facultät selbst, durch welche dieselbe am 1. April 1271[5] allen Magistri die Behandlung theologischer und die Theologie berührender Fragen untersagte. Doch das Übel wucherte fort, weßhalb Papst Johann XXI. am 28. Januar 1277 in einem eigenen Schreiben Bischof Stephan zur Wachsamkeit aufforderte[6]. Auf diese Mahnung hin proscribirte Stephan am

---

[1] Bolland. Acta S. S. Martii, t. 1. ed. Palmé. Processus inquis. cap. 9 n. 83 p. 713.

[2] Auch Argentré (Collectio judiciorum de novis erroribus. Paris, Coffin, 1724. t. 1 a. p. 203) leitet die 1270 und 1277 verurtheilten Irrthümer aus dieser Quelle her.

[3] Boulay, C. E. de, Historia Universitatis Parisiensis. Paris 1666. t. 3 p. 177. — Argentré, l. c. p. 186. — Zur genaueren Fixirung der Data s. Jourdain, Ch., Index chronologicus chartarum Univ. Parisiensis. Paris, Hachette, 1862. p. 9.

[4] Boulay, l. c. p. 397. — Argentré, l. c. p. 188.

[5] Boulay, l. c. p. 398. — Jourdain, l. c. p. 34.

[6] Boulay, l. c. p. 431. — Jourdain, l. c. p. 37.

Digitized by Google

7. März 1277 219 Lehrsätze[1]. Auch diese Irrthümer schreibt der Bischof in seinem diese Entscheidung einleitenden Briefe ausdrücklich einigen Parisiis Studentes in Artibus zu und bezeichnet das schon mehrmals getadelte Hinübergreifen in das theologische Gebiet als Quelle derselben. Unter den verurtheilten Thesen fand sich auch die Lehre des hl. Thomas vom Individuations-Princip[2]. Was war die Veranlassung hierfür gewesen? Gottfried von Fontaines, als Pariser Lehrer, Zeitgenosse und eifriger Vertheidiger des Aquinaten sicher ein competenter Zeuge, hebt ausdrücklich hervor, daß die Hereinziehung dieser Lehre durch die falsche Deutung und mißbräuchliche Ausdehnung derselben von Seiten einiger Artisten veranlaßt worden war[3].

Hiermit wollen wir jedoch durchaus nicht in Abrede stellen, daß auch noch andere Factoren zu dieser Verurtheilung mitwirkten. Die Mitglieder der theologischen Facultät waren in Bezug auf einige wenige Lehrpunkte des hl. Thomas in zwei Parteien getheilt, deren eine dieselben mit gleichem Eifer bekämpfte, mit dem die andere sie vertheidigte. Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, verschärften bald Übertreibungen von beiden Seiten die anfänglichen Lehrdifferenzen zu eigentlicher Zwietracht. Seine Anhänger wollten in dem Abgehen von seinen Lehren Gefahren für die Rechtgläubigkeit erblicken — Verdächtigungen, für die sich dann seine Gegner dadurch zu rächen suchen, daß sie durch übertriebene Consequenzmacherei in einigen seiner Sätze eine ähnliche Gefahr nachzuweisen suchten. Hierfür geben uns Occam[4] in seinen Dialogen und Gottfried von Fontaines in seinen Quodlibeta[5] genugsame Belege. Zu den achtenswertheſten Gegnern dieser Art gehörte Heinrich Goethals von Mude — gewöhnlich Heinrich von Gent, Henricus de Gandavo genannt — († 1293 als Archidiakon in Tournay). Obgleich mit dem Aquinaten in der Schule Albert des Großen gebildet, hatte er doch bei seiner durchaus selbständigen Forschung manche Fragen anders als der Heilige gelöst. Diese Abweichungen riefen bei dem großen Erfolge, mit dem auch er seine Lehrvorträge an der Sorbonne hielt, einen gewissen Antagonismus hervor. Doch thut man unseres Bedünkens Heinrich Unrecht, wenn man seinem Verhalten ausschließlich persönliche Eifersucht zu Grunde legen will. Seine Kritik war eine sachliche

---

[1] Boulay, l. c. p. 433. — Argentré, l. c. p. 175.

[2] Vgl. hierüber bes. Argentré, l. c. p. 217.

[3] In seinen Ms. Quodlib. 12 q. 5 ap. Argentré, l. c. t. 1 a. p. 215. „Possunt rationabiliter excusari (Bischof Stephan und seine Berather von 1277), quod dictos articulos ediderunt, licet factum ipsorum nunc sit corrigendum; quia pro tempore isto quo editi sunt, plures et praecipue Artistae circa materias illorum articulorum sine termino rationis seipsos nimium effundebant et videbantur dicta eorum nimium declinare ad errores. Et ideo pro tempore isto oportuit ad extremum contrarium magis declinare. . . . Nunc autem circa illos magis est veritas declarata. Et ideo posset fieri correctio."

[4] Guil. Occam, Dialog. 1. p. l. 2. c. 22 sind abgedruckt bei Goldast, Monarchia S. Romani Imperii. Francfordiae 1614. t. 2. cf. p. 424 sqq.

[5] Gotefred. de Fontibus, Quodlibet. 3 q. 5 ap. Argentré, l. c. t. 1 a. p. 216.

Digitized by Google

und betraf einige philosophische Sätze des Heiligen, die nicht über allen Zweifel erhaben waren und überhaupt auch später niemals allgemeine Annahme fanden.

Ein drittes Moment in der Opposition bildete das Vorgehen einiger Lehrer der Franciscaner-Schule von Oxford. Abweichend von den älteren Lehrern dieses um die theologische Wissenschaft so hochverdienten Ordens, hatten Doctoren der beiden englischen Universitäten — an welchen die Söhne des hl. Franciscus denselben maßgebenden Einfluß ausübten, der in Paris den Dominicanern zukam — Einiges von der oben geschilderten Richtung in sich aufgenommen. Sie bekundeten dieß durch eine gewisse Vorliebe zur Kritik und eine etwas einseitige Speculation. Auch wenn wir von der ganz aparten Erscheinung Roger Bacons absehen, so finden wir kurz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts einen Vertreter dieser Richtung in Wilhelm von Ware (Varro). Seinen Geist offenbarten seine beiden Schüler: Wilhelm von Lamare und Johann Dun Scotus. Die Schrift, welche Ersterer c. 1285 gegen den hl. Thomas veröffentlichte, bezeugt, daß in diesen Kreisen eine nicht unbedeutende Rivalität gegen den großen Vertreter der Dominicaner-Schule herrschte. Schon der Titel des Buches: Correctorium fr. Thomae deutet dieß an, sowie der Eifer, mit welchem bei geringer Wissenschaftlichkeit viele Sätze des englischen Lehrers angefochten werden. Ungleich sachlicher und gediegener und daher auch viel bedeutsamer war die Kritik, welche Scotus einige Jahre später den Schriften des hl. Thomas angedeihen ließ. Eine ähnliche Geistesrichtung bekundete auch der große Franciscaner Johann Peckham durch sein Auftreten sowohl als Lehrer der Theologie in Paris, als auch als Erzbischof von Canterbury (1279—1292) in Oxford.

Diese drei Factoren führten, wie wir glauben, die Verurtheilung herbei, welche im März 1277 in Paris und Oxford auch gegen einige Sätze des hl. Thomas ausgesprochen wurde.

Doch weit entfernt, daß hiermit der Streit ein Ende gefunden hätte, begann er jetzt gerade erst recht eigentlich und wogte fort bis zum Jahre 1324, wo er sich zwar zu Gunsten des Heiligen wandte, jedoch nur, um sich unter anderer Form und theilweise veränderter Parteistellung als Kampf des Nominalismus mit dem Realismus durch anderthalb Jahrhunderte fortzuspinnen. Zumal in jener ersten Phase drehte sich der Streit fast ausschließlich um die Person des englischen Lehrers. Der Eifer, mit welchem da für und gegen ihn gestritten, das so gewichtige Zeugniß, welches mitten in diesem Kampfe der Papst in der Canonisationsbulle und in Folge dessen auch die Universität zu seinen Gunsten abgab, zeigt uns, wie mächtig er in sein an Geistesgrößen so reiches Zeitalter eingegriffen und ihm den Tribut der gebührenden Anerkennung abgerungen.

Digitized by Google

Selbstverständlich waren es in erster Linie seine Ordensbrüder, die seine Vertheidigung übernahmen. Wir erwähnten oben schon Albert d. Gr. Sodann werden einer ganzen Reihe derselben Schutzschriften für den Heiligen gegen seine verschiedenen Gegner — zumal gegen Heinrich von Gent und Wilhelm von Lamare — zugeschrieben. Aus England werden Robert Orphord (Oxfordius[1], † c. 1292), Wilhelm Macklesield[2] († 1303), Richard Knapwell (Clopoël[3], † c. 1300) angeführt, aus der Pariser Schule: Johann von Tortocollo[4], Johann von Paris II.[5] (auch Quidort zugenannt, † 1306), Bernhard von Gannat[6] (in der Auvergne, daher auch de Alvernia, † nach 1303), Herväus Nedellec[7] (Natalis, † 1323). Seine Schüler endlich trugen in den verschiedenen Schulen des Ordens zu Paris, Oxford, Cambridge, Bologna, Rom, Neapel, Köln seine Lehre mit einer Treue vor, bei der sie sich nur in der Ausdrucksweise einige Änderungen erlaubten. Dieß wenigstens versichert uns Echard von Hanibald von Hanibaldis, später Cardinal, von Peter von Tarantaise, dem nachmaligen Papste Innocenz V., von Romanus von Rom, dem Nachfolger des Heiligen auf dem Lehrstuhl in St. Jacob, von Ambrosius Sansedonius, Richard Knapwell[8].

Doch auch außerhalb des Ordens fand er entschiedene und eifrige Anhänger. Zu denselben zählen vor Allem die beiden Augustiner Ägidius Colonna (Aegidius Romanus, † als Erzb. von Bourges 1316) und Jacob Capocci von Viterbo, später Erzbischof von Neapel († 1308), sodann besonders der Sorbonner Magister Gottfried von Fontaines.

Ein Kapitel aus den noch ungedruckten Quoblibeta des Letztern ist so recht geeignet, uns zu zeigen, welche Aufregung die Entscheidung vom 7. März an

---

[1] Quetif et Echard, Scriptores Ord. Praed. Paris 1719. t. 1 p. 431.

[2] L. c. t. 1 p. 493.

[3] L. c. t. 1 p. 414. 503; cf. t. 2 p. 820.

[4] L. c. t. 1 p. 536. 473.

[5] L. c. t. 1 p. 500.

[6] L. c. t. 1 p. 492; cf. t. 2 p. 819.

[7] L. c. t. 1 p. 533. — Echard hatte auch Durandus von Aurillac d. J. genannt (t. 1 p. 587). Doch berichtigte er später (t. 2 p. 879) diesen Irrthum. — Über die ganze Frage nach den Verfassern der Correctoria s. die beiden Abhandlungen bei Argentré, Collectio judiciorum, t. 1 a. p. 218—222 und Quetif et Echard, l. c. t. 1 p. 502—504; sodann Rubeis, J. F. B. de, De gestis, scriptis et doctrina S. Thomae Aq. dissertationes. Venetiis 1750. diss. 25 p. 246.

[8] Quetif et Echard, l. c. t. 1 p. 435.

Digitized by Google

der Pariser Universität hervorrief und welch entschiedener Widerstand ihr entgegengesetzt wurde. Gottfried behandelt in diesem Abschnitt kurz nach dem Tode Bischof Stephans von Paris (1279) zu Nutz und Frommen von dessen Nachfolger Renoul d'Homblières (1280—88) die Frage: ob dieser Letztere nicht dadurch sündige, daß er das von seinem Vorgänger ausgesprochene Urtheil nicht widerrufe, beziehungsweise berichtige. Wenn er nun auch schließlich für den Bischof anstandshalber eine Entschuldigung finden will, so sucht er ihm doch mit allem Eifer zu beweisen, daß ein solcher Widerruf für ihn eine Gewissenspflicht sei. Die Sentenz, so führt er aus, schädige, da sie in unberechtigter Weise die Forschung beschränke, das Interesse der Wissenschaft; die Deutung der verurtheilten Thesen sei fortwährend die Veranlassung zu endlosen Streitigkeiten; besonders unheilvoll aber erweise sie sich dadurch, daß sie die so nützliche Lehre des hl. Thomas in Verruf bringe und so die Schüler zu ihrem großen Nachtheil vom Studium seiner vortrefflichen Schriften abhalte. Denn außer der Lehre der Heiligen und Kirchenväter gebe es wohl keine andere, die wegen ihres inneren Gehaltes so sehr erforscht und geschätzt zu werden verdiene. Auf den Heiligen könnten wirklich die Worte des Evangeliums angewandt werden: „Du bist das Salz der Erde"; denn nach seiner Lehre müßte die aller übrigen Doctoren berichtigt, durch sie gewürzt und schmackhaft gemacht werden[1].

Nicht weniger entschieden scheint das Auftreten des Ägidius gewesen zu sein. Wir wollen uns hierfür nicht auf das unter seinem Namen von einem seiner Ordensgenossen veröffentlichte Correctorium corrupturii fr. Thomae (gegen das Correctorium fr. Thomae Wilhelms von Lamare) berufen, da seine Autorschaft desselben sehr zweifelhaft ist. Nach Picus von Mirandola äußerte Ägidius: der Verurtheilung brauche keine Bedeutung beigelegt zu werden, da sie nicht mit Beiziehung aller Pariser Doctoren, sondern nur auf das Betreiben einiger Streithähne erfolgt sei[2]. Wilhelm von Thoco berichtet uns eine andere ähnliche Äußerung, in welcher Ägidius die zur Vorbereitung der Sentenz beigezogenen Doctoren mit Nachteulen vergleicht, die über das Tageslicht zu Gericht sitzen wollen[3]. Endlich findet sich auch in einem seiner Quodlibeta eine solche Bemerkung. Nachdem er da einen Articulus Parisiensis, d. h. eine der verurtheilten Thesen, angeführt, fügt er bei: „Wir hätten gewünscht, daß diese Entscheidung nach reiflicherer Überlegung getroffen worden wäre, und hoffen, daß die Zeit kommen werde, wo in Betreff der proscribirten Thesen ein gerechterer Beschluß gefaßt werden wird."[4] Dieser prophetische Wunsch ging wirklich später in Erfüllung. Inzwischen jedoch zog sich Ägidius in seinem übergroßen Eifer große Unannehmlichkeiten zu. Herausgefordert durch die vielfach ungerechten Verunglimpfungen ihres hochverehrten Meisters,

[1] Argentré, l. c. t. 1 a. p. 214.

[2] Apologia p. 87. ap. Argentré, l. c. t. 1 a. p. 213.

[3] Bolland. Acta S. S. Martii, t. 1. ed. Palmé. Vita auct. Guil. de Thoco, cap. 7 p. 670; cf. Proc. inquis., cap. 9 n. 83 p. 712.

[4] Quodlib. 2 q. 7 ap. Argentré, l. c.

Digitized by Google

durchbrachen eben auch die Vertheidiger die Schranken, welche ihnen die zu Recht bestehende Sentenz ihres Bischofes zog. — Aus einem Schreiben des Papstes Honorius IV. vom 1. Juli 1285 an Renoul d'Homblières, Bischof von Paris, ersehen wir, daß Ägidius von Bischof Stephan Tempier mit Betheiligung der theologischen Facultät zum Widerruf einiger Sätze verurtheilt worden war, denselben jedoch nicht leistete, sondern vielmehr fortfuhr, seine Thesen zu entwickeln und zu begründen. Mit Recht[1] wird die hier erwähnte Verurtheilung des Ägidius als identisch oder doch nahe verwandt mit der vom 7. März 1277 angesehen, da sich von einer andern, neuen keine Spur erhalten hat. Es waren ja auch die vom bischöflichen Erlasse betroffenen Sätze des hl. Thomas die seines eifrigen Schülers. Die Verwickelungen, welche jenes päpstliche Schreiben veranlaßten, schildert uns Gottfried von Fontaines, wenn er auch keinen Namen nennt[2]. Wegen seiner freieren Deutung der proscribirten Thesen und überhaupt wegen Mißachtung der Sentenz als Excommunicirter bei Bischof und Kanzler verklagt und von diesen belangt, appellirte Ägidius an den Papst. Dieser jedoch hielt das Urtheil aufrecht und wies den Appellanten zur Leistung des verlangten Widerrufes nach Paris[3].

Eine ähnliche Verehrung wie Ägidius hegte auch sein Ordensgenosse Jacob von Viterbo für den englischen Lehrer. Kaum war er nach seiner Erhebung in seiner erzbischöflichen Stadt angelangt, als er sich in den Dominicaner-Convent begab und sich die Zelle zeigen ließ, welche der Heilige daselbst während seiner letzten Lebensjahre bewohnte. Voll Andacht küßte er die Stätte, welche die Gegenwart seines großen Meisters ihm verehrungswürdig gemacht hatte[4]. Wie Hauréau aus den Handschriften der National-

---

[1] Boulay, Historia Univ. Parisiensis, t. 3 p. 433. — Crevier, Histoire de l'Univ. de Paris, t. 2 p. 114 n. — Argentré, l. c. t. 1 a. p. 236.

[2] Argentré, l. c. t. 1 a. p. 215.

[3] S. das päpstliche Schreiben bei Boulay, l. c. t. 3 p. 472. — Jourdain, C., Index chronolog. Chartarum Univ. Paris. Paris, Hachette, 1862. p. 51.

[4] Bolland. Acta S. S. Martii, t. 1. ed. Palmé. Processus inquisit., cap. 9 n. 83 p. 712; cf. cap. 1 n. 6. — Trotzdem werden Bernhard von Gannat (de Alvernia) zwei Schutzschriften für den hl. Thomas zugeschrieben, deren eine gegen Gottfried von Fontaines, die andere gegen Jakob von Viterbo gerichtet gewesen sein soll (Quetif et Echard, l. c. t. 1 p. 492). Auch unter den Werken Robert Orphords führt eines den Titel: Contra primum Aegidii Romani Erem. Aug., qui impugnat S. Thomam. Hierdurch ließ sich, wie es scheint, Boulay (l. c. t. 3 p. 409) verleiten, Ägidius den Feinden des hl. Thomas beizuzählen, aber sicher mit Unrecht. Vielleicht fanden Bernhard und Robert in den drei auswärtigen Vertheidigern ihres großen Ordensbruders nicht die Entschiedenheit, die ihnen wünschenswerth erschien. Ägidius beobachtet wirklich in einzelnen Streitpunkten eine durchaus gerechtfertigte Zurückhaltung. Vgl. z. B. Argentré, l. c. t. 1 a. p. 220. — Auch bei Gottfried glaubt Hauréau (Hist. de la Philos. schol., t. 2 p. 291) einige Abweichungen von der Lehre des hl. Thomas gefunden zu haben. Capreolus zählt ihn wirklich einige Male den Gegnern der thomistischen Lehre bei. Vgl. Werner, Der hl. Thomas von Aquin. Regensburg, Manz, 1858. Bd. 3 S. 150.

Digitized by Google

Bibliothek nachzuweisen sucht, fand die Lehre des Aquinaten auch Eingang bei den Cisterciensern durch Humbert von Prulli [1]. Dieser Orden besaß, ähnlich wie die Dominicaner in St. Jacob, eine bedeutende Studienanstalt in Paris, in deren stattlichen Räumen (apud Bernardinos) die Universität häufig ihre Versammlungen abhielt. Auch an der Sorbonne hatte sie außer Gottfried von Fontaines einen eifrigen Anhänger im Siger von Brabant [2]. Die schnelle Verbreitung endlich, welche die Schriften des Heiligen trotz aller Anfeindungen schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts gefunden hatten, bezeugt nicht nur die oben erwähnte Äußerung Wilhelms von Thoco, wir ersehen dieß auch aus dem interessanten Bücherverzeichniß, das die Universität von Paris 1303 zur Fixirung der Preise aufsetzte. Dasselbe weist eine verhältnißmäßig bedeutende Zahl der verschiedenen Schriften des Heiligen auf [3].

Hartnäckiger noch als in Paris scheint der Kampf für und gegen den Engel der Schule in England geführt worden zu sein, wo an den beiden Universitäten von Oxford und Cambridge die Franciscaner bedeutende Ordensschulen hatten und die Entscheidungen der Pariser Professoren großes Ansehen besaßen. Ja der Angriff war so heftig, daß selbst einige Dominicaner in ihrem Festhalten an ihrem großen Ordensbruder schwankend wurden. Hierzu mußte nothwendig die Verurtheilung viel beitragen, welche der Dominicaner Robert Kilwardby, Erzbischof von Canterbury (1273—78), am 16. März 1277 ebenfalls gegen einen Satz des hl. Thomas aussprach [4]. Hierdurch wurde der Streit in den Schooß der englischen Ordensprovinz hineingetragen. Der als Übersetzer der aristotelischen Schriften bekannte Dominicaner Wilhelm von Moerbeck, Erzbischof von Corinth († 1281), richtete an Robert einen vorwurfsvollen Brief [5]. Andererseits fand doch Letzterer bei seinem großen Ansehen einigen Anhang. Dieser Zwiespalt rief von Seiten des Ordens den ersten jener officiellen Acte hervor, durch welche derselbe in der Folge seine Mit-

---

[1] Hauréau, B., Hist. de la Philosophie scholastique. Paris, Pagnerre, 1850. t. 2 p. 289.

[2] Hauréau, l. c. t. 2 p. 290.

[3] Jourdain, C., Index chronologic., p. 74.

[4] Es war dieß die Lehre des Heiligen von der Einheit der Wesensform im Menschen. Dieselbe wurde freilich auch in Paris von Heinrich von Gent u. A. bestritten, war jedoch daselbst nicht verurtheilt worden. Die Versuche, dieser Oxforder Sentenz auch in Paris Geltung zu verschaffen, scheiterten, wie Occam (Dialog., l. 2 c. 22) und Gottfried (Quodl. 3 c. 5. ap. Argentré, l. c. p. 216) berichten. Cf. Wood, Historia et Antiquitates Universitatis Oxoniensis. Oxonii, Sheldon, 1674. t. 1 p. 125.

[5] Vgl. Occam, Dialog. 1. p. l. 2 c. 22. ap. Argentré, l. c. t. 1 a. p. 201. — De Rubeis, l. c. p. 249.

Digitized by Google

glieder immer enger und nachdrücklicher an die Lehre des Heiligen zu binden ſuchte. Auf dem im folgenden Jahre (1278) in Mailand gehaltenen Ordenskapitel kamen die innern Unruhen der engliſchen Provinz zur Sprache. Sofort wurden zwei Viſitatoren abgeordnet, die Sache zu unterſuchen und ſodann mit den energiſchſten Maßregeln das Anſehen des engliſchen Lehrers wiederherzuſtellen, wozu ihnen die ausgedehnteſten Vollmachten ertheilt wurden[1]. Ihre Sendung ſcheint den erwünſchten Erfolg gehabt zu haben. Dieß beweist der entſchiedene Widerſtand, auf welchen Erzbiſchof Johann Peckham 1286 bei ſeinem Vorgehen gegen die Lehre des Aquinaten ſtieß. — Schon als Magiſter in Paris hatte ſich Johann, wie Wilhelm von Thoco erwähnt[2], bei den üblichen Disputationen mit einer gewiſſen Schärfe gegen einzelne Sätze des hl. Thomas ausgeſprochen. Nachdem er als Erzbiſchof von Canterbury ſchon 1284 bei einem erſten Beſuch in Oxford die Sentenz Kilwardby's erneuert hatte und das Erſcheinen des Correctoriums Wilhelms von Lamare einen Sturm ahnen ließ, zog er bei einer zweiten Viſitation, die er an der Univerſität 1286 abhielt, Richard Knapwell, den Hauptlehrer des Dominicaner-Conventes, zur Verantwortung und verurtheilte ſodann eine weitere Reihe von Lehrſätzen[3]. Dieſelbe betraf vorzüglich die vom hl. Thomas vertheidigte Einheit der Weſensform im Menſchen, ſowie die Folgerungen, welche damals — freilich viele mit recht fraglicher Berechtigung — aus dieſer Aufſtellung gezogen wurden.

Doch der Dominicaner-Provinzial Hugo von Mancheſter trat für Knapwell ein und appellirte an den Papſt[4]; Robert Orphord, Wilhelm Macklefield u. A. übernahmen die Vertheidigung der Doctrin des engliſchen Lehrers, und ſo wogte denn der Kampf weiter[5]. Unter den Werken der meiſten berühmteren Lehrer jener letzten Jahrzehnte des 13. und den

---

[1] Martène, Thesaurus novus anecdotorum, t. 4 col. 1793.

[2] Bolland. Acta S. S. Martii, t. 1. ed. Palmé. Proc. inquis., cap. 9 n. 77 p. 710. Cf. Argentré, l. c. t. 1 a. p. 234. 236.

[3] Walter Farquhar Hook, Lives of the Archbishops of Canterbury. London, Bentley, 1864. vol. 3 p. 351. — In einem Briefe Peckhams vom 1. Januar 1286, in welchem er ſein Auftreten vor dem Papſt und den Cardinälen zu rechtfertigen ſucht, findet ſich die irrthümliche Angabe: der hl. Thomas habe dieſe Lehre vor einer Verſammlung der Pariſer Doctoren zurückgenommen. (S. Wood, Hist. et Antiq. Univ. Oxon. ed. Sheldon 1674. t. 1 p. 130.) — Er lehrt ſie ausdrücklich in der Summe.

[4] Wood, l. c.

[5] Occam, Dialog. 1. p. l. 2 c. 24. Ap. Argentré, l. c. t. 1 a. p. 201.

Digitized by Google

ersten des 14. Jahrhunderts finden wir eine oder die andere Streitschrift: de unitate formae verzeichnet. — Bezeichnend für die Stellung, welche der Orden des hl. Dominicus zu der Pariser und Oxforder Sentenz nahm, scheint uns auch die Thatsache zu sein, daß, während derselbe auf zwei Generalkapiteln[1] allen seinen Lehrern die genaue Befolgung des von Bischof Wilhelm 1240 erlassenen Lehrverbotes anbefahl, sich kein ähnliches Decret in Betreff der Entscheidungen aus den Jahren 1277 und 1286 findet. Übrigens wurde denselben, insofern sie den hl. Thomas betrafen, überhaupt kaum Folge geleistet. Dieß bezeugen die oben erwähnten Ausführungen Gottfrieds von Fontaines[2] deutlich genug, und Occam[3] berichtet in seinen Dialogen ausdrücklich, daß die Einheit der Wesensform nach wie vor in Paris und Oxford gelehrt worden sei.

Die erwähnten Anfeindungen der Lehre des Heiligen hatten für den Orden des hl. Dominicus nur einen um so engeren Anschluß an dieselbe zur Folge. Dieß bezeugen die zahlreichen Decrete, welche um jene Zeit bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts von den Ordenskapiteln zu Gunsten des englischen Lehrers erlassen wurden. Aus denselben ersehen wir auch deutlich, daß die Entscheidung des langwierigen Streites vorzüglich durch die rege Thätigkeit herbeigeführt wurde, welche seine Ordensbrüder zumal am päpstlichen Hofe entwickelten.

Das erste dieser Ordensdecrete aus dem Jahre 1278 haben wir schon oben[4] angeführt. Um ähnlichen Störungen vorzubeugen, wie sie in der eng-

---

[1] Auf dem Gen.-Kap. von Paris 1243 wurde verordnet (n. 13): „Item errores condemnatos per magistros Parisienses fratres omnes abradant de quaternis.“ — Dasselbe wurde 1256 auf einem anderen Pariser Gen.-Kap. wieder eingeschärft. S. Martène, Thesaurus nov. anecd., t. 4 col. 1685 n. 13 und col. 1714 n. 8.

[2] Quodlibet. 3 q. 5 ap. Argentré, l. c. t. 1 a. p. 216. Cf. p. 215.

[3] Occam, Dialog. 1. p. l. 2 c. 22 ap. Argentré, l. c. t. 1 a. p. 201.

[4] Da wir uns in der Folge noch häufig auf diese Constitutionen und Generalkapitel des Dominicaner-Ordens zu berufen haben, so wollen wir hier gleich bemerken: der Grundstock dieser Constitutionen stammt aus den Zeiten des hl. Raymund von Pennafort („Constitutiones, quae nunc exstant, sunt statuta antiqua sancita pro maxima parte, in duobus Capitulis generalissimis 1228 et 1236 celebratis et in meliorem ordinem disposita per S. Raymundum de Pennafort, tertium Ordinis magistrum, cujus redactio in 3 capitulis 1239, 1240 et 1241 celebratis approbata est.“ Cf. Constit. O. P. ed. Paris. 1872. p. 23). Diese Constitutionen wurden durch die folgenden Generalkapitel vielfach vermehrt und verändert. — Die Decrete der Kapitel von 1220 bis 1313 finden sich bei Martène et Durand, The-

Digitized by Google

lischen Ordensprovinz vorgefallen, schärfte das Ordenskapitel von Paris 1279 allen Oberen ein: wohl darauf zu achten, daß von der Lehre des fr. Thomas de Aquino, der den Orden durch sein Tugendbeispiel und seine wissenschaftlichen Leistungen so sehr verherrlicht habe, nicht mißfällig gesprochen oder von derselben abgewichen werde[1]. 1286, also im selben Jahre, in welchem der Erzbischof von Canterbury, Johann Peckham, seine Sentenz in Oxford verkündigte, fordert das Generalkapitel von Paris alle Angehörigen des Ordens auf, zur Verbreitung und Geltendmachung der Schriften des Heiligen nach Kräften beizutragen und seine Lehrsätze wenigstens als Meinungen, die einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht entbehren, zu vertheidigen; zugleich wurde jede Beeinträchtigung und Abweichung auf's Neue mit schweren Strafen bedroht[2]. — In dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts entfaltete zumal der Ordensmagister Aymerich großen Eifer zur Hebung der Studien. Was ihn hierzu antrieb, spricht er in seiner Bibliotheksordnung vom Jahre 1308 deutlich aus. Da der Orden, so heißt es in der Einleitung, von Anfang an zum Predigtamte und zur Arbeit am Seelenheile bestimmt sei, so müsse die größte Sorgfalt auf die Förderung der Studien und den Fortschritt in den theologischen Wissenschaften verwandt werden. Hierzu sei aber eine reichhaltige Bibliothek unumgänglich nothwendig[3]. Aus einer der nun folgenden Bestimmungen ersehen wir, wie hoch die Schriften des Aquinaten schon damals geschätzt wurden. Während in Zeiten der Noth zur Veräußerung anderer Bücher die Erlaubniß der Lehrer hinreichte, durfte die heilige Schrift oder eines der Werke des hl. Thomas ohne besondere Erlaubniß des Provinzials nicht verkauft werden[4]. Auch auf dem Kapitel von Bologna 1315 wurde die Veräußerung seiner Schriften von Neuem speciell verboten[5]. Sodann schrieb der Ordensmagister vor: es solle dafür gesorgt werden, daß wenigstens in den Studienhäusern alle Schriften des Heiligen, besonders die theologischen, vorhanden seien[6]. Das Generalkapitel von Saragossa 1309 macht den Lectoren

---

saurus novus anecdotorum. Paris. tom. 4 col. 1670 sqq. Die wichtigeren derselben aus den folgenden Jahrhunderten wurden in den späteren Ausgaben der Constitutionen an den betreffenden Stellen eingereiht. Zumal drei dieser Ausgaben sind zu beachten: 1) Fontana, V. M., Constitutiones, declarationes et ordinationes Capitulorum Gen. S. Ord. Praed. ab an. 1220 ad an. 1650 emanatae. Romae, Caballi, 1655. — 2) Dasselbe, aber fortgeführt bis 1862, opus ab Adm. R. P. Mag. Fr. Cajetano Lo-Cicero Provinciae Trinacriae compilatum. Romae, Morini, 1862. fol. — Diese Ausgabe sollte nur zur Vorbereitung der dritten — jetzigen officiellen — dienen: 3) Constitutiones Fratrum Ord. Praed. — Editio approbata a Cap. Gen., quod Gandavi 1871 celebratum est. Parisiis, Poussielgue, 1872. 8°.

[1] Martène, Thesaurus nov. anecd. t. 4 col. 1797 n. 17.

[2] Martène, l. c. t. 4 col. 1820.

[3] Gen.-Kap. von Padua 1308 bei Martène, l. c. t. 4 col. 1912 n. 16.

[4] Gen.-Kap. von Saragossa 1309 bei Martène, l. c. t. 4 col. 1918 n. 6.

[5] Martène, l. c. t. 4 col. 1955 n. 21.

[6] Auf dem Gen.-Kap. von Bologna 1315. Bei Martène, l. c. t. 4 col. 1955 n. 21. Cf. n. 15.

Digitized by Google

das fleißige Studium dieser Werke zur Pflicht und mahnt sie, ihre Schüler mit allem Eifer in das Verständniß derselben einzuführen[1]. Eine Verordnung des Kapitels von Metz 1313 befiehlt, daß keiner der Studirenden in das Hauptstudienhaus von St. Jacob in Paris — zur Vorbereitung auf das Lehramt — geschickt werde, er habe sich denn wenigstens drei Jahre fleißig mit den Schriften des hl. Thomas befaßt. Auch die Freiheit in der Erklärung des Textes dieser Schriften wurde eingeschränkt. Es sollte nichts aufgestellt werden, was einer Ansicht widerstreite, welche allgemein als die des Heiligen gelte[2].

Während der Orden mit solchem Eifer und Nachdruck für die Vertheidigung und Verwerthung des unschätzbaren Vermächtnisses thätig war, welches ihm sein großer Sohn in seinen Geistesfrüchten hinterlassen, war er nicht weniger darauf bedacht, auch die Heiligkeit desselben, die Grundlage jener wissenschaftlichen Verdienste, zur Anerkennung zu bringen. Naturgemäß gingen diese Bestrebungen: die Betreibung des Canonisations-Processes, vorzüglich von jenem Lande aus, welches die letzten zwei Jahre Zeuge der Tugendbeispiele des Dahingeschiedenen gewesen war und in seinen irdischen Überresten das Werkzeug besaß, dessen sich Gott zur Offenbarung des Verdienstes seines großen Dieners bediente. Im Jahre 1318 überbrachte Wilhelm von Thoco, den der Orden mit der Leitung dieser Angelegenheit beauftragt hatte, dem Papste Johann XXII. Schreiben, in welchen die Königin Maria von Sicilien, die Wittwe Karls II., mit zweien ihrer Söhne, den Fürsten von Tarent und Durazzo, die Grafen und Edeln des Reiches, die Universität von Neapel ihre Bitten um die Heiligsprechung des großen Lehrers mit denen seiner Ordensbrüder vereinigten[3]. Der Papst nahm die Bitten mit Freuden entgegen, und schon am 21. Juli 1319 konnte Wilhelm dem Erzbischof von Neapel und dem Bischof von Viterbo das päpstliche Schreiben übergeben, durch das sie mit der Sammlung der Proceßacten betraut wurden. Die gewünschten Zeugen und Zeugnisse fehlten nicht. Gott hatte schon durch zahlreiche Wunder jenen verherrlicht, der ihn durch den Glanz seiner Wissenschaft und die Heiligkeit seines Lebens so sehr verherrlicht hatte. Bereits nach vier Jahren, am 18. Juli 1323, unterzeichnete Johann XXII. das Heiligsprechungsdecret.

Nachdem der Himmel selbst sich durch seine Zeichensprache zu Gun-

---

[1] Martène, l. c. t. 4 col. 1918.

[2] Martène, l. c. t. 4 col. 1942 n. 8.

[3] Bolland. Acta S. S. Martii, t. 1. ed. Palmé. Processus inquis., cap. 1 n. 3 p. 685.

Digitized by Google

sten des englischen Lehrers erklärt und der Stellvertreter Christi diesen Spruch in Worte gefaßt, da sah sich nun auch der Bischof von Paris, Stephan von Borret, veranlaßt, die Lehrentscheidung seines Vorgängers, insofern sie den hl. Thomas betraf, einer neuen Prüfung zu unterziehen. Wie er selbst in seinem Schreiben gesteht, trieb ihn zu diesem Schritte vorzüglich die Erklärung, welche die römische Kirche — der es zukomme, alle Zweifel zu lösen — in der Canonisationsbulle für die Reinheit der in Frage stehenden Lehre abgegeben. So hob er denn am 14. Februar 1324 das über einige Sätze des Aquinaten gefällte Urtheil auf, jedoch so, daß er damit die besagten Thesen nicht gutheißen, sondern dieselben nur frei der wissenschaftlichen Erörterung überlassen wolle[1].

Auch jetzt noch, nachdem die Sache des Heiligen für immer gesichert zu sein schien, fuhren die Ordenskapitel der Dominicaner fort, die Lehre desselben durch weitere Decrete in den Ordensschulen aufrecht zu erhalten. Ähnlich wie die frühern Generalkapitel mahnen auch die von Sisteron[2] 1329, Le Puy[3] 1344 und von Carcassone[4] 1342 zum eifrigen Studium jener Lehre, welche, wie sich das letztgenannte Kapitel ausdrückt, durch die ganze christliche Welt hin erglänze und sich der Gutheißung der Pariser Doctoren erfreue; bedrohen jede Abweichung von derselben mit strenger Ahndung. — Jedoch dürfen wir uns über die Wiederholung dieser Verordnungen nicht wundern. Die Zeiten waren gar unruhig. Es waren die Jahre, in welchen Occam († 1347) die Fahne des Nominalismus entfaltete. Dieß System war so recht eine Ausgeburt jener maßlosen, einseitigen Speculation, welche schon bisher den ruhigen Entwickelungsgang der wahren Wissenschaft so häufig gestört hatte. Der Reiz der Neuheit, ein gewisser Schein höherer Wissenschaftlichkeit, den sich diese Afterweisheit zu geben verstand, der dünkelhafte Muthwille, mit dem sie sich von der „altväterlichen" Weisheit der frühern Zeit emancipirte, übte einen großen Einfluß aus und richtete arge Verheerungen an. Es war so recht der Cartesianismus des 14. Jahrhunderts. Die eine Thatsache genügte, um uns zu zeigen, wie mächtig das Wehen dieses Geistes war, daß derselbe trotz aller Decrete selbst in die Schule des hl. Thomas einzudringen vermochte. Ihr gehörte

---

[1] Boulay, Historia Universitatis Parisiensis. Paris 1666. t. 4 p. 204.

[2] Fontana, Constitutiones, declarationes et ordinationes Capitulorum Gen. S. Ord. Fr. Fr. Praed. (ab an. 1220—1650). Romae 1655. p. 194.

[3] Fontana, l. c. p. 193.

[4] Fontana, l. c. p. 193.

Digitized by Google

Durandus von S. Porçain († 1334) an, der mit Petrus Aureolus dem Wilhelm Occam die Wege bereitete. Etwas später beklagte St. Jacob den Abfall des Armand von Beauvoir († 1340) und des Robert Holkot († 1349), welche den Occam'schen Nominalismus lehrten[1]. Auch bei Herväus Natalis († 1323) und Petrus de Palude († 1342) finden sich nach Werner Spuren dieser Richtung[2].

Immerhin konnten sich diese Abweichungen von der gesunden Lehre des hl. Thomas im Orden nicht ausbreiten und dauernd festsetzen, riefen vielmehr stets eine gewisse Reaction hervor. So stellte sich dem älteren Durandus sofort sein jüngerer Namensvetter Durandus von Aurillac, auch Durandellus genannt († c. 1380), entgegen. Die Vorrede seiner Gegenschrift drückt so ganz frisch die Entrüstung aus, welche „der vom Bruder gegen den Bruder, gegen den Sohn der eigenen Mutter unternommene Angriff"[3] im Orden hervorrief. In heiligem Eifer thaten sich die Magistri und Baccalaurei des Sanjacobeums zusammen, um aus dem Werke des älteren Durandus die Sätze auszuheben, in welchen er gegen die Lehre des Aquinaten anging. Ihre Widerlegung war sodann die Aufgabe, der sich Durandellus unterzog. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte die Schule des Heiligen die gefährlichste Periode überstanden. Damals erstand aus ihr der berufenste Vorkämpfer des Aquinaten Johannes Capreolus († 1444). Er nahm den Kampf auf der ganzen Linie wieder auf, hielt Abrechnung mit allen Gegnern seines verehrten Lehrers: von Wilhelm von Lamare bis zu seinen eigenen nominalistischen Zeitgenossen. Auch seiner eigenen Ordensbrüder, eines Durandus, Herväus, Petrus von Palude, schont er nicht.

Diese große Schutzschrift des „Fürsten der Thomisten" zeigt uns, wie hoch der englische Lehrer selbst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, also vor den ersten Anfängen der Restauration der kirchlichen Wissenschaft gehalten wurde. Zur Befestigung dieser Hochschätzung, zumal im Orden des hl. Dominicus, hatte sicher auch die von Urban V. 1369 angeordnete feierliche Übertragung der Reliquien des Heiligen von Fossanuova nach Toulouse viel beigetragen. Zur Wahl dieser Stadt hatte

---

[1] Stöckl, A., Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Mainz, Kirchheim. Bd. 2 S. 1022.

[2] Werner, K., Der hl. Thomas von Aquin. Regensburg, Manz, 1859. Bd. 3 S. 152.

[3] Mit diesen Worten des 49. Psalm (V. 20) beginnt Durandellus seine Gegenschrift.

Digitized by Google

den Papſt auch der Wunſch beſtimmt, die daſelbſt errichtete Univerſität in der Lehre des Heiligen gefeſtigt zu ſehen. Daher fordert er ſie auch in der bei dieſer Gelegenheit erlaſſenen Bulle zum eifrigen Studium „dieſer wahren und katholiſchen Lehre“ (veredica et catholica) auf.

Doch dieſes Anſehen beſchränkte ſich nicht auf den Orden allein, wenngleich derſelbe ſicher die Hauptſtütze desſelben war. An der Univerſität Paris hatte, zumal in der philoſophiſchen Facultät — in der ja ſo recht eigentlich der Kampf zwiſchen dem Realismus und Nominalismus auszufechten war —, letztere Schule ſtets einen ſchweren Stand. Es war, als ob die Rechte des größten Realiſten, die ſinniger Weiſe von Toulouſe in die Dominicanerkirche von St. Jacob in Paris übertragen worden war, den Nominalismus nicht zur Ruhe kommen ließe. Mehrmals verurtheilt und verboten, gewann er freilich ſtets wieder Boden. Immerhin war es aber doch Paris, wo er den Todesſtreich empfing. Auch Köln, das ſich wohl unter den deutſchen Univerſitäten vom Nominalismus am freieſten erhielt, verdankte dieß vorzüglich dem treuen Andenken, das es ſeinem größten Schüler und Lehrer bewahrte. Am 24. December 1425 hatte dieſe Univerſität ſich vor dem Kurfürſten über die für ſie fürwahr ehrenvolle Anklage zu verantworten, daß ſie, ſtatt des Nominalismus der Magistri moderniores, die Lehren des hl. Thomas und Albert d. Gr. der antiqui alti sermonis Doctores vortragen laſſe.

Das Schreiben Ludwigs XI. vom 1. März 1473, durch welches die Schriften der Nominaliſten auf den Bücherſchränken der Pariſer Bibliotheken in Ketten gelegt wurden, „wie wilde Thiere, vor deren Biſſen man ſich ſichern muß“, entſchied den Ausgang des zweihundertjährigen Zwiſtes. Dieſes ſelbe Decret ſchrieb das Studium des hl. Thomas und der andern realiſtiſchen Doctoren vor. Freilich hatte der engliſche Lehrer in dieſem zweiten Kampfe nicht allein geſtanden; kämpfte ja doch an ſeiner Seite ſelbſt ſein großer Rivale Scotus. Aber es war ſein gemäßigter Realismus, der allein der realiſtiſchen Partei die unüberwindliche Kraft der Wahrheit gab.

Wir geben freilich gerne zu, dieſe 150 Jahre der älteren Scholaſtik waren für die Doctrin des hl. Thomas gewiſſermaßen die Zeit der Prüfung. Die bald nach ſeinem Hingang hereinbrechende Periode des Niederganges wie des kirchlichen Lebens, ſo auch der kirchlichen Wiſſenſchaft, war nicht die Zeit, in welcher wahres Verdienſt die verdiente Anerkennung finden konnte. Gehört ja doch Verkennung und Befeindung jeglichen Verdienſtes zur Signatur ſolcher Perioden des Verfalles. Und doch trotz einer Be-

Digitized by Google

feindung, wie sie keinen seiner großen Zeitgenossen traf, bürgerte er sich fest ein in die Schulen seines Ordens, behauptete sich auf der ersten Stätte der Wissenschaft und wußte selbst der Ungunst dieser Zeiten manch' herrliches Zeugniß der Hochachtung abzuringen.

Nun aber brachen jene Jahrhunderte an, die seinem Werthe gerecht werden und eben dadurch das kirchliche Wissen zu neuer Blüthe erwecken sollten. Damals erhob sich die christliche Speculation, getragen von den Schwingen des Engels der Schule, zu einer Höhe, die wiederzugewinnen noch immer die eigentlichste Aufgabe der Gegenwart ist.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Ehrle S. J.

Aus einem alten Stammbuch.

So ist nun einmal das Menschenherz, es will lieben und geliebt werden; es möchte das Leben Anderer theilen und Andere an seinem Leben theilnehmen lassen; es mag nichts wissen von dem bittern Scheiden — und dem noch bitterern Vergessenwerden. — Wer möchte all' die Mittel zählen, welche im Laufe der Jahrtausende in den verschiedenen Culturentwicklungen, und wechselnd mit diesen, das Herz schon ausgesonnen hat, um sich möglichst zu vervielfältigen, um dem scheidenden Freund ein „Andenken" zu hinterlassen, die flüchtige Stunde der Freude zurückzuhalten, oder wenigstens durch ein Erinnerungszeichen auf die Zukunft auszudehnen? Heute tauschen die Scheidenden ihre Photographien, die dann, sorgfältig in dem papierenen „Tempel der Erinnerung" des Albums an einander gereiht, Gegenstand der Herzensandacht in stillen, einsamen Stunden, oder auch eine Beschäftigung für neugierige Besucher werden. Das Photographie-Album selbst mit seiner fabrikmäßigen Herstellung hat im Zeitalter der Fabriken einen andern Modeartikel aus seinem dreihundertjährigen Rechte verdrängt, und dieser wird es wahrscheinlich ebenso seinem Vorgänger gethan haben.

Das eigentliche, rechtschaffene Stammbuch tritt besonders seit dem 15. Jahrhundert häufig und in den verschiedensten Formen auf. Bald ist es ein gebundenes Buch, bald sind es lose Blätter in einem Futteral; bald sind die einzelnen Blätter ohne Verzierung, höchstens mit hand-

Digitized by Google

ſchriftlichen Zeichnungen um einige der eingetragenen Sprüche verſehen, bald aber auch ſchon von vornherein mit zierlichen Druckvignetten, Emblemen u. ſ. w. ausgeſtattet, wozu nicht ſelten berühmte Meiſter die Zeichnung geliefert haben. So erſchienen von 1550—1600 bei Feyerabend in Frankfurt am Main eine Reihe von Büchlein unter dem Namen „Guter Geſellen Gedenkbüchlein“ mit den mannigfaltigſten Zeit- und Sittenbildern in ſymboliſchen und witzigen Holzſchnitten, von erklärenden Sprüchen begleitet. In der Mitte war ein leerer Raum gelaſſen, wohin ein Jeder ſeinen Namen und, ſo er wollte, noch ein Verslein ſchreiben konnte. Alte Stammbücher in den verſchiedenen Formen ſind durchaus keine Seltenheit und werden vielleicht eben deßhalb nicht genugſam beachtet[1]. Oder hat es nicht ein ganz eigenthümliches, tief menſchliches Intereſſe, in den vergilbten Blättern eines jener Gedenkbücher herum zu leſen, den ganzen, oft zahlreichen Freundes- und Bekanntenkreis des ehemaligen Beſitzers oder der längſt heimgegangenen Beſitzerin in den bunteſten Sprüchen und Verſen ſich ſelbſt und Andere charakteriſiren zu ſehen? Ja, es beſchleichen bei ſolchem Herumblättern die Seele des Leſers nicht ſelten ganz ernſte und heilſame Gedanken. Wo mögen wohl jetzt die Hände modern, die mit ſo zierlicher Schrift dieſen Sinnſpruch geſchrieben? Wo mag das frohe Herz gebrochen ſein, das im Jugendübermuth jene luſtig tollen Zeilen erſann? Wo hinaus hat das Leben all' die Träger jener hundert Namen verweht, die hier ſo friedlich und heiter neben einander ſtehen? Wohin iſt all' die Jugend, die Schönheit, der Witz, die Freude, der Reichthum? — Ein Blatt Papier hat ſie um Jahrhunderte überdauert! Und dann erzählen dieſe kurzen, bald fromm betenden, bald trotzig derben, jetzt jugendlich heiteren, dann um Verluſte klagenden Verſe dem aufmerkſameren Leſer nicht bisweilen ein Stück inneren Seelenlebens, das Ringen und Streben, das geheime Denken und tiefſte Fühlen eines Menſchenherzens, das ſich im Schooße der Freundſchaft, in der Stunde des Abſchiedes unvermerkt erſchloſſen hat? Doch von dieſem mehr ſubjectiv lyriſchen Intereſſe abgeſehen, behauptet das Stammbuch, wenn es ſonſt irgendwie einflußreicheren oder höher geſtellten Perſonen zugehört hat, einen gewiſſen objectiv hiſtoriſchen Werth. Der Genealoge oder Familien-Geſchicht-

[1] Die reichſte Sammlung von Stammbüchern beſitzt die Weimar'ſche Bibliothek. Die einzige Studie über Stammbücher gab F. O. Hölbe in ſeiner „Geſchichte der Stammbücher“. Hamburg 1800.

Digitized by Google

schreiber begegnet hier nicht selten kostbaren Andeutungen über den Bekanntenkreis oder den Umgang irgend einer Person; über den Aufenthalt derselben zu gewissen Zeiten, über die Wichtigkeit, den Einfluß, die Frequentirung eines Ortes oder einer Familie u. s. w. Allgemeineren Werthes aber können die Stammbücher als Zeitenspiegel für die Culturgeschichte werden, indem sie den Bildungsstand, den Ideenkreis und die Sprachkenntnisse gewisser Stände uns ungeschminkt aufbewahrt haben. Wenn überhaupt die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft ist, so gilt dieß auch mit der nöthigen Beschränkung von der Stammbuch-Literatur. Ob ein Stammbuch einen absolut poetischen Werth beanspruchen darf, hängt natürlich ganz von der Begabung der eingezeichneten Personen ab; es kann aber geschehen, daß der Literarhistoriker gerade in Stammbüchern manchen höchst interessanten Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Sprache und Literatur findet. Wir schmeicheln uns keineswegs, in den Stammbuchblättern, die ein Zufall vor mehreren Jahren in unsere Hände brachte, ein besonders werthvolles Specimen der Art zu besitzen, glauben aber trotzdem, daß einige kurze Mittheilungen über Art und Werth des Inhaltes einiges Interesse haben dürften, zumal, wie bemerkt wurde, die Literatur über den Gegenstand äußerst spärlich fließt.

Auf Haus Meddelborg an der Lippe saßen seit langer Zeit die Ketteler. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wohnte dort zwischen Haveskodt (Hovestadt) und Alten, zwei anderen Gütern der Familie, Konrad Ratger von Ketteler mit seiner Gemahlin Bertha von Raesfeld. Eine Tochter Konrads war Anna, welche sich 1610 mit Georg Heinrich von Diepenbrock zu Buldern, dem Sohne Hermanns von Diepenbrock und der Frau Gertrud von Holle, vermählte. Dieser Anna von Ketteler gehörte einst das vorliegende Stammbuch, das ihr im Jahre 1593, man möchte fast glauben, als ein Wiegengeschenk, verehrt wurde[1]; denn

[1] Der äußeren Form nach ist das Stammbuch ein Querband von 428 Seiten gr. 8°, in starkes braunes Leder gebunden. Auf dem vorderen Deckel sind die Buchstaben A. K. (Anna Ketteler) und unter einer Verzierung die Anfangslettern der Devise A(lle) D(ogend) A(us) G(ott) eingepreßt. Nur die wenigsten Seiten sind beschrieben; die übrigen sind weiß. Zwischen oder neben einzelnen Inschriften hat der Conventual des Klosters Liesborn, Herr Franz Tyrrel, der sich viel mit genealogischen Studien über die westphälischen Familien beschäftigte, höchst interessante Notizen über die betreffenden Personen gemacht. Leider sind diese Notizen in der bisweilen unentzifferbaren Schrift Tyrrels gefaßt und daher fast gänzlich unnütz. Eine Geschichte des Klosters Liesborn in 33 starken Quartbänden von demselben P. Tyrrel

jedenfalls muß die erſt 1610 Vermählte 1594, aus welchem Jahre die erſten Einzeichnungen ſtammen, noch ein ſehr junges Edelfräulein geweſen ſein. Das Stammbuch ſcheint ſomit in jener Zeit zu einem der erſten Luxusartikel einer vornehmen Dame gehört zu haben.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen gehen wir auf den bunten Inhalt der einzelnen Blätter über, die ſelbſtverſtändlich nicht alle gleich werthvoll, aber immer intereſſant ſind und zu verſchiedenen Beobachtungen Gelegenheit bieten. Gleich die erſte Einzeichnung iſt charakteriſtiſch:

„Sophya van Hoevel bin ych genandt
Vnd dyt schryven wal bekandt
Wy hyr wyl by my ſchryven
De mott lange in wal standt blyven."

In dieſem Vers liegt gleichſam eine Ausſchließung aller Unedlen von der Ehre, ſich in dieſes Stammbuch eintragen zu dürfen. Und in der That begegnen wir nur den Namen der bekannteſten Adelsgeſchlechter Weſtphalens, von denen die Mehrzahl heute noch in ihren Enkeln fortbeſtehen, während andere ausgeſtorben ſind. Da ſind es vor Allem die Ketteler ſelbſt, dann die Weſterholt, Galen, Münſter, Recke, Raesfeld, Schmieſing, Schenking, Bodelſchwing, Neuhaus, Oienhauſen, Hanxlede, Hacke u. ſ. w. Auch der berühmte Humaniſt Rudolph von Langen ſteht dreimal eingezeichnet, zweimal auf der Innenſeite des Deckels in griechiſcher und deutſcher Schrift, einmal im Buch ſelbſt (S. 410) mit dem Spruche: „Fortuna est comes invidiae"[1] und der Deviſe: H. G. M. G. (Höre, Gott, mein Gebet [?]). Fügen wir gleich ein Wort über die Stammbuchsdeviſen, die eigentlich perſönliche Wahlſprüche und von den Wappenſprüchen verſchieden ſind, bei.

Die eigentliche Deviſe, aus Körper (d. h. irgend einem Sinnbild, Schwert, Krone, Adler u. ſ. w.) und Seele (dem erläuternden Sinnſpruch) beſtehend, hat ſich aus dem Alterthum in die Neuzeit erhalten und ausgebildet. Was die Deviſen und ihre Sinnſprüche für die Cul-

---

wird im Archiv des hiſtoriſchen Vereins in Münſter aufbewahrt und dürfte wohl noch lange wegen der hieroglyphiſchen Handſchrift des Verfaſſers ein ungehobener Schatz bleiben. — So viel wir aus den Noten erſehen konnten, waren Anna's drei Brüder: Ratger, Herr zu Meddelborg; Kaspar, Domherr zu Münſter und Paderborn; und endlich Goswin, Herr zu Harkotten. — Anna ſtarb 1635 und hatte ihrem Gemahl acht Kinder (zwei Söhne und ſechs Töchter) geſchenkt.

[1] „Des Neides Weggefährte iſt das Glück". Gewöhnlich lautet der Spruch: „Fortunae comes invidia".

Digitized by Google

turgeſchichte ſo lehrreich und bedeutungsvoll macht, iſt, daß ſich in ihnen der Charakter des jedesmaligen Volkes und der jedesmaligen Zeit in deutlichſter Weiſe ausprägt. So enthalten die Deviſen aus dem Zeitalter der Kreuzzüge eine Reihe von ſchönen Sprüchen theils aus orientaliſchen Quellen, theils aus der deutſchen Ritterpoeſie geſchöpft. Durch die allgemeine Betheiligung an den Kreuzzügen gingen die Deviſen nach und nach ſelbſt auf die Handwerker und Bauern über, und nahmen beſonders im 14. Jahrhundert, als das deutſche Sprüchwort, vielleicht in Folge der Sinnſprüche, ſich zu entfalten begann, einen bedeutenden Aufſchwung. Völlig populär wurden ſie erſt gegen das Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts, als ſich auch die Volkspoeſie zur herrlichen Blüthe erſchloß. Dieſe Glanzperiode, der alſo auch unſer Stammbuch angehört, dauerte bis in die erſte Hälfte des 17. Jahrhunderts und erlag, wie alles volksthümlich Deutſche, der Hofmode aus Paris. Die beſten Quellen für geſchichtliche Deviſen ſind eben wieder die Stammbücher [1].

In dem vorliegenden fehlt meiſtens der Körper, nur zwei oder drei Mal ſind einige ſchüchterne Verſuche zur Zeichnung eines ſolchen wahrzunehmen und ſehen auch dann eher hieroglyphiſchen Sprachzeichen als einem Emblem ähnlich. Um ſo reicher ſind dagegen die Sinnſprüche vertreten; nur leiden auch ſie an einem mißlichen Gebrechen für uns ſpäter Geborene, indem ſie wegen ihrer gar zu lakoniſchen Abkürzung für den nicht Eingeweihten nicht zu enträthſeln ſind. Nur die Anfangsbuchſtaben werden meiſtens gegeben, und man weiß nicht einmal immer, ob man lateiniſch, franzöſiſch oder deutſch ergänzen ſoll. Wer würde z. B. den Sinnſpruch der obengenannten Sophia von Hövel: V. V. V. entziffert haben als „Vyve Vut Vivas“ (lebe ſo, daß du ewig lebeſt), wenn ſie ſelbſt es nicht daneben geſchrieben hätte? Andere ſind leichter zu ergänzen, weil ſie entweder bekannte Sprüche enthalten, oder ihr Inhalt mit den beigefügten Verſen in Harmonie ſteht. So glauben wir z. B. das G. G. G. G. der Anna Margaretha von Nienhaus ohne allzu große Kühnheit leſen zu dürfen: „Gute Geſellſchaft gibt Gunſt“ [2]. Hier einige Sinnſprüche mit Auflöſung: M. H. Z. G.: Mein Herz zu Gott, bisweilen auch M. H. Z. G. A.: Mein Herz zu Gott allein oder

[1] Vgl. Radowitz, Die Deviſen und Mottos des ſpäteren Mittelalters. Stuttgart 1850.

[2] Vgl. den Grund weiter unten.

Digitized by Google

allzeit; H. G. M. F.: Höre, Gott, mein Flehen; G. D. M. Z.: Gott dienen mit Zufriedenheit; A. N. G. W.: Alles nach Gottes Willen, oder G. W. G. W.: Ganz wie Gott will. Sehr beliebt war E. V. R. oder V. V. R.: Ehre vor Reichthum, resp. Vrede (Friede) vor Reichthum; G. I. M. S. S.: Gott ist mein starker Schirm; V. S. W.: Vertrau, schau, wem; W. D. W.: Wie du willt u. s. w. Nicht alle Sprüche sind so leicht zu entziffern, besonders wenn sie allein den Namen begleiten, oder wenn sie lang sind. Ersteres ist besonders bei Männern gebräuchlich. So zeichnet Diderikus Ovelacker (?): G. W. F. D. M. G.; Dirick von der Reck: W. G. V. E. W. W. M. T. K.; Hermann von Edbelkerken: H. L. V. F. B.; Johann Melcher de Wrede: Z. G. V. E. S. A. M. B.; Bernhard von Münster zu Meinhövell: B. F. M. B. N. V. W. Dieu guide ma fortune u. s. w.

Im Allgemeinen wird man nicht fehl gehen, wenn man den Devisen einen religiösen Sinn unterlegt, da jene, welche leicht zu entziffern sind, meistens einen solchen haben, und auch der ganze Geist jener Zeit viel ausgesprochener als heute sich mit religiösen Fragen beschäftigte, wie dieß sich hinlänglich aus der Geistesrichtung des Reformationszeitalters erklärt.

Einige der Stammbuchverse scheinen sogar unter directem Einfluß protestantischer Ideen geschrieben. So z. B. muß der mehrmals wiederkehrende Vers: „Gott, erhalte mich bei deinem Wort" jeden Leser an das lutherische Gebetlein erinnern, wenn wir auch nicht geradezu sagen wollen, daß der Schreiber oder die Schreiberin zum Protestantismus hinneigten. Ebenfalls auffallend ist die starke Betonung der Unabwendbarkeit dessen, was Gott über den Menschen verhängt hat. Man fühlt hindurch, daß die theologischen Controversen über Prädestination den Stammbuchsfreunden durchaus nicht fremd waren. Einzelne der verzeichneten Namen gehören bekanntlich heute wirklich protestantischen Familien an; wir zweifeln aber, ob der traurige Religionswechsel sich um jene Zeit schon vollzogen hatte.

Diesem frommen Charakter der Devisen entsprechen durchschnittlich auch die eigentlichen Stammbuchverse, d. h. jene Reime, welche zwischen Devise und Namensunterschrift stehen. Es kommt vor, daß sie mit der Devise nur ein Ganzes bilden, z. B.:

„B. M. O. G. S. (Bewar mi o Godt stetiglich)
Daß bitte ich dir demütiglich."

Viele Einschreibungen beginnen mit dem Namen, z. B.: „Margarete

Digitized by Google

ſchele do ych my ſchriven | by Godt und ſyn wordt ewych tho blyven.“ — „Elsebe ſchele do ych my nenen | Alle de my kenen | Den gesche we se my günnen.“ — „Elysabet Capell do ych mych nomen | Godt geve de lüden | Wat se mych günnen | Ydt sy bose oder godt (gut) | ydt geve en (ihnen) godt.“ Oft heißt es einfach:

„N. N. ist der Name myn
Godt welde mich (mir) borch Chriſtum gnedig ſyn“;

oder: „Godt wyl alle Tyth myn Beſchermer ſyn“;

oder: „De name des Herren sta my by“;

oder: „De lebe Godt wil min geleitſman sin“.

Manche Sprüche ſind in Form ſchöner Mahnungen oder knapper Sentenzen gekleidet und bilden einen Beitrag zum deutſchen Sprüchwort:

„Gedult in noden
Hoffnunge zu Gott
Gutt Geweſſen darby
Macket di sorgenfry.“

„Godt kere und wende
Al myn Ellende
Zum ſeligen Ende
Wen's Gods Will iſt.“ [1]

„Edle(s) Hertzze ſueg (ſieh) vor dych
Das begyn und ende iſt ungelych
Das begyn hat eyn gut behaggen
Das ende mos de last draggen.“ (Sibylle von rasfelt.)

„Christis blot
Myn erbgut.“ (i. D. rasfelt.)

„Fruchte gott
Do recht
Scheu nimant.
Vreede vor Rickdom.“ (Odilia van Dorth.)

„Godt schickt na sinen wille
Vnde na min beger
Ick wil net wonsschen mer.“
(Ema oder Sema van Stenwick.)

„Och Got myn her
bewar mych lyf, ſel und er,
Dat ys myn bydde und begehr.“
(Johanna Ketteler webdewey [Wittwe] heßiſche.)

[1] Beide Sprüche ſind von Margaretha Ketteler, Dochter zu Werborch.

Digitized by Google

„Der Zeitt warten, kann oft gewinnen
Was von Gott beſcheret iſt, mag nit entrinnen."

„Richdom gif mi nicht o Here
armot och van mi kere
erhalt mi her bi dinem wordt
so habe ich genoch hir und dordt." (Anna Ketteler.)

„Was gottes Wille meir zufuget
Darihn mir alle zeit wal genoget
Ihn ſeine Handt, machde und gewaldt
habe ich mein leben dot und Ende geſtalt."
(Eliſabet geborene von der Reck.)

„Godt vertrou vestiglych und las ym ſorgen."
(W. geboren Dochter de raſvelt.)

„Arm und from
Iſt min richdom
Dem Ellent nicht ſchadt
Der Dugent hat." (Sike Hacke.)

„Fromichgeit iſt ein feinn kleit
Wu ment lenchger drech (trägt) wu eht better steidt (ſteht)."

„Er iſt wyß und wall gelertt
Der alle Dynk tho den beſten kertt." (Margaretha ſchele.)

„Ich laſſe einnem jeden reden was er wil
Dennoch geſchut was de getruwe got haben will."
(Eliſabet Pentlink.)

Daß alle Sprüchlein nicht gleich fromm ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Bisweilen, wenn gerade eine frohe Geſellſchaft zu Beſuch war, gibt es auch wohl eine Zwieſprache in Verſen voll gemüthlichen Humors. So auf S. 76, wo wir ſechs verſchiedenen Handſchriften begegnen, zwiſchen denen man ſozuſagen die Unterredung durchlieſt, welche zu den verſchiedenen Verſen Anlaß gab. Zuerſt kommt Ermegart von Beveren noch ganz fromm mit ihrem Sprüchlein:

„Groſs rychdom beger jch nycht oh Her
Doch armot ſey och van mych fer
Erhalt mych her bey dejnem wort
So habe jch genog hyr vnd dorth."

Ihre Deviſe lautet G. A. S. J. H. — Agneß van Westerholt ſetzt ſchon launiger darunter: „Wenſs Gott behaget | is better benidet alſs beklaget." Ihre Schweſter Anna van Westerholtt ſchreibt launig daneben:

Digitized by Google

„Wers mi gift schone Worden und menet se nicht
Und ich se anhore vnd gelaube se nicht
Sint se dan gelaugen
So bin ich noch vnbedrogen."

Bei diesem Zweifel an Menschentreue wählte die Schreiberin recht wohl ihren Wahlspruch: „Mein Herz zu Gott allein." Übrigens scheint der Junker Hermann von Ketteler nicht so recht an die Aufrichtigkeit jener kühlen Erklärung Anna's zu glauben, denn im neckischen Ton setzt er dicht unter des Edelfräuleins Sprüchlein das seine:

„Schone Worde vnndt die gelogen
haben manniges iunges hertz betrogen."

Um jedoch nicht unritterlich zu sein, fügt er gleich unter seinem Namen bei:

„Schone junkfrawen unndt bares geldt
Ist das beste in diser Weldt."

Schließlich trägt sich noch Goswin Ketteler in zierlich feiner Handschrift mit den Worten ein: „Gute freunde moissen nit allein stein."

Gleichsam um den Streit zwischen der „Juffer"[1] Westerholt und dem Junker Ketteler zu schlichten, schreibt Anna von Lennep sehr richtig: „Verthruwe Gott boven allen | so habt Er an Dych eyn wol gefallen."

Ein anderer Dialog in Versen ist der folgende:

„Umb geluke hebbe ych gebeden
Wolles Godt schicken ych wer es thofreden
Ehs sy gelüke offte (oder) vngef'all
Wat eyn yeder (einem jeden) bescheret ist dat krych hy wal (bekommt er wohl)
Swych (schweig') undt leydt (leide)
Alle bose geselschap mejdt (meide)
Haldt dych zo den frommen
So wyrstu ehr undt gunst bekomen."
G. G. G. G. (Gute Gesellschaft gibt Gunst?) (Anna Margareta von Nyenhaus.)

Darauf lautet die Antwort:

„Ich wyl suygen (schweigen) und mych lyden
bes my godt myt geluche wel blyden (will erfreuen)
Darhen stell ych mynen synn
Ich hoppe geluche sej myn gewyn
Alles mydt ehren wat ych besta
Der anders gedenket van den ych ablha (lasse ich ab)."
A. G. N. (Elysabedt Droste.)

[1] Der Titel findet sich im Stammbuch.

Digitized by Google

Sike Hacke meint freilich mit Recht:

„Arm und from
Iſt min rychdom
Dem Ellent nicht ſchadt
Der Dugend hadt."

Aber ihre Schweſter „Margaretha Hake, frau von Langen" erwiedert darauf ſcherzend:

„From bin ich woll, dass hilft mich nicht
Geldt hülffe mich woll, dass habe ich nicht
Schonn wer ich gern dass bin ich nicht
Still freundtlicher Worde de kan ich nicht
Hilf godt hir erlich und hernach selich
Nicht mehr begehr ich."

Auch an Sprüchen in fremden Sprachen iſt kein Mangel; meiſtens freilich ſind es Männer, welche ſich bald italieniſch, bald ſpaniſch, oder franzöſiſch, oder lateiniſch, bald auch in allen fünf Sprachen zugleich eintragen.

„Mon humeur est loyauté
J'ay la constance au courage." (Henrich von Galen.)

„Maudict soit le chat, quand il trouve le pot decouvert
s'il n'y mette la patte." (Ludolph Balke.)

„Assai ben salta, à qui fortuna sona." (Drſlb.)

„Rien sans dire." (Johann von der Brüggeney, genandt Haeſerkampff.)

„Contre fortune bon courage." (Broickhoven.)

„Constantia quid commendabilius?" (Herman Von Der.)

„Ne trop ne peu." (H. Bocholt.)

„Doulce est la peine
Quand elle emmaine (amène)
Après tourment
Contentement
Mon tour viendra." (Philips Arnoldt von Beirmundt.)

„Benigno e piacevole in prosperita
Forte e constante in adversita. —

„Espoir donne confort
Tant en vie que après la mort. —

„Esperança sin mudança
Su deseo alcança."

„Omnis humana cogitatio in malum prona." (Johan von Trintrig?)

Digitized by Google

Auch an lateiniſchen Herametern fehlt es nicht:

„Semper sex fugias, sed semper quinque sequaris
Cum quatuorque brevi tempore sanctus eris.
At tribus et binis uti poteris vel abuti
Tu sphingam superas si mea dicta capis.“

Dieſes Räthſel über die Buchſtaben des Wortes Amores (mores, ores, res) gibt Gisbert von Bodelſchwingh auf, während Niklas Schmitzing mit dem Dichter meint:

„Est commune malum semel insanivimus omnes
aut Deus aut lapis est qui non juveniliter ardet.“

Schwerer dürften folgende Verszeilen zu verſtehen ſein, die uns Hans Gerhardt Saurstadt ſchreibt:

„Ut mea sis si potes es, tuus ut sum si nequit esse.
Non odiosus ero, sis mea si potes es.“

Die beigefügte Überſetzung macht uns nicht viel klüger:

„Mein ſein kann ſein, kann aber Dein ſein nicht ſein
Wil ich Dir dennoch nicht fiandt (Feind) ſein, kann's ſein ſo ſei es.“

Mag Letzteres auch nur Spielerei, und mögen auch nicht alle eingetragenen Sprüche eigene Arbeit der Unterzeichner ſein, ſo gibt dennoch dieſer Überblick ein gutes Zeugniß von dem damaligen Bildungsſtand des weſtphäliſchen Adels, dem fünf Sprachen mehr oder weniger zu Gebote ſtanden. Die damaligen Kriege mögen die Bekanntſchaft mit dem Spaniſchen wohl mit ſich gebracht haben, während Italieniſch und das immer mehr überhandnehmende Franzöſiſche zur Bildung gehörten. Leider brachten die Sprachen auch den leichten Geiſt mit, der damals jene Literaturen beherrſchte. Man bedenke nur, daß wir uns mit dem Stammbuch in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts befinden, wo die Reformation mit ihrer Sittenverwilderung der aus Frankreich einbrechenden Frivolität die Wege bereitet hatte. Der größte damalige Schriftſteller Deutſchlands war ohne Zweifel Fiſchart, und dieſer griff bekanntlich zu dem ſchmutzigſten Werke des Franzoſen Rabelais, um zugleich mit der katholiſchen Kirche und den kaum erſtandenen Jeſuiten auch die Ehrbarkeit und Zucht zu verhöhnen. Blickt man auf die gleichzeitige Literatur unſeres Vaterlandes, ſo muß man ſich gewiß wundern, daß wir in dem Stammbuch eines weſtphäliſchen Edelfräuleins verhältnißmäßig nur wenig von jenem böſen „Auslandswind“ ſpüren, und wenn er ſich doch be-

Digitized by Google

merklich macht, dieß immer in französischer oder italienischer Sprache geschieht.

Doch genug über die Denksprüche und kürzeren Aufzeichnungen. Wir könnten sie noch leicht um das Doppelte vermehren; allein wir haben Eile, zu einer anderen Kategorie von poetischen Andenken zu kommen, die ebenfalls zahlreich vertreten sind und ein größeres literarhistorisches Interesse bieten. Wir meinen die eigentlichen Lieder, die trotz ihrer bisweilen etwas unbeholfenen Form nicht selten wahre Perlen der volksthümlichen Dichtung sind und in ihrem treuherzigen Ton die Mitte halten zwischen dem entschwundenen mittelalterlichen Minnelied und dem immer mehr aufblühenden Volksgesang.

Betrachten wir diese lyrischen Ergüsse, die sich leicht begreiflich meistens um Herzensangelegenheiten drehen, etwas näher, so drängt sich unmittelbar die Frage auf, ob jene Junker und Edelfrauen, welche die Lieder unterzeichneten, auch deren Verfasser waren, oder ob man nur aus dem Gedächtniß irgend ein Lieblingslied aufzeichnete? Einige der 21 in unserem Stammbuch enthaltenen Lieder haben so vollkommen glücklich den Volkston getroffen und sind so frei von jedem subjectiven oder gemachten Geschmacksbeiwerk, daß wir schwerlich an die Autorschaft der Unterzeichner glauben können. Andere hinwiederum lassen wegen ihres vornehmen, gekünstelten Beigeschmackes auf einen halb humanistisch, halb französisch gebildeten Dichter schon rathen. Jedenfalls aber ist es höchst interessant, zu sehen, wie gerade der katholische Adel es war, welcher dem deutschen Volkslied so günstig entgegenkam; daß er dem „Wildling" seine Schlösser öffnete und sogar Eingang in das Heiligthum seiner Stammbücher gestattete, wenn er nicht selbst thätig war, den Schatz der Volksweisen zu vermehren. Trotz Luther und seiner Bibel hielt übrigens dieser nämliche Adel auch noch an der niederländischen Sprache fest, in der ja auch bekanntlich das Volkslied von Anfang am liebsten auftrat. Wir wollen zwei jener Lieder in freierer Schreibweise den Lesern vorlegen. Es sind Aufzeichnungen eines Ehepaares, des Herrn Bernhardt von Münster zu Meinhövel und seiner Gemahlin Elisabet geb. Pentlink. Die sehr jung verstorbene Edelfrau, welche die Letzte ihres Namens war, liebt einen heiteren, fast etwas trutzigen Ton und schließt doch ihr Lied mit einer ganz modern klingenden, melancholischen Wendung:

„Fröhlich in allen Ehren
Bin ich so manche Stund,

Wer will mir das verwehren
Darweil mein Gott mir's gunt?
Zum Trotz der falschen Zungen
Die darum tragen Haß —
Je mehr sie es beneiden
So treib' ich es desto baß!

„Wohl Mancher will verzagen
Geht's ihm nicht nach sein' Sinn,
Was mir nicht anerschaffen
Das laß ich fahren dahin.
Viel lieber ist mir im Herzen
Die ich mit Treuen mein'
Man kann bei kleinem Gute
Auch wohl frisch fröhlich sein.

„Laß trauern immer trauern
Wer gerne trauern thut,
Ich laß den lieben Gott walten
Schaff mir einen frischen Muth.
Ich lob' alle jungen Herzen
Die gerne fröhlich sein,
Und sich nicht lassen betrüben
Um einen Unfall klein.

„Es kommen oft zwei zusammen
Von wegen großem gut,
Es hat einen großen Namen
Doch selten gerathen thut;
Kommt's nicht von Gottes Güte
Und seiner milden Hand
Wie mag dann solche Liebe
Auch lange haben Bestand?

„So kommt dann heimliche Reue
Heimlich in ihren Sinn
Der Eine dem Andern wünschet
‚Hätte Dich Sankt Velten hin!'[1]
'S bleibt selten ungerächet,
's Geht nicht nach ihrem Sinn —
Drum was mir nicht erschaffen
Das laß ich fahren dahin.

„Dies Lied sei Dir gesungen
Aus frischem freiem Muth
Mich hat ein andrer verdrungen (verdrängt)
Das machte sein großes Gut.
Dies Lied sei Dir gesungen

[1] Eine Verwünschung; so auch bei Höck: „Sant Velten soll euch trauen."

Digitized by Google

Zu tauſend guter Nacht —
Vor Trauern ſo möcht ich lachen
Da ich dies Liedlein bedacht."

A. N. G. W. (Alles nach Gottes Willen.)

Ob Bernhardt von Münſter während desſelben Beſuches ſein folgendes Gedicht eintrug, iſt ſchwer zu ſagen; aber es iſt zu offenbar ein Seitenſtück zu dem Trutzbild der Gattin, als daß wir es nicht als Antwort auffaſſen könnten. Die Ideen ſind ſehr ſchön, der Ton iſt einfach treuherzig, aber entſchieden:

„Herzlieb ich thu Dich fragen,
Halt's freundlich mir zu Gut,
Ob Du mich lieb willſt haben
— Keine Frag ich übel thu —
Ob Du mich wolleſt nehmen
Gänzlich wohl zu der Eh' —
Thue Dich nicht lang bedenken
Und ſage mir ja oder nein.

„Erſtlich ſollſt Du Gott bitten
Daß er unſ're Herzen regier,
Und unſere beiden Gemüther
Nach ſeinem Willen führ.
Daß Eines das Andere liebe
In Luſt und auch in Leid
Zu Gottes Preis und Ehre
Zu unſer Beider Heil.

„Dazu haſt Du vernommen
Ich bin ehrlich und fromm,
Nicht viel von großen Worten
Sondern heimlich und ſtill.
Auch magſt Du das wohl wiſſen
Groß Gut das hab' ich nicht
Ein ehrlich kleines Erbe
Und was Gott weiter gibt.

„Willſt Du mich darauf nehmen
Gib mir einen freundlichen Blick,
Du darfſt Dich meiner nicht ſchämen
Wenn das in Ehren geſchieht.
Was der liebe Gott hat verſehen
Und unſer freundlicher Rath
Alsdann ſollſt Du erfahren
Wie lieb mein Herz Dich hat.

„Hierauf ſo thu ich erklären
Dir mein Gemüth im Gedicht —
Hoffnung ſoll mich ernähren

Digitized by Google

Bis daß ich werde bericht' (berichtet)
Ob Du mich wolleſt nehmen
Oder ob's ein ander ſoll ſein
Und daß ich ſoll ſein Schabab [1]
Wie's manchem oft geſchieht.

„Muß ich denn ſein Schabab
So gebe ich Dir kein Schuld,
Ich muß vielmehr ja ſagen
Gott hat es nicht gewollt,
Daß wir einander nehmen
Derweil es ein ander ſollt ſein —
Zwei die ſich lieben in Ehren,
Das ſtehet einem Jeden frei:

Jedoch

„Ich thu eins ſo mir nicht reuet,
Ich bin treu dem, der mir vertrauet
Wenn ich aber nicht Treu mehr finde
So wend' ich mein Schiff gegen alle Winde
Und werfe den Anker über Bord
Faſſet er nicht, ſo fahr ich fort."

Dieu guide ma fortune.
G. F. M. G. N. S. W. (Gott führt mein Glück nach ſeinem Willen.)

Der Leſer fühlt ohne allen Commentar, was Charakteriſtiſches in dieſen Verſen liegt.

Zum Schluß noch ein geiſtliches Lied, das bisweilen wohl etwas ſtark moraliſirend, im Ganzen aber ſehr ſingbar und andächtig dahinfließt, und wahrſcheinlich einem der vielen damaligen Geſangbücher entnommen iſt.

1. Herre Gott Dir thu ich dankenn
Daß Du durch Deine Guith
Mich haſt vor des teuffells wanken
In düſer Nacht behut.
Damit daß er mih ſein
Hat ſicher laſen ſchlaffen
Und mih mit ſeinen waffen
Nicht kunnen ſchedelich ſein.

2. Beſchütze mich auch auf heute
Voer großer angſt und noht
Fürr Gottes vergeſſenen Leuten
Vor einem ſchnellen todt.
Für Sünden, undt vor Schandt
Für Wunden undt vor Schlagen
Für ungerechtem Sagen
Vor Waßer undt fewer Brantt.

---

[1] Ruf der Maurergeſellen zum Feierabend, damals alſo in der Bedeutung „Korbträger" gebraucht. In ſolchem Sinne findet ſich das Wort auch bei Theobald Höck, 1601:

„Schabab, ein Körbel iſt mein Lohn
Die Lieb' iſt ausgeloſchen."

Bei Sander geſchieht dieſes Gebrauches keine Erwähnung.

Digitized by Google

3. In meinem Geiſt mich ſterke
So woll auch an dem Leib
Das ich mines Berufſes werke
Mitt allen frewden treib
Und thu nach meiner pflicht
So viell als mir befolen
Bis daß Du mich wirſt holen
Zu Deinem gnaden licht.

4. Mein geſicht mir auch verleihe
Bis an mein letztes Endt,
Und gnädig benedeie
Die Arbeit meiner Hendt,
Damit ich auch was habe
Vor mich in ſchweren Zeiten
Und davon armen Leuten
Zu verehren eine Gab.

5. Füer Allem mich regiere
Mit Deinem Gnaden geiſt,
Das ich meine Gedanken fuere
Im Himmell allzumeiſt;
Vndt ja nicht gantz und garr
Sei mit dem Geitz beſeſſen,
Vndt ſchandtlich thu vergeſſen
Des lieben Himmels klarr.

6. Wehe denen die da verlieren,
Beim Zeitlichen, das ewige guedt
Undt hier dem Teuffell hoffieren
Vndt dort in hölliſcher Gluht
Zu ewig werender Zeitt
Ihre ſünde müſsen bueßen
Woll under des Teufels Füßen
Mit ewigem Herzeleidt.

7. Herre Gott helff mihr vollenden
Mein ſchwerr leben Zeit
Vndt thu Deine Hilffe mir ſenden.
Vmb ſei nit alzuweit,
Wan ich heim ſchlaffen gehe,
Auf das ich friblich far,
Vmbt mit der Chriſten Scharr
Zum Leben aufferſtehe.

Mit dieſem frommen Liede wollen wir unſere Mittheilungen aus dem Stammbuch der Edelfrau Anna Ketteler ſchließen. Das Geſagte reicht hin, um ein allgemeines Bild von den damals in den weſtphäliſchen Familien herrſchenden Ideen, der literariſchen Bildung und Geſchmacksrichtung zu geben. Vielleicht ruht unter alten Acten im Archive manchen Schloſſes das eine oder andere ſolcher Stammbücher, und es wäre leicht möglich, daß ſich aus ihnen noch mancher werthvolle Beitrag für Literatur- und Sittengeſchichte vergangener Tage gewinnen ließe.

W. Kreiten S. J.

Digitized by Google

Recenſionen.

De Virtutibus infusis, Praelectiones Scholastico-Dogmaticae, quas in Gregoriana Universitate habebat A. D. 1878—1879. *Camillus Mazzella* S. J. in eadem Universitate s. Theologiae Professor. Romae, ex typographia polyglotta S. C. de Propaganda Fide, 1879. Preis: *M.* 10.80.

Wie in einer früheren Recenſion mitgetheilt wurde, beabſichtigten P. Mazzella und P. de Auguſtinis als Profeſſoren der Dogmatik am Collegium in Woodſtock ihre daſelbſt gehaltenen Vorleſungen nach gemeinſamem Plane zu veröffentlichen. Inzwiſchen wurde P. Mazzella nach Rom berufen und ihm der Lehrſtuhl der Dogmatik an der Gregorianiſchen Univerſität übertragen. Zu unſerer Freude erſehen wir aus obigen Veröffentlichungen, daß dadurch das begonnene Werk keine Störung erleidet und hoffentlich zu einem glücklichen Abſchluß gebracht werden wird. Natürlich ſah ſich P. Mazzella durch ſeine veränderte Stellung veranlaßt, die folgenden Bände der römiſchen Preſſe zum Drucke zu übergeben[1].

Während die Theologen der Vorzeit die Lehre von den Tugenden in richtiger Anerkennung ihrer Wichtigkeit gründlich und allſeitig erörtert haben, wurde leider in der Neuzeit dieſem Theile der Theologie nicht mehr die gehörige Pflege zu Theil. Wir rechnen es daher dem P. Mazzella zu großem Verdienſte an, daß er mit obigem Bande de Virtutibus infusis an die Öffentlichkeit getreten iſt. In einem vollſtändigen Curſe der Theologie darf die Lehre von den chriſtlichen Tugenden nicht fehlen, ſowohl wegen ihrer Bedeutung an und für ſich, als auch wegen der mannigfachen Beziehungen, in denen ſie die verſchiedenſten Gebiete der Theologie berührt. Zudem will es ſcheinen, daß gerade wegen der Schwierigkeit dieſer Doctrin deren Behandlung unerläßlich iſt. Nur zu oft werden bezüglich dieſer Lehre klare und ſcharf beſtimmte Begriffe und die richtigen Principien vermißt. Was ferner die praktiſche Brauchbarkeit dieſer Lehre betrifft, ſo erinnern wir nur daran, daß ein gründlicher dogmatiſcher Unterricht über die Tugenden wohl das beſte Verwahrungsmittel gegen das ſeichte Moraliſiren auf der Kanzel gewährt. Wie vortheilhaft endlich dieſes Studium für die Ausbildung der

[1] Auch P. de Auguſtinis hat unterdeſſen durch eine weitere Veröffentlichung ſeine Sacramenten-Lehre zum Abſchluß gebracht. De Re Sacramentaria, Praelectiones Scholastico-Dogmaticae. Libri duo posteriores de Poenitentia, Extrema Unctione, Ordine, Matrimonio. Woodstock 1879.

Digitized by Google

Asceſe iſt, liegt auf der Hand. Wir ſchätzen die gediegenen Werke über die chriſtliche Asceſe, welche uns die Vorzeit hinterlaſſen hat; aber gerade die Vertrautheit mit der secunda pars der Summa des hl. Thomas und ſpeciell mit der Tugendlehre des engliſchen Lehrers iſt es, welche dieſe Werke auszeichnet und ihren Werth ausmacht.

P. Mazzella bietet uns in vorliegendem Bande die Lehre von den eingegoſſenen Tugenden im Allgemeinen, ſowie die Lehre von den Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe.

Nach einer gediegenen Einleitung über Begriff und Eintheilung der Tugend wird die Exiſtenz der übernatürlichen eingegoſſenen Tugenden nachgewieſen. Außer den drei göttlichen Tugenden gibt es auch eingegoſſene moraliſche Tugenden, eine Lehre, woran der Verfaſſer nach dem Vorgange des hl. Thomas durchaus feſthält, weil ſie dem Sinne der Kirche, der Doctrin der Väter und den theologiſchen Principien über die Ordnung der Gnade entſprechender ſcheint. In den folgenden Theſen wird dann das Weſen der eingegoſſenen Tugend näher erörtert und begründet. Zunächſt wird gezeigt, wie dieſelben analog den Potenzen nicht bloß die Leichtigkeit, ſondern die Fähigkeit zu übernatürlichen Heilsacten verleihen. Wenn aber die eingegoſſenen Tugenden Fähigkeiten ſind, was iſt dann von der Leichtigkeit zu halten, welche der Erfahrung gemäß durch die Acte der eingegoſſenen Tugend erworben wird? Iſt ſie nicht auch, weil durch übernatürliche Acte erworben, ein übernatürlicher habitus? Die Antwort lautet verneinend; ja es wird mit Berufung auf den engliſchen Lehrer die Anſicht vertheidigt, daß dieſe Leichtigkeit auch nicht in einem natürlichen habitus beſtehe. Andere Theologen tragen kein Bedenken, dieſelbe für einen natürlichen habitus zu erklären und wollen dieſe Meinung ebenfalls durch das Anſehen des hl. Thomas ſtützen. Letztere Meinung würde freilich der Anſicht Vorſchub leiſten, daß natürliche und übernatürliche habitus ſich nicht nothwendig durch das Formal-Object unterſcheiden, während P. Mazzella gerade ſeine Anſicht durch den Satz begründet, daß natürliche und übernatürliche habitus ein verſchiedenes Formal-Object erfordern. — In dem folgenden Artikel über die bewirkende Urſache der eingegoſſenen Tugenden wird die theologiſche Lehre feſtgeſtellt, daß dieſelben nur von Gott verliehen werden und nur von ihm verliehen werden können. Unſeren übernatürlichen Acten darf nur eine moraliſche, keine phyſiſche Wirkſamkeit bezüglich der Erlangung dieſer Tugenden zugeſchrieben werden. In der theologiſchen Controverſe, ob einige übernatürliche Tugenden, namentlich Glaube und Hoffnung, ſchon vor der Rechtfertigung eingegoſſen werden, entſcheidet ſich P. Mazzella für die wohl begründete Anſicht jener Theologen, welche dieſe Frage verneinen. Bei dem Nachweis des Wachsthums der Tugenden wird auch die ſchwierige Frage, wie dieſe Vermehrung der Tugenden zu verſtehen ſei, eingehend erörtert. Wir erwähnen noch die mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Theſen über den innern Zuſammenhang der Tugenden mit der Gnade der Rechtfertigung, über den Fortbeſtand von Glauben und Hoffnung auch ohne die Gnade, und über die Unmöglichkeit der Abnahme der eingegoſſenen Tugenden

Digitized by Google

in der gegenwärtigen Ordnung. Zum Schlusse wird den dona Spiritus S. eine besondere Abhandlung gewidmet. In ihrer Erklärung folgt P. Mazzella durchweg dem hl. Thomas. Sie sind wie die Tugenden fortdauernde Gaben, deren wesentliche Bestimmung es ist, die Seelenvermögen folgsam und willfährig zu machen gegen die besondere Leitung des hl. Geistes. Als solche sind sie aber reell von den Tugenden verschieden und befähigen zu Acten, welche vorzüglicher als die Acte der Tugenden sind.

Den bei Weitem größeren Theil des Bandes nimmt der Tractat über den Glauben in Anspruch (S. 139—610). Derselbe umfaßt drei Abhandlungen: die erste beschäftigt sich mit dem Objecte des Glaubens; die zweite handelt von dem Acte des Glaubens und den dem Glauben vorhergehenden Acten; die dritte enthält die Lehre von der Kirche als Glaubensregel und von dem Verhältnisse des Wissens zum Glauben. Nach Erklärung des Begriffes des Glaubens im Allgemeinen und speciell des theologischen Glaubens beginnt der Verfasser seine Abhandlung über den Gegenstand des Glaubens damit, auseinanderzusetzen, in welchem Sinne vom Gegenstande des Glaubens die Rede sein kann. Daraus ergibt sich der Inhalt der ganzen Abhandlung: sie enthält die Untersuchung über den höchsten Gegenstand (obiectum attributionis), über das Formal-Object und über den materiellen Gegenstand des Glaubens.

Wir übergehen die Frage nach dem höchsten Gegenstand des Glaubens. Wichtiger ist die Erörterung über das Formal-Object des Glaubens. P. Mazzella vertheidigt die gewöhnliche, durch die bewährtesten Auctoren vertretene Ansicht, daß außer der Auctorität Gottes, d. i. der unendlichen Weisheit und Wahrhaftigkeit Gottes, auch die göttliche Offenbarung als constituirendes Element zum Glaubensmotive gehört. Unter göttlicher Offenbarung versteht er aber mit Recht nicht blos den Willen Gottes, sich zu offenbaren (revelatio interna), sondern auch das an uns gerichtete Wort (revelatio externa), weil ja die Offenbarung, wenn sie nicht zugleich eine äußere ist, formell als Rede und Zeugniß Gottes gar nicht gedacht werden kann. Auch müssen wir ihm durchaus beistimmen, wenn er mit Cardinal de Lugo die übernatürlichen Zeichen und Thatsachen, obschon sie Argumente für die Thatsache der Offenbarung sind und das Glaubwürdigkeitsurtheil begründen, doch auch zugleich als integrirenden Theil der Offenbarung selbst auffaßt, weil die Thatsache der Offenbarung als göttliche Rede erkennbar uns gegenübertritt, insofern sie aus Wort und Thaten zusammengesetzt ist.

Die nun folgende Controverse über die Art und Weise, wie das Formal-Object des Glaubens im formellen Glaubensacte erkannt wird, versucht P. Mazzella im Sinne des P. Suarez zu lösen. Hier aber müssen wir gestehen, daß uns die Ausführungen des Verfassers nicht überzeugt haben. Wir sehen nicht ein, auf welche Weise man nach der Suareziſchen Theorie, wie sie gewöhnlich dargestellt wird, aus dem Cirkel herauskommt, weßhalb sie von Vielen beanstandet wird. Es könnte scheinen, als ob (n. 389) die Schwierigkeit der Suareziſchen Ansicht durch die Bemerkung beseitigt werden soll, daß ja die objectiven Glaubensprincipien

Digitized by Google

durch das Glaubwürdigkeitsurtheil dem Geiſte gegenwärtig ſeien, und mithin der Intellekt, durch den pius affectus credulitatis zum Glauben beſtimmt, dieſelben ihrer ſelbſt wegen glauben könne. Allein dieſe Löſung berührt, wie uns ſcheint, die eigentliche Schwierigkeit nicht; die Frage, um welche es ſich handelt, iſt gerade die, wie es möglich iſt, die dem Geiſte gegenwärtigen Glaubensprincipien ihrer ſelbſt wegen durch einen formellen Glaubensact für wahr zu halten. Es iſt hier nicht der Ort, auf die Controverſe näher einzugehen; wir glauben indeſſen, daß, von einigen Äußerungen abgeſehen, die nicht zu ſehr premirt werden dürfen, die Doctrin des P. Suarez mit der Theorie des Cardinal de Lugo viele Anklänge hat, und daß beide Anſichten im Grunde nicht ſo weit auseinander liegen.

Auch in der Frage über den Discurs im Glaubensacte erklärt ſich P. Mazzella mit der Lehranſicht des Cardinal de Lugo nicht einverſtanden. Bekanntlich behauptet Cardinal de Lugo, daß der Glaubensact nicht bloß einen virtuellen Discurs enthalte, ſondern auch durch einen formellen Discurs zu Stande kommen könne. Mag man nun auch den zweiten Theil dieſer Behauptung mit manchen Auctoren beanſtanden, ſo kann man doch nicht läugnen, daß der Glaube nach Weiſe eines virtuellen Discurſes ſich vollzieht. Dieß wird darum auch vom Verfaſſer nicht in Abrede geſtellt. Er macht nämlich die Bemerkung, daß manche Theologen, wenn ſie den Glaubensact als Discurs auffaſſen, damit wohl nichts Anderes ſagen, als daß wir z. B. das Geheimniß der Menſchwerdung nicht ſeiner ſelbſt wegen für wahr halten, ſondern wegen der Auctorität Gottes, der dasſelbe geoffenbart hat, und daß folglich im Glaubensacte auch der Zuſammenhang zwiſchen dem Glaubensmotiv und der geoffenbarten Wahrheit erkannt werden muß. Für dieſe Auffaſſung wird dann auch Suarez citirt, der ausdrücklich ſagt: „actus fidei licet videatur simplex, in illo includitur virtualis discursus“ (De Fide disp. 3. sect. 12. n. 10). Nicht anders aber hat Cardinal de Lugo den virtuellen Discurs verſtanden. Man vergleiche disp. 7. sect. 1. n. 7. „Quid enim est discursus virtualis circa incarnationem, nisi moveri ab auctoritate divina ad illam credendam, aut quomodo potest divina auctoritas movere ad credendam incarnationem, nisi quatenus apparet talis connexio inter unam et alteram, ut non possit esse Deus summe verax revelans incarnationem, quin incarnatio vera sit?“ Deßhalb will ſich der Verfaſſer in Bezug auf dieſen Punkt gewiß nicht zum Cardinal de Lugo in Gegenſatz ſtellen. Der Glaube iſt eben ſeiner Natur nach ein vom Fürwahrhalten des erkannten Anſehens und Zeugniſſes Gottes und wegen dieſes Fürwahrhaltens zum Fürwahrhalten der bezeugten Wahrheit fortſchreitendes und darum discurſives Erkennen. Wenn Suarez disp. 6. sect. 4 den Discurs im Glaubensact läugnet, ſo iſt das wohl vom formellen Discurs zu verſtehen, wie aus n. 5 erhellt, wo er der gegneriſchen Anſicht mit den Worten Ausdruck verleiht, „quod ad credendum aliquid propter revelationem, necessario semper sint actus distincti“.

Zur Beſprechung des materiellen Gegenſtandes des Glaubens übergehend widerlegt der Verfaſſer zuerſt die proteſtantiſche Unterſcheidung

Digitized by Google

zwischen fundamentalen und nicht fundamentalen Artikeln, indem er zeigt, daß alle geoffenbarten Wahrheiten ausdrücklich oder einschlußweise geglaubt werden müssen. Ebenso wird die fides specialis der Protestanten gründlich widerlegt. Bezüglich der Frage, ob auch mit Evidenz erkannte Wahrheiten geglaubt werden können, schließt sich P. Mazzella der gewöhnlichen Lehransicht der Theologen an, welche diese Frage bejaht. Ausführlich wird die Controverse erörtert, ob auch jene Wahrheiten, welche bloß virtuell in geoffenbarten Wahrheiten enthalten sind, zum göttlichen Glauben gehören. Die hier aufgestellten Principien werden in passender Weise durch verschiedene Beispiele erläutert. Die Bemerkung, daß wenn auch nicht alle in ausdrücklichen Glaubenslehren virtuell enthaltenen Wahrheiten geglaubt werden können, man dieselben dennoch nicht läugnen dürfe, gibt dem Verfasser Veranlassung, an dieser Stelle von den kirchlichen Censuren zu reden. In der Frage, ob den Lehrurtheilen der römischen Congregationen nicht bloß äußeres Stillschweigen, sondern auch innere Zustimmung entgegenzubringen ist, folgt er mit Recht den gründlichen Ausführungen des Cardinal Franzelin. Die Bedeutung der verschiedenen Censuren wird im Einzelnen erklärt. Nach einem gediegenen Excurs über den Fortschritt des Dogma wird zum Schlusse eine historisch-theologische Synopsis über die verschiedenen Glaubenssymbole beigegeben.

Die zweite Abhandlung über den Glauben beschäftigt sich mit dem Acte des Glaubens. Zunächst wird das Wesen des Glaubens als eines Erkenntnißactes hervorgehoben. Dann wird seine Eigenthümlichkeit durch die Auseinandersetzung seiner Eigenschaften beleuchtet. Die erste Eigenschaft ist seine Gewißheit, welche jede andere Gewißheit, die wir durch das natürliche Denken der Vernunft erhalten können, übertrifft. Wenn nun jede wahrhaft gewisse Erkenntniß auf Wahrheit beruht, so folgt, daß auch der Glaube nothwendig eine wahre Erkenntniß ist. Diese Eigenschaft des Glaubens wird dann noch durch den Nachweis begründet, daß Gott auch de potentia absoluta nicht lügen kann, und daß in Bezug auf eine bloß vermeintliche, nicht wirkliche Offenbarung kein übernatürlicher Glaubensact stattfinden kann.

Eine andere Eigenschaft des christlichen Glaubens ist seine Dunkelheit. P. Mazzella vertheidigt die Meinung, daß diese Dunkelheit des Glaubens auch mit der evidentia in attestante bestehen kann. Dieser Auffassung der Dunkelheit des Glaubens entspricht dann auch die Art und Weise, wie die Freiheit des Glaubens erklärt wird. Auch wenn beide objectiven Glaubensprincipien, die Wahrhaftigkeit Gottes und die Thatsache der Offenbarung, evident sind, soll dennoch neben dem nothwendigen Assens, der auf der Evidenz des Glaubensmotivs beruht, ein freier Glaubensact möglich sein, der nicht auf das mit Evidenz erkannte, sondern auf das geglaubte Zeugniß des allwahrhaftigen Gottes sich stützt. Wir vermögen das nicht einzusehen. Wenn ich zu dem doppelten Urtheile genöthigt bin: „Alles, was Gott offenbart, ist wahr", und „Gott hat geoffenbart, daß er dreifach in den Personen ist", so muß ich auch mit Nothwendigkeit der Wahrheit beipflichten, daß in Gott drei Personen sind, weil der unendlich wahrhaftige Gott diese

Digitized by Google

Wahrheit geoffenbart hat. Nun aber iſt mit der Evidenz jene Nöthigung verbunden, folglich, ſo ſcheint es, iſt es unmöglich, daß mit der Evidenz der Glaubensprincipien die Freiheit des Glaubens beſtehen bleibt. Nur die Freiheit des Glaubens könnte beſtehen, die ſich auch von den evidenten Erkenntniſſen behaupten läßt, nämlich die Freiheit, ſich den Gegenſtand des Glaubens und die Beweggründe des Glaubens zu vergegenwärtigen oder nicht. Aber die Freiheit des chriſtlichen Glaubens iſt nicht bloß eine ſolche mittelbare, ſondern eine unmittelbare, vermöge deren der Menſch auch nach Vergegenwärtigung der Beweisgründe die Offenbarung für wahr halten kann oder nicht.

Durch göttliche Zeichen bewahrheitet, leuchtet die Thatſache der Offenbarung im Chriſtenthum in ſolchem Glanze, daß Jedem, der fähig iſt, dieſe wunderbaren Zeichen aufmerkſam zu betrachten und zu prüfen, jeglicher Zweifel an ihrer vernünftigen Glaubwürdigkeit unmöglich iſt. Dieſe Evidenz der Glaubwürdigkeit muß behauptet werden, obſchon die Beweiſe für die Thatſache der Offenbarung nur volle Gewißheit, keine Evidenz gewähren. Es liegt ja auf der Hand, daß wenn ich über das untrügliche Zeugniß Gottes für eine Wahrheit ſo vergewiſſert bin, daß ich zwar noch zweifeln könnte, aber die Unvernünftigkeit des noch möglichen Zweifels klar erkenne, dieſe Erkenntniß mir das Urtheil abnöthigt: Ich handle vernünftig, wenn ich dieſes Zeugniß Gottes entſchieden für wahr halte, und ich habe die Pflicht, dieß zu thun. Dieſe Evidenz der Glaubwürdigkeit iſt aber nicht zu verwechſeln mit der evidenten Wahrheit der chriſtlichen Offenbarung. Wenngleich die Thatſache der Offenbarung bloß gewiß iſt, ſo haben wir doch von ihrer Glaubwürdigkeit Evidenz. Daher behauptet auch das Vatikaniſche Concil (Constit. de Fide cathol. c. 3) die Evidenz der Glaubwürdigkeit der chriſtlichen Offenbarung; aber die Beweiſe für die Göttlichkeit der Offenbarung nennt es nicht evident, ſondern höchſt gewiß. Haben wir ſomit von der Thatſache der Offenbarung evidente Glaubwürdigkeit auch ohne evidente Wahrheit, ſo geht gleichwohl P. Mazzella noch weiter, indem er ſelbſt die evidente Wahrheit der chriſtlichen Religion zu beweiſen verſucht. Nämlich diejenigen, welche mit geübtem Scharfblick die Glaubwürdigkeitsmotive aufmerkſam erwägen, ſollen mit Evidenz die Wahrheit der chriſtlichen Offenbarung erkennen können. Es möchte in dieſer Frage vor Allem die Unterſcheidung am Platze ſein zwiſchen der Thatſache der chriſtlichen Offenbarung im Allgemeinen und den einzelnen Wahrheiten der Offenbarung. Von den einzelnen Offenbarungswahrheiten wird der Verfaſſer obige Behauptung wohl nicht verſtanden haben. Eher möchte man vielleicht die Möglichkeit der Evidenz der Thatſache im Allgemeinen zugeben, daß Chriſtus der Menſchheit eine göttliche Offenbarung vermittelt hat, zumal da bei dieſer Evidenz die Freiheit des Glaubens an die einzelnen Geheimniſſe des Chriſtenthums vollſtändig gewahrt bleibt. Allein wenn wir darum dieſe Möglichkeit nicht gerade läugnen wollen, ſo möchte es doch ſchwer ſein, den Beweis dafür zu liefern. Für das Gegentheil könnte vielmehr zuerſt die Erfahrung angerufen werden, da wir ja auch nach gründlicher Beweisführung der Wahrheit des

Digitized by Google

Christenthums nicht so zum Fürwahrhalten gezwungen werden, daß nicht guter Wille nothwendig wäre. Dann aber liegt es in der Natur dieser wissenschaftlichen Beweisführung, daß sie keine Evidenz gewährt. Ist ja doch dieser Beweis, weil er auf vielen Voraussetzungen beruht und mannigfaches Nachdenken über viele uns fern liegende Dinge erfordert, für unser beschränktes Geistesauge nicht so einleuchtend, daß wir ihm gar keinen Schein von Unwahrheit abgewinnen und einem unvernünftigen Zweifel nicht Raum geben können. Was der englische Lehrer über diese Frage denkt, geht, wie uns scheint, zur Genüge daraus hervor, daß nach ihm der Glaube des Teufels ein erzwungener Glaube und als solcher vom christlichen Glauben wesentlich verschieden ist, weil ihm die Thatsache der Offenbarung mit Evidenz einleuchtet. Wenn aber der hl. Thomas von den Beweisen für die Göttlichkeit des Christenthums sagt, daß sie die menschliche Vernunft überführen, so ist das ja auch wahr in der Voraussetzung, daß diese Beweise keinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit gestatten, ohne jeden unvernünftigen Zweifel an der Wahrheit der Offenbarung unmöglich zu machen. Wohl hebt auch Pius IX. in seinem Rundschreiben vom 9. Nov. 1846 in starken Ausdrücken die für alle Menschen giltige Kraft und unwandelbare Festigkeit der Argumente hervor, auf denen die Wahrheit der christlichen Offenbarung beruht. Allein was will das anders sagen, als daß jene Beweise volle Gewißheit über die Offenbarung und die Evidenz ihrer Glaubwürdigkeit begründen? Auch scheint uns die Berufung auf P. Suarez unstatthaft. An der angeführten Stelle (disp. 3. sect. 8. n. 3) beweist derselbe nur, daß Gott überhaupt in evidenter Weise sich offenbaren könne, und bringt zum Beweise einige Beispiele, in denen man wohl die Evidenz der Offenbarung gelten lassen könne. Aber er spricht nicht von der mittelbaren Offenbarung, wie sie an uns ergangen ist; ja an derselben Stelle (n. 11) will er nicht einmal für die Ansicht eintreten, daß die Patriarchen und Propheten, zu denen Gott unmittelbar redete, von der Göttlichkeit dieser Offenbarung mit Evidenz überzeugt waren.

Bei den Theologen der Vorzeit hatte die dogmatische Lehre von der Kirche im Tractat de Fide ihre Stelle, indem sie vom Glauben handelnd die Kirche als Glaubensregel betrachteten. Wenigstens theilweise diesem alten Brauche folgend, bespricht P. Mazzella bei der Erörterung über die Glaubensregel manche Lehrpunkte, die jetzt gewöhnlich in andern Tractaten entwickelt werden, seitdem man angefangen hat, die Lehre von der Kirche apologetisch zu behandeln und die theologischen Beweisquellen zum Gegenstande einer eigenen Untersuchung zu machen. So findet man hier die Lehre von der Inspiration und Canonicität der heiligen Bücher, von der Authenticität der Vulgata eingehend erörtert.

Nachdem der Verfasser den Beruf der Kirche als Hüterin und Lehrerin des Glaubens entwickelt hat, geht er zum Schlusse dazu über, das Verhältniß der Vernunft zum Glauben klarzustellen. Es ist das 4. Kapitel der Constitution des Vaticanischen Concils de Fide catholica, welches der Leser hier gerechtfertigt findet. Zuerst wird dem Wissen vor dem

Digitized by Google

Glauben gegenüber den entgegengeſetzten Ausſchreitungen der Traditionaliſten und Rationaliſten die rechte Stellung angewieſen. Dann werden über die Eintracht und das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen der menſchlichen Wiſſenſchaft und dem Glauben, zwiſchen Philoſophie und Theologie die richtigen Principien feſtgeſtellt.

In der Abhandlung über die chriſtliche Hoffnung war P. Mazzella vor Allem bemüht, den Begriff der Hoffnung nach ſeinen verſchiedenen Formalitäten genau zu fixiren; nur ſo iſt es möglich, in der Controverſe über das Formal-Object durch das Labyrinth der verſchiedenen Meinungen zu einem ſichern Reſultat zu gelangen. Mit Recht wird die Hoffnung als desiderium fiduciale aufgefaßt, woraus folgt, daß bei der Erklärung des Formal-Objectes die Momente hervorzuheben und zu unterſcheiden ſind, welche dem desiderium und der fiducia entſprechen. So ergibt ſich, daß die Hoffnung, wie ſie, inſofern ſie Verlangen iſt, Gott als die höchſte Seligkeit für uns zum Formal-Object hat, ſo als Vertrauen auf Gott den allmächtigen, gütigen, treuen Helfer ſich ſtützt. Klar und gründlich ſind auch die übrigen Fragen behandelt, welche in dieſem Tractat gewöhnlich erörtert werden. Dahin gehört die Unterſuchung über das Material-Object, über die Nothwendigkeit und Pflichtmäßigkeit, die Gewißheit und Feſtigkeit der chriſtlichen Hoffnung.

Um unſere Leſer zum Schluſſe mit dem Inhalte des Tractates von der Tugend der Liebe bekannt zu machen, möge die Anführung der einzelnen Artikel genügen. Nachdem im erſten Artikel die hieher gehörenden Begriffe erläutert ſind, wird im zweiten Artikel der formelle Gegenſtand der caritas entwickelt. An den dritten Artikel vom materiellen Gegenſtande reiht ſich im vierten Artikel die Frage über die Ordnung in der Bethätigung der Liebe. Dann wird im fünften Artikel der Vorzug der caritas als wahrer Freundſchaft des Menſchen mit Gott begründet. Der ſechste Artikel beantwortet die Frage, ob die caritas viae und patriae dieſelbe Tugend iſt. Im Vergleich mit den übrigen Tugenden wird die caritas mit Recht als deren Form betrachtet, und als „vinculum perfectionis“ und „plenitudo legis“ iſt ſie die vorzüglichſte aller Tugenden (Art. 7 und 8).

Aus dem Geſagten wird ſich der Leſer von dem reichen Inhalt des Werkes überzeugen. Die beſondern Vorzüge, welche wir ſchon früher an den Leiſtungen des P. Mazzella hervorzuheben Gelegenheit hatten, ſtehen wir nicht an, auch auf dieſe Veröffentlichung auszudehnen[1]. Nur eine Bemerkung ſei uns noch geſtattet: wenn wir auch dem Beſtreben des Verfaſſers, die angehenden Theologen mit den Werken der Vorzeit bekannt zu machen, unſere warme Anerkennung zollen, ſo könnte man doch der Anſicht ſein, daß die Citate auf ein geringeres Maß hätten beſchränkt werden ſollen. Auch wäre wohl hie und da eine genauere Erklärung des Sinnes dieſer Citate am Platze geweſen.

Joh. B. Saſſe S. J.

---

[1] Laacher Stimmen, XVI. S. 206.

Digitized by Google

Die Klöſter in Preußen und ihre Zerſtörung, oder: Was koſtet der „Culturkampf" dem preußiſchen Volke? Von **Arn. Bongartz**. Berlin, Verlag der „Germania", 1880. Preis: *M.* 3.

Nur mit dem größten Schmerze gingen wir an die Recenſion dieſer Broſchüre, obwohl jede Seite derſelben von der Liebe Zeugniß ablegt, mit welcher ſie verfaßt und „den ihrer Wirkſamkeit entriſſenen und aus dem Vaterlande verbannten katholiſchen Ordensleuten" gewidmet wurde. Aber der Gedanke an all' die Ruinen, welche ſie aufzählt und beſchreibt, iſt unſäglich traurig, und traurig am meiſten für Diejenigen, welche einſt dort ihr Heim hatten und ſich glücklich fühlten, darin Gott und den Menſchen dienen zu können. Der größte Theil der Schrift (S. 50—170) enthält faſt nichts als eine Aufzählung der Ordensniederlaſſungen, welche zerſtört wurden, und des dadurch den Gemeinden zugefügten Schadens, eine bloße Aneinanderreihung von Zahlen, die indeß nicht trocken iſt, ſondern beredter als jede Predigt, einſchneidender als jede Kammerrede. Denn bei dieſen Stätten der Menſchenliebe heißt es, nach Aufzählung der darin gegründeten Schulen, Beſſerungsaſyle, Waiſenhäuſer, Kinderbewahranſtalten, regelmäßig: „aufgelöst", und ſo geht es in Einem fort auf 120 Seiten bei Hunderten von Inſtituten, ohne daß auch nur von einem Schatten perſönlicher Schuld die Rede iſt, welcher zu jener Zerſtörung Anlaß gegeben. Und dieſe Härte berührt um ſo empfindlicher, weil ſie meiſtens Frauen zugefügt ward, welche ſich dadurch gezwungen ſahen, in's Ausland oder, wie unſere Vorfahren mit Recht ſich ausdrückten, in's Elend zu gehen und dort vielfach in Sorge und Kummer zu leben. Wer könnte an ſolche Dinge ohne den größten Schmerz erinnert werden?

Indeß erfreute uns der außerordentliche Sammelfleiß, mit dem das Werk zuſammengeſtellt wurde. Hunderte Briefe mußten geſchrieben werden, um die Notizen zu erhalten, welche in dieſem Buche verwerthet ſind. Überall hin, wo Klöſter beſtanden hatten, ſandte der Verfaſſer Circulare; bei weitem die meiſten kamen beantwortet zurück, und ſo konnte Herr Bongartz jene eingehende Statiſtik liefern, die an Genauigkeit weit das Maß deſſen übertrifft, was Privatthätigkeit ſonſt zu Stande bringt.

Der erſte Theil enthält eine Geſammtüberſicht über die Orden und Congregationen, welche vor den Culturkampfsgeſetzen in Preußen beſtanden hatten. Aufgezählt werden in den 12 preußiſchen Diöceſen an männlichen Orden und Congregationen: 104 Niederlaſſungen mit 410 Patres, 625 Brüdern, 54 Novizen und Scholaſtikern, alſo 1073 Inſaſſen; dazu in Hohenzollern 3 Niederlaſſungen mit circa 160 Inſaſſen; an weiblichen Orden und Congregationen in den 12 preußiſchen Diöceſen: 851 Niederlaſſungen mit 7908 Schweſtern; dazu in Hohenzollern 8 Niederlaſſungen mit circa 50 Schweſtern und in Glatz 9 Niederlaſſungen mit circa 60 Schweſtern. Aber dieſe Aufzählung iſt unvollſtändig. Der Verfaſſer glaubt deßhalb die Zahl der Mitglieder männlicher Orden in den preußiſchen Diöceſen auf 1100 und die der Schweſtern auf 10 000 vermehren zu dürfen. Sicher iſt zum Mindeſten die erſte Zahl viel zu niedrig, da man unbedenklich dieſelbe auf 1600 veranſchlagen darf.

Digitized by Google

Die Notizen über die männlichen Orden wurden nämlich meiſt den Schematismen der Diöceſen entnommen, deren Verfaſſern es vor Allem nur um die Zahl der Prieſter zu thun war. Hierdurch erklärt ſich die winzige Zahl von 54 Novizen und Scholaſtikern auf 410 Patres und 625 Brüder. Unter den weiblichen Orden und Congregationen waren die zahlreichſten: Barmherzige Schweſtern vom hl. Karl Borromäus (mit den Mutterhäuſern in Neiſſe und Trier) 91 Niederlaſſungen mit 1744 Schweſtern, Schweſtern vom armen Kinde Jeſu 24 Niederlaſſungen mit 593 Schweſtern, Urſulinerinnen 24 Niederlaſſungen mit 585 Schweſtern, Barmherzige Schweſtern vom hl. Vincenz 93 Niederlaſſungen mit 547 Schweſtern, Arme Schweſtern vom hl. Franciscus 29 Niederlaſſungen mit 509 Schweſtern, Arme Dienſtmägde Chriſti 87 Niederlaſſungen mit 500 Schweſtern.

Der zweite Theil behandelt, wie geſagt, die Auflöſung der Ordenshäuſer, ſammt Angabe des dadurch verurſachten materiellen Schadens. Das Reſultat iſt folgendes: In 379 Gemeinden wurden in einem ſiebenjährigen Kampfe gegen die Orden und Congregationen 481 Niederlaſſungen derſelben in ihrer ſegensreichen Thätigkeit theilweiſe oder ganz gelähmt. 296 dieſer Niederlaſſungen mit 1181 männlichen und 2776[1] weiblichen Ordensperſonen wurden aufgehoben und zum größten Theil in's Ausland verlegt. Von 407 Klöſtern wurden geleitet: 134 Kinder-Bewahranſtalten mit 10 000 2—6jährigen Kindern, 150 Waiſen- und Rettungshäuſer mit 7260 Pfleglingen, 730 Klaſſen von Elementarſchulen mit 54 100 Schülern und Schülerinnen, 63 Induſtrieſchulen mit 6800 Schülerinnen, 61 Penſionate mit 3250 Zöglingen und 15 Präparandenſchulen für angehende Lehrerinnen mit 540 Aſpirantinnen. In Summa wurden alſo von 407 Klöſtern gepflegt, unterrichtet und erzogen 84 150 Kinder und Jungfrauen. Kein Erſatz fand ſich für 277 Anſtalten mit 15 200 Kindern. Wo aber Erſatz gefunden wurde, hatte man durchgehends bedeutende Mehrkoſten, weil die Schweſtern mit einem winzigen Gehalt, womit ſie ihr Leben friſten konnten, zufrieden waren. Die Ausführung der Kloſtergeſetze verurſachte deßhalb in 228 Gemeinden 962 070 Mark jährliche Mehrkoſten und dabei in 71 Gemeinden einen jährlichen Verluſt an Geſchäftskapital von 2 695 600 Mark, von denen 1 993 500 Mark pro Jahr jetzt dem Auslande zufließen. Aber in dieſen Zahlen ſind ganz erhebliche Summen nicht inbegriffen, welche durch das Kloſtergeſetz verurſacht werden. Denn die Orden verlangten keine Penſionsgelder für die altersſchwach oder krank gewordenen Lehrerinnen, ebenſo wenig Vergütung der Auslagen, welche ſie durch Vorbereitung der Lehrerinnen gemacht hatten, während der Staat große Koſten durch Penſionen und den Unterhalt von Lehrerſeminarien zu tragen hat. Endlich ſind in jenen Zahlen die ganz außerordentlichen Summen nicht mitein-

[1] Rechnet man zu den Schweſtern der aufgehobenen Häuſer die Schweſtern, welche aus den nicht gänzlich aufgehobenen Häuſern, deren Thätigkeit zum größten Theil lahmgelegt wurde, in's Ausland zogen, ſo darf man die Zahl der in der Verbannung lebenden Schweſtern wohl auf 4000 ſchätzen.

Digitized by Google

begriffen, welche die Klöster auf Unterstützung der Armen und Kranken verwendeten.

Im dritten Theile geht der Verfasser, nachdem er ganz kurz mit den herrlichen Worten Bachems und Ibachs die positive antisocialistische Thätigkeit der Ordensleute beschrieben hat, zu anderen Unkosten über, die der Culturkampf noch außerdem den Katholiken aufgebürdet hat und die er auf 3 510 616 Mark beziffert. Doch hat der Herr Verfasser nicht alles in Berechnung gezogen, was bei der Socialpolitik gewaltig in die Wagschale fällt, aber freilich sich kaum annähernd abschätzen läßt: ich meine die große Summe von Kapital und Arbeitskraft, welche die Novizen der thätigen Orden für Milderung des socialen Elendes bei ihrem Eintritt hinopfern. Wenn man die für die häuslichen Arbeiten innerhalb der Klöster verwendeten Laienbrüder und Laienschwestern, sowie alle Novizen der contemplativen Orden abrechnet, so traten jährlich — gering angeschlagen — wohl 500 Novizen aus mittleren, höheren und höchsten Ständen in den Berufskreis der thätigen Orden ein, welche dem Dienste des Nächsten und der Milderung der verschiedensten socialen Übel geweiht sind. Wenn wir einmal annehmen, daß durchschnittlich die von einer Chorschwester mitgebrachte Summe 2000 Mark betrage, sowie daß der Kapitalwerth der Arbeit ihres ganzen Lebens, welche sie ja gleichfalls bei ihrem Eintritt dem Dienste des Nächsten zum Opfer bringt, sich auf 4000 Mark belaufe, so würden die 500 Novizen jedes Jahr schon durch ihren Eintritt in die thätigen Orden 3 000 000 Mark zur Linderung der socialen Noth darbringen. Diese Summe wird vielleicht manchen Culturpauker durch das Schreckbild des Wachsthumes der todten Hand außer sich bringen. Doch wäre es ein grober Irrthum, zu glauben, daß dieselbe in diesen Zweck ganz aufginge. Sie wird vielmehr zum größten Theil für sociale Zwecke aufgebraucht. Wie wäre es ohne jene Einkünfte möglich, daß die Schwestern so viele Armen unterstützten, so viele Kranke verpflegten, so viele Kinder gratis unterrichteten, so viele Waisen aufzögen, so viele Ordensangehörige theils für das Schulfach ausbildeten, theils in Krankheit und Alter ernährten! So ist allerdings ein Theil dieser Summe in den oben angeführten enthalten, aber auch nur ein Theil, weil wir ja die Unterstützung der Armen, die Ausbildung und Pensionirung der Lehrschwestern nicht in unsern Calcül gezogen hatten. Dazu kommt aber noch, daß ein großer Theil der durch Novizen jährlich eingebrachten Gelder und Kräfte zur Erweiterung der auf Hebung socialer Übel gerichteten Ordensthätigkeit gebraucht wird. Jährlich wurden bei den wachsenden socialen Bedürfnissen neue Schulen, Waisenhäuser, Niederlassungen gegründet und die gegründeten vermehrt. Deßhalb blieben die Ordensleute trotz der stets zufließenden Kapitalien durch die Bank arm, während ihre Thätigkeit sich immer großartiger ausbreitete. Eben dieses stetige Wachsthum, das sich während 20 Jahre ohne Staatsunterstützung vollzog, zeigt nicht nur das gesunde Leben, sondern auch die sociale Nothwendigkeit der Orden. Nur was einem wirklichen Bedürfniß entspricht, konnte in solcher Weise trotz aller entgegenstehenden Hindernisse wachsen. Es wird aber, wie der Verfasser gegen den Schluß seiner Schrift sagt, „die Nothwendigkeit bald wiederum dazu führen,

Digitized by Google

jene ſtarken und zuverläſſigen Mittel wirken zu laſſen, die im Schooße der katholiſchen Kirche liegen, und die vor Allem in ihren geiſtlichen Orden niedergelegt ſind. Das leibliche Elend wird nach den Orden der Barmherzigkeit, das geiſtige nach den Schulorden, das ſociale und politiſche Elend nach jenen Orden um Hilfe rufen, die mit geſchickter Hand, aus einem Herzen voll wahrer Liebe zum Volke, die verführten Maſſen von ihren Irrwegen und Verirrungen zurückzuführen im Stande ſind. Das wird dann für die Orden die Zeit ſein, alle erfahrenen Kränkungen und Bitterkeiten, allen Undank und alle Feindſchaft einer gottverlaſſenen Zeit im Geiſte chriſtlicher Liebe zurückzugeben und feurige Kohlen auf den Häuptern ihrer Feinde zu ſammeln".

G. Schneemann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Sendſchreiben des heiligen Vaters Leo XIII. über den Socialismus, nebſt erläuternden Bemerkungen des Erzbiſchofes Dr. Paulus Melchers. 12°. 112 S. Köln, Bachem, 1880. Preis: 35 *Pf.*

Der hochwürdigſte Herr Erzbiſchof von Köln führt ſein neueſtes Schriftchen u. A. mit folgenden Worten ein: „In der Erwägung, daß in der gegenwärtigen, ungemein bewegten und aufgeregten Zeit alle, auch die ſtärkſten Eindrücke auf Geiſt und Gemüth des Menſchen meiſtens ſehr ſchnell wieder verſchwinden und durch andere verdrängt werden, habe ich es für zweckdienlich erachtet, dieſen Erlaß des heiligen Vaters, des von Gott beſtellten Lehrers der Völker, deſſen Wort allen Gläubigen eine Quelle des Lichtes und der Wahrheit iſt, im Original und zugleich in einer treuen Überſetzung neuerdings zu veröffentlichen und mit einigen erläuternden Bemerkungen zu begleiten, um dadurch das Verſtändniß und die Beherzigung des hochwichtigen Schreibens allen Gläubigen zu erleichtern und zu empfehlen." Die „erläuternden Bemerkungen" entwickeln in ſieben Paragraphen die große Tragweite und Bedeutung der Encyklika, mit beſonderer Rückſichtnahme auf unſere deutſchen Verhältniſſe. Vorzügliche Beachtung verdient der vierte Paragraph, welcher unverkümmerte Freiheit als abſolut nothwendige Bedingung für das ſegensreiche Wirken der Kirche poſtulirt. Wir zweifeln nicht, daß die ausgezeichnete Unterweiſungsſchrift die allerweiteſte Verbreitung finden wird, um ſo mehr, als gegenwärtig, wo der Socialismus ſeine Macht immer mehr entfaltet und eine ſtets drohendere Stellung annimmt, eine gründliche Kenntnißnahme ſeines Weſens und Wirkens, ſowie der Mittel, ihn erfolgreich zu bekämpfen, ein nicht mehr abzuweiſendes Bedürfniß iſt.

Sechs Predigten über die blutigen Geheimniſſe des Leidens Chriſti, während der heiligen Faſtenzeit in der St.-Lamberti-Kirche zu Münſter gehalten von Dr. Ewald Bierbaum, Kaplan. Mit kirchlicher Genehmigung. 8°. 91 S. Münſter, Naſſe'ſche Verlagshandlung, 1880. Preis: *M.* 1.

Digitized by Google

Wiederum erfreut uns der hochw. Herr Verfasser mit einem Cyclus gediegener Fastenpredigten. Mit großer Wärme und Eindringlichkeit werden in den ersten fünf Vorträgen die Geheimnisse des schmerzhaften Rosenkranzes zur Betrachtung vorgelegt, während der sechste das Geheimniß der Eröffnung der Seite Christi zum Gegenstande hat.

Die österliche Zeit. Von Dom Prosper Guéranger, Abt von Solesmes. Autorisirte Übersetzung. Mit bischöflicher Approbation und einem Vorwort von Dr. J. B. Heinrich, Domdecan in Mainz. Zweite Abtheilung. 8°. 670 S. Mainz, Kirchheim, 1879. Preis: *M.* 6.30.

Ein weiterer Band der Übersetzung des geschätzten Werkes, durch welches der berühmte Benedictiner-Abt sich ein so hohes Verdienst um die katholische Literatur erworben hat. Anerkanntermaßen bildet das „Kirchenjahr" Guéranger's einen der besten und zuverlässigsten Führer für einen Jeden, welcher im Geiste der Kirche ihre Zeiten und Feste durchleben will. Die Übersetzung zeugt von Fleiß und Sorgfalt. Für viele, nicht für alle Kirchenhymnen wurden metrische Übersetzungen gewählt. — „Die österliche Zeit" ist auf den siebenten, achten und neunten Band des „Kirchenjahres" vertheilt, so daß erst der folgende Band den Abschluß dieses Festkreises bringen wird.

Reflexionen zur Encyklika Aeterni Patris über die Wiedereinführung der christlichen Philosophie in die katholischen Schulen nach dem Sinne des englischen Lehrers, des hl. Thomas von Aquin. Von Dr. Martin Fuchs, Professor der Theologie in Linz. Mit einer Vorrede von Dr. M. Hiptmair. 82 S. Linz, Ebenhöch, 1880. Preis: *M.* 1.20.

Was versteht man unter der Philosophie des hl. Thomas? — Brauchen wir überhaupt eine Philosophie? — Brauchen wir Philosophie für die Theologie? — Welche Philosophie sollen wir wählen? — Wie urtheilt die katholische Welt über die Philosophie des hl. Thomas? — In wiefern sollen wir zum hl. Thomas zurückkehren? — Kein Rückschritt? — Dieß sind die Fragen, welche der Verfasser in ebenso vielen Kapiteln seinen Lesern vorlegt und an der Hand des päpstlichen Rundschreibens kurz und bündig beantwortet. Die Fragen sind gut gewählt, betreffen wirklich die Grundgedanken der Encyklika, weßhalb auch ihre Beantwortung Zweck und Tragweite des wichtigen Actenstückes klar hervorhebt und beleuchtet. Manchen recht beherzigenswerthen Satz enthält der Nachweis, daß das Studium der Philosophie den eigentlichen Kern jener allgemeinen Bildung liefern müsse, welche die Grundlage der Fachstudien sein sollte. — Der Verfasser spricht mit Wärme und Überzeugung zu seinen Lesern. Hoffentlich wird es ihm bei möglichst weiter Verbreitung seines Schriftchens gelingen, manches Vorurtheil zu beseitigen und manche nützliche Anregung zu geben. Nur die auf die vorletzte Frage ertheilte Antwort dürfte wohl kaum durchwegs ungetheilten Beifall finden.

Ambrosius. Zeitschrift für Kinderseelsorge, zugleich Organ für die Vorstände der Bruderschaft christlicher Mütter. Redigirt von B. Lüthen, geistlichem Magister im Cassianeum zu Donauwörth. Monatlich eine Nummer mit einer Beilage, zus. 20 S. Donauwörth, Buchdruckerei der Buchhandlung des kathol. Erziehungsvereins (L. Auer). Preis pro Jahrgang: *M.* 3.

Digitized by Google

Wiederholt und mit jedesmaliger Empfehlung wurde in unserer Zeitschrift auf die Publicationen aus dem „Verlag des katholischen Erziehungs-Vereins in Donauwörth“ im Allgemeinen, auf die Zeitschrift „Ambrosius“ im Besonderen aufmerksam gemacht. Die eminente Wichtigkeit der Sache, welche genannte Zeitschrift vertritt, und die Gewandtheit, womit sie ihre Aufgabe erfüllt, entschuldigt uns, wenn wir dieselbe wiederum zur Sprache bringen, um sie dem hochwürdigen Klerus eindringlich und angelegentlich zu empfehlen. Gerade jetzt, wo ein wahrer Nothschrei nach religiöser Erziehung der heranwachsenden und der schon erwachsenen Jugend von solchen Seiten sogar erschallt, wo wir früher Gleichgiltigkeit zu sehen oder entgegengesetzte Stimmen zu hören gewohnt waren, ist eine Zeitschrift wie der „Ambrosius“, welche die Förderung einer wahrhaft religiösen Erziehung sich zum Ziele setzt, geradezu ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit. Und wenn diese Aufgabe so praktisch, so allseitig und mit solchem entschiedenen Festhalten des katholischen Standpunktes gelöst wird, wie dieß in der That im „Ambrosius“ der Fall ist, so wird man den Wunsch, diese Zeitschrift in den Händen möglichst vieler Priester zu sehen, gerechtfertigt finden.

Was den Umfang der Aufgabe betrifft, die der „Ambrosius“ sich gestellt, so können wir es nur billigen, daß er wohl vorzugsweise, aber nicht ausschließlich die eigentlichen Schulkinder, wie vielleicht Manche aus dem Titel „Zeitschrift für die Kinderseelsorge“ schließen möchten, sondern „auch alle anderen erziehungsbedürftigen Elemente der Gemeinde“ in sein Programm aufgenommen hat. Ebenso kann der „Ambrosius“ sicher sein, alle Seelsorger auf seiner Seite zu haben, daß er nicht bloß ein oder das andere Moment, sondern alle, die der Erziehung dienen können, bespricht. „Diese Zeitschrift,“ so lautet das Programm, „umspannt das ganze Gebiet der Kinderseelsorge und sucht alle directen und indirecten Mittel zur heilsamen Erfüllung dieser wichtigen Pflicht zu besprechen.“

Das Programm ist allseitig und wird glücklich verwirklicht; daß unter dem Vielen die Zeitschrift natürlich das Wichtige und Wesentliche auch vorzugsweise behandelt, braucht kaum bemerkt zu werden. Dieselbe betont vor Allem das Praktische; doch würde man sehr irren, wenn man glaubte, das Theoretische werde stiefmütterlich behandelt; nein, es ist kein Moralisiren, sondern alle Praxis baut sich auf ein solides Glaubensfundament. Ausgezeichnet sind die Winke und Erfahrungen, die fast in jeder Nummer mitgetheilt werden. Sehr gefallen haben uns die liebevoll strengen Urtheile über Bücher und Bilder, sowie die ebenso milden als entschiedenen Rügen über Freiheiten, die sich auch katholische Schriftsteller und Buch- und Kunstdruckereien in Büchern für Kinder und die Jugend erlauben.

Mit Recht legt die Zeitschrift großes Gewicht auf die Bruderschaft der christlichen Mütter, als das vorzüglichste Mittel der indirecten Kinderseelsorge. Die Redaction hat in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache im letzten Jahrgange jeden Monat dem „Ambrosius“ eine vierseitige Beilage: „Organ der christlichen Müttervereine“, beigefügt, ohne den Abonnementspreis zu erhöhen. In demselben Verlage ist ein kleines Büchlein erschienen: „Unterricht über die Erzbruderschaft der christlichen Mütter“ (gewöhnlich kurzweg „Mütter-Verein“ genannt), das wir der äußerst wichtigen Sache wegen, wie den Verein selbst, resp. die Einführung desselben an den Orten, wo er noch nicht besteht, recht sehr empfehlen. Nach all dem Gesagten können wir nur wünschen, daß der hochw. Klerus den „Ambrosius“, welcher mit diesem Jahre seinen fünften Jahrgang begonnen hat, durch Abonnement und Arbeit nach Möglichkeit und Kräften ausbreite und unterstütze.

Digitized by Google

Erinnerungen an P. Petrus Haßlacher S. J. Von J. Hertkens, Priester der Erzdiöcese Köln. Mit Porträt und Facsimile. 8°. 307 S. Münster, Aschendorff, 1879. Preis: *M.* 3.50.

Der hochwürdigste Bischof von Ermland, welcher die Güte hatte, das vorliegende Buch durch seine Einleitung zu empfehlen, sagt in seiner schönen Vorrede: „Die auf ewige Zeiten aus Deutschland ausgeschlossenen Ordensgeistlichen (Redemptoristen und Jesuiten) begannen bereits vom Jahre 1849 ab auf deutschem Boden eine Missionsthätigkeit, welche zu den tiefgreifendsten kirchlichen Ereignissen des Jahrhunderts gehört. . . . Es war eine Zeit allgemeiner, geistiger Erneuerung in den katholischen Landen, und nicht bloß in religiös-sittlicher, sondern auch in politisch-socialer Hinsicht war der Erfolg groß und wurden die christlichen, conservativen Grundsätze in den Herzen Vieler aufgefrischt und befestigt. . . . Unter den Jüngern, durch welche der Herr das geistige Brod des Wortes Gottes an die heilsbegierigen Volksschaaren austheilen ließ, ist in erster Linie neben dem bereits ebenfalls hingeschiedenen P. Roh S. J. der Mann zu nennen, dessen Andenken durch die vorliegende Schrift geehrt werden soll, der am 5. Juli 1876 in Paris verstorbene P. Peter Haßlacher, Priester der Gesellschaft Jesu, welcher überall, wo er wirkte, durch sein liebevolles, leutseliges Wesen die Herzen gewann. Die gegenwärtigen ‚Erinnerungen' beanspruchen nicht, eine eingehende Lebensbeschreibung des vortrefflichen Missionärs zu liefern, wozu dem Verfasser das Material gebrach; sie wollen nur einzelne Züge seiner unermüdlichen und gesegneten Wirksamkeit den Augen des Lesers vorführen, wie sie in den abgehaltenen Missionspredigten und Conferenzen (deren Verzeichniß auf Vollständigkeit nicht Anspruch macht) und später in seiner Thätigkeit als Vorsteher und Priester bei gebrochener Kraft und langjährigen, mit musterhafter Geduld ertragenen Leiden sich kundgaben und in gelegentlichen Erfahrungen und Erkundigungen dem Verfasser sich darboten. — Eine Anzahl mitgetheilter Briefe wird es ermöglichen, einen Blick in das mildernste, freundlich ansprechende Gemüth des Verewigten zu werfen, sowie die beigegebenen flüchtigen Skizzen abgehaltener Conferenzen vielleicht zu einer willkommenen Auffrischung der geist- und gemüthreichen Vorträge dienen, durch welche derselbe Schaaren von Männern aus den gebildeten Ständen an seine Lehrkanzel fesselte. Die Schrift ist nur ein schlichter Strauß, von schlichten Händen gebunden und den vielen Verehrern des verdienten Mannes zu willkommener Erinnerung dargeboten."

Dieser warmen Empfehlung des hochwürdigsten Herrn haben wir eigentlich nichts von Bedeutung beizufügen. „Dankbare Liebe und bewundernde Verehrung" haben dem Verfasser, wie er selbst sagt, „die Feder geführt". Daß dabei aus den mangelhaften Nachrichten der Tagespresse, welche seiner Zeit natürlich von den Missionen und Conferenzen Notiz nahm, sich kein vollständiges Lebensbild zusammenstellen ließ, liegt auf der Hand. Den bei Weitem werthvollsten Theil des Buches bildet, wie uns scheint, die Briefsammlung, welche der Herausgeber demnächst zu vervollständigen verspricht. Diese Briefe enthalten wirklich fast ausnahmslos herrliche Lehren und Weisungen, wahre Perlen der Seelenleitung, und zwar immer in schöner, gewählter Fassung. Die flüchtigen Skizzen eines vollständigen Cyclus von 23 Conferenz-Vorträgen dürften für die gebildeten Stände eine sehr willkommene Beigabe sein. Ob aber P. Haßlacher selig mit ihrer Veröffentlichung, so wie sie vorliegen, ganz einverstanden gewesen wäre? Wir zweifeln sehr. Es kommt eben zu leicht vor, daß der Aufschreiber, wenn er nicht stenographirt, den einen oder anderen Satz nicht ganz genau wiedergibt, ja daß seine Skizze mitunter wohl eine unrichtige Deutung zuläßt oder gar Schiefes enthält, und zum Mindesten das Erstere scheint uns auch bei

Digitized by Google

den vorliegenden Skizzen der Fall zu sein, wenn sie auch im Ganzen und Großen eine recht tüchtige Arbeit sind. — Einige kleine Unebenheiten in der Darstellung und in der Ausstattung (z. B. der vielfach angewandte Fettdruck, wo Sperrdruck völlig ausreichend wäre) werden sich leicht bei einer zu erwartenden zweiten Auflage beseitigen lassen.

Socialer Katechismus. Grundzüge der gesellschaftlichen Ordnung in Familie, Gemeinde, Staat und Kirche. Von Arthur von Hohenberg. Mainz, Kirchheim, 1879. Preis: *M.* 1.35.

Das vorliegende Werkchen kennzeichnet sich genug durch seinen Titel. In Form eines Katechismus will es durch kurzgefaßte Fragen und Antworten sämmtliche Grundbegriffe und Grundlehren der wahren, von Gott gewollten gesellschaftlichen Ordnung zur Darstellung bringen. Es zerfällt in drei Theile: der erste handelt von der menschlichen Gesellschaft überhaupt (ihrer Stiftung, ihren Grundverhältnissen, ihrer Gliederung); der zweite beschäftigt sich mit der weltlichen Ordnung der menschlichen Gesellschaft (Familie, Gemeinde, Stammesgenossenschaft, Staat); im dritten endlich wird die geistliche Ordnung der menschlichen Gesellschaft (die Kirche, ihr Wesen, ihr Verhältniß zum Staat, endlich die internationale Stellung und Autorität des Primates) behandelt. Das Büchlein zeichnet sich aus durch Kürze, Klarheit und Correctheit der Begriffsbestimmungen. Einige Punkte von untergeordneter Bedeutung abgerechnet, stimmen wir vollständig mit den darin ausgesprochenen Ansichten überein. Da gewiß Jeder dem Verfasser gern zugibt, daß man häufig einer wahrhaft peinlichen Unklarheit in den elementarsten Grundbegriffen der socialen Fragen begegnet, so wird er auch ohne Zweifel dessen Bestreben Anerkennung zollen, durch seine Schrift zum richtigen Verständniß der socialen Grundwahrheiten beitragen zu wollen. Was uns namentlich gefiel und uns deßhalb die Schrift als besonders empfehlenswerth erscheinen läßt, ist die Entschiedenheit, mit der die wahren, katholischen Principien offen ausgesprochen und durchgeführt werden.

Miscellen.

Der Kampf gegen Jesuitenschulen in Frankreich. Der Kampf um Artikel 7 des Unterrichtsgesetzes Ferry's, welcher den nicht vom Staate anerkannten Orden das Recht des Unterrichts entzieht, hat die großartigsten Dimensionen angenommen. Die Deputirtenkammer votirte den Artikel; hierauf protestirten dagegen über 1 800 000 Franzosen in Petitionen an den Senat; auch die Mehrzahl der aus dem Volke gewählten Generalräthe der Departements erhob sich gegen den Artikel, da demselben sich 44 ungünstig und nur 32 günstig zeigten, während 7 trotz aller Verlockungen von Seiten der Regierung sich des Votums enthielten, offenbar weil sie nicht in einem der Regierung genehmen Sinne stimmen wollten. Ebenso mehren sich die Kundgebungen der Presse gegen jenen Artikel. Sogar der bekannte materialistische Gelehrte Litré sprach sich offen gegen die darin angestrebte Unterdrückung der Freiheit aus. Auch erklärte Republikaner sehen ein, daß der Sieg des

Digitized by Google

Artikels 7 einen vollständigen Triumph des Radikalismus bedeute und dann nichts mehr seine Ausgestaltung bis zum vollendeten Socialismus hindern werde. So hat im ersten Heft des neuen Jahres selbst die hochliberale Revue des Deux-Mondes in der entschiedensten Weise gegen Art. 7 des Unterrichtsgesetzes Stellung genommen und die Jesuitenschule gegen die Vorwürfe Ferry's vertheidigt (p. 178 suiv.). Der Verfasser desselben ist Albert Duruy. Die Widerlegung Ferry's wird ihm nicht schwer. Zur rechtlichen Motivirung seines Gesetzes hatte der Minister sich nicht auf das gegenwärtig in Frankreich geltende Recht, sondern auf veraltete Gesetze und Verordnungen des ancien régime berufen. Mit Recht spöttelt Duruy darüber, daß der Republikaner es dem treuesten Royalisten zuvorthut, indem er sich in einer Frage der heutigen Politik auf das alte Recht steift. Dann deckt Duruy die Heuchelei Ferry's auf, der zu behaupten gewagt, daß es sich beim Artikel 7 nicht um den Grundsatz der Unterrichtsfreiheit handle. „Wie," ruft Duruy aus, „Sie wollen mit einem Schlag 641 Unterrichts-Anstalten mit 61409 Schülern und 9513 Freistellen unterdrücken und trotzdem Anspruch darauf machen, daß Sie hierdurch nichts gegen die Freiheit des Unterrichtes unternehmen! Als ob Sie nicht wüßten, daß die Lehrorden einzig im Stande sind, gegen unsere 300 Staats-Collegien und Lyceen zu kämpfen; daß sie allein sich das Gesetz von 1850 zu Nutze gemacht haben, um große Concurrenzanstalten denen der Universität gegenüberzustellen; daß der freie Laien-Unterricht in vollem Niedergang ist; daß mithin die Schließung der Häuser der Jesuiten, Dominicaner und Maristen gewissermaßen das Monopol der Universität wieder herstellt." Die Thatsache, welche hier Duruy als allgemein bekannt hinstellt, ward von Freunden und Feinden der Orden berichtet und durch eine Statistik der Privatschulen schlagend nachgewiesen. Gründe dafür sind auch leicht zu finden. Die seit langer Zeit bestehenden Lehrorden der Kirche finden in ihrer Organisation und Tradition Hilfsmittel und Vortheile, wie solche keineswegs Weltpriestern und Laien zu Gebote stehen, nämlich: größere Einheit, Stetigkeit, Erfahrung, Garantie, Autorität und Leichtigkeit, um Mitglieder zum Lehrfach auszubilden und abständige oder minder taugliche Lehrer zu ersetzen. So darf uns nicht wundern, daß das in Rom approbirte Concil von Colocza mit Berufung auf das Beispiel und die Worte Pius' IX. erklärt hat: „Diese Synode wünscht sehr, daß der Unterricht auf Gymnasien, so viel es geschehen kann, den zahlreichen Mitgliedern der Ordensfamilien anvertraut werde." Doch kehren wir von dieser Abschweifung zu Duruy zurück. Nachdem er die rechtliche Motivirung des ministeriellen Antrages zerzaust hat, zeigt er nun die Frivolität der thatsächlichen Begründung. Auf welche Thatsachen stützte sich der Minister, um die Unterdrückung so vieler Schulen zu rechtfertigen? Nur auf einige abgerissene Citate eines Jesuiten über Feudalrechte, Inquisition, Revolution. Duruy brandmarkt nun die Tyrannei, daß es dem jeweiligen Minister zustehen soll, eine bestimmte Auffassung der Geschichte als Norm nicht nur für die Staatsschule, sondern selbst für den Privatunterricht vorzuschreiben und jede abweichende zu richten. Er frägt höhnisch, ob die Jesuitenzöglinge, welche die

Geschichte nach den Büchern des P. Gazeau studirt, sich weniger tapfer 1870 geschlagen oder mehr Elemente dem Communisten-Aufstand geliefert hätten, ob insbesondere die 90 im Kampfe Gefallenen, deren sich die eine Jesuiten-Schule der rue des postes rühmen könnte, schlechte Bürger gewesen wären, weil sie eine andere Vorstellung von der französischen Revolution gehabt, als der Unterrichtsminister. In Deutschland kennen wir bereits die liberale Beweisführung gegen die Jesuiten. Hat man bei der Discussion des Jesuitengesetzes, wodurch die schwersten bürgerlichen Nachtheile einer ganzen Klasse von Bürgern zugefügt wurden, auch nur den Schatten von Gesetzesübertretung eines Jesuiten vorgebracht? Nein, aber um so mehr Citate. Nur darin unterscheiden sich die Franzosen von ihren deutschen Milchbrüdern, daß jene übel oder wohl Citate eines französischen Jesuiten brachten, während diese sich an ausländische halten mußten, weil das einzige Citat aus einem deutschen Jesuiten sich sofort als falsch erwies. Die wahre Motivirung des Artikels 7 deckt aber Duruy aus den Worten des Ministers selbst auf: „Man frägt uns, warum wir die Jesuiten mehr als die Andern verfolgen? Wir verfolgen sie, weil sie die Seele jener Laienmiliz sind, gegen welche wir seit sieben Jahren kämpfen, welche in der Nationalversammlung geherrscht hat." Das ist das wahre Motiv, das den Unterrichtsminister treibt; nicht die Sorge um Schulen und Unterricht, — was kümmert das die jetzigen politischen Machthaber in Frankreich! sondern ein Rachegelüste gegen eine frühere Partei. Und die Berechtigung zur Befriedigung dieser Rancune? Hören wir wiederum den Unterrichtsminister. „Warten? Weßhalb? Wann werden wir stärker sein, wann mächtiger? Wann werden die Parteien mehr geschlagen, wehrloser sein? Sie liegen zur Erde; machen wir uns das zu Nutze, um dieselben zu zertreten; lassen wir uns die Gelegenheit nicht entwischen."

Niemals ist in einer Kammer das Recht des Stärkern gegen den wehrlosen zu Boden liegenden Gegner, die brutale Gewalt gegen Schulen und wissenschaftliche Anstalten offener angerufen worden, als es hier vom Unterrichtsminister geschieht. Bei einem solchen Menschen ist es erklärlich, was Duruy ihm nachweist, daß er sich nicht einmal die Mühe genommen hat, zur Orientirung über sein Gesetz die Zahl der Jesuitengymnasien oder die ihrer Zöglinge kennen zu lernen. Und wie der Minister, so die Kammer. Sie wollte dieselbe Rancune befriedigen und hatte die Gewalt in Händen, also votirte sie das Gesetz. Anders aber die Generalräthe der Departements. Duruy untersucht im zweiten Theile seiner Arbeit nach einer officiellen Statistik, wie sie gestimmt, und gelangt zu dem oben bereits von uns mitgetheilten Resultat. Die Regierung hatte alles Mögliche gethan, um ein dem Gesetze günstiges Resultat zu bekommen. Aber in diesen Versammlungen herrschte weniger die Tyrannei einer politischen Partei; ungeschminkter konnte die wahre Meinung des Volkes zu Tage kommen, und sie erklärte sich für die Jesuiten. Im dritten Theile vergleicht Duruy die Erziehung bei den Jesuiten mit der Erziehung auf den staatlichen Anstalten, besonders in den Pensionaten, während er weniger auf den Unterricht eingeht. Diese Vergleichung schlägt entschieden zu Gunsten der Jesuiten aus, die der jetzige Unterrichtsminister in

Digitized by Google

seinem wüthigen Hasse „Verführer der Jugend“ geschimpft hatte. „Wir haben,“ erwiedert ihm Duruy, „noch kürzlich diese ‚sittlich verdorbene Jugend‘ und diese ‚Verführer‘ besucht. Wir fanden dort — es war gerade die Stunde der Erholung — 150 Jünglinge von 18—20 Jahren, frisch und munter, welche in einem weiten Hofraume spielten, die einen an den Barren, die andern am Ball- oder Kegelspiel, einige gar am Cricket. Es gab nicht einen Einzigen, der nicht dieses oder jenes Spiel mitgemacht hätte. Und in ihrer Mitte der praefectus morum, der surveillant, welcher sie mit seinem Beispiele anstachelte und es mit den Stärksten an Geschicklichkeit und Behendigkeit aufnahm. Da versetzten wir uns in Gedanken in jene Zeiten, wo wir in unsern Conventikeln von frühreifen und blasirten Rhetorikern (Primanern) die Zeit unserer kurzen Recreationen in der Ecke eines engen und düstern Hofes zubrachten, bald um von Dingen, die wir niemals hätten kennen lernen sollen, zu schwätzen, bald um die Gesellschaft zu reformiren; und wir haben uns gefragt, ob der strenge Tadel des Unterrichtsministers am Platze wäre.“ Dieß ist klar gesprochen für jeden, der nur etwas Erfahrung hat. Denn was ist das Zeichen sittlicher Verdorbenheit bei der Jugend: frisches munteres Aussehen und Spielen, oder Ekel an unschuldigen Vergnügen, blasirtes Kritisiren und Weltverbessern, Plaudereien von Dingen, die man nicht hätte wissen sollen? Die Rede Duruy's ist durchsichtig genug, besonders in einer Zeit, wo die Presse so häufig von ganz greulichen Unordnungen der Lycealjugend erzählt. Duruy geht dann zu der inneren Einrichtung der Jesuiten-Pensionate über und vergleicht endlich noch einmal den praefectus morum bei den Jesuiten mit dem maître d'étude der staatlichen Pensionate. Vom ersteren sagt Duruy: „Es ist kein bezahlter Beamter, wie bei uns; es ist ein älterer Freund, den man liebt und achtet. Und wie sollte man ihn nicht lieben! Trat er in die Gesellschaft ein, so geschah es nicht aus Zwang, sondern aus Neigung und Beruf. Sehr häufig ist er von guter Familie, und wenn er in der Welt geblieben wäre, würde er etwas vorgestellt haben. Er trug einen schönen Namen; er hatte Vermögen, Verbindungen, eine Carrière. Er hätte sein Glück auf der Börse oder in der Industrie machen können. Aber er hat die Soutane vorgezogen und sich der Erziehung geweiht. Seine Aufgabe betrachtet er nicht als ‚eine Sklaverei oder einen verzweifelten Ausweg‘; seine Rolle ist wichtiger, größer, erhabener, als selbst die eines Professors. In der That soll, wie es in der ratio studiorum heißt, der Unterricht nur ein Mittel sein, der Endzweck aber, das Kind zur Erkenntniß und Liebe seines Schöpfers und Erlösers zu führen.“ Auch der praefectus morum steht in nichts den Professoren nach. Er ist nicht wie bei uns ein Student der Medicin oder des Rechtes, welcher die Universität um einen Kosttisch anbettelt; oder ein Lehramts-Candidat, welcher noch nicht seine Grade genommen. Aus Alledem schließt Duruy: „Nun, wir fragen, wenn das wirklich die Sachlage, wenn es bewiesen ist, daß es schlecht mit der inneren Leitung unserer Lyceen steht, wenn gezeigt worden, daß unsere Unterrichtsmethoden mangelhaft: mit welchem Recht reizt man die Kammern, Anstalten zu schließen, welche zum Mindesten in Einer Beziehung den unsrigen über-

Digitized by Google

legen sind? Die Folgerung (des Ministers) ist in der That unlogisch. Man hätte sagen sollen: Wir müssen große Anstrengungen machen, um unsere Collegien in den Stand zu setzen, daß sie die furchtbare Concurrenz der Lehrorden ertragen können. Diese Congregationen haben seit zehn Jahren ungeheure Fortschritte gemacht, die Zahl ihrer Schüler hat sich fast verdoppelt; sie haben das Vertrauen vieler Familien zu gewinnen gewußt; eine mächtige Partei hält und stützt sie; sie haben Erfolg, unsere Examen zeigen es, unsere Concurse beweisen es. Kurz, unsere Stellung ist bedroht, und wenn ihr uns nicht zu Hilfe kommt, so ist zu befürchten, daß wir bald überflügelt sein werden. Gebt uns also Geld, um die Lyceen zu restauriren, zu vergrößern, ... Musteranstalten zu gründen.... Ha, wenn man das den Kammern vorgestellt hätte, welche Einmüthigkeit von Billigung hätte man da nicht angetroffen! ... Was hat man statt dessen gethan? Man hat es gewagt, ohne andere Beweise als einige armselige Citate, ohne andere Untersuchung als oberflächliche Besichtigung, und ohne einen anderen Grund als brutale Anrufung der Gewalt, die Congregationen zu verklagen und zu verlästern. Anstatt Reformen zu studiren, welche die Universität selbst zuerst verlangt, und mit einem sorgsam ausgearbeiteten Verbesserungsplan vor die Kammern zu treten, hat man sich in eine Politik der Gewalt und Unterdrückung geworfen. Man versucht nicht, gegen die Concurrenz zu ringen; man findet es einfacher, sie zu unterdrücken. Man sucht nicht zu verbessern, man will lieber zerstören. Man ist Minister des öffentlichen Unterrichts und man sehnt sich darnach, mit einem Schlage 150—200 Centren des Unterrichts zu vernichten."

In ruhigen Augenblicken würde man das Vandalismus nennen; die ganze Schaar der Liberalen diesseits des Rheins, die in der demokratischen Blouse so gut wie die in der Bedienten-Livrée, feiert es als Triumph der Freiheit. Nun wohl, als Freiheit gilt ihnen, ungehindert nach eigenem Gelüste zu handeln, und dieses Gelüste geht, wie Ferry unverfroren sagt, darauf hin, wenn man der Stärkere ist, den schwächeren Gegner zu zertreten. Inzwischen hat das Gefühl für wahre Freiheit auch bei den Liberalen Frankreichs die Oberhand gewonnen und Ferry's siebenten Artikel in der Senatssitzung des 9. März nach gewaltigem parlamentarischem Kampfe glänzend zu Fall gebracht.

G. S.

Digitized by Google

Durch die Paramos zum äquatorialen Hochwald.

Garcia Moreno, der Präsident der Republik, übersandte im Jahre 1874 ein Stück Steinkohle an das Decanat der „Escuela politécnica y Facultad de ciencias", damit dessen chemisch-technische Untersuchung veranlaßt werde. Die Probe sollte laut Aussage des Einsenders von einer Stelle nahe am neuangelegten Wege nach Manabi stammen. Seine Excellenz nahm ganz besonderes Interesse an diesem Funde in der wohlbegründeten Meinung, daß die Entdeckung eines guten Kohlenflözes der industriellen und socialen Entwicklung Ecuadors mehr Vorschub leiste, als die eines Diamantenfeldes oder einer reichen Goldmine. Im Allgemeinen lag diesem klar und praktisch blickenden, diesem durch und durch katholisch und eben deßhalb edel und recht denkenden und fühlenden Staatsmanne mehr an der innerlichen moralischen Hebung seiner Landsleute, als an ihrer materiellen Bereicherung. Ja er erachtete letztere ohne die erstere, zumal beim dermaligen Zustande der Republik, geradezu für verderblich. Nichtsdestoweniger hatte er auch für ihr materielles Wohl stets ein offenes Auge, und die erzielten Erfolge haben bewiesen, mit welcher Einsicht und Kraft er dasselbe zu fördern verstand[1]. Vorerst sollte das Land aus seiner allgemeinen Erschlaffung in Bezug auf religiöses und sittliches Leben, in Bezug auf geistige und gewerbliche Cultur herausgerissen; sollte dessen Liebe zu müßigem Tändeln mit Freude an ernster und mannhafter Arbeit vertauscht werden; sollte sein Hang zu politischen Unruhen und Regierungswechseln einem Drang zu ruhigem, erfolgreichem Schaffen unter dem Schutze einer festen, ständigen, staatlichen Ordnung Platz machen; sollte endlich edler Wetteifer in eigener, selbständiger Production es allmählich aus den schweren Banden auswärtiger Staatsschulden und mehr noch von dem Joche fremder, besonders nordamerikanischer und französischer

[1] Vgl. „Der Hausfreund", kathol. Kalender 1879, S. 105.

Digitized by Google

Industrie erlösen, welch letztere nur zu oft Verweichlichung und selbst Entsittlichung einschmuggelte und die Nation pecuniär, ökonomisch und industriell mehr niederdrückte, als einst die so verrufene „Bevormundung durch Spanien".

Ein Kohlenlager am Wege nach Manabi bot aber auch noch seine ganz besonderen Aussichten. Abgesehen davon, daß Ecuador noch keine eigenen Steinkohlen besaß [1] und nur auf Holz angewiesen war, würden Kohlen an diesem Orte aus einem doppelten Grunde ganz gelegen gekommen sein. Einmal sollte ja der Weg nach Manabi mit der Zeit die Hauptverbindungslinie zwischen dem Hochland und der Küste, zwischen Quito, der Hauptstadt des Landes, und dem neu zu gründenden Haupthafen am stillen Ocean werden. Sie läuft nämlich an der schönen, für das Einlaufen und Ankern auch der größten Seeschiffe so günstigen Bai von Caraques aus, und es sollte deßhalb der erste Landungsplatz am Gestade der Südsee von dem dazu so wenig geeigneten Guayaquil hierhin verlegt werden: ein Plan, der nach dem Urtheile aller Vorurtheilsfreien ganz wesentlich zum Besten des Landes war, dem aber freilich die revolutionslustigen Guayaquilener aus Privatinteresse wenig Sympathie entgegentrugen. Es hätten also die Seedampfer im Caraques leicht mit ecuadorianischen Steinkohlen versehen werden können, und die Republik hätte eine neue Arbeits- und Einnahmequelle gefunden. Sodann aber, und dieses war für Garcia Moreno die Hauptsache, hatte man kurz zuvor beim Dorfe Petrillo am Rio Daule in der Provinz Manabi eine ergiebige Mine von Eisenglanz entdeckt, welche, nach den im Mineralien-Cabinete zu Quito niedergelegten Mustern zu urtheilen, den berühmten Eisenerzstufen der Insel Elba wenig nachstand. Dieser Mann von Eisen glaubte, auch für Ecuador sei jetzt endlich der Tag gekommen, um einmal aus der langen „Bronzezeit" in die des „Eisens" überzugehen. Schon unter den Inca's hatte es nämlich das Land zur sehr ausgebildeten metallurgischen Bearbeitung des Kupfers und Goldes gebracht [2]. Unter der spanischen Colonialwirthschaft erlosch die erstere

---

[1] Die Kohlen bei Penipe in der Nähe von Riobamba sind keine Steinkohlen, kommen nur in geringer Menge vor und lassen sich nicht leicht abbauen. In der Provinz Cuenca sollen Steinkohlen gefunden worden sein; auch wurden Belegstücke nach Quito gesandt. Indessen wurde die Sache bis jetzt noch nicht untersucht.

[2] Ich hatte Gelegenheit, manche Proben der Inca-Metallurgie zu untersuchen, deren man in alten Gräbern, den sogen. Huacas (südlich von Quito) und den Tolas (nördlich von Quito), neben anderen Kunstproducten so viele findet: verzierte kupferne

Digitized by Google

und beschränkte man sich ausschließlich auf die lucrativere Gold- und Silberförderung, bis schließlich auch diese — wohl wegen fahrlässiger Grubenarbeit — in Ecuador vollständig aufgegeben wurde[1]. Zur Production und Bearbeitung des Eisens hatte es Ecuador und seine Nachbarländer bis auf Garcia Moreno noch nicht gebracht[2]. Alles Eisen

---

Streitärte, die nach meiner Prüfung übrigens nicht goldhaltig sind, wie man dieß gewöhnlich behauptet (aus einer einzigen Huaca bei Cuenca wurden nicht weniger als 3000 dieser Äxte zu Tage gefördert), Kupferbracelete, Kupferplatten und Kupferdrähte, dann tausenderlei Gegenstände aus Gold und Silber und aus der Mischung beider, meist Schmucksachen und Objecte des religiösen Cultus. Ist die Arbeit an allen diesen Dingen auch ziemlich roh, so verdient sie doch mit Recht unsere Bewunderung, wenn wir bedenken, daß sie ohne eiserne und stählerne Werkzeuge gemacht werden mußte. Ganz besonders frappirte mich die oberflächliche Vergoldung des Kupfers: sie ist äußerst dünn, gleichmäßig und festhaftend. Galvanoplastik war aber damals unbekannt, und Amalgamation soll nach dem Urtheil Sachkundiger dabei auch nicht gebraucht worden sein, wiewohl die Incas das Quecksilber sehr wohl kannten. In allerletzter Zeit entdeckte Dr. Th. Wolf in einer Tola der Provinz Esmeraldas, wo ein ganz anderer Indianerstamm ansäßig war und noch ist, neben Geräthen aus Gold, Silber, Kupfer und deren Legirungen merkwürdigerweise auch schon Gegenstände aus Zink und deren Mischung mit Kupfer und Eisen, ja selbst isolirtes Platin und Platin-Goldgemische! Das Platin, welches die europäischen Chemiker erst 1750 als neues Metall kennen lernten, hatten die Wilden an den fernen Gestaden der Südsee schon längst vor der Landung der „Conquistadores" auszuscheiden und zu schmelzen verstanden! (Vgl. Viajes cientificos por la República del Ecuador, p. Dr. T. Wolf, III. p. 50.) Wie schade, daß diese für ethnologische Aufschlüsse so wichtigen Gegenstände nicht gesammelt, sondern leichtfertig verschleudert und vernichtet werden. Wie bedauernswerth, daß diese Ausgrabungen von der Regierung gegen eine gewisse Abgabe an ungebildete, vandalische „Huaqueros", die es allein auf Gold- und Silbergewinn abgesehen haben, verpachtet werden, ohne irgendwelche wissenschaftliche Direction oder Beaufsichtigung. Ist doch das Herkommen, die Vertheilung, Entwicklung der so verschiedenen Ureinwohner Südamerika's bislang noch so dunkel geblieben und dennoch ihre Kenntniß von hoher Wichtigkeit. In dieser Beziehung verdienten diese Gräber viel mehr den staatlichen Schutz, als die Reste der alten Inca-Bauten, für welche so manche Reisende bei der Regierung intercedirt haben.

[1] Garcia Moreno ließ die Hauptmine in der goldreichen Gegend von Zaruma, welche schon die Spanier aufgegeben hatten, weil sie in den einbrechenden Flußwassern „ersoff", durch auswärtige Berg-Ingenieure untersuchen. Nach deren Gutachten hätte sich ihre Entwässerung bei den dermaligen Hilfsmitteln der Republik nicht gelohnt. Später sollen chilenische Bergleute sich daran gemacht haben, die als nutzlos weggeworfenen, zu ganzen Bergen aufgethürmten Schlacken der alten Schmelzwerke neuerdings zu verarbeiten, um mit den dabei gewonnenen, nicht geringen Mengen von Gold und Silber die Kosten der Entwässerung zu decken.

[2] Als die Eisenbahn von Yaguachi nach Milagro in Bau genommen wurde, ließ Garcia Moreno die erste große Maschinenfabrik für dieselbe einrichten, in der viele Metallarbeiter — lauter Nordamerikaner, resp. Irländer — angestellt waren.

Digitized by Google

vom einfältigen Schuhnagel bis zur Axt des Holzhauers, vom kleinsten gegossenen Rädchen bis zum schwersten gußeisernen Maschinenstück mußte mit unsäglicher Anstrengung und für theures Geld von Außen in's Innere des Landes geschafft werden. Zur Verhüttung der Eisenerze in Manabi hätte es aber, wenn man nicht zu veralteten Systemen, wie zum catalanischen, zurückgreifen wollte, der Steinkohlen bedurft.

Hiernach läßt sich erwarten, daß der Präsident sehr froh war, als er hörte, welch günstiges Resultat die mir übertragene Analyse der eingesandten Probe gegeben. Als ich nämlich mit meinem Collegen P. A. Heiß die Probe auf ihren Brennwerth prüfte, stellte sich heraus, daß 1 gr der Kohle 25 gr Bleioxyd zu metallischem Blei reducirte. Dieß entspricht aber einem Wärmeeffect von 5880 Calorien, d. h. einer Wärmeproduction, durch die man 58,8 gr Wasser zum Sieden bringen könnte. Es gaben ferner 100 gr Kohle beim Erhitzen in der Platinretorte 56 gr Cook und hinterließen bei vollständiger Verbrennung im offenen Platintiegel nur 8 gr Asche. — Hierzu kam der glückliche Umstand, daß die Kohle sehr leicht, schon in der Flamme einer Stearinkerze, sich entzünden ließ und mit sehr leuchtender Flamme brannte. Ein Beweis für ihre hohe Qualification zur Bereitung von Leuchtgas.

Vor allen weiteren Schritten in dieser Angelegenheit wünschte der Präsident noch die Prüfung in größerem Maßstabe und gab die Ordre, sofort drei bis vier Arroba's (etwa 1 Centner) dieser Kohle herbeizuschaffen. Gleichzeitig wollte er sich durch diese Maßregel vergewissern, ob es sich nicht etwa um ein bloß zufällig gefundenes Kohlenstück handle. Möglich auch, daß er schon damals der Sache nicht ganz traute. Wenigstens sollte auf seine Anweisung hin ein zuverlässiger Polizeioffizier den Entdecker an die Fundstelle begleiten.

Nach etwa einer Woche brachte man einen großen Sack voll Stücke eines kohlschwarzen, steinigen Materials, das schon auf den ersten Blick himmelweit vom ersten Probestück abstach. Die nähere von mir angestellte Untersuchung gab ein noch ungünstigeres Resultat. Alles, was man das zweite Mal lieferte, war nichts anderes, als kohlehaltiger, erhärteter Thon, oder richtiger — wie sich später herausstellte — mit Kohletheilchen innig gemengter Tuff. Der Präsident wollte nun die

---

Als ich dieselbe 1876 besuchte, glaubte ich mich mitten in's entwickelste Industrieland versetzt.

Digitized by Google

Sache auf sich beruhen lassen. Anders urtheilte der Minister de Hacienda, Dr. J. X. Eguiguren. Dieser war zu sehr von der Redlichkeit und Einfachheit des ihm persönlich bekannten Einsenders überzeugt, als daß er glaubte, Mißtrauen in dessen Aussagen setzen zu dürfen; daraus, daß die Kohlen der zweiten Sendung ganz anderer Art seien als das erste Probestück, folge noch keineswegs, daß beide Arten nicht an derselben Stelle gefunden seien; überall komme das „Wechsellagern" der reinen Steinkohlenflöze mit Schichten kohlehaltigen Thones vor. Der Präsident willigte endlich in eine weitere Untersuchung ein, mit der ich betraut wurde. Er rüstete mich mit allen Vollmachten aus, deren ich zu einer erfolgreichen Expedition benöthigte. Trotz der schlimmen Saison — wir standen damals gerade zu Anfang März in der vollsten Regenzeit — unterzog ich mich doch sofort der gewünschten Reise.

Am Morgen des 13. März kündigte ein Anschlag am schwarzen Brett den Zuhörern den Ausfall meiner Vorlesungen während einer Woche an, und am Abend desselben Tages ritt ich schon in Begleitung des Polizisten Manuel, eines freundlichen, dienstfertigen Mannes, auf dem kürzesten Wege dem Dorfe Aloac zu. Dieses liegt vier Stunden von Quito, am Fuße des Vulkan Corazon, ganz nahe am neu angelegten Reitwege nach Manabi. Es stellt in dieser Gegend die am weitesten gegen Westen vorgeschobene menschliche Gemeinde dar.

Während ich in der vom Dorf getrennten, am Wege selbst liegenden Hacienda des Señor Manrique, des Vorstehers über die Wegearbeiter, abstieg und in zuvorkommendster Weise aufgenommen, bewirthet und beherbergt wurde, mußte mein Begleiter ohne Rast seinen Ritt nach dem eine Stunde entfernten Pfarrort Machachi fortsetzen. Er sollte den dort ansäßigen Kohlen-Entdecker aufsuchen und im Namen der Regierung einladen, mich an die Fundstelle zu bringen.

Nach dem Abendessen drängte es mich, bei meinem kundigen Gastwirthe über die Persönlichkeit meines künftigen Geleitsmannes zu fragen. Die erhaltenen Informationen waren nicht wenig dazu angethan, mich auf die nähere Bekanntschaft mit diesem Manne gespannt zu machen. Seit langer Zeit Aufseher über viele Tausende Stück Vieh, welche zu den Hacienden des reichen Quiteniers Bariga gehören und sich frei auf den ausgedehnten Weiden am Corazon zu beiden Seiten der Cordilleren herumtummeln, hatte er oft genug Gelegenheit, diese weite Gebirgsgegend nach allen Richtungen zu durchstreifen und bis in die entlegensten Winkel kennen zu lernen. Jedes Jahr spedirte er sodann große Viehheerden

Digitized by Google

seines „Patrons" nach Guayaquil und verkaufte sie für denselben — ein Geschäft fürwahr, welches einerseits bei den Schwierigkeiten der Wege und bei der Wildheit dieser frei lebenden Thiere viel Geschicklichkeit, Aufmerksamkeit, Kühnheit und Thatkraft erforderte, andererseits aber auch im Hinblick auf die bedeutenden Geldsummen, die so in seine Hände gelegt und seinem Ermessen theilweise ganz überlassen wurden, ebenso erprobte Redlichkeit als solidarisches Einstehen für die Interessen seines Herrn in unserem Kohlenfinder voraussetzen ließ. Diese Reisen zur Hafenstadt sollen den schon von Natur aus sehr lebendigen Mann noch mehr geweckt und mit vielem Neuen bekannt gemacht haben. Beides verlieh ihm seinen schlichten Mitbürgern gegenüber große Überlegenheit, hatte aber auch seiner Sucht nach Entdeckung von Minen aller Art viele Anregung und Nahrung geboten. In der ganzen Gegend von Alt und Jung gekannt, wegen der Abenteuer und Geschichten, die er zu erzählen wußte, von Allen gern gesehen, hieß er wegen der Behendigkeit und Sicherheit, mit der er sich auf den schlechtesten Wegen und Stegen durcharbeitete, überall nur „El gato" (die Katze). — Bei dieser seiner Stellung, welche für die dortigen Verhältnisse jedenfalls eine günstige zu nennen ist, hauste unser Held sammt seiner Familie recht dürftig und schlug sich nicht ohne Noth durch's Leben. Der Grund dieser auffallenden Thatsache ward mir bald klar. Der sonst rechtschaffene Gato macht es eben wie sehr viele andere Ecuadorianer aus dem Mittelstande. Zur Zeit des Dienstes und der pflichtschuldigen Arbeit erweisen sie sich als nüchtern, zuverlässig, ja selbst aufopfernd und hingebend; zur Zeit der Ruhe aber, die sie nicht verfehlen nach keineswegs langen Pausen sich zu nehmen, besonders wenn reichere Einnahmen ihren Taschen mehr klingende Münze zuführen, überlassen sie sich einer maßlosen Nonchalance und Gemüthlichkeit bei geselligem Spiel und bei der kreisenden Schale Chicha oder Aguardiente[1]. Dabei wird dann in kürzester Zeit, ohne

[1] „Aguardiente", der Branntwein der Ecuadorianer, ist von sehr guter Art und wird durch Destillation des gegohrenen Zuckerrohrsaftes gewonnen. Die Thatsache, daß in Ecuador es weit lohnender ist, den kostbaren Saft des Zuckerrohres zu Branntwein zu machen als zu Zucker, wirft ein eigenthümliches Licht auf die dortigen Zustände. Garcia Moreno suchte diesem Mißverhältnisse dadurch abzuhelfen, daß er die Brennerei-Industrie stark besteuern und außerdem Jeden, der auf offener Straße in hochbetrunkenem Zustande angetroffen wurde, zu einer Geld- oder Gefängnißstrafe verurtheilen ließ. Unmittelbar nach seinem Sturze wurden diese Steuern gemindert und die Strafe abgeschafft. In Folge dessen nahm der schon vorher große Consum von Aguardiente derart zu, daß dessen Preis trotz der Steuerermäßigung auf das

Digitized by Google

ſich gerade beſondere Genüſſe zu verſchaffen oder gröbere Exceſſe ſich zu erlauben, all das mit Schweiß und Mühe langſam Verdiente verſchleudert und mit Kameraden verjubilirt. Sparen und Zurücklegen für die Zeit der Noth und des Alters, für die Ausſtattung der Kinder kennt der Ecuadorianer aus den niederen und mittleren Klaſſen nicht, ſei er nun ſpaniſcher Abkunft, Indianer oder Miſchling. Weiß er ja, daß in dieſem Lande, wo nicht bloß die Menſchen dem Armen gern vom Ihrigen mittheilen, ſondern auch eine überaus freigebige Natur ungebeten ſo verſchiedene Nahrung und Kleidung ſpendet, noch Niemand aus Noth verhungert iſt.

Am 14. März ſollte 6 Uhr Morgens mit Tagesanbruch „aufgeſtiegen" werden. Der „Ariero", welcher Reiſezelt und Proviant zu führen hatte, war in aller Frühe von Quito aus zu mir geſtoßen und zum Ziel der erſten Tagesreiſe vorausgegangen, an dem das Nachtquartier aufgeſchlagen werden ſollte. Aber der Official und der Gato blieben aus und ließen mich ſtundenlang warten. Erſt nach 9 Uhr ſprengten ſie heran. Es war ſchwer geweſen, Gato loszubringen. Sein Poncho und die Reitſachen waren im Dorf herum als Pfand ausgegeben; ſodann hatte er geſtern den Abſchied zu weit in die Nacht hinein gefeiert.

Der martialiſche Schnurrbart und die ganze Phyſiognomie des

Doppelte ſtieg. Obgleich gerade die Indianer eine große Vorliebe zu dieſem Getränke zeigen, ſo iſt es doch erſt von den Europäern eingeführt worden. Jene hatten indeſſen ſchon längſt vor deren Ankunft eine ganze Reihe berauſchender Flüſſigkeiten ſich zu bereiten gewußt. Wohl das vorzüglichſte, noch heute auf der ganzen Weſtſeite Amerika's ſehr gebräuchliche und beliebte „Naß" iſt die Chicha. Die häufigen Chicha-Krüge in den alten Inca-Gräbern ſind ſtumme, aber deutliche Zeugen für ihr hohes Alter. Sie wird durch Gährung von gekeimtem Mais oder gekeimter Gerſte, die mit Waſſer angerührt worden, erhalten und iſt weſentlich unſerem Biere analog, ſo ſehr ſie von ihm in Farbe, Geſchmack und im ganzen Ausſehen abweicht. Die eigentliche Bereitungsart der Indianer iſt nichts weniger als appetitlich. Die Wilden am Napo und anderen Nebenflüſſen des Rio Amazonas, wo kein Mais und keine Gerſte gebaut wird, machen ſich ein berauſchendes Analogon aus gegohrenen Bananen. Sowohl auf der Hochebene als in den wärmeren Gegenden wird ein ſehr kräftiger, aber widerlich ſchmeckender, alkoholreicher Trank aus dem Safte des jungen Blüthenſtengels der Agaven, rieſiger Aloepflanzen, gewonnen, während der Saft aus den Gipfelknospen der Palmen in den tieferen Regionen Ecuadors den Palmwein liefert.

Es gibt gewiß zum Nachdenken Anlaß, wenn man ſieht, wie der Menſch aus Luſt zur Berauſchung in allen Weltgegenden und Zonen eine große Zahl ſehr verſchiedener Pflanzen, darunter ſelbſt giftige, wie den Fliegenſchwamm, dieſem unſeligen Hange dienſtbar zu machen wußte.

Digitized by Google

Gato verrieth auf den ersten Blick das spanische Blut; seine Gesichtszüge bekundeten zudem gutmüthige Pfiffigkeit ohne Hinterlist und Falsch, gepaart mit kühnem Unternehmungsgeist. Erst als ich ihn anredete und begrüßte, trat er mit auffallend unbeholfener Gravität näher. An seiner lallenden Sprache und seinem trüben Auge zeigte sich nur zu sehr, daß seine Nachtruhe mit dem vorausgegangenen Abschiedstrunke nicht in richtigem Verhältniß gestanden. — Ohne weiteres Gerede verabschiedete ich den Official und trat mit einer gewissen Repugnanz in Begleitung des neuen Gefährten die Weiterreise an. Stillschweigend ritten wir bald neben-, bald hintereinander auf der breiten, auch nach europäischen Begriffen guten Straße voran. Trotzdem das Terrain manchmal recht jäh und abschüssig war, bot der Weg keine Schwierigkeiten, zwei oder drei kurze Strecken abgerechnet, wo die heftigen Regengüsse in der vorhergegangenen Woche Schaden angerichtet hatten. Die Straße windet sich geschickt über die tiefste Einsenkung in der ganzen ecuadorianischen Westcordillere hindurch, mitten über den riesigen Gebirgssattel zwischen den beiden erloschenen Feuerbergen Corazon und Atacazo[1]. Diese beiden finsteren Gesellen aus der Unterwelt bilden eine imposante Thorwache am Eingang des Passes, ganz im Einklang mit der hohen Bedeutung dieses Weges. — Die höchste Stelle des Jochüberganges erhebt sich nur 3469 m (= 10 670 par. Fuß) über das Meer, liegt also 547 m über unserem heutigen Ausgangspunkt Aloac, während der gewöhnliche Cordilleren-Paß neben den Schneefeldern des Chimborazo die Höhe von 4280 m erreicht. Immerhin ist auch die erstere Paßhöhe eine ganz respectable; übertrifft sie ja die größte gangbare in Europa, den Alpenpaß über das Matterjoch, um mehr als 100 m. Hier aber in Ecuador, wo der größte Theil der Bevölkerung stets in Regionen lebt, welche die durchschnittliche Kammlinie der europäischen Hochalpen weit unter sich lassen, hat man aber auch für außergewöhnliche Höhen einen ganz anderen Maßstab.

Wir hatten erst eine kurze Strecke unter die Hufe genommen, als wir schon in der trübseligen Paramo-Region anlangten. Zum Glück bildet sie aber hier nur einen schmalen Streifen und ist nicht so rauh, wie an so vielen anderen Punkten des Landes. Im Gegentheil, eingeschaltet zwischen die matte intraandine Vegetationsdecke der Hochebene und die glanz- und farbenvolle Pflanzenfülle auf dem westlichen Abfall

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1877, S. 453.

Digitized by Google

der Cordilleren gegen die Südsee hin, ist sie selbst von angenehmer Wirkung auf den Wanderer, indem sie dazu beiträgt, den Wechsel und Contrast in dieser großartigen Landschaft zu mehren und zu schärfen.

Da die Verfassung meines Gefährten mir heute mehr als sonst erlaubte, mit der umgebenden Natur mich zu unterhalten, will ich im Nachfolgenden versuchen, eine getreue, wenn auch bloß summarische Schilderung des Gesehenen zu entwerfen [1].

Nicht bloß hier auf unserem Wege, sondern längs der ganzen Cordillere vom Chimborazo aufwärts gen Nord bis zum Gebirgsstock Chile's und nach Süden hinab bis in's Bergland von Cuenca und Loja zeigt das Vegetationsbild auf beiden Gehängen nach der intraandinen Hochebene einerseits und nach der Meeresküste andererseits in gleichen Höhen ganz ungleichen Charakter. Der Grund liegt weniger in der Bodenverschiedenheit als in klimatischen Unterschieden: während mildwarme, mit belebender Feuchtigkeit wohlbeladene Luftzüge von der See die Westabhänge jeden Tag bestreichen, wehen über die Hochebene meist nur trockene und zudem noch an den riesigen Schneehäuptern des Gebirgskammes stark gekühlte Winde. Sodann ist auf letzterer die Regenzeit nicht so anhaltend; die einzelnen Regenschauer sind auch nur von kurzer Dauer, und läuft das wie in Strömen niedergegossene Wasser schnell wieder ab; die reichlichen Nebel dagegen, die langwierigen und eindringlichen-Regen auf der äußeren Anden-Abdachung erhalten Boden und Blätter in steter, erfrischender Durchtränkung.

Die eigentliche Hochebene und die ihr zugekehrten unteren Gehänge stimmen in ihrer Pflanzenbekleidung mit einander überein; sie gehören der „subandinen Vegetations-Region" an. Ohne allen zusammenhängenden Baumbestand, ohne großartige imponirende Gewächse birgt sie vorzugsweise nur gras- und krautartige Pflanzen, besonders aus der Klasse der Syngenesien.

Dieser Klasse gehören auch die geselligen, schönblüthigen Strauch- und Buschgewächse an, die mit Vorliebe sich in den so häufigen tiefen und engen Schluchten ansiedeln und sie zu einem undurchdringlichen Dickicht machen. Die Pflanzen, welche dieser subandinen Zone ihren eigenthümlichen Stempel

[1] Die meisten Special-Angaben über Thiere und Pflanzen verdanke ich meinen theuren Collegen C. Bötzkes S. J., Prof. der Zoologie, und A. Sodiro S. J., Prof. der Botanik. Ein Jahr nach dieser Kohlenfahrt hatte ich das Vergnügen, mit Ersterem nochmals diese Tour zu machen und zwar dießmal nicht bloß tiefer zur Küste hinab, sondern auch mit mehr Abschweifen in das Waldesinnere.

Digitized by Google

aufdrücken, sind die schönen, den Passionsblumen gleichgebildeten Tacsonien, zumal die Tacsonia mixta mit ihrer ganzen Verwandtschaft, dann verschiedenartige Fuchsien und Melastomaceen, die charakteristischen Mutisien und der „Huantuc“ oder der blutrothe Stechapfel (Datura sanguinea), welchen die Indianer so gerne um ihre Hütten sehen. Viel weniger bezeichnend sind die lederblätterigen, unserem Heidelbeerkraut ähnlichen Escalonien, speciell die Escalonia myrtilloides, und die Barnadesien-Arten, ganz und gar nicht aber die Vertreter der Drimys-Gattung, obwohl Humboldt gerade nach diesen drei Pflanzenformen diese Zone abgrenzte. — Was dem Europäer diese Flora besonders traut und ansprechend erscheinen läßt, ist der Umstand, daß sie ihm zahlreiche Gestalten zeigt, die auch seine heimischen Fluren zieren. Denn viele der hier vorkommenden Gewächse sind beiden Continenten gemeinsam: so die Gattungen der Borstengräser (Setaria), Schwingelgräser (Festuca), Trespengräser (Bromus), Cypergräser (Cyperus), Sumpfbinsen (Heleocharis); dann die Weiden (Salix), der Amarant (Amarantus), der Gänsefuß (Chenopodium), der Wegerich (Plantago), der Baldrian (Valeriana), das Kreuzkraut (Senecio), die filzigen Gnaphalien oder Ruhrkräuter (Gnaphalium), der Salbei (Salvia), der Nachtschatten (Solanum), die Ranunkeln oder Hahnenfüße und viele andere. Ja selbst identische Species begegnen ihm, wie die Poa annua, der Plantago major, der Sauerklee, der schwarze Nachtschatten, die Garten-Wolfsmilch, der spanische Ginster, das dreifarbene Stiefmütterchen u. a. m. Doch diese bekannten Blumengesichtchen schauen nur versteckt und verstohlen zwischen den tausend und aber tausend fremdartigen, echt ecuadorianischen Physiognomien heraus. Was nach Art und Gattung prädominirt, ist nämlich einheimisch im engeren Sinne oder doch ausschließlich amerikanisch. Als solche Arten mögen speciell hervorgehoben werden: der ecuadorianische Kirschbaum Capuli (Prunus salicifolius), dessen Frucht, so geschätzt sie auch in ihrer Heimath ist, unseren Kirschen weit nachsteht; der Mastix liefernde Pfefferbaum (Schinus Mollis); dann die Gattungen: Calceolaria oder die ebenso zierliche als artenreiche Pantoffelblume, deren volle, gelbe Blüthenbüschel hier so gemein sind, Budleia, Cestrum, Turnefortia, Croton, Cleome und endlich die ganzen Familien der Piperaceen oder Pfeffergewächse, der Bromeliaceen oder Ananasse, der Loasaceen oder Brennwinden, und andere.

Zur richtigen Würdigung der eben skizzirten Pflanzenregion darf nicht außer Acht gelassen werden, daß gerade das von ihr eingenommene Gebiet am wenigsten die ursprüngliche Frische und Eigenart jetzt noch zur Schau trägt. Denn diese am meisten bewohnten Gegenden haben mehr als alle anderen in der Republik den ausgleichenden, ernüchternden Einfluß der Cultur — sicher nicht zum Vortheil ihres landschaftlichen Charakters — erfahren. Doch dürften Jene diesen Einfluß weit überschätzen, welche glauben, vor des Menschen Eingriffen hätten hier zusammenhängende Waldungen viel Platz bedeckt. Für üppigen

Digitized by Google

Baumwuchs war damals Luft und Boden ebenso wenig geeignet als heute.

Diese subandine Region reicht von 2800 m bis zur Höhe von 3200 und selbst 3400 m, also ebenso hoch als der schneeige Ätna-Gipfel. Weil, wie wir das schon oben erwähnten, unser Weg nur um Weniges höher stieg, hielt sie uns von Quito an bis fast auf die Jochhöhe der Cordillere fest. Erst ganz nahe derselben eröffneten sich uns die öden „Pajonales" des Paramo. Diese stellen indessen nur die untere Bordirung des nächst höher folgenden „andinen" oder „alpinen" Pflanzengürtels dar. Letztere Bezeichnung soll andeuten, daß in ihrem hohen Gebiete Vieles wächst, was an die Flora unserer europäischen Alpen erinnert oder auch mit ihr ganz übereinstimmt. Es bezieht sich dieses aber nur auf einzelne Pflanzen: der Gesammtcharakter ist ganz verschieden. Umsonst sucht man z. B. in der alpinen Andenregion ein Analogon zu den saftiggrünen, mit vielfarbigen Blumen bunt gesprenkelten Matten der Schweiz. Ihr trostlosester Theil ist jedenfalls der Paramostrich; über demselben wird es auffallenderweise wieder heiterer, so daß gerade die interessanteste Partie unmittelbar an die Schneelinie grenzt. Wir beschränken uns im Nachstehenden auf die Beschreibung des Ersteren.

Überall, so weit das Auge schaut, dieselbe einfarbige, vergilbte Decke büschligen, steifen, grünlichgelben, bis 1 m hohen Steppengrases, einem großen, struppigen Pelze vergleichbar, der die wellig-hügelige Oberfläche dieser Regionen überdeckt wie zum Schutze gegen die Unbilden des hier gewöhnlichen Unwetters. Nur selten hebt ein verlassener Strauch seinen verkümmerten Wipfel über das „Strohgras" (pajon oder paja), und noch seltener drücken sich mehrere knorrige, dünnbelaubte, mit Moos und Flechten bekleidete Zwergbäume zum Busche zusammen. Wenn indessen auch die Gräser, meist endemische Arten aus den Gattungen Deyeuxia, Stipa und Poa, hier zur Alleinherrschaft gelangt sind, ja durch ihre grobe, derbe Masse alles Andere zu überwuchern und zu erdrücken scheinen, so fehlen doch schmucke, bunte Blumen, zumal aus der Gruppe der Compositen, Gentiane, Baldriane, Rosengewächse, Calceolarien keineswegs. Kaum sollte man es glauben: durch Mannigfaltigkeit übertreffen sie nach P. Sodiro selbst die unzählbaren Gräser, und in Schönheit der Form und Farbe können sich manche, z. B. aus der Gattung der Mutisien, Ourusien und Baldriane, auch mit bevorzugteren Gestalten aus wärmeren Niveaus messen. Weil sie aber alle nur selten

Digitized by Google

und vereinzelt vorkommen und zudem, gleich als ob sie sich ihrer Umgebung schämten, sich sorgsam unter die Grasbüschel ducken: so entziehen sie sich größtentheils dem Blicke des Wanderers und vermögen den Bann trister Monotonie im Paramoland nicht zu brechen oder auch nur abzuschwächen. — Umsonst sieht man sich hier auch bei Sonnenschein und ruhiger Luft nach flatternden Schmetterlingen und schwirrenden Käfern um; umsonst späht man nach munteren Vögeln oder sonstigem Gethier. So etwas ist im Paramo — obgleich nicht ausgeschlossen[1] — doch überall sehr rar und versteckt, kommt aber zu beiden Seiten der offenen, breiten Straße, auf der wir ritten, erst recht nicht in Sicht. Dagegen ertönt um so öfter zur Zeit des Nebels, vor und während des Regens nach gleicher Melodie aus tausend Kehlen das seltsam hell klingende Geschrei einer schwanzlosen Lurche von der Größe unseres Laubfrosches, eines Mitteldings zwischen Frosch und Kröte, auf dem Rücken schwarz und am Bauche lehmgelb oder orangeroth. Fürwahr, ein Musiciren, das zum Ganzen des Paramobildes harmonisch gestimmt ist. Zur Zeit der Dämmerung gesellt sich dazu das periodische starke Summen des Zumbadors, eines schnepfenartigen Vogels. Was dem Paramo noch am meisten Interesse und Leben leiht, sind die Hornvieh- und Pferdeheerden, womit der Mensch sie bevölkert. Seine Grasfluren sind nämlich, wenn auch lange nicht das beste, so doch das hauptsächlichste Weideland Ecuadors. Ganz idyllisch ist es zu sehen, wie diese freien, übermüthigen Vierfüßler zu Haufen geschaart in diesem endlosen Grasmeere sich tummeln. Doch wehe dem, der ihnen ohne Vorsicht sich naht: die brüllend vorstürzenden Stiere sind im Stande, Roß und Reiter zu Grunde zu richten. Ein berittener „Apuntador", seinen Lazo schwingend und begleitet von anderen Indianern zu Pferd und zu

---

[1] Selbst die in schillerndes Metall gefaßten Edelsteine der südamerikanischen Vogelwelt, die Colibri's, fehlen dem unwirthlichen Paramo nicht. Gleich hinter Aloac trifft man auf ihm den „Quinde real" mit stahlblauen Ohrfederchen, den „Quinde grueso" mit schwalbenähnlichen Sichelflügeln und zu gewissen Zeiten den kleinen, allerliebsten „Obispo", ein putziges Ding mit violettem Rücken, grünem Bauch und goldglänzendem Kehlschild. Andere für die Paramos ganz charakteristische Vögel sind die kleinen „Einsiedler" (Solitarios) mit ganz unscheinbarem Kleide. — Die Paramo-Hasen sind in gewissen Strichen freilich nicht so selten, sie verbergen sich aber leicht im Grase. Der große, schlanke, hellgraue Paramo-Hirsch (Cervus Antisiensis) hält sich in abgelegenen, felsigen und buschigen Stellen auf. Dem Fuchs (Vulpis Azarae) und dem mähnelosen Berglöwen (Felis concolor), zwei weiteren Paramo-Bewohnern, begegnete ich auf meinen zahlreichen Paramo-Reisen niemals im Freien.

Digitized by Google

Fuß und von einer Meute eigener, hungrigmagerer Hunde, die zum Viehtreiben und Viehfangen abgerichtet ſind, ſprengt dann und wann durch die menſchenleere Gegend, um einzelne Stücke heimzuholen oder bloß ſeine gewöhnliche Muſterung zu halten. Hoch über den Heerden aber kreiſt Aas witternd der Condor, der Rieſe der ganzen fliegenden Vogelwelt. Er flieht die Nähe menſchlicher Wohnungen, während ſeine viel häufigeren Gehilfen, die kleineren Aasgeier, der rothköpfige und der ſchwarzköpfige Gallinazo, mehr an Städte und Dörfer ſich halten und in deren Mitte dreiſt und ohne Scheu ihres ſanitäts-polizeilichen Amtes walten.

So verrufen die ecuadorianiſchen Paramos auch immer ſein mögen, ſo verfehlen ſie doch nicht, auf das Gemüth des einſamen Reiters einen erhebenden Eindruck zu machen. Wie die Haiden Norddeutſchlands, haben auch ſie ganz gewiß ihre eigenen poetiſchen Seiten und legen auf ihre Weiſe die Nähe und Größe ihres Schöpfers und Erhalters dem Schauenden nahe. Doch genug vom Paramo!

Die immer häufiger links und rechts am Wege hügelartig ſich überwachſenden, fruchtbeladenen Brombeerranken mahnen, daß wir ein anderes Gebiet betreten. Sie gleichen denen in der Heimath auf das Haar, und man könnte bei ihrem Anblick faſt wähnen, auf deutſchen Wegen zu ziehen. Doch der Wahn kann nicht lange uns befangen. Die friſchgrünen Dickichte hart daneben in den feuchteren Gründen ſind etwas zu Fremdes und nur unter den Tropen zu Hauſe. Bambuſe ſind es, aus der Gattung Chusquea, baumartige Rieſengräſer. Schlank und ſchmuck ſtreben ſie 30—40 Fuß in die Höhe; aus ihren parallelen Knotenringen wachſen, an langen, dünnen Stilen hängend, lanzetförmige Blätter heraus, den grünen Schaft in faſt gleichen Abſtänden zierlich umkränzend. Viel weicher und geſchmeidiger, als die Röhrichte unſerer Sümpfe, wiegen ſie ſich beim leiſeſten Windhauche. Wie übel wären die Bewohner der Hochebene daran, wenn ihnen dieſe „Carizales“ genommen würden! Liefern ja deren Schafte zum Bau ihrer Häuſer und Hütten das wichtigſte Material und bieten die Blätter ihrem Vieh ſo kräftiges und ſchmackhaftes Futter. Je tiefer wir im Gebirge hinabſteigen[1], deſto üppiger und größer werden die Geſtalten dieſer baum-

[1] Gerade der Weſtabhang der ſüdamerikaniſchen Anden, auf dem wir uns befinden, iſt nach Humboldt die eigentliche Heimath der Bambuſe. Nichtsdeſtoweniger kommt das botaniſche Genus „Bambusa“, das in Oſtindien ſo gewöhnlich iſt, in Amerika nicht vor. Ihm iſt dagegen die Guadua- und Chusquea-Art eigen.

Digitized by Google

ähnlichen Gräser. Von 1500 m Meerhöhe an kommen die Guaduas vor, zweifelsohne die schönsten Repräsentanten derselben. Die Form und Stellung der Blätter, die Vertheilung der langen, dünnen, bis zum Boden herabhängenden Zweige an dem glatten, grünen, glänzenden, 15 cm dicken Stamm geben diesen Bambus ein Ansehen von Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, das mit ihrem 60 Fuß hohen Wuchs angenehm contrastirt. Nicht mit Unrecht behauptet Humboldt im Hinblick auf diese Guaduas-Haine, „daß von allen Pflanzengestalten unter den Tropen keine die Einbildungskraft des Reisenden mehr anregt als Bambus und Baumfarn". — Er hüte sich aber wohl, eilig in die so weich aussehenden Dickichte einzudringen! Die mit scharfen, spitzen, harten Stacheln besetzten Zweige peitschen ihn, bevor er sich einen Eingang eröffnet, an Gesicht und Händen blutig. Experto crede Roberto! Wer einmal diese Spießruthen passirt hat, wird ohne Noth ihr wohlgeschütztes Gebiet nicht ein zweites Mal betreten. Werden die hohlen Guadaschafte mit dem Machete (Waldmesser) angehauen, so sprudelt aus jeder Abtheilung zwischen zwei Knotenwänden ein Quell des gesundesten, milchichtweißen, schmackhaften Wassers, mehr, als ein Durstiger trinken kann. Auf dem Grunde einer jeden Kammer lagert sich außerdem eine weiße, käsige Masse ab, die „Manteca de guadua", die medicinisch verwerthet wird. Welch eine Wohlthat für den Wanderer in heißen, wasserlosen Gegenden, ähnlich wie die Cocosnuß mit ihrer Milch und Butter. Der eigentliche Werth der Guaduas liegt indeß in der Brauchbarkeit ihres Stammes zum Bauen, zu Leitern, zum Tragen schwerer Lasten, zur Verfertigung von Trinkgefäßen und Kübeln, zu Wasserrinnen und Wasserröhren und zu anderen häuslichen Einrichtungen. Hierbei kommt nicht bloß die hohe Leichtigkeit des getrockneten Schaftes in Betracht, sondern auch seine große Tragkraft und Unzerstörlichkeit. All dieses ist freilich in jenen von Gott so reich gesegneten Tropengefilden, die buchstäblich von Milch und Honig triefen, wo Brod und Kleider auf den Bäumen wachsen, kaum der Rede werth. Wahrhaftig, wie kleinlich erscheint uns der Werth dieser Guaduas neben den tausend anderen schätzbareren Nutzpflanzen Ecuadors: neben dem Zuckerrohr; neben den verschiedenen Bananen; den Yucas; neben den Baumwollen-, Kaffee- und Tabakstauden; neben den Cocos-, Chinin-, Kautschuk- und Cacao-Bäumen; neben den Cherimolia-Bäumen, welche jährlich mit einer saftigen, aromatischen Frucht — nach Vielen wohl der besten der Welt —, gerade wie unsere Apfelbäume sich beladen; neben dem wunderlichen

Digitized by Google

Kuh- oder Milchbaum (Galactodendron), dessen Stamm reichlich eine süße, nahrhafte, unserer Kuhmilch ganz ähnlich zusammengesetzte Milch entfließen läßt; neben den Wachs liefernden Kerzenbäumen; neben den durch Frucht und Stamm so wohlthätigen Brodbäumen (Artocarpus integrifolia und incisa); neben dem Hembe- und dem Hutbaum, von denen ersterer in seinem Baste sackartige, nahtlose Hemden, Überkleider, Decken und Teppiche, letzterer in den Scheiden, welche die Blüthenrispe umhüllt, eine ganz brauchbare conische Kopfbedeckung fertig darbietet. Doch kommen wir nach dieser kleinen Abschweifung auf unseren Weg zurück und überlassen wir uns dem Genusse des Urwaldes!

Schon seit einiger Zeit nicken uns von beiden Seiten her die herrlichsten Baumriesen, wahre Heldengestalten grauer Vorzeit, freundliche Grüße zu. Sorgsam überdecken sie unser Haupt mit ihrem weit ausreichenden, schwerbeblätterten Geäste gegen die sengenden, senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen. Die unteren Lichtungen zwischen den Stämmen, die bei Anlage des Weges vor Kurzem erst aufgebrochen worden, hat die so überaus lebensvolle Natur sofort wieder geschlossen. Zwei jugendfrische Laubwände, prangend in allen Stufen des saftigsten, glanzvollsten Grüns, mit allerlei Blumen verschwenderisch überschüttet — unten schwer, dicht und großblätterig, nach oben, den Baumkronen zu, feiner und leichter gebaut —, strotzen uns von beiden Seiten übermüthig entgegen. Ein lautes Wahrzeichen für die Triebkraft des hiesigen Bodens! — Eben biegt der Weg auf eine offene Stelle hinaus über einen Felsvorsprung am jäh abfallenden Bergabhang. Voll Herrlichkeit entfaltet sich da mit einem Male vor, um und unter uns das wogende, „tausendjährige" Baummeer der „subtropischen Waldregion". Nichts als grüne Wipfel, doch ganz anders, als wenn wir unsere ebenhohen, gleichfarbenen Eichen- oder Buchenforste überschauen. Hier hat kein „Waldpfleger" den Wald „gemeistert"; Niemand darauf geachtet, daß er „rein" sei; Niemand dafür gesorgt, daß nicht Ungleichartiges und Ungehöriges sich eindränge; daß alle Bäume gleichen Datums und Wachsthums seien, wie bei unseren Soldatenheeren; daß Altersschwaches und Krüppliges hinweggeschafft werde. Hier steht Alles unter höherer Aufsicht. In dieser Gott und sich selbst überlassenen Natur ist Alles urwüchsig, wildschön, groß und weit über die kleinliche Menschenberechnung erhaben. Und dennoch hat der Urwald, nur so von oben überschaut, immerhin noch am meisten Ähnlichkeit mit unseren Buchen- und Eichenwäldern, viel mehr als im Innern und an seinen Umsäumungen.

Digitized by Google

Zwischen dichten, vollkräftigen Laubhügeln schaut überall längst vertrocknetes Geäste ganz oder halb vertrockneter Baumgreise heraus, einzelne Büschel schön blühender Epiphyten oder zierlicher Farne emporhaltend. Aber auch im Lebendigen ist Alles voll Wechsel. Der Chinabaum, wegen seines Fiebermittels so kostbar und Dank seines zahlreichen Nachwuchses, trotz seiner jährlichen vandalischen Verminderung, unausrottbar, drängt sich überall hochmüthig über seine Nachbarn empor, aber nur zu seinem eigenen Verderben. Der eigenthümliche, weithin erkennbare Schimmer seiner zierlichen, bis 5 Zoll langen und 2 Zoll breiten Blätter verrathen dem Cascarillero oder Chinarindensammler seinen Standort schon aus großer Ferne. Weniger nützlich, aber viel schöner als die Cinchonen ist der zweite, für diese Region ebenso charakteristische Baum, der herrliche Baumfarn, nach dem Urtheile mancher Reisenden nicht bloß der Rivale, sondern auch der Besieger der Palme. Die sonderbare, freilich nur 30—40 Fuß aufragende Krone unterscheidet ihn sofort von jedem anderen Gewächse. Kunstreich gefiederte, sauber ausgezackte Wedel stellen in wunderbarer Schönheit das zarteste, zierlichste Baumlaub dar und entfalten sich schirmförmig über dem schuppigen Stamm. Im Centrum erheben sich aus dem Knospenkegel in radialer Stellung die Wedelnachwüchse, heller gefärbt und aus einer ammonitenähnlichen Spirale sich langsam entfaltend, alle in den verschiedensten Stadien der Entwicklung. Während die Palme die drückendschwüle Luft der Litoralgegenden vorzieht, sind unsere Baumfarne echte Kinder der Berge. Sie suchen die reine, gesundeste Luft. Auf unserem Wege treffen wir sie schon gleich mit dem Beginne des Waldes [1], und sie halten dann ununterbrochen bis zu 300 m Meereshöhe an. Am schönsten und reichsten gedeihen sie indessen nur zwischen 3000 und 2400 m Höhe. — Neben diesen Farnbäumen sitzen Hunderte kleinerer, nicht minder zierlicher Farnwedel auf Ast und Stamm anderer Bäume.

Um diese beiden Hauptformen gruppiren sich zunächst aus der Verwandtschaft der Cinchonen manche immergrüne Bäume der Lorbeerform, die jenen in der Laubbildung so nahe stehen; dann eben so schöne als große und nützliche Bäume aus der Familie der Artocarpeen, deren bedeutendstes Glied der eigentliche Brodbaum ist. Weiter machen sich die

---

[1] Eine Art Alsophila steigt am Corazon selbst 3470 m und die prachtvolle Dicksonia Selloviana, einer der schönsten Farnbäume der Anden, 3279 m. Nach Humboldt sollten sie nur bis zur Höhe von 1624 m vorkommen.

Digitized by Google

verbreiteten Melastomaceen in vielartigen Bäumen und in zierlichen Sträuchern geltend; speciell sind die Arten Blakea in unserem Walde wirklich gemein und liefern ihre gewaltigen Stämme ein geschätztes Bauholz. Auch die Gattungen Miconia, Clidemia, Chaetogastra stellen häufige Vertreter. Aus dem vielen Anderen erwähne ich nur noch, daß von 3000 m an eine Coniferen-Species aus der Gattung Podocarpus mit schönem rothem Holz und einem 20 m hohen Stamm vorkommt, der einzige Zapfenträger auf diesem Anden-Abhang und erst der fünfte unter denen, die bis jetzt in Ecuador entdeckt worden.

Dieses unbegrenzte, gleich empörten Meereswogen sich hebende und senkende Waldesgrün stellte nicht eine gleichmäßig zur Küste abfallende Ebene dar, sondern brachte all den wild und wirr gebrochenen Verlauf des gebirgigen Untergrundes zur Anschauung. Nur an wenigen und beschränkten Stellen gestattete es dem nackten Gestein, frei in's Reich der Lüfte hinauszuschauen. Hier, wo Alles um Platz sich streitet, klettern die Pflanzen auch an den schroffsten Wänden und Abstürzen hinan, alle Bergesblößen mit Blättern und Blumen bekleidend. Aus den tiefsten Senkungen herauf verkündet dumpfes Brausen und Tosen und noch mehr das schwere Gepolter hartrollender Felsblöcke die Gegenwart reißender Bergwasser. Die schäumende Fluth selbst bekommt man nur ausnahmsweise zu Gesicht; denn sie liegt nicht nur zu tief in den Schluchten, sondern die an ihren Wassern besonders üppige Vegetation drängt sich auch von beiden Ufern weit vor.

Sonst ist Alles feierlich still; außer meinem Begleiter weit und breit kein menschliches Wesen. Das immerhin seltene Vorbeifliegen eines Vogels, das Schwirren eines Insektes oder das Flattern eines bunten Schmetterlings zwischen tausend farbigen Blumen ist der überwiegenden Pflanzenherrschaft gegenüber zu kleinlich, als daß es den Geist zu fesseln vermöchte. Um überhaupt auf das reiche, aber auch hier zumeist verborgene Thierleben in diesem unabsehbaren Dickichte aufmerksam zu werden, genügt so eine Reise auf offenem Wege mitten durch sie hindurch lange nicht. Dazu muß man in das unberührte Waldesinnere selbst eindringen und während längerer Zeit es nach allen Seiten durchstreifen.

Gerne hätte ich auf meiner hohen Warte mich noch länger dem wohlthuenden Eindruck dieser Ausschau überlassen mögen. Aber Gato war, seine Umgebung wenig beachtend, ruhig seines Weges weitergezogen und hatte einen schon zu großen Vorsprung gewonnen. Um ihn nicht

Digitized by Google

verdrießlich zu machen, mußte ich eilen, ihn einzuholen. Wir ſtießen nun auf Hinderniſſe. Der Weg war an einer Stelle durch einen Erdrutſch verſchüttet, an einer anderen durch gefallene Baumſtämme verbarrikadirt. Gato wollte mir nun eine Probe ſeiner Reitkunſt geben. Mir grauste, als er ſein Pferd zum Sprung anſpornte. Es gelang ihm nicht; ſammt dem Pferde ſtürzte er zur Seite tief in den lockeren Grund.

Nicht lange nach dieſem Intermezzo fiel es mir auf, daß links und rechts vom Wege gar übel im Walde aufgeräumt worden. Bis auf einzelne Stücke waren all die mächtigen Stämme verſchwunden, und das dichtgedrängte Unterholz beeilte ſich, die Lücken wieder auszufüllen. Tiefe Rinnen am Gehänge rings in der Runde und ſelbſt im Wege deuteten auf eben ſo viele Holzſchleifen. Alle mündeten auf eine kleine, völlig entwaldete Fläche, auf der Reſte von Gebäuden aus Holz, gemauerte Feuerungen, Theile von Dampfapparaten und ſonſtige ſchwere Maſchinentheile ein ſehr neuzeitiges Ruinenbild darſtellten. Nach Auskunft Gato's ſtand hier bis vor ganz Kurzem die Dampfſägemaſchine, welche Garcia Moreno hatte aus Nordamerika kommen laſſen. Weil bereits alle tauglichen Bäume im nächſten Umkreis zu Brettern und Balken geſchnitten, hatte man es für weniger mühevoll und koſtſpielig gehalten, das ganze Etabliſſement auf eine andere Stelle weiter unten zu ſchaffen, als am alten Orte das Holz aus einem weiteren Rayon mit Indianern und Ochſen herbeizuſchleppen. Wir hatten an dieſer Stelle gerade die Hälfte des Cordilleren-Abſteiges hinter uns. 1000 m waren wir heute vom Culminationspunkte des Jochüberganges am Corazon herabgeſunken, noch andere 1000 m und wir befinden uns im Flachland, von wo aus der Weg mit kaum merklicher Neigung ſich zum Meere hinzieht. Übrigens hatte der nordamerikaniſche Ingenieur Rogers es meiſterhaft verſtanden, auch auf der bisherigen Bergabdachung, trotz der ſteilen Böſchung, trotz häufiger Abſtürze, Schluchten und Klüfte die Weglinie ſo geſchickt herabzuwinden, daß ſie unter faſt gleichbleibendem, auch für Kutſchen und Laſtwagen nicht zu großem Winkel abfällt. Stellenweiſe verſtatten ſelbſt horizontale Strecken für Reiter und Wagen erwünſchte Ruhepunkte.

Bis zum heutigen Reiſeziele konnte es nun nicht mehr weit ſein, denn es war dieſes kein anderes als die Sägemaſchine. Nachdem wir einen Augenblick abgeſtiegen, unſeren und der Pferde Durſt an einem kryſtallenen Bergbächlein gelöſcht, ging es friſch an die Überwindung

Digitized by Google

der letzten Strecke. Vor einer wohl mehr als 100 m hohen lothrechten, glatten, nackten Felswand aus kryſtalliniſchem Urſchiefergeſtein, bei deren Anblick man unwillkürlich an die Möglichkeit denkt, daß ſie ihr Gleichgewicht verlieren und das ganze Thal mit ihren Trümmern überſchütten könnte, bog der Weg plötzlich nach links um und ſchwenkte in kürzeſter Linie zum Rio Silante hinab. Eine feſte, aber ſehr primitive Brücke führte uns über. Auffallenderweiſe fanden wir alle folgenden Flüſſe viel beſſer, ja ausgezeichnet überbrückt, und doch hatte dieſe erſte Brücke wegen des Holztransportes weit mehr zu bedeuten als alle hinter der Brettermühle gelegenen.

Wir waren ſchon ſeit geraumer Zeit zu tief in die Waldſchluchten hinabgeſunken, als daß wir irgendwo einen freien Ausblick in die Umgebung hätten thun können. Einen Einblick aber in das Waldesinnere verwehrten immer noch die dichten Laub- und Blumenwände zu beiden Seiten. So ſchön dieſe auch waren, ſo fühlte ich doch, daß ein ewiges Grab ſelbſt zwiſchen Blätter und Blüthen ſeinen Reiz nur zu bald verlieren müßte. Auch war ich viel zu wenig Botaniker, um all den reichen, allmählichen Wechſel, der in dieſem ſcheinbaren Einerlei waltete, ſo im Vorbeireiten herauszufinden. Wohl merkte ich, daß mit der Tiefe Alles an Friſche und Üppigkeit ſtetig gewinne. Speciell fielen mir vom Rio Silante an die prachtvollen Heliconien in der verſchönerten Waldesdraperie auf. Etwas hinter dem Fluß ſah ich ſodann auf einmal Alles am Wege mit den üppigſten Ranken eines Melonen- oder Gurkengewächſes dicht überzogen, an denen Hunderte von kugeligen Früchten der Reife entgegengingen und Tauſende von Blüthen noch lange Erſatz für das Gepflückte verſprachen. Wie Gato mir ſagte, ſollen vorbeiziehende Ariero hier ein Paar Kerne ausgeſäet haben, um für die Zukunft einen höchſt wohlfeilen, unerſchöpflichen Imbiß für ſich und Andere zu erhalten.

Unerwartet öffnet ſich unter uns eine überaus freundliche Thalerweiterung, und mitten in ihr ſchnaubt ein ſchlankes, eiſernes Dampfrohr eine ununterbrochene Säule weißer Dampfballen zum blauen Himmel hinauf. Daneben ein hoher, thurmartiger Schornſtein, aus dem ſparſam und bald ſich verlierend dunklerer Dunſt quillt. Unter dem gewaltigen, ziemlich flachen Holzdache, über welches dieſe beiden Kennzeichen moderner Civiliſation in eine wilde, aber noch „unverdorbene“ Natur hineinragen, läßt ſich ein eigenthümliches, ſchnurrendes, raſpelndes Geräuſch weithin hören. Neben dem Brüllen des hier hauſenden

Digitized by

ſchwarzen Bären (Ursus ornatus) und dem Geheul des Tigrillo, einer ſchön gezeichneten, kleinen Tigerkatze (Felis tigrinus), neben dem tollen und lauten Geſchwätz der Papageien-Schwärme und dem Gekrächze der verſchiedenen Pava-Arten, neben all den ſonſtigen Thiermelodien des Urwaldes nimmt jenes Geräuſch der Maſchine ſich ſonderbar aus. Rings um das offene Maſchinengebäude lagen Berge der Bearbeitung harrender Baumkoloſſe, und unter Dächern, vor Regen und Sonnenhitze geborgen, hohe Beigen glatter Bretter und vierkantiger Balken. Schaaren von Indianern ſind damit beſchäftigt, mit vielem Geſchrei das Holz herbeizuſchaffen, um den unerſättlichen Zahn der ſtählernen Kreisſäge mit nie fehlender Nahrung zu verſehen. Mitten im ſcheinbaren Wirrwarr ertönt mit Ruhe, aber auch mit Kraft und Nachdruck die Alles ordnende Stimme des oberſten Leiters. Es iſt ein tüchtiger Mechaniker, Namens Cremers, ſonſt ein ganz ſchlichter und gutmüthiger Mann, ein echter Sohn der „grünen Inſel", den das Mißgeſchick aus der urſprünglichen Heimath nach Nordamerika verſchlagen hatte. Auf der anderen Seite des Weges ſteht auf mäßiger Anhöhe ein reſpectables Blockhaus und daneben eine Küche mit rauchendem Kamin. Die Gattin des Directors iſt eben damit beſchäftigt, weiße Wäſche an langen Seilen aufzuhängen, indeß ihr Söhnlein am Boden mit einem großen Neufundländer-Hunde ſpielt. Etwas weiter ab liegen mehrere kleinere Bretterhäuſer beiſammen zur Unterkunft für die dienende Mannſchaft, faſt ausſchließlich Indianer. Hinter dem Hügel ſchoſſen die Waſſer des breiten und zeitweilig ſtark ſchwellenden Fluſſes San Lorenzo vorbei, durch ihr dumpfes Toſen die grellen Töne der Maſchine moderirend. Dieſe Scene war ebenſo anmuthig als großartig. Welch ein Contraſt zu den traurig-trüben Fabrikbildern, welche ich zwei Jahre ſpäter in der Gegend von Liverpool und Mancheſter ſehen ſollte! Es gab mir Anlaß zu tiefgreifenden Erwägungen, während ich zum Thalgrund hinabſtieg. Ich will ſie hier nicht ausſchwatzen, überlaſſe es vielmehr dem Leſer, ſelbſt die Schlüſſe aus folgenden, ſelbſtredenden Thatſachen zu ziehen. Dieſe ſo eminent fortſchrittliche und doch ſo liebliche Schöpfung iſt das Werk des wegen ſeiner finſteren, mittelalterlichen Geſinnungen in weiten Kreiſen verhaßten Präſidenten. Mit ihrer näheren Ausführung und Verwirklichung hatte er nordamerikaniſche Religioſen aus dem in Quito errichteten Inſtitute „Protectorado" betraut, eines Zweiges der Schulbrüder, der ſich die ſpecielle Aufgabe ſtellt, arme Jünglinge in den bürgerlichen Gewerben zu unterrichten. Die Oberleitung des jetzigen

Digitized by Google

Betriebes der Maschinen steht unter denselben sehr geschickten Ordensleuten. Während die liberalen und fortschrittlichen Vorgänger des ultramontanen Präsidenten nicht das Geringste für die materielle Wohlfahrt des Landes zu Stande gebracht, hatte Garcia Moreno trotz der beschränkten Staatsmittel in großartiger Weise nicht nur Religion, Wissenschaft und Kunst, sondern auch Industrie und Wegebau gefördert. Die vor uns stehende Holzsägemaschine war von weitreichender Bedeutung. Mitten auf dem neuen Wege zwischen Meer und Hochland sollte sie einmal das bis jetzt so theure Holz zum Bauen für das letztere liefern; aus diesem Grunde war auch der Weg bis zu ihr zum Befahren mit Ochsenwagen eingerichtet worden. Andererseits war es leicht, von ihr aus das Holz zum Export an die Küste zu bringen. Endlich hätte sie für die längs des Weges zu gründenden Dörfer, für das geplante Benedictinerkloster auf der nahen Höhe Canzocoto das ausgezeichnetste Baumaterial beschafft. Was ist aus all diesen herrlichen Projecten geworden, seitdem Garcia Moreno für Gott, Kirche und Vaterland sein Blut verspritzt? Ob wohl diese idyllische Sägemaschine heute noch steht oder noch arbeitet?

Kaum hatten wir uns zwischen 3 und 4 Uhr den Gebäuden genähert, als die beiden Wächter des Platzes, kolossale Doggen, mit ihrem Gekläffe uns ankündigten. Während unsere so wenig lebenslustigen Gäule vor den uns anspringenden Cerberussen zu höchst sonderbaren, mir sehr unlieben Capriolen sich verstiegen, kam in dieser seltsamen Einsiedelei Alles in Aufregung, und trieb die Neugierde die gesammte Bevölkerung vor die Häuser. Unser Ariero, der schon seit Stunden mit der Bagage eingetroffen war, hatte uns bereits angesagt. Der Director trat sofort heran, begrüßte uns freundlich und behandelte mich von diesem Augenblicke an während meines ganzen Aufenthaltes mit der seinen Landsleuten angeborenen großen Hochachtung gegen den katholischen Priester. Während er Pferd und Reisegeräthe Anderen zur Besorgung übergab, führte er mich sofort in seine ländliche Wohnung, vor der die bunten Papageien auf ihren Stangen beim Nahen des Fremdlings in's hellste Zetergeschrei ausbrachen. Nachdem er mich seiner Frau, ebenfalls Irländerin, vorgestellt und mir sein Kind zum Segnen zugeführt hatte, hieß er mich in seinem „Palaste" willkommen und stellte mir all das Seinige zur Verfügung. Der Palast dieses Beherrschers der Gegend war so einfach als möglich. Ein großer, saalähnlicher Raum, mit Außen nur durch eine Öffnung, gleichzeitig Thür und Fen-

Digitized by Google

ster, in Verbindung. Bei Nacht wird sie durch Vorziehen eines Vorhanges aus Segeltuch geschlossen. Unten, oben, auf allen Seiten ungehobelte, naturfarbene Bretter und Balken. Durch Segeltuch, sogen. spanische Wände, wurden im Hintergrund zwei Theile von diesem riesigen Holzkasten abgetrennt: in einer Ecke das Schlafgemach der Familie, in der anderen die Kammer, welche für den von Zeit zu Zeit eintreffenden Schulbruder stets bereitgehalten wird und heute mir angewiesen wurde. Ein massiver Tisch und schwere Holzstühle an der Wand neben der „Thüre"; gerade gegenüber ein großer, verschließbarer Schrank, ebenfalls keine Pariser Arbeit — geladene Gewehre auf der einen Seite, bloße Waldmesser und Hirschfänger auf der andern —; ein Crucifix und fromme Papierbilder über dem Tisch an der Wand: das war das Mobiliar dieses das ganze Waldschloß füllenden Wohnzimmers. Eine große Armuth gegenüber einem übergroßen Reichthum der Natur!

Als ich etwas ausgeruht und mich am einfachen, aber kräftigen Mahle gestärkt hatte, suchte ich die weitere Ausführung meiner Expedition mit Herrn Cremers zu ordnen. Alles wurde bald in's Reine gebracht und nachher noch, bevor es dunkelte, die Einrichtungen der Sägemaschine in Augenschein genommen.

(Fortsetzung folgt.)

L. Dressel S. J.

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik.

II. Das Zeitalter der „großen Väter".

Der Kampf, den die „Apologeten" gegen das Heidenthum unternommen hatten, war zumeist eine Abfertigung der gegen die Christen ausgestreuten verleumderischen Anschuldigungen und eine mit den Waffen des Geistes geführte Nothwehr gegen die blutigen Verfolgungen gewesen. Es galt, der brutalen Gewalt Einhalt zu thun, welche die als Verbrecher gebrandmarkten Christen schonungslos hinschlachtete. Zahlreiche Schriften der „Apologeten" sind daher weit mehr Apologien der Christen als Apologien des Christenthums. Freilich war die göttliche Bewahrheitung der christlichen Religion der Schild, den die

Digitized by Google

muthigen Kämpen des Glaubens niemals aus der Hand legten; aber die Natur der Angriffe brachte es mit sich, daß sie von demselben keinen so ausgiebigen Gebrauch machen konnten, als es in der Folgezeit zu geschehen hatte.

Erst als die plumpen Vorurtheile mehr und mehr schwanden, die Christenverfolgungen allmählich nachließen und das wunderbare Wachsthum des Christenthums die Heiden zu ernsterem Nachdenken anregte, fingen auch die Vertreter der heidnischen Weltweisheit an, auf wissenschaftlichem Boden das Christenthum zu befehden. Der Angriffsweise entsprach die Art der Vertheidigung. Das Christenthum entbehrte zu keiner Zeit der Männer, die einer solchen Aufgabe gewachsen waren — selbst damals nicht, als die christliche Wissenschaft noch in ihren Anfängen begriffen war. Die Alexandrinische Katechetenschule, eine Pflanzstätte gelehrter Bildung, stand zu Anfang des dritten Jahrhunderts bereits in voller Blüthe. Aus ihr ging eine Reihe tüchtig geschulter Männer hervor, die mit der classischen Bildung des Heidenthums ein tieferes Erfassen und allseitigeres Durchdringen des Glaubensinhaltes verbanden. Auch die christliche Schule zu Antiochien zeitigte herrliche Früchte. Es wäre ein großer Irrthum, wollte man den Gewinn dieser Schulung und sich weithin verbreitenden geistigen Anregung bloß auf dem besonders gepflegten Gebiete der Schrifterklärung suchen; wie außerdem die christliche Philosophie tiefere Wurzeln zu schlagen begann und die speculative Behandlung der Dogmen stetig fortschritt, so konnte auch die Vertheidigung der christlichen Wahrheit, ganz den Angriffen entsprechend, einen mehr wissenschaftlichen Charakter annehmen.

In der That tragen die *apologetischen Schriften dieser zweiten Periode der Väterzeit* ihrer großen Mehrzahl nach ein wissenschaftlicheres Gepräge, wie verschieden auch sonst ihre Eigenart sein mag. Wir können dieselben füglich in zwei große Gruppen sondern: 1) Schriften, die zumeist zur Abwehr von Angriffen dienten, welche von *einzelnen gelehrten Heiden* gegen das Christenthum geführt wurden; 2) Schriften, die sich mit der Vertheidigung der christlichen Religion an *alle gebildeten Heiden* wenden, ohne bloß einen einzigen Gegner in's Auge zu fassen. — Die *Controversen mit den Juden* traten in dieser Periode mehr in den Hintergrund und wurden auch bisweilen zugleich mit der Bekämpfung des Heidenthums geführt. Von einer speciellen Besprechung derselben können wir daher Abstand nehmen.

Digitized by

1. Unter den Schriftstellern, welche eine Widerlegung eines bestimmten Vertreters des Heidenthums unternahmen, begegnet uns hier zuerst Origenes († 254), jenes hellstrahlende Gestirn unter den Gelehrten der Alexandrinischen Schule. Derselbe schrieb „Acht Bücher gegen Celsus", ein Werk, welches unstreitig den besten der Apologien der Väterzeit beizuzählen ist und nach Eusebius nicht nur die Gegner der christlichen Lehre entwaffnet, sondern zugleich die volle Schönheit des Christenthums zur Darstellung bringt. Celsus, ein sehr gelehrter und vielgereister Heide, lebte im zweiten Jahrhundert und hatte bereits während der Christenverfolgung unter Marcus Aurelius eine dem Christenthum höchst feindliche und gehässige Schrift verfaßt. Dieselbe stand von Anfang an bei den Heiden in größtem Ansehen, und sie behauptete dasselbe bis in's dritte Jahrhundert hinein. Eine Widerlegung war dringend gefordert. Auf mehrfaches Ansuchen entschloß sich Origenes zu einer solchen. Des Celsus Schrift ist verloren gegangen. Jedoch hat man aus den Fragmenten und Andeutungen, die sich bei Origenes finden, die Anlage und den Gedankengang derselben einigermaßen zu ermitteln gewußt. Die Schrift zerfiel in zwei Theile; der erste, in welchem ein Jude redend eingeführt wurde, sollte beweisen, daß das Christenthum nicht die Verwirklichung der jüdischen Messiasidee darbiete und darum nicht einmal vom jüdischen, messiasgläubigen Standpunkte aus Anspruch auf Anerkennung erheben könne; der zweite Theil wandte sich gegen die Messiasidee selbst, um diese und mit ihr andere dem Christenthume eigenthümliche Anschauungen als dem vernünftigen Denken widersprechend hinzustellen. Die ganze Schrift ist demnach ohne Wissen und Wollen des Verfassers nur eine Ausführung der Worte des Völkerapostels (2 Kor. 1, 23), daß „Christus der Gekreuzigte den Juden ein Ärgerniß, den Heiden aber eine Thorheit" sei. Origenes folgt dem Gegner Schritt für Schritt, widerlegt die Einwürfe, weist die Entstellungen der christlichen Lehre zurück und parirt überhaupt jeden Hieb und Stich des gewandten Gegners — jedoch so, daß er bei manchen der bedeutsameren Angriffe mit einer einmaligen Abweisung sich nicht zufrieden gibt. Werfen wir einen Blick auf den Inhalt des Buches.

Die übernatürliche Geburt Christi aus der Jungfrau ward vom Juden nicht verstanden und darum verunglimpft. Die Weissagung bei Isaias (7, 14) sollte doch den Juden eines Besseren belehren, und auch Celsus hätte diese Prophezeiung aus dem von ihm benutzten Matthäus-

Digitized by Google

Evangelium, wo sie ausdrücklich erwähnt wird, kennen lernen und sich von ihrer Wahrheit überzeugen können. Aber wie konnte Celsus die unsinnige, aus dem fanatischen Haß der Juden erzeugte Lästerung wiederholen, daß Christus von einer Ehebrecherin geboren sei? Die von Celsus so sehr gerühmten Philosophen Pythagoras, Plato, Empedokles, sowie Zopyrus, Lorus, Polemon u. A. treten hier gegen ihn auf, da nach ihrer Lehre die Seele stets einen ihren sittlichen Eigenschaften entsprechenden Leib zur Wohnung angewiesen bekommt, Niemand aber die Geisteshoheit Christi in Abrede stellen kann. Der Besuch der Weisen beim Jesukinde, dessen Flucht nach Ägypten, Christi Taufe im Jordan, seine Wunder, der Verrath des Judas, das Leiden und die Verlassenheit Jesu u. s. w. werden in ähnlicher Weise erörtert. Origenes gibt dabei staunenswerthe Proben seiner Belesenheit und Vertrautheit mit den heidnischen Philosophen, aus denen er das Unbegründete vieler Einwendungen darthut. Andererseits zeigt er, wie lückenhaft des Celsus Kenntniß der christlichen und jüdischen Religion ist. Die Weissagungen des Alten Testamentes z. B. kennt er ihrer größten Mehrzahl nach gar nicht. Die Wunder Jesu kann Celsus zwar nicht läugnen, stellt sie aber auf eine Stufe mit den auf den Märkten getriebenen Zauberkünsten. Origenes tritt ein für die Möglichkeit und Wirklichkeit wahrer Wunder und zeigt, daß die von Jesus gewirkten derartige Wunder sind. Für ihre Erkennbarkeit weist er auf den sittlichen Lebenswandel und das öffentliche Wirken Christi hin und fordert zu einem Vergleiche des Lebens Jesu mit dem der Magier auf. Das Wunder der Auferstehung Christi steht da als unanfechtbare Thatsache und bekundet sich allen abenteuerlichen Goëtenkünsten gegenüber als That Gottes. Die historische Wahrheit der Weissagungen, welche einen der evidentesten Beweise für die göttliche Sendung Christi abgeben, thut Origenes mit siegreicher Überlegenheit dar. Der Charakter der Apostel gibt die volle Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit ihres Berichtes.

Da Celsus sich endlich in seinen Anfeindungen, welche er dem Judenthum entnommen, erschöpft hat, wendet er sich mit giftigem Spotte von ihm ab. Origenes nimmt hier Gelegenheit, das Prophetenthum und die Auserwählung des jüdischen Volkes in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung klar zu legen. Die ehrwürdigen Gestalten der alttestamentlichen Propheten werden von Celsus mit den Gauklern, welche die Menge irre führen, auf gleiche Linie gestellt. Und dennoch, welch' ein Gegensatz zwischen diesen Betrügern und den gottbegeisterten Sehern des aus-

Digitized by Google

erwählten Volkes, deren Wandel fleckenlos, deren Rede klar und besonnen, deren einziges Streben Wahrheit und Verherrlichung Gottes ist! Und wie groß ist der Abstand zwischen ihren Weissagungen und den Orakelsprüchen der Heiden! Welches aber war die Aufgabe, welche die Propheten nach den Absichten Gottes zu erfüllen hatten? Sie sollten vorzugsweise mithelfen zur Verwirklichung des Planes, den Gott bei der Auserwählung des israelitischen Volkes hatte, nämlich die Erkenntniß des einen wahren Gottes rein zu bewahren und die Hoffnung auf einen künftigen Erlöser wach zu erhalten. Zwischen dem Alten und dem Neuen Testamente besteht kein Widerspruch, sondern die vollste Harmonie. Alles wird klar und schlagend bewiesen.

Gott ist nicht unerkennbar, wie Celsus behauptet. Die Logosidee gibt den Schlüssel für eine höhere, geläuterte Gotteserkenntniß. Nur irrige Ansichten von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt können die Menschwerdung des Gottessohnes als widerspruchsvoll erscheinen lassen. Dem Gottmenschen gebührt göttliche Ehre und göttliche Anbetung. Der christliche Cult und die christliche Lehre heben den Menschen zum höchsten Grade der Veredlung empor. Die religiös-sittlichen Wirkungen des Christenthums sind der herrlichste Triumph, den die Gotteskraft über die tief gesunkene Menschheit gefeiert.

Wenn Celsus dasjenige Gute und Treffliche des Christenthums, das auch der Heide nicht abläugnen kann, der griechischen Philosophie zuschreibt, aus der es entlehnt sein soll, so ist nach des Origenes Ausführungen das gerade Gegentheil der Fall. Plato aber, auf den sich Celsus am häufigsten beruft, wird auch von Origenes am meisten berücksichtigt. Manche Lehrsätze indessen, die Celsus anführt, sind wirklich griechischen Philosophen entlehnt; aber es erwächst den rechtgläubigen Christen daraus kein Vorwurf, da nicht diese, sondern nur Häretiker dieselben adoptirt haben. Wenn endlich Celsus eben wegen der Häresien dem Christenthum Zerfahrenheit und subversive Tendenz vorrückt, so belehrt Origenes ihn dahin, daß die Häresien nur der Corruption des Christenthums ihren Ursprung verdanken, daß sie als Früchte des Privatgeistes nicht auf dem Boden der christlichen Lehre erwachsen seien. — Außerdem finden endlich die gewöhnlichen, schon hundertmal widerlegten Einwendungen, z. B. die Staatsgefährlichkeit der Christen, bei Origenes ihre Widerlegung.

Wie groß die Gelehrsamkeit und die Schlagfertigkeit des gefeierten Lehrers der Alexandrinischen Schule auch sein mag, und wie sehr auch

Digitized by Google

seine apologetische Schrift die früheren Apologien überragt: eine systematische Apologetik ist das gediegene Werk noch nicht und will es nicht sein. Was Correctheit der Doctrin betrifft, zeichnet es sich sehr vortheilhaft vor jener Schrift aus, in der Origenes für die Dogmatik den ersten Versuch einer Systematisirung machte. Auch die kirchliche Wissenschaft bedarf eben zu ihrer Entwicklung der Zeit; derselben vorgreifen wollen, hat sich noch stets gerächt.

Eine noch größere Bedeutung als dem Celsus maßen die Vertheidiger der christlichen Lehre einem Gegner des Christenthums bei, der ungefähr ein Jahrhundert nach Jenem einen erneuten Angriff wagte. Es war der neuplatonische Philosoph Porphyrius. Seine schriftstellerische Thätigkeit widmete er vor Allem der Erklärung und Vertheidigung des Neuplatonismus in plotinischer Fassung. Für uns kommen hier nur in Betracht seine „Fünfzehn Bücher gegen die Christen" — ein Werk, welches so großes Aufsehen erregte, daß mehr als dreißig christliche Schriftsteller mit Gegenschriften hervortraten. Die gründlichsten und ausführlichsten Widerlegungen scheinen nach dem Berichte des hl. Hieronymus der hl. Methodius, Bischof von Tyrus, Eusebius von Cäsarea und Apollinaris der Jüngere geschrieben zu haben. Aber sowohl diese Schriften als auch das Werk des Porphyrius sind nicht auf uns gekommen. Nur soviel läßt sich aus den Angaben anderer Kirchenschriftsteller schließen, daß Porphyrius hauptsächlich das göttliche Ansehen der heiligen Bücher zur Zielscheibe seiner Angriffe gewählt haben muß. Auf diese Weise erfuhr denn die Apologetik einen weiteren Ausbau gerade nach einer Seite hin, die von den früheren christlichen Apologeten noch weniger berücksichtigt worden war. Um so mehr ist der Verlust all dieser Schriften zu bedauern.

Im Vorübergehen sei hier noch das von Eusebius geschriebene Buch „Gegen Hierokles" erwähnt. Dem Heiden dieses Namens fehlte es nicht an wissenschaftlicher Bildung. Eine traurige Berühmtheit hat er sich als heftiger Christenverfolger erworben. Da er unter Diocletian Statthalter von Bithynien war, hatte er vollauf Gelegenheit, seinen glühenden Haß in reichem Maße an den Christen auszulassen. Dabei suchte er aber den Schein der Gerechtigkeit und womöglich der Menschenfreundlichkeit zu wahren; hauptsächlich zu diesem Zwecke verfaßte er „zwei Büchlein", in denen er das größte Wohlwollen gegen die Christen heuchelt; er gibt vor, dieselben von ihrem Fanatismus heilen und sie eines Besseren belehren zu wollen. Des Eusebius Schrift entlarvt ihn.

Digitized by Google

Für die meisten Einwürfe verweist dieselbe auf das gegen Celsus geschriebene Werk des Origenes. Eingehend beschäftigt sie sich mit den auf Wahrheit und Wirklichkeit beruhenden Wunderthaten Christi und den angeblichen Wundern des Apollonius von Tyana. Nicht so sehr die Beweiskraft der Wunder, als vielmehr die historische Beglaubigung derselben wird einer genauen Prüfung unterzogen.

Etwa ein Jahrhundert nach des Porphyrius Auftreten, nachdem bereits das Christenthum unter Kaiser Konstantin in die Tempel der Heiden seinen Einzug gehalten, wagte das dahinsinkende Heidenthum einen letzten, verzweifelten Versuch, die Macht des christlichen Glaubens zu brechen. Die Seele dieses Unternehmens war ein Mann, dem das kaiserliche Diadem die höchste materielle Macht zur Verfügung stellte, wie ihn sein geweckter Geist und eine philosophische Schulung für den vorzugsweise in höherer Sphäre auszufechtenden Kampf in ausnehmender Weise befähigten. Es war Julian der Apostat. Der römische Machthaber kannte das Christenthum; er hatte es sogar bekannt und ausgeübt. In welcher Weise sich sein Abfall vorbereitete und vollzog, welche Motive für die von ihm geplante Repristination der heidnischen Religion die durchschlagenden gewesen, welche politischen Maßregeln er zur Ausführung seiner Absichten ergriff und mit welchem Erfolge er sie in's Werk setzte, das Alles soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Nur daran müssen wir erinnern, daß er während seines letzten Feldzuges gegen die Perser auch auf die Befehdung der Christen nicht vergaß. Um dieselbe Zeit, wo er jenen Feind mit dem Schwerte bekämpfte, griff er gegen die Christen zur Feder. Eine aus drei Büchern bestehende Schrift war die Frucht dieser letzten Anstrengungen. Vergebliches Ringen! Wie die Erfolge seiner Bemühungen nur von kurzer Dauer waren, so rettete die Zeit auch nicht einmal jene mit dem Gifte des Christushasses getränkten Blätter vom Untergange.

Der hl. Cyrillus von Alexandrien († 447) verfaßte die Gegenschrift: „Zehn Bücher gegen den Kaiser Julian". Er that es auf das Bitten vieler Freunde, welche auch damals noch eine gründliche Widerlegung für ein dringendes Bedürfniß hielten, da die Heiden in ihren Disputationen mit den Christen stets auf Julians Schrift als auf ein unüberwindliches Bollwerk zurückgriffen. Zwar hatten schon u. A. der hl. Gregor von Nazianz († c. 390) und der hl. Chrysostomus († 407) den abtrünnigen Kaiser bekämpft, der Erstere in zwei noch erhaltenen Reden, der Letztere in einer kleinen Schrift: „Auf den

Digitized by Google

hl. Babylas, gegen Julian und gegen die Heiden". Aber die Julian'sche Schrift selbst war eben noch immer nicht ex professo beantwortet worden.

Des Cyrillus Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, für die vielen vom Apostaten mißverstandenen und mißbrauchten Stellen der heiligen Schrift die richtige Erklärung zu geben, da auf diese Weise einer sehr bedeutenden Zahl von Angriffen die Spitze abgebrochen wurde. Daneben führt der hl. Lehrer die übermäßige Hochschätzung der griechischen Philosophen, wie sie in der Julian'schen Schrift sich breit macht, auf das richtige Maß zurück.

Der Hauptinhalt der ersten sechs Bücher ist eine Rechtfertigung der im Pentateuche enthaltenen Berichte und Lehren. Ausführlich handelt Cyrill von der Erschaffung der Welt und der Menschen, vom Paradiese, vom Sündenfalle und von der Auserwählung des jüdischen Volkes. Derselbe Gott, der das bevorzugte Volk unter seinen besonderen Schutz nahm, leitet alle Völker des Erdkreises; er ist aller Geschöpfe Herr und Gebieter; seiner Vorsehung untersteht Alles. Darum ist auch der mosaische Gott nicht, wie Julian behauptet, eine der untergeordneten Gottheiten, denen vom höchsten Gotte die Leitung der einzelnen Völker anvertraut sei. Der Dekalog und die in den mosaischen Büchern vertretene Gottesidee werden nach Gebühr gewürdigt und gegen Julians Anfeindungen in Schutz genommen. Ein vom Apostaten angeregter Vergleich des Moses und der übrigen Heiligen des Alten Testamentes mit den Weisen und Herrschern der heidnischen Völker kann, der Wahrheit gemäß durchgeführt, entschieden nur zu Gunsten der Ersteren ausfallen. Ein gleiches Resultat liefert eine genaue Prüfung der heidnischen Cultformen, der geheimen Zaubermittel und angeblich wunderbaren, dem Äskulap zugeschriebenen Heilungen u. s. w. — Die vier anderen Bücher machen es sich zur Aufgabe, die gegen das Christenthum und seine Bekenner vorgebrachten Schmähungen und Anschwärzungen abzufertigen und ihnen jeden Schein der Wahrheit zu entreißen. Der Lehrgehalt der christlichen Religion ist kein Conglomerat aus jüdischen und heidnischen Bruchstücken. Es besteht kein Widerspruch zwischen Moses und Christus. Da es sich hauptsächlich um die Lehren von der heiligsten Dreifaltigkeit und der Menschwerdung handelt, bringt Cyrill dieselben dem Fassungsvermögen der Heiden möglichst nahe und zeigt, daß dieselben auch dem Moses und den anderen Propheten des Alten Bundes nicht ganz verborgen gewesen seien. Das Verhältniß des Alten zum Neuen Bunde und insbesondere die Frage von den Legalien muß unser

Digitized by Google

Apologet gleichfalls wieder zur Sprache bringen. Auch zwischen den um diese Zeit lebenden Bekennern des Christenthums und dessen ersten Verbreitern waltet kein Widerstreit ob. Julian hatte nämlich behauptet, die ersten Verkünder des Evangeliums hätten, mit Ausnahme des „mißleiteten" Johannes, nichts von der Gottheit Christi gewußt. Das Gegentheil ist die Wahrheit. Der von Julian gerügte Heiligencult ist weder Aberglaube, noch dem göttlichen Gesetze zuwider. Die schließliche Behauptung des Apostaten, er sei bereit, mit den Christen zu dem auch von Paulus so hoch gepriesenen Glauben Abrahams zurückzukehren, ist absurd und zeugt nur von der bekannten Hinterlist und Tücke des abtrünnigen Kaisers.

Des Cyrillus Apologie entsprach in vollem Maße den Bedürfnissen ihrer Zeit. Die Behandlung der einzelnen Controverspunkte zeichnet sich durch Gründlichkeit und Gewandtheit aus. Aber es leuchtet ein, daß es dem heiligen Lehrer durchaus fern lag, mit seiner Schrift etwas Anderes zu bezwecken, als die Bekämpfung des einen concreten Gegners. Wenn dieser auch in seiner Person und in seinen Angriffen die ganze damals vorherrschende Richtung der heidnischen Religion und ihre Stellung zum Christenthum repräsentirte, so waren der Widerlegungsschrift doch eben in den Angriffen die Grenzen gezogen. Sie erhebt sich darum in dieser Hinsicht nicht über die Apologien der früheren Zeit.

2. Den Anfang einer Systematisirung finden wir in dieser Periode bei jenen *Apologien, welche sich nicht bloß die Widerlegung eines einzigen Gegners zur Aufgabe machen, sondern sich mit einer möglichst vollständigen Vertheidigung des Christenthums an die gesammte gebildete Heidenwelt wenden.*

Der erste unter den kirchlichen Schriftstellern, welcher sich ein solches Ziel steckte, ist *Lactantius Firmianus* († c. 330). Derselbe gab deßhalb dem in dieser Absicht geschriebenen Werke auch den allgemeineren Titel: „Divinarum institutionum libri septem". Zwar sind es, wie er selber uns mittheilt, zwei heidnische Philosophen, deren Angriffe auf die christliche Religion den Entschluß zur Abfassung dieser Schrift zur Reife brachten. Aber Lactantius will bei einer bloßen Widerlegung ihrer Einwürfe nicht stehen bleiben. Seine Apologie soll zugleich die Wahrheit der christlichen Religion und der vorzüglichsten Lehren des Christenthums in einer auch für die Heiden wirksamen Weise darthun. Die von Minucius Felix, Tertullian und Cyprian geschriebenen Apologien befriedigen ihn nicht. An Letzterem tadelt er

Digitized by Google

hauptsächlich, daß er sich mit seinen Beweisen mehr an die bereits gläubigen Christen, als an die noch zu bekehrenden Ungläubigen wende. Dem entgegen will er selbst durch Vernunftgründe die Heiden zu richtiger Erkenntniß führen und sie dann über den Inhalt der christlichen Offenbarung belehren. In den zwei ersten Büchern widerlegt er den Polytheismus und deckt die Quellen dieses Grundirrthums aller heidnischen Religionen auf. Das dritte Buch ist eine Kritik der gesammten Philosophie des Heidenthums. Lactanz zeigt deren Unhaltbarkeit, indem er der Reihe nach die einzelnen Systeme durchgeht und das Irrthümliche und Unzulängliche derselben nachweist. Die wahre und volle Weisheit erschließt sich dem Menschen nirgendwo anders, als im Christenthume; das Christenthum ist die einzig wahre Religion. Das ist der Inhalt des vierten Buches. Die drei folgenden Bücher aber dürfen wir wohl als eine Rechtfertigung des Christenthums vom Standpunkte der Moral aus bezeichnen; Lactanz betitelt dieselben: de justitia, de vero cultu, de vita beata.

Wir besitzen somit in diesem Werke den ersten Versuch einer systematisch angelegten Vertheidigung der christlichen Religion. Ist sie glücklich durchgeführt? Der hl. Hieronymus faßt sein Urtheil über unseren Apologeten mit Rücksicht auf diese Schrift in die bekannten Worte zusammen: Lactantius quasi quidam fluvius eloquentiae Tullianae, utinam tam nostra affirmare potuisset, quam facile aliena destruxit! — ein freilich sehr beschränktes Lob. Mag es immerhin zweifelhaft sein, ob der hl. Hieronymus bloß in Rücksicht auf die Verstöße gegen die orthodoxe Lehre, die sich Lactanz bei Darlegung der christlichen Dogmen leider zu Schulden kommen ließ, jenen Tadel aussprach, oder ob sich derselbe auch auf die Beweisführungen erstrecken soll: jedenfalls bleibt der Beweisgang der Schrift vom Tadel unberührt. Hat nun aber auch die Anordnung des Beweisganges nur einen relativen Werth, indem sie sich der Rücksichtnahme auf die bestimmten Gegner nicht ganz entschlagen konnte, so war doch wenigstens der Anfang irgend einer Systematisirung gemacht worden.

Auch die griechische Literatur jener Zeit weist ein Werk auf, welches dieselben Bestrebungen bekundet. Es sind zwei sich gegenseitig ergänzende Schriften des auch als Kirchenhistoriker berühmten Eusebius von Cäsarea († c. 340), nämlich die Praeparatio Evangelica in fünfzehn Büchern und die Demonstratio Evangelica in zwanzig Büchern, von denen wir jedoch nur noch zehn besitzen. Erstere ist ge-

Digitized by Google

wissermaßen die Vorhalle zum Christenthum, während die zweite in das Innere des Heiligthums einführt. Die „Vorbereitung" der Gemüther für die Aufnahme der christlichen Lehre geschieht dadurch, daß der Apologet die Gründe erörtert, weßhalb die Christen sich unbefriedigt von der Lehrweisheit der Heiden abgewendet, und warum die heiligen Bücher der Hebräer bei ihnen ein so hohes Ansehen genießen. Sehr ausführlich werden die hohen Vorzüge besprochen, deren das jüdische Volk von Gott gewürdigt worden. Die Weisheit der Griechen steht weit unter der der Hebräer, wie sich aus dem Vergleiche mit den Lehren der griechischen Philosophen, besonders des Plato, ergibt. — Der „Beweis" für die Wahrheit des Evangeliums wird angetreten unter Hinweisung auf die dreifache Art der Gottesverehrung, wie sie vor Christus bestanden hatte. Sowohl vom Heidenthume nämlich, als auch vom Judenthume unterscheide sich die Religion der Patriarchen. Diese älteste aller Religions- und Cultformen sei es, die Christus der Hauptsache nach wieder zur Geltung gebracht habe. Die wesentlichen Unterschiede, welche das Christenthum vor jener Religion auszeichnen, werden erörtert. Die durch Moses' Gesetzgebung geregelte Religion der Juden sei nach der Absicht Gottes nur ein Übergangsstadium gewesen; alle Einrichtungen des Alten Bundes trügen diesen Charakter, und Moses selbst verkünde für die Zukunft einen neuen Gesetzgeber, auf den seine Institutionen nur vorbereiten sollten. Wenn sich darum die Christen zwar durch die Legalien des Alten Bundes nicht mehr für gebunden erachteten, so müßten sie dennoch die heiligen Bücher der Juden in hohen Ehren halten, da dieselben Gottes Wort enthielten und auf's Deutlichste den neuen Gottesgesandten vorherverkündeten. Diese Weissagungen werden nun im Einzelnen gewürdigt und aus ihnen ein Bild entworfen. Die Realisirung desselben ist der vollgiltigste Beweis für die Wahrheit des Christenthums. Bei Vorführung der Prophezeiungen befolgt Eusebius die Ordnung, daß er zuerst diejenigen zusammenstellt, welche auf Christi menschliche Natur Bezug haben, dann die, welche seine Gottheit lehren, und endlich jene, welche von einzelnen Begegnissen seines irdischen Lebens handeln. Das ist in Kürze der Inhalt der zehn uns noch erhaltenen Bücher dieser Schrift. Eusebius ist vorwiegend Historiker, und auch als Apologet verläugnet er diesen seinen Charakter nicht. Sein Beweisgang entbehrt zwar, wie aus den gegebenen Andeutungen schon erhellen mag, durchaus nicht der systematischen Anordnung; aber für diese sind vielfach geschichtliche Gesichtspunkte maßgebend, und

Digitized by Google

auch die Ausführungen bewegen sich großentheils auf geschichtlichem Boden.

Nachdem schon während der vorigen Periode Clemens von Alexandrien in seiner Mahnrede an die Griechen den ersten Versuch gemacht, die Begründung und Vertheidigung der christlichen Religion im Lichte einer einzigen, großen Idee — es war die des Logos — durchzuführen und einheitlich zu gestalten, wählte auch der große hl. Athanasius († 373) in zweien seiner frühesten Schriften, welche denselben Zweck verfolgten, ebenfalls dieselbe Idee zum Leitsterne. Die erste der beiden Schriften, die Oratio contra Gentes, stellt sich eine doppelte Aufgabe: die Widerlegung des heidnischen Götterglaubens, welcher auf die immer wachsende Unempfänglichkeit gegen das vom Logos dem Menschengeiste eingestrahlte Licht zurückgeführt wird; sodann die Begründung der christlichen Gottesidee, welche der sowohl in der Seele jedes einzelnen Menschen als auch in der Ordnung des Universums wirkende Logos der Einsicht des Menschen übermittelt. Die zweite Schrift, die Oratio de incarnatione Verbi, zeigt, wie angemessen und in gewissem Sinne nothwendig die Erlösung des gefallenen Menschengeschlechtes durch den fleischgewordenen Logos gewesen. Dessen Hingabe in den Tod sollte nämlich das gegen uns gefällte Strafurtheil vernichten und die Quelle neuen Lebens für uns werden, seine Auferstehung von den Todten die Hoffnung unserer künftigen Auferstehung befestigen. So wirkt die Erlösung in uns die Erneuerung der Gottähnlichkeit, welche die Sünde uns geraubt. Dieses Werk konnte den Absichten Gottes gemäß nur durch den mit unserer Natur wesenhaft bekleideten Logos vollbracht werden. Die Wunderthaten des fleischgewordenen Wortes, durch die es seine Macht über alle Creaturen bethätigte, und vorzüglich seine glorreiche Auferstehung von den Todten, erweisen seine übermenschliche Herkunft, wie die an ihm sich erfüllenden messianischen Weissagungen nicht nur seine göttliche Sendung, sondern auch seine Gottheit außer Zweifel setzen. — Beide Schriften sind reich an ebenso geistreichen wie zutreffenden Antworten auf manche von Heiden und Juden gegen die christliche Lehre vorgebrachten Einwürfe, und für dieselben Gegner kann auch die Beweisführung in den meisten Punkten nicht ohne Wirkung sein; dennoch hat der heilige Verfasser nicht ausschließlich Feinde des Christenthums im Auge, sondern wendet sich häufig mit seinen Beweisen auch an gläubige Christen.

In der griechischen Literatur war das den Kampf gegen das Heiden-

Digitized by Google

thum abschließende Werk: des Theodoretus († c. 457) Graecorum affectionum curatio. Sachlich ist dasselbe eine getreue Verwerthung des in den frühern Apologien gesammelten Materials. Der Form nach ringt es mit den besten der Väterzeit angehörigen Vertheidigungsschriften der christlichen Religion um die Palme. In eleganter Sprache geschrieben, führt es die Parallele zwischen den Lehren und Gebräuchen des Christenthums und denen des Heidenthums mit bewunderungswürdigem Geschick durch.

Die Reihe der Apologien des Abendlandes sollte ein Meisterwerk aus der Feder des „größten" der Kirchenväter beschließen. Der heilige Augustinus († 430) schenkte der christlichen Welt in seinen 22 Büchern „vom Gottesreiche" die umfassendste, geistreichste und gründlichste Apologie unserer heiligen Religion. Der heilige Kirchenlehrer entschloß sich noch am Abende seines Lebens zu deren Abfassung. Es traten nämlich nach der Zerstörung Roms durch den Gothenkönig Alarich (410) die Anschuldigungen der Heiden, daß die christliche Religion alles Unheil über das römische Reich gebracht habe und es dem gänzlichen Untergange entgegenführe, vielerorts mit erneuerter Heftigkeit auf. Nun hatte zwar schon Orosius, ein spanischer Priester, im Auftrage des hl. Augustinus eine historische Widerlegung dieses Vorwurfes geschrieben. Allein der Riesengeist des Heiligen trug sich mit einem eigenen, unvergleichlich großartigeren Plane. Das gigantisch concipirte Werk konnte eben kein Anderer ausführen, als der große Augustinus selbst. Obwohl er bereits im Jahre 413 die Arbeit begann, hatte er das Werk doch erst nach vollen dreizehn Jahren vollendet. Wir würden die uns gezogenen Grenzen weit überschreiten, wollten wir hier auch nur andeutungsweise den Plan des ganzen Werkes vorlegen. Es muß uns daher genügen, nur einige der charakteristischen Hauptgedanken herauszuheben. Als Repräsentant des „Weltreiches" gilt dem Heiligen vorzüglich das heidnische Römerthum, insofern sich in ihm der Abfall vom wahren Gotte vollzogen. Die Engel aber und alle wahren Gottesverehrer machen das „Gottesreich" aus, dessen Grund und Mittelpunkt Christus, der Sohn Gottes, ist. Das Weltreich ist ein in sich hinfälliges Gebilde — das Gottesreich aber hat eine ewige Dauer. Diese zwei Fundamentalgedanken tragen den Bau des ganzen Werkes. Seiner Anlage nach zerfällt dasselbe in zwei Theile. Der erste bringt eine mit Schärfe und Klarheit bis in's Einzelnste durchgeführte Widerlegung der Götterlehre, des Cultwesens und der

Digitized by Google

Philosophie des Heidenthums, indem die fünf ersten Bücher sich gegen jene Lobredner der heidnischen Religion wenden, welche von den Göttern Schutz und Segen für das zeitliche Leben erwarten, während die fünf folgenden den schlagenden Nachweis liefern, daß auch die Hoffnung auf das ewige Leben den Göttercult nicht rechtfertigen könne. Die zwölf letzten Bücher, welche den zweiten Theil bilden, schildern Ursprung, Fortschritt, Ziel und Vollendung der zwei Reiche; die Darstellung bewegt sich zwar in geschichtlichem Gange vorwärts, bietet jedoch zugleich eine lichtvolle Erläuterung und Begründung der vorzüglichsten Dogmen unserer heiligen Religion.

So erweitert sich die Apologie des großen Kirchenlehrers zu einer speculativen und historischen Dogmatik, deren Ausführungen zu dem Werthvollsten und Gediegensten gehören, was die Vorzeit hervorgebracht hat. Die vielen rein philosophischen Excurse sodann räumen dem Werke eine der ersten Stellen in der Literatur dieses Gebietes ein, und für die Philosophie der Geschichte ist es, wie die erste, so auch noch immer eine unübertroffene, classische Leistung. Es ist das herrlichste Denkmal seiner Geistesgröße und seines Seelenadels.

Die „großen Väter" und die gleichzeitig lebenden Kirchenschriftsteller bezeichnen eine ruhmreiche Epoche wie für die kirchliche Wissenschaft überhaupt, so insbesondere für die Entwicklung der Apologetik. Frisch und rüstig arbeiteten sie weiter in den Bahnen, die von den „Apologeten" der Urkirche betreten waren. Indem sie jedoch den veränderten Bedürfnissen und Ansprüchen ihrer Zeit allseitig Rechnung trugen, mußten sie den von Seite der Wissenschaft mit mehr Gelehrsamkeit geführten Angriffen in gleicher Rüstung entgegentreten. Sie thaten es. Und dadurch, daß die Vertheidigung der christlichen Wahrheit diese wissenschaftlichen Bestrebungen in sich aufnahm oder jedenfalls mehr, als es früher geschehen, zur Geltung kommen ließ, war zugleich der Anstoß zu einer neuen Geistesarbeit gegeben: es mußten naturnothwendig die Anfänge eines systematischen Ausbaues erfolgen. Nicht nach einem gemeinsamen Plane wurde das Werk in Angriff genommen. Wie hätte es auch geschehen sollen? Vielmehr prägte sich einem jeden der Versuche die geniale Eigenart des schaffenden Geistes auf. Die schwierigste und mühevollste, aber auch verdienstlichste Arbeit war vollbracht. Die folgenden Zeiten hatten nur den Weiterbau zu fördern.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

Digitized by

Die päpstliche Encyklika vom 4. August 1879 und die Restauration der christlichen Philosophie.

(Fortsetzung.)

Zur Beleuchtung des päpstlichen Rundschreibens haben wir uns die Aufgabe gestellt, die Anerkennung nachzuweisen, welche dem hl. Thomas von der Universität Paris, dem Orden des hl. Dominicus und den neueren religiösen Genossenschaften zu Theil wurde. In diesem Nachweis sind wir am Ende des Mittelalters angelangt. Mit dem Hereinbrechen des kirchlichen Umsturzes sinkt die Pariser Hochschule schnell von der gebietenden Stellung herab, die sie im intellectuellen Leben Europa's so lange behauptet hatte. Wir haben daher über ihre Beziehungen zu dem englischen Lehrer nur noch Weniges dem Gesagten beizufügen. Anders verhält es sich mit dem Dominicaner-Orden. Er nimmt auch in den folgenden Jahrhunderten auf dem wissenschaftlichen Gebiete eine wichtige Stellung ein, wenn auch bald an seiner Seite jüngere Verehrer seines großen Sohnes erstehen.

Die neuere Scholastik, diese Glanzperiode wie des speculativen Wissens überhaupt, so der Lehre des hl. Thomas im Besondern, können wir wohl vom 13. Januar 1474, dem Ende der dreiwöchentlichen Wahlschlacht, datiren, in welcher die Nominalisten mit den Realisten um die Besetzung der Procuratur der französischen Nation rangen [1]. Der Sieg des realistischen Candidaten hatte das königliche Decret vom 1. März desselben Jahres zur Folge; dieses aber war das Todesurtheil des Nominalismus. Freilich gelang es den auf den Bücherschränken der Pariser Bibliotheken angeketteten „modernen" Doctoren noch einmal, ihre Fesseln zu sprengen [2] — zum besonderen Jubel der deutschen Nation —, aber es war doch vorbei mit ihrem Ansehen. Ein neuer, mächtiger Geist hatte die Schulen erfaßt. Eine Reformbewegung im wahren Sinne des Wortes begann sich loszuwinden von den Fehlern und Mängeln der eben verflossenen Periode, hob den englischen Lehrer auf

---

[1] Vgl. Boulay, C. E. de, Historia Universitatis Parisiensis. Parisiis 1666. t. 5 p. 705 sqq.

[2] Am 29. April 1481; s. Boulay, l. c. t. 5 p. 739 sqq.

Digitized by Google

den Schild und strebte unter seiner Leitung mit wunderbarer Kraft einer vielversprechenden Zukunft entgegen.

Dem Orden des hl. Dominicus gebührt das große Verdienst, den ersten Anstoß zu dieser neuen Richtung gegeben und die ersten Vertreter derselben gestellt zu haben. Dieser Orden hielt zwar, wir wir sahen, im Allgemeinen stets an dem hl. Thomas fest. Aber die hauptsächlichste Schrift des englischen Lehrers hatte doch bisher noch lange nicht jene Beachtung und Verwerthung gefunden, die sie als die reifste Frucht seines außerordentlichen Geistes beanspruchen konnte. Hatte der Heilige eine providentielle Sendung für die Gestaltung der kirchlichen Wissenschaft, so war es unter seinen vielen Schriften die theologische Summe, durch welche er derselben am meisten entsprach. Und so müssen wir es denn wohl als eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung ansehen, daß, als es sich um die Neugestaltung der christlichen Speculation handelte, die Summe des englischen Lehrers an die Stelle der Sentenzen des Lombarden trat.

Schon im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts finden wir gleichzeitig die drei Dominicaner: Thomas de Vio Cajetanus in Rom (vor 1507) [1], Konrad Köllin [2] im Convente von Heidelberg (seit 1507) und Peter Crockart in St. Jakob in Paris (seit 1509), beschäftigt, die ersten Commentare zur Summe zum Drucke vorzubereiten [3]. Besonders folgen-

---

[1] Der Commentarius in 1. p. erschien 1507, in 1m 2ae 1511, in 2m 2ae 1517, in 3m p. 1522.

[2] Ein Schwabe aus Ulm; an der Universität Heidelberg unter Peter Syber gebildet, begann er 1507 seine Vorlesungen in Heidelberg über die 1a 2ae. Nachdem er (vor 1511) nach Köln abgegangen war, wandte sich die theologische Facultät von Heidelberg an ihn, sowie an seinen Ordensgeneral Thomas de Vio Cajetanus, um die Drucklegung dieser Vorlesungen zu erlangen. Das Werk erschien 1512, also nur wenige Monate nachdem Cajetan (im December 1511) seinen Commentar zur 1a 2ae veröffentlicht hatte. Über den Antheil Köllins am Streite mit Reuchlin s. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. Freiburg, Herder, 1879. Bd. 2 S. 45 ff.

[3] Es waren dieß sicher nicht die ersten Commentare, die überhaupt verfaßt wurden. Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts finden wir die Summe in den deutschen Dominicaner-Conventen und durch die Mitglieder dieses Ordens an den deutschen Universitäten dem theologischen Unterricht zu Grunde gelegt. So erklärte schon vor 1490 der Dominicaner Kaspar Grunwald die Summe an der Universität Freiburg (H. Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br. Freiburg, Wangler, 1868. Bd. 1 S. 131). Dasselbe geschah von zwei Dominicanern an der Universität Rostock nach Ausweis der 1520 veröffentlichten Observantia lectionum (s. O. Krabbe, Die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert. Rostock, Stiller, 1854. S. 319).

Digitized by Google

reich, ja entſcheidend für die neue Richtung war die Lehrthätigkeit Crockarts. Zu ſeinen Füßen ſaß der Mann, der nicht mit Unrecht der Wiederherſteller der ſcholaſtiſchen Theologie genannt wird. Peter — von ſeiner Heimath de Bruxellis zugenannt — hatte in vorgerückterem Alter, nachdem er zuerſt von Johann Major, ſeinem Lehrer, für den Nominalismus gewonnen worden war, mit dem Gewande des hl. Dominicus die Lehre des hl. Thomas angenommen. Mit ausgezeichneter philoſophiſcher Begabung verband er, wie uns ſeine Schüler verſichern, jene feine claſſiſche Bildung des chriſtlichen Humanismus; er hatte Sinn und Verſtändniß für Eleganz der Darſtellung, für naturgemäße Zuſammenordnung des Stoffes, kurz alle jene Eigenſchaften, welche erforderlich waren, um das Gold aus den Schachten der alten Doctoren zu heben und in eine gangbare Form umzuprägen. Dieſen Geiſt ſeines Lehrers nahm Franz von Victoria mit beſonderem Eifer in ſich auf und verpflanzte ihn bei ſeiner Rückkehr (bald nach 1522) nach ſeiner ſpaniſchen Heimath. Es war, als ob ſich mit ihm vor der hereinbrechenden Verwüſtung des kirchlichen Umſturzes die Leuchte der chriſtlichen Speculation in das glaubensfeſte Spanien geflüchtet hätte. Bald wurde der Dominicaner-Convent von St. Stephan in Salamanca für den hl. Thomas, was bisher St. Jakob in Paris für denſelben geweſen war. Das Mark ſeiner Lehre aus der Summe einſaugend, wuchſen daſelbſt die erſten Generationen der neueren Scholaſtik heran, gefeierte Namen: ein Melchior Canus, Petrus und Dominicus Soto, Bartholomäus Carranza, Mantius, Bartholomäus Medina, Dominicus Bañez, Franciscus Toletus, Johannes Maldonat, Mariana u. A., ebenſo viele Apoſtel, welche berufen waren, die neue Richtung an die verſchiedenen Univerſitäten der katholiſchen Welt zu verpflanzen.

Kaum etwas Anderes iſt ſo geeignet, die Bedeutung des engliſchen Lehrers für die chriſtliche Wiſſenſchaft darzuthun, als das Zeugniß, welches dieſe Reformatoren des ſpeculativen Wiſſens in Wort und That für ſeine theologiſche Summe abgelegt haben. — Es war ihnen wirklich um eine Erneuerung ihres Faches zu thun. Sie erkannten die Gebrechen desſelben und waren weit entfernt, ſie zu verheimlichen oder zu beſchönigen. In den Vorreden und einleitenden Kapiteln ihrer Hauptwerke finden wir mit allem Freimuth das Geſtändniß ausgeſprochen, daß übertriebene Speculation und Spitzfindigkeit, Hereinziehen unnützer und vorwitziger Fragen, Vernachläſſigung der poſitiven Beweisquellen, eine barbariſche Sprache, Mangel an Methode und Syſtem in den theologiſchen

Digitized by Google

und philosophischen Studien einen traurigen Verfall herbeigeführt hätten. Aber statt nun mit den Neuerern und jenen theologisirenden Philologen und Juristen in sinnlosem Unmuthe die Scholastik selbst zu verurtheilen und bei Seite zu werfen, unterschieden sie die Wissenschaft und ihre Vertreter; wiesen nach, wie jene Fehler, weit entfernt, im Wesen der Scholastik begründet zu sein, derselben vielmehr durchaus widerstrebten, und legten Hand an, um die nothwendige Umgestaltung durchzuführen. Ihre Vertrautheit mit den Leistungen der Vergangenheit bewahrte sie vor dem Wahne, als hätten sie als die Ersten die wahre und eigentliche Scholastik zu erfinden. So erhaben auch das Ideal war, das ihnen bei ihren Reformbestrebungen vorschwebte; so hoch auch die Anforderungen waren, welche sie in Bezug auf Methode, Systematik und Darstellung an ihren Gewährsmann stellten: so erklärten sie doch alle einstimmig, daß die theologische Summe des englischen Lehrers diesem ihrem Ideal von allen bisherigen Leistungen bei Weitem am nächsten komme.

Nicht viel Geringeres verlangten sie in Bezug auf den Lehrgehalt. In der Wahl der zu behandelnden Fragen ließen sie sich von den Bedürfnissen ihrer Zeit leiten — einer Zeit, die mit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gar wenig mehr gemein zu haben schien. Für die Lösung dieser neuen Fragen suchten sie nun Belehrung und Orientirung in den Schriften des englischen Lehrers. Fanden sie, was sie suchten? War der Lehrer des 13. Jahrhunderts diesen Anforderungen einer neuen Zeit gewachsen? Wir werden sogleich ihre Antwort vernehmen.

Ein dritter Grund endlich, der uns das Urtheil dieser älteren Salmanticenser-Schule als besonders gewichtig erscheinen läßt, ist die Unabhängigkeit, welche sich die Mitglieder derselben in ihren Studien wahrten. Es waren größtentheils scharfe, selbständige Forscher, wenig geneigt, aus bloßer Pietät den Anforderungen guter Gründe sich zu verschließen. Bei aller Hochschätzung für ihren Meister — einer Hochschätzung, die aus der klaren Erkenntniß seiner Vorzüge entsprang — waren sie doch weit entfernt von jener Art der Verehrung, welche seit Bañez für die neuere Dominicaner-Schule charakteristisch wurde. Sie glaubten auch in Bezug auf seine Schriften das Recht und die Pflicht einer gewissenhaften Prüfung zu haben, freilich einer Prüfung, bei welcher ihnen die klar erkannte Auctorität ihres Lehrers stets als ein höchst beachtenswerthes Beweismoment galt. Daher gingen sie nicht von dem

Digitized by Google

Grundsatze aus, daß jede Meinung, jeder Beweis, jede Lösung, jeder Ausdruck des Heiligen das Beste sei, was überhaupt in der betreffenden Frage gefunden werden könne. So unerschütterlich sie endlich in allen bedeutenderen Fragen an der Lehre des Heiligen festhielten, so glaubten sie doch auch andererseits — nach ihrer ausdrücklichen Erklärung[1] — weder gegen die ihrem Meister schuldige Achtung noch gegen die Bestimmungen ihrer Ordenskapitel zu verstoßen, wenn sie in einigen wenigen untergeordneten Punkten von ihm abwichen. — Offenbar ist dieß eine Anschauung, welche die Bedeutung ihres Zeugnisses zu Gunsten des englischen Lehrers nicht wenig erhöht.

Das Urtheil Victoria's, des Begründers dieser Schule, bekundet uns die Thatsache, daß die einzige Schrift, die er selbst herausgab, der erste durch den Druck veröffentlichte Commentar zur 2^a 2^{ae} der theologischen Summe war, welcher seinen Lehrer Peter Crockart zum Verfasser hatte. Gleich Peter legte auch er seinen Vorlesungen die Summe zu Grunde, wie dieß die zahlreichen handschriftlichen Commentare beweisen, welche verschiedene Bibliotheken Spaniens und Italiens unter seinem Namen aufbewahrten[2]. Bañez, der ihn den Wiederhersteller der scholastischen Theologie in Spanien nennt, rühmt ihm auch nach, daß er eben daselbst von Neuem der Lehre des hl. Thomas Geltung verschafft habe[3]. Er forderte zwar, wie uns Canus erzählt, seine Schüler auf, auch die Schriften des Heiligen mit selbständiger Kritik zu lesen, wollte aber doch, seine Auctorität solle ihnen so hoch gelten, daß schon sie

---

[1] Siehe die Erklärung Victoria's bei Canus, De locis theologicis. ed. Serry. Patavii 1762. l. 12. Prooem. p. 307. Derselben schließt sich Canus an. Im selben Sinne äußern sich Dom. Soto, Com. in l. l. Physicorum. l. 3 q. 1 a. 2 concl. 5 prop. 5. Catharinus, De Conceptione B. V. l. 2. Ganz dieselbe Auffassung findet sich auch bei dem berühmten Kanzler Johann Eck (Chrysopassus praedestinationis. Augustae Vindel. 1574. p. 388. 390). Hierbei lassen wir jene Auctoren unerwähnt, welche, wie Cajetan, Mantius, von dieser Freiheit Gebrauch machten, ohne eine solche ausdrückliche Erklärung abzugeben. Siehe Schneemann, Entstehung der thom.-molin. Controverse, S. 142.

[2] Quetif et Echard, Scriptores Ord. Fr. Fr. Praed. Paris 1719. t. 2 p. 128. Leider gilt dieses Zeugniß nicht mehr für die Gegenwart, da Revolution und Säcularisation gewaltig mit den alten Bibliotheken aufgeräumt haben. Selbst in Salamanca befinden sich jetzt nur zwei Manuscripte, die von einem Schüler Victoria's in dessen Vorlesungen nachgeschrieben worden; beide sind defect. Nur ein einziges, gleichfalls in Vorlesungen nachgeschriebenes Manuscript von Scholien Victoria's in 1. II existirt auf der vaticanischen Bibliothek.

[3] Dom. Bañes, De fide, spe et charitate. Scholast. Comment. in 2^m 2^{ae}. Romae 1586. q. 1 a. 7 col. 56.

Digitized by

allein in Fragen, welche nicht nach inneren Gründen entschieden werden können, den Ausschlag gebe. So oft er endlich von seinem heiligen Lehrer in einem Lehrpunkte abweichen zu müssen glaubte, that er dieß mit einer Bescheidenheit, die selbst wieder ein sprechender Beweis seiner Verehrung für denselben war [1].

Doch noch höher gilt uns das Zeugniß eines Canus. Keiner erkannte klarer, als er, das Reformbedürfniß der speculativen Wissenschaften und die Forderungen der Neuzeit; Keiner zeichnete sich schärfer sein Reformproject vor; Keiner war weniger geeignet, aus irgend einer unbegründeten Rücksichtnahme gegen irgend eine irdische Größe etwas von seinem Urtheil oder seinen Forderungen abzulassen. Mit bezeichnendem Geschick griff er sich zur genaueren Bearbeitung einen Stoff heraus, der ihm so recht die Gelegenheit bot, die heilende Hand an die Wunde zu legen und der Reformbewegung Ziel und Plan vorzuzeichnen. Er that dieß in seinem berühmten Werke „über die theologischen Beweisquellen". Obgleich er sich nun auch dem hl. Thomas gegenüber die Freiheit wissenschaftlicher, wenn auch pietätsvoller Kritik gewahrt wissen will, so legt er doch allenthalben eine Hochschätzung für denselben an den Tag, welche wir bei der eigenen Gemüthsart des Mannes kaum zu hoch anschlagen können. — Vielsagend ist sein Geständniß, daß er durch den englischen Lehrer zur Abfassung seines den Zeitbedürfnissen in so eminenter Weise angepaßten Werkes veranlaßt und von ihm bei derselben geleitet worden, während er bei fast allen anderen Auctoren vergebens nach Belehrung über seinen Gegenstand geforscht habe [2]. An einer anderen Stelle klagt er mit Recht, daß die älteren Theologen einer naturgemäßen Zusammenordnung des Stoffes so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Aber nachdem er dieß an dem Sentenzenbuch des Lombarden nachgewiesen, betont er, daß auch hier der Heilige eine rühmliche Ausnahme mache durch die wundervolle Ordnung der theologischen Summe [3]. Einen ähnlichen Gegensatz hebt er hervor, wo

---

[1] Canus, De locis theologicis. ed. Serry. Patavii 1762. l. 12. Prooem. p. 307.

[2] Canus, l. c. l. 12 c. 2 p. 312. „Divus Thomas mihi et auctor et magister fuit hujus operis componendi." Ebendaselbst nennt er ihn, wie auch sonst oft: „perfectus absolutusque Theologus, diligentissimus absolutissimusque Theologus".

[3] Canus, l. c. l. 12 c. 2 p. 313. „Deinde non mihi videntur Scholastici Theologi (fatendum est enim quod sentio) admodum composite et ordinate disputationes Theologiae distinxisse; divum Thomam semper excipio, apud quem

Digitized by

er von der Benützung der theologiſchen Beweisquellen ſpricht. Wenn er über die bei den jüngeren Theologen übliche Vernachläſſigung der poſitiven Beweiſe zu klagen hat, ſo ſtellt er den hl. Thomas mit dem hl. Auguſtinus als die Meiſter der wahren, Speculation und poſitives Wiſſen gleichmäßig verwerthenden Methode dar. Sie gelten ihm überhaupt als die Fürſten der Theologen, ein Vorzug, den, wie er glaubt, dem hl. Auguſtinus Niemand beſtreitet, dem hl. Thomas aber die competenteſten Richter zuerkennen [1]. Ähnlich urtheilt er von der Ausdrucksweiſe [2], ähnlich auch von der ſcholaſtiſchen Form [3], wie ſie ſich in den Schriften des Heiligen finden.

Kaum weniger ehrenvoll iſt das Zeugniß, das Dominicus Soto zu Gunſten des engliſchen Lehrers ablegt. In ſeinem Werke „über die Natur und die Gnade" liefert er gewiſſermaßen einen Commentar zu der ſechsten und ſiebenten Sitzung des Trienter Concils, in welchen einem Hauptirrthum der Neuerer die katholiſche Lehre entgegengeſetzt wurde. Auch er erklärt, daß er zur Aufhellung und Löſung dieſer ſchwierigen Frage von den Vätern beſonders den hl. Auguſtin zu Rathe ziehen werde, der dieſen Gegenſtand allſeitig erforſcht habe; von den Scholaſtikern aber werde er ſich vor Allem des hl. Thomas bedienen, da derſelbe in dieſem Lehrſtücke an Fülle und Gediegenheit alle Übrigen übertreffe [4]. Und ſo finden wir denn den engliſchen Lehrer faſt auf jeder Seite des claſſiſchen Buches angeführt. Auch er führt Klage über die mannigfachen Gebrechen, durch welche die nominaliſtiſche Periode die chriſtliche Speculation verunſtaltete, weiſt aber den ſinn- und maßloſen Klagen der Humaniſten gegenüber die Trefflichkeit der Methode nach, wie ſie die älteren Auctoren, vor Allem der hl. Thomas und der hl. Bonaventura, ausgebildet haben [5].

---

mirabilis est contextus rerum, summus quaestionum et articulorum ordo et compositio disciplinae incredibilis . . ."

[1] Canus, l. c. l. 12 c. 10 p. 360. „Cum vero in omnium artium usu optimorum imitatio artificum valeat plurimum, exempla in Theologia ab his peti aequum est, qui in hac arte excelluerunt, quorum Augustinus et Thomas sunt facile principes; Augustinus citra aleam, Thomas judicio peritorum."

[2] Canus, l. c. l. 12 c. 10 p. 357. 360.

[3] Canus, l. c. l. 12 c. 10 p. 360. „Itaque praeclarum a divo Thoma accepimus morem disputandi, si eum teneremus."

[4] Dom. Soto, De natura et gratia. Ad S. Concilium Tridentinum. Lugduni 1581. l. 1 c. 1 p. 4.

[5] Dom. Soto, l. c. l. 1 c. 1 p. 2.

Digitized by Google

Wir beschränken uns auf diese wenigen Zeugnisse, die uns in ihrer einfachen, sachlichen Form viel gewichtiger erscheinen, als jene rhetorischen Ergüsse, welche in späterer Zeit in den zahlreichen Commentaren zur Summe einen bedeutenden Bruchtheil der Vorreden bilden. — Die Väter der theologischen und philosophischen Reform fanden also wirklich in dem englischen Lehrer, was sie suchten: die Grundlage für die Neugestaltung, welche sie planten. Der Lehrer des 13. Jahrhunderts entsprach auch noch den Anforderungen des Reformations-Zeitalters.

Mit den Anfängen dieser neuen Schule beginnen auch wieder die Generalkapitel des Dominicaner-Ordens die früheren Bestimmungen in Betreff der Lehre des hl. Thomas einzuschärfen. Bezeichnender Weise wurde nach langer Unterbrechung[1] das erste Decret dieser Art von der 1551 in Salamanca tagenden Ordens-Versammlung erlassen. Es erneuert die Verordnung vieler früherer Kapitel, nach welchen die Lehre des hl. Thomas sowohl in der Philosophie als auch in der Theologie von allen Professoren erklärt und vertheidigt werden muß[2]. Das Generalkapitel von Rom 1553 fügt diesem Gebote die auch schon früher üblichen Strafandrohungen bei[3]. Fast gleichen Inhalts sind die Decrete der Kapitel von Avignon 1561[4] und von Bologna 1564[5], welch letzteres die Wachsamkeit der Obern ganz besonders auf diesen Punkt lenkt, „zu einer Zeit, wo es so offen am Tage liegt, wie nothwendig die Lehre des englischen Lehrers sei". Wir übergehen die fast gleichlautenden Erlasse der beiden Ordenskapitel von Rom 1569 und 1571[6], das von Barcelona 1574[7], von Lissabon 1618[8], von Rom 1650[9]. Auf dem Kapitel von Valencia 1596 wurde dieser Anschluß an den hl. Thomas auch den Predigern zur Pflicht gemacht[10].

In Folge des Auftretens von Bañez und des dadurch veranlaßten Gnadenstreites verschärften sich in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts allmählich die Verordnungen, wurde ein noch engerer Anschluß an den Heiligen Vorschrift und constituirte sich durch Sanction einer

---

[1] Das letzte uns bekannte Decret ist das vom Kapitel von Puy 1344.

[2] Fontana, Constitutiones, declarationes et ordinationes Capitulorum Generalium S. Ord. Praed. Romae 1655. p. 192.

[3] Fontana, l. c. [4] Fontana, l. c. p. 193.

[5] Fontana, l. c. [6] Fontana, l. c. p. 193. 194.

[7] Fontana, l. c. p. 195. [8] Fontana, l. c.

[9] Lo-Cicero, Constitutiones, declarationes et ordinationes S. Ord. Praed. Romae, Morini, 1862. p. 142.

[10] Fontana, l. c. p. 194.

Digitized

beſtimmten Erklärungsweiſe eine geſchloſſene, neue Schule innerhalb des Thomismus. — Beſonders entſcheidend waren in dieſer Beziehung die Beſtimmungen des Ordenskapitels von Paris 1611[1] und die in Bologna (1615) gutgeheißene Studienreform[2]. Es wurde den Lehrern anbefohlen, nicht etwa bloß die Lehrmeinungen des engliſchen Lehrers, ſondern auch ſeine Ausdrucksweiſe zu erklären und zu vertheidigen. Die einzelnen Artikel ſeien nicht nur curſoriſch zu leſen, die Erklärung nicht auf die in ihnen enthaltene Doctrin zu beſchränken, ſondern müſſe ſich auch auf die Anordnung und Verknüpfung der beigegebenen Erläuterungen erſtrecken. Die Schüler ſollten angeleitet werden, dieß Alles ſelbſt zu erforſchen, den ganzen Text des Heiligen wo möglich auswendig zu lernen, mit ſeiner Darſtellungsweiſe, ſeinem Stile, ſeinen Ausdrücken ſich vertraut zu machen. Hierbei ſollten ſie ſich in der Erklärung der Lehre des Heiligen an die Commentare jener Auctoren ihres (des Dominicaner-) Ordens halten, welche wirklich Thomiſten ſeien[3]. — Dieſe letzte Vorſchrift findet ſich in einem Decret des Ordenskapitels von Rom 1670 noch deutlicher und ſchärfer formulirt: „Die Profeſſoren der Theologie ſollen nicht bloß der Lehre des hl. Thomas mit aller Treue folgen, ſondern ſich auch wohl hüten, von der einmüthigen oder wenigſtens allgemeineren Lehrmeinung unſerer Thomiſten, welche nach der gemeinſamen Anſicht Aller von dem heiligen Lehrer vorgetragen oder aus ſeinen Principien hergeleitet iſt, irgendwie abzuweichen, beſonders in der Frage von der Gnade und Freiheit oder der phyſiſchen Vorherbewegung.“[4]

Auf dem Ordenskapitel von Rom 1629 wurde durch die dritte Beſtätigung die Vorſchrift in Betreff des auf die Lehre des Aquinaten zu leiſtenden Eides zur Conſtitution erhoben[5]. Dieſer von allen Ma-

---

[1] Constitutiones Fr. Fr. Ordinis Praedicatorum. Parisiis 1872. p. 573.

[2] Fontana, l. c. p. 194. 350.

[3] Fontana, l. c. p. 194. „Praecipimus ut doctrinam S. Thomae in scholis omnibus et universitatibus saecularium sive nostri ordinis doceant et defendant atque secundum auctorum nostrorum, qui vere Thomistae sunt, sensum, sententiam et loquendi modum in ipsorum commentariis expressum explicatam proponant et interpretentur.“

[4] Constitutiones, ed. 1872. p. 574. Dieſe Vorſchriften werden wiederholt in den Gen.-Kap. von Rom 1686 und 1721, von Bologna 1725. S. Bullarium Ordinis Praedicatorum, ed. ab Ant. Bremond. Romae 1740. t. 8 tit. 6 q. 1 p. 277. 278.

[5] Constitutiones, ed. 1872. p. 23. „Non enim sufficit ad Constitutionem

Digitized by Google

gistri, Baccalaurei, Lectoren und Predigern vor Übernahme ihres Lehr- oder Predigeramtes nach Ablegung des Glaubensbekenntnisses zu leistende Eid lautet: „Ebenso schwöre, gelobe und verspreche ich, nicht abweichen zu wollen von der gediegenen Lehre des hl. Thomas von Aquin.“ [1] — Durch diese Vorschriften strebte man, wie das Kapitel von Bologna (1706) es hervorhebt, besonders eine möglichst vollkommene Einmüthigkeit in Bezug auf die wissenschaftlichen Lehrmeinungen innerhalb des Ordens an [2]. Und wirklich gelang es auch, jene leidenschaftlichen Zwistigkeiten zu verhüten, wie sie noch das 16. Jahrhundert zwischen Catharinus, Cajetanus, D. Soto und Canus gesehen.

So viel über das Zeugniß, welches der große Orden des hl. Dominicus zu Gunsten eines seiner berühmtesten Söhne abgelegt hat. Keinem der anderen Ordens-Doctoren wurde eine Anerkennung zu Theil, die an Ausschließlichkeit und Dauer, an Treue und Eifer derjenigen gleichkäme, welche dem Engel der Schule seine Ordensbrüder seit sechs Jahrhunderten zollen. Wir sehen hieraus, wie inhaltsreich und schwerwiegend ein einziges der historischen Beweismomente ist, deren die Encyklika eine ganze Reihe zur Empfehlung des hl. Thomas anführt.

Und doch scheint uns das dritte Zeugniß, dessen Ausführung wir unseren Lesern versprochen haben: die Werthschätzung, welche der heilige Lehrer außerhalb seines Familienkreises in den neueren Ordensfamilien gefunden, noch kräftiger zu seinen Gunsten zu sprechen. Daß seine Ordensbrüder sich ihm anschlossen, ergab sich wie von selbst aus der Natur der Verhältnisse, zumal bei dem Antagonismus gegen Scotus. Ganz anders lag die Sache am Beginne des 16. Jahrhunderts für die damals erstehenden oder sich reconstruirenden religiösen Genossenschaften. Konnten auch für sie die Führer der Nominalisten-Schule nicht mehr in Frage kommen, so waren doch unter den realistischen Doctoren, welche das königliche Decret von 1473 der Pariser Universität empfahl, neben dem hl. Thomas ein Albert der Große, ein hl. Bonaventura, ein Sco-

---

faciendam, ut sint tria Capitula Generalia continuata quomodolibet idem ordinantia et confirmantia; sed oportet, ut primum capitulum id ordinet per viam inchoationis et alia duo immediate subsequentia eandem inchoationem confirment.“

[1] Constitutiones, ed. 1872. p. 574. „Item juro, voveo ac spondeo me non recessurum a solida S. Thomae Aquinatis doctrina.“

[2] Lo-Cicero, Constitutiones, ed. 1862. p. 142.

Digitized by Google

tus. Ja die beiden zuletzt genannten Doctoren, besonders Scotus, fanden gerade um jene Zeit treffliche Commentatoren. Die zwischen Scotisten und Thomisten üblichen Controversen wurden wieder mit größerer Heftigkeit geführt; die Streitschriften von beiden Seiten mehrten sich.

Die Entscheidung, welche der hl. Ignatius (1540—1550) traf, beansprucht nicht nur deßwegen besonderes Interesse, weil er durch dieselbe als der Erste — so viel uns bekannt ist — gewissermaßen die Parole ausgab und somit die von ihm gegründete Gesellschaft der erste Orden ist, welcher nach dem des hl. Dominicus sich als solcher für den englischen Lehrer erklärte, sondern auch, weil diese Entscheidung bei der Stellung, welche seine Söhne gemäß ihrem Berufe auf dem Gebiete der Wissenschaft einnehmen sollten, für die Gestaltung der christlichen Speculation besonders wichtig sein mußte. — Freilich war es nicht so sehr der Heilige, der diese Wahl traf; Gott traf sie durch ihn.

Einige Jahre nachdem Franciscus von Victoria (c. 1525) St. Jakob in Paris verlassen hatte, begann der hl. Ignatius (im Herbst 1533)[1] in diesem Dominicaner-Convente, der Stätte, an welcher wohl dazumal der hl. Thomas am meisten geschätzt und am eifrigsten erklärt wurde, seine theologischen Studien. Dieser Umstand war offenbar für den Heiligen von Einfluß für die Bestimmung, durch welche er bei Abfassung seiner Constitutionen vorschrieb, daß in der scholastischen Theologie die Lehre des hl. Thomas dem Unterrichte zu Grunde gelegt werde[2]. — Nachdem dieß zuerst praktisch mehrere Jahrzehnte geschehen, wurde in der fünften General-Congregation die Art und Weise dieses Anschlusses an den heiligen Lehrer genauer festgestellt. — Das Zeugniß, welches die Congregation 1593 durch diese Erklärung zu Gunsten des englischen Lehrers abgab, ist, wie uns scheint, um so höher anzuschlagen, als es einer Zeit angehört, in welcher, wie einst die Orden des hl. Dominicus und des hl. Franciscus gegen die Pariser Doctoren, so die Gesellschaft neben den bisherigen Thomisten sich ihre Existenzberechtigung in der wissenschaftlichen Welt zu erringen hatte. Trotz der heftigen Opposition, welche ihr von den berufensten Schülern des Aquinaten, gewissermaßen im Namen desselben, entgegengesetzt wurde, ließ sie sich in ihrer Verehrung gegen ihren

---

[1] Genelli, Das Leben des hl. Ignatius von Loyola. Innsbruck, Wagner, 1848. S. 96.

[2] „In theologia legetur vetus et novum testamentum et doctrina scholastica D. Thomae.“ Constitutiones. Part. 4 c. 14 § 1.

Digitized by Google

Lehrer nicht irre machen, sondern gab derselben in neuen Decreten beredten Ausdruck.

Es ist wahr, der in der Gesellschaft Jesu vorgeschriebene Anschluß an die Lehre des hl. Thomas ist nicht der, welcher sich in dem glorreichen Orden des hl. Dominicus um jene Zeit auszubilden begann. Er ist vielmehr der Art, wie er in der Schule von Salamanca *vor* dem Auftreten des Bañez üblich war. Auch entspricht derselbe, wie wir später sehen werden, genau der von der kirchlichen Auctorität dem Heiligen ertheilten Gutheißung seiner Lehre.

Der von der fünften General-Congregation 1593 gutgeheißene Studienplan war seit 10 Jahren von den fähigsten und erfahrensten Lehrern des Ordens vorbereitet, geprüft und verbessert worden und verdient daher als das übereinstimmende Urtheil so vieler bedeutender Männer alle Beachtung. In demselben wird bestimmt: 1) Die Unsrigen sollten durchaus den hl. Thomas als ihren eigenen Lehrer betrachten und verpflichtet sein, ihm in der scholastischen Theologie zu folgen: nicht nur, weil uns dieß die Constitutionen anempfählen und dieß der ausdrückliche Wunsch Clemens' VIII. sei, sondern auch, weil die Constitutionen die Lehre *eines* Auctors befolgt wissen wollten, es aber noch keinen gebe, der an Gediegenheit und Sicherheit den hl. Thomas überträfe, weßhalb er ja auch allgemein als der Fürst der Theologen angesehen werde. — 2) Jedoch sollten sie sich nicht so strenge auf den englischen Lehrer verpflichtet erachten, als ob jegliche Abweichung von demselben ihnen untersagt sei, da ja auch Jene, welche sich für die berufensten Thomisten hielten, zuweilen von seiner Lehre abgingen, und kein Grund vorliege, dessentwegen die Unsrigen noch enger an den heiligen Lehrer gebunden sein sollten, als Jene. — 3) In rein philosophischen Fragen, sowie in exegetischen und canonistischen stehe es frei, auch jenen Schriftstellern zu folgen, welche diese Fächer mehr ex professo bearbeitet hätten [1].

[1] Es könnte einigen unserer Leser befremdlich erscheinen, daß wir im Verlaufe unserer Arbeit und besonders hier viele ihrem Wortlaute nach nur für die scholastische Theologie geltenden Bestimmungen und Aussprüche doch für unsern Gegenstand, die Philosophie, anführen. Aber bei der innigen Verknüpfung dieser beiden Wissenschaften normiren die für die scholastische Theologie gegebenen Vorschriften nothwendigerweise auch den weitaus größten Theil der metaphysischen und einen bedeutenden Theil der logischen und psychologischen Fragen. Es können sich demnach auch Bestimmungen wie die obige über „rein philosophische Fragen" fast nur auf die physikalischen und astronomischen Tractate beziehen, welche damals als zum Bereiche der philosophischen Disciplin gehörig betrachtet wurden.

Digitized by

— 4) Damit jedoch Niemand das eben Geſagte zum Vorwand nähme, um leichtſinniger Weiſe von der Lehre des Heiligen abzuweichen, ſo ſcheine die Vorſchrift nöthig: daß zur Profeſſur der ſcholaſtiſchen Theologie nur Jene erwählt würden, welche dem hl. Thomas wirklich von Herzen ergeben ſeien; Jene dagegen, welche ſich ihm weniger geneigt zeigten, von derſelben entfernt würden. Von Erſteren könne man wohl mit Sicherheit annehmen, daß ſie nur mit größter Umſicht und in ſeltenen Fällen von ihm abweichen würden [1].

Dieß ſind die hauptſächlichſten Beſtimmungen, durch welche die Geſellſchaft den Engel der Schule als ihren Ordensdoctor aufſtellte. An dieſen Grundſätzen wurde nie etwas geändert und beſtehen dieſelben daher in voller Kraft auch noch heutzutage fort. Was an denſelben noch irgendwie unbeſtimmt erſcheinen konnte, findet in den beiden Rundſchreiben ſeine Erklärung, welche Aquaviva, der damalige General, am 24. Mai 1611 „über die Solidität und Gleichförmigkeit der Lehrmeinungen" (de soliditate et uniformitate doctrinae) und am 14. December 1613 „über die Beobachtung des Studienplanes und die Lehre des hl. Thomas" (de observanda ratione studiorum deque doctrina S. Thomae sequenda) an die Geſellſchaft richtete. — Wie dieſe beiden Actenſtücke deutlicher als alles Andere die Art der Heeresfolge kennzeichnen, welche die Geſellſchaft dem Aquinaten leiſtet, ſo ſind ſie auch zugleich der klarſte Ausdruck der Hochſchätzung für denſelben, welche der hl. Ignatius in das Herz eines jeden ſeiner Söhne gepflanzt wiſſen wollte. Heben wir daher aus denſelben einige der Hauptgedanken aus.

Zunächſt begrenzt Aquaviva genauer jene Erlaubtheit einer Abweichung. Dieſelbe erſtreckt ſich, ſo führt er aus, nie und nimmer auf wichtige und grundlegende Sätze, mit deren jedem eine Reihe weiterer Lehrpunkte gegeben iſt. Denn unſere Doctrin ſoll wirklich eine thomiſtiſche und damit dann auch eine einheitliche ſein, was bei ſolchen Abweichungen nicht mehr möglich wäre. Es ſind dieſelben alſo nur zuläſſig in Betreff untergeordneter Folgerungen, wenn triftige Gründe und die Auctorität gewichtiger und alter Auctoren ſie nothwendig erſcheinen laſſen. — Sodann ſoll der Anſchluß an den heiligen Lehrer kein oberflächlicher und äußerlicher ſein, muß ſich vielmehr aus dem gründlichen Studium ſeiner Schriften ergeben und ſoll ſich in Betreff der einzelnen Lehrpunkte auf jene Stellen des Heiligen ſtützen, an welchen er dieſelben

[1] Institutum Societatis Jesu. ed. Romae 1869. t. 1 p. 467 sqq.

Digitized by Google

am ausführlichsten behandelt. In den wichtigeren Lehrstücken soll die Auctorität des englischen Lehrers hinreichen, um eine Ansicht als eine gesicherte[1] erscheinen zu lassen. Diese Sicherheit und sodann auch eine gewisse Einheit der Lehre sei der Zweck, welchen die Gesellschaft durch diesen Anschluß erstrebe.

Diese Erklärungen und Vorschriften waren die weitere Entwickelung des vom hl. Ignatius in seinen Constitutionen niedergelegten Gedankens; dieser Gedanke selbst die wissenschaftliche Überzeugung jener in vielfacher Beziehung wahrhaft reformatorischen Zeit. Daher enthielten auch die Decrete aus dem Jahre 1593 für die damaligen Lehrer der Gesellschaft gar nichts Neues. Hatten ja doch viele von ihnen die Anschauungen, welche ihnen zu Grunde lagen, selbst vor ihrem Eintritt aus den Vorlesungen eines Dom. Soto, eines Mantius oder Barth. de Medina geschöpft. Ja der in ihnen vorgeschriebene Anschluß an den englischen Lehrer war in der Gesellschaft fast fünfzig Jahre That und Wirklichkeit, bevor er in der Studienordnung in Worte gefaßt wurde. Dieß beweisen die Zeugnisse der berühmtesten älteren Lehrer der Gesellschaft zu Gunsten des hl. Thomas, welche wir unsern Lesern vorlegen wollen. Ihre Übereinstimmung mit den Zeugnissen eines Victoria, Canus, Dom. Soto würde allein schon genügen, die Jesuiten-Schule als echten Sprößling des alten Salmanticenser Thomismus zu erweisen.

Bezeichnender Weise beginnt schon das erste scholastische Werk, welches die Gesellschaft überhaupt veröffentlichte (1588): die berühmte Concordia Molina's, mit der Erklärung, daß der Auctor es sich bei all seinen theologischen Studien zur unverbrüchlichen Regel gemacht habe, dem hl. Thomas, dieser Sonne, diesem Fürsten der scholastischen Theologie, zu folgen[2]. — So hoch schätzte er dessen Urtheil und Lehre, daß er erst dann eine Behauptung mit größerer Sicherheit aufstellen zu können glaubte, wenn er der Zustimmung des englischen Lehrers gewiß sei[3]. — Ebenso sind verschiedene Stellen seines (1573 vollendeten und 1593 veröffentlichten) Commentars zum ersten Theil der Summe Beweis seiner Begeisterung für den englischen Lehrer.

---

[1] D. h. als eine solche, bei welcher kein Widerspruch mit irgend einem Punkte oder einer Folgerung der Glaubenslehre zu fürchten ist. Hiermit ist freilich noch nicht die Alleinberechtigung und absolute Wahrheit dieser Ansicht gegeben.

[2] Molina, L., Concordia liberi arbitrii cum gratiae donis. Olyssipone 1588. Ad lect.

[3] Molina, L., Concordia, q. 23 a. 4. 5. d. 1 memb. 10 p. 486.

Digitized by

Dieselbe Liebe zum englischen Lehrer hatte Toletus in Salamanca aus den Vorlesungen des Dom. Soto geschöpft (1552—55) und prägte sie während seiner zehnjährigen Lehrthätigkeit am römischen Colleg (1559—1569) seinen zahlreichen Schülern ein. In seinem um das Jahr 1563 verfaßten Commentar zum ersten Theile der Summe erklärt Tolet: er schätze sich glücklich und sehe es für eine ganz besondere Gnade Gottes an, daß es ihm vergönnt sei, statt der Sentenzen des Lombarden die Summe des hl. Thomas zu erklären, „jene dem Unterricht überaus förderliche, nie genug zu lobende Schrift, in welcher der Heilige mit so wunderbarer Ordnung, Kürze und Gründlichkeit alle theologischen Fragen behandelt“ [1]. — Mit wahrhaft pietätsvoller Aufmerksamkeit erörtert er die einzelnen Artikel des Heiligen, sodann die Erklärungen Cajetans und an dritter Stelle erst die Lehrmeinungen der übrigen Theologen.

Aus diesen Commentaren Tolets schöpfte zum großen Theile Bellarmin mit seiner gediegenen theologischen Bildung jene Liebe zum englischen Lehrer, die er so vielfach bekundete. So waren es z. B. vorzüglich seine Bemühungen, durch welche an der Löwener Universität die Summe an die Stelle der Sentenzen trat [2].

Unter den Erklärern des hl. Thomas wird wohl Suarez immer eine der allerersten Stellen einnehmen. Es scheint uns völlig überflüssig, auch nur eine oder die andere der vielen Lobeserhebungen des heiligen Lehrers, welche in den vielen Foliobänden seiner Commentare zur Summe zerstreut sind, hervorzuheben. Am Abend seines Lebens konnte er mit Recht erklären, daß er stets, auch in der Gnadenlehre, bestrebt war, die Doctrin des hl. Thomas nach besten Kräften zu verstehen, zu vertheidigen und zu befolgen [3].

Dieselbe Gesinnung wie Suarez spricht im Wesentlichen auch sein großer Rivale Vasquez aus, obwohl er in seinen dießfallsigen Äußerungen schon mehr auf den wissenschaftlichen Kampf Bezug nimmt, der rings um ihn tobte. Auch ihm gilt der hl. Thomas als der erste aller scholastischen Theologen. Dieß finden wir mit beredten Worten im ersten (1595 veröffentlichten) Bande seines großen Commentars zur

---

[1] Franc. Toleti In Summam Theologiae S. Thomae Aquinatis Enarratio. Romae 1869. t. 1. Prooem. p. 5. 51 etc.

[2] Imago primi saeculi S. J. Antwerpiae 1640. l. 3 c. 8. Cf. Franc. Toletus, Enarratio, t. 1 p. XXIII.

[3] De gratia, t. 1. Prolog. 6 c. 6 n. 28. ed. Vivès. Paris 1857. t. 7 p. 322.

Digitized by Google

Summe ausgesprochen. Er erklärt, daß er zur Inangriffnahme einer Bearbeitung des gesammten theologischen Lehrstoffes vorzüglich durch das Bewußtsein ermuthigt worden sei, daß bei diesem schwierigen Unternehmen der hl. Thomas, „der bedeutendste und scharfsinnigste, von der Vorsehung selbst uns geschenkte Lehrer", ihm den Weg weisen und die Bahn brechen werde[1]. — In Bezug auf die Art seines Anschlusses an den englischen Lehrer beruft er sich ausdrücklich auf das Beispiel der älteren Thomisten der neuern Zeit, auf Cajetan, Victoria, Dom. Soto, Canus, Barth. Torres, deren Grundsätze wir oben kennen gelernt haben[2].

Zwei Jahre bevor die fünfte General-Congregation jene oben angeführten Bestimmungen definitiv festsetzte, hatte Gregorius von Valentia (1591) den ersten Band seines Commentares zur Summe veröffentlicht. In der Vorrede zu demselben bemerkt er: „Was die Doctrin selbst angeht, so bin ich, wie es sich gebührte, durchweg der Lehre des hl. Thomas gefolgt. Ist er ja doch den übrigen scholastischen Theologen so sehr überlegen, daß selbst die Häretiker, so feind sie ihm sind, dieß eingestehen müssen. So nannte noch vor Kurzem der viel gerühmte Calvinist Beza den Heiligen den Fürsten der Theologen."[3]

Wie Toletus in Rom, Bellarmin und Lessius in Belgien, so hat sich Gregor in Deutschland um die Verbreitung des Thomismus der Salmanticenser-Schule große Verdienste erworben.

Diese Anführungen, welche sich ohne Mühe verhundertfachen ließen, werden unter Anderem auch zur Genüge zeigen, mit welchem Recht Ch. Jourdain in seiner von der französischen Akademie gekrönten Studie über den englischen Lehrer schreibt: „Unter die Regeln der neuen Ge-

---

[1] Vasquez, Commentariorum ac disputationum in 1m p. Sum. S. Thomae t. 1. Antwerpiae 1621. Ad lect.

[2] Vasquez, l. c. q. 1 a. 1 disp. 3 cap. 4. — Auch was er an dieser Stelle gegen ein unbegründetes und zu starres Festhalten an dem heiligen Lehrer vorbringt, ist nur eine weitere Ausführung dessen, was Victoria und Canus hierüber geurtheilt hatten. Doch unterläßt er es nicht, sich mit aller Entschiedenheit gegen das Verhalten Jener zu erklären, „welche sich die Bekämpfung des Aquinaten gewissermaßen zur Aufgabe machen, welche erst dann im wissenschaftlichen Kampfe eine Heldenthat verrichtet zu haben glauben, wenn sie etwas gegen seine Lehre, die doch jedem Theologen als höchst beachtenswerth gelten muß, vorgebracht haben". — Durch die leidenschaftliche Polemik, welche Xantes Mariales (Bibliotheca interpretum ad universam Summam D. Thomae. Venetiis 1660. t. 1. Prolog. p. 16) wegen dieses Punktes gegen Vasquez führt, trifft derselbe also vorzüglich seine eigenen Ordensgenossen, die Väter der Salmanticenser-Schule.

[3] Acta Colloquii Moempelgardensis.

Digitized by Google

nossenschaft nahm Ignatius die Bestimmung auf, daß in der Theologie die Lehre des hl. Thomas als Norm gelte. Die Verordnung ihres Stifters galt den Jesuiten als unverbrüchliches Gesetz und bestimmte auch die Richtung ihrer philosophischen Studien. In allen ihren Collegien, in welchen eine zahlreiche Jugend zusammenströmte, wurde ausschließlich der Thomismus vorgetragen, und jeder der Lehrer hielt es für seine Pflicht, die Grundsätze desselben möglichst zu verbreiten. Auch die Schriftsteller der Gesellschaft legten dieselben in ihren Werken nieder, und entspann sich auch zwischen ihnen und den Dominicanern eine wissenschaftliche Fehde, so betraf dieselbe nur die Erklärung einiger Lehrstücke des englischen Lehrers." [1] — Selbst der berühmte Einsiedler-Abt A. Reding, der sonst in seinem großen theologischen Werke der neueren Dominicaner-Schule folgt, bemerkt: „Weltbekannt ist der Eifer, mit welchem die Theologen aller Orden und Universitäten sich dem Studium und der Erklärung der theologischen Summe des Aquinaten hingeben. Unter ihnen nimmt nach Ausweis aller Bibliotheken die Gesellschaft Jesu eine hervorragende Stelle ein." [2]

Dem Beispiele des hl. Ignatius folgten die Stifter fast aller neueren religiösen Genossenschaften, sowie die Urheber jener zahlreichen Reform-Congregationen, in welchen im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts Theile der älteren Orden zur Strenge der ursprünglichen Regel zurückkehrten. Dieses so rühmliche und segensreiche Streben nach Erneuerung des Ordensgeistes lenkte, sobald es seine Thätigkeit der Neugestaltung der Studien zuwandte, sogleich in die sichere Fährte des englischen Lehrers ein. Gerade diese Zeit wahrer kirchlicher Reform erhob endlich den englischen Lehrer auf den Leuchter.

Mit besonderem Eifer widmeten sich die Carmeliter, zumal jene, welche der von der hl. Theresia in's Werk gesetzten Reform angehörten, dem Studium und der Erklärung des hl. Thomas. In dieser Congregation der unbeschuhten Carmeliter waren die Professoren sowohl der

---

[1] Jourdain, Ch., La Philosophie de S. Thomas d'Aquin. Paris, Hachette, 1858. t. 2 p. 254.

[2] Aug. Reding O. S. B., Theologiae Scholasticae in 1. p. D. Thomae ad normam theologorum Salisburgensium t. 1. Einsidlens. typis 1687. t. 1 q. 1 n. 14 p. 3. — Die hierher gehörigen Zeugnisse Werners (Geschichte der katholischen Theologie. München 1866. S. 45) und des Dominicaners Natalis Alexander (Historia eccl. Saec. XIII et XIV diss. 6 § 12. ed. Ferrariae 1762. t. 8 p. 348) s. bei Schneemann, Entstehung der thom.-mol. Controverse. Freiburg, Herder, 1879. S. 110.

Digitized by Google

Theologie wie der Philosophie durch die Constitutionen angewiesen, sich an die Lehre der heiligen Väter, besonders aber des hl. Thomas, zu halten [1].

Kaum war in dem Orden der Trinitarier auf dem Generalkapitel 1594 die Reform zur Annahme gelangt, so finden wir auch schon 1599 in den Constitutionen der spanischen Congregation die Bestimmung, der Generalobere sollte nur Männer, welche der Doctrin des hl. Thomas von Herzen ergeben seien, zum Unterrichte bestimmen [2].

Die um dieselbe Zeit aus einer ähnlichen Reform hervorgegangene Genossenschaft der unbeschuhten Mercedarier hatte in ihren 1691 bestätigten (revidirten) Statuten folgende Vorschrift: „Allen Professoren legen wir die strenge Verpflichtung auf, dem alten, von den Generalkapiteln so oft wiederholten Ordensstatut gemäß in Allem und überall die Lehre des hl. Thomas nach der Erklärung der Thomisten vorzutragen.“ [3]

Die bezüglichen Decrete der Reform-Congregation der Augustiner-Eremiten haben wir schon früher angeführt [4]. — Die 1616 unter den Augustiner-Chorherren (vom hl. Antonius) erstandene Reform mahnte, „in den philosophischen und theologischen Studien dem hl. Thomas zu folgen, dem treuesten Erklärer unseres heiligen Vaters Augustinus, dessen Regel wir befolgen“ [5].

---

[1] Constitutionum part. 2 c. 4 n. 8. ap. Carta Circular del General de los Carmelitas descalzos de la Congregation de España à todos sus Subditos sobre el metodo de Estudios. Madrid, Doblado, 1781. p. 10. — Ähnliche Bestimmungen finden sich auch in den Statuten anderer Zweige dieses Ordens, so in der Brevis Series omnium Capitulorum generalium in Ordine B. V. de Monte Carmelo habitorum, ed. a F. P. Engelberto a S. Francisca. Romae 1765. p. 95. Cap. Gen. Romae 1722. Decisum est in Provincia Castellae Professores tam intra quam extra Claustra sententiam D. Thomae sequi debere. — Regulae et Constitutiones Fratrum O. B. V. de Monte Carmelo Strictioris Observantiae. Romae 1646. Part. 1 c. 21 p. 113 n. 12. Quod spectat ad D. Thomam quantum in ipsis (Professoren der Theologie) erit, illius doctrinam amplectantur cum interpretatione Doctorum Ordinis nostri.

[2] Holstenii L. Codex Regularum Monasticarum et Canonicarum, ed. Mariani Brockie (Prior des Schottenklosters in Regensburg). Augustae Vind. 1759. t. 6 p. 179.

[3] Holstenii L. Codex Regul., l. c. t. 3 p. 502 dist. 6 cap. 4 n. 5. An obige Stelle schließt sich die Mahnung: „Maxime tamen studeant, ut circa mysterium Conceptionis B. V. semper illud in eam partem et sensum suscipiant et exponant, unde nitorem ejus et immunitatem ab omni labe didicimus et profitemur.“

[4] Vgl. diese Zeitschrift, 3. Heft S. 293.

[5] Holstenii L. Codex Reg., l. c. t. 5 p. 141. Part. 2 cap. 5.

Digitized by Google

Ähnliche Bestimmungen finden wir in verschiedenen Congregationen des großen Benedictiner-Ordens. — So empfehlen die von Urban VIII. 1626 von Neuem bestätigten Regeln der Cölestiner die Schriften des heiligen Lehrers, besonders seine Summe für die theologischen Vorlesungen[1]. — Auch eine aus dem Jahre 1572 stammende Verordnung der Congregation Montis Oliveti schreibt für die Theologie das Studium des hl. Thomas vor[2]. — Eine besonders großartige Wirksamkeit entfaltete in dieser Beziehung im 17. und 18. Jahrhundert die bayerische Benedictiner-Congregation (Congregatio benedictino-bavarica), deren wissenschaftlicher Mittelpunkt die von ihr besetzte Salzburger Universität war. Nach den Decreten der Generalkapitel durften ihre Professoren nur die Lehre des hl. Anselm und des hl. Thomas vortragen, und für die Erklärung derselben sollte die an der Salzburger Universität übliche Doctrin maßgebend sein[3].

In den 1729 gutgeheißenen (revidirten) Statuten der Hieronymiten-Mönche heißt es: „In allen unsern Collegien soll nach der alten und unverbrüchlichen Gewohnheit unseres Ordens sowohl in der Philosophie als in der Theologie die Lehre des hl. Thomas erklärt werden, und dürfen die Professoren Meinungen, welche derselben widerstreiten, weder veröffentlichen noch überhaupt vertheidigen.“[4] — Auch bei den Hieronymiten-Eremiten sollte nach Ausweis der vom Generalkapitel 1638 gutgeheißenen Constitutionen dem theologischen Unterrichte die Summe als Handbuch zu Grunde gelegt werden[5].

Die Piaristen (Congregatio Clericorum Regularium pauperum Matris Dei Scholarum Piarum) nahmen in Betreff des Anschlusses an den hl. Thomas theilweise die neueren Bestimmungen des Dominicaner-Ordens an[6], weßhalb ihnen wie auch den Carmeliten vom Domini-

---

[1] Holstenii L. Codex Reg., l. c. t. 4 p. 506. tract. 1 c. 7 § 5. 7.

[2] Holstenii L. Codex Reg., l. c. t. 5 p. 45.

[3] Wenzel, Alph., O. S. B., Controversiae selectae. Ratisbonae 1723. t. 1. Prolog. — Vgl. Werner, K., Geschichte der kathol. Theologie. München, Cotta, 1866. S. 89 ff.

[4] Holstenii L. Codex Reg., l. c. t. 6 p. 67. Constit. 52. extrav. 4 n. 11.

[5] Holstenii L. Codex Reg., l. c. t. 6 p. 105 c. 23 n. 3.

[6] Holstenii L. Codex Reg., l. c. t. 6 p. 490 c. 10 n. 251. Annot. b. „Jubentur Lectores et Magistri scientiarum juxta mentem Doctoris Angelici theologiam tradere et profiteri.“ Cap. Gen. 1677. — „Caveant Lectores, ne lato quidem ungue ab Angelica doctrina deflectentes inutilibus quaestionibus immorari“ (p. 492 n. 252 adnot. pp.). — „Item praecipiuntur tam in philosophicis

Digitized by Google

caner-Kapitel von Rom die beſondere Gewogenheit des Ordens zugeſichert wurde [1].

Dieſe Anführungen dürften wohl genügen, um uns die Stellung erkennen zu laſſen, welche die neueren Orden und Reform-Congregationen dem hl. Thomas in ihren Schulen einräumten, ſowie um uns die Tragweite des Zeugniſſes zu zeigen, welches die Encyklika den bezüglichen Beſtimmungen dieſer Genoſſenſchaften entnimmt. — Es war alſo vorzüglich dieſe Zeit der kirchlichen Reform, in welcher der Engel der Schule ſeine providentielle Sendung im vollſten Maße auszuüben begann. Das Urtheil dieſer Periode, in welcher die Kirche in der Erkenntniß der ihr anhaftenden Mängel, im Streben, den Bedürfniſſen einer neuen Zeit gerecht zu werden, ſich nach einer ſichern Grundlage für die gewünſchte Umgeſtaltung und Erneuerung umſieht, und das, was ſie ſucht, für das wiſſenſchaftliche Gebiet in der Lehre des hl. Thomas zu finden erklärt — dieß, wie wir zeigten, in den Blättern der Kirchengeſchichte eingeſchriebene Urtheil enthält nicht nur den herrlichſten Lobſpruch des großen Lehrers, ſondern auch jene Mahnung an unſere eigene Zeit, welcher das päpſtliche Rundſchreiben in ſeinem letzten Theile ſo beredten Ausdruck verleiht.

(Schluß folgt.)

Franz Ehrle S. J.

---

quam in theologicis illibatam ejus sententiam tueri; maxime circa physicam praemotionem et efficaciam gratiae praedeterminantis, sub poena inhabilitatis ad cathedras.“ Cap. Gen. 1692 (p. 490 c. 10 n. 251 adnot. b.). — Als Lehrſtoff für das erſte Vierteljahr des philoſophiſchen Biennums iſt angemerkt: Commendatio doctrinae D. Thomae Aq., Magistri nostri etc. (p. 492 n. 252 adnot. h.).

[1] Constitutiones Fratrum Ord. Praed. ed. Paris, Poussielgue, 1872. p. 525 n. 1036. „Romae denique 1694 admonentur Fratres nostri, ut omni honoris ac benevolentiae officio prosequantur tam Religiosos B. Mariae de Monte Carmelo quam RR. PP. Scholarum Piarum, uti de Ordine nostro et de Schola Angelici Doctoris optime promeritos.“

Digitized by Google

Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Gehen wir nunmehr von der patristischen Zeit zum Mittelalter, von der römischen zur germanischen Welt über, so begegnen wir hier dem Streben, zunächst wiederum nicht nach Erzeugung einer autochthonen, sondern nach Aneignung classischer Wissenschaft. Zu den Hauptvermittlern zählen hier der hl. Isidor von Sevilla († 636) mit seinem Buch De natura rerum und seinen Originum seu Etymologiarum libri XX, und der an ihn sich eng anschließende ehrw. Beda († 735) mit seinen Schriften De natura rerum, De temporibus und De temporum ratione, Werke, deren Haupteigenthümlichkeit die ist, daß sie zuerst, mit Zurücksetzung bloß theologischer Gesichtspunkte, auf profanwissenschaftliche Belehrung ausgehen. So gibt die Vorrede der letzteren Schrift diese, sowie das erstgenannte Werk Beda's, als aus Schulvorlesungen entstanden zu erkennen, und ebenso verdanken die beiden Schriften Isidors ihre Entstehung dem Verlangen nach Belehrung, welches König Sisebut und Bischof Braulio geäußert hatten. Eine Encyklopädie des Profanwissens jener Zeit sind zumal die libri Originum, welche unter Anderem handeln über Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Mathematik (worunter auch Musik und Astronomie einbegriffen wird), Medicin, Chronologie, die Welt und ihre Theile, die Erde und ihre Theile, Zoologie, Mineralogie. Wahr ist nun allerdings, daß sich die genannten Schriften vorwiegend als eine Compilation bereits vorhandenen Materials darstellen, weit weniger als eine Frucht selbständiger, die Wissenschaft fördernder Beobachtung. „Alles dieses," heißt es in der Vorrede an König Sisebut, „habe ich auf Grund der Schriften älterer Schriftsteller und namentlich katholischer Autoren kurz zusammengefaßt"; und der ehrw. Beda versichert uns, daß er seine Schrift De temporum ratione „perspectis venerabilium Patrum scriptis" verfaßt habe. Aber thöricht wäre es, unseren beiden Schriftstellern aus diesem ihrem Verfahren einen Vorwurf machen zu wollen. Freilich gingen sie als Compilatoren zu Werke: aber konnte man denn vom hl. Isidor erwarten, daß er, bei all seinen schweren Hirtensorgen, sich obendrein noch der Lösung verborgener, durch das beschränkte Maß gegebener Vorkenntnisse und den gänzlichen Abgang von Instrumenten erheblich erschwerter, astronomischer Probleme unterziehe? Eher noch

Digitized by Google

könnte man mit einem Schein von Berechtigung die gleiche Zumuthung an den angelsächsischen Gelehrten richten, der in das Studium eine Hauptaufgabe seines Lebens setzte: „Aut discere, aut docere, aut scribere dulce habui.“ Indessen, ein Blick auf die Zeitverhältnisse reicht zu seiner Rechtfertigung hin. Dem immerhin beträchtlichen, für seine Heimath zu gutem Theil noch ungehobenen Schatze antiken und patristischen Wissens gegenübergestellt, mußte er sich nothwendig, unter Darangabe selbständiger Forschungen, zu der Aneignung, Durchdringung und Mittheilung des bereits Gegebenen hingedrängt fühlen. Ja sogar, daß er und sein großer Vorgänger, wie schon aus ihren mitgetheilten Aussprüchen erhellt, in erster Linie aus patristischen und weniger aus antikheidnischen Quellen schöpften, kann, vorausgesetzt selbst, daß letztere in gleichem Maße ihnen zugänglich gewesen, durchaus nicht befremden: erwuchsen doch ihre Profanstudien gerade auf dem Grunde vorangegangener patristischer Studien. Um aber den Werth ihrer Leistungen richtig zu ermessen, müssen wir dieselben nicht von unserem fortgeschritteneren, sondern von demjenigen niedrigeren wissenschaftlichen Standpunkte aus beurtheilen, auf welchem sich Angelsachsen und Westgothen zu ihrer Zeit befanden; so werden wir ihren Compilationen, welche die Quintessenz vieler älterer, dem Einzelnen meist unzugänglicher Bücher in ein dermalen brauchbares Compendium zusammendrängten, ein begründetes Anrecht auf die Dankbarkeit der Mitwelt wie auf die Anerkennung der Nachwelt nicht abzusprechen vermögen.

Den angeführten Werken sind unter andern nahe verwandt des Hrabanus Maurus († 856) Bücher De universo, in welchen jedoch biblische Erörterungen und moralisirende Nutzanwendungen vorwiegen; ferner des Honorius von Autun († 1116) Schriften De philosophia mundi und De imagine mundi, und vor Allem des Dominicaners Vincenz von Beauvais († 1264) Speculum naturale, der erste Theil seines, Speculum majus geheißenen, encyklopädischen Riesenwerkes. Allen diesen Werken ist das Eine gemeinsam, daß sie nicht selbständige Beobachtung, nicht Berechnung und Experiment zur Grundlage haben, sondern vielmehr die Tradition, und zwar in der Regel nicht einmal eine unmittelbare aus den Schriften der classischen Meister, sondern eine durch kirchliche Hände vermittelte, zugleich aber verkümmerte und getrübte Tradition.

Inzwischen war im Orient aus der Berührung der Beduinen mit christlicher und persischer Gesittung die arabische Cultur erwachsen.

Digitized by Google

Mit Liebe wandten sich jetzt die arabischen Weisen dem Studium des größten der griechischen Philosophen zu, ließen dabei keineswegs die bei ihm hervortretende Methode des empirischen Naturbeobachtens außer Acht und brachten es dergestalt auch in den exacten Wissenschaften, als: Mathematik, Astronomie, Medicin, Chemie, zu bedeutenden Leistungen. Zugleich liefert uns aber diese arabische Cultur eine schlagende Bestätigung unserer früheren Behauptung, daß der die Wissenschaft fördernde Einfluß unter allen Religionen einzig der wahren Religion eigenthümlich ist. Nicht eine Frucht des Islam war jene Cultur; denn auf die Araber blieb sie beschränkt; nie hat sie sich Türken, Tataren und anderen moslimischen Nationen mitgetheilt. Meteorartig, wie sie im 9. Jahrhundert aufleuchtete, verschwand sie vom 13. Jahrhundert ab.

Doch sollte sie für die geistige Entwicklung der Menschheit nicht verloren sein. Von den Arabern, welche mit dem christlichen Abendlande in so mannigfache Berührung traten, theilte sich die wissenschaftliche Anregung auch diesem mit. In der Bekämpfung arabisch-jüdischer, im Gewande aristotelischer Weisheit einhergehender Irrthümer schärfte und läuterte sich der christliche Aristotelismus und schwang sich schließlich, vom 12. Jahrhunderte ab, zur unbestrittenen Alleinherrschaft in den christlichen philosophischen Schulen empor, und mit ihm tritt auch das Naturwissen, in soweit es in den Schriften des Stagiriten behandelt ist, in den Kreis des ordentlichen scholastischen Unterrichtes. Speciell für die Astronomie ist hiermit vorläufig die Alleinherrschaft des ptolemäischen, geocentrischen Sphärensystems besiegelt. Zweifeln könnte man hier allenfalls, ob nicht das christliche Mittelalter deßwegen ein Tadel treffe, weil es ohne hinlängliche Prüfung die geocentrische Sphärentheorie in seinen Schulen allgemein recipirte. Indessen fragte es sich dazumal ja gar nicht, ob Geocentrik oder Heliocentrik, sondern vielmehr, ob Aristotelismus oder sonst irgend welches philosophische System. Das christliche Mittelalter glaubte in Sachen des Profanwissens nicht autodidaktisch vorangehen zu sollen, vielmehr es zunächst auf die Aneignung des Wissens des classischen Alterthumes absehen zu müssen. Darum legte es den ganzen Aristoteles seinen profanwissenschaftlichen Vorlesungen an den Hochschulen als Textbuch zu Grunde, und damit hat es dem Wissensfortschritt der Menschheit den allerwesentlichsten Vorschub geleistet, unerachtet es noch nicht im Stande war, in den Schriften des Philosophen allemal das Gold von den Schlacken zu scheiden, und so unvermeidlich unter anderen auch seine uranologischen Irrthümer mit

Digitized by Google

in den Kauf nehmen mußte. Wohin es jene Zeit gebracht haben würde, wenn sie sich auf eigene Hand ein Weltsystem hätte zurechtlegen wollen, mögen wir ungefähr aus dem entnehmen, was gewisse unabhängige Geister um die Entstehungszeit der Scholastik auf speculativem Gebiete zum Besten gegeben haben. Da war es sicher kein Schaden, man blieb bis auf bessere Zeiten beim alten Ptolemäus.

Zunächst nun freilich tritt auch bei den Scholastikern die selbständige empirische Naturforschung hinter der vorwiegend speculativen, in der Form von Commentaren zu den Büchern des Stagiriten über die Physik auftretenden Behandlungsweise stark zurück. Als ein Muster der letzteren Art mag des hl. Thomas von Aquin († 1274) Commentar der genannten Schrift angeführt werden, obgleich sich nicht läugnen läßt, daß auch dieser heilige Lehrer anderweitig in Heranziehung von Naturvergleichen einen feinen Natursinn bekundet. Indessen darf nicht übersehen werden, daß gerade mit der ersten Blüthezeit der Scholastik auch die ersten, ernster gemeinten Ansätze zu selbständiger Naturbeobachtung zu Tage treten, das Gefühl der Unzulänglichkeit der vorhandenen Naturkenntniß hervorbricht. Allen voran steht Albert der Große († 1280), der Doctor universalis, welchem Zöckler a. a. O. S. 348 mit Recht nachrühmt, „kein Jünger des Aristoteles innerhalb der christlichen Welt habe je die aristotelische Methode des Beobachtens und Sammelns auf allen Naturgebieten zumal als Lehrender und Lernender mit gleichem Ernste und Erfolge reproducirt". Erwähnt sei hier seine Auffassung der Milchstraße als einer Ansammlung von Sternen, seine Zurückführung der Erscheinungen von Ebbe und Fluth auf die wechselnde Stellung des Mondes zur Erde, seine Beobachtungen in Betreff des Mondregenbogens. Dem großen Dominicaner steht zur Seite der auf dem Gebiete der Naturkunde, zumeist freilich der Physik, kaum geringere Franciscaner Roger Baco († nach 1292), der Doctor mirabilis, von seinen Ordensgenossen mehrfach angefeindet, von Papst Clemens IV. zeitweilig in Schutz genommen. Als Optiker kannte er die vergrößernde Kraft der Glaslinsen, also das Princip des Mikroskops, die Thätigkeit des Auges und Sehnervs, gründlicher als irgend ein Forscher vor Kepler. Seine allgemein gehaltenen Reflexionen über die Mathematik als die Grundlage aller echten Naturkunde und über das Instrument als den alleinigen Weg zur Erschließung der Geheimnisse der Natur verleihen ihm eine der ausgezeichnetsten Stel-

Digitized by Google

len in der Entwicklungsgeschichte des inductiven Wissens der Menschheit [1].

Auch die Bemühungen für Kalenderverbesserung datiren aus eben jener Zeit. Den ersten Anstoß gab König Alphons X. von Castilien, der Weise genannt (1252—1284), indem er durch die besten maurischen und jüdischen Astronomen die Tafeln des Ptolemäus als alphonsinische Tafeln in verbesserter Gestalt herausgeben ließ und so die späteren Entdeckungsfahrten ermöglichte. Eine Revision der alphonsinischen Tafeln unternahm Cardinal Nikolaus von Cusa († 1464), der auch im Jahre 1436 eine Schrift De reparatione Calendarii auf dem Baseler Concil verlas [2]. Deßgleichen hatte auch sein Zeitgenosse, Cardinal Peter von Ailly, eine Schrift De correctione Calendarii verfaßt. Den Gedanken nahm wieder auf Papst Sixtus IV. (1471 bis 1484), der bereits zum Zwecke der Kalenderverbesserung den berühmten Astronomen Regiomontanus, zuletzt Bischof von Regensburg, nach Rom berufen hatte, dieselbe jedoch nach dessen 1476 plötzlich erfolgtem Tode wieder aussetzte. Erst 1582 ward dieselbe durch Gregor XIII. verwirklicht. Nikolaus von Cusa ist auch sonst eine auf astronomischem Gebiete hochbedeutsame Erscheinung, wenngleich der Umstand, daß er dieser Wissenschaft, sowie auch der Mathematik, nur Augenblicke der Muße zuwenden konnte, es ihm durchgehends nicht gestattete, fruchtbare Gedanken zur vollen Reife zu fördern. Geht auch aus seinen Auseinandersetzungen [3] nicht mit voller Klarheit hervor, daß er an die Stelle der Geocentrik die Heliocentrik setzte, so scheint doch soviel gewiß [4], daß er die alte, starre Geocentrik bereits aufgegeben hatte. Überdieß steht der deutsche Cardinal durch Georg Peurbach († 1461), den Vater der rechnenden und beobachtenden Astronomie, welchen er auf jede Weise förderte, sowie durch dessen bereits erwähnten Schüler Johann Regiomontanus in geistiger Verbindung mit dem Umgestalter der Astronomie, dem Frauenburger Domherrn Nikolaus Copernicus, welcher frühzeitig auf der letztern Beiden Schriften durch seinen Lehrer Albert Bradzewsky in Krakau hingewiesen wurde. Wenn 1845 Arago [5]

---

[1] Zöckler, a. a. O. S. 351.

[2] Vgl. Dr. Joh. M. Düx, Der deutsche Cardinal Nikolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit. Regensburg 1847. II. 435 und I. 160 ff.

[3] Zöckler, a. a. O. S. 357 f.

[4] Düx, a. a. O. II. 433 ff.

[5] Düx, a. a. O. II. 329.

Digitized by Google

in einem in der Pariſer Sternwarte gehaltenen Vortrage die Anſicht entwickelte, daß die Sonne aus einem ſchwarzen, erdhaften Kerne mit feuriger Lichthülle beſtehe, ſo hat er im Grunde nur eine ſchon vom Cuſaner erſonnene Hypotheſe wieder in Umlauf geſetzt; ob aber den über die Beſchaffenheit des Sonnenkörpers augenblicklich im Schwange ſeienden neueſten Hypotheſen eine größere Langlebigkeit beſchieden iſt, mag vielleicht die nächſte Zukunft lehren. Erwähnt ſei hier ſchließlich eine von dem Erzbiſchof Paulus von Burgos († 1435) mit mathematiſch-phyſikaliſcher Gelehrſamkeit entwickelte Hypotheſe, die bis in's 16. Jahrhundert Vertreter zählte. Die Scheidung von Land und Meer am dritten Schöpfungstage ſollte in der Weiſe vor ſich gegangen ſein, daß Gott die vorher den ganzen Erdball bedeckenden Gewäſſer zu einem beſonderen Globus mit vom Erdmittelpunkte verſchiedenem Centrum geballt habe; die beiden Kugeln, die Erd- und die Waſſerkugel, verhielten ſich excentriſch zu einander, ſo daß ihre Oberflächen einander in mehreren Punkten ſchnitten[1]. Dieſe Hypotheſe, deren erſte Anſätze ſelbſt wieder bis in's 13. Jahrhundert zurückreichen, iſt im Grunde keineswegs barocker als manche andere, die in unſerem erleuchteten Jahrhundert auf geogoniſchem Gebiet aufgeſchoſſen ſind, und hat ſogar eine wenigſtens ſcheinbare Affinität mit der heute noch gangbaren Anſicht von einer Verſchiedenheit des Erdſchwerpunktes von dem mathematiſchen Erdcentrum. Jedenfalls war es weder das Intereſſe für die Wiſſenſchaft, noch die Geiſteskühnheit, welche auf dieſen Wiſſensgebieten den Alten abging, ſondern in erſter Linie eben — das Inſtrument. Wo die Tragweite der Inſtrumente aufhört, da ſieht ſich die Wiſſenſchaft auch heute noch auf Hypotheſen beſchränkt, welche mit denjenigen der Vorzeit ungefähr gleichwerthig, d. h. in vielen Fällen werthlos ſind.

Indeſſen, gerade hierin beſteht ja der Hauptvorwurf, welchen man in Hinſicht auf Naturforſchung der chriſtlichen Vorzeit macht, ſie habe ſich, unter Verkennung der Wichtigkeit der Beobachtung und des Experimentes, mit einer haltloſen Speculation begnügt. Es liegt in der That nahe, von der Höhe unſeres heutigen exacten Wiſſens herab ein derartiges Verwerfungsurtheil über die Vergangenheit auszuſprechen, — es liegt nahe, iſt aber darum nicht minder unbillig. Nicht von unſerem fortgeſchrittenen Standpunkte herab dürfen wir die Vorzeit geringſchätzig beurtheilen, ſondern auf ihren niederen Standpunkt müſſen wir

[1] Zöckler, a. a. O. S. 469.

uns zurückversetzen, von hier aus die Höhe ermessen, welche sie zu erklimmen hatte, die Mittel prüfen, über welche sie verfügte, und im Verhältniß zu jenem Standpunkt und diesen Mitteln die Anstrengungen würdigen, welche sie gemacht, sowie die Resultate, welche sie erzielt hat.

Wir, die wir endlich in der Bilderschrift so vielfältiger, aber auch so einheitlich in einander greifender Experimente das Geheimniß der Naturgesetze zu lesen gelernt haben, machen uns kaum einen Begriff davon, wie schwer man sich von der Bedeutung des Experimentes eine annähernd richtige Vorstellung damals zu bilden vermochte, als an zuverlässigen Experimenten und an den erforderlichen Instrumenten noch so gar wenig vorhanden war. Daß wenigstens die erleuchteteren Köpfe die Bedeutung der Beobachtung und des Experimentes keineswegs verkannten, zeigen für das Alterthum ein Aristoteles, für die christliche Vorzeit Männer wie Lactanz, Basilius, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Roger Baco und Andere. Aber die Gesetze einer fruchtbaren Naturbeobachtung, eine rationelle Anleitung zum Experimentiren fehlte, und mußte durch Jahrhunderte langes Herumtasten erst gefunden werden. Und an diesem Herumtasten hat es die christliche Vorzeit wahrlich nicht fehlen lassen, nur daß sie auch hier zugleich an die Anschauungen des Alterthums anknüpfte und leider von diesem eine ganz verfehlte Directive empfing.

So war es zunächst mit der astronomischen Beobachtung selbst der Fall. Von Alters her fand sich dieselbe auf's Innigste verwachsen mit der Astrologie, galt vielfach nur als das Mittel zu letzterer. Wurde nun auch der krasse, aus diesem Verhältnisse sich ergebende Aberglaube kirchlicherseits immerdar einstimmig verworfen, so haben doch einer sozusagen gemilderten astrologischen Auffassung, wohl auch in Anlehnung an mißverstandene biblische Angaben vom Sterne der Weisen und dergleichen mehr, selbst achtbare kirchliche Stimmen das Wort geredet. Der Ansicht des Origenes von der wenigstens den Engeln lesbaren Sternenschrift haben wir bereits oben XVII. S. 398 gedacht. Aber sogar im 15. Jahrhundert, also bereits auf der Schwelle des Zeitalters der Entdeckungen, finden wir bei Männern, wie dem Cardinal Peter von Ailly und Johannes Gerson, mitunter recht schiefe Ansichten. Wo Letzterer ad usum Delphini die Frage erörtert, wie sich ein Fürst bei Berathung wichtiger Unternehmungen gegen die Astrologen zu verhalten habe, lautet seine Antwort keineswegs einfachhin ablehnend. „Er soll vor Allem ihren Charakter prüfen, ob es redliche Männer oder gewinnsüchtige Betrüger sind, und dann sehen, ob sie in ihrer Wissenschaft und

Digitized by Google

den philosophischen Disciplinen gründliche Kenntnisse haben. Dann mag er auf ihr Gutachten hören, aber nicht so, daß nicht auch Klugheit und Erfahrung zu Rathe gezogen werde, so daß, wenn es sich z. B. um den Beginn eines Kampfes handelt, und die Astrologen erklären, daß die Constellation nicht günstig dafür sei, erfahrene Kriegsleute aber unter den gegebenen Umständen einen günstigen Erfolg versprechen, Beider Gründe genau erwogen werden und nach den stärkeren die Entscheidung fallen soll; denn die astrologischen Gründe sollen nicht unberücksichtigt gelassen, aber auch nur soweit beachtet werden, als es nöthig ist."[1] Die Unsicherheit selbst von Gottesgelehrten bei Feststellung der Grenzlinie zwischen Wahrheit und Wahnglauben in der Himmelsforschung läßt uns ahnen, wie viel Aberglaube bei den professionellen nichttheologischen Himmelserforschern damaliger Zeit mit unterlaufen sein mag.

Und nun fragen wir: Welche Stellung war der Kirche diesen in ihren Verirrungen das zweite Gebot des Dekalogs verkennenden, in ihren stichhaltigen Ergebnissen keine Glaubenswahrheit, sondern höchstens einige Punkte der Exegese berührenden Profanbestrebungen gegenüber vorgezeichnet? Sollte sie die Erforschung dieser ihrem Heilsberufe ferner stehenden Wissenszweige selbst in die Hand nehmen, ihren Bischöfen und Priestern etwa gar Himmelsbeobachtungen empfehlen? oder sollte sie, die profanwissenschaftlichen Untersuchungen der Profanwissenschaft überlassend, zunächst ihren Verirrungen gegenüber sich mit einer abwehrenden Haltung begnügen? Das Letztere war offenbar das einzig vernünftige Verfahren und ist von der Kirche auch eingehalten worden. Daher die gegen die Astrologen, auch „Mathematiker" geheißen, gerichteten kirchlichen Verbote, vom 36. Kanon (nach dem griechischen Text) des Concils von Laodicea (372) bis herab zu den Verurtheilungen der Concilien von Cambray (1586) und Avignon (1594)[2]. Mag sein, daß diese Verbote dem Fortschritte der Astronomie nicht sonderlich zu Gute kamen, wenngleich man doch wohl auch die Einschränkung der Astrologie als einen Gewinn für die Astronomie zu betrachten berechtigt wäre — die Hauptschuld an dem eingetretenen Hemmniß, falls ein solches vorhanden war, trägt das abergläubische Alterthum und nicht die Kirche, welche dem Aberglauben wehrte und eben mit derjenigen Wissenschaft zu rechnen

[1] Trilog. astrolog. theologiz. I. 199, citirt bei Dr. J. B. Schwab, Johannes Gerson, Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris. Würzburg 1858. S. 716.

[2] Bei Harduin, I. 787; IX. 2155; X. 1841.

Digitized

hatte, welche sie vorfand. Wo jedoch eine rationellere Behandlung der Himmelskunde sich Bahn brach, da ermangelte auch die Kirche nicht, dieselbe zu fördern, wie schon aus den vorhin angeführten Beispielen erhellt.

Ein weiteres und wohl das schwerste Hinderniß der Förderung des astronomischen Wissens auf dem einzig naturgemäßen Wege der Beobachtung war der völlige Abgang der erforderlichen Instrumente. Selbst Copernicus hat die Welt vorerst mit einer bloßen Hypothese beschenkt, welche nicht eher zur These werden konnte und die althergebrachte Gegenhypothese endgiltig zu verdrängen vermochte, als bis sie sich durch die 1609 endlich erfolgte Entdeckung des Teleskops in den Stand gesetzt sah, vom Himmel selbst die entscheidenden Bestätigungen ihrer Wahrheit zu erfragen. Ist es da noch zu verwundern, daß das scholastische Mittelalter mit Vorliebe dem consequenten Ausbau seines theologisch-philosophischen Lehrgebäudes sich zuwandte, diesem Wunderbau, möchten wir sagen, geistiger Gothik, die nachdrücklichere Förderung der Empirie einem mit den erforderlichen Hilfsmitteln besser ausgestatteten Zeitalter überlassend?

Wie Albertus Magnus, Roger Baco und die Anderen auf dem Gebiete der Astronomie, so präludirten Andere im 13. und 14. Jahrhundert auf dem Gebiete der Erdkunde den weitreichenden Entdeckungen, welche die folgenden Jahrhunderte bringen sollten. Es waren das die bis an das ostasiatische Gestade vordringenden Missionäre aus dem Prediger- und Franciscanerorden, die Vorläufer Marco Polo's u. A. „Von einem dieser Pioniere geographischer Wissenschaft im Bettelmönchshabit," schreibt Zöckler a. a. O. S. 344, „dem an der Spitze der zweiten jener Missionen (1253) aufgebrochenen de Rubruquis oder Ruysbroek, rühmt der Historiker der Erdkunde," Dr. O. Peschel, „daß er einen Bericht über seine Reise geliefert habe, ‚fast unbefleckt durch störende Fabeln' und vermöge seiner Naturwahrheit dazu berechtigend, als ‚das größte geographische Meisterstück des Mittelalters' bezeichnet zu werden." „Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war," nach dem Urtheile des Culturhistorikers Fr. v. Hellwald[1], „das Alterthum in allen Punkten überflügelt, am meisten vielleicht in der räumlichen Kenntniß des Erdballs .... Man braucht nur auf einem Kartenbilde die Grenzen der bekannten Welt im Alterthume mit den Ergebnissen der

[1] Culturgeschichte. Augsburg 1875. S. 643 f.

Digitized by Google

mittelalterlichen Reisenden zu vergleichen, um sich von dem erlangten ungeheuren Fortschritte zu überzeugen und die Behauptung von etwaigen Rückschritten in ihrer Nichtigkeit zu entlarven."

Unter den geographischen Detailfragen beansprucht, als die Räthselsphynx, welche Vorzeit und Neuzeit scheidet, die Antipodenfrage unser ganz besonderes Interesse. Hier wirkten zunächst die Auctorität des hl. Augustin und Lactanzens noch lange nach, doch wurden gegen die Annahme von Antipoden auch neue Beweismomente aufgeboten. So ward die bereits von Aristoteles ausgesprochene Ansicht von der Unbewohnbarkeit der südlichen Erdhälfte wegen übermäßiger Hitze wieder hervorgezogen, zumal dieselbe ja auch im Reiseberichte des Karthagers Hanno eine nicht zu unterschätzende Gewähr gefunden zu haben schien. Ihr enge verwandt ist die beim hl. Isidor[1] und vielen Späteren vorkommende Annahme von den fünf Erdzonen: den beiden, wegen Kälte unbewohnbaren Polarzonen, und den beiden gemäßigten, bewohnbaren, jedoch durch einen äquatorialen Feuergürtel getrennten Zonen. Und endlich kam auch noch in Betracht des Macrobius, eines Neuplatonikers aus dem 5. Jahrhundert, sonderbare Vorstellung von den vier Erdquarten oder Continentalvierteln, zwischen denen jeder Verkehr unmöglich sei.

Hieraus ist auch ersichtlich, in welchem Sinne die Kirche der Annahme von Antipoden entgegentreten mußte: in eben jenem Sinne nämlich, in welchem auch der hl. Augustinus sie verwerfen zu müssen geglaubt hatte, d. h. sobald man sich die auf den verschiedenen Continenten wohnhaften Menschen dergestalt außer allem Wechselverkehr dachte, daß dabei weder die gemeinsame Abstammung, noch die Theilnahme an der gemeinsamen Erlösung gewahrt blieb. Von einer kirchlichen Verwerfung der Antipodenlehre in einem weitern Sinne konnte niemals die Rede sein. Durchaus mit Unrecht hat man in den Worten des heiligen Papstes Zacharias in einem Briefe an den hl. Bonifacius[2] (748), mit welchen er einem Vertreter der Ansicht, „quod alius mundus et alii homines sub terra sint, seu sol et luna", Suspension und Excommunication in Aussicht stellt, eine Verdammung der Antipodenlehre im gewöhnlichen Sinne finden wollen. Der Beisatz „alius mundus" und mehr noch die Worte „seu sol et luna" bürgen zur Genüge dafür,

[1] De natura rerum, cap. 10.

[2] Bei Migne, Patr. Lat. LXXXIX. 943.

Digitized

daß hier eben jene Ansicht zurückgewiesen wird, welche auf der südlichen Erdhälfte eine zweite „Welt" suchte, ein von dem unserigen durch Abstammung und durch unüberwindliche physische Schranken getrenntes Menschengeschlecht, sogar mit eigener „Sonne" und eigenem „Monde". Daß sich der heilige Papst wohl präciser ausgedrückt haben würde, falls zu seiner Zeit bereits die Antipodenfrage allseitig wäre aufgeklärt gewesen, wollen wir gerne glauben.

Im Übrigen gewährte die Kirche Freiheit. So vertheidigte um 1130 Wilhelm von Conches die Möglichkeit des Bewohntseins wenigstens des uns entgegengesetzten Erdviertels, also der Existenz von Antöken. Früher schon, um 1080, hatte der Kanoniker Wolfhelm von Köln nicht nur die Möglichkeit, sondern geradezu die Existenz von Antipoden sowohl als von Antöken verfochten, und zwar unter der gravirenden Voraussetzung der Unmöglichkeit jeglichen Verkehres zwischen den vier Erdquarten: „Quorum ad se invicem nulla possit esse per naturam commeandi licentia," referirt Manegald in seiner Gegenschrift[1]. Dagegen vertrat Honorius von Autun († 1116) zwar die Bewohnbarkeit aller vier, außer jeglichem Wechselverkehr stehenden Erdquarten, läugnete jedoch, daß die drei von dem unserigen geschiedenen factisch bewohnt seien[2]. Ganz entschieden redete Albert der Große der Existenz von Antipoden das Wort. Von einer kirchlichen Censurirung jedoch ist bei keinem der Genannten die Rede. Peter von Abano (Aponensis, † 1316) ward allerdings wegen verschiedener, angeblich ketzerischer Lehren vor der Inquisition verklagt. Wäre er nun hier auch verurtheilt worden, so stände darum noch nicht fest, daß dieß wegen seiner Antipodenlehre geschehen. Allein thatsächlich erfolgte Freisprechung, und nicht nur ward er nach seinem Tode nicht in effigie verbrannt, sondern ihm vielmehr, etwa hundert Jahre nach seinem Tode, zu Padua, namentlich wegen seiner Verdienste um die medicinische Wissenschaft, eine Ehrensäule errichtet. Auch Cecco d'Ascoli hatte die Antipodenlehre vertheidigt; daß indessen diese zu den ketzerischen Meinungen zählte, derentwegen er 1327 den Feuertod erlitt, wird nicht gemeldet. Alphons Tostatus (Abulensis, † 1454 oder 1455) läßt die Antipodenfrage unentschieden, entwickelt dabei aber zu Ex. 33. q. 16.

---

[1] Bei Migne, Patr. Lat. CLV. 154.

[2] De philosophia mundi, IV. 2 et 3; De imagine mundi, I. 6. — Bei Migne, l. c. CLXXII. 85 sq. 122.

Digitized by Google

und Deut. 7. q. 4. recht genaue Anschauungen über die Gestalt der Erde und ihre Stellung im Planetensystem; eine Berufung auf Rom. 10, 18. gegen die Antipodenlehre konnten wir bei ihm nicht ermitteln. Dagegen stützt sich in der That auf eine solche, und nicht etwa auf Gründe absoluter klimatischer Unmöglichkeit, Cardinal Peter von Ailly in seiner 1410 veröffentlichten Imago mundi. Übrigens hat, namentlich aus dem achten Kapitel dieser Schrift, Columbus seine, freilich einer Correctur bedürftige, Ansicht von der verhältnißmäßig nur geringen Ausdehnung des Westeuropa von Ostasien trennenden Oceans geschöpft, so daß diesem exegetischen Antipodenläugner mindestens ein materielles Verdienst um die Entdeckung der neuen Welt zukommt. Will man sich dann noch darüber aufhalten, daß Theologen[1] von Salamanca gegen Columbus' Unternehmen geltend machten, seine Voraussetzungen hätten die heilige Schrift und Kirchenlehrer wie Augustinus und Lactanz gegen sich, so übersieht man nicht allein, daß unter den eifrigsten Förderern seines Unternehmens gleicherweise Personen geistlichen Standes sich befanden, sondern überdieß, daß, streng genommen, Colons These die irrthümliche, die seiner Gegner die richtige war. „Die kritischen Gegner Colons," sagt Fr. v. Hellwald[2] unter Berufung auf Dr. O. Peschel, „stritten auf der Seite der Wahrheit, der Genueser nur für einen glücklichen Wahn, dem eine neue Welt entkeimte." Handelte es sich ja zunächst um die Entfernung Westeuropa's von Ostasien, und diese war allerdings so groß, daß sie, wofern sich nicht ein ungeahntes Festland dazwischen geschoben hätte, wohl kein Seefahrer damaliger Zeit hätte bewältigen können. Brachte so Columbus den einen Haupteinwand gegen die Antipodenlehre, die übertriebene Vorstellung von der Ausdehnung des Oceans, zu Falle, so hatte andererseits nicht lange vor ihm der Infant Heinrich der Seefahrer, einer von Portugals größten Söhnen und Großmeister des Christusordens, den anderen Haupteinwurf, von der Unzugänglichkeit der tropischen Zone wegen übermäßiger Hitze, durch die nach seiner Anweisung ausgeführten Unternehmungen endgiltig erledigt.

---

[1] Nach Dr. J. B. Weiß (Lehrbuch der Weltgeschichte, IV. 1. Hälfte S. 20. Wien 1870) waren es übrigens die Professoren der Astronomie und Geographie, welche sich gegen Colon erklärten, indessen die Theologen für seinen Plan gewonnen wurden.

[2] Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Augsburg 1875. S. 646.

Digitized

So iſt alſo im Mittelalter der Fortſchritt in der Richtung einer auf empiriſcher Grundlage aufzubauenden, geläuterten Naturwiſſenſchaft nicht zu verkennen. Schon daß das Mittelalter dem antiken Naturwiſſen bei Völkern, welche es eben erſt aus der Barbarei emporgehoben hatte, eine neue bleibende Heimath ſchuf, begründet ein erhebliches, wenn auch für den oberflächlichen Beobachter vielleicht weniger augenfälliges Verdienſt. Das iſt indeſſen nicht Alles. In der erſten Blütheepoche der Scholaſtik zeigen ſich bereits, wie erwähnt, die erſten Anſätze der nahen neuzeitlichen Entwicklung. Albertus Magnus, Roger Baco, König Alphons, Nikolaus von Cuſa u. A. m. ſind eben ſo viele Vorboten derſelben. Erſt in weiterem Abſtand von einander folgen ſie nachher immer raſcher und zahlreicher auf einander, auf dem Gebiete der Geographie wie der Aſtronomie. Die Miſſionäre des 13. Jahrhunderts in Hochaſien und China bereiten den venetianiſchen Erforſchern den Weg, und dieſe hinwiederum wecken den Genius eines Columbus. Die Bewegung, zu welcher König Alphons den Anſtoß gegeben, zieht einen Copernicus ſelbſt in ihre Kreiſe. Auch der Humanismus kommt hier in Betracht. In allen dieſen Erſcheinungen kündet ſich das Anbrechen einer neuen Entwicklungsphaſe des menſchlichen Geiſtes an: in der durch die Scholaſtik bezeichneten Reife des ſpeculativen Erkennens iſt die letzte Vorbedingung des Aufſchwunges der Empirie erfüllt.

(Fortſetzung folgt.)

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die Reform unſerer Gymnaſien.

IX. Zur Lyceal-Methode.

Ohne Zweifel hat mancher Leſer über unſere vorhergehende Abhandlung Bedenken gehegt, ob nicht in dem dreijährigen Lyceal-Kurſus die auf dem Gymnaſium errungene claſſiſche Bildung aus den ebenſo ſchnell lernenden als vergeſſenden Geiſtern der Jugend verfliegen werde, beſonders da die Neuheit und größere Wichtigkeit der philoſophiſchen Fächer, die Lebendigkeit der nun eintretenden Realien und das etwas freiere Leben den Jüngling leicht dahin bringen kann, das Gymnaſium mit

Digitized by Google

ſeinen Disciplinen als überwundenen Standpunkt bei Seite zu laſſen, ja zu mißachten.

Dieſe Schwierigkeit mochte um ſo leichter erhoben werden, da wir durch das Wolf'ſche Gymnaſium an eine rein philologiſche Ausbildung unſerer Jünglinge gewöhnt worden ſind, als ob Alle durch die Bank einmal Gymnaſiallehrer werden müßten. Aber man bedenke doch, daß jene Verachtung der claſſiſchen Bildung gerade durch unſere Neu-Schule gefördert wird, welche den Jüngling mit alten Auctoren und modernen Realien ſo ſehr überladet, daß er die Römer und Griechen gründlich ſatt bekommt und ſie, wie die Erfahrung lehrt, faſt nie mehr in ſpäteren Jahren zur Hand nimmt; daß dagegen die alten Schriftſteller auf dem von uns vorgeſchlagenen Gymnaſium wahre Freunde und Lieblinge werden, zu welchen man immer wieder gern in den Stunden der nöthigen Abſpannung zurückgreift.

Übrigens ſetzt ſich das Lyceum in keiner Weiſe über das Gymnaſium vornehm weg, baut vielmehr auf der alten Grundlage einfach weiter, ja eröffnet dem Jünglinge einen ganz neuen Geſichtspunkt bei der claſſiſchen Lectüre. Es handelt ſich fortan nicht allein darum, wie deutlich, paſſend und ſchön der Schriftſteller ſich ausgedrückt, ſondern auch, ob und wie er die Wahrheit erforſcht habe; die äußere Form tritt zwar vor der Richtigkeit des Gedankens in den Hintergrund, wird aber nicht verächtlich in die Ecke geworfen. Wir wären die Erſten, eine Lyceal-Methode zu verwerfen, welche die Früchte der claſſiſchen Bildung zertreten würde.

Im Gegentheile ſtellen wir an das Lyceum vor Allem die Anforderung, das auf dem Gymnaſium Errungene zu befeſtigen. Hieran ſchließen ſich als weitere Aufgaben: Die Schulung zum Können und die Gewöhnung an nachhaltigen Fleiß, demnach Dinge, die ſich nur im realen Inhalte der Lehre, nicht aber in der Form vom Gymnaſium unterſcheiden und die volle Continuität der beiden Stufen wahren. Hiermit haben wir zugleich die drei Haupt-Eigenſchaften einer richtigen Lyceal-Methode ausgedrückt.

A. Befeſtigung des auf dem Gymnaſium Errungenen.

Das Lyceum ſoll die Gymnaſial-Bildung organiſch fortentwickeln, nicht unterbinden; es muß alſo eine Methode befolgen, bei welcher das Errungene bewahrt und das Neue nicht als wildfremd empfunden wird.

Digitized by Google

1. Darum verlangen wir vor Allem **den Vortrag der philoſophiſchen Fächer in lateiniſcher Sprache**[1]. Wir freuen uns, daß auch Proteſtanten in neueſter Zeit zur Erkenntniß gekommen ſind, wie wichtig die Übung des Lateinſprechens ſchon am Gymnaſium (a fortiori am Lyceum) iſt. So hat W. Fries in Barmen einen Aufſatz „Die Methode des lateiniſchen Elementar-Unterrichts auf den Gymnaſien“[2] veröffentlicht, in welchem er beklagt, daß heutzutage das Lateinſprechen erſt im letzten Quartale vor dem Examen geübt werde. Daher trage dasſelbe den Stempel der Dreſſur an ſich und verrathe ſich in der Befangenheit und Zaghaftigkeit der Primaner bei dieſer ungewöhnten Übung. Fries ſtellt nun (S. 226) die Theſe auf: „Zur Belebung und Vertiefung des lateiniſchen Unterrichtes, zur wahren Gewinnung des Schülers für den Gegenſtand trägt eine fortgeſetzte Übung im mündlichen Gebrauche der lateiniſchen Sprache, und zwar ſchon von der unterſten Stufe anhebend, außerordentlich bei. Deßhalb iſt eine methodiſche Betreibung dieſer Übung auf unſeren Gymnaſien wünſchenswerth.“ Der genannten Forderung wird nun von der alten Schule, für deren Wiedereinſetzung wir ſprechen, im vollſten Maße genügt; dem Gymnaſiaſten, wie wir ihn denken, iſt das Latein zur zweiten Mutterſprache geworden.

Es wäre daher unentſchuldbar, dieſen Schatz des Könnens auf dem Lyceum in's Meer zu werfen. Dies aber würde geſchehen, wenn man die Philoſophie in der Mutterſprache vortragen wollte. Ohnehin ſoll, wie auf dem Gymnaſium die alte claſſiſche Welt, ſo jetzt auf dem Lyceum die Weisheit der chriſtlichen Welt dem Jünglinge erſchloſſen werden; unſere chriſtlichen Philoſophen aber haben meiſtens in lateiniſcher Sprache geſchrieben, ja ihre Meiſter, der hl. Auguſtin und der hl. Thomas von Aquin, würden dem blos in der Mutterſprache Philoſophirenden verſchloſſene Bücher bleiben. Bis zum heutigen Tage ſind wir ſogar im Deutſchen an die lateiniſchen Kunſtausdrücke der Weltweisheit gebunden, warum alſo das Knochengerüſte mit einer frembartigen Muskulatur umhüllen?

Ein zweiter Grund liegt im Charakter des Lateins. Dasſelbe iſt eine todte Sprache, alſo dem beſtändigen Wechſel entrückt, den wir an

---

[1] Wir können dieſen wichtigen Gegenſtand nur kurz berühren, verweiſen daher auf die ſchöne Abhandlung Nr. IV „Über den Gebrauch der lateiniſchen Sprache“ bei Kleutgen S. J., Über die alten und die neuen Schulen, 2. A. Münſter 1869. S. 198 ff.

[2] „Neue Jahrbücher“ von Maſius, 1878, S. 117—140.

Digitized by Google

jeder lebenden Sprache wahrnehmen. Der Scheidemünze ähnlich nutzen ſich die Wörter und Wendungen im Munde der Lebenden ab, das Lexikon und die Grammatik werden im Laufe der Zeiten, allerdings aus dem nämlichen Stoffe, aber immerhin umgeprägt, was gerade in der fein unterſcheidenden Philoſophie überaus läſtig wäre und die Continuität der Schulung hindern würde. Das Latein iſt ſodann kurz, ſtramm, concret, beſtimmt, alſo wie geſchaffen für den philoſophiſchen Unterricht, welcher eben dieſelben Eigenſchaften an ſich tragen ſoll. Man kann im Griechiſchen nach Herzensluſt fackeln und im Deutſchen Irrlichter durch das Nebelmeer verfolgen, im Lateiniſchen iſt Solches unmöglich. Was wird mitunter an jenen Obergymnaſien, wo „philoſophiſche Propädeutik“ noch im Lehrplane figurirt, den Jünglingen als „Philoſophie“ geboten! Als ob nebelhaftes Phantaſiren auf jenen Ehrennamen Anſpruch hätte! Aber gut, man veranlaſſe dieſe modernen Zopfträger einmal zum Vortrage ihrer Pſeudophiloſophie in lateiniſcher Sprache, und jenes Phantaſiren wird ſofort aufhören.

Endlich iſt das Latein die eigentliche Gelehrtenſprache, in welcher das künftige Mitglied der gelehrten Stände vollkommen zu Hauſe ſein ſoll, und es iſt zugleich wahrhaft international und kosmopolitiſch, weil es die Sprache der katholiſchen Kirche geworden. Allerdings hat der moderne Wahn das geſammte Unterrichtsweſen ſo ſehr nationaliſirt, ja lokaliſirt, daß manches Reifezeugniß oder Lehrerdiplom nur bis zu den nächſten Grenzpfählen gilt, und daß kaum ein Unterrichts-Miniſter an die Möglichkeit fremdländiſcher Hörer an den „Landes“-Anſtalten denkt[1]. Der Italiener, welcher eine deutſche höhere Schule beſuchen will, muß zuerſt Deutſch lernen. Wir ſind ſchrecklich engherzig geworden. Und doch iſt die gegenſeitige Berührung verſchiedener Nationalitäten gerade

[1] K. L. Roth (Kleine Schriften. Stuttgart 1857, Bd. 1 S. 336) ſchreibt: „Man muß aufrichtig beklagen, daß ſo manche Univerſitäten in ihren Disputationen das alte Ehrenkleid der Gelehrten, die lateiniſche Sprache, abgelegt haben; und wenn einmal in ſpäteren Zeiten beurtheilt wird, was die unſerige für die Erhaltung der Gelehrſamkeit, der Pflanzſchule der Cultur, gethan habe, ſo werden diejenigen Univerſitäten, welche die moderne Bequemlichkeit fern von ſich gehalten haben, eines beſonderen Lobes würdig erfunden werden. ... Die Deutſchen, als Verwalter der europäiſchen Gelehrſamkeit, haben ganz beſonders alle Urſache, der lateiniſchen Sprache als gelehrter Sprache treu zu bleiben, und darum das Lateinſchreiben in Gymnaſien ernſtlich zu pflegen, und die Anforderungen darin eher zu ſteigern als nachzulaſſen.“ Leider vox clamantis in deserto. Der Liberalismus hat unſer Geſchlecht entnervt; die Scheu vor dem Latein iſt eine Folge der Unkraft und Verſchwommenheit.

Digitized by Google

für den ſtudirenden Jüngling ſo überaus bildend. Ein wohlgeſchulter deutſcher Gymnaſiaſt kann in den kirchlichen Anſtalten Italiens, Spaniens oder Frankreichs ſeine Philoſophie und Theologie ſtudiren, weil die höheren Fächer eben lateiniſch vorgetragen werden, und die Wiſſenſchaft noch als ein über allen Nationalitäten ſtehendes Gut verehrt iſt. Wer ſeine Religion innerhalb einer „Landeskirche" einpfählt, mag auch im Schulweſen Nichts von weitem Geſichtskreiſe hören; wir Katholiken aber als Angehörige der Weltkirche haben breitere Ideen, wir hängen an der alten Gelehrtenſprache und wollen in ihr unſeren philoſophiſchen Unterricht geben und erhalten.

Übrigens ſtellen wir an den lateiniſchen Vortrag der Philoſophie auf den Lyceen die unerläßliche Bedingung, daß er in Beziehung auf Grammatik, Lexikon und Synonymik *richtig* ſei und nicht durch überflüſſige Barbarismen und jenes Sichhinwegſetzen über die Sprachregeln dasjenige wieder zerſtöre, was der Gymnaſial-Unterricht mühſam aufgebaut hatte. In dieſem Stücke hatte beſonders die ſpätere Scholaſtik geſündigt und den Angriffen der radicalen Humaniſten arge Blößen dargeboten[1]. Thöricht vernachläſſigte man die Form, mißhandelte man die Sprache und huldigte man der Barbarei. Wohl anerkennen wir, daß in der Philoſophie die Sache, nicht die Form vorherrſche; aber wenn wir auch keine *ſchöne* Form verlangen dürfen, ſo haben wir doch ein unveräußerliches Recht auf eine *richtige* Form, und wer des Lateins nicht mächtig iſt, paßt niemals auf einen Lehrſtuhl der Philoſophie. Das ſpäte Barbarenlatein hat der Kirche im 15. und 16. Jahrhundert großen Schaden gebracht und die halbe Welt zum Spotte herausgefordert; denn die Kurzſichtigen verachteten die Wahrheit ſelbſt, weil ſie vom Unverſtand in eine unwürdige Form geſteckt worden war. Eben deßhalb drang die Geſellſchaft Jeſu ſofort bei ihrem Auftreten auf tüchtige ſprachliche Übung an den Lateinſchulen und auf Sprachrichtigkeit bei den höheren

[1] Über das in den theologiſchen Schriften und Vorleſungen vielfach waltende Barbarenlatein des 15. und 16. Jahrhunderts ſagte Geiler von Kaiſersberg, es ſei „roh und kraftlos, eine elende Sprachmengerei, weder lateiniſch noch deutſch, ſondern beides und keines von beiden". Wimpheling fragte: „Bedarf es denn unerquicklicher Streitigkeiten auch über die geringfügigſten Dinge, um ein gründlicher und orthodoxer Lehrer der Theologie zu ſein? Bedarf es dazu einer geſchraubten und wahrhaft abſtoßenden Sprache? Haben etwa die Kirchenväter und die großen Theologen der früheren Jahrhunderte ſolche Streitigkeiten geführt, ſich in die ſpitzfindigſten Unterſcheidungen verloren und *ſo barbariſch geſprochen*?" J. Janſſen, Geſch. des deutſchen Volkes, II. S. 2 f.

Digitized by Google

Disciplinen, entwand aber auch hierdurch den Humaniſten ihre giftigſte Waffe[1]. Die Sprache eines Toletus, Maldonat, Bellarmin, Petavius darf man wohl für die Behandlung philoſophiſcher und theologiſcher Fragen muſtergültig nennen.

Wir ſind jedoch weit entfernt, unſere Forderung der Sprachrichtigkeit ſo weit zu treiben, daß wir dem Lehrer der Philoſophie durchaus den ciceronianiſchen Purismus zumuthen und den Gebrauch der ſpäteren Kunſtausdrücke (termini technici) ganz verbieten würden[2]. Die letztgenannten haben ihre volle Berechtigung, wenngleich wir nicht verkennen, daß mitunter dabei des „Guten" zu viel geſchehen kann; ein Mißgriff, der weder durch die Sache ſelbſt, noch durch banale Witze auf die „heilloſen philologiſchen Wurzelgräber" in den Augen der feinfühlenden Jugend entſchuldigt werden kann. Thatſächlich befleißen ſich auch die beſſeren Lehrer, beſonders in Spanien und Italien, eines möglichſt tadelloſen Lateins; und daß man hierin ſchon Etwas leiſten kann, beweiſt uns die Stiliſirung des Tridentinums und noch mehr die des Catechismus Romanus. Wenn ſich aber Theologiſches in erträglichem Latein ſagen läßt, ſo iſt es noch mehr bei philoſophiſchen Dingen möglich. Unwiſſenheit verunziert den Lehrer noch tauſendmal mehr, als den Schüler.

Unter dieſer unerläßlichen Grundbedingung iſt nun der Gebrauch der lateiniſchen Sprache in den philoſophiſchen Fächern eine wahre Befeſtigung des auf dem Gymnaſium Errungenen: Der Schüler lernt auch die modernen Gedanken und die tiefſten Forſchungen in der gelehrten Weltſprache ausdrücken, wird in derſelben immer mehr heimiſch, ſicher und gelenkig; der beſtimmte und klare Charakter derſelben bewahrt ihn vor der Klippe, über dem Wörtergeklingel die Sache ſelbſt verſchwimmen

---

[1] Eine der erſten Anordnungen der Ratio studiorum (Reg. Prov., n. 5) lautet: „Magnam diligentiam adhibeat (sc. Provincialis) in promovendo sacrarum literarum studio: quod perficiet, si viros ad id muneris eligat non solum linguarum peritos — id enim maxime necessarium est —, sed etiam in theologia . . . et, quoad ejus fieri potest, in eloquentia bene versatos."

[2] Selbſtverſtändlich ſind alle termini technici dem Schüler zu erklären, und zwar in der (oder den) Mutterſprache(n), worauf auch die Ratio studiorum hinweiſt (Reg. prof. philos., n. 8): „Quamvis eae fugiendae sint voces, quibus quae res subjiciantur, facile intelligi non possit, sermonem tamen scholasticorum eos non ignorare necesse est, qui theologiae deinde vacabunt." Man beachte dieſe Warnung vor Übertreibungen in der philoſ. Terminologie.

Digitized by Google

zu lassen, und zu schwadroniren statt zu philosophiren, ein Fehler, der leider in der Gegenwart sogar bei Gelehrten so häufig vorkommt. Was uns fehlt, das ist die feste Begriffsbestimmung, die richtige Unterscheidung und die zwingende Beweisführung. (Definitio, distinctio, argumentatio.) Nur so war es dem geistesbeschränkten Liberalismus möglich, so Manche selbst aus dem gelehrten Stande zu bethören und zu seinen Leibeigenen zu machen; nur so konnte der auf lauter Hypothesen aufgebaute Darwinismus, der auf eingebildete Möglichkeiten die weitestgehenden Schlüsse folgen läßt, gläubige Nachbeter finden. Ebenso wahr als bitter schreibt daher der Verfasser der Abhandlung „Das Studium der Philosophie" in den hist.-pol. Blättern (B. 54, S. 424 f.) die Worte:

„Überall, wohin wir blicken, tritt uns in der großen Masse der Mitglieder des Gelehrtenstandes die geistige Verflachung als ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit entgegen. Selbst unserer Literatur ist dasselbe Gepräge aufgedrückt. Denn wenn wir einen Blick auf die Unmasse unserer Schriften werfen, wie gar wenige gibt es unter ihnen, die von geistiger Reife ihrer Verfasser zeugen! Ich bin weit entfernt, zu bestreiten, daß es neben der Unmasse von Schund eine Menge literarischer Producte gibt, welche von unserem Geiste und Fleiße Zeugniß geben, und daß wir von dieser Seite mit anderen Nationen rühmlichst bestehen; doch wenn man fragt, ob denn auch die geistige Reife so sehr aus ihnen hervorleuchte, so drängt sich mir das Urtheil auf, daß selbst manche Werke unserer größten Männer den Mangel philosophischer Bildung empfindlich bemerken lassen. Welche Unklarheit des Gedankens, welche Seichtheit des Räsonnements muß man nicht oft in denselben zur Verdunkelung des vielen Guten, das sie bieten, entdecken! Was würde nicht aus diesen Männern bei ihren eminenten Anlagen und bester Gesinnung geworden sein, wenn sie mit ihren übrigen Vorzügen auch eine durch gründliches Studium der Philosophie zu erwerbende Reife des Verstandes verbunden hätten?"

Dieser unläugbare Mangel selbst in den Werken deutscher Gelehrter rührt daher, daß man die Philosophie entweder ganz vernachlässigt oder nur in einem verschwommenen deutschen Stile getrieben hat und darum nie sich selbst klar geworden ist. Man löse einmal — wir sprechen aus eigener Erfahrung — die Beweisführung neuerer wissenschaftlicher Werke in lateinische Syllogismen auf, und man wird finden, wie wenige Argumente als stichhaltig übrig bleiben, und daß auch diese wenigen zu vag aufgestellt sind. Andererseits sind wir fest überzeugt, daß dieses

Digitized by Google

Gebrechen bei dem deutſchen Fleiße und der deutſchen Gründlichkeit ſofort verſchwinden wird, wenn wir wieder Lyceen haben, auf welchen die Philoſophie, und zwar in der Gelehrtenſprache vorgetragen wird.

2. Ein anderes Mittel, das auf dem Gymnaſium Errungene zu befeſtigen, iſt das Leſen der alten Philoſophen und des einen oder anderen Kirchenvaters. Obenan ſtellen wir unter den Alten den Ariſtoteles und die philoſophiſchen Schriften Cicero's als Lyceal-Lectüre[1]. Von den zehn wöchentlichen Stunden für Philoſophie laſſen ſich wohl zwei Stunden zu dieſem Zweck erübrigen. Natürlich müßte der Grieche in's Latein, der Lateiner etwa in die Mutterſprache überſetzt, und vor Allem der philoſophiſche Endzweck des Leſens feſtgehalten werden, wobei jedoch das Sprachliche auch berückſichtigt werden könnte, ſoweit es der Einheit des höheren Unterrichtes nicht im Wege ſteht. Im Nothfalle könnte ein eigener Lehrer dieſe Lectüre übernehmen, freilich unter der Bedingung, daß er mehr auf die Philoſophie als auf die Philologie Rückſicht nehme. So könnte neben der formalen Logik ganz wohl die Ariſtoteliſche geleſen werden. Trendelenburg hat die Elementa Logices Aristotelicae (3. A. 1845) herausgegeben zu dem Zwecke, den Vortrag der Logik auf den Gymnaſien an die Worte des Stagiriten anzuknüpfen, welcher dieſe Wiſſenſchaft zuerſt in löblicher Vollſtändigkeit dargeſtellt hat und überhaupt der Vater auch der chriſtlichen Philoſophie geworden iſt. So ſehr wir für Einführung dieſer Ausgabe in die Schulen ſind, ſo möchten wir doch die Lectüre derſelben blos neben dem ſyſtematiſchen Unterrichte in der formalen Logik empfehlen. Zu der angewandten Logik würden etwa Cicero's Tusculanae als Leſeſtoff paſſend ſein, zur Phyſik und Kosmologie Ariſtoteles' Auscultatio physica, zur Pſychologie desſelben Schrift de anima oder die Parva naturalia, zur Theodicee Cicero's de natura deorum, zur Ethik de finibus bonorum et malorum, zum Naturrecht Cicero's Respublica und die „Politik"

---

[1] Nach der älteren und neueren Ratio ſoll keine von den Lehrſtunden, die für die Philoſophie beſtimmt ſind, ſpeciell zur Befeſtigung der auf dem Gymnaſium errungenen Sprachkenntniſſe geopfert, dagegen der Privatfleiß zur Lectüre alter Claſſiker angeſpornt werden: Theologis ac philosophis omnibus librum aliquem ad humanitatis studia pertinentem distribuat moneatque, ut certis quibusdam temporibus legere, ubi commodum sit, non omittant. Nichts hindert übrigens, dieſem Privatfleiß dadurch eine Direktive zu geben, daß eine Lehrſtunde an freien Tagen angeſetzt und darin ein philoſophiſcher Schriftſteller erklärt werde. Ebenſo kann der Profeſſor den Text des Ariſtoteles ſeinen Vorleſungen zu Grunde legen. A. d. R.

[2] Ausgabe von Trendelenburg. Jena 1863, und Torſtrik. Berlin 1862.

Digitized by Google

des Ariſtoteles oder deſſen Magna moralia. Überhaupt betont die alte Ratio studiorum der Geſ. J. mit vollem Rechte die Bekanntſchaft der Philoſophen mit Ariſtoteles[1], aus welchem auch jetzt noch handliche Schulausgaben, etwa mit Übergehung des minder Wichtigen, ſehr erwünſcht wären. Daß der hl. Thomas von Aquin (Summa contra gentiles) eine beliebte Privatlectüre des ſtrebſamen Schülers ſein müſſe, bemerken wir nicht in vielen Worten, wie wir überhaupt hier nur kurze Andeutungen geben[2]. Wie ſchön wäre es, wenn der Profeſſor der Mathematik die Geometrie nach dem Urtexte Euklid's geben würde.

Auch jetzt lieſt man in den oberſten Gymnaſialklaſſen alte Philoſophen, mit Vorliebe Cicero und Platon. Daß wir jedoch auf den breiten und träumeriſchen Platon als Philoſophen Nichts geben, haben wir ſchon früher eingeſtanden. Und was ſoll das Leſen der Philoſophen, bevor die Schüler in die Philoſophie eingeführt ſind? Wird nicht die Philoſophie bei Seite gelaſſen und der Philologie nachgejagt? Das Unheil kommt vom heutigen Miſchmaſch von Realſchule, Gymnaſium und Lyceum. Dagegen wird bei der Trennung des Gymnaſiums vom Lyceum der Schüler, ſelbſt in ſprachlicher Beziehung, weiter gefördert, als es heute möglich iſt. Denn im philoſophiſchen Curſus verliert er nicht nur nicht, ſondern er erweitert und befeſtigt das auf dem Gymnaſium Errungene.

B. Die Schulung zum Können auf dem Lyceum.

Obgleich die philoſophiſch-realiſtiſche Mittelſchule zwiſchen Gymnaſium und Univerſität bereits das Hauptaugenmerk auf die reale Wahrheit richtet, alſo die formale Bildung vorausſetzt, ſo darf ſie doch nimmer den rein-akademiſchen Vortrag aufkommen laſſen; ſie muß vielmehr die Schulung des Lyceiſten zum Können für ebenſo wichtig halten, als den Vortrag, weil ſie im anderen Falle Gefahr läuft, den Schüler blos

---

[1] Z. B. Reg. prof. philos., n. 12: „Summopere conetur (prof.) Aristotelicum textum bene interpretari, in eoque nihil minus operae, quam in quaestionibus collocet. Auditoribus etiam persuadeat, mutilam valde ac mancam philosophiam eorum, quibus id studii in pretio non sit.“ Cf. n. 2: „In rebus alicujus momenti ab Aristotele non recedat, nisi quid incidat a doctrina, quam academiae ubique probant, alienum.“

[2] Ratio studiorum, ibid., n. 6: „De S. Thoma numquam non loquatur honorifice, libentibus illum animis, quoties oporteat, sequendo, aut reverenter et graviter, si quando minus placeat, deserendo.“

Digitized by Google

oder vorherrſchend receptiv zu machen, alſo in den nämlichen Abgrund zu ſtürzen, in welchem die heutige Gelehrtenſchule unrühmlich liegt. Der angehende Philoſoph muß volle Rechenſchaft über die Wahrheit geben und ſich gegen alle Angriffe vertheidigen können; er darf dem Lehrer nur ſo weit glauben, als die Kraft der Beweiſe reicht, und nie ſich zum geiſtesträgen αὐτὸς ἔφα erniedrigen; andererſeits ſoll auch der Lehrer ſich nicht in die unnahbare Profeſſoren-Majeſtät zurückziehen, nicht jeden Zweifel an der Richtigkeit ſeiner Beweisführung als Verbrechen erklären, ſondern deſto zufriedener ſein, je mehr Einwürfe ihm die Schüler machen, weil ſie gerade hierdurch ihr Intereſſe an dem Lehrvortrage zeigen.

Darum iſt es ſehr rathſam, die letzten Minuten jeder Lehrſtunde den Schülern zu überlaſſen, damit ſie ihre Bedenken vortragen, Aufſchluß über Schwierigkeiten und im Nothfalle nähere Erklärungen über dunkle Punkte erbitten, ſogar Einwendungen machen[1]. Die Wißbegierde, Geiſtesſchärfe und Klarheit der Jünglinge wird auf ſolche Weiſe unausſprechlich gefördert, der Unterricht belebt, das Verhältniß zwiſchen Lehrer und Schüler inniger. In manchem leichteren Bedenken kann man durch einen anderen Schüler dem Fragenden antworten laſſen; wichtigere Einwürfe fallen natürlich dem Lehrer anheim und werden, wenn längere Zeit oder Nachſchlagen von Quellenwerken nöthig iſt, auf die nächſte Stunde aufgeſchoben. Als Grundſatz muß gelten: Je mehr Einwendungen gemacht werden, deſto beſſer ſind die Schüler bei der Sache.

An fünf Abenden — der Samstag Abend muß frei bleiben — finden Repetitionen ſtatt, welchen der Lehrer anwohnen kann, nicht muß[2]. Von denſelben dürften zwei für die Philoſophie, zwei für Mathematik oder im zweiten Jahre für Phyſik, eine für die Geſchichte paſſend verwendet werden. Je zehn Schüler wählen ſich ihren Decurio zur Leitung dieſer Wiederholungen, die beſonders eine weſentliche Nachhilfe für Schwächere ſind, da eine alte Erfahrung bezeugt, daß der Mitſchüler oft viel leichter verſtanden wird, als der Lehrer. Da das Lyceum an

---

[1] Die Ratio studiorum, Reg. communes omnibus prof. superiorum fac., n. 11, ſchreibt dem Profeſſor vor, nach dem Vortrage noch wenigſtens eine Viertelſtunde entweder im Vorleſungsſaale oder in deſſen Nähe zu bleiben: „Ut possint ad eum interrogandum auditores accedere.“

[2] Ratio studiorum (Reg. prof. philos., n. 9): „Tempore a Rectore constituto aliqui inter se, circiter deni, audita quotidie recolant per semihoram, uno aliquo, si fieri potest e Societate, singulis decuriis praeposito.“ Unſer Vorſchlag, den decurio von den Schülern ſelbſt wählen zu laſſen, iſt mit Rückſicht auf die Gegenwart gemacht, da man nicht ſo leicht junge Religioſen zur Hand hat.

Digitized by Google

den Schultagen bloß vier Lehrſtunden hat, ſo ſind dieſe Abend-Repetitionen keine Überbürdung. Am Sonnabende wird das in der Woche Vorgetragene durch den Lehrer ſelbſt während der Lehrſtunde abgefragt und ſo wiederholt (Repetitio sabbatina), und erſt dann, wenn noch übrige Zeit bleibt, der Vortrag fortgeſetzt.

Wir haben ſoeben den Sonnabend als frei angeſetzt, warum? Weil an dieſem Tage der Woche eine ein- bis zweiſtündige Abend-Disputation unter der Leitung des Lehrers ſtattfinden muß. Kaum gibt es ein Mittel, welches den jugendlichen Geiſt mehr ſchärft und in der Unterſcheidung zwiſchen Wahr und Falſch gründlicher übt, als das genannte. Aber es muß eine Disputation, kein Disput ſein, darum in der Form der Denkgeſetze, nach ſcholaſtiſcher Methode vor ſich gehen; denn anderenfalls artet es in bloße Zungenfertigkeit und in planloſen Wortſchwall aus. Die Schüler müſſen eine Ehre darein ſetzen, die logiſche Form ſtreng einzuhalten, und der Lehrer muß, wenn je der Kampf in das unedle Hin- und Herreden ausartet, ſein Commando „in forma!“ dreinrufen[1]. Wohl iſt die ſeichte Gegenwart voll der Vorurtheile gegen die Scholaſtik, weil man bloß an ihre Auswüchſe, nicht an ihre weſentlichen Vorzüge denkt; ähnlich wie man bei Nennung des Wortes „Zunft“ ſo leicht an die Zunft-Mißbräuche in der Zopfzeit denkt; aber Vorurtheile ſind uns kein Maßſtab, um ſo weniger, weil die allgemeine Erfahrung lehrt, daß wir im nämlichen Maße, als wir die ſcholaſtiſche Form aufgegeben haben, an dialektiſcher Schulung zurückgegangen und ſeichter geworden ſind.

Auch der bereits angeführte Verfaſſer der Abhandlung „Gedanken über die philoſophiſchen Studien“[2] redet, allerdings bisweilen zaghaft, der ſcholaſtiſchen Methode in Vortrag und Disputation das Wort, indem er ſchreibt: „Welche Vortheile die alte Scholaſtik trotz ihrer [ſpäteren!] Mängel damit bot, daß ſie ſcholaſtiſch war, iſt auch in neuerer Zeit von denen, welche dem Syſteme nicht fremd ſind, vielfach anerkannt. Daß dieſe das Denken auf ſeine Geſetze zurückführte, bildet ihren großen

---

[1] Ratio studiorum, ibid., n. 13: „Sic ab ipso logicae initio juvenes instituantur, ut nihil eos magis pudeat in disputando, quam a formae ratione deflexisse; nihil ab illis severius exigat praeceptor, quam disputandi leges ac statas vices.“ — Wo der Sonnabend als Disputationstag unpaſſend erſcheint, kann auch ein anderer Abend dafür angeſetzt werden. Ratio studiorum, Reg. comm. omnibus prof. sup. fac., n. 14.

[2] Hiſtor.-polit. Blätter, Bd. 54 S. 615 f.

Digitized by Google

Vorzug. Die Klarheit und Gründlichkeit kann überall nur gewinnen, wenn die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Denkens durch Zurückführung derſelben auf die Geſetze des richtigen Denkens zum Bewußtſein gebracht wird. Soll der Jüngling eine Fertigkeit im richtigen Denken erhalten, ſo muß er es durch Übung dahin bringen, daß er jeden gegen dasſelbe gemachten Fehler in ähnlicher Weiſe vermeidet, wie der gute Grammatiker, ohne noch an die Regeln zu denken, die grammatikaliſchen Fehler. Eine ſolche Fertigkeit läßt ſich aber nicht anders, als durch fortgeſetzte Übung im Zurückführen des Denkens auf ſeine Geſetze erlangen."

Zwar iſt die eiſerne Rüſtung der ſtreng-logiſchen Scholaſtik im Anfange eine ſchwere Laſt für den Schüler, dem es faſt geht, wie dem jugendlichen David im Panzerhemde Sauls; aber ſind nur erſt die unvermeidlichen Schwierigkeiten überwunden, ſo bewegt ſich der Jüngling leicht und freudig in der Anwendung der Logik, die nur Jenen läſtig iſt, die ſich fürchten müſſen, wenn man ihre Pſeudo-Beweiſe auf die Denkgeſetze zurückführt, ihre hinkenden Definitionen aufdeckt und ihre ſchiefen Urtheile diſtinguirt. Wird die „Form" bei Disputationen nicht eingehalten, ſo leidet ſofort die geiſtige Schulung Noth, ſo verliert der wiſſenſchaftliche Wettkampf ſeine Würde, ſo regen ſich, ſtatt des ernſten Strebens nach Wahrheit, die niedrigen Leidenſchaften der Rechthaberei und Zankſucht, nebſt ihren Trabanten, dem Niederſchreien und Niederſchwätzen des Gegners, wenn es nicht gar zu noch Ärgerem kommt.

Ein weſentlicher Sporn für die Schüler iſt es, etwa dreimal in jedem Halbjahr eine öffentliche Disputation zu halten, welcher nicht nur ſämmtliche Lehrer und Schüler, ſondern auch Herren aus dem Gelehrtenſtande auf ausdrückliche Einladung beiwohnen. Bekanntlich verdanken die engliſchen Colleges gerade ſolchen Disputationen ihre wiſſenſchaftliche Strebſamkeit.

Auch ſchriftliche Arbeiten tragen viel zur geiſtigen Schulung der jungen Philoſophen bei, vorausgeſetzt, daß die Themata richtig gewählt werden, und daß man nicht mehr kleinere Aufſätze, ſondern eigentliche Abhandlungen, halbjährig etwa zwei, verfaſſen läßt. Wäre es nicht ſehr belehrend, irgend eine philoſophiſche Propoſition ausführlicher durch den Schüler behandeln zu laſſen, eine Schrift des Ariſtoteles, die Beweisführung eines Kirchenvaters in einer philoſophiſchen Unterſuchung, die Widerlegung eines Irrthums, als Thema zu ſtellen? Selbſtverſtändlich müſſen dieſe Abhandlungen, wie der ganze Lehrvortrag und die Disputationen, lateiniſch ſein. Man werfe uns nicht ein, daß über dem Latein

Digitized by Google

die Mutterſprache zu kurz komme. In der letzteren werden ja die Realien und, wenn man will, auch die Phyſik des zweiten Jahres vorgetragen, ſo daß Wind und Sonne gerecht zwiſchen der Gelehrten- und der Mutterſprache vertheilt ſind.

Unſere Leſer ſehen, daß wir dem Lyceiſten eine tüchtige Schulung zudenken und nur erſt zur Hälfte die akademiſche Hörfreiheit geſtatten. So wird er auf der einen Seite noch im Geiſte der Gymnaſial-Didaktik weitergefördert, auf der anderen zum Hören der akademiſchen Vorleſungen vorbereitet; erſt zur Hälfte emancipirt, lernt er ſich ſelbſt beherrſchen und die künftige Ungebundenheit auf der Univerſität würdig gebrauchen; in der Unterſcheidung der Wahrheit vom Irrthum, in der Auflöſung der Trugſchlüſſe und der ſchillernden Privatmeinungen, in Definition und Diſtinktion wohlgeübt, fällt er weder der bombaſtiſchen Auctorität eines irrenden Hochlehrers, noch den Krümmen der Tagesmeinungen zum Opfer.

Eben hierin erblicken wir eine geſellſchaftliche Rettungsthat, eine Erlöſung unſeres Geſchlechtes aus dem Hexenſabbate der verworrenſten Meinungen, welche unſeren gebildeten Stand in Atome zerklüften. Was uns trennt, das ſind die „perſönlichen" Meinungen, ich wollte ſagen: „Überzeugungen"; was beſonders unſere deutſche Wiſſenſchaft zerrüttet, das iſt die Seichtheit, die in Folge des vernachläſſigten philoſophiſchen Studiums in allen Zweigen des gelehrten Wiſſens nach der Herrſchaft ringt. Doch wir könnten zu bitter werden. Laſſen wir lieber den ſchon genannten Mitarbeiter der hiſt.-pol. Bl.[1] reden, welcher ſagt: „Wie ſehr die von der Univerſität genährten Grundſätze der Afterphiloſophie, an der Verpeſtung der Geſellſchaft arbeitend, ihr Ziel erreicht haben, davon kann man ſich mit einem Blicke auf die höheren Schichten der Societät leicht überzeugen. An die Stelle der chriſtlichen Weltanſchauung iſt eine antichriſtliche getreten, ſogar das Rechtsgefühl iſt bei Vielen ſo gut wie vernichtet. Und wie iſt das gekommen? Als Werkſtätten des Verderbens erblicken wir vor Allem unſere Hochſchulen. Auf ihnen hat ſich unſere antichriſtliche Philoſophie aller Wiſſenſchaften bemeiſtert, um ſie ſämmtlich mit ihrem verpeſtenden Hauche zu inficiren; und die durch Nichts auf die Größe der von ihnen aus drohenden Gefahr vorbereitete Jugend ſchlürft das ihr dargereichte Gift arglos ein. Die auf den Hochſchulen verbildeten Jünglinge werden theils in der Preſſe, alle in der Familie

[1] A. a. O. S. 427.

Digitized by Google

und den höheren Schichten der Gesellschaft neue Sendboten der auf den Universitäten gepredigten Afterweisheit. Wie wäre es aber den Hochschulen möglich, so viele junge Leute mit faden Phrasen zu corrumpiren, wenn unsere Jugend, ehe sie zu ihrem Fachstudium übergeht, in einer gründlichen philosophischen Schule ein kräftiges Gegenmittel gegen den sich blähenden Aberwitz erhielte?"

Das geistige Elend Deutschlands kommt vielfach vom Aufgeben einer soliden philosophischen Schulung der Jugend. Hier ist der Punkt, wo die Männer der Erhaltung ihre Hebel ansetzen müssen. Niemand nenne sich conservativ, der unser liberales Schulsystem treuherzig in den Kauf nimmt.

C. Die Gewöhnung an nachhaltigen Fleiß.

Der Übergang vom heutigen Gymnasium zur Universität ist zu schroff und daher für Manchen eine sittliche Klippe, an welcher besonders der Fleiß scheitert. Selbst wo man der lieben Form wegen noch eine oder zwei philosophische Vorlesungen belegt, thun die neuen akademischen Bürger dem Studium derselben wenig Gewalt an. Die Philosophie wird, um uns eines alltäglichen Ausdruckes zu bedienen, unter hundert Fällen in neunzig „verbummelt".

Dieß ist nun auf dem von uns vorgeschlagenen, übrigens alten Lyceum ganz anders. Die Abend-Wiederholungen, die unter Leitung des Lehrers anzustellenden Sonnabend-Repetitionen, die privaten und öffentlichen Disputationen, die anzufertigenden größeren Aufsätze, die unausgesetzte Schulung zum Selbstdenken und der ganze Charakter der philosophisch-realistischen Mittelschule nebst dem Reize der Neuheit ihrer Fächer — dieß Alles trägt bei, den Lyceisten zu nachhaltigem Fleiß anzutreiben.

Außerdem aber hatte das alte Lyceum noch zwei Sporne zum Fleiße, deren unvergleichlicher pädagogischer Werth sofort in's Auge fällt: die großen Jahres-Repetitionen und ein strenges Examen zum Aufsteigen.

Die große Wiederholung des ganzen Jahrespensums fand in den letzten Wochen des Schuljahres statt, nachdem jeder Lehrer seine Disciplin erschöpft hatte[1]. Die Vorträge hörten auf, und die strenge Repe-

[1] Gegen den Unfug, den Lehrstoff unvollendet zu lassen, tritt die Ratio studiorum auf, indem sie den Praef. stud., n. 5, anweist: „Unicuique ex professoribus, tum theologis tum philosophis, in memoriam revocet, ut progrediatur, ita ut singulis annis materias sibi assignatas absolvat."

Digitized by Google

tition hielt an bis zum Ende des Schuljahres, ſo daß die Lyceiſten ſich ihre Ferien ſauer verdienen mußten [1]. Warum ſollte dieſe heilſame Maßregel nicht auch jetzt von größtem Vortheile ſein? Sie recht nutzbringend zu machen, hängt ja einzig vom Lehrer-Collegium ab, welches den Jünglingen leicht die Überzeugung beibringen kann, daß die Jahres-Repetition ein bitterer Ernſt, keine Förmlichkeit ſei. Übrigens ſind derartige Schreckmittel wohl kaum nöthig, da unſere Lyceiſten nicht abgehetzte, des Lernens müde Oberprimaner, ſondern friſche Jünglinge ſind, welchen das heutige Allerlei von halbverbauten Fächern weder die Köpfe verwirrt, noch den Verſtand verweichlicht, noch das Gemüth ausgetrocknet hat.

Das zweite, noch heute empfehlenswerthe Mittel zum Fleiße auf dem alten Lyceum war die ſtrenge Jahresprüfung, ohne welche das Aufſteigen in die höhere Klaſſe nicht möglich war. Der Schüler mußte vor der Prüfungs-Commiſſion am Ende des erſten Jahres den Beweis liefern, daß er in der Logik, der allgemeinen Metaphyſik (Ontologie) und der Elementar-Mathematik die durchſchnittlichen Fortſchritte gemacht habe („quod mediocritatem attigerit"), d. h. daß er das Vorgetragene wohl verſtehe und davon Rechenſchaft geben könne [2]. Nur im Bejahungsfalle durfte er aufſteigen. Dasſelbe war im zweiten und dritten Jahre der vorgeſchriebene Weg zum Aufſteigen, nur daß am Schluſſe des philoſophiſchen Curſes eine ſtrenge Prüfung aus der geſammten Philoſophie abgelegt werden mußte.

Sicher iſt dieſe Einrichtung von entſcheidenden Jahresprüfungen viel praktiſcher, ja menſchenfreundlicher, als wenn die ganze dreijährige Maſſe des Lyceal-Unterrichtes erſt am Ende des dritten Jahres zu bewältigen wäre; eine Laſt, welche den Mittelbegabten erdrücken könnte.

Die genannten zwei Einrichtungen ſind ſo geeignet, einen nachhaltigen Fleiß der Schüler zu erwecken, daß wir ſie als weſentliche Theile einer guten Lyceal-Methode betrachten. Wir möchten ſogar den Vorſchlag machen, daß alle Jene, die im philoſophiſchen Schlußexamen eine

---

[1] Ratio studiorum, Reg. comm. omnib. prof. sup. fac., n. 13: „Sub finem anni ita instituendae erunt repetitiones, ut, quantum fieri potest, omnes lectiones repetitae sint, cum tempus vacationum advenerit."

[2] Ratio studiorum, Reg. prov., n. 19: „Singuli sub anni cujusque finem serio examinandi erunt per designatos examinatores, rectore praesente et ipso provinciali, si possit; nemoque a primo anno philosophiae ad secundum admittendus, qui mediocritatem in logica, metaphysica et mathesi elementari non attigerit, h. e., ut ea, quae audivit, bene intelligat ac de iis etiam rationem possit reddere."

Digitized by Google

gute Note errungen haben, zugleich den Magister-Titel erhalten; eine früher in Württemberg übliche Auszeichnung, die auch vor der heutigen Weisheit Beachtung verdienen dürfte.

Aber wie, wenn ein Lyceist am Schlusse des ersten Jahres seine Unfähigkeit für philosophische Studien bewiesen hätte? Soll ihm die Universität und das Fachstudium verschlossen bleiben? Wir glauben: nein; vorausgesetzt, daß er wenigstens praktische Anlage zeige. Denn es gibt in allen gelehrten Berufen gewisse niedrigere Ämter, in welchen auch der Minderbegabte nützlich werden kann; nur müßten ihm wichtigere und höhere Ämter für gewöhnlich verschlossen sein, wenn sich nicht vielleicht später außerordentliche Gaben im bestimmten Fache zeigen sollten.

So viel steht fest: wenn wir es nicht zu einer gründlichen philosophischen Schulung unserer studirenden Jugend bringen, so geht Deutschland unwiderruflich der Verflachung entgegen. Schon jetzt gilt einzig die Erudition à la Baco als „Gelehrsamkeit", an den theologischen Facultäten mitunter die Kirchengeschichte als das Hauptfach; ein wahrhaft unerträglicher Zustand. Die Philosophie ist zum Aschenbrödel geworden. Und doch ist sie ein Hauptfactor der gelehrten Bildung und, wenn richtig gegeben, ein Bollwerk gegen den Unglauben, der sich auf unseren Hochschulen breit macht. Kommen erst wieder philosophisch durchgebildete Lyceisten in die akademischen Hörsäle, so werden die tönenden Sprüche, die hohlen Tiraden und wohlfeilen Witze eines antichristlichen Hochlehrers nicht mehr verfangen, sondern nur die wirkliche Wissenschaft den Beifall der Zuhörer gewinnen. Dann werden die Vorlesungen besser vorbereitet und weniger Bücher geschrieben werden [1]. Dann haben wir Aussicht, daß die Gesellschaft nicht mehr von den gelehrten Ständen mit dem Gifte des Unglaubens angesteckt werde, daß wir wieder christliche Beamte und christliche Ärzte als Säulen der socialen Ordnung hochachten dürfen. Aus diesem Gesichtspunkte scheint uns die Wiedererwachung unseres herrlichen alten Lyceums einen haltbaren Damm gegen die Gewässer aus der Tiefe zu bereiten.

M. Pachtler S. J.

---

[1] „Die Professoren auf den Universitäten müßten wieder in erster Linie Lehrer und nicht Schriftsteller sein." Alexi, a. a. O. S. 43.

Digitized by Google

Recenſionen.

Matthias Eberhard, Biſchof von Trier. Ein Lebensbild von Dr. **J. J. Kraft**, Biſchof von Caſtoria i. p. i. und Weihbiſchof von Trier. 8°. 258 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1878. Preis: *M.* 2.

Domkapitular Dr. Mouſang verlieh in ſeiner begeiſterten Rede über den Prieſterberuf bei der Katholikenverſammlung in Aachen der allgemeinen Liebe und Verehrung, welche die verfolgte Kirche Deutſchlands ihren Oberhirten entgegenbringt, einen warmen Ausdruck mit den ſchönen Worten: „Wir ſind ſtolz auf unſern Epiſkopat. Gott hat ihn mit Tugenden geſchmückt, Gott hat ihm reiche Verdienſte verliehen, Gott hat ihm die Krone des Bekennerthums gegeben.“ In der That, wir haben allen Grund, mit Stolz auf jeden unſerer Biſchöfe hinzublicken, und in gedoppeltem Maße auf diejenigen, die mitten in der Trübſal hingeſchieden ſind und ſo die Palme des Bekennerthums gepflückt haben. Drei der vortrefflichſten ſind bereits in das Reich des ewigen Friedens eingegangen: die hochwürdigſten Biſchöfe von Trier, von Mainz und Paderborn. Sie werden nicht nur ihren Diöceſanen, ſondern den Katholiken ganz Deutſchlands unvergeßlich ſein.

Mit Freude begrüßen wir daher jede Veröffentlichung, welche dem hehren Andenken dieſer Vorkämpfer für die kirchliche Freiheit gewidmet iſt, ganz beſonders aber, wenn ſie von ſo competenter Seite ausgeht, wie das vorliegende Lebensbild des ſel. Biſchofs Matthias Eberhard. Niemand war ſo in der Lage, nach den beſten Quellen zu arbeiten, wie der hochwürdigſte Verfaſſer. Stand doch Dr. Kraft, wie er ſelbſt in der Vorrede hervorhebt, „32 Jahre lang dem verewigten Biſchofe von Trier im Leben nahe, arbeitete 17 Jahre mit ihm gemeinſam an der Heranbildung der jungen Kleriker für ihren erhabenen Beruf und war dann ſein Gehilfe im biſchöflichen Amte bis zu ſeinem Hingange in die Ewigkeit“. Außer den vielen perſönlichen Erinnerungen waren dem hochwürdigſten Weihbiſchofe zudem hierbei die Tagebücher des Verklärten und die Skizzen ſeiner Anſprachen und Predigten dienlich. So mußte ein nicht nur hiſtoriſch durchaus zuverläſſiges, ſondern auch recht anſprechendes Buch entſtehen: „dem geſammten chriſtlichen Volke zur Erbauung, allen Prieſtern und Seelenhirten zur Ermunterung in ihrem heiligen Berufe, der Kirche und ihrem Epiſkopate zum Ruhme und dem dreieinigen Gotte zur größern Verherrlichung“.

Der erſte Theil behandelt Eberhard's Leben von ſeiner Geburt bis zu ſeiner Inthroniſation als Biſchof von Trier. Geboren am 1. November 1815 zu Trier, verlebte der fromme und talentvolle Knabe in ſeiner Vaterſtadt eine durchaus tadelloſe Jugendzeit. 1834 beſtand Eberhard mit großer Auszeichnung das Abiturienten-Examen; dann folgte er dem Rufe Gottes, wandte ſich dem Studium der Theologie zu und trat, Allerhei-

Digitized by Google

ligen 1837, in das Prieſterſeminar. „Heute trat ich einſt in die Welt; heute kehre ich auch der Welt den Rücken, um für immer dem geiſtlichen Stande mich zu weihen", ſagte er damals, und wahrlich, er hat dieſen Vorſatz treu gehalten! Wie eifrig ſich der junge Seminariſt dem Geiſtesleben zuwandte, bezeugen die herrlichen Aufzeichnungen aus jener Zeit, von welchen Dr. Kraft eine ganze Reihe der ſchönſten anführt.

Am 23. Februar 1839 empfing Eberhard die heilige Prieſterweihe und brachte am folgenden Tage, am Feſte des hl. Matthias, ſein erſtes heiliges Meßopfer dar. Zuerſt ſollte er in Koblenz als Kaplan von St. Caſtor wirken; dann wählte ihn Biſchof Arnoldi zu ſeinem Kaplan und Geheimſecretär und übertrug ihm bald darauf (1842) den Lehrſtuhl der Dogmatik im Prieſterſeminar zu Trier. Die Schwierigkeit ſeiner Aufgabe und die Art und Weiſe, wie er ſie löſte, wird dem Leſer von dem hochwürdigſten Verfaſſer klar dargelegt. Hermes und ſeine Schule hatte kurze Zeit vorher in voller Blüthe geſtanden; ein halber Rationalismus hatte ſich eingebürgert. Schon als Student empfand Eberhard einen wahren Widerwillen gegen dieſe Art, theologiſche Gegenſtände zu behandeln; als Profeſſor trat er derſelben in der entſchiedenſten Weiſe entgegen. Er ſtudirte mit einem eiſernen Fleiße gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein. Außer den Kirchenvätern und Concilien wandte er ſich beſonders den Schriften des hl. Thomas, Bellarmin und Petavius zu.

Eberhard vergrub ſich übrigens keineswegs derart in ſeine Studien, daß er der Seelſorge gänzlich entſagt hätte. So leitete er längere Zeit die Junggeſellen-Sodalität, und als im Herbſte 1849 die Cholera Trier heimſuchte, eilte er fleißig an das Kranken- und Sterbebett, auch in materieller Hinſicht die Noth nach Kräften lindernd.

Von 1849—1862 wirkte Eberhard in beſonders ſegensreicher Weiſe als Regens des Prieſterſeminars und als Domprediger. Seine ausgezeichneten Talente für die Kanzel ſind in dieſer Zeitſchrift bei der Beſprechung ſeiner Predigten mehr als einmal rühmend hervorgehoben worden. Als Regens ſuchte er ſich möglichſt genau an die Vorſchriften des hl. Karl Borromäus über die Einrichtung der Seminarien zu halten und that Alles zur Heranbildung eines ausgezeichneten Klerus.

„Prieſter heranzubilden, welche durch Frömmigkeit und durch Wiſſenſchaft gleichmäßig ausgezeichnet ſind; Prieſter, welche als charakterfeſte und im edelſten Sinne des Wortes geſinnungstüchtige Männer in allen Stürmen unentwegt treu zu den Lehren und den Satzungen der Kirche ſtehen, welche nicht verſuchen, den Geiſt der Welt mit dem Geiſte Chriſti zu vereinigen — ſolche Prieſter heranzubilden, das war das Ziel, nach welchem Regens Eberhard unabläſſig ſtrebte. Nichts war ihm ſo zuwider, als gemeine Geſinnung, Halbheit, Unentſchiedenheit und Charakterſchwäche" (S. 25).

Biſchof Eberhard hatte den Troſt, in den letzten, ſtürmiſchen Zeiten ſeines Lebens Zeuge der unerſchütterlichen Treue zu ſein, mit welcher der Klerus ſeiner Diöceſe trotz Kerker und Banden zu ſeinem Oberhirten ſtand: das war in nicht geringem Theile die goldene Frucht ſeines Wirkens und Strebens!

Digitized by Google

Während er als Regens und Domprediger wirkte, wählten ihn seine Mitbürger, überzeugt von seiner edlen Charakterfestigkeit und seinen großen Talenten, in zwei auf einander folgenden Wahlperioden (1852—1858) als Abgeordneten in die zweite Kammer nach Berlin. Auf den Wunsch seines Bischofs nahm Eberhard die Wahl an. In hohem Grade rechtfertigte er das Vertrauen seiner Wähler und trat namentlich in Fragen, welche die katholische Kirche berührten, mit aller Entschiedenheit auf. So war es Eberhard, der im April 1855 mit einem Antrage bezüglich der Dotirung der linksrheinischen Pfarreien vor die Kammer trat, welcher die „Parität" der preußischen Regierung in ihrem wahren Lichte enthüllte.

Über 12 Jahre hatte der unermüdliche Regens sein Amt zum Segen der Diöcese verwaltet, da berief ihn die Gnade Gottes auf eine noch erhabenere Stelle. Weihbischof Braun war im Mai 1861 gestorben, Bischof Arnoldi schlug dem heiligen Stuhle Eberhard als dessen Nachfolger vor, und dieser empfing am 3. August 1862 die bischöfliche Weihe zur großen Freude seiner Vaterstadt und des ganzen Sprengels. Dr. Kraft begleitet nun seinen Vorgänger im Amte auf seinen Firmungs- und Visitations-Reisen und findet dabei Gelegenheit, aus den Skizzenbüchern des Verewigten eine ganze Reihe herrlicher Stellen seiner Vorträge anzuführen. Sie beweisen in hohem Grade das seltene Geschick, welches Bischof Eberhard besaß, seine Worte den Umständen und dem Kreise seiner Zuhörer anzupassen.

Bald nach der Erhebung Eberhards zum Weihbischofe war Bischof Arnoldi gestorben (7. Jan. 1864), und dessen Nachfolger, Bischof Pelldram, führte nur kurze Zeit den Hirtenstab, indem er schon den 3. Mai 1867 im Herrn entschlief. Die allgemeine Erwartung des gesammten Sprengels bezeichnete Eberhard zu seinem Nachfolger, und wirklich bestieg dieser den Stuhl des hl. Eucharius. Die Wahl hätte auf keinen Würdigeren fallen können. Mit welchen Gefühlen er selbst die Leitung der großen Diöcese übernahm, sagte er in ergreifenden Worten am Tage seiner Inthronisation (13. Nov. 1867). Dr. Kraft theilt die erhebende Ansprache vollständig mit: Eberhard zeigt in derselben, wie die Insignien des Hirtenamtes Christi, die Dornenkrone, das Schilfrohr und das Kreuz auch die Insignien der katholischen Bischöfe sind. Groß war der Jubel in Trier und in der ganzen Diöcese. Der neue Oberhirt wurde mit den herrlichsten Ovationen gefeiert: aber Eberhard betrachtete alle Ehrenbezeugungen nicht als ihm, sondern ausschließlich als seinem erhabenen Amte dargebracht.

Auch aus der Ferne trafen die herzlichsten Glückwünsche an den neuen Bischof von Trier ein. „Der liebe Gott hat die Trierische Kirche in Gnaden angeschaut," schrieb der ehrwürdige, greise Erzbischof v. Vicari aus Freiburg i. Br., der Eberhard wiederholt zu seinem Coadjutor gewünscht hatte, „und ihr einen Oberhirten nach seinem Herzen geschenkt."

Der zweite Theil des Buches, dessen Inhalt wir in Kürze skizziren, führt uns von Eberhards Antritte des bischöflichen Amtes bis zu seinem Tode. Der hochwürdigste Verfasser hat an die Spitze desselben die herrlichen Hirtenschreiben gestellt, womit der selige Bischof den Geistlichen und Gläu-

Digitized by Google

bigen der Trierer Diöceſe ſeine Inthroniſation kund gibt; es ſind in der That Worte voll väterlicher Liebe und apoſtoliſcher Salbung. Die folgenden Kapitel (2, 3, 4) ſchildern dann das Wirken des neuen Hirten für ſeine Heerde. Heranbildung, Fortbildung und geiſtige Erneuerung des Klerus, wofür er ſo lange Jahre als Regens gearbeitet, war auch hier wiederum ſeine erſte Sorge. Neue Eintheilung und Umgrenzung der Diöceſe in Decanate und Definitionen nach den Vorſchriften des Kölner Provinzialconcils von 1860, Neubelebung der Conferenzen des Curatklerus, rege Theilnahme an den Prieſterexercitien als einem wichtigen Mittel zur inneren Heiligung, ernſte Mahnung zur Reſidenzpflicht, — das ſind die Hebel, die er zur Förderung eines immer vollkommeneren wiſſenſchaftlichen und geiſtlichen Lebens ſeiner Mitarbeiter im Weinberge anwandte. Damit ging dann die Förderung des religiös-ſittlichen und kirchlichen Lebens Hand in Hand. Ein Hauptgewicht legte er mit Recht auf die Chriſtenlehre; zu dieſem Zwecke ließ er vom heiligen Stuhle die Privilegien der Chriſtenlehr-Bruderſchaft erneuern. Die Volksmiſſionen betrachtete Eberhard als ein vorzügliches Gnadenmittel zur Umkehr und geiſtigen Neubelebung ganzer Gemeinden; daher rieth er der Geiſtlichkeit dringend ihre Abhaltung. Zur Bewahrung des katholiſchen Geiſtes empfahl er die gemeinſame Hausandacht, namentlich das gemeinſame Roſenkranzgebet, dann Verbreitung guter katholiſcher Volksſchriften, beſonders die Bücher des P. Martin von Cochem, Einführung des Gebetsapoſtolates und der Andacht zum allerheiligſten Herzen Jeſu, endlich die Verbreitung der Geſellen- und Jünglings-Vereine und des in der Diöceſe ſchon länger beſtehenden Pactum Marianum.

So arbeitete und eiferte der ſelige Biſchof in ſeinem ausgebreiteten Sprengel am Heile ſeiner Heerde, als Pius IX. den Ruf zum vaticaniſchen Concil an ſeine Brüder im Hirtenamte ergehen ließ. Mit Freuden folgte Biſchof Eberhard der Einladung des Stellvertreters Chriſti auf Erden, dem er und ſein Sprengel mit der treueſten Liebe ergeben waren. Die Opferwilligkeit ſeiner Schäflein hatte ihm 40000 Franken in Gold mitgegeben, welche er bei ſeiner erſten Audienz am 3. December dem beraubten heiligen Vater zu Füßen legte. „Ich bin hier in Bethlehem," ſagte Pius IX. wehmüthig lächelnd, „man bringt mir auch von allen Seiten Gold und Weihrauch!" Darauf reichte er dem Biſchofe die Hand und ſagte: „Ich ſegne alle frommen Geber."

Selbſtredend können wir hier die Theilnahme des Verewigten am Concile (Kap. 5) nicht eingehend beſprechen. Als das Schema von der „Unfehlbarkeit des Lehramtes des Papſtes" zur Berathung vorgelegt wurde, glaubte ſich Eberhard bekanntlich jenen Biſchöfen anſchließen zu müſſen, welche den Satz von dieſem unfehlbaren Lehramte zwar für wahr und in der immerwährenden Überlieferung enthalten anſahen, aber eine Definition desſelben für inopportun betrachteten. Unmittelbar nach ſeiner Rückkehr aus Rom ſprach ſich der ſelige Biſchof über ſeine Stellung in dieſer Frage wie folgt aus:

Zwar habe er mit vielen, den meiſten deutſchen Biſchöfen geglaubt, es möchte vielleicht nicht an der Zeit ſein, etwas als Dogma vorzulegen, was, wenngleich immer

Digitized by Google

in der Tradition der Kirche enthalten, doch in früheren, glaubensſtärkeren Zeiten nicht förmlich als ſolches erklärt worden ſei. Das ſei eine menſchliche Meinung geweſen, welche er nur im Hinblicke auf die beſonderen Verhältniſſe Deutſchlands gehegt und ausgeſprochen habe. Allein „die Gedanken der Sterblichen ſind furchtſam und unſere Vorſicht iſt unſicher, Gottes Vorſicht regiert“ [1]. Nachdem das ökumeniſche Concil einen Beſchluß über dieſen Gegenſtand gefaßt und der heilige Vater dieſen beſtätigt und publicirt hat, ſteht die Lehre für uns unumſtößlich feſt (S. 174).

Schon am 8. Auguſt ließ er die Conſtitution über die Kirche Chriſti in ſeiner Diöceſe durch den kirchlichen Anzeiger publiciren, und als Ende desſelben Monats die deutſchen Biſchöfe von Fulda aus in der gleichen Sache und im gleichen Sinne ein gemeinſames Hirtenwort erließen, begnügte er ſich nicht damit, dasſelbe mit zu unterzeichnen, ſondern fügte ihm unter dem 14. September eine Reihe Bemerkungen, zunächſt für den Curatklerus ſeines Sprengels, bei, welche mit großer theologiſcher Schärfe das Dogma klarſtellten.

Die Definition der päpſtlichen Unfehlbarkeit hatte übrigens, Gott ſei Dank, auch für Deutſchland keineswegs jenen Abfall zur Folge, den einige aufgeblaſene Gelehrte mit „Donnerworten“ verkündet hatten. Folgenſchwerer als die Auflehnung der „Altkatholiken“ ſollte der Sturm ſein, den die Staatsomnipotenz in dem ſog. „Culturkampfe“ gegen die Freiheit der Kirche unternahm. Der hochwürdigſte Verfaſſer leitet dieſen letzten Theil des Lebens von Biſchof Eberhard, in dem ſeine Treue und ſein Opfermuth in ſo hellleuchtendem Glanze ſtrahlt, mit einem Kapitel ein, das die Vaterlandsliebe des hochverehrten Prälaten hervorhebt. In der That dürfte ſich das deutſche Reich Glück wünſchen, wenn alle ſeine „Freunde“ in Wort und Werk eine ſo durchaus loyale, ja hingebende Geſinnung aufweiſen könnten, wie dieſer „Reichsfeind“. Im Hinblicke auf ſeine tadelloſe Treue und auf die Treue aller Katholiken Deutſchlands hatte er allen Grund, im Faſtenhirtenbriefe von 1871 das Wort zu ſchreiben:

„Wir vertrauen, daß das Reich, den erleuchteten Abſichten ſeines Oberhauptes gemäß, mit Gottes Hilfe wird aufgerichtet und ausgebaut werden auf der Grundlage der alten chriſtlichen Gottesfurcht und Gerechtigkeit, in weiſer Ordnung und Freiheit, in Hochhaltung der Religion und der Selbſtändigkeit der Kirche, in Bewahrung der chriſtlichen Zucht und Unterweiſung in den Schulen“ (S. 183).

Das ſollte Alles ſo ganz anders kommen! Schon das Jahr 1871 brachte die Sturmmöven — den Kanzelparagraphen und die Agitation gegen die religiöſen Orden, vorab gegen die Jeſuiten. Muthig trat Biſchof Eberhard für die Verfolgten in die Schranken und legte ein höchſt anerkennendes Zeugniß für ſie ab. Man gab nichts auf ſeine Stimme, nichts auf die Stimme der übrigen Biſchöfe und der Hunderttauſende, die ſich in Adreſſen für die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu verwendeten. Das Jahr 1872 jagte ſie über die Grenze des neuen deutſchen Reiches und ſchickte ihnen bald darauf

[1] Buch d. Weish. 9, 14; 16, 3.

Digitized by Google

die übrigen Orden und Congregationen nach in die Verbannung. Das folgende Jahr brachte die Maigeſetze, denen die Katholiken nichts entgegenſetzen konnten, als ihren paſſiven Widerſtand, oder, wie Eberhard dieſes Wort überſetzte: „Gott verlangt, daß wir in dieſer Zeit das Kreuz, das er uns anvertraute, eine Stufe höher hinauftragen. So geſchehe es denn mit aller Seelenruhe und Herzenseinfalt!“ (S. 192.) Der Schmerz jener Tage war aber nicht ohne Tröſtungen; denn aus allen Decanaten der Diöceſe, von Geiſtlichen wie von Laien, liefen Ergebenheitsadreſſen an Biſchof Eberhard ein, in welchem ſie ihre innigſte Theilnahme an ſeinen Bedrängniſſen und ihre unerſchütterliche Treue für ihn und die heilige Kirche betheuerten. Im Vereine mit den übrigen Biſchöfen bot Eberhard Alles auf, um den unſeligen Schlag abzuwenden; die Kammern, das Staatsminiſterium, der Kaiſer ſelbſt wurden mit Bitten und Vorſtellungen beſtürmt. Alles umſonſt! die Geſetzesvorlagen erhielten Geſetzeskraft, und die Stunde der Opfer hatte für Epiſkopat und Klerus geſchlagen.

In dieſer ſchwierigen Lage nun war Eberhard nicht unſchlüſſig, wie er ſein Verhalten einrichten und welchen Weg er einſchlagen ſolle. Das Gewiſſen war ihm Führer und Leitſtern. Einer hochanſehnlichen Perſönlichkeit, welche in jener Zeit äußerte, es werde ſich doch wohl ein modus vivendi finden laſſen, erwiederte Eberhard feſt und klar: „Unſere Principien können wir nicht aufgeben. Ich perſönlich ſuche gerne, wo es möglich iſt, einen friedlichen Austrag; aber den Principien werde ich nichts vergeben. Ich weiche zurück, bis wo ich an eine Mauer komme; eine ſolche Mauer iſt mein Gewiſſen. Wider mein Gewiſſen werde ich nichts thun. Mit Principien läßt ſich nicht markten“ (S. 197).

Die Staatsomnipotenz ging inzwiſchen ihre Wege und verſuchte mit Geld- und Gefängnißſtrafen die Vorkämpfer für die kirchliche Freiheit zu überwältigen. Am 2. Dec. 1873 verurtheilte das Zuchtpolizeigericht zu Trier Biſchof Eberhard zum erſten Male zu 10800 Mark, eventuell zu zwei Jahren Gefängniß; zwei fernere Verurtheilungen erhoben die Strafſumme bald auf 31200 Mark. Zugleich erfolgte Schließung des Prieſterſeminars und Temporalienſperre, und da der hochwürdigſte Herr die Strafen nicht bezahlte, wurde gepfändet und verſteigert. Als nichts mehr zu verſteigern war, drohte das Gefängniß, und daß die Regierung auch damit Ernſt machte, zeigte die am 3. Februar 1874 erfolgte Einkerkerung des Erzbiſchofs von Poſen und Gneſen, Ledochowsky. In der That ſollte Biſchof Eberhard bald das gleiche, ebenſo traurige als ruhmreiche Loos theilen.

Bekannte Verhältniſſe legten dem hochwürdigſten Verfaſſer bei der Darſtellung der nun folgenden Ereigniſſe die größte Mäßigung auf; aber gerade die objective Ruhe, mit welcher das Kapitel: „Seine Gefangennehmung und Gefängnißhaft“, die Kataſtrophe erzählt, wirkt überaus ergreifend. Wir können nicht umhin, einige Stellen mitzutheilen, und bedauern nur, daß wir nicht das ganze Kapitel herſetzen dürfen.

Acht Tage vor ſeiner Gefangennahme hatte Biſchof Eberhard die Aufforderung erhalten, ſich freiwillig in dem Gefängniſſe zu ſtellen; ſelbſtredend leiſtete er dieſem Anſinnen keine Folge. Darauf wurde der Verhaftbefehl gegen ihn erlaſſen. Am Frei-

Digitized by Google

tag den 6. März (1874) gegen Abend verbreitete sich die Trauerkunde mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt, daß der Bischof in's Gefängniß abgeführt werde; und Tausende strömten herbei, um Zeugen eines Actes zu sein, der zu den denkwürdigsten und ergreifendsten Ereignissen zählt, welche das uralte Trier gesehen. Der Bischof hatte noch der Fastenpredigt im Dome beigewohnt, nach welcher sich, wie einige Tage zuvor schon die Professoren des Priesterseminars gethan hatten, das Domkapitel in den bischöflichen Hof begab, um dem Bischofe seine innigste Theilnahme und die Versicherung seiner unverbrüchlichen Treue auszusprechen. Der Dombechant Schu gab den Gefühlen und Wünschen Aller Ausdruck. . . . Tief ergriffen, aber mit fester Stimme sprach der Bischof seine Freude darüber aus, die Herren, welche er beständig in seiner Nähe gehabt, in dieser Abendstunde noch bei sich zu sehen, und nachdem er ihnen für die vielen Beweise ihrer Treue und Anhänglichkeit seinem Amte und seiner Person gegenüber gedankt, fuhr er fort: „Es geht an mir in kurzer Zeit in Erfüllung, was der Heiland dem hl. Petrus gesagt hat: Alius cinget te et ducet, quo tu non vis. Es ist begreiflich, daß der menschliche Wille sich entgegenstellt, wenn man auf dem Punkte steht, seine Freiheit, seine theure Heerde und eine liebwerthe Umgebung zu verlassen und dafür den Kerker und die Gefangenschaft mit ihren Entbehrungen wählen zu müssen. Indessen wenn es sich um eine so erhabene Sache, wie die Sache Jesu Christi und seiner Kirche ist, handelt, und nur um sie allein, wie mir dieß klar vor Augen steht: so muß der menschliche Wille in den Hintergrund treten. . . . Wenn es sich um Principien handelt, die nicht von Menschen festgestellt sind, sondern in der von Gott geordneten Verfassung der Kirche beruhen, und welche man nicht opfern kann, ohne das Wesen der Verfassung der Kirche zu erschüttern: dann kann und darf ich das als Bischof nicht; sonst würde ich ein Verräther an meinem Amte, meiner Heerde und an der Kirche Gottes. Darum wähle ich den Kerker und gehe mit Zuversicht in das Gefängniß. Ich weiß, daß Gottes Gnade mich trösten und stärken wird und die Erweise seiner Gnade um so mächtiger sind, je schwerer die Trübsale. Wir wollen dessen eingedenk sein, was ein großer Mann des Mittelalters aus der Gefangenschaft an seine Angehörigen geschrieben: In der gebenedeiten Seitenwunde unseres Heilandes wollen wir uns täglich suchen. . . . Noch einen Wunsch habe ich: Möge der Himmel sich begnügen mit dem Opfer meiner Person und meiner Freiheit und Sie Alle, wie ich Sie hier vor mir sehe, verschonen. . . . Herr, dein Wille, den ich allzeit preise, geschehe!“ Nach diesen Worten ging der Bischof, mit Thränen in den Augen, zu jedem Einzelnen und reichte ihm zum Abschiede die Hand. Fünf Minuten später war er ein Gefangener (S. 206).

Der Landrath Spangenberg kam und verhaftete den Bischof. Eberhard protestirte feierlich und wich nur der Gewalt.

Im Hausgange standen die Angehörigen des Bischofs, um Abschied zu nehmen. Zu diesen sagte er: „Nur ruhig und nach Oben geschaut, Gott wird helfen; seid froh, daß es so gekommen ist.“ Am Eingangsthore schlug der Landrath vor, den Weg durch den Garten zu nehmen; allein der Bischof erwiederte: „Ich gehe über die Straße; ich habe die Straße nicht zu fürchten.“ Ebenso wurde das Anerbieten des Landrathes, einen Wagen zu benützen, abgelehnt. Auf der Straße angekommen, entstand eine Scene, die nur derjenige vollkommen begreift, der sie mit angesehen hat. Der Ausdruck, mit welchem die Volksmenge ihre Theilnahme kundgab, überstieg Alles, was wir und wohl auch Alle je von öffentlichen Kundgebungen der Liebe oder des Schmerzes erlebt haben. Laut auf ertönte das Jammern der vielen Hunderte von Menschen, sobald der Bischof mit seiner Begleitung sich ihnen nahte. Vor dem Con-

Digitized by Google

vicle und der Strafanstalt war die Scene wahrhaft herzerschütternd. Die Leute warfen sich auf den Boden, rauften sich in den Haaren, und man hörte ein die Seele durchschneidendes Wehklagen. Der Bischof schritt durch die Schaaren, die Leute segnend und tröstend. „Seid ruhig," sprach er, „es wird auch einmal wieder besser." Der Andrang der Menge war so stark, die Massen schwollen so an — denn Jeder wollte noch einmal seinen geliebten Bischof sehen —, daß der Landrath nur kaum mit seinem Gefangenen zur Gefängnißpforte gelangen konnte. Dort wandte sich der Bischof noch einmal um, die Schaar der Seinen zu überschauen, die in diesem feierlichen Augenblicke auf die Kniee sank, um den letzten Segen zu empfangen; dann schloß sich hinter ihm knarrend Thor und Riegel (S. 210).

Die Bewegung der Augenzeugen theilte sich durch die ganze Diöcese und weit über ihre Marken hinaus mit, und die aufrichtigste Sympathie aller Guten tröstete den Bischof in seiner Kerkerhaft. Allen voran bezeugte ihm der hl. Vater Pius IX. wiederholt seine väterliche Liebe. Aus den Ergebenheitsadressen, die von nah und fern an den Gefangenen gerichtet wurden, wollen wir nur die folgenden Worte des englischen Episkopates anführen:

„Die unterzeichneten Bischöfe Englands, auf ihrer Oster-Conferenz versammelt, stehen im Geiste ehrfurchtsvoll vor den Gefängnißmauern, welche durch die Gegenwart eines Bekenners Christi geheiligt sind, und grüßen mit herzlichster und innigster Liebe ihren Bruder im Herrn. Sie küssen ihm die Hand und bringen ihm ihren Glückwunsch und zugleich ihren Dank dar für das ihnen selbst und der Gesammtkirche gegebene leuchtende Beispiel mannhafter Standhaftigkeit" (S. 214).

So groß der allgemeine Schmerz bei seiner Gefangennahme, ebenso groß war der allgemeine Jubel, als sich am Sylvestertage nach einer Haft von 299 Tagen die Kerkermauern dem Bekenner Christi endlich wieder öffneten und er seiner Heerde wieder gegeben wurde. Es sollte ihm aber nicht mehr viel länger als Jahresfrist vergönnt sein, für sein Volk zu arbeiten, und auch diese Zeit waren Tage ständigen Kampfes und harter Bedrängniß. So wurde, um nur eines zu erwähnen, eine Geldstrafe von 90000 Mark wegen Nichtbesetzung der Succursal-Pfarreien über ihn verfügt. Inzwischen hatten die Leiden seiner langen Haft, die beständigen Hetzereien, die ihnen folgten, der tiefe Kummer, der ihn erfüllte, da er Zeuge sein mußte, wie rücksichtslos unter der Ägide der neuen Gesetze alle kirchlichen Anstalten zerstört wurden, seine Manneskraft untergraben. Doch besorgte er mit der größten Hingabe alle die vielen Geschäfte der Diöcese und unternahm Firmungsreisen in verschiedene Decanate. Da brachte ihm die anstrengende kirchliche Feier der Char- und Osterwoche (1876) den letzten, entscheidenden Stoß. Noch hatte er am Ostersonntage selbst die Festpredigt gehalten — es war jene herrliche Predigt über die Osterfahne, die eine Perle seiner Festpredigten bildet — und am weißen Sonntage den Erstcommunicanten der Stadt mit Mühe die heilige Firmung gespendet und wollte sich eben auf eine neue Firmungsreise begeben, als der Herr seinen getreuen Knecht abberief von der Arbeit zum Lohne. In der Nacht vom 27. auf den 28. April überfielen ihn die ersten, krampfhaften Athmungsbeschwerden, die sich

Digitized by

noch zweimal wiederholten. Dem vierten Anfalle endlich in der Morgenfrühe des 30. Mai erlag der allverehrte Dulder, in raſchem, aber keineswegs unvorbereitetem Tode.

Biſchof Kraft widmet dem verewigten Freunde im Schlußkapitel ſeines Buches eine herrliche Charakteriſtik: es iſt das Bild des innern Menſchen, aus dem ſein opferwilliges Wirken und Leiden, das wir bis dahin betrachteten, hervorblühte. Er zeigt uns, wie Eberhard ein Mann war voll lebendigen Glaubens, voll echter, Alles durchdringender Frömmigkeit. Seine Andacht zum allerheiligſten Altarsſacramente, zum göttlichen Herzen Jeſu, zum bitteren Leiden, ſeine zarte Liebe zur Mutter Gottes, ſeine Verehrung zu den lieben Heiligen Gottes, ſein treues Streben, ihre Tugenden in ſich nachzubilden — das gewährt uns einen erhebenden Blick in die Seele dieſes wahrhaft würdigen Nachfolgers ſo vieler heiliger Biſchöfe, die auf dem altehrwürdigen Stuhle von Trier geſeſſen, und berechtigt unſere Hoffnung, an ihm einen Fürbitter mehr am Throne Gottes gewonnen zu haben.

Joſ. Spillmann S. J.

The life of our life, by *Henry James Coleridge* S. J. 2 vol. kl. 8°. LXVIII u. 360 S., XII u. 450 S. (19. u. 20. Band der Quarterly Series.) London, Burns and Oates, 1876.

Wenn wir nachträglich auf dieſes nicht mehr ganz neue Werk zu ſprechen kommen, ſo geſchieht das, weil wir in demſelben eine weſentliche Ergänzung der in dieſer Zeitſchrift 1876, XI. S. 459 ff. beſprochenen drei erſten Bände des auf breiterer Grundlage angelegten Werkes des nämlichen Verfaſſers „The public life of our Lord Jesus Christ“ zu finden glauben. Dasſelbe hält die Mitte zwiſchen dem eben genannten und dem noch älteren lateiniſchen Werke „Vita vitae nostrae meditantibus proposita. Londini, Burns & Oates, 1869“. kl. 8°. (XXII u. 325 S.). Letzteres, für alle folgenden, auf die Evangelien-Harmonie bezüglichen Arbeiten des Verfaſſers grundlegende Werk gibt in parallelen Columnen und in chronologiſcher Reihenfolge der Ereigniſſe den Text der Evangelien, ſo daß der Leſer auf den erſten Blick zu ermeſſen vermag, welche Evangeliſten und in welchen Ausdrücken dieſelben über einen beliebigen Vorgang der evangeliſchen Geſchichte berichtet haben. Die „Vita vitae nostrae“ iſt ein ebenſo anſpruchsloſes als anſprechendes und dabei ſolid gearbeitetes Büchlein, welches ſowohl dem Exegeten willkommen iſt, als auch dem betrachtenden Chriſten nach kurzem Gebrauche unentbehrlich wird. In den nächſtfolgenden Jahren veröffentlichte dann P. Coleridge die drei erſten Bände ſeines ausführlichen Lebens Jeſu, welche nicht weiter als bis Matth. 6, 14 führen. Da mußte freilich dem bereits betagten Autor die Frage ſich aufdrängen, ob ihm wohl die Zeit und die Kräfte, das angefangene Werk nach dem einmal angenommenen Maßſtabe zum Abſchluß zu bringen, erübrigen würden, und es ergab ſich der Wunſch, in einer handlicheren Geſtalt den Leſern gewiſſermaßen die Quinteſſenz ſeiner geſammten Studien über die Evangelien in die Hand zu legen. Dieſer Wunſch hat ſeine Verwirklichung

Digitized by Google

im vorliegenden Werke gefunden. Dasſelbe iſt weit mehr, als was der beſcheidene Titel nahelegt, eine bloße Überſetzung des älteren lateiniſchen Werkes. Allerdings kehrt auch hier, dießmal in engliſcher Überſetzung, in parallelen Columnen und chronologiſcher Anordnung der Wortlaut der evangeliſchen Erzählung wieder, ſowie die Zerlegung des Stoffes in ſieben Hauptabſchnitte, welche ſelbſt wieder 185 Paragraphen, deren Inhalt in den Überſchriften kurz angedeutet iſt, begreifen. Allein außer einer ausführlich von den Principien der Evangelien-Harmonie handelnden Einleitung, einem einleitenden Kapitel über das Verhältniß der evangeliſchen Berichte zu dem nach ſeiner Objectivität gefaßten Leben des Erlöſers und einem weiteren, die Begrenzung der Hauptabſchnitte rechtfertigenden Kapitel, werden hier einem jeden dieſer Hauptabſchnitte noch zwei längere Kapitel voraus- und in der Regel auch mehrere Noten über „Harmonistic questions“ nachgeſchickt. Das erſte der beiden Kapitel enthält jedesmal eine motivirte Paraphraſe des evangeliſchen Stoffes in ſeiner vom Verfaſſer getroffenen Anordnung, während dann, hierauf fußend, das zweite aus Zweck und Anlage der einzelnen Evangelien die Erklärung herzuleiten verſucht, warum dieſer Evangeliſt beſtimmte Abſchnitte und Züge in ſeine Darſtellung aufnahm, während jener ſie ausließ, u. ſ. w. Das Buch iſt in hervorragender Weiſe geeignet, den Leſer in das Verſtändniß der Evangelien einzuführen.

Fr. v. H.

Katholiſche Erzähler der Neuzeit. Geſchildert von **Heinrich Keiter.** kl. 8°. 304 S. Paderborn, F. Schöningh, 1880. Preis: *M.* 2.70.

Vorab zwei Bemerkungen zum Titelblatt dieſer höchſt anziehenden Studien! Oder wer hätte vor gut zwei Decennien nicht mit traurigem Lächeln den angegebenen Titel an der Stirne eines Buches geleſen und dabei ſtill für ſich gedacht, das Werk werde wohl auch „mehr Geſchrei als Wolle“ bieten, da es ja geradezu unmöglich ſei, irgend nennenswerthe katholiſche Erzähler der Neuzeit aufzufinden? — Wie ſich die Zeiten doch ändern und ſo raſch ändern können! Auch das in's Gedächtniß zu rufen iſt bisweilen ſehr nützlich, damit das Herz in der traurigen Gegenwart nicht verzage, wenn es bedenkt, wie die Kinder inmitten eines wogenden Ährenfeldes ſtehen, wo die Eltern nur ödes, wildes Haideland erblickten. So wird mit Gottes Gnaden, mit unſerer thätigen Energie und der nothwendigen Zeit noch manches, manches Andere gut werden, was uns jetzt ebenſo unerreichbar ſcheint, als es in unſerer Jugend — ein kritiſches Werk über „die katholiſchen Erzähler der Neuzeit“ ſchien, die damals nur in ſehr latentem Zuſtande vorhanden waren.

Als zweite Merkwürdigkeit des Titels betrachten wir den Namen des Autors. Bis vor wenigen Jahren konnte man in den berufenſten literariſchen Zeitſchriften des liberalen Deutſchland Artikel finden, welche ſich zwar durch eine ſeltene Unparteilichkeit und ein vollſtändiges Fernſein jeglicher confeſſionellen Hetzerei wohlthuend vor ihren Nachbarn auszeichneten, die aber doch, eben um in jene Nachbarſchaft zugelaſſen zu werden, bisweilen ihrem beſſeren Fühlen einen Dämpfer und ihren äſthetiſchen Anſchauungen wenigſtens die

Digitized by Google

Cocarde der Partei aufſetzen mußten. Das Dienſtverhältniß eines überzeugungstreuen katholiſchen Schriftſtellers zu einer liberalen Zeitſchrift iſt aber nicht bloß auf die Dauer unhaltbar, ſondern auch für die Zeit des Beſtehens dem Geiſt des Autors ſo gefährlich und drückend, daß wir nicht umhin können, Heinrich Keiter von ganzem Herzen zu beglückwünſchen, wenn er jenem Verhältniß entſagt und ſich entſchieden auf jene Seite geſchlagen, wo die wahre Geiſtesfreiheit ihr Banner entfaltet. Hier kann und wird ſich, daran zweifeln wir nicht, ſein reichbegabter, äſthetiſch feingebildeter Geiſt in der geſunden Atmoſphäre raſch und kräftig entwickeln und frei von jedem Parteihemmniß ſeine religiöſen Überzeugungen und Kunſtprincipien als einzigen Maßſtab ſeiner Geſchmacksäußerungen und kritiſchen Urtheile anlegen. Das vorliegende Werk iſt gleichſam das Meiſterſtück, mit dem der bisher in gewiſſem Sinne zweifelhafte Kritiker ſich entſchieden um die Aufnahme in die „ehrſame Zunft" der katholiſchen Literarhiſtoriker bewirbt, und wir ſind der Meinung, daß die Meiſter ihn beim Anblick dieſer Arbeit nicht mehr lange um Geſellen- und Wanderbüchlein fragen, ſondern ihm ſofort und freudig das „Recht" verleihen ſollten.

Betrachten wir die Arbeit näher. Die Tragweite des ziemlich internationalen Titels wird in der Widmung vom Autor ſelbſt dahin beſchränkt, daß er „kein umfaſſendes Bild unſerer belletriſtiſchen Literatur in allen Landen liefern, ja nicht einmal eine lückenloſe Gallerie unſerer deutſchen katholiſchen Erzähler vorführen", ſondern ſich „auf einige Auserwählte beſchränken" will; denn auch ſo hofft er „ein kleines Bild des höchſt erfreulichen Umſchwunges unſerer belletriſtiſchen Literatur" zu geben. In der That iſt z. B. in lokaler Hinſicht Frankreich, Italien, Holland ganz unberückſichtigt geblieben, Spanien und Belgien mit je einem, England mit zwei Namen vertreten, und was Deutſchland ſelbſt betrifft, ſcheint die Auswahl unſeres Erachtens bisweilen etwas ſtark willkürlich. Das Buch — und das iſt kein Fehler — trägt eben den Stempel ſeiner Entſtehung, es gehört zu der oft als problematiſch bezeichneten Gattung „der zuſammengeſtellten und unter einen Hut gebrachten Artikelabdrücke". Trotz vieler Kritiker können wir in der Gattung ſelbſt durchaus nichts Unzuläſſiges entdecken. Oder wer wagt es z. B., in literariſcher Hinſicht gegen die Causeries du lundi von St. Beuve, oder die Samedis littéraires von de Pontmartin, oder gar die engliſchen Eſſays ſo mancher berühmten Feder im Ernſt etwas einzuwenden? Und um hier nur ein, auch uns deutſchen Katholiken geläufiges Beiſpiel anzuführen, haben nicht die Zeit- und Lebensbilder Janſſens zur Genüge dargethan, daß der einzelne ausgezeichnete Artikel durchaus nichts an ſeinem Werthe verliert, wenn er mit anderen ausgezeichneten zuſammen wieder abgedruckt wird? Nur ſoll man ſich hüten, aus der „Sammlung" gleich ein einheitliches, vollſtändiges Ganze und aus ſelbſtändigen Artikeln organiſche Glieder hervorzaubern zu wollen; das eben macht die Kritik vor ſolchen Eſſays-Sammlungen ſcheu und ſpröde, weil ſie oft mehr ſein möchten, als ſie thatſächlich ſind. Die Lückenbüßer und Nothhelfer ſind bald entdeckt, und dann jubelt die Kritik voller Schadenfreude, wenn das als unzertrennliches Ganze angekündigte Werk vor ihrem

Digitized by Google

ſcharfen Hauch in hundert losgeleimten Blättern und Blättchen in alle Lüfte fliegt.

Es wäre ſicherlich Unrecht, Keiter die Abſicht zu unterſchieben, er wolle aus einzelnen früher unabhängig von einander erſchienenen Artikeln und einigen hinzugefügten Notizen nun ein einheitliches und erſchöpfendes Ganze, ein Bild der jetzigen katholiſchen Erzählungsliteratur bilden, das ſteht ja gerade mit ſeiner eben angeführten Vorrede im Widerſpruch. Und doch — dem Leſer will es trotzdem ſcheinen, als habe beim Erſcheinen dieſer Sammlung unbeabſichtigt das Streben vorgeherrſcht, eine annähernde Vollſtändigkeit zu erzielen, und eben aus dieſem Streben ſei die Exiſtenz mancher der kleineren Charakteriſtiken zu erklären, die weder an Gründlichkeit noch an Objectivität den größeren Studien gleichkommen. Wir bedauern dieſes aufrichtig und hätten lieber im Intereſſe des Leſers wie des Verfaſſers weniger Nummern, aber eine erſchöpfendere Vollſtändigkeit des Inhaltes gewünſcht. Es hätte in einigen Jahren ja ein zweites Bändchen die bei Seite gelaſſenen bringen können, oder ſollte nun einmal in dieſem erſten Bändchen ein relativ vollſtändiges Bild gegeben werden, ſo hätte ſich dazu ein orientirender ausführlicher Überblicksaufſatz der werdenden katholiſchen Erzählungsliteratur geeignet, den wir auch jetzt nur ungern vermiſſen. Einige Hinweiſe werden unſere Ausſtellung begründen. Wenn einer Schriftſtellerin, die nur ein einziges, kaum herausgegebenes Erſtlingswerk zu bringen hat, juſt eben ſo viel Seiten gewidmet werden, als z. B. dem bände- und ruhmreichen Stifter, ſo will uns die Behandlungsweiſe des Letztern verhältnißmäßig doch etwas ſtiefväterlich vorkommen; wenn die Proportion zwiſchen der weltbekannten Hahn-Hahn und der kaum ſeit geſtern als ſpecifiſch katholiſche Schriftſtellerin bekannten Lenzen oder gar der noch jüngeren Ludolff ſich wie 16 zu 24 reſp. 22 ſtellt, ſo ſcheint das doch bei einer etwas gleichmäßigen Art der Ausführung für die Eine des Guten zu wenig oder für die Andere zu viel zu ſein. Die letzte Abtheilung bietet durchgehends nur kurze Notizen von kaum vier bis ſieben Seiten und kann daher nur wenig intereſſiren; ein allgemeiner Aufſatz über den Stand der Volksliteratur hätte beſſere Dienſte geleiſtet. Im Allgemeinen tritt bei der erſten Überſicht die Bedeutung eines Autors aus dem Umfang der einzelnen Studien durchaus nicht hervor, und das, meinen wir, hätte doch nach Recht und Gerechtigkeit geſchehen müſſen.

Doch wir haben ja nur über das zu referiren, was Keiter uns bietet, und nicht, was er uns hätte bieten können und vielleicht auch — ſollen. Wie aus dem eben Geſagten hervorgeht, iſt der Werth der einzelnen Studien verſchieden. Am beſten, d. h. am ſorgfältigſten durchgearbeitet, ſind die Älteren (Caballero, Hahn-Hahn, Fullerton); dann von den Neueren jene, welche durch den Namen des zu beſprechenden Autors dem weſtphäliſchen reſp. Paderborn'ſchen Kritiker am nächſten lagen (Brackel, Harthauſen, Lenzen), obgleich wir den Erſtgenannten doch bei weitem den Vorzug geben. Es iſt nämlich unſeres Erachtens ein bedeutender Unterſchied zwiſchen einer Geſammtſtudie über einen Autor und einer einfachen Recenſion eines einzelnen Werkes.

Worin dieſer Unterſchied beſteht, brauchen wir hier nicht des Weiteren

Digitized by Google

zu erörtern, glauben aber, daß Keiter ſelbſt viel zu fein fühlt, um nicht zu wiſſen, daß er denſelben nicht überall hinreichend beachtet hat. Einzelne ſeiner Studien bieten nicht ſo ſehr eine Überſicht der Eigenthümlichkeiten, eine lichtvolle Summe deſſen, womit der betreffende Erzähler die Literatur bereichert hat, als vielmehr eine Aneinanderreihung von Analyſen der einzelnen Werke, die mit ihren kritiſchen Anhängen ſich ſehr wohl als Recenſion ausgenommen haben mögen, aber hier zu viel Raum behaupten.

Es iſt halt ſo eine eigene Sache um Kritik und kritiſche Studien. Man lieſt deren oft ein halbes Dutzend über ein Werk, und findet trotzdem das Werk weder tiefer noch ſchöner, als man es bei der höchſteigenen, ſelbſtändigen Leſung gefunden. Die Kritiken waren eben Kritiken, keine Studien; ſie verhielten ſich ſtreng analytiſch-negativ, ſtatt ſynthetiſch-poſitiv dem Werk eine paſſende Stelle in der Zeit- und Ideenſtrömung, in der Entwicklung des Autors ſelbſt und in dem Bedürfnißkreiſe des Leſers anzuweiſen; einfach abſchöpfend, was materiell, wie Blüthen, die auch von Kindern geſehen werden, auf der Oberfläche ſchwamm, ſtatt an dem leitenden Blüthenſtengel in die Tiefe zu tauchen, auf die Wurzel-Idee aufmerkſam zu machen und ſo das innerſte Weſen des Werkes, ſeine Seele, dem Leſer zum Bewußtſein zu bringen. Wenn der Kritiker nicht mehr aus einem Buche zu machen weiß, als was auch der Alltagsleſer fühlt und ſieht, ſo iſt ſeine Arbeit überflüſſig; ſie hat keinen Zweck, als höchſtens den, welchen auch die früher ſo beliebten Bibliothèques des romans hatten, d. h. ein Publikum, das zur Kenntnißnahme von den dickleibigen Erzählungen ſelbſt keine Zeit oder keine Mittel hatte, durch geſchickte Analyſen auf dem Laufenden zu erhalten. Es mag gar wohl geſchehen, daß der geiſtreiche Kritikus bisweilen Schönheiten und Tiefen in den Roman hineinlieſt, an die der Autor nicht gedacht hat; allein was verſchlägt's, wenn jene Entdeckungen nun einmal ein Fundament im Roman haben, falls dadurch der Genuß beim Leſen geſteigert und beſonders ein ſelbſtändiges Studium ſtatt der zeittödtenden, entſetzlich ordinären Romanlectüre angeregt wird?

Über einzelne Urtheile und Anſichten wollen wir gewiß mit Herrn Keiter nicht rechten; im Allgemeinen und Ganzen freute es uns, für unſere ſubjectiven Urtheile an dem Kritiker einen beredten Vertreter zu finden; wo wir anderer Anſicht ſind, hat Keiter wie Jeder das Recht, mit Uhland zu ſagen:

„Ich ſchwör' auf keinen einzeln' Mann;
Denn Einer bin ich auch!"

Im Allgemeinen dürfte ſich die Meinungsdifferenz wohl darauf reduciren, daß Keiter nach unſerer Anſicht durchgehends die lebenden Autoren über ihr wirkliches Verdienſt erhebt und aus Allen Talente erſten Ranges machen möchte. Die nächſte Zukunft wird — fürchten wir — dieſe Urtheile nicht ratificiren. Daß bei der Beſprechung der jetzt in Gott ruhenden Gräfin Hahn-Hahn dem Verfaſſer einzelne harte Worte entfallen ſind, bedauern wir ſehr, und hoffen, daß zu Gunſten der frommen, ſeeleneifrigen Schriftſtellerin das Urtheil der Nachwelt durchweg einen reparirenden Charakter tragen wird.

Digitized by Google

Uns persönlich will es auch scheinen, als ob bei der Studie über Stifter der Verfasser sein eigenstes Feingefühl etwas vor den althergebrachten Urtheilen in den Hintergrund habe treten lassen.

Die Darstellungsweise ist durchgehends anziehend und brillant, der Stil dem jedesweiligen Stoffe angepaßt und fleißig besorgt. Einiges Kopfzerbrechen freilich hat uns und auch Andern das richtige Verständniß des Excurses über die Verschiedenheit des Humors bei Sterne, Jean Paul und Brunner gemacht.

So können wir denn diesen literarhistorischen Versuch Keiters, der eine Grundlage für spätere dergleichen Werke sein wird, nur freudig willkommen heißen und zugleich dem Wunsche Ausdruck geben, der uns wiedergeschenkte Verfasser möge sein reiches Talent und seinen anhaltenden Fleiß noch lange und mit wachsendem Erfolge der guten Sache widmen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Benedicti PP. XIV., olim Prosperi Cardinalis de Lambertinis, De sacrosancto sacrificio Missae libri tres. Ex italico in latinum sermonem vertit Michael Angelus de Giacomellis, ex intimis auctoris capellanis. Juxta editiones Patavinam anni 1745. Augustanam anni 1752. Venetam anni 1797. et Pratensem anni 1843. denuo edidit et multis annotationibus et additionibus auxit P. Josephus Schneider S. J. 8°. XV u. 575 S. Moguntiae, Kirchheim, 1879. Preis: *M.* 4.80.

Benedict des XIV. classisches Werk über das hochheilige Meßopfer hat noch heute seinen hohen Werth. Als eine auf den ausgedehntesten Studien beruhende Zusammenfassung der geschichtlich-liturgischen Leistungen aller großen Auctoren bleibt es eines der vorzüglichsten Hilfsmittel für die liturgischen Studien des Klerus. Eine neue Ausgabe war schon längst dringendes Bedürfniß. P. Schneider hat eine solche in recht anerkennenswerther Weise besorgt. Der Text wurde nicht nur mit Heranziehung der besten Ausgaben einer sorgfältigen Revision unterzogen, sondern auch durch Hinzufügung neuerer Decrete der Congregationen, erklärender Anmerkungen des Herausgebers und ganzer Bruchstücke aus des Verfassers anderen Schriften erläutert und ergänzt. Der Gebrauch des handlichen Buches wird noch mehr erleichtert durch das sehr ausführliche Sachregister, welches durch P. Schneider manche Erweiterung erfahren hat. Das 16 Columnen in Kleindruck füllende Namensverzeichniß ist ganz eine Arbeit des jetzigen Herausgebers.

Breviarium Romanum ex decreto SS. Concilii Tridentini restitutum S. Pii V. Pontificis Max. jussu editum, Clementis VIII. et Urbani VIII.

Digitized by Google

auctoritate recognitum, cum omnibus officiis quae hucusque vel de praecepto ad universam Ecclesiam extensa vel quamplurimis locis indulta sunt. 32°. Taurini, Romano, 1879. Preis: *M.* 10.40.

Das vorliegende Reise-Brevier ist ein Totum von der Größe eines kleinen Diurnale. Dem Bändchen ist eine Mappe mit Einlage-Heftchen beigegeben, von denen je zwei unter dem Einbanddeckel Platz finden. Das Bändchen enthält Psalterium, Commune Sanctorum und Pro aliquibus locis, während auf den zum Einlegen bestimmten Separatfascikeln das Proprium de tempore und das Proprium Sanctorum abgedruckt sind. Der Druck ist natürlich klein, aber doch größer als z. B. in den vier Bänden des Mechliner Taschen-Breviers; derselbe tritt auf dem chinesischen Velinpapier sogar recht klar und deutlich hervor. Man wird der Turiner Officin L. Romano schwerlich das Verdienst streitig machen können, durch diese Ausgabe die bequemste Form eines Reise-Breviers geschaffen zu haben.

Medulla theologiae dogmaticae. Auctore H. Hurter S. J. 8°. 760 S. Oeniponte, Libraria Acad. Wagneriana, 1879. Preis: *M.* 4.40.

Die „Medulla theologiae dogmaticae" ist kein neues Werk des hochwürdigen Verfassers, sondern ein Auszug aus seinem dreibändigen „Compendium theologiae dogmaticae". In einem einzigen Bande bietet uns der Verfasser eine gründliche, klare und übersichtliche Darstellung und eine positive und speculative Begründung der Hauptwahrheiten der Dogmatik und Apologetik. Die Anordnung des Stoffes ist dieselbe, wie in dem Compendium, und die Kapitel beider Werke decken sich ungefähr. Das kleinere Werk umfaßt also ebensowohl wie das größere das ganze Gebiet der Dogmatik, und die Reduction des Stoffes auf das geringere Volumen wurde dadurch hauptsächlich erzielt, daß die Väterstellen und Citate aus Theologen vermindert und minder wichtige Ausführungen weggelassen oder in abgekürzter Form unter den Text verwiesen wurden. An Übersichtlichkeit übertrifft die Medulla das Compendium, weßhalb sie für den Hauptzweck, als Handbuch für theologische Vorlesungen zu dienen, sich noch besser eignen möchte, als dieses. Zugleich enthält sie manche Berichtigungen und selbst einige Zusätze, wie z. B. die beiden Thesen über das Dasein Gottes (S. 248) und die Unsterblichkeit der Seele (S. 346).

Als Handbuch für einen etwa zweijährigen Cursus der Dogmatik ist das Werk vortrefflich. Für den Selbstunterricht ist es zu kurz; aber solchen Priestern, welchen die Berufsgeschäfte keine Zeit übrig lassen, größere theologische Werke zu studiren, bietet diese Dogmatik in einem Bande ein vorzügliches Mittel, sich von Zeit zu Zeit die Hauptwahrheiten der heiligen Wissenschaft und ihre Begründung wiederum vorzuführen, oder auch, in wenig Augenblicken für ihre Predigten die dogmatische Grundlage zu gewinnen. Für den letzteren Zweck empfiehlt sich das Werk ganz besonders; man lese z. B. die Erörterungen über den Primat (S. 154 ff.), über den Glauben (S. 212 ff.), über die Vorzüge der allerseligsten Jungfrau (S. 433 ff.), über die Sacramente (S. 550 ff.), und so viele andere Punkte, welche auf der Kanzel immer wieder zur Sprache kommen. Bei der Kürze ihrer Behandlung überhebt das Werk nicht der Mühe des Selbststudiums und Nachdenkens, aber es bietet in kurzen, inhaltreichen Sätzen eine Fülle von Stoff und gibt vielfach selbst die Eintheilung für einzelne Predigten und ganze Predigtcurse an die Hand.

Den Schluß bildet ein genaues alphabetisches Register und eine Anweisung, mit dem Studium der einzelnen Tractate das Studium der einschlägigen Väterliteratur, wie sie in den vom Verfasser edirten opuscula selecta SS. PP. enthalten ist,

Digitized by Google

zu verbinden: ganz gewiß der beste Weg, die Studirenden in die Werke der heiligen Väter einzuführen und die Übereinstimmung zwischen der kirchlichen Lehre der Gegenwart und der Lehre der Väterzeit nachzuweisen.

Anleitung zur Verwaltung des heiligen Bußsacramentes. Von Ant. Tappehorn, Pfarrer in Breden. Mit Approbation des hochw. bischöflichen General-Vikariats zu Münster. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. IV u. 494 S. Dülmen, Laumann, 1880. Preis: *M.* 4.

Der beste Beweis für die Güte und Brauchbarkeit dieses Buches ist die Thatsache, daß kaum ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen die Nothwendigkeit eintrat, eine zweite Auflage zu veranstalten. Dieselbe weist manche dankenswerthe Verbesserungen auf; wesentliche Veränderungen wurden nicht für nöthig erachtet. Zu den Hauptvorzügen des Werkes gehören unzweifelhaft der durchaus kirchliche Geist, in dem es abgefaßt, die Correctheit der Doctrin und die auf dem Boden der Erfahrung gewonnenen trefflichen Winke für die Praxis. Während im ersten und zweiten Abschnitte[1], welche die Bestandtheile und Wirkungen des Bußsacramentes besprechen, die theoretischen Erörterungen mehr in den Vordergrund treten, bringt der dritte und vierte Abschnitt, in welchen über den Ausspender und Empfänger dieses Sacramentes gehandelt wird, mehr die unmittelbar praktischen Fragen zur Sprache. Durch gewissenhaftes Anlehnen an die bewährtesten Lehrer der Moraltheologie ist es dem Verfasser in hohem Grade gelungen, die Mittelstraße zwischen Rigorismus und Laxismus glücklich innezuhalten, und nur gegen sehr wenige Aufstellungen (etwa S. 80, 406, 427) dürften sich ernstlichere Bedenken erheben lassen. Die Darstellung ist klar und verständlich. Nur hätte im § 10 das Motiv der Dankbarkeit und das der vollkommenen Liebe schärfer unterschieden werden sollen. Denn mag auch aus der Dankbarkeit sehr leicht die reine Liebe herauswachsen, so kann doch bloße Dankbarkeit niemals ein Motiv der vollkommenen Reue abgeben. Wenn das vorliegende Werk nach Zweck und Durchführung dem bewährten Neoconfessarius (R. P. Joannis Reuter S. J., Neoconfessarius practice instructus sive methodus rite obeundi munus confessarii in gratiam eorum qui ad curam animarum adspirant proposita. Editio nova et emendata. Ratisbonae, Manz, 1870) sehr nahe kommt, so gereicht ihm das nur zum Lobe.

Gebetsverein für Deutschland. Erwägungen und Gebete von Dr. J. B. Heinrich, Domdecan in Mainz. Mit kirchlicher Approbation. 12°. 78 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: 20 *Pf.*

Der allgemeine Gebetsverein für Deutschland ist die schönste Frucht der Worte unseres heiligen Vaters Leo XIII., die er am 24. December 1878 an den hochwür-

[1] Die beiden Abschnitte sind betitelt: „Über das Bußsacrament im Allgemeinen und Besonderen", und: „Über die Form und Wirkungen des Bußsacramentes". Eine Zusammenfassung dieser zwei Abschnitte in einen einzigen dürfte sich aus verschiedenen Gründen mehr empfehlen. — Auch scheint es uns die Übersichtlichkeit in etwa zu stören, daß der erste Abschnitt in Hauptstücke und Paragraphen, der zweite und dritte nur in Paragraphen, der vierte aber in Theile und Paragraphen zerlegt wird.

Digitized by Google

digsten Herrn Erzbischof von Köln schrieb: „Weil das einmüthige Gebet Vieler der göttlichen Güte gleichsam Gewalt anthut, so wünschen wir, die Bischöfe Deutschlands möchten einmüthig die ihnen anvertrauten Heerden ermahnen und ermuntern, in gemeinschaftlichem Gebete die göttliche Allmacht um geneigte Hilfe anzuflehen." Schon im folgenden Jahre konnte der heilige Vater dem vom hochwürdigsten Herrn Bischof von Ermland in's Leben gerufenen Gebetsvereine für Deutschland seinen Segen ertheilen. Zweck dieses Vereins ist, durch bußfertiges Gebet die Herrschaft des Unglaubens und der aus ihm entspringenden Übel von unserem deutschen Vaterlande abzuwenden, sowie die Herstellung eines wahren kirchlichen Friedens und die Wiedervereinigung im Glauben für Deutschland zu erlangen. Möge das ebenso apostolische wie patriotische Werk blühen, gedeihen und eine reiche Ernte bringen! Das vortreffliche Schriftchen aus einer so berufenen Feder wird gewiß nicht wenig dazu beitragen.

Vernunft und Glaube, oder: Forschungen nach der wahren Religion. Von August Bröckelmann, Dr. theol. et phil., Curatpriester. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. bischöflichen General-Vikariats Hildesheim. Dülmen, Laumann'sche Verlagshandlung, 1880. Preis: *M.* 1.20.

Ein kerniges, gediegenes Büchlein, das viel Gutes stiften wird. Die logische Schärfe wetteifert in demselben mit dem wohlthuenden Hauche heiligen Seeleneifers, der die geistigen Schatten zerstreuen und das Licht Jesu Christi in den Herzen entzünden will. Die Sprache ist edel, die Darstellung gefällig und leicht. Man fühlt unschwer heraus, daß der hochwürdige Herr Verfasser der philosophischen und theologischen Materien, die er behandelt, vollkommen Herr ist. Die drei Abtheilungen: Religion, christliche Religion, katholische Religion, führen in sehr sachgemäßer Weise das Gebäude auf von dem Fundamente bis zur Spitze. Nicht nur der Geistlichkeit, sondern auch der gebildeten Laienwelt wird das Buch eine überaus willkommene Gabe sein. Wir wünschen ihm die größte Verbreitung.

Geschichte der christlichen Kirche, welche lehrt, wie gnädig der heilige Geist zu allen Zeiten für die Erhaltung und Ausbreitung der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche gesorgt und die Verheißung Jesu erfüllt hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. Zur Belehrung und Erbauung für Schule und Haus von J. Engeln, Priester der Osnabrückischen Diöcese. Mit Genehmigung geistlicher Obrigkeit. Achte, vermehrte Auflage. 8°. VIII u. 154 S. Osnabrück, Wehberg, 1879. Preis: 50 *Pf.*

Ein sehr nützliches Büchlein, das seinen auf dem Titel ausgesprochenen Zweck bei jedem aufmerksamen Leser gewiß erreichen wird. Wohl keines der wichtigeren Ereignisse und keine der hervorragenderen Personen, über welche die Kirchengeschichte zu berichten weiß, ist übergangen. Obgleich deßhalb bei dem geringen Umfange des Buches die Darstellung eher eine gedrängte als breit erzählende ist, bleibt sie doch überall leicht faßlich und verläugnet nirgends ihren populären Charakter. Die vom neuen Herausgeber hinzugefügten Abschnitte, in denen die Geschichte bis auf unsere Tage fortgeführt wird, verdienen das gleiche Lob. Der Anhang enthält außer der Reihenfolge der Päpste auch die mit kurzen Notizen durchwobenen Verzeichnisse der Osnabrück'schen und der Münster'schen Bischöfe.

Digitized by Google

Leben des heiligen Petrus, des Apostelfürsten und ersten Papstes. Von Abbé Janvier, Decan des Capitels der Metropolitankirche zu Tours. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von einem Priester der Diöcese Trier. Mit 52 Illustrationen. 8°. 325 S. Einsiedeln, New-York, Cincinnati und St. Louis, Gebrüder Benziger, 1879. Preis: *M.* 3.60.

Das im Jahre 1875 veröffentlichte Original der vorliegenden Übersetzung hat in Frankreich eine recht günstige Aufnahme gefunden. Abbé Janvier sucht seine Leser vorzugsweise unter der gebildeten Jugend: ihr hat er das Lebensbild des ruhmreichen Apostelfürsten gewidmet; bei ihr will er Begeisterung wecken für den Mann, welcher „als ein neuer Eroberer auszieht, mit kühnem Muthe seinen Lehrstuhl neben dem Throne der Cäsaren aufschlägt, um daselbst das ewige Reich des Lichtes und der Liebe zu gründen". Petrus ist der gelehrige Jünger des Herrn, der unermüdliche Apostel, der erste Bischof von Rom, der glorreiche Martyrer; in diesem vierfachen Rahmen tritt dem Leser die große und ehrfurchtgebietende Gestalt klar und anschaulich gezeichnet entgegen. Der Verfasser war bemüht, das aus den Evangelien, der Apostelgeschichte und den glaubwürdigen Überlieferungen erhobene Material zu einem einheitlichen Ganzen umzugestalten, ohne jedoch der Originalität der geschichtlichen Angaben zu nahe zu treten. Wenngleich bezüglich einiger Ausführungen vom Standpunkte der historischen Kritik wohl das eine oder andere Bedenken berechtigt wäre (vgl. z. B. S. 220 ff.), so bekundet doch der hochw. Herr Verfasser durchweg eine große Vertrautheit mit den einschlägigen Ergebnissen der geschichtlichen Forschung. — Die Übersetzung ist gut, die Ausstattung geschmackvoll. Die zahlreichen, der deutschen Ausgabe beigegebenen Illustrationen stehen in inniger Wechselbeziehung zum Texte.

Leben der heiligen römisch-mailändischen Jungfrau Marcellina, Schwester des hl. Ambrosius. Nach den alten Documenten bearbeitet von Monsign. Luigi Biraghi, Doctor der Ambrosianischen Bibliothek und Director der Marcellinen. Aus dem Italienischen von Dr. Peter Macherl. kl. 8°. XVI u. 198 S. Kempten, Kösel, 1880. Preis: *M.* 1.50.

Die Jungfräulichkeit ist die schönste Blüthe des religiösen Lebens. So war es von Alters her. Wer über die Pflege des jungfräulichen Standes zu den Zeiten des hl. Ambrosius zuverlässige Aufschlüsse wünscht, der findet dieselben in dem von Monsign. Biraghi geschriebenen Leben der hl. Marcellina. Der hochw. Herr Verfasser, von Papst Pius IX. durch das Lob „eines fleißigen Erforschers der Schriften des hl. Ambrosius" ausgezeichnet, war in der Lage, für die Biographie der Schwester des großen Kirchenvaters das beste Quellenmaterial zu benutzen. Das sehr ansprechend geschriebene Leben der liebenswürdigen Heiligen ist eine ebenso erbauliche als lehrreiche Lectüre. Die Übersetzung würde durch eine etwas freiere Handhabung der Sprache nur gewonnen haben.

Die letzten Tage des Bischofs Dupanloup, mit einer Vorrede des Erzbischofs von Albi. Autorisirte Übersetzung von C. Mosthaf. 12°. 95 S. Mainz, Kirchheim, 1879. Preis: 90 *Pf.*

Die von Freundeshand gemachten Aufzeichnungen über die letzten Lebenstage des Bischofs von Orléans sind auf den Wunsch und die dringenden Bitten des hoch-

Digitized by Google

würdigsten Herrn Erzbischofs von Albi der Öffentlichkeit übergeben worden. Sie stammen aus der Feder eines Angehörigen jener frommen Familie, in deren Schooße der hochselige Bischof so oft von den schweren Arbeiten und Mühen seines Hirtenamtes ausgeruht und die nöthige Erholung gefunden. Hier in La Combe sollte ihn auch der Tod ereilen. Diesen seinen letzten Aufenthalt daselbst schildern uns die Erinnerungsblätter. Dieselben sind von einem Hauche der innigsten Pietät gegen den Verblichenen durchweht; alle Einzelheiten werden mit der größten Unmittelbarkeit erzählt; manche der verzeichneten Unterredungen und Äußerungen des todesmüden Seelenhirten eröffnen einen tiefen Einblick in das reiche Gemüthsleben seiner edlen und großen Seele. So geschieht es, daß der Leser mit stets wachsender Theilnahme und Verehrung im Geiste an der Seite des Bischofs weilt — bis zu jener Stunde, wo er seine männlich starke und doch so kindlich fromme Seele in die Hände seines Schöpfers zurückgibt. — Die Übersetzung empfiehlt sich durch Reinheit und Fluß der Sprache; die Ausstattung ist glänzend.

Bernardette Soubirous, mit dem Klosternamen: Schwester Marie-Bernard. Ihre letzten Lebenstage und ihr Tod. Aus dem Französischen übersetzt von Frfr. v. A. Mit fünf Illustrationen. 12°. 38 S. Einsiedeln, New-York, Cincinnati und St. Louis, Gebr. Benziger, 1880. Preis: 50 *Pf.*

Der Name „Bernardette Soubirous" ist so innig mit der gnadenreichen Erscheinung der unbefleckt empfangenen Jungfrau zu Lourdes verwachsen, daß die in diesem Büchlein mitgetheilten authentischen Nachrichten über das erbauliche Lebensende der hochbegnadigten Jungfrau gewiß recht Vielen eine erwünschte Gabe sein werden.

Pilgerreisebilder für die Gegenwart — aus meiner großen Pilgerfahrt durch viele herrliche Landschaften, berühmte Städte ꝛc. der Schweiz und Frankreichs zu den heiligsten Gnadenorten neuerer und neuester Zeit — nach der Natur und dem Leben mit gutem Reisehumor, aber stellenweise zeitgemäßem, spitzigem Stifte entworfen von Dr. Engelbert Hofele, derzeit „fahrendem" Ritter des heiligen Grabes. Reinertrag für den beraubten heiligen Vater. 8°. 185 S. Waldsee, K. Liebel, 1879. Preis: *M.* 1.

Wir haben absichtlich den etwas langathmigen Titel des vorliegenden Büchleins vollständig hergesetzt, weil er uns dasselbe besser als eine lange Kritik zu charakterisiren scheint. Man muß es schon mit in den Kauf nehmen, wenn die originelle Schreibart des Verfassers etwas barock ist, mitunter auch an's Derbe streift; aber es ist doch Alles frisch von der Leber weg und aus warmem, katholischem Herzen. Einige recht interessante längere Excurse über den sel. Canisius (in Freiburg), über die sel. M. Margaretha Alacoque (in Paray le Monial) und über den verewigten Pfarrer Vianney (in Ars) sind in die eigentlichen Reisebilder verwoben.

Die vaticanischen Wandgemälde von Fr. Podesti im sogen. Saale der „Unbefleckten Empfängniß". Eine Festgabe zur 25. Jahresfeier des 8. December 1854. Fünf Lichtdruckbilder in Fol. mit vier Seiten Text von Dr. P. Albert Kuhn O. S. B. Einsiedeln, Benziger, 1879. Preis in Carton-Mappe: *M.* 6.

Digitized by Google

Ein schönes Andenken an den großen Festtag des Jahres 1854 und seine Jubelfeier 1879, von bleibendem Werth, da die fünf Blätter in diesen Wandgemälden einige der bedeutendsten Leistungen Podesti's, d. h. der neueren römischen Malerschule überhaupt, reproduciren. Obwohl dieselben an Kunstvollendung lange nicht an die in benachbarten Sälen befindlichen Stanzen Raphaels hinanreichen, sind sie doch ein beredtes Zeugniß, daß das Papstthum auch im 19. Jahrhundert die Kunst wie immerdar geliebt und gefördert hat, und daß es nicht an ihm lag, wenn die so selbstzufriedene moderne Zeit hinter der künstlerischen Idealität und Formvollendung zurückgeblieben ist. Das historische Interesse, welches die Wandgemälde dadurch haben, daß Podesti auf denselben eine große Anzahl von hervorragenden Kirchenfürsten, Prälaten und Theologen porträtirt hat, tritt in der sehr verkleinerten Lichtdruck-Copie selbstverständlich sehr zurück. Auch die bekannteren dieser Porträts würden kaum zu erkennen sein, wenn der beiliegende Text sie nicht angäbe. Derselbe gibt übrigens in erwünschter Kürze und Klarheit genügenden Aufschluß über den Sinn und Werth der Gemälde.

V. A. Huber, ein Vorkämpfer der socialen Reform. Dargestellt von Dr. E. Jäger. 91 S. Berlin 1880. Preis: *M.* 1.60.

Wer kennt nicht den edlen und selbstlosen Mann der socialen Reform und der inneren Mission, der ein ganzes Menschenleben und sein ganzes Vermögen der Lösung unserer gesellschaftlichen Frage widmete? V. A. Huber, geboren zu Stuttgart 1800, † zu Wernigerode 1869, als Heide erzogen und als gläubiger Protestant gestorben, hat in reichem Maße jene Bitterkeiten erlebt, die einem christlichen Gesellschafts-Reformer nirgends und niemals ausbleiben, und darum wird die vorliegende, mit warmem Interesse geschriebene Broschüre Jägers um so erwünschter sein, da Huber, ein Freund Gerlachs, H. Leo's und Kolpings, in der Geschichte der Reformbestrebungen auf christlicher Grundlage eine bedeutende Stelle einnimmt.

Die geheimen Gesellschaften mit vollem Recht verurtheilt von der kathol. Kirche. Von Wilhelm Becker S. J. 8°. 142 S. St. Louis, Mo., B. Herder, 1879. Preis: *M.* 1.50.

Obwohl das Schriftchen in Nordamerika veröffentlicht und zunächst auch für Nordamerika bestimmt ist, wollten wir es doch auch unsern deutschen Lesern nennen: theils, weil der Verfasser am schönen Rheine noch manche gute Bekannte hat, theils auch, weil die Verurtheilung der geheimen Gesellschaften durch die katholische Kirche in den vorliegenden Blättern wirklich vortrefflich behandelt ist. Nach einer kurzen Geschichte und Statistik jener Gesellschaften werden die Documente ihrer Verurtheilung beigebracht und dann diese durch drei Gründe gerechtfertigt: 1) Die geheimen Gesellschaften haben es auf den Sturz der Kirche, des positiven Christenthums, ja selbst der Vernunftreligion abgesehen; 2) sie erniedrigen den Menschen, und 3) sie streben nach dem Umsturze jeder geordneten Staatsverfassung.

Der Wucher und der Liberalismus. Von Dr. Karl Graf Chorinsky, k. k. Landesgerichtsrath in Wien, Landtags-Abgeordneter des Herzogthums Salzburg. Zweite Auflage. 94 S. Graz 1879.

Der „conservative" Landtags-Abgeordnete des Herzogthums Salzburg schreibt zunächst für seine österreichischen Parteigenossen; ihnen will er den innigen Zusammenhang klar vor Augen stellen, der zwischen den einzelnen von ihnen angestrebten Zielen

Digitized by Google

obwaltet. Er durcheilt — was man weder dem Titel ansehen, noch bei dem geringen Umfange der Schrift erwarten konnte — so ziemlich das ganze Gebiet des öffentlichen Lebens. Die Wucherfrage steht zwar im Vordergrunde; aber auch die übrigen, der Tagesordnung angehörigen Fragen werden mit Zurückgreifung auf die allgemeinen Principien in den Kreis der Besprechung gezogen. Der unversöhnliche Gegensatz zwischen den liberalen und den conservativen Grundsätzen wird dabei überall in volles Licht gesetzt. Echt katholische Gesinnung, Festhalten an der historisch-conservativen Mission der habsburgischen Monarchie und entschiedenes Eintreten für die Erhaltung ihrer conservativen Berufsstände kennzeichnen den Standpunkt des Verfassers. Die Sprache ist edel, zugleich aber populär und leicht verständlich.

1. **C. Freiherr von Vogelsang,** Die Grundbelastung und Entlastung. 16 S. Wien 1879. Preis: 40 *Pf.*
2. **O. Glagau,** Deutsches Handwerk und historisches Bürgerthum. 3. A. 80 S. Osnabrück 1879. Preis: *M.* 1.

Die beiden Broschüren, die wir unseren Lesern sehr empfehlen, haben das Gemeinsame, daß sie dem liberalen Ökonomismus, die erstere auf landwirthschaftlichem, die letztere auf gewerblichem Gebiete, zu Leibe gehen und seine antisocialen Grundsätze klarstellen. Was die Mobilisirung und Atomisirung des Grundes und Gewerbes, sowie des Bauern- und Gewerbestandes, was die Beugung der Landwirthschaft und Industrie unter die Allmacht des beweglichen Vermögens bedeute, das fühlen wir in allen Kreisen. Die Krankheit und die Mittel zu ihrer Heilung mögen unsere Leser in den zwei genannten Schriften selbst nachlesen, die uns desto mehr anmuthen, weil sie in der Hauptsache auf die katholische Gesellschaftsordnung des Mittelalters als die einzig rettende hinauslaufen.

Taschenbuch der rheinpreußischen Flora und der zunächst angrenzenden Gegenden. Von Dr. B. Bach. Zweite Auflage. 12°. 472 S. Münster, Nasse, 1879. Preis: *M.* 4.

Der leider bereits verewigte Verfasser war nicht nur ein braver Katholik, sondern auch ein fleißiger Naturforscher. Sein sorgfältig gearbeitetes Werk wird allen Freunden der Natur bei ihren botanischen Excursionen gute Dienste leisten.

Miscellen.

Eine rührende Nachfeier zum Jubelfeste des 8. December fand am 19. Januar d. J. statt in der Kirche U. L. F. von den Engeln zu Bayswater (London): es war die unbefleckte Jungfrau, welche eine verirrte Seele zu Gott zurückführte. Herr W. Grant war bereits 1857 vom Anglicanismus zur katholischen Religion übergetreten, 1868 zum Irvingianismus abgefallen, 1873 zum Ritualismus übergegangen. Er suchte die Ruhe, und sie

Digitized by Google

floh vor ihm. Die im Irvingianismus erfahrenen Enttäuschungen faßte er bei seinem Austritt aus der Secte in einem Buche zusammen unter dem Titel: „Apostolische Herrschaft. Fünfjährige Gemeinschaft mit katholisch-apostolischen Aposteln und Engeln." Das Buch machte großes Aufsehen. Der Verfasser war inzwischen eifriger Ritualist, ja sogar Würdenträger des „Ordens der corporativen Vereinigung" und fleißiger Mitarbeiter an dessen Organ, dem Reunion Magazine, geworden. Er gab als solcher sein „Meßbuch für das Volk" heraus, welches sich unter den Ritualisten einer langdauernden Beliebtheit erfreute. Seiner „Gemeinschaft der Heiligen" vermochten selbst katholische Priester die Anerkennung nicht zu versagen, es eigne sich vorzüglich zur Zerstreuung anglicanischer Vorurtheile gegen Marien- und Heiligenverehrung. Aber er selbst fand keine Befriedigung. Bei all seinen religiösen Wandlungen indessen hatte er einen Talisman sich zu wahren gewußt, eine lebendige Andacht zur unbefleckt empfangenen Jungfrau. Ihre Ehre verfocht er sowohl den Irvingianern als auch jenem Theile der Ritualisten gegenüber, welche die Muttergottesverehrung verwerfen. Sie hat denn auch seine letzte Enttäuschung zu seinem Heile gewendet und ihn zurückgeleitet zu dem einzig wahren Borne der Gnade und Wahrheit.

„Benedict von Nursia und seine Amme" ist der Titel eines theils episch, theils dramatisch gehaltenen Gedichtes des Dänen Frederik Paludan-Müller († 1876). Der Dichter, obwohl Protestant, hat es verstanden, sich hier über die Vorurtheile seiner Landsleute und Confessionsgenossen gegen Mittelalter und Mönchswesen glücklich zu erheben. Die kurze Bemerkung des hl. Gregor in vita S. Benedicti, der Heilige habe sich seiner mütterlichen Amme entzogen und in die Einsamkeit von Subiaco begeben, hat Paludan-Müller zu einem so sinnigen und würdigen Bilde erweitert, daß seine Darstellung im Großen und Ganzen einem Katholiken alle Ehre machen würde. Wohl ist die Nebenfigur der Typus einer gewöhnlichen, rein weltlich gesinnten Mutter, die mit bloß natürlicher Liebe in den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit aufgeht, so daß der Dichter hier eben nur die ihn von allen Seiten umgebende Wirklichkeit zu zeichnen hatte — und darin liegt, nebenbei bemerkt, seine Hauptstärke, das Leben, wie es ist, zu schildern in fließender Sprache und mit einem musikalischen Wohlklang des Versbaues, wie wir Deutsche ihn in unserem nordischen Schwester-Idiom kaum für möglich halten sollten. Die Hauptfigur dagegen zeigt solche Seelenhoheit, Lebensweisheit und Willenskraft, daß der Dichter die Züge zu seinem Lichtbilde schwerlich seinen jugendlichen Landsleuten dürfte entlehnt haben.

Das nicht umfangreiche Gedicht zerfällt in drei Gesänge, denen man etwa die Überschriften geben könnte: Auf der Straße. — Im Weinberge. — Auf der Bergterrasse.

I. Auf der Straße. Als Einleitung werden wir in einer Art Prolog bekannt gemacht mit Schauplatz und Zeit der Handlung. Schauplatz ist die römische Campagna, die nächste Umgebung der Weltstadt, selbst umgeben von den blauen, fernen Bergen, von deren Höhe der Aniofluß seine

Digitized by Google

klaren Waſſer dem gelben Tiber zuführt. Die Handlung fällt in die Zeitenwende, da alt-römiſche Freiheit und Weltherrſchaft mit dem alten Heldenſinn in's Grab geſtiegen,

„Rom, das neue, das im Kreuze
Und in Kraft der Schlüſſel Petri
Völker zügeln ſollt' und Fürſten,
Noch nicht war, doch ſchon ſich regte
Unter dunkler Zukunft Decke".

In dieſen Tagen des Überganges und der Gährung alſo iſt es. Die abendliche Aprilſonne beleuchtet einen beſcheidenen Zug von drei Perſonen auf der Straße von Rom nach Tibur: an der Spitze desſelben reitet ein Weib mit offenen, freundlichen Zügen, mittleren Alters, in der Kleidung der römiſchen Matronen, auf einem weißgrauen Saumthiere; hinter ihr in bedeutendem Abſtand ſchwankt ein bejahrter Eſelstreiber mit breitkrämpigem Hute hoch auf dem Rücken eines Mauleſels, der mit vielverſprechenden Tragkörben ſchwer bepackt iſt. Der Alte zieht hinter ſich her ein anderes Maulthier, deſſen Reiter eben abgeſeſſen iſt, um die lebensluſtige Reiterin da vorn zu Fuß einzuholen.

„Hurtig geht er mit der Mütze
Auf den braunen, vollen Locken,
In dem weißen Linnenkittel,
Um den Leib den Ledergürtel,
Schmächtig, ſchlank, von zarten Gliedern.
Aus dem klaren, tiefen Auge,
Aus den feinen Zügen ſtrahlet
Seelenadel, Geiſteshoheit.
Halb ein Kind noch, halb ein Jüngling —
Vierzehn Jahr' er heute füllte —
Geht er vorwärts auf der Straße,
Dem Sabinerland entgegen
Und der eig'nen großen Zukunft,
Reich an Thaten, voll Entbehrung."

Es iſt Benedict von Nurſia, der ſeine Knabenjahre fern von Vater und Mutter unter der Pflege ſeiner Amme Cyrilla in der Welthauptſtadt verlebt hat, um ſich mit der Weisheit der letzteren vertraut zu machen.

„Und vom Sonnenſtrahl der Kirche
Ward das Herz ihm ganz durchglühet.
Weisheit aus den alten Schriften
Trank er gierig in den Schulen.
Jeder Tag fand an den Schranken
Ihn, des Wortes Kunſt zu lernen.
Und im kühnen Spiel der Waffen,
Wie es ziemte ſeinem Adel,
Hat ſich oft ſein Muth bewähret.
Doch vom Lärm des Waffenſpieles,
Wie von Schranken, Schule, Kirche
Eilte täglich er zur Stunde
In der Amme off'ne Arme."

Jetzt hat die gute Cyrilla — eine echt däniſche Figur — den „geſegneten" Einfall gehabt, beim „geſegneten" Frühlingswetter den Geburtstag ihres Mündels und Sohnes, der nicht umſonſt der „Geſegnete" heißt, dem vielmehr der „Segen" überallhin folgt und Glück und Freude beſchert, in ländlicher Gemüthlichkeit — in jeder Beziehung echt däniſch! — zu feiern. Es war das wirklich ein „geſegneter" Einfall. Denn die Prophetengabe des wetterkundigen alten Marcus hat ſich mal wieder glänzend bewährt. Als er

Digitized by Google

in der Frühe die Maulthiere siegesgewiß aus dem Stalle zog, hingen drohende Wetterwolken am Himmel; aber der Wind verjagte sie bald, und jetzt liegt im Glanze der Abendsonne das Ziel der Reise nahe vor ihnen: Tibur,

„In dem Kranze seiner Berge,
Dunkelblau, mit gold'nen Kuppen,
Halb im Licht und halb im Schatten".

Hier soll der fleißige Benedict, der sich wohl, ermüdet vom Lesen und Studiren, aus dem Gefängnisse der Schule in die Freiheit des Landlebens hinaussehnen mag, in längerem Ferienaufenthalte den Schulstaub gründlich abschütteln und den Lohn für seinen Fleiß ernten, wenn er sich mit den Burschen des Winzers tummelt in Wald, Flur, Au und Weinberg.

Die redselige Amme verbreitet sich über Ferienfreuden, früher Erlebtes, alte Zeiten, nächste Zukunft. Ihr auffallend ernster Begleiter streut die Bemerkung ein: Wie, wenn es anders in den Sternen geschrieben stünde? Wie, wenn unsere Lebenswege sich bald schieden? — findet damit jedoch bei der lustigen Reiterin keine sonderliche Beachtung. Getröstet durch den Gedanken, daß wohl Manches in den Sternen da droben geschrieben stehe, das doch ungelesen bleibe, beginnt sie eben jetzt, frischer voranzutraben. Und auch Benedict besteigt sein Maulthier wieder. So erreichen sie denn, an der Villa Hadriani vorbei, das Reiseziel, den Hof des Weinbauern.

Cyrilla schärft die größte Behutsamkeit beim Abheben der Tragkörbe ein (was die wohl enthalten mögen?) — und während sie geschäftig beim Hauswirth einspricht, um Quartier zu machen und sogleich den Schlüssel zum Weingarten zu holen, hilft ihr Pflegling, in gewissenhafter Beobachtung des erhaltenen Auftrages, zuerst Marcus gar behutsam Alles abladen:

„Korb und Schlauch und Sack und Taschen",

und geht dann den steilen Steinweg hinauf zur Terrasse oben mit der Rundsicht auf die Campagna, Tusculum und Alba Longa und das Tiberthal bis hinunter zur Welthauptstadt.

„Lange, wie vom Schau'n getroffen,
Stand gebannt der junge Wand'rer,
Ganz verloren in den Anblick. — —
Da, erwacht aus tiefem Denken,
Kehrt der Landschaft er den Rücken,
Geht zur Kluft hin, sich zu setzen
Auf den Block dort in den Schatten",

bis das verabredete Zeichen zum Beginne des ländlichen Festes einladen werde.

II. Im Weinberge. Nach Verlauf einer guten Stunde ertönte das Zeichen, — schrille Töne einer Sackpfeife. Benedict erhob sich mit einem Blick, als käme er aus fernem Lande, Wehmuth im Auge, aber auch Entschlossenheit im ganzen Wesen, in Miene, Gang und Haltung, als wäre er in dieser kurzen Einsamkeit älter und mehr Mann geworden.

Digitized by Google

„Und nun sinkt er auf die Kniee,
Hebt zum Himmel seine Hände:
‚Gott,' so betet er, ‚du kennst ihn,
Meines Herzens festen Vorsatz;
Laß zur Frucht ihn heute reifen!
Lenke Alles dir zu Ehren!'"

Dann geht er hinunter, dem Garten des Winzers zu, woher es um so lauter und schriller tönt, je näher der zu Feiernde kommt. Kein Wunder; denn sieh:

„Weit das Gartenthor stand offen
Und in dem der alte Marcus.
Weinlaub um den kahlen Scheitel,
Bläst er mit gespreizten Backen
Überlaut auf seiner Pfeife,
Um des Tages Held zu feiern
Und zum Fest ihn einzuladen.
Benedict tritt, dankbar grüßend,
Ihm vorbei ein in den Garten
Und den Laubgang, ganz umkränzet
Von den frischen, grünen Ranken,
Hin zum Baume, wo die Amme,
Gleich dem Alten reich umkränzet,
Stand im besten Festtagsschmucke,
Mit den Lippen an der Flöte,
Spielend seine Lieblingsweisen.
Als er naht: auf einmal ‚rechts um'
Macht die Amme, und im Taktschritt
Geht der Zug (voran die Flöte,
Hintendrein der wack're Pfeifer)
Um den Baum zur Ehrenpforte
Und der Grotte mit der Moosbank,
Die den langen Tisch umkränzet."

Auf dem standen die drei wohlbekannten Körbe, alle sorgsam zugedeckt. Benedict und Cyrilla nehmen hier Platz; Marcus zieht sich ehrerbietig zurück in's Dickicht, um noch eine Zeit lang seinen guten, jungen Herrn mit seinen besten Weisen zu erfreuen. Als er endlich die Sackpfeife einsteckt und es ermöglicht, das eigene Wort zu verstehen, öffnet die Pflegemutter nach einigen einleitenden Worten über ihre Abmachungen mit dem Hauswirthe und die Ferienaussichten die geheimnißvollen, vielverheißenden Körbe.

Auf dem Boden des ersten birgt sich eine Pergamentrolle: die Episteln und Evangelien, kunstfertig geschrieben mit wechselnden Farben:

„Roth Matthäus, blau Johannes —
O wie prächtig! Und der Titel
Reich verziert mit Vöglein, Engeln!
Und der gute Hirt, das Lämmlein,
Das gesund'ne, auf der Schulter!
‚O Cyrilla, gute Mutter!
Nimmer eine bess're Gabe
Hättest du mir geben können.
Die soll folgen mir durch's Leben,
Wo der Weg mich hin mag führen.'"

Der kostbare Schatz ist erstanden für vier Goldbenare von einem Pilger, der im letzten Winter über Ägypten von Jerusalem kam und gar Vieles zu erzählen wußte von Antonius oder Paulus, wie er hieß, und von den anderen frommen Brüdern, die in der Einsamkeit der Wüste ihr Leben hingrübeln.

Der zweite, umfangreichere Korb enthält für den Vierzehnjährigen, der die Kinderschuhe ausgetreten hat, der Schule entwachsen ist und jetzt den Weg zu allen Ehrenposten in Staat oder Kirche, Dank dem Einflusse seines reichen Oheims Lucius und des befreundeten Senators Varro, offen vor sich sieht — einen neuen prächtigen Anzug zu Pfingsten. In verzeihlicher Selbstgefälligkeit weiß die Geberin die Schöpfung ihrer eigenen kunstgeübten Nadel gebührend zu würdigen: die Tunika, purpurfarbig, so reich mit Gold und

Digitized by Google

Silber gestickt, und besonders die weiße Toga mit breitem Purpursaum. Doch Benedict lehnt ab.

„‚Wozu,‘ meint er, ‚reiche Kleider,
Wenn mich mehr erfreut mein Kittel?‘ —
‚Wie? der grobe Linnenkittel
Mit dem Gürtel nur aus Leder?‘ —
‚Ja, von heut' bis an mein Ende
(Dieß Gelübde Gott ich machte)
Soll der weiße Linnenkittel
Einzig Schutz mir sein und Hülle.
Weißt ja selber, was im Buche,
Das zur Richtschnur du mir gabest,
Steht geschrieben, klar und deutlich:
Wenn du willst vollkommen werden,
Mußt dem Reichthum du entsagen,
Mußt verschenken deine Habe,
Mit dem Kreuze dich beladen.
Denk' dann, was St. Paulus mahnet:
Daß es räthlich für den Mann ist,
Fernzuhalten sich vom Weibe.
Armuth ist mein Ehrentitel.
Nicht vergiß das Wort der Schrift:
Wen es lüstet nach dem ersten
Platz, der wähle sich den letzten,
Mache sich zum Diener Aller.‘“

Nein, das ist dem Weltkinde denn doch zu viel; es schwindelt ihr. Das Alles sollte die Schrift lehren? Aber die will denn doch richtig verstanden sein und soll deßwegen von den Priestern ausgelegt werden. Cyrilla selbst darf ja versichern, so fromm zu sein, wie irgend Jemand sonst. Aber die Grundsätze sind ihr denn doch ganz neu. Wozu und für wen wäre die schöne Welt denn wohl da, wenn der Mensch die Aufgabe hätte, sie zu fliehen?

„Wer sollt' schmücken sich zu Festen,
Wer mit Rosen sich bekränzen,
Wer mag zechen, singen, tanzen?
Wer, wenn nicht der Mensch? Wozu doch
Schuf da Gott die Erdenschätze,
Gold und Silber, Edelsteine,
Feine Kleider, bunte Farben,
Perlen, Quasten, Federn, Fransen?
Doch genug! und laß die Kleider
Lieber mich zusammenpacken!
Weiß schon, willst mich heut' nur necken;
Schon seit deinen früh'sten Jahren
Kenn' ich deinen Trotz, die Grillen,
So dir aus dem harten Kopfe
Keiner wohl vertreiben möchte.
Denkst du wirklich, wie du redest,
Da verschmähst du wohl den dritten
Korb, der birgt den letzten, besten
Schatz, den wir sonst theilen wollten.“

Und hervor langt sie einen großen, großen Kuchen — man dürfte ihn ein „Kolosseum“ heißen —, auf dem in tiefer Symbolik 14 weiße Mandeln sich um ein großes B im Kranze legen.

„Doch den magst du wohl nicht kosten?“ —
„Doch, du Gute, doch, ein Stücklein.“

Das gefällt ihr, die Würdigung, welche das süße Product ihrer so kunstgeübten wie liebenden Hand bei ihrem ascetischen Zöglinge findet. Und schnell versöhnt, schenkt sie in guter Laune ein. Aber der ernste Benedict erklärt sogleich, das sei der Abschiedsbecher:

„Heute noch zieh' ich gen Westen
In die Einsamkeit der Berge.
Dieß Gelöbniß Gott ich machte.
Heut' noch lass' ich Roms Tyrannen,
Lust und Macht und Glück und Ehre;
Heut' zum einz'gen Herren wähl' ich
Meinen Schöpfer mir und Heiland.“

Digitized by Google

Nun beginnt ein Sturmlauf gegen das jugendliche Herz. „Aber dein Oheim? Aber Vater und Mutter? Was werden die sagen? — Und oh, der Schurke von Pilger! der hat dich beschwätzt um dein Lebensglück, daß du als Einsiedler schier verhungern und verkommen willst in einem nutzlosen Leben.“ — „Vor Fleisch und Blut weiche ich nimmer,“ erklärt mit Mannesmuth der entschlossene Jüngling. „Alle Bande sind schon zerrissen. Brieflich habe ich bereits Abschied genommen von allen Theuren. Nicht der fremde Pilger hat mich in die Einsamkeit eingeladen, sondern Der, dessen Wort Gebot für die Sterblichen ist, der selbst vom Geiste in die Wüste geführt wurde zum Kampfe gegen den Versucher, ehe er sein Lebenswerk begann. Seinem Beispiele folgend, ziehe ich mich auch zurück, ehe ich mein Lebenswerk beginne, und

‚Menschenkinder um mich sammle,
Meine Brüder, die gleich Schafen
Ohne Hirten jetzt zerstreut sind‘.“

„Aber ist das nicht Widersinn: ein Einsiedler werden, sich in die Wildniß vergraben, um Menschenkinder um sich zu schaaren!“ — Benedict zeigt höher hinauf, dort oben auf der Kuppe des Berges werde sie das besser verstehen. So bequemt sie sich dazu, trotz großer Müdigkeit, am Arme ihres Pflegesohnes hinanzukeuchen, nachdem dieser erst noch beim Abschied von dem alten Marcus einen Beutel mit seiner letzten Baarschaft dem wackern Spielmann in die treue Hand hat gleiten lassen.

III. Auf der Bergterrasse angelangt, späht Cyrilla nach allen Seiten, nach unten und nach oben, nach rechts und nach links und rund um; aber sie kann gar nichts erspähen, das ihr das Räthsel lösen oder das bekümmerte Herz trösten könnte. Da deutet Benedict westwärts auf Rom, das die scheidende Sonne noch schwach beleuchtet: „Was willst du mehr? Der Anblick sagt dir Alles. Das war einstmals der Schauplatz für Römertugend, für ein Leben voll Kraft und Hoheit, wie es vorher nie gesehen ward und später nie mehr gesehen werden wird.“ Doch Cyrilla versteht noch nicht; sie meint, die Gegenwart unter der Regierung des Gothenkönigs in Ravenna sei denn doch auch prächtig und prunkvoll. Sie erinnert an das herrliche Schauspiel, das sie Beide mit eigenen Augen sahen, als Theodorich ein Jahr früher Rom besuchte; wie man ihm da durch die herrlich geschmückten Straßen entgegenzog:

„Der Senat im Purpurschmucke,
Dann der Bischof und die Priester
In den weißen Linnenkleidern,
Mit dem Kreuz und tausend Kerzen.
Denk', wie hoch auf weißem Zelter,
Mit der Krone auf dem Schlachthelm,
In der Hand die blanke Waffe,
Langsam durch das Thor er einritt
Mit dem Stabe seiner Gothen.
Denk', wie tief vor ihm sich beugten
Aller Römer Knie' und Adler,
Krieger mit gesenkten Fahnen,
Obrigkeit mit Weihrauchschalen;
Wie die besten Bürger barhaupt
Ihm das Scepter überreichten,
Huldvoll drauf der König nickte,
Als ihm alle Lippen jauchzten:
Vivat rex Italiae, vivat!
Denk' ich dieß, was selbst wir schauten,
Will das alte Rom ich gerne,
Kind, mit seiner Pracht dir schenken.“

Digitized by Google

„Wohl ein prächtiges Schauspiel das, ja; aber unsere Erniedrigung! unsere Schande! unsere Schwäche!

‚Alles Land ringsum verwüstet,
Wehrlos frecher Räuber Beute!
Und das Volk zerstreut, verwildert,
Ohne Recht, Gesetz und Ordnung!
Und die Hirten selbst nicht besser,
Beinah' schlimmer als die Heerde!
Und was ist aus Rom geworden?
Rom, das christliche Bekenner
Sah im eig'nen Blute siegen,
Rom, wo heilige Apostel
Auf dem Fels die Kirche bauten,
Rom ist seinem Thron entstiegen;
All sein Schimmer ist gewichen;
Ohne Muth und ohne Helden
Liegt im Staube es, zertreten;
Ohne Tugend, ohne Treue
Wühlt im Schmutz es mit Ergötzen;
Ohne Scham hat es des Gürtels
Heil'ger Zucht sich frech entkleidet.'"

Darin muß Cyrilla dem unverdorbenen, reinen Auge Benedicts allerdings Recht geben; aber, meint sie, fühle er sich berufen, dem Verderben Einhalt zu thun, so könne er da am besten als Censor und strenger Sittenwächter Ordnung schaffen:

„Wenn auf Gassen und auf Märkten,
Wenn in Schenken und in Kneipen,
Wenn in Kammern und in Höhlen
Du mal gründlich jagen thätest,
Auszufegen allen Kehricht,
Wär' doch wahrlich ganz was anders,
Als versteckt sein in der Wüste!
Wär' dem Himmel mehr zur Freude
Und der Erde mehr zu Frommen!"

„Nein, nein; an *diesem* Geschlecht wäre alle Mühe doch nur verloren; ein *anderes* Volk muß auferzogen werden. Anders muß die Welt erst werden, ehe der Segen über sie kommen kann."

„Anders muß die Welt erst werden!
Leicht gesagt. Wollt' Gott, es wäre
Eben leicht auch auszuführen!
Wer der Starke, zu erziehen
Neue Völker? auf die Schultern
Solche Last sich aufzubürden?" —
„Ich, Cyrilla." — „Du? Verstehst du,
Was du sagtest?" — „Ja, Cyrilla,
Ich will mich damit bebürden."

„Aber das ist ja schwer — unmöglich." Schwer, ja; doch der jugendliche Held stützt sich auf den unzweifelhaft göttlichen Ruf, der an ihn ergangen ist, wie an Moses, seine Brüder zu retten und zum Herrn zu versammeln. Wohl steht ihm kein Aaron und keine Wunderkraft zur Seite; aber er hat andere Waffen, denen der Sieg über die Welt verheißen ist, Waffen, wie sie einem Römer und Christen anstehen: Glaube, Weltentsagung, Hingabe an Gott. Näheres über Mittel, Wege und Weise der Ausführung weiß er noch nicht, hofft es aber zu erfahren in der Einsamkeit, die er zufolge seinem Gelübde noch am selben Abend aufzusuchen verpflichtet ist.

Noch einmal setzt die Amme Alles in Bewegung, stürmt auf ihren Pflegesohn ein mit allen Gründen, welche ihre rein natürliche, wenngleich ver-

Digitized by Google

zeihliche Zärtlichkeit ihr eingibt; greift zu allen Waffen, die Vergangenheit und Zukunft nur bieten können; erinnert daran, wie sie damals, als der kleine Benedict auf ihrem Schooße seine ersten Eßübungen machte, den Inhalt jedes süßen Löffels redlich mit ihm theilte, wie sie auch später nimmer eine leckere Frucht kostete, ohne die Hälfte ihm aufzubewahren. Und nun in der Zukunft? Ach, da wird er ohne warmes Kleid in der Winterkälte zittern und mit nackten Füßen gehen — er, den sie doch so gern auf ihren Händen über alle Dornen des Lebensweges hinwegtragen möchte!

Doch Alles ist umsonst. Benedict weist hin auf die Krone des Lebens, die sich in Worten nicht schildern und mit Farben nicht darstellen läßt; aber seit er die mit dem Glaubensauge erschaute, erblaßte für ihn die Sonne irdischen Glückes.

„Hätt' ich nicht geschaut die Krone,
Traun, ich wär' bei dir geblieben.
Doch in ew'gem Glanz die blinket,
Vorwärts — aufwärts die mir winket!
Denk' die Wonne, wenn wir Beiden
In dem Schmucke dieser Krone
Droben uns für ewig finden
Und die Hände dort uns reichen,
Wo all' Sehnen wird gestillet.
Leb' denn wohl, du theure Amme!" —
„Herzeliebes Kind, leb' wohl!" —
„Theure Amme!" — „Theurer Sohn!"

Und er reißt sich los aus den Armen der Weinenden, wischt sich die Augen, sieht himmelwärts und wandert dann den Hohlweg hinab. Cyrilla folgt ihm einige Schritte unbewußt und sieht ihm nach, bis eine Biegung des Bergpfades ihn unsichtbar macht. Da ist's, als sollte das Herz ihr brechen, eine Thränenfluth entströmt ihren Augen. Vornüber gebeugt, die Arme nach dem verschwundenen Gegenstande ihrer Liebe ausgebreitet, stand sie da — wie ohne Trost.

„Trost doch hätte sie gefunden,
Hätte mit Prophetenblicken
Sie die Zukunft können schauen,
Mit der Nachwelt Augen sehen
Ihren Benedict erstrahlen
Hell und herrlich als des dunkeln
Mittelalters lichten Heros,
Als Europa's großen Meister,
Als der Wissenschaften Gründer,
Als der Völker weisen Lenker,
Als des Mönchthums feste Stütze,
Stark im Thun und rein im Leben,
Seh'n ihn siegreich an dem Ziele —
Ihn, den Kirche und Geschichte
Groß und heilig hat benannt."

August Berger S. J.

Digitized by Google

Christliche Heiligkeit und christliche Kunst.

(Fortsetzung.)

5.

Der Entwicklung der kirchlichen Baukunst folgend, sind wir in raschem Überblick aus den Zeiten des Mittelalters schon zu jenen der Renaissance hinübergeeilt. Um auch dem Einfluß des kirchlichen Lebens auf die Malerei gerecht zu werden, müssen wir noch einmal den Blick zurücklenken in das Mittelalter, und zwar auf jenen glänzenden Höhepunkt desselben, wo ein Innocenz III. die höchste Machtfülle des Papstthums, ein Thomas von Aquin den großartigsten Fortschritt der theologischen Wissenschaft, die Orden des hl. Dominicus und des hl. Franciscus in so erhabener Weise das Ringen nach christlicher Vollkommenheit verkörperten. Mit Recht nennt Dante diese beiden Heiligen die „Führer" und „Fürsten", welche die göttliche „Vorsehung, die die ganze Welt regiert", der Braut Christi, der Kirche, verordnete, auf daß sie

„In sich gesicherter und ihm auch treuer
Entgegen dem Geliebten wallen möge".

Franciscus hatte schon vor der Stiftung seines Ordens mit Steinen, die er selbst herbeischleppte, mit Geld, das er selbst zusammenbettelte, drei kleinere Kirchen wieder hergestellt: die des hl. Damian, die des hl. Petrus zu Assisi und endlich die bekannte Portiuncula, über welcher heute S. Maria degli Angeli sich wölbt. Während die Strenge seiner Armuth dem übermüthigen Stolz, der Prachtliebe, dem Sinnengenuß des Jahrhunderts einen mächtigen Damm entgegenwarf, zauberte seine kindliche, glühende Gottesminne allüberall einen neuen Frühling der Poesie und der Kunst hervor. Was aber die zahlreichen Kirchen seines Ordens am meisten auszeichnet, das ist ein Schmuck, einzig in seiner Art, die schönsten Blüthen nämlich der nach langem Schlummer wiedererstehenden christlichen Malerei.

Digitized by Google

Nach vielversprechenden Anfängen war diese Kunst in dem einförmigen, steifen Schablonenwesen der Byzantiner erstarrt. In Italien, das immer in regem Verkehr mit Byzanz stand, blieb jene typische Behandlungsweise der Bilder Jahrhunderte lang Regel und breitete sich von hier aus über das gesammte Abendland aus. Erst im 13. Jahrhundert erfaßte die starren Gestalten neues Leben. Es war am Grabe des Heiligen zu Assisi, unter dem Einflusse seines Geistes, daß jene Neubelebung sich vollzog. Wie dem hl. Franciscus die ganze Natur lebte und die Schönheit Gottes spiegelte, wie er an sie sich wandte, von ihr lernte, sie begeistert zum Lobe Gottes aufrief, so wandte sich auch der wackere Meister, der seine Kirche zu Assisi mit Gemälden schmücken sollte, Cimabue, an diese durch den Blick der Gottesliebe verklärte Natur. Von ihr lernte er, die Legende der Heiligen mit kindlicher Naturtreue zu schildern. Da brach das Eis. Die schüchternen Anfänge der neuen Malerei, die in Assisi begannen, entfalteten sich in der Franciscanerkirche von Florenz, trieben weiter Blüthen in der Franciscanerkirche zu Pisa und brachten endlich in Florenz reiche Frucht im Altarbilde der Dominicanerkirche S. Maria Novella. Es stellte die allerseligste Jungfrau dar, von Engeln umgeben. Noch ehe es öffentlich gezeigt wurde, hatte sich sein Ruf weithin verbreitet. Als Karl von Anjou, König von Sicilien, durch Florenz kam, führte der Rath ihn in die Werkstätte des Malers, weil er dem König nichts Besseres zu zeigen wußte, als dieß Bild. Bald eilte Jung und Alt dahin, und der Ort erhielt von dem Gedränge der Menge den Namen „fröhliche Vorstadt", Borgo allegro [1].

Cimabue wurde weit überholt durch seinen berühmten Schüler Giotto, der wie sein Lehrer ein treuer Freund und Schützling der Bettelorden war. Dante, der den seraphischen Heiligen, zu dessen dritten Orden er gehörte, so schön „den Armen Gottes" [2] nennt, unterstützte Giotto und so erhielten die Franciscanerkirchen von Florenz, Assisi, Padua und Ravenna die tiefsinnigsten und reizendsten Gemälde. Der große Erfolg, den Giotto hier erlangte, verschaffte ihm einen Ruf an den Hof des Königs von Neapel, aber es ist, als ob die Hofluft seinen Geist verflacht hätte. In der Franciscanerkirche von Rimini lebte indeß sein Genie mit erneuter Frische auf, um erst dort und dann in den Fran-

[1] Vasari, Leben Cimabue's. Ausgabe von Förster. I. S. 55 ff.
[2] Paradies, XIII. V. 33.

Digitized by Google

ciscanerkirchen zu Verona und Pisa [1] neue, bis dahin unerreichte Kunstwerke zu schaffen. So haben unter dem Schutze der Bettelorden Cimabue und Giotto, nach dem Ausdrucke Ghiberti's, des großen Meisters der Plastik, die Kunst der Malerei aus dem Griechischen in's Lateinische übertragen.

Während die florentinische Malerschule in reicher Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der Composition das neue Lebenselement bekundete, das sie durchdrang, offenbarte die Schule von Siena dasselbe mehr in der innerlichen seelenvollen Anmuth ihrer Gestalten. Hier wie dort waltete indeß jene reine kindliche Liebe zur Natur, welche Franciscus seinen Zeitgenossen mitgetheilt, die zarte Frömmigkeit, mit welcher er in der Natur den Spuren des Schöpfers nachging, der tiefe Glaube und die Gottesminne, welche seine Dichtungen durchhauchte. Siena, die Stadt der Maler und die Fürstin im Rathe ihres schönen Landes, nannte sich auch zugleich mit heiligem Stolze die „Stadt der allerseligsten Jungfrau", und ihr frommer Maler Duccio schrieb unter sein großes Altarbild die bezeichnenden Worte:

„Mater sancta Dei, sis causa Senis requiei,
Sis Ducio vita, te quia pinxit ita."

„Heilige Gottesmutter, sei Siena Quelle des Friedens,
Leben dem Ducius, der dich so lieblich gemalt."

Während Heilige wie Katharina und Bernardin die Stadt vor dem ganzen christlichen Europa verherrlichten, bezeichneten es ihre Maler in den Statuten ihrer Malerschule als ihre Aufgabe, „den Unwissenden und Ungelehrten mit Gottes Gnade zu zeigen, was die Tugend durch Gottes Kraft in den Heiligen hervorgebracht". In dieser Auffassung der Kunst wurzelte die tiefe Innerlichkeit des Gefühls, welche die Schule von Siena auszeichnete und ihr bleibenden Ruhm erworben hat.

Die Bettelorden waren aber nicht zufrieden, nur mittelbar die christliche Kunst zu befördern dadurch, daß sie den Künstlern Begeisterung verliehen und Gelegenheit, ihrer Begeisterung in immer neuen Kunstwerken Ausdruck zu geben, nein, sie legten auch selbst Hand an's Werk. Es würde zu weit führen, hier die lange Reihe von Malern, Baumeistern, Bildschnitzern aufzuzählen, die sie unter ihren Mitgliedern zählten [2]. Nur

[1] Das Altarbild von Pisa, das die Stigmatisation des hl. Franciscus darstellt, befindet sich heute im Louvre zu Paris.

[2] Man findet sie in den Werken, die P. Marchese über Fra Angelico und über die Künstler des Dominicanerordens veröffentlicht hat.

Digitized by Google

zwei seien hier hervorgehoben, die sich ebenso durch besondere Heiligkeit hervorthaten, wie durch hervorragende künstlerische Leistungen. Der Erstere[1] ist ein Deutscher, der Dominicaner Jakob Griesinger von Ulm, † 1491. „Er war eines gar geistlichen tugendsamen Lebens, auf den alle edeln Bürgern und Herren ein Ansehn hatten", und den die Kirche selig sprach. Lange blühte die Schule der Glasmalerei, die er in Bologna gründete; noch im vorigen Jahrhundert verehrten ihn die Glasmaler in Paris als Schutzpatron und feierten alljährlich ihm zu Ehren ein Fest.

Sein Ruf wird aber bei weitem übertroffen durch den seines Ordensgenossen, des seligen Fra Giovanni Angelico da Fiesole, † 1455.

Der realistische Vasari, welcher als Schützling und Schmeichler der Mediceer das christliche Element der Malerei sicher nicht zu sehr betont, sucht in seinem Berichte über Fra Angelico nach allen Superlativen. Schon seine ersten Miniaturen nennt er „so schön, als man sie sich nur denken kann"; von seinen Bildern wiederholt er immer wieder, sie seien „so schön, daß sie in Wahrheit aus dem Paradiese zu stammen schienen, und wer sie einmal betrachtet habe, könne nicht satt werden, sie immer wieder anzublicken". Und doch ist, wie Rio[2] richtig bemerkt, Fra Giovanni von Fiesole weder in der Zeichnung, noch in der Schattengebung und Hervorhebung seiner Figuren, noch in der Darstellung der Naturwahrheit für die Einzelnheiten ein hervorstehender Meister. Die Anordnung ist nicht, wie bei seinem Zeitgenossen Masaccio, durch eine klug berechnete Vertheilung von Licht und Schatten gehoben. Das Leben, das oben in den Köpfen so reich pulsirt, verschwindet um so mehr, je mehr man den Blick senkt. Aber die Herzensinnigkeit, der Aufschwung seiner Seele zu Gott, der sich in seinen Bildern verkörpert, gibt für jene Mängel reichlichen Ersatz. Tiefe Frömmigkeit, ein Vorgeschmack himmlischer Seligkeit und Ruhe, die seine Seele erfüllten, ziehen ein in die Seele dessen, der liebevoll seine Werke betrachtet. Selbst Lübke[3] begeistert sich, wenn er von Fra Giovanni redet, und sagt: „Er steht in seiner ganzen Weise einzig da, wie eine spät erschlossene Wunderblüthe einer fast verschollenen Zeit, inmitten der Regungen eines neuen Lebens. Die gotterfüllte Innigkeit des christlichen Gemüthes,

---

[1] Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, I. S. 169.
[2] De l'art chrétien, II. p. 377.
[3] Grundriß der Kunstgeschichte. 2. A. S. 453.

Digitized by Google

die engelreine Lauterkeit und Schönheit der Seele sind nie so herrlich in der bildenden Kunst verklärt worden, wie in seinen Werken." Eines der bekanntesten Werke Fra Angelico's ist das Bild der Krönung Maria's, das er für die Kirche des hl. Dominicus in seiner Vaterstadt malte und das jetzt im Louvre zu Paris sich befindet. Vasari schreibt darüber [1]:

„Man sieht da Christus, welcher die allerseligste Jungfrau krönt, inmitten eines Chores von Engeln und darunter eine unendliche Menge von heiligen Männern und Frauen, die auf's Herrlichste vollendet sind und die mannigfaltigsten Stellungen und einen ganz verschiedenen Ausdruck der Köpfe haben. Es ist eine unendliche Freude und Annehmlichkeit, sie zu betrachten; ja es scheint, als könnten jene himmlischen Geister, wenn sie von körperlicher Gestalt umkleidet wären, nicht anders anzuschauen sein. Alle haben nicht nur Leben und einen zarten und lieblichen Ausdruck, sondern auch das Colorit des ganzen Werkes ist, als ob es von der Hand eines Heiligen oder eines Engels vollführt wäre. Deßhalb wurde dieser wahrhaft gottesfürchtige Geistliche mit Recht Frate Giovanni Angelico, d. h. der engelgleiche Bruder Giovanni, genannt. An der Staffel sind Begebenheiten aus dem Leben der Mutter Gottes und des hl. Dominicus wunderbar schön gemalt. Was mich anbelangt, so kann ich in Wahrheit sagen, daß dieses Werk, so oft ich es betrachte, mir immer wieder als neu erscheint und ich mich nie daran satt sehen kann. Ein so hohes und seltenes Vermögen in der Kunst, als Giovanni besaß, konnte sich in Wahrheit nur bei einem Menschen von frommem Lebenswandel entfalten. Wer geistliche und heilige Gegenstände darstellen will, muß nämlich geistlich und fromm gesinnt sein; werden dagegen solche Dinge von Menschen ausgeführt, welche wenig Glauben und Liebe zur Religion haben, so erwecken sie oft unziemliche Begierden und leichtfertige Neigungen, und sie finden bei Vielen Tadel wegen Mangel an Sittsamkeit, während Andere sie als Kunstwerke rühmen. Fra Angelico lebte rein und fromm und war den Armen ein treuer Freund. Er sagte oft, wer unsere Kunst übe (Vasari war bekanntlich selbst Maler, † 1574), der solle ruhig bleiben und ohne grübelnde Gedanken; wer die Werke Christi darstellen wolle, müsse immer bei Christo sein. — Kurz, dieser Ordensbruder, den man niemals genug rühmen kann, war demüthig und bescheiden in allem seinem Thun und Reden, in seinen Malereien aber gewandt und andächtig. Die Heiligen, die er malte, haben mehr das Ansehen und die Ähnlichkeit von Heiligen, als die eines andern Meisters. Einige sagen, Fra Giovanni habe nie den Pinsel zur Hand genommen, ohne vorher zu beten; nie habe er ein Crucifix gemalt, ohne daß ihm die Thränen über die Wangen strömten. Diesen lebendigen und starken Glauben erkennt man aber auch aus dem Antlitz und der Anordnung seiner Gestalten."

---

[1] Bd. II, Abth. 1, S. 318 f., 325, 327.

Digitized by Google

Ähnlich urtheilt Förster [1]:

„Für die Fra Angelico eigenthümliche Kunstweise läßt sich nicht wohl ein Entwicklungsgang nachweisen. Er konnte nicht noch immer mehr lernen, weil er gleich in einer bestimmten Weise des Könnens angefangen hatte; er konnte nicht wohl Unvollkommenheiten der Zeichnung ablegen, weil für ihn die Körperwelt nur bis zu einem gewissen Grade Berechtigung hatte. Zur Erzählung Vasari's, daß er nie an seine Arbeit gegangen, ohne vorher gebetet zu haben, kann man recht wohl hinzufügen, daß er arbeitend nur seine Andacht fortsetzte. Seine Gemälde sind Gebete. In ihnen liegt eine Kraft der Unmittelbarkeit, daß sie nicht ersonnen und nach und nach ausgeführt, sondern entstanden zu sein scheinen. Die heiligen Vorgänge, wie er sie schildert, kommen uns wie Visionen vor, die er gehabt. Daher seine gewissermaßen passive Stellung seinen Kunstschöpfungen gegenüber, so daß er, wie Vasari berichtet, von dem, was er gemalt, nie etwas geändert oder gebessert, sondern es gelassen, wie es von Anfang gewesen, weil es Gott so gewollt."

Fra Angelico war schon als Kind von 14 Jahren der Freund und Genosse des hl. Antonin und stand mit ihm unter der Leitung des ehrwürdigen Johannes von Domenici, des Reformators des Dominicanerordens. Dieser Johannes von Domenici war aber nicht nur selbst Maler, sondern empfahl auch den von ihm reformirten Klöstern die Malerei, als ein vorzügliches Mittel, um die Seelen zu erheben und die heiligsten Gesinnungen des Herzens zu entfalten. In seinem Mannesalter lebte Fra Angelico mit seinem heiligen Freund und seinem ehrwürdigen Lehrer im Kloster St. Marco zu Florenz, das er mit seinen Meisterwerken ausschmückte. Da sah er den ehrwürdigen Albergati und den unvergleichlichen Thomas von Sarzano. Kaum hatte Letzterer als Nicolaus V. den päpstlichen Thron bestiegen, so bot er dem Fra Angelico den erzbischöflichen Stuhl von Florenz an.

Dieser schlug das Anerbieten aus und bat den Papst, die Würde dem frömmsten Mann, den er kenne, seinem Jugendgenossen und Ordensbruder, dem hl. Antonin, zu verleihen. Der Papst willfahrte dem Wunsche, und so erhielt Florenz einen Heiligen zum Bischofe, während der anspruchslose Maler der christlichen Kunst erhalten blieb.

6.

Wir sind etwas länger bei Fra Angelico verweilt, da er, wie Wenige vor und nach ihm, die schönste Vereinigung christlicher Heiligkeit

[1] Geschichte der italienischen Kunst, III. S. 191 f.

Digitized by Google

und christlicher Kunst darstellt. Doch ist es nicht möglich, mit gleicher Ausführlichkeit die übrigen Meister zu erwähnen, welche die Schule von Florenz hervorgebracht, noch die zahlreichen Künstler, die in der Lombardei, in Venedig, in Bologna, in der Mark von Ancona, in Neapel und anderen Theilen Italiens in ähnlichem Sinne gewirkt, bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts das wiederauflebende Studium der Antike durch ganz Italien hin der Malerei eine neue Richtung gab. Wir müssen uns begnügen, daran zu erinnern, daß jene ausgebreitete Kunstthätigkeit auf's Innigste mit dem Leben und Cult der Kirche zusammenhing, von ihr vielfach eingegeben, geleitet und durchdrungen war, in ihren Päpsten und Bischöfen die großmüthigsten Förderer, in ihren Orden die glänzendsten Vertreter, in ihrem Lehrgehalt unerschöpflichen Stoff, in dem tiefen Glauben des christlichen Volkes einen unversieglichen Quell fand. Auch die neue Kunstrichtung, die Renaissance, war in ihrer Entwickelung wesentlich von diesen Factoren bedingt und brachte unter ihrem Einfluß die herrlichsten Meisterwerke zur Entfaltung. Daß die Kirche sich jenem Wiederaufleben des classischen Alterthums in Kunst und Wissenschaft nicht feindlich gegenüberstellte, sondern dasselbe im Dienste ihrer hohen Sendung zu verwerthen strebte, ist eine Thatsache, die weder mit der alten Überlieferung der Väter, noch mit der Heiligkeit der Kirche im Gegensatze stand. Die erhabensten Lehrer der Kirche hatten ihren Geist an den Meisterwerken der Alten gebildet. Ein Basilius, so streng er auch war, forderte die Jünglinge begeistert zum Studium der Classiker auf. Die ältere christliche Kunst hatte sich an heidnischen Vorbildern herangeschult, wenn man das natürlich Schöne und Gute, was die vorchristliche Zeit in Kunst und Wissenschaft geleistet hat, „heidnisch" nennen will.

„Wie es nun," so faßt P. Kleutgen treffend die Berechtigung jenes christlichen Humanismus zusammen, „gewiß mit den Grundsätzen des Christenthums nicht streiten konnte, daß die Christen von den Heiden die Staats- und Kriegskunst erlernten, daß sie zum großen Theil die Gesetzgebung der Römer bestehen ließen, wie in den bildenden Künsten, so in der Dichtkunst und Beredsamkeit die größten Meister dieser beiden Völker zu Mustern wählten, so konnten und durften sie auch, was von Griechen und Römern in der Philosophie geleistet war, sich aneignen, um es sowohl für die übrigen Wissenschaften als auch für die Theologie zu benützen, durch die Verbindung mit dieser aber zugleich zu veredeln und zu vervollkommnen. Das ist die Ausbeutung Ägyptens für das

Digitized by Google

Zelt des Herrn und die Vermählung des Israeliten mit dem heidnischen Weib, wovon die Väter redeten." [1]

Aus dieser ebenso philosophisch richtigen als tief christlichen Würdigung des classischen Alterthums ging jene Begeisterung hervor, mit der die Kirche in mehreren ihrer hervorragendsten Organe und Repräsentanten dem Wiederaufleben der classischen Studien und zugleich dem Wiederaufleben der antiken Kunst entgegenkam. Sie sah in beiden nicht feindliche, dämonische Gewalten, sondern menschliche Kräfte und Errungenschaften, deren natürliche Vorzüge sich im Dienste der Gnade verwerthen und veredeln, deren Schattenseiten und Gefahren sich durch die siegreiche Kraft der christlichen Ideen beseitigen ließen. So ward in der Hauptstadt der Christenheit der Petersdom gebaut, das großartigste Baudenkmal dieser Periode; so ward Rom zu einer Kunstmetropole, wie die Welt seit den Tagen des Perikles noch keine geschaut. Die Museen aller Länder Europa's zehren noch heute von dem Kunstreichthum, den die Thätigkeit katholischer Künstler und das freigebige Protectorat der Päpste in den Kirchen und Palästen Roms aufgespeichert hat.

Die Heiligen, die Gott um diese Zeit erweckte, haben allerdings auf die Entwickelung der Kunst nicht jenen mächtigen, unmittelbaren Einfluß ausgeübt, wie so viele Heiligen des Mittelalters auf die Kunstthätigkeit ihrer Zeiten. Verlockt von dem Sinnenzauber antiker Kunst, verloren sich zahlreiche Künstler aus dem Gebiete der christlichen Ideen auf die schlüpfrigen Irrwege heidnischer Mythologie und opferten der schönen Form die höheren Ziele und Ideale der Kunst auf. Auch die größten Meister der Renaissance, ein Raphael und ein Michel Angelo, können in dieser Hinsicht von Verirrungen nicht freigesprochen werden. Aber Unrecht würde es sein, sie deßhalb als „Heiden" den frommen, christlichen Malern des Mittelalters gegenüberstellen zu wollen. Sie standen ihrem Hauptstreben nach auf christlichem Boden, sie arbeiteten unter dem Lebenshauche jener geistigen Neubelebung, der damals die katholische Welt durchdrang; die vorzüglichsten Meisterwerke, an die sich ihr Ruhm knüpft, sind der Verherrlichung christlicher Ideen geweiht, von dem erhabenen und doch so milden Geist dieser Ideen beseelt, im Dienste der Kirche begonnen und vollendet. Oder wem wird es einfallen, das Jüngste Gericht Michel Angelo's oder Raphaels Loggien und Stanzen als Erzeugnisse heidnischer Anschauungsweise zu betrachten?

---

[1] Kleutgen, Theologie der Vorzeit, 1860. IV. S. 187; 2. A. IV. S. 178.

Digitized by Google

Hätten die beiden Meister an strict religiösen Stoffen eine so unerschöpfliche Fruchtbarkeit, einen so begeisterten Schwung, eine so gewaltige, ergreifende Gedankentiefe bewähren können, wenn sie die christliche Wahrheit nicht mit vollem, gläubigem Herzen umfangen hätten?

Was speciell Raphael betrifft, so stand er unzweifelhaft mehr, als es gewöhnlich betont wird, unter der Einwirkung Fra Angelico's und der Schule von Florenz. Mit Fra Bartolommeo, dem Nachfolger des Fra Angelico im Kloster von S. Marco zu Florenz, war Raphael innigst befreundet, er suchte dessen Manier in der Malerei nachzuahmen und lehrte ihn seinerseits die Regeln der Perspective. Vorbereitet war dieß freundschaftliche Verhältniß zu den Dominicanern dadurch, daß er für sie schon früher in Città di Castello eine Kreuzigung gemalt hatte, und es wurde befestigt durch die schöne „Madonna mit dem Fische" für die Dominicaner in Neapel.

Aber Raphael stand nicht nur mit Einem Orden in den freundschaftlichsten Beziehungen, sondern mit fast allen. Für die Augustiner fertigte er ein Bild zur Verherrlichung des hl. Nikolaus de Tolentino, für die Camaldulenser eine Madonna mit sechs Heiligen, für die Olivetaner, mit Benutzung Dürers, die rührende Kreuztragung, für die Benedictiner in Piacenza die berühmte Sixtina, für die Serviten eine Madonna mit zwei Heiligen, für die Nonnen von Monte Luca bei Perugia die Himmelfahrt Mariä. Mehr als für Alle arbeitete Raphael für die Söhne des hl. Franciscus. Die Franciscaner von Perugia erhielten von ihm eine Krönung Maria's, die in Città di Castello die liebliche Vermählung der allerseligsten Jungfrau, die in Padua ein Altarbild, die in Perugia noch die Grablegung, die in Rom (Ara coeli) die Madonna di Foligno [1].

Seine Beziehungen zu den Vertretern christlicher Heiligkeit und Vollkommenheit sollten aber noch enger werden. Wenige seiner Bilder erlangten größeren Ruf, als das der hl. Cäcilia. Francia, dieser liebliche Maler, soll über dieses Bild in solches Erstaunen gerathen sein, daß die Aufregung seinen Tod beschleunigte; Correggio kam vor diesem Bilde der hl. Cäcilia in solche Begeisterung, daß er, entzückt über die Gewalt der Malerei, freudig ausrief: „Auch ich bin Maler!" (Anch' io son pittore!) Und dieß wahrhaft christliche Kunstwerk malte Raphael für eine Heilige, für die von der Kirche selig gesprochene Elena Duglioni.

---

[1] Vasari, III. S. 191.

Digitized by Google

Da es 1514 vollendet war und Elena 1520 starb, so haben die Gebete der christlichen Heiligen das Werk des christlichen Künstlers geweiht.

Aber waren die Beziehungen Raphaels zur christlichen Heiligkeit nicht rein äußerliche? Wie stand es mit seinem persönlichen christlichen Sinn? Die schwersten Anklagen, welche gegen seinen Lebenswandel erhoben worden sind, beruhen auf späteren Gerüchten. Daß derselbe aber nicht völlig dem Ernst und der Strenge des christlichen Sittengesetzes entsprochen hat, muß unzweifelhaft zugegeben werden. Doch herrscht unter den Zeitgenossen nur eine Stimme des Lobes über seinen hochherzigen, neidlosen Edelsinn, seine Güte, seine Wohlthätigkeit, seine Friedfertigkeit, die ihn als einen Engel des Friedens erscheinen ließ. Bekunden auch viele seiner Gemälde, wie z. B. die gefeierten Malereien in der Farnesina, eine zeitweilige beklagenswerthe Hingabe an üppige Weltlust, so athmen doch weit mehrere den erhabensten Aufschwung zu den Idealen der Religion, tiefen Glauben, begeisterte Hoffnung, die zarteste, innigste Liebe zum Erlöser und seiner gebenedeiten Mutter. Seine meisten und besten Bilder sind Bilder der Mutter Gottes. Es ist aber kaum denkbar, daß ein Maler mit solcher Liebe so verschiedene, so zahlreiche Madonnen gemalt hätte, ohne für ihr Urbild begeistert zu sein. Raphael war ein inniger Verehrer Maria's. Das war sein Erbtheil aus der frommen Schule Umbriens, deren tief religiöser Sinn in seinen größeren religiösen Werken trotz aller entgegengesetzten Einflüsse immer wieder siegreich hervortritt. Als christlicher Maler ruht er, seinem Testamente gemäß, in dem Maria geweihten Pantheon in einem Grabmale, das, wie er sich erbeten, durch nichts als durch die Statue Maria's ausgezeichnet ist.

Wie in Raphael, so reichen sich in Michel Angelo christliche Kunst und christlicher Sinn die Hand. Was anders als echt christlicher Sinn konnte ihn bewegen, so oft und so kraftvoll immer wieder die Kreuzigung Christi, die Abnahme vom Kreuze, die Pieta darzustellen, und unter eines dieser Werke die Worte zu schreiben:

„Non vi si pensa quanto sangue costa."

„Man denkt nicht, mit welchem Blut man erkauft ist."

Was sein Jüngstes Gericht angeht, so macht es Epoche in der Geschichte der Kunst, indem es den Bruch mit den mittelalterlichen Traditionen vollendete und die ganze Malerei durch drei Jahrhunderte beherrschte. Der begründeten Einwendungen unerachtet, welche sich gegen

Digitized by Google

dieses Kunstwerk erheben lassen, muß man sich vor der Großartigkeit der erschütternden Darstellung doch beugen und bekennen, daß sie nur durch einen Maler geschaffen werden konnte, der tief durchdrungen war von dem, was die Propheten, die Evangelien, die Briefe des hl. Paulus und die Apokalypse von der Tragweite dieses letzten Ereignisses der Weltgeschichte sagen. So zeigt das Bild neben den Verirrungen seiner Zeit auch den christlichen Sinn, mit dem sie die Antike benützte. Ist der Eindruck des Jüngsten Gerichtes ein getheilter, so muß man mit vollem Herzen die Uneigennützigkeit rühmen, mit der Michel Angelo, der erste Baumeister seiner Zeit, lange Jahre, trotz aller Anfeindung, den Riesenbau von St. Peter „zu Ehren Gottes, zu Ehren der heiligen Apostel, zum Heile seiner Seele" ohne jeglichen Lohn förderte. Die Päpste wollten sich an Großmuth nicht übertreffen lassen, sie sendeten ihm wiederholt Geschenke als Lohn für seine Arbeiten: seine Opferwilligkeit blieb Siegerin. Wie rührend ist es, den 75jährigen Greis zu sehen, wie er beim Jubiläum 1550 die sieben Kirchen Roms besucht, wie der Papst ihm dafür noch einen besonderen Ablaß verleiht! Den ganzen Geist Michel Angelo's, seine Vorzüge und seine Bestrebungen, seine Fehler und seine Reue offenbart nichts schöner und sicherer, als das inhaltsreiche Sonnett, das er wenige Jahre vor seinem Tode an Vasari sandte:

„Giunto è gia 'l corso della vita mia
Con tempestoso mar' per fragil barca
Al comun porto, ov' a render si varca
Conto e ragion d' ogni opera trista e pia.

„Onde l' affettuosa fantasia
Che l' arte mi fece idolo e monarca,
Conosco or' ben', quant' era d' error carca,
E quel ch' a mal suo grado ognun desia.

„Gli amorosi pensier' già vani e lieti
Che fien or', s' a due morte mi avicino?
D' una so certo, e l' altra mi minaccia.

„Nè' pinger' nè' scolpir fia più che queti
L' anima volta a quello amor divino,
Ch' aperse, a prender noi in croce, le braccia."

„Auf sturmbewegten Wogen ist mein Leben
In schwachem Schiff zum Hafen schon gekommen,
Wo von den bösen Thaten und den frommen
Uns Allen obliegt, Rechenschaft zu geben.

„Und wohl erkenn' ich nun mein innig Streben,
Das, für die Kunst abgöttisch heiß entglommen,

Digitized by Google

Hat oft des Irrthums Bürden aufgenommen,
Und thöricht ist der Menschen Thun und Weben.

„Was kann der eitlen Liebe Reiz noch bieten,
Nun, da sich mir zwiefacher Tod bereitet?
Der ein' ist fest, der andere droht, und Frieden

„Kann Farb' und Meißel nicht dem Geiste geben,
Der jene Liebe sucht, die ausgebreitet
Die Arm' am Kreuz, um uns emporzuheben." [1]

7.

Standen Raphael und Michel Angelo unter dem Einflusse des kirchlichen Geistes, so gilt das wohl noch mehr von den deutschen Meistern ihrer Zeit. Hier auf Einzelheiten einzugehen, ist um so weniger nöthig, als der katholische Sinn des gläubigen Mittelalters zu bekannt ist, und Janssen in seinem schätzenswerthen Werke das betreffende Material für den Ausgang des Mittelalters ebenso ausreichend als ausgezeichnet behandelt hat. Nur eine Thatsache muß hier betont werden. Man versucht gegnerischerseits immer von Neuem, Dürer mit der Reformation in enge Beziehung zu bringen; sogar gut katholische Schriftsteller, wie Alzog, ließen sich verführen, ihn mehr oder weniger aufzuopfern. Und doch hat Dürer auch nicht Ein Bild, auch nicht Einen Holzschnitt anders als im Geiste der katholischen Kirche gefertigt. Ihr blieb er treu im Leben und im Tode [2].

Diese Treue hielt Dürer auf der Höhe, in der er seinen Zeitgenossen Cranach überragt. Cranach war ein eifriger Anhänger und Freund der Reformatoren. Darum entsprachen auch seine Ideale den ihrigen, darum stellt er sie in seinen Altarbildern neben seine Heiligen. Die Kunst ward ihm Erwerbsmittel. In seiner Malerfabrik, in der er zahlreiche Gesellen hielt, nahm man Aufträge an für Alles, was sich mit Ölfarbe und Pinsel erreichen läßt, angefangen vom Altarbild bis herab zu den gewöhnlichsten Anstreicherarbeiten. Da ihm aber diese ausgebreitete Malerbeschäftigung noch nicht genug einbrachte, so eröffnete er noch eine Buchhandlung und einen Papierladen und wurde auch Apotheker von Wittenberg [3].

Die Reformation, welche der christlichen Sittlichkeit so tiefe Wun-

---

[1] Die Übersetzung ist Förster's „Vasari" entnommen. V. S. 389.
[2] Organ für christliche Kunst, Jahrg. 62, S. 59, 70, 177, 200.
[3] Die Nachweise gibt Janssen Bd. I S. 181.

Digitized by Google

den schlug, gereichte naturgemäß auch der Kunst zum größten Nachtheil [1]. Die Gegenreformation heilte die Schäden einigermaßen. Gerade seit dem Jahre 1564, in dem die Beschlüsse des Conciliums von Trient veröffentlicht wurden, zeigte sich ein auffallendes Steigen des kirchlichen Baueifers [2]. Die Kunst gedieh aber fast nur in katholischen Ländern; in den protestantischen, wo zudem Goldgier und fanatische Bilderstürmerei mit den Kunstschätzen des Mittelalters aufräumte, verkümmerte sie. Wo sich bei Protestanten jener Jahrhunderte bedeutendere Kunstwerke finden, ist in den meisten Fällen mittelbarer oder unmittelbarer Einfluß und Hilfe katholischer Künstler, meist Italiener, zu verzeichnen. Es wäre eine leichte Arbeit, die Wahrheit dieser Thesen, mit Ausschluß aller anderen Hilfsmittel, allein aus Lübke's „Geschichte der deutschen Renaissance" zu beweisen. Gegen das Übergewicht der katholischen Kunst im 16. und 17. Jahrhundert weiß derselbe sich zuletzt nicht anders zu helfen, als durch die wundersam scharfsinnige Distinction, wonach das, was von katholischen Fürsten in Deutschland gebaut ist, nur „Renaissance in Deutschland" ist, dasjenige aber, was von Protestanten stammt, den Ehrennamen „deutsche Renaissance" erhält.

Unter den Malern von hervorragender Bedeutung findet sich nicht Einer, der nicht treuer Katholik gewesen wäre, nur unter den späteren Thier- oder Landschaftsmalern treffen wir einige Ausnahmen. Die großen Maler Spaniens faßten die religiösen Ideen mit jener glühenden Begeisterung und Glaubenstiefe auf, welche dieses Volk seit der Einführung des Christenthums auszeichnet. Murillo malte mehr als zwanzig Mal die unbefleckte Empfängniß. Was die Italiener angeht, so sei hier Carracci erwähnt, weil seine Bilder, bis vor wenigen Jahrzehnten, in England und Frankreich mit beispiellosem Eifer gesucht wurden. Dieser Maler wallfahrtete jeden Samstag zu dem alten Gnadenbilde der Madonna della Guardia, und seine Frömmigkeit ließ beim Volke die Vorstellung Glauben finden, daß die Madonna ihm persönlich erschienen sei.

8.

Zahlreiche Kirchen- und Klosterbauten, geschmückt mit Sculpturen, Malereien und anderen Kunstwerken der verschiedensten Art, verkünden

---

[1] Das gesteht selbst Kugler ein (Kunstgesch., 5. A. Bd. II).

[2] Burkhardt, Geschichte der Renaissance in Italien, § 10, S. 443, 499, 510, 524, 526, 544, 547, 554 u. s. w.

Digitized by Google

durch ganz Europa hin, daß die alten Orden, was Liebe zur Kunst betrifft, den Überlieferungen ihrer Vorfahren auch in den letzten drei Jahrhunderten nicht untreu geworden, obwohl man unter ihren Mitgliedern gegen früher mehr liebevollen Sammlern als bedeutenden Meistern begegnet, und der sinkende Zeitgeschmack auch die alten Gotteshäuser und Klöster mit nichtssagenden Schneckengewinden, flatternden Genien und steifen Allegorien überkrustete. Die Stürme der Revolution haben wohl viele Geschmacklosigkeiten dieser Zeit hinweggefegt, aber auch viele der schönsten alten Kunstschöpfungen entweiht, geschädigt, verstreut und zertrümmert. Museen von zweideutigem Werth traten an die Stelle der ehrwürdigen Dome und Klöster, in welchen das Volk einst unmittelbar und lebendig mit der christlichen Kunst in Verkehr trat. Weltliche Kunstliebhaber bemächtigten sich der herrlichen Schätze, mit welchen die gläubige Vergangenheit den Thron des Allerhöchsten hienieden geschmückt hatte. Weltliche Vereine bemühten sich, der modernen Welt die kunstliebenden Ordensmänner des Mittelalters zu ersetzen, aber der in Banknoten bezahlte Preis erwies sich nicht so schöpferisch, als der tiefe Glaube und die sich selbst vergessende Liebe jener früheren Zeit. Unglaube entzog der religiösen Kunst Sinn, Bedeutung und Weihe, der Protestantismus brachte keinen Raphael und keinen Fra Angelico hervor.

In den Kampf verwickelt, den der Protestantismus drei Jahrhunderte lang auf allen Gebieten gegen die katholische Kirche führte, gehemmt von dem falschen Humanismus, welcher der Verbündete der Reformatoren war und blieb, gestört endlich durch die Geschmacklosigkeit, zu welcher jener einseitige Humanismus führte, konnte die Kirche selbst für die Kunst nicht dasjenige leisten, was sie in früheren Jahrhunderten geleistet hatte. Dieser Rückschlag macht sich am meisten bei demjenigen Orden geltend, der in jenem Kampf in vorderster Linie stand, bei der Gesellschaft Jesu. Obwohl, ähnlich den Mendicantenorden des Mittelalters, in kurzer Zeit über ganz Europa hin verbreitet, hat der Orden doch weder in seinen zahlreichen Kirchenbauten, noch in anderweitigen Kunstleistungen sich eine Stellung errungen, welche jener der Benedictiner und Cistercienser, der Franciscaner und Dominicaner gleicht. Seine besten Kräfte verzehrten sich in unmittelbar religiöser Thätigkeit auf dem Arbeitsfelde des Apostolats, der kirchlichen Wissenschaft, des Unterrichts, der christlichen Charitas. Für die Kunst blieb nur wenig Zeit und Muße übrig. Und doch finden wir auch bei diesem Orden den im inneren Leben der Kirche selbst begründeten Drang, die Kunst zum Dienste

Digitized by Google

Gottes und zum Heile der Seelen in liebevoller Weise heranzuziehen. Eine Protestantin, Mrs. Jameson, die selbst früher in die Verurtheilung der Jesuiten miteingestimmt hatte, dann sich aber durch genauere Untersuchung eine günstigere Anschauung gewann, weist mit Recht darauf hin, daß die Jesuiten immer und überall die bedeutendsten Baumeister, Maler und Bildhauer aufsuchten, um ihre Kirchen so kunstreich auszuschmücken, als es für die jeweilige Kunstperiode möglich war.

Ohne Widerspruch zu fürchten, kann man offen behaupten, daß die Jesuitenkirchen von München und Köln, erstere (1582—1597) im italienischen, letztere (1621—1629) im gothisirenden Geschmack, die besten Kirchen sind, die in jenen Jahrhunderten in Deutschland gebaut wurden. Die drei Jesuitenkirchen in Prag, St. Nikolaus auf der Kleinseite, St. Ignatius in der Neustadt, St. Clemens in der Altstadt, die Jesuitenkirchen in Aachen, Düsseldorf, Bonn, Koblenz, Trier, Münstereifel, Paderborn, Mannheim, Freiburg, Würzburg gehören zu den besten Werken der Zeit [1], in die ihre Erbauung fällt. Ähnliches gilt

[1] Zur Bestätigung das Zeugniß einiger gewiß unparteiischer Auctoren. Oberbauinspector von Lassaulx sagt in seinen „Gewölbeformen", die er dem Oberhofbaurath Stüler zu Berlin widmete, Anm. 9: „All die vielen dem Verfasser bekannten Kirchen dieses Ordens zeichnen sich durch eine ungemeine Mannigfaltigkeit und Großartigkeit ihrer Grund- und Bauformen, sowie durch eine überaus tüchtige Technik rühmlich aus, und es hat unser Meister ohne Gleichen, der selige Schinkel, ihrer stets mit besonderer Anerkennung gedacht. Auch haben gerade seine Baumeister den Spitzbogen am allerlängsten festgehalten, wie die herrliche Jesuitenkirche zu Köln, die in Trier, Koblenz, Münstereifel und Tournay, alle zu Anfang und gegen Mitte des 17. Jahrhunderts erbaut, zur Genüge beweisen. Nichtsdestoweniger ist der Vorwurf, jede sei nur eine Copie der andern und der Orden habe grundsätzlich jenen Baustil vernichtet, um seine geschmacklose Einförmigkeit einzuschwärzen, fast stereotyp geworden, obschon er in Wahrheit ebenso nichtig und ungerecht ist, wie unzählige andere, mit welchen seine doch jedenfalls wohlgemeinten Bestrebungen von seines Glaubens Feinden und bornirten Genossen in der Regel dafür verlästert werden, wo sie das beste Lob verdienen."

Lübke, Geschichte der deutschen Renaissance, S. 904, 929 f.: „Die großartige Jesuitenkirche von Köln, ein Denkzeichen der Gegenreformation, ist ein Hauptwerk vom Ausgang unserer Epoche und muthet noch völlig mittelalterlich an. Im Innern darf die Ausstattung mit Schnitzarbeiten als ein hochbedeutsames Werk bezeichnet werden. Die Composition ist in ihrer Art ein Meisterstück, die Ausführung ebenso gediehen wie prachtvoll." — S. 210, 218 u. 458: „Zu den stattlichsten Gebäuden ihrer Art gehört das vom Bischofe Julius für die Jesuiten in Würzburg erbaute Collegium, jetzt Universität, ein großartiges Gebäude. Die Kirche ist eines der originellsten Werke, welche aus dem Compromiß zwischen Gothik und Renaissance hervorgegangen sind. Der Thurmbau ist eine der besten Schöpfungen der deutschen Renaissance." — S. 541—545: „Die Michaelskirche zu München gehört zu den großartig-

Digitized by Google

von den zahllosen Kirchen der alten Gesellschaft in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien. Die Kirche al Gesù von Vignola (1573) ist, natürlich abgesehen vom Riesendom von St. Peter, eine der bedeutendsten neueren Kirchen Roms, das gewaltigste Werk der damaligen Renaissance. Sie bezeichnet eine neue Epoche und ist immer wieder nachgeahmt worden. Daß diese Kirche, Dank dem Kunstsinne ihres Stifters, des hochsinnigen Cardinals Farnese, an den einzelnen Theilen ihrer Ausstattung, an Altären, Monumenten, Malereien, die Namen der bedeutendsten Meister der Zeit aufweist, ist bekannt. Die Jesuitenkirche in Venedig besaß Bilder von Tizian und Tintoretto, die leider abgebrannte Kirche zu Antwerpen war mit Bildern von Rubens und van Dyck ausgestattet.

9.

Von der seichten Aufklärerei des Josephinismus und Febronianismus befangen, legten die Katholiken Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts selbst mit Hand an, um die schönsten Werke alter Kunst zu zerstören. Kaum hatte sich indeß katholischer Glaube und katholischer Sinn geläutert und neu gestärkt aus den Wirrsalen der großen Revolution erhoben, als auch für die christliche Kunst die Stunde des Wiedererstehens schlug. Köln und Rom, schon früher die glänzendsten Sitze christlicher Kunst, waren die Ausgangspunkte dieser glücklichen Neubelebung. Dort riefen Boisserée und Wallraf den Sinn und das Interesse für Kunstleistungen der Vorzeit wach, hier fanden sich die trefflichen Meister zusammen, durch welche die Malerei nach Lübke's Ausdruck wieder „tieferen Gedankeninhalt, strengere Form, monumentale Geltung" erlangen sollte: Overbeck, Vogel von Vogelstein, der spätere Director der k. Akademie zu Dresden, der Maler Schadow und dessen Bruder, der Bildhauer, die beiden Veit, der Historienmaler und der

---

sten Schöpfungen der Zeit. Die Leistung ist in technisch constructivem Sinne eminent. Das Innere ist von außerordentlicher Schönheit. Was dem Innern vor allen gleichzeitigen Kirchenbauten Italiens und der übrigen Welt einen hohen künstlerischen Vorzug verschafft, ist die ungewöhnliche Feinheit der Decoration. Der Altar ist von solcher Schönheit, wie man es in dieser Spätzeit nur selten findet. Die Façade entspricht dem einfach großartigen Charakter des Innern."

Göthe, Italienische Reise, 5. Sept. 1786. Regensburg: „Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtung fest. Kirche, Thürme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt."

Digitized by Google

nachmalige Director des Städel'schen Instituts zu Frankfurt. Diese wackern Protestanten begnügten sich nicht damit, wie viele der Romantiker, bloß von dem poetischen Duft des Mittelalters zu nippen, sie traten alle mit voller Überzeugung zu der Kirche zurück, von welcher die Kunst des Mittelalters ausgegangen, durchdrangen sich mit ihrem Geiste und vollzogen in ihm jene Wiedergeburt der Kunst, welche die Kunstkritik der vorausgegangenen Jahrzehnte vergeblich angestrebt hatte.

Overbeck, ihr großer Führer, hatte schon als protestantisches Kind immer nur von Madonnen und Christusbildern geträumt. Weil er dem herrschenden Classicismus nicht huldigen wollte, ward er von dem Rector der Akademie verstoßen. Rom nahm ihn auf, und hier, am Pfingstmorgen 1814, versöhnt mit der Kirche, begann er jene großartige Thätigkeit, welche ihn den größten Künstlern des Mittelalters zur Seite reiht. Wie in Fra Angelico, den er sich zum Ideal erkor, verbanden sich auch in ihm christliche Kunst und christliche Heiligkeit in harmonischer Weise. Ihm galt die Kunst (wie er in seiner Erklärung zu den Bildern der heiligen Sacramente sagt) als eine Harfe Davids, auf der er allzeit Psalmen möchte ertönen lassen zum Lobe des Herrn. Denn das sei der höchste Ruhm der Kunst, ihre herrlichste Bestimmung, daß ihre Werke erschallen wie laute Orgeltöne, um die Lehre der Kirche in ihrer ganzen Schönheit und Erhabenheit zu zeigen. Wie er gelebt „im Dienste der Religion", so starb er 1869 in ihren Armen. Nach dem Zeugnisse der Römer war er „più tosto un Santo che un pittore", „mehr noch ein Heiliger als ein Maler". Schon zwei Jahre vorher war ihm sein Freund Cornelius in die Ewigkeit vorangegangen. In mehr als einer Hinsicht erinnert Cornelius an Dürer. Wie Dürer wird er von den Gegnern der Kirche verleumdet, als ob er ihr den Rücken gekehrt hätte. Und doch blieb er, in einer echt katholischen Familie erzogen, sein Leben lang seiner Kirche treu[1]. Weil er, ideal angelegt, sich mit dem damals herrschenden Kunstgeschmack nicht befreunden wollte und konnte, gab ihm der Vorstand der Düsseldorfer Akademie wiederholt den Rath, der Künstlerlaufbahn zu entsagen und lieber als einfacher Handwerker sein Glück zu versuchen. Wallraf, der katholische Priester, dem Köln sein Museum verdankt, sah tiefer als die

[1] Man vergleiche gegen die Tendenzschreibereien (besonders des Dr. Riegel), die Cornelius als mit der kathol. Kirche zerfallen darstellen wollen, die Artikel im Organ für christl. Kunst, Jahrg. 66, 67, 68, in denen auch Dr. A. Reichensperger, der Cornelius nahe stand, vollgiltiges Zeugniß ablegt für dessen katholische Gesinnung.

Digitized by Google

classisch gebildeten Professoren der Akademie. Auf seine Empfehlung hin konnte Cornelius in der herrlichen Kirche von Neuß seine ersten größern Arbeiten ausführen. Sein zweiter Gönner wurde ein katholischer Fürstbischof, der bekannte Dalberg. In Rom entwickelte sich sein Talent mit Overbecks Hilfe, um in der Ludwigskirche zu München die alten Vorurtheile gegen die neu erwachte christliche Kunst zu besiegen. Die Cartons für den Friedhof und den Dom in Berlin predigen, obwohl für Protestanten entworfen, in tief katholischem Sinn die Erlösung durch Christus und Ausbreitung seiner Gnade; sie reden in erschütternder Weise von Tod, Auferstehung und Gericht. Nur ein gläubiger Katholik konnte Werke erfinden und vollenden, wie Cornelius sie gab. Er starb, das Kreuz in der Hand; sein letztes Wort war: „Beten". Die Verse, die er einst unter sein Bild geschrieben, bleiben bezeichnend für sein Leben:

„Zweifeln mag und grübeln im Reiche des Wissens der Forscher,
Doch in den Sphären der Kunst erleuchtet der Glaube die Bahn."

Daß Cornelius weniger streng und ausschließlich als Overbeck die unmittelbar religiösen Ziele der Kunst in's Auge faßte, thut dem Werth und der Weihe seiner künstlerischen Thätigkeit keinen Eintrag. Wie soll es eine würdige nationale Profankunst geben, wenn die edelsten und besten Künstler sich ausschließlich mit den direct gottesdienstlichen Aufgaben der Kunst befassen wollten, wenn keine Meisterhand, geleitet und beherrscht vom Geiste der Religion, das Gebiet des Heiligen mit jenem der nationalen Sage und Geschichte, mit dem Leben des Volkes, mit dem jeweiligen Streben und Ringen der Zeit verbindet? Wie die fromme minnige Gemüthstiefe der alten Mystik die Berechtigung der ersten rationellen Scholastik und ihren innern Zusammenhang mit der vorchristlichen Philosophie nicht aufhebt, so schließt die Glaubens- und Gefühlsinnigkeit eines Fra Angelico die dogmatische Tiefe, die classische Formvollendung eines Raphael nicht aus, und so hat auch neben der Richtung Overbecks ein Cornelius Raum genug im Kreise christlicher Kunst. Als heilsames Gegengewicht gegen die Verweltlichung der Kunst verdient indeß auch Overbecks Ausschließlichkeit gewiß nicht bespöttelt zu werden. Das Große und Bedeutende, was die beiden Schulen von München und Düsseldorf geleistet, ist zu nicht geringem Theil dem mächtigen Impuls zuzuschreiben, den er und seine Freunde der Kunst gegeben.

Digitized by Google

10.

Doch wir müssen innehalten mit unserer Umschau. Was die Kirche in den letzten Jahren für die Kunst gethan, steht ja lebendig noch vor Aller Augen. Wie haben die alten Dome und Kathedralen unserer Heimath sich der Reihe nach im Sinn und Geist ihrer Urheber verjüngt und zu neuem Glanz erhoben! Wie haben ganze Diöcesen durch Restauration und Ausschmückung ihrer Kirchen gleichsam das zurückerobert, was die Reformation und Revolution ihnen geraubt! Wie in den Tagen des Mittelalters hat sich den Spenden der Großen und Mächtigen auch das Scherflein der Armen beigesellt, um das Zelt des Herrn unter den Menschenkindern würdig zu zieren. Trotz der verführerischen Flitterpracht des modernen Industrialismus hat es nicht an ernsten, wackern Künstlern gefehlt, die, irdischen Vortheil in die Schanze schlagend, treu und aufopfernd im Sinne und Geist ihrer mittelalterlichen Kunstgenossen arbeiteten. Auch die religiösen Orden würden wieder ihre segensreichen Kunstschulen gegründet haben[1], wenn der moderne Staat ihnen nur so viel Freiheit hätte gönnen wollen, als den Nachahmern griechischer Götterbilder huldvoll geschenkt wird. Reichen auch die Neuschöpfungen unserer Zeit nicht an die reiche Fülle dessen, was das christliche Europa, als es noch in seiner Gesammtheit christlich war, in's Leben rief, so weisen sie doch deutlich genug darauf hin, daß die hemmenden Elemente ganz außerhalb der Kirche liegen und vorzugsweise in den Mächten, welche die Kirche bekämpfen.

In der Kirche und ihren Gläubigen waltet wie ehedem der unerschütterliche Glaube, daß Gott Mensch geworden und daß er im Sacramente seiner Liebe unter uns thront, und dieser Glaube harrt nur besserer, friedlicher Zeiten, um das Tabernakel des sacramentalisch Gegenwärtigen mit eben so herrlichen Baudenkmalen zu überwölben, als es die christliche Vorzeit gethan hat. In der Kirche waltet wie ehedem der Glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, der die Wände ihrer Tempel, die Straßen ihrer Städte, die Ecken ihrer Wohnungen mit den lieblichsten Bildern und Sculpturen geschmückt hat. In der Kirche waltet wie ehedem der Glaube an die heiligen Schriften Alten und Neuen Bundes, an die Großthaten Gottes, an die Wunder und Weis-

[1] Wie die treffliche Kunstschule von Beuron beweist.

Digitized by Google

sagungen, an die prophetisch festgestellten Endpunkte der Weltgeschichte, d. h. an die größten und erhabensten Stoffe, welche die bildende Kunst je erfaßt hat. Das Leben Christi ist hier keine liebliche Legende, an der die Phantasie halb ungläubig tändeln mag, sondern feste, unverrückbare Thatsache, die wie eine Vision vor dem Auge des Glaubens steht, lebendig fortwirkt, unerschöpflich anregt, ihren göttlichen Charakter in ihren Wirkungen äußert. Gebet inspirirt hier den Künstler; sichtbare Heilsmittel heiligen seine Thätigkeit und bringen ihm das Göttliche in Contact mit der sichtbaren Welt. Welt und Menschheit, nach pantheistischer Auffassung ein Chaos ungelöster Räthsel und verworrener Widersprüche, löst sich im Lichte der christlichen Offenbarung zur erhabensten, schönsten Harmonie, zu einer Weltordnung, von welcher die sichtbare Schöpfung nur ein matter Abglanz ist. Angezogen von dem Lichte der ewigen Schönheit, die in dieser majestätischen Weltordnung ihm entgegenstrahlt, sucht der christliche Künstler sich selbst nach dem Ideal zu bilden, das in dem menschgewordenen Worte ihm bestimmt und deutlich, ebenso erhaben als liebenswürdig vorschwebt. Er nimmt das Kreuz mit in den Kauf, das der antiken Welt ein unverständliches Räthsel war, und dem sie in stoischem Hochmuth oder in epikuräischem Sinnentaumel aus dem Wege ging. Er nimmt es auf sich und schöpft aus der theuren, gottgeheiligten Bürde den Muth, auch in Zeiten des Sturmes und Dranges, des Kampfes und des Verfalles die ewige Liebe seines Gottes in Stein und Erz, in Farben und Marmor, in Liedern und Harmonien zu verkündigen. Da wurzelt die Lebenskraft der christlichen Kunst.

Werden die Götter von Olympia sie verdrängen und besiegen? Selbst einem Julian ist der Versuch nicht geglückt.

Stephan Beissel S. J.

Digitized by Google

Die päpstliche Encyklika vom 4. August 1879 und die Restauration der christlichen Philosophie.

(Schluß.)

Der heilige Vater wendet sich in dem letzten Theile seines Rundschreibens mit der eindringlichen Mahnung an die Bischöfe, dem philosophischen Unterrichte die erprobte Lehre des Aquinaten zu Grunde zu legen. Um die Bedeutung und Tragweite dieser für die Zukunft der christlichen Philosophie so entscheidenden Aufforderung besser zu erfassen, wollen wir es versuchen, *den Sinn der so zu sagen officiellen Gutheißung näher zu bestimmen, welche die kirchliche Auctorität im Laufe der Jahrhunderte der Lehre des hl. Thomas ertheilt hat.* Es wird uns diese Untersuchung die Stellung klarer erkennen lassen, welche die Kirche dem Heiligen in den katholischen Schulen eingeräumt wissen will, und die Garantie zeigen, welche sie uns für die Zuverlässigkeit seiner Doctrin bietet. — Selbstverständlich handelt es sich hierbei nicht um die Mittheilung einiger rein persönlicher Ansichten und subjectiver Muthmaßungen, sondern es gilt, jene theologischen und canonistischen Momente darzulegen, welche für die Interpretation dieser kirchlichen Erlasse maßgebend sind.

Wir können *eine dreifache Gutheißung* der Lehre des Aquinaten unterscheiden. Die erste war in der von Johann XXII. vorgenommenen Heiligsprechung enthalten. Eine Approbation höherer Art lag in der Erhebung zum Kirchenlehrer. Die dritte entnehmen wir den sehr zahlreichen, von den Päpsten zu Gunsten dieser Lehre abgegebenen Erklärungen; durch sie wird seine Stellung als Kirchenlehrer näher bestimmt.

Nach dem berühmten Decrete Urban' VIII.[1] muß vor der eigentlichen Eröffnung jedes Seligsprechungs-Processes die Frage gestellt werden, ob der Diener Gottes irgend welche Schriften hinterlassen habe. Sind solche vorhanden, so muß eine genaue Prüfung derselben vorgenommen werden, bevor in die Untersuchung der Tugenden und Wunder eingetreten werden kann. Diese Prüfung hat festzustellen, ob in den Schriften irgend

---

[1] Benedictus XIV. Opera omnia. ed. Romae 1747. 4°. t. 2. De Servorum Dei Beatificatione et Canonisatione, l. 2 cap. 25 n. 2 p. 343.

Digitized by Google

Etwas enthalten sei, was zur Zeit, als es niedergeschrieben wurde, eine theologische Censur verdient hätte, d. h. in irgend einer Weise gegen die Glaubens- und Sittenlehre verstieß, wie sie das damals bestehende kirchliche Bewußtsein ausprägte. Finden sich Irrthümer dieser Art, und sind sie vom Verfasser nicht ausdrücklich widerrufen worden[1], so darf der eigentliche Seligsprechungs-Proceß gar nicht eröffnet werden. — Diese Verordnung Urban' VIII. zeigt uns deutlich den Sinn der Gutheißung, welche bei jeder Selig- und Heiligsprechung, auch abgesehen vom Wortlaute des betreffenden Decretes, durch die Thatsache als solche den Schriften des Begnadigten zu Theil wird.

Wie Benedict XIV. nachweist, reicht der Gebrauch einer solchen vorgängigen Untersuchung der Schriften über die Zeiten des hl. Thomas hinauf. Zum Überflusse bezeugt uns Stephan von Borret, Bischof von Paris, in seinem oben erwähnten Schreiben vom 14. Februar 1324 noch ausdrücklich, daß der Canonisation des englischen Lehrers eine eingehende Prüfung seiner Lehre vorausgegangen sei[2]. — Ferner ersehen wir aus dem Verhalten Stephans, daß er die Tragweite dieser Prüfung ganz im selben Sinne auffaßte, den wir eben dem Decrete Urban' VIII. entnahmen.

Es erhielt also durch die Thatsache der Heiligsprechung allein die Lehre des Heiligen eine negative Gutheißung, d. h. es erfolgte die Erklärung, daß dieselbe nichts enthalte, was in der Zeit, wo sie vorgetragen und niedergeschrieben wurde, als gegen die Glaubens- oder Sittenlehre verstoßend bezeichnet werden konnte[3].

Hat ein Heiliger die Kirche in besonders ausgezeichneter Weise durch das Licht seiner Weisheit und Wissenschaft erleuchtet, so ist es zumal

---

[1] Benedictus XIV. l. c. cap. 33 n. 2 p. 404.

[2] Boulay, Historia Universitatis Parisiensis. Paris 1666. t. 4 p. 204. Die Heiligsprechung sei erfolgt: doctrinae diligenti excussione et examinatione praehabita super vita ipsius et doctrina.

[3] Es ist also diese negative Gutheißung eine relative; sie schließt die Möglichkeit nicht aus, daß im Verlaufe der Zeit ein Satz des Heiligen durch eine neue Lehrentscheidung der Kirche verurtheilt werde. Cf. Benedictus XIV. l. c. l. 2 cap. 29 n. 9 p. 378. — Aus dem Gesagten ergibt sich auch, daß sich einer solchen Gutheißung nicht nur die Schriften der (gemäß dem Urbanischen Decrete) wirklich Seliggesprochenen erfreuen, sondern auch die jener Diener Gottes, deren Seligsprechungs-Proceß wirklich eingeleitet worden ist. Als Beispiel erwähnt Benedict XIV. (l. c. l. 2 cap. 27 n. 14; cap. 28 n. 4) den Cardinal Bellarmin, dessen Proceß nach Prüfung und Gutheißung seiner Schriften im vorigen Jahrhunderte eröffnet worden ist.

Digitized by Google

seit dem letzten Jahrhundert liturgischer Gebrauch, daß derselbe zum Lehrer der Kirche erklärt werde. Hierdurch wird ihm die diesem besonderen Verdienste schuldige Verherrlichung zu Theil, werden die Gläubigen auf einen neuen Leitstern aufmerksam gemacht, dessen Führung sie sich mit Vertrauen überlassen können. — Unter den Vorbedingungen zu einer solchen Erklärung führt Benedict XIV. außer der Heiligkeit des Lebens auch „eine hervorragende Gelehrsamkeit" an. Die Art und Weise, in welcher diese Erhebung erfolgte, war nicht stets dieselbe. Noch verschiedener sind die Ausdrücke, in welchen die Kirche den Heiligen diese Ehre zuerkennt. Dieselben richten sich eben nach dem Grade der Auszeichnung, welcher dem betreffenden Lehrer zukommt, und bestimmen damit seine Stellung innerhalb dieses auserwählten Kreises.

Benedict XIV. unterscheidet unter den Heiligen, welche das kirchliche Officium als Kirchenlehrer verehrt, vorzüglich drei Klassen[1]: Erstens solche, welche durch eine förmliche Erklärung des Papstes zu dieser Ehre erhoben wurden. Als erstes Beispiel einer solchen ausdrücklichen Erklärung gilt gewöhnlich die Decretale „Gloriosus" Bonifaz' VIII. vom Jahre 1298, durch welche er verordnet, daß die heiligen Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor einen höheren Grad der Verehrung erhalten sollten, als die übrigen Heiligen, da sie auch in ausgezeichneterer Weise die Kirche verherrlicht hätten. Dieselbe Ehre wurde auf die gleiche Weise im Laufe der nächsten Jahrhunderte nur noch durch Pius V. 1567 dem hl. Thomas und durch Sixtus V. dem hl. Bonaventura zu Theil. Erst in unserem Jahrhundert erhielt diese auserlesene Schaar einen weiteren Zuwachs, indem Pius VIII. 1830 den hl. Bernhard, Pius IX. 1852 den hl. Hilarius von Poitiers, 1871 den hl. Alphons von Liguori und 1877 den hl. Franz von Sales denselben beifügte. — Die zweite Klasse umfaßt jene, welchen die Kirche zwar dieselbe Verehrung zollt, jedoch ohne sie ihnen ausdrücklich zuertheilt zu haben. Hierher gehören vorzüglich die großen Lehrer der griechischen Kirche: die hh. Athanasius, Basilius, Johannes Chrysostomus und Gregor von Nazianz, sodann der hl. Leo und der hl. Petrus Chrysologus. Auch einige andere Heilige können wir hierher rechnen, welchen schon von Alters her in einigen Gegenden dieser besondere Cult zukam, der dann durch ein besonderes Decret auf die ganze Kirche ausgedehnt wurde. Dieß geschah 1703 für den hl. Anselm, 1722 für den hl. Isidor und 1828

[1] Benedictus XIV. l. c. l. 4 part. 2 cap. 12 n. 8. 9.

Digitized by Google

für den hl. Petrus Damiani. — An dritter Stelle endlich ſind einige wenige Heilige zu erwähnen, denen auch jetzt noch dieſe beſondere Ehre nur in beſtimmten Ländern gezollt werden darf; ſo z. B. den heiligen Fulgentius und Leander in Spanien, dem hl. Beda dem Ehrwürdigen in England.

Wir erſehen hieraus, daß die Erhebung des hl. Thomas zum Kirchenlehrer in der vorzüglichſten Weiſe erfolgte. Durch dieſelbe bezeichnete der hl. Papſt Pius V., auch abgeſehen von dem Wortlaute der betreffenden Bulle, die Lehre des Aquinaten als eine beſonders ausgezeichnete, bezeugt den großen Vortheil, welchen die Kirche aus derſelben ſchon gezogen hat und auch fernerhin von dem fleißigen Studium derſelben hoffen kann. — Es enthält alſo dieſe Erhebung eine poſitive Gutheißung, eine wirkliche Empfehlung. Sie beſagt, daß die Schriften des Heiligen die chriſtliche Wahrheit nicht nur ohne Verſtoß gegen den Kirchenglauben, ſondern auch in einer Weiſe darlegen, welche ſie dem Verſtand und Herzen der Gläubigen beſonders nahe bringt.

Obgleich wir nun in dem Vorſtehenden den Kreis um den engliſchen Lehrer ſchon ſehr enge gezogen haben, ſo können wir doch noch innerhalb desſelben verſchiedene Klaſſen und Grade unterſcheiden. Denn ein Blick auf die päpſtlichen Kundgebungen zu Gunſten der einzelnen Lehrer zeigt uns, daß nicht alle in demſelben Grade uns empfohlen, noch auch für alle Fächer des kirchlichen Wiſſens als gleich maßgebend aufgeſtellt werden. Letzteres lehren uns beſonders deutlich die beiden neueſten, hierher gehörigen Erlaſſe, welche den hl. Alphons von Liguori[1] und den hl. Franz von Sales[2] betreffen. Offenbar liegt die Bedeutung des Erſteren vorzüglich auf dem Gebiete der Moraltheologie, während die Schriften des hl. Franz zu den ſchönſten Perlen unſerer aſcetiſchen Literatur zählen.

Für uns hier handelt es ſich vorzüglich um die theologiſche und philoſophiſche Speculation. Unſtreitig ſind es der hl. Auguſtin, der hl. Thomas und der hl. Bonaventura, welche uns für dieſen Wiſſenszweig als die geeignetſten Führer von der Kirche empfohlen werden. Für den ſeraphiſchen Lehrer liegt uns die herrliche Bulle Sixtus' V. vor.

---

[1] Vgl. Analecta Juris Pontificii. 1872.

[2] Vgl. Analecta Juris Pontificii. 1877. p. 1133. — 1878. Doctorat de S. François de Sales, p. 140 sqq. 348 sqq. Beſonders p. 418 das vierte Kapitel (der Responsio ad Animadv. Promotoris fidei) De praestantia S. Francisci Sal. in re ascetica.

Digitized by Google

Durch dieselbe wird der Heilige den vier großen (lateinischen) Kirchenlehrern an die Seite gesetzt und mit dem hl. Thomas als Fürst der Theologie bezeichnet. Hiermit ist ihm zweifelsohne die nächste Stelle nach dem hl. Thomas gesichert. — Zu Gunsten des englischen Lehrers aber weist uns das Bullarium des Dominicaner-Ordens[1] die päpstlichen Empfehlungen und Lobsprüche in solcher Fülle auf, daß wir seine Auctorität als an jene des großen Bischofs von Hippo zunächst heranreichend bezeichnen müssen. Freilich, so hoch wir auch immer den Aquinaten stellen mögen, so wird ihn doch der hl. Augustin, wie ein berühmter Thomist richtig bemerkt, stets um jenen Ehrenvorzug überragen, welchen der Lehrer vor dem Schüler voraus hat[2].

Leider gestattet es uns der enge Rahmen dieses Aufsatzes nicht, jene Aussprüche der Päpste hier zusammenzustellen, Zweck und Veranlassung der über 30 päpstlichen Schreiben zu erörtern, in welchen dieselben enthalten sind, wie dieß zur Würdigung derselben nothwendig wäre. Wir müssen uns darauf beschränken, aus denselben kurz das Facit zu ziehen, indem wir die in ihnen ausgesprochene, gewissermaßen individuelle Approbation des englischen Lehrers in einigen Punkten zusammenfassen. — Glücklicherweise bieten uns zwei gewichtige Auctoren für die Lösung dieser nicht ganz leichten[3] Aufgabe hinreichende Anhaltspunkte. Suarez nämlich stellt sich in seinem großen Werke über die Gnade[4] dieselbe Aufgabe in Bezug auf den hl. Augustin. Diese Ausführung des Doctor eximius nahm sodann Johannes vom hl. Thomas zur Grundlage für die Sätze, in welchen er die ähnliche officielle Auctorität des hl. Thomas genauer zu bestimmen sucht. — Diese Vorarbeiten werden wir mit Rücksicht auf das päpstliche Rundschreiben zu verwerthen suchen.

---

[1] Bullarium Ordinis Praedicatorum collectum opera Thom. Ripoll Mag. Gen. ed. ab Ant. Bremond. Romae 1729—1740. 8 v. fol. — t. 8. De consensu bullarum. tit. 6 q. 2. Quaenam sunt praecipua oracula, quibus SS. Pontifices doctrinam praeceptoris Angelici S. Thomae Aquinatis celebrarunt? p. 279—92.

[2] Joannes a S. Thoma O. Pr. Cursus theologicus. Coloniae 1711. t. 1. Tractatus de approbatione et auctoritate doctrinae angelicae D. Thomae. disp. 1 art. 3. — Andererseits erhielt aber auch die Lehre des Meisters durch den Schüler eine systematische Zusammenordnung und speculative Ausbildung, welche den Werth und die Brauchbarkeit derselben außerordentlich erhöhen.

[3] Joannes a S. Thoma (l. c.) bemerkt zu Anfang des Artikels, in welchem er die Frage beantwortet: Quae certitudo ex praedictis approbationibus D. Thomae doctrinae eliciatur? — Non facilis extricationis est difficultas haec, utpote paucorum disputationibus trita.

[4] Suarez t. 1. de gratia, proleg. 6 cap. 6 n. 16:

Digitized by Google

Durch die zahlreichen päpſtlichen Ausſprüche, von denen in der Encyklika eine Reihe angeführt werden, erhielt vor Allem jene negative, mit der Heiligſprechung ertheilte Gutheißung eine neue Beſtätigung. Wie nun aber die kirchliche Auctorität nie die ihr von Gott und der Natur ihrer Sendung gezogenen Grenzen überſchreiten und über ſolche philoſophiſche, phyſikaliſche oder naturhiſtoriſche Sätze befinden wird, welche mit der von ihr zu hütenden Hinterlage des Glaubens in keiner Berührung ſtehen: ſo wird auch Niemand die päpſtliche Approbation auf jeden einzelnen Lehrſatz des Heiligen auszudehnen befugt ſein, den er z. B. in ſeinen Commentaren zu den ſo mannigfaltigen ariſtoteliſchen Schriften vorträgt. Ebenſo wenig lag es in der Abſicht der Päpſte, jene theologiſchen Schulſtreitigkeiten, wie ſie bei aller Übereinſtimmung in den Dogmen unter den katholiſchen Gelehrten ſtets beſtanden, alle zu Gunſten des hl. Thomas auctoritativ zu entſcheiden. Hiermit wollen wir jedoch nicht in Zweifel ziehen, daß die betreffenden Ausſprüche allerdings in einem beſchränkteren Sinne auch auf dieſe Partien der Lehre des Heiligen ſich erſtrecken, d. h. dieſelben gegen jeglichen Verdacht eines Verſtoßes gegen die definirte Glaubenslehre ſicherſtellen. Wir läugnen nur, daß kraft derſelben jede Aufſtellung des engliſchen Lehrers auch als einfachhin wahr und richtig bezeichnet werden könne[1].

Gehen wir einen Schritt weiter. In ähnlicher Weiſe wie die negative, ſchon in der Heiligſprechung enthaltene Gutheißung, ſo erhielt auch die in der Erhebung zum Kirchenlehrer ausgeſprochene poſitive Empfehlung durch die päpſtlichen Ausſprüche eine bedeutende Verſtärkung. Auf Grund dieſer Erklärungen muß die theologiſche und die mit ihr zuſammenhängende philoſophiſche Lehre des Aquinaten in ihrer Geſammtheit betrachtet als jene bezeichnet werden, welche ſowohl durch ihren Lehrgehalt als auch durch ihre Methode an Gediegenheit und Klarheit jede andere übertrifft. Beweis hierfür iſt die Thatſache, daß keinem andern kirchlichen Lehrer von Seiten der Päpſte

[1] Viele theologiſche Lehrmeinungen, welche als mit der definirten Glaubenslehre in Einklang ſtehend gelten, ſind trotzdem falſch. Bañez behauptet, zur Erklärung der wirkſamen Gnade müſſe die phyſiſche Vorherbeſtimmung angenommen werden; Molina läugnet dieß. Beide lehren ausdrücklich alle einſchlägigen Punkte der definirten Glaubenslehre; die Kirche konnte nach jahrelanger Prüfung in keiner der beiden ſich widerſprechenden Anſichten eine Gefahr für den Glauben entdecken, und doch können unmöglich beide wahr ſein.

Digitized by Google

Empfehlungen in solcher Zahl und in solch' ehrenvollen Ausdrücken zu Theil wurden, daß, als es sich darum handelte, aus der ganzen Zahl wissenschaftlicher Größen eine auszuwählen und als sichern Leitstern auf dem Gebiete der speculativen Studien der gesammten Kirche aufzuweisen, die Wahl, wie es nicht anders zu erwarten war, auf den Engel der Schule fiel.

Freilich, diese Überlegenheit, diese Zuverlässigkeit der Lehrmeinungen, diese Gründlichkeit und Klarheit der Beweisführung und Darlegung wird der Lehre des hl. Thomas nur zugeschrieben, insofern sie in ihrer Gesammtheit betrachtet wird. Es kann also mit Berufung auf die päpstliche Approbation nicht behauptet werden, in jeder einzelnen Frage verdiene die Meinung des hl. Thomas den Vorzug vor jeder andern Ansicht; es müsse mit anderen Worten jede von der seinigen abweichende Aufstellung von vornherein als irrthümlich bezeichnet werden. Eine solche absolute Unfehlbarkeit garantirt dem englischen Lehrer kein päpstlicher Ausspruch, ja kann sie ihm nicht garantiren.

Andererseits jedoch läßt uns jene Gutheißung nicht mehr daran zweifeln, daß in den meisten Fragen, die zwischen den verschiedenen Lehrern strittig sind, die Meinung des Aquinaten vor den andern den Vorzug verdiene, daß jene wenigen Ausnahmsfälle — welche nach dem Gesagten in Bezug auf die Doctrin des Heiligen seltener sind, als bei der irgend eines andern Lehrers — nicht Lehrstücke von größerer Wichtigkeit und Tragweite betreffen können. Und warum? Weil sonst die Garantie der Wahrheit, welche der Gesammtheit der aquinatischen Lehre von den Päpsten beigelegt wird, geschmälert, ja verflüchtigt würde. Hieraus ergibt sich als praktische Folgerung: wo es sich um ein Abgehen vom hl. Thomas handelt, ist größere Umsicht vonnöthen, als bei der Abweichung von irgend einem andern Lehrer, da eben eine größere Auctorität entgegensteht. Ferner: je wichtiger eine Aufstellung des Aquinaten ist, je größer die Reihe der durch sie bedingten Sätze, je näher ihre Beziehung zum Dogma, desto sicherer verbürgt uns die kirchliche Gutheißung ihre Richtigkeit, desto bedeutender und augenscheinlicher muß das Gewicht der inneren Gründe sein, welches eine so bedeutende äußere Garantie aufwiegen soll.

Was wir eben von den Lehrmeinungen gesagt, das gilt in ähnlicher Weise auch von den Beweisführungen, wie sie sich in den Schriften des Heiligen finden. So wenig behauptet werden kann, daß jeder der vorgebrachten Gründe stichhaltig sei, ebenso sicher ist, daß wir, gestützt auf

Digitized by

die päpstlichen Erklärungen, annehmen können und müssen, der hl. Thomas habe auch in dieser Beziehung an Gründlichkeit die übrigen Lehrer weit übertroffen. Denn gesetzt, er hätte auch in jenen Schriften, welche anerkanntermaßen den Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Entwickelung bezeichnen, sich häufig unzulänglicher Beweisführungen bedient, so würde weder der ihm eingeräumte Vorzug, noch die so zahlreichen und ehrenvollen Lobsprüche berechtigt sein. Also auch bevor in dieser Beziehung ein dem Heiligen nachtheiliges Urtheil gefällt werde, bedarf es einer umsichtigeren Prüfung, als dieß einem andern Lehrer gegenüber gefordert wäre.

Es bietet uns also die Kirche für die Lehre des Aquinaten Garantie genug, um uns in derselben eine sichere Leitung für unsere philosophische und theologische Speculation finden zu lassen; aber doch auch wieder nicht so viel, daß wir jede selbständige Prüfung, jede Orientirung nach inneren Gründen als nutzlos bezeichnen dürften.

Die gewissermaßen aprioristische Interpretation der kirchlichen Gutheißung des hl. Thomas, wie wir sie in dem Vorstehenden an der Hand bewährter Auctoren geboten, findet in der Geschichte ihre volle Bestätigung. — Hierfür brauchen wir nur an jene in unserem vorigen Aufsatze mitgetheilten Äußerungen der berühmtesten Theologen der neuern Scholastik zu erinnern, in welchen dieselben ihre Werthschätzung des englischen Lehrers und ihren Anschluß an denselben aussprechen. Durchgehends verwarfen sie ein Abgehen in wichtigern Lehrsätzen und wollten diese Freiheit auf die untergeordneten Folgerungen beschränkt wissen.

Einen ähnlichen Beweis dieser Art finden wir in den Sammlungen der gegen die Lehre des Heiligen vorgebrachten Anschuldigungen. Bei den so viele Jahrhunderte zwischen den Thomisten und Scotisten geführten Controversen wurden die Schriften des Aquinaten wiederholt auf's Genaueste durchforscht und zwar von Gegnern, denen es für eine solche Prüfung weder an dem nöthigen Scharfsinn noch an Eifer gebrach. Johannes vom hl. Thomas hat in seiner oben angeführten Abhandlung [1] diese Ausstellungen, wie sie bis zu seiner Zeit gemacht worden waren, mit einer gewissen Vollständigkeit zusammengestellt, um sie zurückzuweisen. Wenn wir nun dieses Verzeichniß genauer prüfen, das, wie gesagt, nach

[1] Joannes a S. Thoma, Cursus theologicus. Coloniae 1711. t. 1. Tract. de approbatione doctrinae D. Thomae. disp. 2. De propositionibus erroneis, quae in D. Thoma objiciuntur, p. 157—178.

Digitized by Google

dem Urtheil competenter Stimmen so ziemlich Alles enthalten soll, was an der Lehre des Heiligen wenigstens mit einigem Scheine von Recht beanstandet werden kann, so werden wir finden, daß dasselbe fast nur Lehrpunkte von untergeordneter Bedeutung enthält, also, selbst die Richtigkeit dieser Anschuldigungen vorausgesetzt, unsere obige Auffassung bekräftigt. Ja auch die Zahl dieser angeblichen Irrthümer muß im Hinblick auf die Ausdehnung der Schriften des hl. Thomas als eine verhältnißmäßig sehr geringe bezeichnet werden, abgesehen davon, daß so viele dieser Aus-stellungen mit recht zweifelhafter, gar manche ohne jegliche Berechtigung vorgebracht werden.

Fast zu dem gleichen Resultate gelangen wir, wenn wir jene zahl-reichen Schriften[1] durchforschen, in welchen die zwischen dem Aquinaten und den andern Lehrern, insbesondere Scotus, strittigen Punkte erörtert werden. Auch hier finden wir, daß es sich durchgehends nicht um Sätze von besonderer Tragweite handelte. Ferner wird uns diese Prüfung zeigen, daß der bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts fortschreitende Entwickelungsgang der scholastischen Theologie und Philosophie die meisten dieser Fragen zu Gunsten des englischen Lehrers entschieden hat.

So viel zur Umgrenzung jener officiellen Auctorität des hl. Tho-mas, wie sie im Laufe von sechs Jahrhunderten durch die so zahlreichen und ehrenvollen Aussprüche der obersten Lehrer der Kirche geschaffen worden ist.

Schließlich müssen wir noch auf ein Moment aufmerksam machen, das neues Licht auf die Bedeutung der uns vorliegenden Encyklika werfen wird. Vor dem Erlasse derselben hätte nämlich vielleicht Mancher versucht sein können, die Frage aufzuwerfen, ob denn die Lehre des Hei-ligen, so vortrefflich und nützlich sie in früheren Jahrhunderten bei dem

---

[1] Von den Scotisten lieferten solche Werke: Macedo, Collationes doctrinae Scoti et D. Thomae cum differentiis inter utrumque. Patavii 1671—1683. 3 v. fol. — Rada, Controversiae inter D. Thomam et Scotum. Salmanticae 1586. 4 v. fol. — Sarnanus, Conciliatio dilucida omnium controversiarum inter Thomam et Scotum. Romae 1589. — Sfortia S., Scotus corroboratus ex contradictionibus Scholae adversae. Lycii 1661. 1 v. 4°. — Sodann auch: Stume-lius, Controversiae inter principes cathedras Scoti, Doctoris subtilis, et D. Thomae, Doctoris Angelici, nec non aliarum illustrium Scholarum de Simplici-tate Dei. Coloniae 1680. 2 v. fol. — Bonherba a S. Philippo, Totius natu-ralis Philosophiae Disputationes, in quibus omnes Philosophicae inter Scotum et D. Thomam Controversiae principales cum doctrina Eremitarum luminis Card. Aegidii illustrantur. Panormi 1661. 2 v. 4°. — Thomistischerseits cf. Aqua-rius Matth. Mauritius a S. Gregorio u. A.

Digitized by

damaligen Stande der christlichen Speculation war, nun nicht durch den Fortschritt dieses Wissenszweiges überholt und antiquirt worden sei. Auf diese Frage gibt uns das Rundschreiben in Bezug auf die philosophische und die theologische Doctrin des Heiligen eine durchaus bündige und klare Antwort. Auch jetzt, nachdem sechs Jahrhunderte auf den Leistungen des englischen Lehrers weitergebaut haben, findet der heilige Vater keine Doctrin, die dem Unterrichte förderlicher wäre als die seine, — des Lehrers aus dem 13. Jahrhundert.

Doch diese auf der Neige des 19. Jahrhunderts, im Lichte unserer aufgeklärten und fortgeschrittenen Zeit abgegebene Erklärung, enthält sie nicht — so könnte man jetzt fragen — ein höchst beschämendes, ja vernichtendes Urtheil für die gesammte scholastische Speculation der letzten sechs Jahrhunderte? Mit nichten. Die Anerkennung der großen während dieser Zeit gemachten Fortschritte läßt sich sehr wohl mit der getroffenen Wahl reimen.

Halten wir vor Allem die unumstößliche Thatsache fest, daß es im 13. Jahrhundert durch das Zusammenwirken der verschiedensten Factoren, nicht ohne besonderes Zuthun der göttlichen Vorsehung, dem hl. Thomas gelang, die Hauptfragen der Theologie und Philosophie in klarer und sicherer Weise zu beantworten. Diese Leistungen nahmen die scholastischen Lehrer mit Dank zum Ausgangspunkt ihrer Studien. Denn es lag ihnen eben die Manier unserer modernen Philosopharchen durchaus fern, die zur Errichtung ihres eigenen Geistestempels jedesmal einer tabula rasa bedürfen. Daß die Wahrheit unwandelbar, ewig sei, das ist ein Satz, der erst im wirren Treiben unserer neuern Philosophie selbst denkenden Geistern abhanden gekommen ist. — Es mußten sich also, nachdem nun einmal die Hauptpunkte richtig festgestellt worden waren, naturgemäß die Forscher darauf beschränken, durch Aufstellung neuer Fragen in diese grundlegenden Wahrheiten tiefer einzudringen und sie nach allen Seiten hin zu durchforschen, sowie durch Herleitung der in ihnen enthaltenen Folgerungen das System auch in seinen untergeordneten Theilen zu vollenden. Die ihnen zugefallene Aufgabe war der Ausbau, nicht die Grundlegung. Hierbei übte selbstverständlich, sowohl was den Lehrgehalt als was die Methode betrifft, der englische Lehrer den maßgebendsten Einfluß. Und gerade die Treue und Gelehrigkeit, mit welcher die folgenden Jahrhunderte an dem Aquinaten festhielten, bürgt uns von vorneherein für die Gediegenheit ihrer Leistungen.

Ist es nun bei dieser Sachlage befremdlich, daß der heilige Vater trotz

Digitized by Google

der hohen Anerkennung, die auch er den Verdiensten der spätern Scholastik zollt, uns nicht auf die Schüler, sondern auf den allverehrten Lehrer verweist? Es handelte sich offenbar in der Encyklika darum, einem doppelten Bedürfniß abzuhelfen. Es sollte vor Allem *eine sichere Grundlage jener allgemeinen philosophischen Bildung* gegeben werden, ohne deren Erwerbung überhaupt keine wahre Bildung möglich ist. Wenn aber dieser so überaus nothwendige Wissenszweig in unserem Jugendunterrichte wirklich wieder die Stelle einnehmen soll, aus der er zum unberechenbaren Schaden von Kirche und Staat schon so lange verdrängt worden ist, so mußte ein *klares und festes Programm* für denselben aufgestellt werden. Ein solches bot die Lehre des hl. Thomas, dessen Sätze nun schon Jahrhunderte geprüft, gutgeheißen und mit bestem Erfolge zur Grundlage ihrer wissenschaftlichen Forschung genommen haben. Sie bieten in passendster Form die allen Schulen gemeinsamen Lehrstücke.

In dem Verlaufe der Fortentwickelung mußte eine Spaltung in verschiedenen Schulen eintreten. Es sind nun zweifelsohne von manchem Lehrer der verschiedenen dem hl. Thomas folgenden Schulen viele Sätze des Heiligen meisterhaft entwickelt worden; aber die Darlegung derselben wird mit vielen, der betreffenden Schule eigenthümlichen Anschauungen verknüpft und vermischt sein. Die Gutheißung einer dieser Größen der spätern Scholastik würde also ohne gleichzeitige Gutheißung einer dieser Schulen, und ohne Entscheidung der zwischen denselben obwaltenden, untergeordneten Lehrstreitigkeiten kaum möglich sein. Da nun, wie wir glauben, eine solche Entscheidung durchaus nicht in der Absicht des heiligen Vaters liegen konnte, so trug dieser Umstand wohl auch dazu bei, die Wahl in das 13. Jahrhundert auf den englischen Lehrer zurückzulenken.

Doch während Leo XIII. auf diese Weise jene allgemeine philosophische Bildung sicherzustellen bemüht war, hatte er sein Augenmerk zugleich auf *eine streng wissenschaftliche Fortentwickelung dieser Disciplin* gerichtet. Und auf welche Weise glaubte er ihr Gedeihen am besten fördern zu können? Indem er sie in jene Bahn zurücklenkte, auf welcher sie während der Zeit der älteren und besonders der neueren Scholastik unter der Leitung des englischen Lehrers so sicher und so gedeihlich vorangeschritten war. Hierin liegt offenbar die ehrenvollste Anerkennung der Lehre und Methode dieser Periode. Was also die Väter der Salmanticenser Schule, was u. A.

Digitized by

im Anschluß an sie die Gründer der Jesuitenschule im 16. Jahrhundert gethan, das sollen auch wir im 19. Jahrhundert zur Wiederherstellung der philosophischen Studien thun. Wie ihnen, so gelte auch uns die Lehre des hl. Thomas als ein kostbares, unantastbares Erbstück, als eine zuverlässige Grundlage unserer wissenschaftlichen Forschung. Wie sie an der Hand des Aquinaten die Leistungen des 14. und 15. Jahrhunderts geprüft und verwerthet, so haben auch wir dasselbe in Bezug auf die Resultate der ganzen Scholastik an der Hand desselben sicheren Führers zu thun. Wie sie, so müssen auch wir unsere Arbeit nicht als eine bloße Reproduction, sondern als eine Repristination auffassen, durch welche „die Weisheit der Alten" den Anforderungen der Neuzeit angepaßt und für die Bedürfnisse derselben nutzbar gemacht werden soll.

Nach dem Gesagten lag es also nicht in der Absicht des heiligen Vaters, in der Encyklika uns jenen Auctor zu bezeichnen, bei dem sich gewissermaßen die Endpunkte der im Verlauf des 18. Jahrhunderts abgebrochenen Entwickelung der Scholastik finden, bei dem also zur Fortführung derselben einfachhin wieder anzuknüpfen ist. Er wollte uns den Ausgangspunkt und das leitende Princip der auf diese Wiederanknüpfung und Fortführung abzielenden Studien aufweisen, aber hieß uns nirgends mit Vernachlässigung der neuern und ältern Scholastik den Anknüpfungspunkt im 13. Jahrhundert suchen. — Es erschienen in den letzten Jahren zuweilen Monographien über einzelne Specialfragen der Philosophie und Theologie, deren Verfasser sich darauf beschränkten, die Lehre des Aristoteles, des hl. Thomas und allenfalls noch des Scotus aus einigen Stellen ihrer Schriften darzulegen, während von den spätern Lehrern höchstens noch Suarez, Petavius und Thomassin, wie sie der Zufall dem Auctor in die Hände gespielt hatte, durch einige Citate vertreten waren. Und damit sollte dann der gegenwärtige Stand der Frage klargestellt sein. Solchen Illusionen leistet die päpstliche Encyklika nicht den geringsten Vorschub; sie sind überhaupt nur möglich bei der trotz mancher schätzenswerthen Leistungen noch immer recht dürftigen Kenntniß der scholastischen Literatur. Soll eine solche Darlegung wirklich das sein, was sie sein will, so muß sie uns freilich vor Allem nicht nur aus einigen zufällig aufgerafften Citaten, sondern aus jenen Stellen, an welchen unser heiliger Führer die Frage ex professo stellt und beantwortet, mit Beachtung des ihm eigenthümlichen Sprachgebrauches die Lehre des Engels der Schule als sichern Ausgangspunkt darbieten. Damit wäre dann ein sicheres Fundament gelegt. Aber das Fundament

Digitized by Google

ist eben noch nicht das fertige Gebäude. Die Sätze des Heiligen wurden erklärt, entwickelt, Folgerungen aus ihnen gezogen, neue Fragen an dieselben angeknüpft, welche tiefer in den Gegenstand einführten. Erst wenn auch die Resultate dieser gewaltigen Geistesarbeit vorgelegt sind, kennen wir den gegenwärtigen Stand der Frage, haben die Anknüpfungspunkte zur Fortführung der wissenschaftlichen Forschung in Händen.

Obgleich nun, wie wir eben zeigten, das päpstliche Schreiben die gedeihliche Entwickelung durchaus nicht unterschätzt, welche das speculative Wissen unter der Leitung des englischen Lehrers bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen hat, so macht es doch auch nachdrücklich auf einen Fehler aufmerksam, welcher in einer Überschätzung dieses Fortschrittes seine Wurzel hat. — Bekanntlich lebte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts der alte naturphilosophische Streit wieder auf[1]. Die Veranlassung hierzu gab das Aufblühen der Naturwissenschaften sowie das Umsichgreifen der cartesianischen Ideen. Die Controverse schlummerte allmählich im 18. Jahrhundert wieder ein, indem eben mit dem Niedergange der scholastischen Philosophie der Widerstand gegen das neue System erstarb. — Als daher gegen die Mitte unseres Jahrhunderts die Geister sich ernstlicher der Repristination der Scholastik zuwandten, fanden sie sich bald der Frage gegenübergestellt, ob und wie die Anschauungen des Stagiriten mit den Theoremen unserer modernen Chemiker und Physiker zu reimen seien. Es mußten somit die alten Streitfragen wieder in Fluß kommen. Und wirklich riefen sie eine Discussion hervor, welche in Italien und später auch in Frankreich mit Lebhaftigkeit geführt wurde. Dabei ließ man es an schweren Vorwürfen gegen die Scholastik nicht fehlen; so sollte sie durch reine Speculation die Lösung von Fragen versucht haben, welche doch nur durch Erfahrung und Induction zu entscheiden gewesen wären, u. dgl. m. Selbstverständlich mußten solche Anschuldigungen, obgleich sie anscheinend nur auf einen Lehrpunkt der Scholastik hinzielten, dennoch allmählich das Ansehen und die Werthschätzung der letztern bedeutend schmälern. Am Schlusse der Encyklika tritt daher der heilige Vater diesen ungerechten Anklagen entschieden entgegen. Nachdrücklich weist er auf die Bedeutung hin, welche der hl. Thomas, der selige Albert der Große und die anderen Fürsten

[1] Vgl. Werner, Der hl. Thomas von Aquin. Regensburg, Manz, 1859. Bd. 3 S. 546 ff., 568 ff. — Hurter, Nomenclator literarius. Oeniponte, Wagner, 1876. t. 2 p. 638 sqq.

Digitized by

der Scholastik der Inductions-Methode beilegten, hebt die Aufmerksamkeit hervor, welche sie den Naturwissenschaften schenkten. Der Behauptung, daß die Anschauungen der Alten nun eben durch den ungeahnten Aufschwung der exacten Wissenschaften antiquirt seien, hält er die Thatsache entgegen, daß nach der Aussage mancher bedeutenden Naturforscher der Neuzeit die Hauptsätze der Scholastik sich mit den wirklich sichern Resultaten der neuern Forschung recht wohl vereinigen lassen.

Walte Gott, daß die Stimme des Oberhauptes der Kirche in allen Kreisen des kirchlichen Wissens ein mächtiges Echo finde, daß vor Allem „jene Weisheit der Alten", geläutert und den Bedürfnissen unserer Zeit angepaßt, in dem Jugendunterrichte ihre Stelle finde und hierdurch wieder zum Gemeingut aller Gebildeten werde; daß sodann die fachwissenschaftliche Forschung an der Hand des englischen Lehrers in der Prüfung und Verwerthung der gesammten Scholastik rüstig voranschreite, um so jene Entwickelung allgemeiner einzuleiten und weiterzuführen, welche im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts in so verhängnißvoller Weise abgebrochen wurde.

Franz Ehrle S. J.

Durch die Paramos zum äquatorialen Hochwald.

(Schluß.)

Am 15. März traf uns das erste Morgengrauen marschbereit. Die kleine Caravane hatte sich um zwei Indianer, die uns Herr Cremers mitgegeben, vermehrt. Der Eine, ein schon bejahrter, bedächtiger Mann, trug neben seinem Mundvorrath für vier Tage noch ein gewaltiges Brecheisen, der Andere, ein kräftiger Bursche von etwa 20 Jahren, eine schwere Holzart. Bald erreichten wir die erste Holzbrücke über den Rio San Lorenzo. Sie war aus mächtigen Balken ebenso geschickt als solide zusammengefügt. Damit der viele Regen und die große Luftfeuchtigkeit in dieser Gegend ihr nicht wie allem gefallenen Holze eine schnelle Vermoderung zuziehe, war nicht bloß das Ganze mit einem dichten Rohrdache überdeckt, sondern auch das Balkenwerk mit Theer überstrichen worden. Bald nachher berührte der langsam ansteigende Weg die Anhöhe Canzocoto, einen einzeln aufragenden, bewaldeten Hügelkopf mitten

Digitized by Google

im Bergthal, umgeben von unabsehbarer Waldeswildniß. Auf ihm hätte Garcia Moreno so gerne eine Benedictiner-Ansiedelung gesehen.

In der That würde auch hier ein Kloster prächtig gestanden haben, zur Zierde und Hebung der ganzen Landschaft. Es hätte aber auch — und dieß war der Hauptzweck — als religiöse Culturstation von der segensreichsten und nachhaltigsten Wirkung auf die hier neu erstehende Bevölkerung und auf die hierher zu rufende Einwanderungscolonie sein müssen. Von ihr sollte, wie von einem Krystallisations-Centrum aus, wohl geordnet, rein und klar ein religiös gesittetes und glaubenskräftiges Leben in diese düsteren, der Civilisation frisch geöffneten Gauen hineinstrahlen. Schon hatte dieser unternehmende Mann mit Ordensleuten in der Schweiz sich in Verbindung gesetzt, schon glaubte er auf ein glückliches Gelingen dieses Werkes rechnen zu dürfen, als zu seinem großen Leidwesen die Verhandlungen an unvorhergesehenen Hindernissen am Ende doch noch sich zerschlugen. Hätte er damals ahnen können, daß nur um Weniges später zugleich mit seinem Leben so viele seiner glücklich begonnenen Schöpfungen zu nichte werden sollten! Herben Kummer würde ihm dieses wohl bereitet haben, aber unterlassen hätte er deßhalb nichts von demjenigen, was er als gut erkannt hatte. Gottes weiser, mächtiger, gütiger, aber auch unerforschlicher Vorsehung all sein Thun und Lassen anheimstellend, ließ er sich weder durch Hindernisse, noch durch böse Ahnungen beirren.

Hinter der Sägmaschine wird der Weg schmaler und Manches läßt erkennen, daß er von da mit mehr Eile angelegt worden. Für einen Reitweg blieb er aber auch hier noch ausgezeichnet. Die geräumige Holzbrücke über den Fluß Yamboya war wieder ein Meisterwerk, indessen nach anderer Manier ausgeführt als jene über den San Lorenzo. Im Übrigen war links und rechts des Weges dem Gesammt-Eindrucke nach Alles so ziemlich wie gestern. Je tiefer wir stiegen, desto wärmer, voll- und großwüchsiger wurde es wohl; aber dieß geht so allmählich vor sich, daß die Steigerung der Wärme erst nach längeren Intervallen zum Bewußtsein kommt und die Änderung der Flora dem Nichtbotaniker nur durch die eine oder andere besonders auffällige, neue Pflanze bemerkbar wird. So trifft man von Canzocoto an die ornamentalen Floriponbios, welche man auf der Hochebene in Gärten zieht, überall wild. Es sind dieß baumartige Stechapfel, mehr als 5 und 6 m hoch, das ganze Jahr hindurch mit 9—12 Zoll langen, röhrig-trichterförmigen Blüthenkelchen behangen, denen bei Tag und Nacht ein angenehmer, aber stark auf die Nerven wirkender Duft entströmt. Im Innern sind diese schneeigen Glocken voll häßlicher, kleiner, schwarzer Mücken und überschütten jeden, der sich ihnen zu dreist naht, mit einem Schwarm

Digitized by

dieſer widerlichen Gäſte. Wehe erſt demjenigen, der ſein Riechorgan mit den ſchönen Kelchen in unmittelbare Berührung bringt!

Unſere letzte Wegeſtrecke hielt ſich ſtets nahe an den Gebirgsfluß Pilaton, der mit ſeinem Toſen und Rollen Alles weithin übertönte. Plötzlich hieß es: hier muß man hinüber! Zwei mit zähen, reſiſtenten Lianenranken zuſammengehaltene Baumſtämme bildeten die ganze fatale Paſſage über eine Verengerung des gewaltigen Fluſſes. Nirgends eine Spur von Geländer oder einer anderen Vorkehrung, um den Übergang mehr zu ſichern; unten die weißſchäumende, hoch aufſpritzende, über die plötzliche Einzwängung laut tobende Fluth. Kaum hatten Thiere und Menſchen, Stück um Stück die bei jedem Schritt auf- und nieder-ſchwankende Brücke paſſirt, kaum hatten wir wieder ein Paar Augen-blicke im Sattel geſeſſen, als ſchon wieder ein anderes Bergwaſſer uns den Weg ſperrte. Es war ein kleiner Nebenfluß des Pilaton, mit dem er ſich einige Minuten weiter unten vereinigte. Leider habe ich ſeinen Namen vergeſſen. Wir paſſirten ihn zu Pferd; ſeinen Ufern entlang ſollten wir des andern Tages bergaufwärts zur Kohlenmine vordringen.

Wenige Schritte unter der letzten Übergangsſtelle lag ein großes, ringsum offenes Blockhaus, in welchem der Ingenieur Rogers mit ſeinen Unterbeamten campirt hatte, als in dieſer Gegend der Weg gemacht wurde. Seit Wochen ſtand es ganz verlaſſen und ſtarrte uns in dem Zuſtand der gräulichſten Verwüſtung entgegen. Wenn nicht Gato ver-ſprochen hätte, in kürzeſter Zeit Ordnung ſchaffen zu wollen, ſo würde ich vorgezogen haben, im Freien unter den Bäumen des Waldes das Zelt aufzuſchlagen. Wirklich machte er ſich ſofort mit Eifer an die Arbeit und commandirte auch den Ariero und die beiden Indios dazu. Als ich ſah, daß Alles ſeinen guten Fortgang nehme, hielt ich es für gerathener, während des allgemeinen Durcheinanders mir die Umgebung anzuſehen und an einem ruhigen Plätzchen mein Officium zu beten. Ich übergab deßhalb an Gato geräuchertes Fleiſch, Zwieback, Salz, Käſe und Chocolade zur Bereitung des Mahles, und indem ich ihn zum „Mayor domo“ und Oberkoch in unſerer neuen Reſidenz ernannte, empfahl ich ihm die Überwachung aller unſerer Effecten.

Bald erkannte ich, daß unſer Blockhaus am Rande einer kleinen, baum-loſen Ebene ſich befand. Dieſelbe war offenbar früher cultivirt geweſen: da-rauf deuteten nicht bloß die verwilderten Platanales oder Bananenpflanzungen und die ſich ſelbſt überlaſſenen Zuckerfelder, ſondern auch ein großes, menſchen-leeres, dem Zerfallen nahes Gebäude, ein ſogen. Trapiche oder eine Zucker-

Digitized by Google

mühle, in Mitten der reich übergrünten Flur. Es konnte nicht viele Jahre her sein, seitdem dieser Posten preisgegeben worden. Denn die eigentliche Mühle mit ihren drei bronzenen Mahlcylindern, mit ihren hölzernen Wasserrädern, die mit dem Pilaton communicirenden Kanäle lagen noch in solchem Zustande vor mir, daß man mit wenig Arbeit sie hätte wieder brauchbar machen können. Hoch aufgeworfene Wälle aus gemahlenem Zuckerrohr, die still und ruhig ihren Proceß der Vermoderung durchmachten, waren die einzigen Überbleibsel der früheren Industrie. Mir war es unerfindlich, wie man dieses ganze Anwesen, dieses so reizend und für eine Zuckerpflanzung, wie es schien, so ausnehmend günstig gelegene Plätzchen so hatte im Stich lassen können. Von Gato erfuhr ich nachher, daß diese Ländereien, welche den Namen San Florencio führen, sammt ihrer waldigen Einfassung von einem Herrn in Quito als sein Eigenthum in Anspruch genommen werden. Nachdem er eine Reihe von Jahren reiche Zuckerernten gehabt und viel Aguardiente producirt, hätte auf einmal das Wechselfieber unter seinen Leuten sich eingestellt und jedes Jahr mehr Opfer gefordert. In Folge dessen hätte Niemand — auch um hohen Lohn — mehr in seinem Dienste bleiben wollen[1]. Damit war die Plantage, die schon wegen der weiten und schwierigen Transportlinien wenig Werth hatte, für ihren Herrn völlig nutzlos geworden. Erst seitdem der neue gute Weg sie durchschneidet, denke er wieder ernstlich daran, ihre Bebauung abermals aufzunehmen; jedenfalls sei das Gut seither bedeutend im Preise gestiegen. Es seien aber auch seit jener Zeit die Rechte des bisherigen Besitzers angefochten worden, und solle es für den Herrn, falls es zum Processe komme, schwer werden, seine Rechtstitel aufrecht zu halten, während es doch früher Niemandem eingefallen, ihn derentwegen zu behelligen. Leider sind Streitigkeiten der Art, sei es nun, daß es sich um das Besitzthum selbst oder nur um dessen Grenzen handelt, in Ecuador überhaupt eine sehr ergiebige Erwerbsquelle für die vielen Advokaten, eine reiche Quelle aber auch zu zahllosen, bitteren Feindschaften. Einmal war schon zu Anfang der Conquista und noch lange nachher die Güterabgrenzung keine sehr genaue und feste, besonders gegen die noch unbewohnten Gebiete hin. Gibt es ja heute noch Haciendas aus jener Zeit, von denen man behauptet, daß ihre größte Gottähnlichkeit in der Unbegrenztheit bestehe. Sodann kamen durch die vielen politischen Umwälzungen, sowie durch die damit verbundenen Güter-

[1] Etwas weiter unten im Thale, auf dem Gebiete, das ein Herr Castillo zur Gründung einer Hacienda von der Regierung angekauft hatte, zeigten sich ebenfalls bald unter den angesiedelten Dienstleuten Fieberanfälle. Als sie dann die Wohnungen am steilen Thalgehänge etwas höher hinaufschoben, blieben sie von dieser bösen Plage verschont. Ganz ähnliche Wahrnehmungen machte ich auch an anderen Punkten, z. B. am Rio Chichi, Guambi, Perucho, Esmeraldas. Von der Meeresküste her ziehen die mit Fiebermiasmen geschwängerten warmen Luftströme thalaufwärts: die auf der Thalsohle Ansäßigen erliegen der Ansteckung und werden die Opfer eines langsamen, traurigen Siechthums, während die höher Wohnenden in demselben Thalweg einer gesunden Luft sich erfreuen.

Digitized by Google

confiscationen oder Verbannungen viele Lücken und Unordnungen nicht bloß in die Urkunden, sondern auch in die Succession im Besitzstande selbst. Endlich trugen noch die verheerenden elementaren Ereignisse, wie z. B. das Erdbeben von Riobamba und Ibarra, die Zerstörung Ambato's und Catacunga's durch Schlammfluthen das Ihrige zur Verwirrung in dieser Beziehung bei.

Als ich zurückkam, fand ich schon Alles geordnet. In dem früheren Küchenraum loderte ein lustiges Feuer zwischen den drei Herdsteinen und über ihnen brodelte das Wasser mit dem Fleische. Die Indianer hatten zwei der besten Bananenkolben mit Hunderten kaum halbreifer, grüner Früchte aus den herrenlosen Büschen herbeigeschleppt. Obwohl sie in diesem Zustande herber als Dinte schmeckten, sollten sie doch gekocht ein köstliches Gericht geben. Eine reife Fruchtähre war im ganzen Platanal nicht mehr zu finden gewesen: so gründlich hatten die Wegarbeiter einige Wochen vorher[1] mit allem Genießbaren aufgeräumt. Während die drei „sauberen" Köche das fleischige Innere der Bananen in kleine Täfelchen schnitten, benützten sie die Hülsen, um mit ihrem scharfen Safte sich Gesicht, Hals, Arme, kurz alle bloßen Körpertheile einzureiben gegen die lästigen Mücken, welche in schwarzen Wolken uns umflogen und mit ihren schmerzlichen Stichen uns quälten. Es zeigte sich hier wieder klar, daß diese Unholde keinen Unterschied des Blutes kennen: wir wurden alle in gleicher Weise heimgesucht und schienen es auch ebenso empfindlich zu fühlen. Eigenthümlich! kaum hatten wir unseren Fuß auf diesen verlassenen Boden gesetzt, und alsogleich sind diese kleinen Blutsauger wie auf ein Zauberwort in dichter Masse da. Woher kamen sie, wo haben sie vor unserer Ankunft Blut gefunden? Es waren winzig kleine, kurzbeinige, schwarze Mückchen, wohl aus der Familie der Tipuliden, die mit großer Eile auf der Haut herumkriechen.

Nachdem das Essen, das in einem Gericht, einer wahren „masa mora", bestand, eingenommen und noch Chocolade als Nachtisch servirt worden, machte ich mich daran, mein Nachtlager zurechtzulegen. Um gegen den Wind, der Abends flußaufwärts zu wehen begann, und auch gegen das wüste Mückenheer mehr Schutz zu haben, schlug ich innerhalb des Blockhauses noch mein Reisezelt auf. Eitle Bemühung! Die Mücken zogen sich mit Anbruch der Nacht von selbst zurück; dafür stellten sich aber andere Plagegeister ein, gegen welche das Zelt nichts nützen konnte. Kaum hatte ich, Dank der körperlichen Müdigkeit, einige Stunden unruhig geschlafen, da wachte ich auf und empfand

[1] Während der stärksten Regenzeit wurde die Arbeit auf zwei Monate eingestellt.

Digitized by Google

am ganzen Leib ein unqualificirbares, unangenehmes Gefühl, das zwiſchen Jucken und Brennen in der Mitte lag. Auch nahm ich deutlich wahr, daß etwas Lebendiges an mir herumkrieche. Am Morgen ſtellte es ſich heraus, daß Ameiſen in Schaaren im Zelte ſich eingeſtellt und den Vorrath an geräuchertem Fleiſche arg zernagt hatten. — Gemäß der geſtrigen Berathung mit Gato war folgender weiterer Expeditionsplan feſtgeſtellt worden: Der Ariero bleibt bei den Pferden und überwacht unſere zurückgelaſſenen Sachen; alle Übrigen brechen zu Fuß und mit Zurücklaſſung alles nicht abſolut Nöthigen zur Kohlenmine auf. In einem Tage ſollten wir dieſelbe leicht erreichen und am zweiten Tage ſchon wieder zurück ſein können. Der jüngere Indio erhielt das Zelt zu tragen, der ältere den Mundvorrath. Friſch und munter ſchritt Gato voran, ſein Waldmeſſer in lederner Scheide am Gürtel. Man merkte, daß er ſo recht in ſeinem Elemente ſei.

Das Bett des oben bezeichneten Fluſſes ſollte unſere heutige Weglinie ſein. Zur trockenen Jahreszeit iſt es ganz ohne Waſſer und bildet dann eine ganz paſſabele natürliche Straße zu den Hacienda's an den oberen Berggehängen. In der Regenzeit aber, in der wir uns ja befanden, war das anders. Reißendes Waſſer füllte das Rinnſal und zwang den Reiſenden, zwiſchen dem Fluſſe und dem undurchdringlichen Waldſaume ſich mühſam hindurchzuarbeiten, dann von einem Ufer zum anderen watend den verſchiedenen Wegſperren auszuweichen oder oft auch über improviſirte Nothbrücken hinwegzuſetzen. Streckenweiſe freilich erweiterte ſich das Bett auch wieder derart, daß nur die ſtärkſten Hochwaſſer es ganz überdecken und für's Gewöhnliche bloß einzelne, meiſt mehrfach verzweigte Waſſerſtreifen durch die wilden Steinfelder ſich winden. Wer auf ſolchen Paſſagen nicht zum Voraus all' die gang- und ungangbaren Stellen kennt, ſitzt jeden Augenblick feſt, muß oft retiriren, nachdem er lange Gänge unter Schweiß ſich nutzlos ausgehauen, und in anderen Richtungen einen Durchbruch verſuchen. Gato kannte zum Glück hier jeden Fels und jeden Baum ſeit Jahren. — Erſt ging es durch hoch aufgeſchoſſene, ganz verwilderte Zuckerrohrfelder, dann traten wir auf eine der erwähnten Flußerweiterungen hinaus. Gato machte mich ſofort auf die vielen ſchwarzen Steine aufmerkſam, in welchen ich alsbald die Geſchwiſter der mir ſackweiſe zugetragenen Kohlenproben zweiter Sendung wiedererkannte. Wenn die von mir als möglich hingeſtellte Anſicht, daß am ſelben Orte neben dieſen ſchwarzen unbrauchbaren Steinen auch gute Kohlen vorkommen könnten, wirklich zutreffen ſollte, dann mußte es ſich jetzt bald zeigen, noch bevor wir an die eigentliche Urſprungsſtätte gelangten. Da nämlich dieſer ſelbe Fluß

Digitized by Google

oben die Mine durchschneidet und sie offen gelegt hat, so hätten durch seine Wasser mit den schlechten auch gute Kohlen herabgeführt worden sein müssen. Ich gab mir deßhalb alle Mühe, die schwarzen Steine alle genau zu prüfen. Indessen an diesem ersten Platze war entschieden Nichts zu finden, was auch nur entfernt jener guten Kohlenprobe geglichen hätte, welche zuerst mir zur Prüfung übergeben worden war. Schlechte Aussicht!

Wir waren nicht lange auf dem rechten Ufer vorangedrungen, als ein unübersteigliches Hinderniß auf das linke Ufer hinüberdrängte. Gato gab nicht zu, daß ich Schuhe und Strümpfe auszog und barfuß über die spitzen, scharfen Steine auf dem unsichtbaren Grunde hinweg durch das Wasser ging, sondern packte mich dem alten Indio auf den Rücken, während er selbst dessen Gepäck ihm abnahm. Dieser ließ es ganz gutmüthig geschehen. Mitten im Flusse aber schrie er auf einmal mit weinerlicher Stimme: „Taita padre no puodo mas!“ (Pater, ich kann nicht mehr!) Ich hatte da gut rufen: „Kerl, voran; das hättest du früher wissen müssen!“ Als ich ihm einen Puff zum Antrieb versetzte, öffnete er einfach seine Arme, womit er bisher meine Beine gehalten hatte, machte einen schnellen, leichten Ruck und plumps — lag ich im Wasser, sammt Schuhen und Strümpfen. Sobald ich wieder auf den Beinen war, hörte ich, wie Gato dem Alten voll Entrüstung ein „Caramba“ um das andere zuwarf. Auch mir war natürlich dieser Streich recht ärgerlich und verdächtig. Als ich aber selbst über diesen chaotischen Steinboden des Flusses weiterschreiten mußte, änderte sich meine Meinung und Stimmung. Zudem bedachte ich, daß auch das tüchtigste Schelten weder mich trocknen, noch sonst was bessern, wohl aber Verstimmung in unsere kleine Gesellschaft bringen könne. Ich gebot also Gato, den Alten in Ruhe zu lassen, und machte eine heitere Miene zum bösen Spiele. Am anderen Ufer entledigte ich mich aller ablegbaren, vom Wasser triefenden Kleider und gab sie zur Buße dem Übelthäter zu tragen. Dieß war aber auch das erste und letzte Mal, daß ich mich in Ecuador dem Rücken eines anderen Menschen anvertraute[1]. An derartigen Zwischenacten gab es noch Manches. Immer mehr bewunderte ich die Geschicklichkeit Gato's für solche Wanderungen. Nur ein Beispiel! Zwischen zwei Felsen verengte sich der Fluß; gerade hier sollten die Ufer wieder gewechselt werden. Im Nu hatte Gato einen geraden, glatten, runden Stamm von ca. 15 cm Durchmesser zur Hand und warf ihn mit Leichtigkeit über beide Ufer. Sofort lief er auch, als spazierte er auf breiter Straße, über ihn hin. Als ich mich anschickte, seinem Beispiele zu folgen, merkte ich nur zu schnell, daß dieses nicht bloß nicht leicht, ja für mich rein unmöglich sei. Der runde Pfahl drehte sich mir schon beim ersten Antritt unter den Füßen.

[1] In manchen schwer passirbaren Gegenden der Republik lassen sich die Reisenden von den Indianern auf dem Rücken tragen. Diese haben zu dem Zwecke eine Art Stuhl auf den Rücken geschnallt.

Digitized by Google

Meine Plumpheit für derartige Kunststücke gewahrend, riß Gato eine Schlingpflanze vom nächsten Baume und spannte sie als Lehne von Ufer zu Ufer. Doch bei der großen Spannweite wich sie derart zur Seite, wenn man sich auf sie stützen wollte, daß ich durch sie nur noch eher zum Falle gekommen wäre. Nun machte er kurzen Proceß: er faßte mich an der Hand und führte mich wie ein Kind hinüber. Dabei fühlte ich so recht, mit welcher Sicherheit, Ruhe und Festigkeit diese „Katze" solche Pfade beging. Nach mir kam der junge Indianer; auf dem Rücken trug er das Zelt, vor sich die Holzart. Nur zu deutlich zeigte es sich, daß der gute Junge auch nicht ohne Angst sein eigenes Ich diesem Balken überantwortete. Es dauerte auch nicht lange, bis er einen ungeschickten Tritt that: die Unterlage drehte sich — und unten lag er im nassen Grabe. Denn hier war es so tief, daß das Wasser über ihm zusammenschlug. Schnell kam er aber etwas weiter unten wieder zum Vorschein und stieß dann auch bald zu uns, ohne Schaden genommen zu haben. Nur die Holzart hatte er dabei verloren. Auch als er sich abermals in's Wasser stürzte, um sie, mehrmals untertauchend, zu suchen, gelang es ihm nicht, sie wiederzufinden. Der Alte, dem ich ein unfreiwilliges Bad eher gewünscht hätte, passirte, wie Gato, mit großer Ruhe und Sicherheit, wenn auch nicht mit derselben Leichtigkeit. Doch lassen wir diese Kleinigkeiten und ergötzen wir uns vielmehr an der großen Waldesnatur, die uns hier eine neue, ja wohl ihre schönste Seite darbietet!

Der den Fluß einfassende, herrliche Doppelsaum ist in der That unvergleichlich schöner und romantischer als das schnell aufgeschossene, nur in erster Jugendfülle strotzende Gewächs, das wir gestern zu beiden Seiten des Reitweges bewundert haben. Sein Aussehen stimmt auch wohl noch am besten zu den gangbarsten, viel zu überschwänglichen Beschreibungen amerikanischer Urwälder[1], und doch sind diese Partien nicht diejenigen, welche das Gros des Urwaldes bilden. Sie sind schmale Randverzierungen, welche gegen die Masse des eigentlichen Urwaldes ganz verschwinden. Schon Humboldt machte auf das Unbestimmte aufmerksam, das in der Bezeichnung Urwald überhaupt liegt[2]. Wegen des Mißbrauches, der geradezu mit diesem Worte getrieben wird, vermied er, wie er selbst hervorhebt, den Namen Urwald in seinem Reisewerke. Es ist in der That nicht so leicht, einen richtigen Begriff von einem Urwalde sich zu bilden und noch schwerer, ihn Anderen zu erklären.

---

[1] Dieß erklärt sich leicht daraus, daß die Mehrzahl der Reisenden die amerikanischen Urwälder nur längs der Flüsse, welche sie befahren, oder längs der künstlichen Straßen, der allgemeinen Communicationslinien, kennen lernten. Indem sie das hier Gesehene auf den ganzen Wald übertragen, liefern sie unrichtige Darstellungen.

[2] Ansichten der Natur, 3. A. Bd. 1 S. 322 ff.

Digitized by Google

An und für sich bedeutet „Urwald“ jeden Wald in seinem Urzustande, einen jeden Forst in seiner natureigenen, von der zerstörenden Hand des Menschen noch nicht berührten, „wilden“ Entfaltung. In diesem Sinne hatte Deutschland dereinst gerade so gut seine Urwälder, als sie heute noch Amerika decken, und kann sie der hohe Norden ebenso wohl besitzen als das warme feuchte Land unter dem Äquator. In diesem Sinne ist mancher dürre, düstere einförmige Fichtenhain der Hochalpen nicht weniger ein Urwald als die saftigen, licht- und wechselvollen Laubholzdickichte unter den Tropen. Den wesentlichen Charakter des Urwaldes in die Undurchdringlichkeit und die Dicke seiner Baumstämme verlegen zu wollen, dürfte denn doch nicht erlaubt sein. Wie große Strecken echten Urwaldes habe ich in Ecuador durchwandert, denen diese beiden Merkmale abgehen! — Für's Zweite zeigt der Urwald, — wenn wir uns auch nur auf die Tropen, ja speciell nur auf Ecuador beschränken —, nicht überall dasselbe Äußere: ein anderes in der tiefliegenden Ebene und ein anderes an den Bergeshöhen. In den Tiefen sowohl als in den Höhen wechselt es dann wieder mit den sich stetig ändernden localen Vegetationsbedingungen. So sieht das paradiesische Waldesdickicht im Tieflande von Esmeraldas anders aus als die Baumvegetation am Guayas nur wenig weiter südlich und anders als der ebenso tief gelegene, eigenartige Igapowald auf beiden Seiten des Amazonenstromes. Ja derselbe Urwald liefert endlich, wie schon bemerkt, ein verschiedenes Vegetationsbild je nach der Seite, welche er dem Beschauer zukehrt: ein anderes von oben gesehen, ganz besonders aber ein anderes in seinem tiefen Inneren und ein anderes an seinen äußeren Flanken. Hiernach wird Jeder begreifen, daß es unmöglich ist, so kurzer Hand eine Beschreibung des ecuadorianischen Urwaldes im Allgemeinen zu geben. Und ich bitte deßhalb den Leser, sich davor zu hüten, eine solche in meinen Zeilen finden zu wollen. Sie suchen nur jene Art ecuadorianischen Waldes nach den am meisten hervortretenden Eigenthümlichkeiten zu skizziren, die am Westabhang der Anden in einer Höhe von 1000—3000 m auftritt und für welche Grisebach den Namen „äquatorialer Hochwald“ in Vorschlag bringt. Denn dieser ecuadorianische Wald ist nicht bloß ein Hochwald wegen seiner hohen Lage, sondern noch viel mehr wegen seiner frischen, hochstämmigen Baumentwicklung. Hierin übertrifft er bei weitem die Waldungen der Tiefebene, wenn er auch in anderer Beziehung die Fülle und Schönheit, den Reichthum und die Großartigkeit, welche die Wachsthumsformen der Tropen zur Schau tragen, lange nicht erreicht.

Digitized by Google

Nachdem wir dieſes Waldgebiet geſtern aus der Vogelperſpective überſchaut, bietet ſich uns heute die beſte Gelegenheit, ſeine Rand-Vegetation aus nächſter Nähe und nur zu oft in unſanfter Berührung kennen zu lernen.

Hier, unter dem dreifach wohlthuenden Einfluß reichen Lichtes, überfließender Feuchtigkeit und der warmen Luftſtröme, die täglich aus dem Tieflande längs der Flußlinien aufſteigen, drängt das lebenſtrotzende Unterholz und die baumartigen Krautgewächſe — beides zu vollſter Entwicklung gelangend — die Dickſtämme weiter zurück in den Hintergrund. Während zu unterſt, unmittelbar am Waſſer und in den vorderſten Reihen die weichen, ſaftvollen Aroideen und Scitamineen (beſonders die Muſaceen und Cannaceen) — alle rieſenblättrig und ſchön blühend — eine wundervoll üppige Baſis bilden, ſpinnen die dreiſten und geſchmeidigen Lianen, — Alles mit Blumen beſäend — gleich einem hochwuchernden Gehäge ein unentwirrbares Netz über das dominirende Buſchwerk, das zahlreiche Sträucher der Lorbeer- und Myrtenform und breitlaubige Vertreter der Urticeen aufweist. Von hinten ſchauen mehr ernſt hohe, gewaltige Baumkronen herüber, mit Schlingpflanzen, Schmarotzern und Epiphyten reich geziert und umrankt. Beſonders bemerklich macht ſich auch eine herrliche Heliconie, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem „Platano" oder Bananenbuſch, hier „Platanillo" genannt wird. Mehr als einen Fuß lange, an großen Stielen von oben herab hängende Blüthenähren heben ſich mit ihren brennend rothen und gelben Farben lebendig und ſchön von dem reinen Smaragdgrün des reichen Blattwerkes ab. Auch Thelepogon andicola ſtreut ihre feurigen, aber doch einfachen Blumen mit Vorliebe über dieſe lichten Waldſäume aus; ebenſo die prächtige Fuchsia longiflora, wohl die erſte unter allen ihres Geſchlechtes in Ecuador, ſowohl wegen der hohen Schönheit und der auffallenden Größe ihrer Blüthen, als auch wegen ihrer umfangreichen, marmorirten Blätter. Hierzu geſellen ſich dann ſo manche bevorzugte Blumengeſtalten aus der Reihe der Paſſifloren, Cluſien u. a. m. — Da und dort iſt wohl auch ein abgelebter, lang- und graubärtiger Baum von hinten über das junge, niedrigere Pflanzenvolk im Vordergrund hineingefallen und hat eine ganze Welt neuer Gewächſe: Tillandſien oder koloſſale Bartmooſe, phantaſtiſch geformte Orchideenblüthen, Flechten, Farrenwedel, ein ganzes Heer von Schlingpflanzen, die alle in ſeiner Krone ſich eingeniſtet, dem Auge nahegelegt.

In ſo reicher, üppiger Flora ſollte man eine reiche, lebensvolle Fauna

Digitized by Google

erwarten. Doch in diesem Punkte fand ich dieses Mal, so wie auch später noch öfter meine Erwartungen nicht erfüllt. Zum großen Theil mag dieses freilich daher kommen, daß mir einerseits hierzu die nöthige Schärfe und Achtsamkeit des Auges abgeht und daß andererseits beim beständigen Wegebahnen mit dem Waldmesser viel zu viel Geräusch gemacht und das Gethier verscheucht wird. Dann ist es schon an und für sich schwer, in diesem bunten Pflanzengewirr die einzelnen Thieresgestalten oft von verschwindender Größe so im Vorübergehen zu gewahren. Wenn ich indessen auch alle diese Umstände gehörig in Anschlag bringe, so kann ich doch nicht umhin, den landläufigen Schilderungen des Urwaldes auch in dieser Beziehung Übertreibung vorzuwerfen. Was viele Beobachter nach und nach im Laufe vieler Jahre und an verschiedenen Orten von Thieren entdeckt haben, wird Alles dicht gedrängt neben einander in Busch und Baum gesetzt, um einen desto kräftigeren Eindruck auf den Leser zu machen. Im Folgenden gebe ich eine ungefähre Übersicht über das Thierleben, wie ich es im Walde bis San Florencio und von da bis zum Toachifluß entweder selbst auf meinen mehrmaligen Excursionen beobachtet, oder aus Mittheilungen competenter Augenzeugen kennen gelernt habe.

Beginnen wir mit den Insecten. Nichts geht über die wahrhaft ungeheure Mannigfaltigkeit in Form und Farbe unter den zahllosen Kleinzirpen. „Nur dem Kennerblick gelingt es" jedoch, die Hunderte von Arten dieser barocken, phantastischen Gestalten der Buckelzirpen, Schlangenzirpen, Helmzirpen, Stierzirpen u. s. f. zu entdecken, welche an lichten Waldstellen das Blattwerk des niedrigen Gebüsches bevölkern. Dieß ist um so mehr der Fall, als jedes dieser Geschöpfe in Gestalt und Färbung dem Gegenstande, auf dem es zu leben pflegt, ganz ähnlich sieht. Hätte mich nicht P. Bötzkes auf diese verborgene Thierwelt ganz eigens aufmerksam gemacht, so würde ich sie wohl nie recht wahrgenommen haben. — Unter den Zweiflüglern dominiren entschieden die Koth- und Schattenfliegen. Ihnen folgen dann die heillosen Zancudo's aus den beiden Familien der Culiciden und Tipuliden und die ebenso verabscheuten Mosquito's, beides wahre „Luftteufel". Die nicht viel liebenswürdigeren Bremsen stehen ihnen in Bezug auf Zahl nur wenig nach. Von den Hymenopteren oder Immen stellen die Schlupfwespen das größte Contingent, nach ihnen die eigentlichen Wespen. Die Hummeln sind schon seltener; dagegen trifft man kleine, schwarze Honigbienen, die in Erdlöchern und Felsenspalten bauen, ziemlich häufig. Eigenartige, metallglänzende Libellen oder Wasserjungfern schießen längs den Wassern in großer Zahl durch die Luft: viele zeichnen sich durch ihre gebänderten, schönen Flügel aus und eine Art durch ihre kolossale Größe. Die Geradflügler sind wieder reich an abenteuerlichen Figuren, besonders die Familien der „Gespenst- oder Stab-Heuschrecken", von denen einige gut acht Zoll lang werden, und der „Phyllodien" oder „wandelnden Blätter" und endlich der „Fangheuschrecken", welche verwegen genug sind, Eidechsen, Frösche, Vögel anzufallen und zu tödten. Die fingerlange und ebenso dicke Feldheuschrecke (Acridium Latreillii) mit sechszölliger Flügelspannweite richtet

Digitized by Google

ähnlich, wie die Wanderheuſchrecke in Europa und Aſien, oft große Verheerungen in den Bananenpflanzungen an. — Die Blattkäfer oder Chryſomelinen und die Rüſſelkäfer ſind unter den echten Käfern diejenigen Familien, welche alle übrigen an Artenreichthum und Maſſenhaftigkeit weit übertreffen. In Bezug auf die Rüſſelkäfer hat ſich zudem die intereſſante Thatſache ergeben, daß ihr Übergewicht über die anderen Coleopteren im ſelben Grade wächst, als man dem Äquator ſich nähert, und daß hinwiederum unter der Linie des Erdgleichers Amerika der alten Welt bedeutend voranſteht. — Bei weitem mehr Eindruck als alles dieſes kleine Gethier zuſammen dürfte die eine rieſige Vogelſpinne machen, die man nicht weit unter San Florencio findet. Dieſer borſtige, behaarte, violettſchimmernde „Würger" mit faſt zwei Zoll langem Leib und noch längeren Beinen theilt mit den anderen Gliedern ſeines Geſchlechtes das Abſtoßende im Äußeren in einem ſeiner Größe proportionalen Grade.

Doch laſſen wir dieſe kriechenden, krabbelnden, niedrigen Geſchöpfe und ſehen wir auf die Inſecten in ätheriſcher Verklärung, auf die Symbole unſerer eigenen leiblichen Auferſtehung. Von San Florencio an flattert Neoptolemus, wohl der ſchönſte Falter dieſer Gegend, majeſtätiſch und langſam über das niedrige Geſträuch und den üppigen Kräuterwuchs dahin, zur Freude und Bewunderung gewiß eines jeden Reiſenden. Bei ſeiner Größe von fünf bis ſieben Zoll Flügelſpannung und ſeinem auffälligen Farbenſchimmer kann er auch in größerer Entfernung dem Blicke nicht entgehen. Die ganze Oberſeite glänzt in Azurblau wie polirtes Metall und ſpielt in Regenbogenfarben wie Opal, aber mit viel intenſiverer Farbenpracht; rings um den Rand läuft eine ſchwarze Einfaſſung. Die braune Unterſeite trägt in 14 gelblichen, weißgekernten „Augen" und in vielgeſchweiften, hellen, gelbgrauen Zackenlinien auf dunklem Grunde eine reiche, noble Verzierung. Ein noch größeres Glied derſelben Morphidenfamilie, der Rieſe Caligo Teucer, tummelt ſich in gleichem Revier. Er iſt von matterer Geſammtfärbung, doch mit ſchöneren Augentüpfeln verſehen. Auf Koth- und an Waſſerpfützen des Weges ſitzen zahlreiche, ſchön feuerrothe, träge Tagfalter aus der Acreidengruppe in Haufen beiſammen. Ferner zeigen ſich ab und zu ein Paar ſehr langgeſchwänzte Papilio-Arten, die großen, ſchwefel- bis dottergelben Callidryas aus der Pieridenfamilie, metallglänzende Catagramma's, Epiphile's und Apatura's. Die oberſte Waldregion iſt ausnahmsweiſe reich an tiefbraun bis ſchwarz gefärbten Satyriden. Als ganz beſonders bezeichnend für die hieſige Lepidopteren-Fauna muß das maſſenhafte Auftreten ſchlanker Repräſentanten aus der Helikonidenfamilie hervorgehoben werden, zumal ſolcher, die ſich durch ihre durchſichtigen und mit blendend ſammetſchwarzen, carminrothen, weißen oder hellgelben Farben gebänderten Flügel auszeichnen.

An Gewürm und Schnecken hätte man fürwahr in der naſſen Jahreszeit, zu der ich zweimal dieſe Gegend durchſtreifte, weit mehr vermuthen können. Ich begnüge mich, auf zwei Erſcheinungen, die mich am meiſten frappirten, hinzuweiſen. Die erſte war ein fingerdicker, walzenrunder, fußlanger Regenwurm, den ich vom Pferde herab zuerſt für ein Stück eines

Digitized by Google

dürren Aſtes angeſehen hatte. Die zweite war der koloſſale Rieſen-Bulimus, eine Schnecke, mit langgezogenem Gehäuſe, welche mein Freund Dr. Miller „dem großen Präſidenten Ecuadors zu Ehren" Borus Garcia-Moreni genannt hat. Dieſem Thier begegnet man im Pilatonthale häufig und eſſen die Indianer und Cholos ſein am Feuer geröſtetes Fleiſch mit Wohlbehagen.

Rieſige Reptil-Formen, wie ſie der Unterlauf ecuadorianiſcher Flüſſe ſo zahlreich und mannigfach birgt, ſucht man in dieſen Höhen vergebens. Eine etwa zwei Fuß lange Ufereidechſe (Basiliscus Seemani) iſt das einzige bedeutende Thier dieſer Klaſſe. — Fröſche und Kröten dagegen ſind keineswegs ſelten. Beſonderes Intereſſe beanſprucht der Froſch Nototrema marsupiatum aus der oberen Waldregion, weil deſſen Weibchen die Jungen in einem Rückenſack mit ſich herumträgt, wie hier zu Land die Indianerinnen ihre Kinder. — Ebenſo gehört es hier nicht zu den Seltenheiten, mit Schlangen von nicht zu verachtenden Dimenſionen und noch ſchlimmeren Giftzähnen ein unverſehenes, ungemüthliches Vis-à-vis zu bekommen. Man trifft hier beſonders die Equis, die gefährlichſte Giftſchlange Ecuadors und wohl auch eine der ſchlimmſten Sorten aller Schlangen überhaupt; die häufige, ſchön roth und ſchwarz gefärbte Korallenſchlange; die große, ſchwarze Chonta und viele kleinere bunte Arten.

Heben wir wieder unſern Blick vom Boden zur Höhe! In den Wipfeln der Bäume hüpft da eine ganz abſonderliche, ſchwarze Vogelgeſtalt. Es iſt der „Schirmvogel" mit einer großen, ſchwarzblauen Haube auf dem Kopfe, ähnlich dem Helmbuſche der bayeriſchen Chevaurlegers. Am Unterhalſe trägt er ein ſeltſames Anhängſel: einen langen, ſtrickartigen Hautlappen, der ringsum reich befiedert iſt und einer faſt bis zum Boden reichenden Federquaſte gleicht. Des Morgens und Abends ſchlägt der kaum hühnergroße Kamerad ein ſchauerliches Geſchrei an, das derart dem Brüllen des Stieres gleicht, daß ihn die Spanier nur „Ave toro", die Indianer „toropishu" nennen. — Andere Bewohner der hochſtämmigen Bäume ſind die Schakuhühner, dem Reiſenden im Urwald ſehr erwünſchte Gäſte, weil ſie ihm das beſte Wildpret bieten. Drei Arten dieſer ebenſo an Faſanen als an Hühner erinnernden Vögel, die hier zu Lande unter dem Namen „Pava" (Truthenne) gehen, hauſen in unſerem Revier. — Die Papageien, die Affen unter den Vögeln, lärmen ebenfalls in den Baumkronen herum. Nur wenige Arten aber kommen bis in unſern Wald herauf; auch ſind ſie nicht ſo farbenprächtig, wie ſo manche der heißen Zone. Die grüne Chrysotis mercenaria und der Pionus gerontodes, ein Stumpfſchwanz-Papagei, ſteigen am höchſten. Von Canzacoto an geſellen ſich dann noch zwei andere aus derſelben Sippe hinzu. Der eine derſelben, Pionus menstruus, ſchimmert in faſt allen Farben und iſt einer der am häufigſten nach Europa gebrachten Papageien, obwohl ſeine Sprach- und Bildungsfähigkeit lange nicht ſo weit reicht, wie bei vielen ſeiner Zunftgenoſſen. — Der geſellige, ſchaarenweiſe und unter hellem Geſchrei in die Platanales einfallende Piſangfreſſer „Cucupaccho" durchſtreift ebenfalls dieſe Gegend. Gelb und braun von Farbe, gleicht er in Geſtalt, Größe und Manieren unſerer Elſter, verdient aber wegen ſeines üblen Geruches wohl

Digitized by Google

ebenso sehr den Namen „Stinkvogel", wie einer seiner nahen Verwandten. — Weil die reißenden Bergwasser der Fische bar sind und überhaupt wenig Lebendiges bergen, sind Wasservögel selten zu sehen. Man kennt am Pilaton nur einen kleinen, im Tauchen unübertrefflichen „Säger", der wegen des soliden Spornes am Handgelenk der Flügel den Namen Merganetha armata erhalten hat. — Aasvögel, die im ganzen bewohnten Ecuador vom Kamme der Cordilleren bis hinab zum Meeresstrand so häufig sind, traf ich in dieser Waldregion nie. Dafür finden sich herrliche Schmuckvögel um so vielzähliger ein; sie passen auch besser in den Rahmen. Ja sie scheinen gerade nur dazu erschaffen, diese mannigfaltige, bunte Waldschönheit durch ihre Gegenwart noch wesentlich zu heben. Da sind zunächst die vielen Cotingiden und die Tanigriden oder „Farbenfinken", welche durch ihr superbes Gefieder, durch ihre grell von der Umgebung abstechenden, gelben, blauen, grünen, rothen Farben sich auszeichnen. Dann die kukuk- bis sperbergroßen Trogoniden, oben metallisch grün, unten brennend zinnoberroth. Ferner die allerliebsten Klippenhühner, deren tanzlustige Männchen durch ihr reiches Kleid von jeher die Blicke der Einheimischen und Fremden auf sich gezogen haben[1]. Hell und rein orange am Leibe, satt braun, mit weißen Rändchen und Flecken an Flügel und Schwanz, tragen sie als Hauptzier über Schnabel, Stirn und Hinterkopf einen buschigen, aufrechtstehenden Kamm aus haarfeinen Federchen von dunkel purpurrother Farbe. Auch die drei Arten der hier vorkommenden, komisch beschnabelten Pfefferfresser sind bunt und lebendig gefärbt. Doch alle diese Buntvögel werden durch die leicht und zierlich von Blume zu Blume schwirrenden Colibri's, jene „Meisterstücke der Vogelwelt", in deren Gewand Smaragde, Rubine und Topase schimmern, weit übertroffen, wenn diese auch wegen ihrer Kleinheit weniger in die Augen fallen. In kurzen Höhenabständen lösen sich die verschiedenen Colibri-Arten schnell nach einander ab. Zu oberst im Walde lebt der „Calzon blanco", so genannt wegen seiner schneeweißen, wolligen Pumphöslein, und der Panoplites Mathousii mit metallisch kupferroth glänzendem Rücken; etwas weiter unten Heliangelus Strophianus mit blendend weißer Brust und purpurrothem Kehlschild, nebst Metallura thrysantina, Chlorostilbon atala und dem scheerenschwänzigen Spathura melanathera; wieder tiefer zwei an den verlängerten mittleren Schwanzfedern kenntlichen Sonnen-Colibri's. Um Canzocoto und San Francisco herum trifft man die „Cola azul" mit stark verlängertem, breitem, stahlblau glänzendem Schwanze, und „Luis Felipe", der schön lasurblau ist an Brust und Schultern. Diese Andeutungen mögen genügen, wiewohl noch mancher andere Vogel der Erwähnung werth wäre. Alle diese Pracht ist nur ein matter Anfang dessen, was die waldigen Tiefländer Ecuadors an Vögeln zu bieten vermögen. „Je schöner aber das Gewand, um so unbedeutender — ja nur zu oft, um so häßlicher der Gesang oder das Geschrei." Fürwahr, ein ansprechendes, melodisches, volles und anhaltendes Vogellied bekommt man hier

[1] Der Kaiser von Brasilien soll bei besonders festlichen Gelegenheiten einen Mantel tragen, der aus Bälgen dieses Klipphuhnes verfertigt ist.

Digitized by Google

nur selten zu hören. Wohl gibt es auch hier den einen oder andern Sänger, wie z. B. den Flautero oder Flötenspieler, doch keiner reicht auch nur entfernt an unsere Nachtigall [1].

Wohl schon zu lange habe ich den Leser mit der Aufzählung unbekannter Geschöpfe hingehalten. Ich will deßhalb mit den größeren Vierfüßlern mich kurz abfinden. Während der oberste Waldgürtel braune, ziegengroße Spießhirsche (Cervicabras) beherbergt, kommen von 2000—1000 m statt ihrer die röthlichgrauen Soches, eine etwas kleinere Hirschart, vor. Nicht weit unter San Francisco stößt man bisweilen auf den schwarzen Bären, welcher von jenem der Ostcordilleren verschieden ist und in der Zoologie den Namen Ursus ornatus führt. Er ist etwas größer als ein Neufundländerhund und hat glänzend schwarze, kurze und straff anliegende Behaarung. Der blutgierige Jaguar oder amerikanische Tiger verliert sich nur ausnahmsweise in unser Gebiet. Dagegen ist hier die ihm verwandte, schön gefleckte Tigerkatze (Felis tigrinus) zu Hause und klagte uns Herr Cremers bitter über ihre Einfälle in seine Hühnerställe. Mehr harmloser Natur ist der Waldhund (Perro del monte) aus dem Marbergeschlecht von der Größe eines kleinen Dachses; dann der Cuy del monte, ein zu den Goldhasen gezähltes Nagethier; endlich ein flinkes Eichhörnchen, so groß und so geformt, wie das unsrige, nur etwas dunkler gefärbt. Der einsame, Alles beschnüffelnde Nasenbär, das neunbindige, wohl gepanzerte Gürtelthier und das Borstenstachelschwein (Puerco espino) sind meines Wissens in unserer Gegend noch nicht leibhaftig betroffen worden, dürften aber in ihr doch nicht fehlen, weil sie in den ganz analogen Revieren von Perucho, Quisaya, Niebli sich finden. Die Affengesellschaften stellen sich erst eine Tagreise unter San Florencio ein. Die Pecari's aber, kleine Wildschweine, die eine Hauptnahrungsquelle für den Jaguar abgeben, betreten unser Gebiet wohl nie.

Dieses vielgestaltige Thierleben ist, wie schon oben betont wurde, durch das üppige Waldesdickicht so gut geborgen, daß es dem schnell Durchreisenden nur zum allerkleinsten Theile zu Gesicht kommt. Auffallender Weise macht sich dasselbe im stillen Dunkel der Nacht viel mehr bemerklich, als bei Tage, wie dieß auch schon andere Reisende hervorgehoben haben. Als ich mit Pater Bötzkes mehrere Tage nahe beim Zusammenfluß des Pilaton und Toachi im Walde zubrachte und während der Nächte unter einem einfachen Dache von Palmblättern kampirte, konnte ich mich von dieser Erscheinung vollkommen überzeugen. Kaum hatte sich um 6 Uhr ziemlich plötzlich, ohne das Vorspiel einer Dämmerung, die Nacht herabgesenkt, als auch schon ein tausendfaches, helles, grelles Funkeln den gesammten Sternenhimmel zwischen die Baumstämme herabgezogen zu haben schien. Unzählige Glühinsekten durchschwärmten die angenehme, feuchtkühle Luft, ein seltsames magisches Licht auf ihre nächste

[1] Die Ecuadorianer haben übrigens auch wenig Sinn für derartige Lieder. Kann man ja in Quito häufig eine Varietät unseres deutschen Spatzes, den gemeinen „Gorion", als Singvogel in Käfigen vor den Fenstern hängen sehen. Und doch piept er nicht viel besser als unser Vogelproletarier.

Digitized by Google

Umgebung werfend. Die meisten derselben gehören der Gattung der „Feuerwürmer" an, zu denen auch unser Johanniswürmchen zählt. Der am stärksten und fast continuirlich leuchtende Cucuyo aber ist ein über einen Zoll langer „Schnellkäfer" mit zwei großen Lichtpunkten am hinteren Halsschilde, in deren Schein man leicht in stockfinsterer Nacht auf der Taschenuhr die Zeit erkennen, ja selbst eine kleine Druckschrift lesen kann. Diese fliegenden Lichtchen sind ein reizendes Phänomen! Unheimlicher ist dagegen das stille Herumflattern schwarzer Fledermäuse aus der Familie der Blattnasen, welche auf die unzähligen herumfliegenden Insekten Jagd machen. Letztere selbst, zumal die Cicaden und Heuschrecken, sind die Hauptagenten in dem lauten, tausendstimmigen, nächtlichen Concert, das jeden Tag in derselben Weise ausgeführt wird und dessen Fortissimo's zu Anfang und Ende der Nacht fallen. Es ist dieß ein Zirpen und Zischen, ein Summen und Brummen, ein Schwirren und Schnurren, das jeder Beschreibung spottet. In lautem Wettstreit mit ihnen quacksen ebenso unermüdlich Hunderte von Fröschen. Ihre kräftigen Stimmen heben sich markirt von dem fundamentalen, in Eines zusammenfließenden Insektengetöne ab. Gleich der großen Trommel in der Blechmusik fiel von Zeit zu Zeit ein ganz eigenthümlicher, langgezogener, gewaltiger Brüll- und Schnarchton dazwischen. Er soll von einer riesigen, sieben Zoll langen Froschlurche herrühren. Leider konnten wir sie selbst nie erwischen; sobald man sich ihr auch nur von Weitem nähert, hält sie sich mäuschenstill.

Stets das Gestein des Flußbettes im Auge behaltend, rückte ich langsam mit meinen Begleitern aufwärts. Beim Mustern der Rollsteine überraschte mich der Fund einer antiken Steinwaffe in hohem Grade. Dieselbe war mir deshalb so auffällig, weil sie in Größe, Form und selbst im Stoff (Grünstein) so vollkommen den keilförmigen, auch in Deutschland häufig gefundenen „Celten" glich wie ein Hennenei dem andern. Wie mag die Waffe in diese entlegenen, jetzt menschenleeren Gegenden gekommen sein, von welchen Wilden sie stammen? Bei den jetzigen Indianern und in den ältesten Gräbern der Inka's findet man solche Steinwaffen nicht. Woher die merkwürdige Uebereinstimmung mit den ältesten Steinwaffen in Europa? — Gegen Mittag stellte sich plötzlich anhaltender Regen ein und in kürzester Frist triefte ich ebenso von Wasser wie des Morgens nach dem unfreiwilligen Bad. Schon lange war ich zur Überzeugung gelangt, daß die gute Kohlenprobe nicht von hier stamme. Als daher gegen vier Uhr Gato bemerkte: wir würden bei unserm langsamen Marschiren die Mine heute nicht mehr erreichen können, er aber mache sich anheischig, in einer Stunde zu ihr vorzudringen und vor Nacht wieder zurückzusein mit den besten Proben, die er dort auftreiben könne: so machte ich Halt und ließ Gato allein ziehen. Schnell wurde eine kleine Stelle am Ufer gelichtet und darauf mein Zelt auf-

Digitized by Google

geſchlagen. Hart daneben ſtellten die Indianer in kürzeſter Zeit eine großblätterige Laubhütte auf. Gekocht wurde heute nicht, wir begnügten uns mit kalter Küche. Leider bot der Wald, wie gewöhnlich, keine eßbaren Früchte. Weiter unten bei San Florencio trifft man ſtellenweiſe wild wachſende Naranjillos, das war ſo ziemlich Alles, was auf unſerer ganzen Expedition zu finden war. — Noch vor Einbruch der Dunkelheit war Gato wieder zurück mit vielen Proben; wie ich erwartet hatte, war keine einzige guter Art. Des andern Morgens wiederholte er in aller Frühe dieſelbe Tour mit dem nämlichen Ergebniß: immer dieſelben durch Kohle ſchwarz gefärbten Tuffſteine, aber nicht *eine* echte Steinkohle! Um nicht einen Tag weiter opfern zu müſſen und um am hl. Joſephstage wieder in Aloag ſein und die hl. Meſſe feiern zu können, beſchloß ich, damit unſere Expedition zu beendigen. Was ich wiſſen wollte, hatte ich heraus. Auf dem Heimwege ſollten dann noch die offenen Eingeſtändniße Gato's, dem die Geſchichte anfing eine bedenkliche Wendung zu nehmen, mehr Licht über dieſe Kohlengeſchichte werfen, als die Unterſuchung an Ort und Stelle bieten konnte.

Am 18. März legten wir die ganze lange Strecke von San Florencio bis Aloag, trotz der fortwährenden ſtarken Steigung, in Einem Tage zurück. Nur bei Herrn Cremers in der Sägemühle wurde ein Stündchen geraſtet. Auf dieſem Heimwege erzählte mir nun Gato offen, wie er zu ſeinen Kohlenproben gekommen, nachdem ich ihm verſprochen hatte, nach Kräften für ihn intercediren zu wollen, daß er für ſeinen thörichten, unüberlegten Streich nicht beſtraft würde. Für einen ſolchen glaubte ich nämlich ſein Unterfangen nach genauer Kenntnißnahme der Perſon und der Umſtände halten zu müſſen. Die ſchwarzen Steine bei San Florencio hatte er ſchon ſeit Jahren gekannt und längſt vermuthet, daß es jene „carbones de piedra“ ſeien, von denen er hatte manchmal ſprechen hören. Wirklich ſah er dann auch, „daß ſie in der Schmiedeeſſe in's hellſte Glühen kamen und viel Hitze gaben“. In der Hoffnung, dem Lande mit ſeiner Entdeckung einen Dienſt erweiſen und für ſich die Prämie, die der Entdeckung von Minen geſetzlich zugeſichert iſt, gewinnen zu können, hatte er ſich bei Gelegenheit einer ſeiner Reiſen nach Guayaquil von einem Seedampfer im dortigen Hafen echte engliſche „Candle coal“ „zur Vergleichung“ verſchafft. Dieſe unterſchied ſich nach ſeiner Anſicht in Nichts von jener in San Florencio als durch die geringere Schwere. Steinkohle hatte er ſomit gefunden; welcher Art ſie ſei, das ſollte das Weitere ſchon lehren. Um nun aber ſicher zu ſein, daß ſeine

Digitized by Google

Angabe über Entdeckung einer Kohlenmine gute Aufnahme finde, hatte er es für gerathener gehalten, als erste Probe die echte englische Kohle einzureichen.

In Quito verfügte ich mich alsbald nach meiner Ankunft zu seiner Excellenz Herrn Minister Eguiguren und theilte ihm den Ausgang der Expedition, Gato's Geständnisse und meine Zusage bezüglich seiner Impunität mit. Er war wenig darüber erbaut. Gato aber blieb ungeschoren. Auch kam weder Garcia Moreno, noch Dr. Eguiguren je wieder auf die Kohlenaffaire zu sprechen.

L. Dressel S. J.

Beiträge zur Würdigung des Propheten Ezechiel.

(Schluß.)

VII. Die messianische Vollendung (Kap. 33—48).

Es war, wie wir gesehen haben, Aufgabe des ersten Theiles, die Gerichte Gottes über das entartete Israel und die feindlichen Weltmächte zu schildern, zu begründen und nach deren höheren Zielen vorzulegen. Der Prophet zeichnete als „Mund Gottes" Gottes Gedanken und Pläne in der Weltgeschichte und suchte sein Volk zu diesem Verständnisse zu erheben. Er gab zugleich dem Glauben seinen sicheren Halt, indem er nachwies, wie der treue Bundesgott beim Zusammensturz des Tempels und der Königsburg die einmal gegebene Verheißung und die messianischen Keime zu bewahren und ihrer Vollendung entgegenzuführen wisse. Diese selbst nun zu schildern, liegt dem zweiten Theile des prophetischen Buches ob. Und indem der Prophet sich dieser Aufgabe entledigt, bringt er den geistigen Inhalt seiner bei der Berufung geschauten Vision zum concreten Ausdruck. Strafe wegen des gebrochenen Bundes und Realisirung des geistigen Inhaltes des Bundes sind ja, wie wir früher bereits sahen (vgl. XVII. S. 284), die beiden großen in der Inaugural-Vision versinnbildeten Ideen und folglich die beiden Angelpunkte seiner Thätigkeit, wie sie auch die beiden Theile seines Buches ausmachen.

Es legt sich von selbst nahe, wie psychologisch zutreffend die Weis-

Digitized by

ſagung der Reſtauration in voller Stärke nach dem Falle Jeruſalems erklingt. Ehe dieſe Kataſtrophe ſich abgeſpielt, war Herz und Sinn des wahren Israeliten zu ſehr mit der drohenden Gegenwart und der ängſtlichen Sorge für das Centrum aller Hoffnungen beſchäftigt. Jetzt aber, wo Stadt und Tempel in Trümmern liegt, die davidiſche Krone zerbrochen iſt und das verheißene Land, das Unterpfand der meſſianiſchen Hoffnung, in Feindeshand ſich befindet, iſt es an der Zeit, zum Troſte der Gläubigen und zur Aufrechthaltung ihrer Hoffnung, zur Belehrung und Stärkung ihres Glaubens mächtiger denn je zuvor auf die Zukunft und das Meſſiasreich hinzuweiſen. Es wird aus dieſen Trümmern erſtehen. Dieſe Gewißheit heiligt die Ruinen des Tempels und der Königsburg; ſie iſt von jetzt an, wo der ſichtbare Glanz des Hauſes David verblichen iſt, der einzige lichte Punkt, den der fromme Israelit in der Nacht der hereingebrochenen Trübſal noch erblickt. Aber darum vereinigen ſich auf ihn auch alle ſeine Wünſche und Hoffnungen. Soll alſo der Prophet ein treuer Führer ſeines Volkes ſein, ſo muß er, ſchon von dieſem Geſichtspunkte aus, jetzt nach den erſchütternden Ereigniſſen die hoffnungsfrohe Zukunft der meſſianiſchen Vollendung ſchildern. Er ſteht auf der Höhe ſeiner prophetiſchen Aufgabe.

Ezechiel beginnt (Kap. 33) dieſen Theil mit einer kurzen Zeichnung des prophetiſchen Amtes ſelbſt. Der Prophet iſt ein Wächter, aufgeſtellt auf hoher Warte, der das nahende Unheil verkünden muß. Wer deſſen Mahnruf nicht achtet, hat ſich ſelbſt die Schuld beizumeſſen, wenn er in der Gefahr zu Grunde geht. Schenkt man ſchon dem Lärmſignal eines gewöhnlichen Wächters Glauben und Beachtung, um wie viel mehr hätte Israel auf die Warnungen ſeiner gottgeſandten Propheten merken ſollen! Eine für Ezechiels Zeitlage und die Stimmung der Gemüther paſſende Erinnerung, mochte nun das Volk dem niederdrückenden Gefühle über das hereingebrochene Verhängniß ſich hingeben oder fragend und zagend in die Zukunft blicken. Und jetzt, wo die Wucht der vollendeten Kataſtrophe fühlbar auf den Herzen laſtet und das Unglaubliche geſchehen iſt, war ein Wort des Troſtes wohl angebracht; und der gedrückten Stimmung mußte zu Hilfe geeilt werden. Der Prophet thut es im Namen des Herrn: „Ihr ſprechet: unſere Vergehen und Sünden liegen auf uns, und unter ihnen ſchwinden wir dahin; wie können wir leben? Sprich zu ihnen: So wahr ich lebe, ſpricht der Herr, ich habe kein Wohlgefallen an dem Tode des Sünders, ſondern daran, daß er umkehre von ſeinem Wege und lebe“ (33, 10. 11). Und nachdem der Seher auf

Digitized by Google

dieſe Weiſe Gottes ſtets bereite Gnade und Erbarmung gezeigt, wiederholt er die bereits früher erklärte Norm, die für den Einzelnen eben auch nach der Kataſtrophe gelten ſoll, daß der reuige Sünder Gnade, der Abtrünnige aber, auch wenn er viele gute Thaten aufzuweiſen habe, ſein Gericht finden werde. Die Stelle (12—16) iſt auch deßwegen beachtenswerth, weil ſie beſagt, wie ſcheinbar abſolute Prophezeiungen von Belohnung und Strafe doch oft ihrer innerſten Natur nach an die von Seite des Menſchen zu erfüllenden Bedingungen geknüpft ſind.

Nach dieſer Einleitung ertönt die Schreckenskunde: die Stadt iſt zerſtört! Für den Propheten iſt nach einer längeren Periode bangen Schweigens (vgl. 24, 26) die Zeit einer neuen und raſtloſen Thätigkeit angebrochen. Zuerſt ſpricht er ſcharf gegen das vermeſſene Vertrauen Jener, die in Judäa zurückgeblieben waren und, darauf ſich ſteifend, daß ſie Söhne Abrahams ſeien, ſich einredeten, das Land ihrer Väter könne ihnen nicht genommen werden. Dieſem Pochen auf leibliche Abſtammung hält der Prophet (und ähnlich ſpäter der Vorläufer, dann Chriſtus ſelbſt, Paulus u. ſ. f.) den thatſächlichen Abfall von der geiſtigen Geſinnung und Verwandtſchaft Abrahams entgegen, weßwegen Gott ſie und das Land dem Verderben preisgeben wird. So die in Juda Weilenden. Und die in des Propheten Nähe ſich Aufhaltenden? Wie der Prophet für den erſten Theil und die erſte Zeit ſeiner Thätigkeit Aufſchluß von Gott erhielt über die Geſinnung ſeiner Zuhörer (vgl. 2, 3 u. f. XVII. S. 285), ſo wird ihm jetzt für den zweiten gleichfalls ein verhältnißmäßig geringer Erfolg unter ſeinem Volke kundgethan: man wird ihn zwar gern hören — denn die Herrlichkeit des meſſianiſchen Reiches iſt Gegenſtand der Freude für Alle —, aber die durch den Charakter des meſſianiſchen Reiches geſtellten ſittlichen Anforderungen und die von ihm geheiſchten Vorbereitungen wird man nicht erfüllen; „ſie hören deine Reden und thun ſie nicht ... dem Gewinne geht ihr Herz nach. Siehe, du biſt ihnen wie ein lieblicher Sänger, ſchön von Stimme und wohl ſpielend; ſie werden deine Worte hören, aber vollbringen werden ſie ſelbe nicht“ (33, 31. 32).

Die Verkündigung der meſſianiſchen Vollendung ſelbſt ſchließt ſich eng an das eben erfahrene Unglück und die treibenden Urſachen desſelben an, wie es ſich ſchon durch die Zeitlage und die aus ihr herauswachſende Erkenntniß nahelegt. Die „Hirten des Volkes“ hatten das Volk in den ſittlichen Abgrund durch Beiſpiel und Sorgloſigkeit hinabgeſtoßen; ſie waren nur darauf bedacht, ſich ſelbſt zu bereichern, das

Digitized by

geistige Wohl kümmerte sie nicht. Unter den entsprechenden Hirtenbildern schildert der Prophet das angerichtete Verderben, den bedauernswerthen Zustand und die schließliche Zerstreuung der Heerde. Es ist das gleiche Bild, das sich auch zu Jesu Zeit seinen Augen darbot: „Als er das Volk sah, hatte er herzliches Mitleid mit ihm; denn die Leute waren geplagt und zerstreut, wie Schafe ohne Hirten" (Matth. 9, 36). Die Kennzeichnung des Übels (vgl. 8, 11; 13, 3 u. f.) führt zur Wahl des geeigneten Heilmittels: die falschen Hirten werden vom Herrn dem Gerichte und dem Untergang übergeben; er selbst wird, wie ein guter Hirt, seine zerstreute Heerde sammeln, sie heimführen in das Land des Friedens, der Sicherheit und des Überflusses und die zärtlichste Sorge ihr angedeihen lassen. „Das Verlorene will ich suchen und das Verirrte zurückbringen und das Verwundete verbinden und das Schwache stärken — die Fetten und Starken aber will ich vertilgen" (34, 16). Die Zeit der Wiederherstellung ist dadurch als eine Zeit der Scheidung und des Gerichtes charakterisirt, gerade wie sie dann der Vorläufer ankündet: „Die Wurfschaufel ist in seiner Hand; er wird seine Tenne reinigen" (Matth. 3, 12), oder Malachias sie erschaut hat: „Plötzlich kehrt in seinen Tempel ein der Herr, den ihr suchet, und der Bote des Bundes, den ihr wollet ... er ist wie das Feuer des Schmelzers und wie das Laugensalz der Walker. Wie Jener dasitzt und das Geld schmilzt und läutert, so wird er die Söhne Levi's läutern" (Mal. 3, 2). Statt der schlechten und gewaltthätigen Hirten, die nur auf Raub und Schädigung der Heerde ausgehen, erweckt der Herr „einen Hirten, der sie weide, meinen Diener David, und mein Knecht David wird Fürst sein in ihrer Mitte" (34, 23. 24).

Um die Bedeutung dieser Worte völlig zu erfassen, müssen wir auf die durch andere Propheten, die Vorläufer Ezechiels, schon grundgelegten Ideen und die Anschauungen des ersten Theiles von Ezechiel selbst Bedacht nehmen. Da der Messias aus dem Hause Davids stammen und den Thron Davids einnehmen sollte (vgl. 2 Kön. 7), so lag dessen Bezeichnung als David nahe genug. Sie ist enthalten in der Prophetie von Amos, daß der Herr die zerfallene Hütte Davids wieder aufrichten werde (Am. 9, 11), in der von Osee: „Und hernach werden die Söhne Israels zurückkehren und den Herrn, ihren Gott, und David, ihren König, suchen" (3, 5), und bei Jeremias: „Sie werden dem Herrn, ihrem Gotte, dienen und David, ihrem Könige, den ich ihnen erwecken werde" (30, 9). So trägt der Messias, wie den Namen „Sprosse, Sohn Davids", auch

Digitized by Google

geradezu die Bezeichnung David. Er nimmt ja, wie der Engel bei der Verkündigung sagte, den Thron seines Vaters David ein, oder, wie der Prophet Michäas denselben Gedanken gibt: „Zu dir, Tochter Sions, wird sie wiederkehren, ja wiederkehren die alte Herrschaft, das Königthum der Tochter Jerusalems“ (4, 8). Der Beweis für den messianischen Inhalt ergibt sich ferner aus den im ersten Theile von Ezechiel niedergelegten Anschauungen. Dort ist, wie wir gesehen haben, der Sturz des alten Königthums geschildert — Feuer verzehrt Israels Weinberg, so daß kein Herrscherstab mehr übrig bleibt (19, 14); doch der Herr bewahrt einen zarten Zweig von der hohen Ceder Davids, der seiner Zeit zum weltbeschattenden Baume heranwachsen soll (17, 22); die Königskrone soll abgethan und vernichtet sein, bis Der kommt, dem das Recht zusteht und dem sie der Herr geben wird (21, 27) — und zugleich mit dem Sturze wird die Bewahrung der messianischen Königswürde und ihr dereinstiges Aufblühen geweissagt. Nun ist es von selbst klar, wer dem Propheten vor Augen schwebt, wenn er nach diesen Ankündigungen den Fürsten David als Herrscher inmitten des wiederhergestellten Volkes Israel schildert; das ist eben der, dem das Königsrecht zusteht, bei dessen Erscheinen es wieder glanzvoll und für immer auflebt, dem der Herr es geben wird. So schließt sich die Weissagung herrlich und lichtvoll mit der vom sterbenden Patriarchen Jakob gegebenen (Gen. 49, 10) zusammen und zeigt die Erfüllung der dem David ertheilten Verheißung eines ewigen Thrones.

Der Rest des Kapitels ist der idealen Schilderung der messianischen Zustände gewidmet. Der Herr hat jetzt mit seinem Volke „den Bund des Friedens“ geschlossen; „Friede den Menschen“ ist die himmlische Ankündigung der messianischen Ankunft über Bethlehems Fluren; „Friede mit euch“ der ständige messianische Gruß, „Verkündigung des Friedens“ das apostolische Losungswort; Friede und Versöhnung mit Gott, Friede und Freude die charakteristische Wirkung des heiligen Geistes im neuen Bunde. Trefflich also bezeichnet Ezechiel den Inhalt der messianischen Zeit als „Friedensbund“. Im Folgenden legt er nur die einzelnen Momente dieses Friedens auseinander. Der Herr selbst beschützt seine Heerde, indem er deren Feinde vernichtet, so daß sie in ruhiger Sicherheit weiden mag. Mit Segnungen überschüttet und selbst Segnung verbreitend, soll sie um das Heiligthum des Herrn gelagert sein; in reichster Fruchtbarkeit wird das Land erblühen und so nach alttestamentlichem Bilde ein sichtbarer Ausdruck sein der Huld und Gnade des

Digitized by Google

Herrn und zugleich ein Beweis der im Volke Gottes lebenden inneren Heiligkeit. Eben deßwegen werden die im alten Bunde für Sünde und Abfall gedrohten Strafen nicht mehr eintreten; — die Ursache derselben, die Sünde, ist durch die Heiligkeit des Messiasreiches verdrängt — Israel ist jetzt eine liebliche Pflanzung vor dem Herrn, ein Ruhm unter den Völkern; jetzt erfährt es thatsächlich an sich, daß der Bundesgott als solcher mit ihnen sei, und daß sie ihm allein die unverdiente Erhöhung und allen Segen zu verdanken haben. „Sie werden erfahren, daß ich Jehovah bin", nicht mehr, wie im ersten Theile, durch seine Gerichtsoffenbarungen, sondern durch die Mittheilung der geistigen Bundesgüter. Jetzt treten die Embleme der Huld und Gnade, des Lebens und der Herrlichkeit in Kraft (vgl. XVII. S. 279 u. f.).

Dieser Verheißung, die in eine noch unbestimmte Zukunft geht, folgt eine der Zeitlage angemessene Bestätigung, welche zugleich über die Anbahnung jener uns Aufschluß ertheilt und abermals zeigt, wie die Prophetie, an Zeitereignisse anknüpfend, über diese sich erhebt und sie in ihrem Zusammenhange mit den umfassenden Plänen Gottes betrachtet. Das ist Stellung und Bedeutung der Prophetie gegen Edom (Kap. 35). Die Edomiter hatten Theile des verlassenen Landes, das dem Volke Gottes angehörte, in Besitz genommen. Der Prophet verkündet ihnen Züchtigung und Verderben vom Herrn, weil sie sich am Erbe des Herrn in frevlem Unglauben vergriffen (35, 10) und dem Volke Gottes Schmach angethan. Das heilige Land soll ihnen nicht verbleiben; es ist ja für das aus der Verbannung heimkehrende Volk bestimmt. Diesem selbst ist mit Edoms Ausrottung die Versicherung des dereinstigen Besitzes des heiligen Landes gegeben und der Weg angewiesen, auf dem es der Verwirklichung der messianischen Zukunft entgegenharren muß. Der gleiche Gesichtspunkt beherrscht das folgende Kapitel. Die umliegenden Völkerschaften haben wie Edom am heiligen Lande gefrevelt und es gleichsam als herrenloses, verlassenes Gut unter sich getheilt, sich freuend im Spott und Unglauben, daß das „ewige Reich" vernichtet sei: „Ha, die ewigen Höhen sind uns zum Besitzthum geworden!" (36, 2.) Israels Wiederherstellung wird darum angebahnt und erhält ein Unterpfand, indem der Herr verspricht, im Feuer seines Eifers gegen den Rest der Völker zu reden, „welche mein Land sich zur Besitzung gemacht haben in der Freude des ganzen Herzens und mit schadenfroher Seele über dessen Besitz und Raub" (36, 5), Israels Berge aber reicher denn je seinem Volke zurückzustellen und die Schmach von ihnen zu nehmen.

Digitized by Google

Die Heimkehr aus der Verbannung ist also zugesichert; von da an beginnt die Zeit des Harrens auf die Erscheinung des Heiles; über diese Mittelzeit eilen die Propheten rasch hinweg, ganz damit beschäftigt, das Heil selbst zu schildern und so der gläubigen Hoffnung Inhalt und Schwung zu geben. In gleicher Weise Ezechiel. Er hat gezeigt, wie den Zweiflern zu antworten sei, die etwa aus dem Verluste des Landes und dessen Verödung oder theilweise feindlicher Besetzung kleingläubig Veranlassung nehmen möchten, die Erfüllung der großen Zusagen Gottes anzuzweifeln — nun wendet er sich der Beschreibung des Heiles selbst wieder zu.

Daß Israel zu unverdienter Gnade und Höhe erhoben wird, das messianische Geschenk somit eine reine Gnade sei, hebt er an erster Stelle hervor. Es ist, als wollte er seinerseits Alles thun, um jenes verhängnißvolle Pochen auf menschliche Abstammung und jenen Nationalgeist zu ersticken, der später die große Masse Israels für das Heil unzugänglich machte. Daher weist er nochmals auf Israels Vergehen hin und betont, daß der Herr nur um seinetwillen, zu seiner eigenen Verherrlichung vor allen Völkern, das Heil spenden werde: „Nicht um euretwillen thue ich es, Haus Israel, sondern um meines heiligen Namens willen, den ihr entweiht habt unter den Völkern. Ich werde meinen großen Namen heiligen, der entweiht wurde unter den Völkern ... damit die Völker erkennen, daß ich Jehovah bin" (36, 22). Alsdann beschreibt der Seher das Heil, aus dem diese Verherrlichung Gottes erstrahlen soll. Er berührt das innerste Wesen der messianischen Gnade: die innere Erneuerung und Umschaffung, die innere Heiligkeit. „Ich will ausgießen über euch reines Wasser und ihr werdet gereinigt werden ... ich werde euch ein neues Herz geben und einen neuen Geist in euer Inneres legen ... meinen Geist werde ich in euer Inneres geben und machen, daß ihr in meinen Satzungen wandelt." Eine beachtenswerthe Stelle, die freilich, wie so viele andere, doch nicht verhinderten, daß bei den Juden schließlich das Messiasbild ein rein irdisches Glanzbild wurde. Aber wir verstehen auch, wie nach solchen prophetischen Ausdrücken der erschienene Messias einen Lehrer in Israel tadeln mußte, daß ihm die Idee einer geistigen Wiedergeburt, einer geistigen Neuschaffung so entsetzlich fremd sei: „Du bist ein Lehrer in Israel und verstehst das nicht?" (Joh. 3, 10.) An diese innere Erneuerung und Heiligkeit reihen sich die übrigen Güter an: sicheres Wohnen im Lande in der innigsten Gemeinschaft mit Gott und reichlichster Segen, der symbolisirt ist in der Frucht-

Digitized by

barkeit des Landes, in den zahlreich bewohnten Städten. Dieſes neuerſtandene, heilige Israel wird die Verkündigung der Herrlichkeit des Herrn unter den Heiden ſein, „und die Nationen, die übrig geblieben ſind rings um euch her, ſollen erkennen, daß ich, Jehovah, das Zerſtörte aufbaue, das Verwüſtete bepflanze“ (36, 36).

Aber kann wirklich Israel, dieſes zerſtreute, unter den Heiden zertretene und durch eine ſo greuelvolle Geſchichte dem Sündenverderben überantwortete Volk, zu dieſem Ideal meſſianiſcher Heiligkeit umgeſchaffen werden? Gewiß, bei Erwägung des politiſchen und ſittlichen Elendes der Verbannung, wie es uns bloß aus Ezechiel ſelbſt entgegentritt, war eine ſolche Frage nicht unerwartet. Der Seher bringt die Antwort darauf und löst den Einwurf der Zaghaftigkeit durch ein erhabenes Schauſpiel göttlicher Macht, zugleich lehrend, daß die meſſianiſche Neuſchaffung und Umgeſtaltung einzig und allein ein Werk göttlicher Allmacht iſt, die aus dem Tode noch Leben hervorrufen kann. Hierdurch tritt die Erhabenheit des meſſianiſchen Heiles glänzend hervor: es wird veranſchaulicht, welche Kräfte und Gewalten thätig ſind, wenn Einzelne, wenn ganze Völker von dem erneuernden Einfluſſe des Meſſias umgeſchaffen werden.

Wie ſich dem Propheten im erſten Theile die Dinge ſelbſt und deren Urſachen öfter in der Einkleidung der Viſion unter ſymboliſchen Geſtalten erſchloſſen, ſo ſoll ihm jetzt ein Sinnbild und Unterpfand der verheißenen Neugeſtaltung Israels vermittelt werden. Deßhalb kommt über ihn die Hand des Herrn und führt ihn „im Geiſte“ hinaus auf ein weites, großes Feld, das ganz mit dürren Knochen bedeckt iſt. Dieſe ſoll er gut anſchauen; werden ſie wohl wieder aufleben können? Und dann ſoll er im Namen des Herrn, der Leben iſt und Leben ſpendet, das belebende Wort ſprechen: Ihr verdorrten Gebeine, höret das Wort des Herrn u. ſ. f., und während er ſpricht, entſteht unter den Gebeinen ein Gedröhn, und ſie rücken zuſammen, jedes nach ſeinem Gefüge. Und Sehnen kamen über ſie und Fleiſch wuchs und Haut zog ſich darüber, und Lebensgeiſt kam in ſie und ſie ſtanden da — ein gewaltiges Heer. Das mag dem Seher und ſeinem Volke zum Unterpfand und Zeichen der Wiederherſtellung dienen; Gott, der Leben auch aus dem Staube erwecken kann, ſetzt ſeine Allmacht ein und wird die meſſianiſche Neugeſtaltung als einen ſchöpferiſchen, neues Leben ſpendenden Act bewirken. Die der Viſion zu Grunde liegende Wahrheit hebt der hl. Hieronymus trefflich hervor: „Niemals würde das Gleichniß der Auferſtehung zur

Digitized by Google

Bezeichnung der Wiederherstellung des israelitischen Volkes verwendet, wenn nicht die Auferstehung selbst statthätte und geglaubt würde; denn Niemand bekräftigt ungewisse Dinge durch leere Einbildungen."

Ein weiterer Vergleich bringt im Gegensatz zur bisherigen Spaltung zwischen Juda und Samaria, dem Ausgangspunkte und der Quelle nationalen und religiösen Niederganges, das große Grundgesetz des Messiasreiches, die Einheit, zur Anschauung; der Prophet soll zwei Hölzer, Juda und Ephraim beschrieben, in seiner Hand zu einem Holze zusammenfügen zum Wahrzeichen, daß der Herr, wie er ihnen einen ewigen König gibt, so sie zu einem Volke mit unverlierbarer Einigung machen werde. Die Einheit, ein König, ein Glaube u. s. f., ist das Merkmal des Messiasreiches; diese Einheit erflehte auch Christus in seinem hohenpriesterlichen Gebete (Joh. Kap. 17), und sie ist nach der geistigen Idee des Messiasreiches nur da, wo der Messias als Herr und Gott mit demselben Glauben anerkannt und angebetet und durch die gläubige Annahme und Erfüllung seiner ganzen Lehre einheitlich verehrt wird und bereiten Gehorsam findet. An dieses innere Princip der Einheit schließen sich dann nach der Schilderung unseres Propheten die übrigen Güter des Messiasreiches an: die innere, wahre Heiligkeit, der Segen des göttlichen Schutzes, heiliger Friede und die innigste Gemeinschaft mit Gott. So erreicht Israel sein Ziel, sich zur Seligkeit und dem Herrn zur Verherrlichung vor aller Welt: „Dann sollen die Heiden erfahren, daß ich, Jehovah, es bin, der Israel heiligt, wenn mein Heiligthum ewig in ihrer Mitte sein wird" (37, 28). Das Messiasreich hat wesentlich apostolischen Beruf.

Hiermit erblicken wir in diesem Kapitel neben dem Bilde der Wiederherstellung zugleich diese selbst in ihrem innersten Wesen und in ihrer äußeren Darstellung charakterisirt. Jenes besteht in einer schöpferischen Neubelebung, die als übernatürliches Gnadengeschenk von Gottes Macht und Güte bedingt ist. Es ist mit andern Worten die Wiedergeburt, oder das neue Geschöpf, die nova creatura, von der die neutestamentlichen Schriften sprechen. Die äußere Gestaltung des Messiasreiches aber trägt in ausgeprägtester Weise, der Schilderung des Propheten zufolge, das Siegel der Einheit an sich; denn er betont eben hier in nachdrücklichster Form den einen Hirten, den einen König und das eine Volk, das in Gottesverehrung und Heiligkeit geeint ist. Hieraus also setzt sich beim Propheten die Idee des Messiasreiches zusammen. Der inneren Umschaffung und Neubelebung muß im Äußeren ein die Einheit auf-

Digitized by Google

recht erhaltender und sie verkörpernder Organismus entsprechen, der zugleich die volle Idee eines Reiches, einer Königsherrschaft des Messias über die Völker verwirklicht. Die Frage legt sich hier nahe, ist aber auch leicht zu beantworten: Wo ist das wahre Reich, die wahre Kirche des Messias, die diesem Ideal gerecht wird? (Vgl. XVII. S. 129 u. f.)

Ehe wir weiter gehen, mag es gut sein, etwas einläßlicher die Frage zu erörtern, wie denn nach dem Sinne und der Absicht des Propheten die Rückkehr nach Palästina, das Wohnen im Lande Israel zur Zeit des Messiasreiches zu verstehen sei. Ist hier von Palästina und den Bergen Israels in der eigentlichen und streng geographischen Bedeutung die Rede, oder haben wir im Propheten selbst deutliche Fingerzeige, daß er diese Namen gebraucht, um Land und Volk Gottes in einer dem alten Testamente entsprechenden Weise zu bezeichnen, auch wenn beide über Palästina's Grenzen und die israelitischen Stämme weit hinausreichen? Die Entscheidung ist für das Verständniß der Prophetie von äußerster Wichtigkeit. Wollen ja doch Manche, auf die Namen Israel, Berge Israels, euer Land u. dgl. sich stützend, diese und ähnliche Prophetien als noch unerfüllt betrachtet wissen, und daher sie von einer noch zu erwartenden wirklichen Rückkehr der zerstreuten Israeliten nach dem gelobten Lande und dann von einer physischen Neugestaltung Palästina's und seiner Städte und Ländereien verstehen.

Achten wir daher auf die in der Prophetie selbst gegebenen Winke. Zunächst ist es richtig, daß der Prophet diese bestimmten Namen anwendet, weil er wirklich eine Rückkehr aus der Verbannung, eine Heimkehr für Israel erwartet. Die Verbannung soll, so hat es Jeremias bei der ersten Deportation bereits verkündigt, nur siebenzig Jahre dauern; dann wird der Herr sich seines Volkes erbarmen und es heimführen; diese Heimkehr bildet die Grundlage und Vorbereitung und daher auch ein typisches Vorbild für die messianische Zeit. Daher ist es ganz angemessen und dem prophetischen Geiste entsprechend, der die Ereignisse oft nicht in ihrer räumlichen und zeitlichen Entfernung, sondern in ihrer ideellen Abhängigkeit und Zusammengehörigkeit erschaut, daß die Rückkehr und das messianische Heil manchmal als *eine* große That Gottes geschildert wird. Der Seher erschaut die Erbarmungen Gottes über sein Volk, er erschaut sie vom Standpunkte Gottes aus, der alle Zeit umfaßt; wer will mit ihm rechten, wenn er sie in ihrer Jahrhunderte umspannenden Größe schildert? Er sieht den einen großen Heilsplan

Digitized by Google

Gottes; wer will mit ihm rechten, wenn er ihn in seinem ganzen Umfange beschreibt und dessen großartige Umrisse darlegt? Es ist nicht seine Schuld, wenn die Zeit und die Menschen allmählich ansteigende Stufen der Vorbereitung bedürfen, um den reichen Inhalt der Idee Gottes schließlich verwirklicht zu sehen. Er schaut eben die Gedanken Gottes; geschichtlich mag noch eine lange Entwicklung erforderlich sein, bis die göttlich eingesenkten Keime im Menschengeschlechte ihre volle Frucht treiben, ihre ganze Entfaltung erreichen. Wir dürfen darum nie vergessen, daß der Seher auf hoher Warte steht und daher auch Weitabliegendes zusammen sieht. Das erklärt, warum in der prophetischen Fernsicht, die häufig nur die Ideen der Dinge gibt, innerlich verwandte Ereignisse als zusammengehörend und unvermittelt ineinander überfließend, also ohne merkbaren Zwischenraum, sich dargestellt finden. Und so kann es nicht beanstandet werden, daß Erlösung aus dem Exil und messianisches Heil als ein Ereigniß, eine That der erbarmenden Gnade, erscheinen. Ist aber dem so, so bietet auch die Wahl der Namen keine wirkliche Schwierigkeit mehr. Israel kehrt wirklich heim nach Judäa und wird des messianischen Heiles theilhaftig; im Verein mit Israel und durch Israel nehmen auch die anderen Völker Theil, sie treten ein in das Erbe Israels und werden auch ein heiliges Volk; wie soll der Prophet sie nennen? warum nicht passend Israel? Die eine Gottesfamilie, die bisher auf ein Volk beschränkt war und den heiligen Namen Israel trug, sieht der Prophet ausgedehnt über die ganze Erde; warum soll er nicht den uralten heiligen Namen dieser Familie Allen geben, die in den Geist und die Gesinnung derselben eingetreten sind? Bisher war Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes auf ein Land beschränkt, so daß der Name „Land Israel" gleichbedeutend war mit dem Namen „Land der Erkenntniß des Herrn" — wenn nun der Prophet diese Erkenntniß ausgegossen sieht über die ganze Erde, warum sollte er nicht auch die ganze Erde „Land der Erkenntniß des Herrn", d. h. „Land Israel" nennen? Erbe des Herrn war bisher Israel: wird nun die ganze Erde sein Erbe, alle Nationen sein Volk, so mag der Prophet mit Recht sie Israel heißen. Das Angemessene der Benennung liegt auf der Hand. Aber wir brauchen uns nicht mit der bloßen Angemessenheit zu begnügen, wir haben im Buche Ezechiels selbst klare Andeutungen und unverkennbare Aufschlüsse darüber.

Als ein Moment der Erneuerung ist uns schon 16, 61 der Gedanke begegnet, daß Israel bei der messianischen Vollendung Heidenvölker als

Digitized by Google

Töchter erhält. Hiermit aber muß der Begriff des messianischen Israels natürlich erweitert sein, und es wäre im höchsten Grade absurd und pedantisch, dem Propheten die Anschauung zuzuschreiben, er habe nun dieses Israel mit seinen Töchtern im engen geographischen Rahmen Palästina's eingeschlossen. Auf dasselbe Ergebniß kommen wir, wenn wir erwägen, wie oft und mit welcher Bestimmtheit dem neuen Israel die Vermehrung und eine übergroße Volkszahl vorhergesagt wird (36, 10. 37). Und das Alles soll der Prophet im Ernst innerhalb 460 Quadratmeilen eingeschlossen sich gedacht haben? Wir hatten ferner mehrfach Gelegenheit, zu bemerken, wie der Prophet aus der Heiligkeit des neuen Israels, aus dem Frieden, dessen sie sich erfreuen, und aus dem ruhigen Besitze ihres Landes den Heidenvölkern, welche Zeugen ihrer Zerstreuung waren, die Herrlichkeit und den Ruhm Jehovahs zu erkennen gibt. Auch mit dieser Idee und mit diesem Einflusse, der so weit und noch weiter geht als die Diaspora des geschichtlichen Israels, ist eine Beschränkung auf Palästina unvereinbar (vgl. 36, 23. 37, 28). Dasselbe bekundet uns die im Buche ausgesprochene Idee der Allgemeinheit des neuerstehenden davidischen Königthums (vgl. 17, 23), dasselbe der Gedanke, daß die großen Weltreiche gestürzt werden, damit das Reich Davids sich erhebe (26, 20; 29, 21). Nur diese Auffassung ist im Einklange mit den Aussichten, wie sie bereits den Patriarchen eröffnet wurden; Abraham sollte ja „Erbe der Welt" sein (Röm. 4, 13), alle Völker in ihm, in seinem Nachkommen, im Messias gesegnet werden. Wenn wir daher die Namen Israel u. dgl. in ihrer messianischen Ausdehnung nehmen, so befolgen wir nur die Winke, die der Prophet selbst deutlich genug in seine Weissagungen eingestreut hat. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird außerdem durch die ganze neutestamentliche Anschauung verbürgt. Nach ihr ist, wer durch die Taufe mit Christus vereinigt ist, ein wahrer Abrahamide; durch die Bekehrung der Heiden wird Jerusalem eine fruchtbare Mutter, die über ihre reiche Kinderschaar jubelt; oder, wer aus den Heiden glaubt, wird als Reis dem Oelbaum, dem Volke Israel, eingepflanzt, oder Sions Wiederherstellung und der Aufbau der zerfallenen Hütte Davids findet statt durch die Bekehrung der Heiden — (vgl. Gal. 3, 29. Röm. 4. Gal. 4, 26. Röm. 11, 17. Apostelg. 15, 15 und dazu XVII. S. 120); ebensoviele Gründe, warum der Name Israel weit über die Grenzen des historischen Israels hinausreichen müsse. Und diese Gründe erschließen uns zugleich die Ideenverbindung, durch welche die Übertragung des Namens ermöglicht und

Digitized by Google

gefordert wird. Wir möchten es eine analoge Erscheinung nennen, die den symbolischen Gebrauch von Namen bei den Propheten von anderer Seite her beleuchtet, wenn sie das babylonische Exil, weil es auch, wie der Aufenthalt in der Wüste, eine Vorbereitung und Erziehung des Volkes für den Besitz des verheißenen Landes und eine Strafe für die Empörung ist, geradezu „die Wüste, die Völkerwüste" nennen (vgl. Os. 2, 16. Ezech. 20, 35). Nach dieser Zwischenbemerkung, die aber für das Verständniß und die richtige Würdigung unseres Propheten nothwendig schien, kehren wir zum weitern Inhalte des Ezechiel'schen Buches zurück.

Der Seher hat die messianische Vollendung ihrem innersten Wesen nach geschildert, als deren Unterpfand und nähere Vorbereitung die Züchtigung der Völkerschaften proclamirt, welche Gebietstheile des verlassenen Judäa in Besitz genommen hatten, und schließlich durch die Vision der Auferstehung, jeden kleinmüthigen Zweifel niederschlagend, auf den allmächtigen Schöpferwillen Gottes als die ausreichende Ursache der messianischen Belebung hingewiesen. Er vollendet jetzt (Kap. 38 und 39) sein messianisches Gemälde, indem er schildert, wie Gott den letzten und mächtigsten Feind, der sich gegen das Messiasreich erhebt, zerschmettern wird. Hierdurch wird dem Messiasreiche hier auf Erden der Charakter der streitenden Kirche aufgedrückt; wir werden belehrt, daß die Ruhe und Sicherheit, die im Vorhergehenden ihm zugeschrieben wurde, sich im Kampf und Sieg bewähren müsse, und daß sie Anfeindungen und Angriffe nicht ausschließe, wohl aber in Gottes unwandelbarem Schutze ihre Begründung habe. So trägt auch dieser Abschnitt zur Vervollständigung der messianischen Idee bei.

Ezechiels Prophetie von Gog wird wieder aufgenommen vom Apokalyptiker des neuen Bundes. Bei ihm ist Gog und Magog der letzte Feind, welcher gegen die Kirche ersteht und welchen Satan als den letzten Kämpfer aufbietet, nachdem schon längst „das Thier und der falsche Prophet" überwunden und mit Satan im Abgrunde gefesselt worden sind (Apok. 19, 20; 20, 2. 7). Hiernach ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Ezechiel die Endzeit der diesseitigen irdischen Periode prophetisch schildert und uns den letzten Ansturm gegen das Messiasreich als Inbegriff und Vollendung aller Angriffe vorhält. Dazu paßt auch vortrefflich die ganz fremdländische Scene, die er vor unseren Augen entrollt. Es sind nicht mehr die bekannten Nationen, Ägypter, Assur, Chaldäa u. s. f., die als Feinde und Bekämpfer des Reiches Gottes auftreten; vom fernen unbekannten Norden her wälzt sich ein neuer Völkerstrom, den die

Digitized by Google

fernſten und früher ſelten oder nicht genannten Völkermaſſen vergrößern und der das ſeit langer Zeit in friedlicher Sicherheit wohnende Israel überfluthet. Mit Gog ſind nämlich verbündet Moſoch, Thubal, Kuſch, Phut, Gomer, Thogorma „aus dem Norden mit ſeinem ganzen Heere und zahlreiche Völker“ (38, 6). Was ſie zum Angriffe reizt, iſt die ſcheinbare Wehrloſigkeit und die ganz friedliche Haltung des Volkes Gottes, das ſchutzlos ihrer Beuteluſt preisgegeben ſcheint: „Du wirſt einen böſen Plan erſinnen und ſprechen: Hinaufſteigen will ich in das offene Land; überfallen will ich die in Ruhe und Sicherheit Wohnenden, die wohnen ohne Mauern und keine Riegel und Thore haben“ (38, 11). Auch ein Kennzeichen der Feinde des Reiches Gottes! Die Kirche ſteht oft anſcheinend ſchutzlos da, ſie hat keine mächtigen Beſchützer, keine Heere; warum ſollte es nicht leicht ſein, ſie „zu berauben und auszuplündern“? Doch erfüllt ihre von menſchlicher Hilfe entblößte Lage die Feinde mit Gier und ſtolzer Zuverſicht, ſo ſteht ihr der Herr um ſo ſichtbarer und eingreifender zur Seite. In Gog und ſeinen Heeresmaſſen beleuchtet Ezechiel das Geſetz des über der Kirche waltenden göttlichen Schutzes. Sie ſind zunächſt ganz und gar in die Macht Gottes gegeben: „Ich will dich herumführen, dir ein Gebiß in's Maul legen, dich herausführen und dein ganzes Heer, Roß und Reiter ...“ (38, 4) — und ſie müſſen zur Verherrlichung Gottes beitragen, indem ihre Niederlage ein glänzendes Zeichen der über der Kirche wachenden Macht des Himmels ſein wird: „Ich führe dich gegen mein Land, damit die Nationen mich kennen lernen, wenn ich mich vor ihren Augen an dir, o Gog, als den Heiligen erweiſe“ (38, 16). Je größer die übermüthige Zuverſicht war, deſto umfaſſender wird das Gericht ſein: „Richten will ich ihn durch Peſt und Blut, durch überſchwemmenden Platzregen und Hagelſteine; Feuer und Schwefel will ich regnen laſſen auf ihn und auf ſein Heer und auf die zahlreichen Völker, die bei ihm ſind; und ich werde mich groß und heilig erweiſen und mich verherrlichen vor den Augen vieler Völker, und ſie ſollen erfahren, daß ich Jehovah bin“ (38, 22).

Der Seher vereinigt die bei einzelnen Strafgerichten zu Tage getretenen Züge, um das abſchließende Gericht gleichſam als den Wiederhall und die Steigerung der früheren kenntlich zu machen. Wie Satan nochmals mit dem Aufgebot all' ſeiner Kräfte den Kampf aufnimmt und alle früheren Angriffe in dem letzten Anſturme concentrirt, ſo zeigt auch das Strafgericht ſich als die Summe der vorhergehenden. Beides, Angriff und Niederlage, in ihren gewaltigen Umriſſen zu ſkizziren und

Digitized by Google

durch mehrfache Wendungen recht dem Bewußtsein nahe zu bringen, ist Aufgabe des 39. Kapitels; über beiden schwebt als das höhere Ziel: Gottes glanzvolle Verherrlichung (39, 7. 13. 21), deren Anerkennung als Frucht der Gerichte erscheint.

Wie das Buch Ezechiels mit einer Vision beginnt, welche die prophetischen Grundgedanken in entsprechenden Symbolen plastisch darstellt, so schließt es auch mit einem ähnlichen die Idee der Wiederherstellung des Gottesreiches reflectirenden Gesichte. Und so reiht sich an die Verkündigung der Restauration Israels und an deren Bestätigung (die in dreifacher Weise gegeben wird: durch die Niederwerfung der in Juda's Gebiet eingedrungenen Völkerschaften, als näheres zeitliches Unterpfand; durch die Hinweisung auf Gottes schöpferische, in der Auferstehung sich kundgebende Macht, als die höchste und letzte Ursache, und schließlich durch die endliche Besiegung der Feinde, d. i. durch den siegreichen Abschluß der irdischen Periode), dem symbolischen Charakter der Prophetie angemessen, eine umfassende symbolische Darstellung, die, gleich den übrigen Visionen des Propheten, der in Worten gegebenen Weissagung die visionäre Abbildung in Emblemen an die Seite stellt. Wie im ersten Theile Jerusalems Schicksal und Schuld dem Seher in der Ekstase und in concreten Abbildern und Typen der Wirklichkeit vorgeführt wurde, so lebt jetzt im zweiten Theile die Wahrheit und der innere Geist der Restauration in reellen Figuren und plastischen Formen vor seiner Seele auf; hierdurch kommt selbst im Gebiete symbolischer Darstellung Gleichmaß und consequente Vertheilung der plastischen Embleme auf die zwei Hauptideen des Buches zur Geltung, während die Einleitungsvision als summarische Zusammenfassung beider, als fruchtbarer Keim der folgenden Entwickelungen an der Spitze steht, wie sie auch das leitende Princip zum prophetischen Leben und Wirken gab.

Die heilige Stadt und der Tempel liegen in Trümmern, das gelobte Land ist theils verödet und verlassen, theils von Fremden in Besitz genommen. Bei dieser Sachlage ist der Grundriß für die Symbolik der Wiederherstellung und für die Embleme der Vision wie von selbst gegeben. Der Tempel muß eben in neuem Glanze erstehen und reiner, heiliger Gottesdienst darin von heiligen Priestern und Leviten geübt werden; Stadt und Land wird paradiesische Ruhe und Schönheit wiederstrahlen und die zwölf Stämme werden in Eintracht und Heiligkeit so, wie sie einst in der Wüste um das Bundeszelt lagerten, ähnlich jetzt die Stätte um das Heiligthum und das verheißene Land einnehmen und in Opfer

Digitized by

und Gebet ihre Feste dem Herrn feiern. Die ganze Vision trägt alttestamentliches Gepräge. So entspricht es zunächst der Zeitlage und dem nächsten Zwecke der Verkündigung. Die Hoffnung auf Rückkehr und die Sehnsucht darnach muß ja aufrecht erhalten werden; die Heimkehr selbst sodann soll bei Fortführung der alten Cultusformen die Zeit der Vorbereitung auf das endliche Erscheinen des Messias einleiten, und schließlich sind die alttestamentlichen Einrichtungen und Riten ihrer Bestimmung nach ebensowohl äußerer und sinnlicher Ausdruck für die innere Herzenshingabe an Jehovah, als in typischer Bedeutung eine Abschattung der künftigen messianischen Zeit. Denn das müssen wir vor Augen behalten: Israels Geschichte und Satzungen und Riten sind so, wie sie sind, weil sie das kommende Messiasreich vorbedeuten sollen. Sie sind nach dem Ausspruche des hl. Paulus, der die ganze Anschauung so trefflich und kurz charakterisirt, „der Schatten der künftigen Dinge", und Christus ist der Leib. Weil also der Leib, Christus und sein Reich, so gestaltet ist, wie er ist, hat dieser Leib gerade diesen Schatten schon in die Jahrhunderte der Vorbereitung vorausgeworfen.

Hoffnung und Sehnsucht nach Heimkehr, diese selbst als Mittel der Vorbereitung, und der typische Charakter des alten Bundes — diese drei zusammengenommen erklären, warum die Vision sich ganz in alttestamentlichen Formen bewegt. Zudem ist es selbstverständlich, daß die Ideen der Anbetung, der Heiligkeit, des Friedens und der übrigen geistigen Güter, wenn sie nun einmal in Dingen und Handlungen plastisch verkörpert werden sollten, im Geiste des Propheten gerade alttestamentliche Formen annehmen und auch in diesen Gestaltungen ihm am leichtesten in's Bewußtsein gebracht werden konnten. Die Symbolik setzt den bekannten und gewohnten Gesichtskreis voraus und erwächst aus den vorhandenen Anschauungen. Und warum sollte nicht auch Gott, wenn er Ideen durch Zeichen in den Geist der Seinen einstrahlen will, eben die schon vorhandenen Anknüpfungspunkte zwischen Idee und Sache benützen? Und gerade in unserem Falle mußte außerdem diese Symbolik, d. i. der neu erstandene Tempel und das Reich des zwölfstämmigen Israels im Lande der Sehnsucht, ungemein zum Trost der Verbannten beitragen.

Der geistige Charakter der Wiederherstellung findet seinen Ausdruck in der Beschreibung des Tempels, der Opfer, in den Forderungen der Heiligkeit für Priester, für den Fürsten und das Volk — Alles geht gleichsam darin auf; einer weltlichen Beschäftigung ist nicht gedacht;

Digitized by Google

Alles ist auf Jehovah und seinen Tempel als Mittelpunkt bezogen und nur für ihn da. Er leuchtet besonders hervor aus dem feierlichen Einzuge der „Herrlichkeit des Herrn" in den Tempel. „Menschensohn, dieß ist meines Thrones Stätte und der Ort meiner Fußsohlen, hier will ich ewig wohnen inmitten der Söhne Israels, und meinen heiligen Namen wird das Haus Israel nicht ferner entweihen ..." (43, 7). Ezechiel sah dereinst (Kap. 10 u. 11), wie die Herrlichkeit des Herrn den Tempel und die Stadt verließ — die Aufnahme in Gnade und die Wiederherstellung wird passend durch ihren Einzug versinnbildet; ihr Wohnen unter dem Volke ist der reelle Ausdruck für die Verheißung: „Sie sollen mein Volk sein und ich will ihr Gott sein", in der Ezechiel mehrmals die ganze Segensfülle der neuen Periode zusammenfaßt. Sie kommt von Osten, wohin sie beim Verlassen der Stadt gezogen war (11, 23). Ebenso beziehen sich die übrigen Vorschriften über die Einweihung des Altars, die Reinheit und Heiligkeit der Priester in ihrem ganzen Wandel, über den Fürsten und die von ihm zu entrichtenden Opfer, über das Volk und die zu spendenden Gaben, über die Vertheilung des Landes und dessen Absonderung für Jehovah u. dgl. direct und einzig auf die möglichst energische Betonung des inneren Geistes der Restauration.

Die Segensfülle der neuen Periode versinnbildet die vom Altar und dem Tempel aus fließende Quelle, deren Wasser sich in das (todte) Meer ergießt und von tausend zu tausend Ellen in seinem Laufe mächtig anschwillt, überallhin paradiesische Fruchtbarkeit verbreitet, ja sogar das Wasser des Meeres heilt: „Denn wohin dieses Wasser sich ergießt, da wird es trinkbar, und Alles wird da leben, wohin dieser Strom sich ergießt" (47, 9). An den Ufern dieses Wunderstromes wachsen Fruchtbäume, „deren Blätter nicht welken und deren Früchte nicht aufhören. Alle Monate werden ihre Früchte reifen, weil ihnen das Wasser aus dem Heiligthum zufließt, und ihre Früchte werden zur Nahrung und ihre Blätter zur Heilung dienen" (47, 12) — eine Prophetie, die bei Zacharias (13, 1) und in der geheimen Offenbarung (22, 1) ihre weitere Erklärung und schließliche Vollendung findet. Beachtenswerth ist, daß, obgleich die ganze Vision so bestimmte alttestamentliche und locale Färbung trägt, doch auch das Moment der Universalität des Heiles deutlich betont wird: „Ihr sollt das Land vertheilen unter euch und unter die Fremden, die sich unter euch aufhalten, ... und sie sollen euch sein wie Einheimische unter den Söhnen Israels;

Digitized by Google

sie sollen unter den Stämmen Israels um das Erbtheil mitlosen" (47, 22).

Die Vision schließt mit dem Schauspiele, wie die einzelnen Stämme in den ihnen angewiesenen Gebieten wohnen und in ihrer Mitte das Heiligthum des Herrn weilt. So ist die Wiederherstellung thatsächlich als vollendet geschaut; es wird ihr das Siegel aufgedrückt und die Einheit des Gottesvolkes und dessen Gottangehörigkeit symbolisirt, da die heilige Stadt mit ihren zwölf nach den Stämmen benannten Thoren den Namen führt: „Jehovah daselbst", der sinnbildliche Ausdruck für die Zusage: „Ich werde ihr Gott und sie werden mein Volk sein," die eben den ganzen Inhalt des Bundes, Zweck und Vollendung aller göttlichen Veranstaltungen begreift.

Indem also Ezechiel die Herrlichkeit des Herrn unter seinem Volke für beständig wohnen sieht und in der Vision das neue Land und Volk, den neuen Tempel und die neue Stadt als ebensoviele Schöpfungen dieser Herrlichkeit Jehovahs, des seienden, sich bethätigenden Bundesgottes, erschaut, entrollt sich vor ihm in Wirklichkeit die Erfüllung des gesammten Bundesinhaltes; die Symbole der Inauguralvision sind That und Wahrheit geworden — ein ebenso erhabener als literarisch und künstlerisch trefflicher Schluß der Prophetie.

Überblicken wir nochmals Inhalt und Anlage des Buches, so dürfte es klar sein, daß man ganz mit Unrecht dem Ezechiel den Vorwurf der Mattheit und Verworrenheit machte. Seine Sprache hat allerdings nicht den poetischen Glanz eines Isaias, aber sie ist doch voll rednerischer, eindringender Kraft. Der rhetorische Gesichtspunkt waltet vor. Ezechiel will Eindruck machen, erschüttern, Widerspenstige zum Nachdenken, zur Buße bewegen; daher scheut er auch Wiederholungen und graphische Breite der Schilderung nicht. Das erklärt seine stilistischen Eigenthümlichkeiten. Doch Stil und sprachlicher Ausdruck ist ja nicht die Hauptsache. Der Meister bekundet sich in der Anlage, dem Fortschritte der Theile, in der Harmonie und Abrundung des Ganzen. Vielleicht ist es uns gelungen, in etwa den Leser ahnen zu lassen, daß diese Kennzeichen der wahren Meisterschaft auch dem Werke Ezechiels aufgeprägt sind. Der Prophet Gottes aber zeigt sich in der Darstellung der ewigen Heilspläne Gottes, die gestaltend auf die Menschengeschichte einwirken und ihr einzig und allein Bedeutung und Inhalt verleihen. Gottes Werk ist Ordnung, Harmonie, Weisheit — wird der Prophet ausgerüstet, einen Theil des Gotteswerkes seinen Zeitgenossen zu verkünden, so mag

Digitized by Google

die äußere Form mangelhaft sein, die Sache selbst, die Ideen sind Ordnung, Harmonie, Weisheit.

J. Knabenbauer S. J.

Joost van den Vondel.

(Fortsetzung.)

7. Die Conversion.

Von Brandt bis herab auf van Lennep wurde das Jahr 1639 oder 1640 als das muthmaßliche Datum der Conversion Vondels angegeben. Allerdings erschien es dem verdienstvollen Herausgeber seiner Werke räthselhaft, daß sich der Dichter gerade in diesen Jahren außerordentlich thätig zeigte, während im folgenden seine literarischen Arbeiten nur spärlich fließen. Er blieb indeß bei der früheren Annahme stehen. Erst anderweitige Forschungen haben seither festgestellt, daß Vondel nicht 1639 oder 1640, sondern im folgenden Jahre 1641 zur alten Mutterkirche zurückgetreten ist. Das Räthsel ist damit gelöst. Er dichtete in diesem Jahre weniger, als sonst, weil er vollauf damit beschäftigt war, sich zum wichtigsten und größten Schritte seines Lebens vorzubereiten. Dieß verbürgt der Jahresbericht der holländischen Mission der Gesellschaft Jesu zum Jahre 1641, in welchem es heißt:

„Unter den zu Amsterdam (zur Kirche) Zurückgeführten befanden sich ein gewisser schlesischer Graf, der viele Jahre hindurch zu dem profanen Abendmahl der Calvinisten gegangen war; dann der Sohn eines lutherischen Predigers; endlich Joost van den Vondel, ein durch seine in der Landessprache herausgegebenen Tragödien sehr berühmter Dichter, ein vortrefflicher Mann, einst eine Stütze der Arminianischen Secte. Als er sah, wie seine einzige Tochter, mit vorzüglichen Geistesgaben ausgestattet, in lateinischer Bildung trefflich herangeschult, schon über 30 Jahre alt, die Lehre Menno's verließ, zur wahren Religion überging, das sühnende Bad des Heiles empfing, ja sogar das Gelübde ewiger Jungfrauschaft ablegte, folgte auch er bald mit seinem anderen Kinde nach und begnügte sich nicht, für sich selbst das Heil gefunden zu haben, sondern führte auch viele Andere mit großem Fleiß und unermüdlichem Eifer demselben entgegen. Hierbei zeigte sich die Leitung der göttlichen Vorsehung auch noch in anderer Weise. Zur selben Zeit nämlich, wo Vondel in Amsterdam den Glauben umfing, wandte sich demselben zu Hoorn eine Nichte von ihm, die Tochter seiner Schwester, zu, ein an Geist

Digitized by Google

und Charakter treffliches Mädchen, schon 17 Jahre alt. Nachdem sie die Taufe empfangen, war sie weder durch die Lockungen noch durch die Drohungen der Eltern (die unter den Mennonisten sehr angesehen waren) auch nur einen Finger breit von ihrem Entschlusse abzubringen." [1]

Der Tag der Conversion selbst ist ungewiß. Die besondere Innigkeit, mit welcher Vondel fünf Jahre später (1646) in einem Gedichte an seinen Geburtstagsheiligen, den hl. Gregorius Thaumaturgus, von

---

[1] „Fructus Nostrorum . . ., qui per Provincias foederatas ad veram religionem accessere, numerus facile 600 fuit. Inter reductos Amstelodami fuere comes quidam Silesius, qui profanam Calvini coenam multos per annos frequentaverat: praedicantis item lutherani filius: denique Justus Vondelius, tragoediis, vernaculo idiomate editis, poeta hic percelebris, vir egregius, et sectae Arminianorum quondam fulcrum: qui ubi vidit filiam suam unicam, excellenti ingenio praeditam et latinis etiam litteris apprime imbutam, jamque trigesimum aetatis anuum superantem, deserto Mennone, ad verae religionis castra transiisse et salutaribus undis expiatam, etiam propositum perpetuae virginitatis servandae amplexam esse; eam mox subsecutus est cum alia prole, nec sibi uni salutem reperisse satis habuit; verum et alios plures magna industria et indefesso studio ad eam adduxit. Ubi et illud divinae Providentiae indicium enituit, quod, cum Vondelius Amstelodami fidem capessivit, eodem tempore ad eam ejus ex sorore neptis Hornae adducta sit, puella indolis et animi admodum probi, jamque 17m agens annum: quae ab eo momento, quo baptismate initiata est, nec blanditiis nec minis a parentibus (qui inter Mennonistas primi) a proposito dimoveri potuit." Dieses für Vondels Geschichte so hochwichtige Document wurde zuerst von P. H. J. Allard S. J. 1868 an's Licht gezogen (Vondels Gedichten op de Societeit van Jesus. 's Hertogenbosch, van Gulick. bladz. 3. 4. 139) und mit anderweitigen Notizen bestätigt und erklärt. (Vgl. P. J. Koets, Peter en Pauwels. Het Treurspel van Vondel. Uitgegeven door J. A. Alberdingk-Thijm. Amsterdam, Langenhuysen, 1868.) Der hochwürdigste Bischof Dr. Räß (Die Convertiten seit der Reformation, VIII. 177) gibt zwar das Jahr 1641 als das Jahr von Vondels Conversion an, aber nur als unsicher. Dr. Paul Alberdingk-Thijm (bei Dr. Räß, VIII. 616 ff., nach der Tübinger Quartalschrift 1864, S. 79—96) gibt kein Datum für die Conversion an, setzt jedoch das Stück „Petrus und Paulus" in die Jahre 1637—1639, wornach auch die Conversion in diese Jahre zu verlegen wäre. Hierzu gehört das Alter der darin erwähnten Personen. Vondel heirathete am 20. Nov. 1610; die Tochter Anna war das erste Kind, also 1641 etwas über dreißig Jahre alt, was mit der Angabe stimmt. Ebenso stimmt das Alter der erwähnten Nichte Anna, deren Mutter Katharina, Vondels Schwester, am 14. Juni 1624 Bruyningh zu Hoorn heirathete. Anna war das erste Kind dieser Ehe, also 1641 gerade 17m agens annum, wie es in dem Jahresbericht heißt. Der Biograph Brandt selbst gibt die Zeit der Conversion nicht genau an, nur deutet er an, daß sie nach Herausgabe der „Maagden" erfolgt sei, also 1639—1640. Erst zum Jahre 1642 bemerkt er: „Dat Vondel aan 't Pausdom zoo aanhing." Daß Vondel im Herbst 1641 nichts Größeres herausgab, als die Tragödie „Petrus und Paulus", wurde bereits angedeutet.

Digitized by Google

ſeinem Übertritte ſpricht, gibt höchſtens eine ſehr entfernte Wahrſcheinlichkeit, daß derſelbe an dieſem Tage ſtattgefunden.

„Das Leben ſchleißt als wie ein Kleid.
Wie iſt die Zeit dahingeflogen,
Das theure Kleinod, treu geweiht
Der Andacht, die mich lehrte kennen,
Was Gott uns iſt, das höchſte Gut,
Was wir in Chriſtus unſer nennen,
Der mich erlöst' mit ſeinem Blut,
Mich läuterte und mir gewährte
Die beſte Perle, die ſo tief
Begraben lag im Schooß der Erde,
Eh' mild er mich zur Wahrheit rief,
Nicht aus Verdienſt, nein, bloß aus Gnade!
Heil Jenen, die vor ihrem End'
Mit Fleiſch und Blut nicht geh'n zu Rathe,
Noch mit hinfäll'gem Element.
Der Irrthum, den im Elternmunde
Als traute Erbſchaft wir verehrt,
Wird ſpät verlernt durch beſſ're Kunde,
So lang man Demuth noch entbehrt.
Die treibt ſo langſam Wurzelſchoſſe
In des bethörten Herzens Stein,
Das, längſt erſtarrt in Gegenſproſſen,
Sich bald zum Ja neigt, bald zum Nein.
Mein Heil'ger! In der Sel'gen Mitte
Erprobe deines Flehens Kraft.
Schenk' mir, ſchenk' Allen deine Bitte
Bei ihm, der Licht aus Dunkel ſchafft!"

Der Übertritt Vondels war ein harter Schlag für ſeine proteſtantiſchen Freunde, er blieb eine harte Nuß für ſeine ſpäteren proteſtantiſchen Verehrer. Daß ſich ein gewöhnlicher, beſchränkter, friedebedürftiger Mann der „Grabesruhe"[1] der katholiſchen Kirche überantwortet, ihrem „knechtiſchen"[2] Gehorſam ſich unterworfen, ſein Seelenleben in ihr hätte „dahinwelken"[3] laſſen, das hätte noch Manchem begreiflich geſchienen. Aber daß ein ſo kühner, lebhafter, kräftiger, vielumfaſſender Geiſt, aufgewachſen in der vollen Freiheit der Unterſuchung und ausgerüſtet mit den reichſten Kenntniſſen, in der unabhängigſten Stellung, auf der Höhe eines glänzenden Dichterlebens, ſich freiwillig den „Kappzaum" einer unfehlbaren

[1] Van den Brink, Gids. 1837. S. 207.
[2] Van Lennep, Vondel. V. S. 562.
[3] Hofdijk, Gesch. d. Ned. Let. S. 273.

Digitized by

Lehrautorität überwerfen ließ, das erschien wie ein unerfaßliches Räthsel. Was konnte es sein, das einen Vondel zu einem „solchen Schritte" verleitete?

Brandt, des Dichters persönlicher Freund und ältester Biograph, suchte die erste Veranlassung in dem Vorhaben des Dichters, sich mit einer Katholikin zu verehelichen.

„Ein gewisser Rechtsgelehrter," so meldet er, „ein glaubwürdiger Mann, der lange gemeinsam mit ihm verkehrte, pflegte zu erzählen, daß Vondel, nachdem er seine Gattin etliche Jahre zuvor verloren, sein Auge auf eine wohlbegüterte Wittwe der römischen Genossenschaft geworfen, und da er sonst keine Möglichkeit gesehen hätte, ihr zu gefallen, bei sich zu überlegen begonnen hätte, ob er ihr nicht guten Muthes in diesem Stück folgen möchte: er hätte dann zuerst, mit diesem Rechtsgelehrten und andern Freunden von der Sache redend, Alles in Zweifel gezogen und endlich behauptet, daß es keine Sicherheit in der Religion gäbe, es sei denn, daß man einen unfehlbaren Richter und Erklärer über Alles, was strittig sei, einen Statthalter Christi auf Erden anerkännte, und daß dieß endlich auf den Papst als Nachfolger des Petrus und auf die römische Kirche mit ihrer Autorität hinausliefe: dieß um so mehr, da einige Priester und andere Geistliche in der Hoffnung, einen Mann von solcher Berühmtheit zu gewinnen, kräftig daran arbeiteten, daß endlich ihr Vorhaben glückte, und zwar um so leichter, da der Dichter seinen Verstand, sein Denken und Sinnen von Jugend auf so fleißig dem Reimen und Dichten zugewandt hatte, daß er in dem Stücke der Religion sehr unbewandert war. So kam er zur römischen Kirche, ohne daß nachher die Ehe, nach der er strebte und die ihn zuerst an's Zweifeln brachte, zu Stande kam. Aber man muß bekennen, daß er, einmal übergetreten, nicht heuchlerisch, sondern in vollem Ernst dem Papstthum anhing, die Vorschriften und Gebräuche desselben unerschütterlich festhielt und sonder Tadel nach der Lehre der römischen Kirche gelebt hat, ihr mit seiner Feder und seiner Kunst oftmals zu Dienste stand und allzeit eiferte, um auch Andere mit sich zu ziehen. Diese Veränderung gereichte Vielen zu großem Ärgerniß, die dann seine folgenden Werke, besonders so weit sie nach dem Römischen rochen, zu gering schätzten."

Die Angabe Brandts stützt sich, wie man sieht, auf bloßes Hörensagen, und bezeichnet die Hochzeitsgedanken Vondels nicht als eigentliches Motiv, sondern höchstens als ersten äußern Anlaß seiner Bekehrung. Van Lennep verwirft auch dieß, einmal wegen des vollständigen Mangels äußerer Beweise, dann auch wegen der innern Unwahrscheinlichkeit einer solchen Annahme, wobei er vor Allem auf Vondels kordaatheid en onbaatzuchtige inborst, d. h. seine Mannhaftigkeit und seine uneigennützige Gemüthsart hinweist, mit welcher jene Angabe sich schlechter-

Digitized by Google

dings nicht vereinigen läßt[1]. Dagegen glaubt van Lennep die Ursache der Conversion im Mangel an theologischer Bildung zu finden. „Vondel," so versichert er, „war eigentlich Alles, nur kein Theologe. Von den bestehenden Religionsgenossenschaften hatte er nur ganz oberflächliche Vorstellungen. In dieser Hinsicht stand er selbst hinter den nicht wissenschaftlich gebildeten Reformatoren seiner Zeit zurück." Dieser Vorwurf hat nicht viel auf sich, wenn man bedenkt, wie die in Holland damals herrschenden Religionssysteme sich praktisch vor dem Blicke eines denkenden Beobachters entschleierten. Nichts als Zersplitterung, Wirrwarr, Eigensucht, Eifersucht, leidenschaftliche Verfolgungssucht, ein Vorspiel jener Zerfahrenheit, welche der Protestantismus heute unter den Secten Nordamerika's darstellt. Da brauchte es doch keine tiefen dogmatischen Studien, um zu erkennen, daß hier die Kirche Christi nicht zu finden sei. Daß Vondel übrigens die Unterscheidungslehren der verschiedenen Hauptsecten genugsam kannte und sie auch theologisch zu würdigen wußte, daß er vor Allem in den Schriften des Alten und Neuen Testaments trefflich zu Hause war, zeigen seine Werke in sehr schlagender Weise. Daß er nach Grotius' Anweisung und Rath die ältere Kirchengeschichte, Conciliengeschichte und Patrologie sehr fleißig studirt hat, ist ebenfalls aus mehreren Dichtungen zu ersehen, die er noch vor seiner Bekehrung verfaßt hat. Für ein gründliches Studium der katholischen Glaubens- und Sittenlehre endlich bürgen seine späteren theologischen Lehrgedichte, deren eines eine völlige Theodicee enthält, ein anderes das Geheimniß der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ein anderes die Lehre der Eucharistie in poetischem Gewande entwickelt. Über das letztere berichtet Brandt, der selbst protestantischer Prediger war: „Insonderheit war man verwundert, daß er die dunkeln Worte, welche Thomas von Aquin und andere papistische Scholastiker über diesen Stoff ersonnen, so glücklich auf Holländisch auszudrücken wußte." Das konnte aber nur ein Mann,

---

[1] Auch der Protestant Dr. Eelco Verwijs (Archivaris van Friesland en Schoolopziener. Nederlandsche Klassiken. IV. Brandts Leven van Vondel. Leuwarden, Suringar, 1866. S. 59) weist diese Insinuation Brandts entschieden zurück. „So sehr es auch möglich ist," sagt er, „daß Vondel an eine zweite Ehe gedacht haben mag, so gewiß war dieß der wahre Grund von seinem Übergang nicht. Dieser läßt sich aus seinem Charakter entsprechend (naar eisch) erklären. Mit der katholischen Wittwe kann, wie mir scheint, Tesselschade, bis 1634 mit Allard van Krombalgh vermählt, gemeint sein; eine Vorstellung, die (J. A.) Alberdingk-Thijm eine anziehende Novelle eingegeben hat." S. Kath. Alm. voor 1854.

Digitized by Google

der die Scholastiker kannte und verstand, also ein Mann von mehr als gewöhnlicher theologischer Bildung.

Viel schlichter und einfacher als nach den künstlichen, unhaltbaren protestantischen Conjecturen erklärt sich Vondels Rücktritt, wenn man denselben an der Hand der historischen Daten vorurtheilslos im Lichte katholischer Anschauungen betrachtet. Das Walten der Gnade läßt sich allerdings in seinem innersten Wesen nicht erfassen und beobachten; aber die Gnade bedient sich doch äußerer Umstände und Anknüpfungspunkte, die man wahrnehmen und verfolgen kann, und der innere Fortschritt des Geisteslebens gibt sich in Äußerungen kund, die eine wenigstens annähernde Beurtheilung ermöglichen.

Vondel, das haben wir schon gesehen, war ein wackerer, biederer, tief religiöser Mann. Das zeigt sich schon in der Wahl seiner Lieblingsstoffe — sie waren zumeist religiös, und wenn er auch dann und wann etwas weltlich tändelte, kehrte er mit sichtlicher Sehnsucht zu religiösen Stoffen zurück. Er war ernst, nachdenklich, vielleicht bisweilen etwas träumerisch und melancholisch; er suchte nach innerem Frieden, fand ihn aber in seinem Bekenntniß nicht. Noch viel weniger befriedigten ihn die äußere Gestaltung des Protestantismus, die Unduldsamkeit der Ultra-Calvinisten vor Allem und die Schwärmerei der Ultra-Mennoniten. Er stand für die politische Freiheit der Arminianer ein, ohne zu ihnen überzugehen. Er vertheidigte die aufgeklärteren Mennoniten gegen ihre verwandten Schwarm- und Rottengeister, ohne dabei ein bestimmt abgegrenztes dogmatisches Lehrgebäude vor sich zu haben. Er stand für die Freiheit ein, während sein Geist nach einer klaren, festen Norm der Offenbarung verlangte und während das Privaturtheil gleichzeitig ein Schauspiel vor ihm aufführte, das ihn unwillkürlich von sich stieß. Eine der größten Schwierigkeiten der meisten Convertiten, die Ehrfurcht für die Väter und Urheber der sogen. Reformation, überwand er schon in den Kämpfen zwischen Remonstranten und Contraremonstranten. Calvin und seine Lehre stieß ihn vollständig ab. Die Brücke zum Calvinismus war völlig abgebrochen. Während ihn seine künstlerisch angelegte Dichternatur zu einer Religion hinzog, welche die christlichen Ideen von selbst in einer sichtbaren Gestalt, in sichtbarer Organisation und Thätigkeit, in sichtbarer Lehrgewalt und sichtbaren Gnadenmitteln darstellte, führten ihn dichterische Stoffe und Hugo Grotius' Rath auf das Studium der ältesten christlichen Jahrhunderte hin. Da stand eine neue, ihm bis jetzt unbekannte Welt vor ihm auf, die ihn eben so

Digitized by Google

sehr gewann, als die Keiserei der protestantischen Prediger und ihr zelotisches Ankämpfen gegen freiere Dichtung und Kunst ihn mit Widerwillen erfüllten. „Gijsbrecht van Amstel“ und die „Maagden“ zeigen, wie die Vorliebe für den katholischen Gottesdienst immer lebhafter sein Gemüth einnahm. Bei einem sehr ausgebreiteten Wissen, welches Vondel durch unausgesetztes Studium täglich mehrte, war er nach Brandt's ausdrücklichem Zeugniß ein sehr bescheidener, demüthiger Mann, der von seinen eigenen Werken sittsam sprach oder mit großer Eingezogenheit [1], der die Demuth selbst als die unerläßliche Bedingung zur sittlichen Wiedergeburt ansah:

„Al wie door ootmoed wordt herboren,
Hij is van 't goddelijk geslacht.“ [2]

Daß Vondel betete, viel und herzlich betete, darüber lassen seine Dichtungen keinen Zweifel übrig [3]. Eben so schöne als ihm liebe Jugenderinnerungen neigten seine Verehrung zu den katholischen Heiligen, auch zur Königin der Heiligen hin. Als seine Frau starb, erschien es ihm als ein tröstlicher, freundlicher Gedanke, daß sie den Namen der Hochgebenedeiten getragen und in ihrem Chor begraben lag. Die Hinneigung seiner Tochter zum Katholicismus störte nicht nur den Frieden des kleinen Familienkreises nicht, sondern hob und nährte sichtlich die Tugenden, durch welche das brave Mädchen zum Schutzengel dieses Familienkreises ward.

Während die erprobte Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit Vondels — nach dem Zugeständniß van Lenneps und vieler anderer Protestanten — jeden Gedanken an irdische Vortheile bei seiner Conversion schon von vorneherein ausschließt, ist es schwer, in den äußern Verhältnissen auch nur irgend eine solche irdische Rücksicht zu entdecken, die ihn etwa angezogen haben könnte. Er war ein unabhängiger Mann, ein begüterter Kaufherr, ein angesehener Dichter. Sein bisheriges Katholisiren in vereinzelten Dichtungen hatte nur seine öffentliche Gunst geschmälert, ein fester Anschluß an den Protestantismus hätte ihm, nach aller Berechnung, zum größten Vortheil gereicht. Dabei hätte er sich nicht streng an eines der herrschenden Bekenntnisse anschmiegen müssen, er hätte bloß,

---

[1] „Van zijn eigen werk sprak hij zedig of met groote ingetogenheid.“

[2] „Wer durch Demuth wurde wiedergeboren, der ist von göttlichem Geschlecht.“

[3] Vgl. das schöne, herzliche „Gebed, uitgestort tot God over mijn gedurige kwijnende ziekte. A° 1621. Ed. van Vloten. I. 146.

Digitized by Google

wie die angeſeheneren ſeiner aufgeklärten Freunde, den Namen eines Proteſtanten zu wahren gebraucht. Nur darauf hielt die Mehrzahl der proteſtantiſchen Bourgeoiſie, die aus dem Unabhängigkeitskampfe hervorgegangen, den Proteſtantismus als ein weſentliches Erbſtück ihres Urſprunges feſthielt, während ſie dem Privaturtheil den freieſten Spielraum bot. Die Katholiken ſtanden in der Minderzahl und hatten auf die öffentlichen Angelegenheiten wenig Einfluß. Zu ihnen zu gehören, war nicht der Weg zu Ruhm, Anſehen und Geld.

Das mochte Vondel ſchon in dem erſten Freundeskreiſe klar werden, in welchem er mit Katholiken näher bekannt war. Es war dieß das Haus des reichen Amſterdamer Kaufmanns Roemer (Roman) Viſcher († 1620), der zwar Katholik war, aber kein ſehr eifriger, wie ſich ſchon daraus abnehmen läßt, daß er eine Proteſtantin Aevjen (Evchen) Jansdr (Johanns Tochter) von Campen heirathete, und daß von ſeinen drei Töchtern Anna, Gertrud und Maria Teſſelſchade[1] die zweite proteſtantiſch wurde, die dritte in erſter Ehe einen proteſtantiſchen Marineoffizier Adelard (Allard) von Krombalgh heirathete. Was dieſe halb-katholiſche und halb-proteſtantiſche Familie ſo berühmt machte, waren die künſtleriſchen Anlagen der drei Töchter, die ſämmtlich dichteten, muſicirten, ſangen, malten, in Glas ciſelirten und ſich in Kunſtſtickereien auszeichneten. Das „zaligh Roemers huis“ wurde durch ſie zum Sammelpunkt der Amſterdamer Künſtler, Dichter und Literaten. Die älteſte Tochter war ſehr mit dem Dichter Jakob Cats befreundet und dichtete in der realiſtiſchen Manier dieſes Dichters, des Begründers der ſogen. Seeländiſchen Schule. Weit mehr verehrt, ja faſt angebetet wurde die jüngſte Tochter, die talentvolle Maria Teſſelſchade, um deren Huld ſich die angeſehenſten Schöngeiſter Amſterdams bewarben: Peter Corneliszon Hooft, der Landvogt (Drossaert) von Muyden, eine der angeſehenſten Magiſtratsperſonen der Republik, der holländiſche „Tacitus“, — dann Conſtantin Huyghens, der Vater des berühmten Naturforſchers, — Gaspar van Baerle (Barläus), der lateiniſche Dichter und Profeſſor der Literatur am Athenäum — zahlreiche andere Künſtler, Poeten und Kunſtliebhaber[2], — endlich

---

[1] Dieſen ſonderbaren Namen erhielt die jüngſte Tochter, weil um die Zeit ihrer Geburt ein Kauffahrteifahrer des alten Viſcher an der Inſel Teſſel „Schaden“ gelitten hatte.

[2] Spiegel ſagt von dem Viſcher'ſchen Haus:

Wiens drempel wordt gesleten
Van schilders, kunstenaars, van zangers en poëten.

Digitized by Google

Vondel, den die Andern als den bedeutendsten Dichter ehrten und liebten. Dieses schöngeistige Kränzchen, das für die niederländische Literaturgeschichte von nicht geringer Bedeutung ist, fand sich nicht nur regelmäßig im Vischer'schen Hause zusammen, sondern traf sich auch öfters auf dem vornehmen Schloß des Landvogts Hooft zu Muyden, der, obwohl Emporkömmling, vollständig den hohen Aristokraten zu spielen wußte. Da gaben Hooft und Vondel ihre literarischen Projecte zum Besten; da theilte Tesselschade ihre metrische Übersetzung des befreiten Jerusalems mit, von der heute indeß nur noch ein paar Verse erhalten sind; da fand Vondel reiche Anregung zu literarischer Thätigkeit.

Aber in religiöser Hinsicht? Zur Conversion lud wohl eine solche Gesellschaft wenig ein. Die Herren waren alle Protestanten, Hooft und Baerle recht von Herzen. Die schöne Tesselschade hatte um ihres Glaubens willen viel auszustehen, und als 1634 ihr erster Gemahl starb, Huyghens und Baerle Wittwer geworden waren, wurden die lebhaftesten Anstrengungen gemacht, um sie zum Protestantismus zu bekehren. Nichtsdestoweniger ward der Verkehr mit dem Roemer'schen Hause für Vondel zum Anknüpfungspunkte mit katholischen Anschauungen und katholischem Leben. Es zeigte sich da, daß die Katholiken — diese verrufenen Papisten — denn doch auch noch Menschen wären, ja daß es unter ihnen recht gute, gebildete, liebenswürdige Menschen geben könnte. Die vielfache Beschäftigung mit italienischer Poesie, namentlich mit Tasso, räumte das düstere Vorurtheil hinweg, als ob jenseits der Alpen nur der leibhaftige Antichrist zu Hause wäre. Auf den Wunsch Anna Roemers dichtete er 1622 seinen ersten Lobgesang auf die hl. Agnes, in welchem er sich über Heiligen- und Reliquienverehrung ganz katholisch äußert. Man kann wohl annehmen, daß ähnliche Anregungen nicht vereinzelt geblieben sind, und daß sie wesentlich dazu beitrugen, seine Vorliebe für den katholischen Gottesdienst und für katholische Legendenpoesie zu nähren. Vondel ward übrigens auch mit anderen Katholiken bekannt und trat mit einigen derselben in intimeren Verkehr: so mit dem Dichter Heinrich Spieghel, mit dem angesehenen Rechtsanwalt Vechters (Victorinus), mit dem Juristen Cornelius Plemp, der in seiner Jugend in die Gesellschaft Jesu eingetreten war, aber wegen schwacher Gesundheit das Noviciat wieder verlassen mußte und sich nun der Rechtsgelehrtheit zuwandte; mit den Brüdern Plemps, Timotheus und Peter, die beide Jesuiten waren (Peter war von 1615 bis 1640 Missionär in Alkmaar); mit dem würdigen Weltpriester Leonhard Marius, dem Vorstand des Be-

Digitized by

guinenhofes in Amsterdam; mit den Jesuiten Augustin van Teylingen und Petrus Laurentius.

In wie weit der Umgang mit diesen einzelnen Männern auf die Conversion Vondels eingewirkt, läßt sich nicht genau ermitteln, da er weder eine Conversionsschrift verfaßt, noch ein Tagebuch oder ähnliche Aufzeichnungen darüber hinterlassen hat. Viele schrieben den entscheidendsten Einfluß dem Pfarrer Leonhard Marius zu, welcher früher Professor zu Köln gewesen war, seit 1631 in Amsterdam wirkte. Das Gerücht, das ihm den Hauptantheil zuschrieb, mußte um so leichter Glauben finden, als es für sicher galt, daß er den berühmten Abt Berthold Niehusius von Ilfeld bekehrt habe und als die öffentlich bekannte Sympathie Vondels für Köln eine freundschaftliche Beziehung zwischen den beiden Männern sehr nahe legt. Urkundlich ist indeß dieses Gerücht durchaus nicht verbürgt. Während Vondel schon in den nächsten Jahren die innigste Vertrautheit und Begeisterung für die Gesellschaft Jesu an den Tag legt, ihre Heiligen besingt, um ihre Thätigkeit sich interessirt, ihren Mitgliedern Lieder weiht, wird Marius in seinen Schriften nur ein paar Mal vorübergehend berührt und nur einmal, nach seinem Tode (1652), mit einem Trauergesang beehrt. In einem von mehreren Katholiken Amsterdams unterzeichneten Schreiben an Papst Clemens X. aber (1670) wird Vondels Bekehrung ausdrücklich den Jesuiten zugeschrieben [1].

„Es bedarf keiner Worte, um zu zeigen, eine wie standhafte Thätigkeit die Gesellschaft Jesu dieser Stadt in den Zeiten der Verfolgung gewidmet, welche Liebe sie den Pestkranken erwiesen, wie nothwendig und nützlich sie sich durch Lehre und Sitte nicht bloß uns, sondern ganz Holland und in ihm der Kirche und dem apostolischen Stuhl erwiesen hat. Stumme Schriftzüge können das nicht ausdrücken; wir selbst sind lebendige Stimmen, die wir durch jene hochwürdigen Väter vom Irrthum bekehrt, im Glauben gestärkt,

---

[1] Verbis non opus est, ut ostendamus, quam constantem operam huic civitati praestiterit Societas Jesu in persecutionibus, quam charitatem exhibuerit peste infectis, quam necessaria illa et utilis semper fuerit doctrina et moribus, non nobis tantum, sed Hollandiae universae et in illa Ecclesiae Sedique Apostolicae. Mutis characteribus exprimi haec non possunt; nos ipsi vivae voces sumus, qui a Reverendis illis Patribus ab errore conversi, in Fide solidati, olim numero pauci, nunc innumeri laudes Societatis pleno ore eloquimur....

Sanctitatis suae observantissimi filii et humillimi famuli, cives amstelodamenses:

Johan van Mark. J. van Vondel.
Isebrandus Plempius, Gisbert Plempius.
Amstelius.

Digitized by Google

einst nur sehr wenige, jetzt unzählbar, das Lob der Gesellschaft mit vollem Munde verkündigen. . . .

Ew. Heiligkeit gehorsamste Söhne und demüthigste Diener, die Bürger von Amsterdam:

Johan van Mark. J. van Vondel.
Isebrand Plempius, Gisbert Plempius."
Amstelius.

Der durchschlagendste Beweis ist jedoch der bereits angeführte Jahresbericht der holländischen Mission der Gesellschaft Jesu, in welchem Vondel ausdrücklich unter den Convertiten aufgeführt wird, an deren Unterricht die Missionäre dieser Gesellschaft im Jahre 1641 sich bethätigten. In Amsterdam hielten sich damals nur zwei Jesuiten auf: P. Augustin von Teylingen, der Sprößling einer alt-holländischen Grafenfamilie, seit 1619 Missionspriester in der Hauptstadt, und P. Peter Laurens, gebürtig aus Saint-Omer, von 1625—1628 Rector des damals neubegründeten Jesuitencollegs zu Breda, von wo er 1628 als Missionär nach Amsterdam übersiedelte. Mit Beiden ward Vondel persönlich bekannt und befreundet. Wahrscheinlich war es der Letztere, welcher als Seelenführer den Unterricht der Convertiten leitete und ihn in den Schooß der Kirche aufnahm[1]. Daß seine Betheiligung an Vondels Conversion nicht durch directes und ausdrückliches Zeugniß feststeht, erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß die Polizei seine seelsorgerliche Thätigkeit zwar nicht völlig hemmte, aber doch bedeutend erschwerte. „Während der Schultheiß," so heißt es in seinem Sterbebericht, „mit andern Geistlichen, welche ihre Versammlungen hielten, so viel als möglich durch die Finger sah, störte er bestmöglichst die Zusammenkünfte, welche von P. Laurens gehalten wurden. Oft mußte dieser fliehen, oft mußte er sich versteckt halten, mitunter auch als Verbannter umherirren."

Eine eigentliche Conversionsschrift hat Vondel, wie bereits gesagt, nicht hinterlassen. Einigen Ersatz dafür bietet indeß seine Einleitung zu „Grotius' Testament", welche er vier Jahre nach seiner Conversion (1645) als Flugschrift unter dem Pseudonym Gerusthart (Ruhig Herz) mit dem Druckort Vredestadt (Friedensstadt, Jerusalem — Anspielung auf die wahre Kirche) herausgab. Er sucht darin darzuthun, daß sein Freund Grotius in der wahren Kirche gestorben sei. In dem gewähltesten holländischen Prosastil seiner Zeit beschreibt er darin einiger-

[1] Vgl. H. J. Allard, Vondels Gedichten op de Societeit van Jesus. S. 5 ff.

Digitized by Google

maßen seine eigene Geschichte, den Entwicklungsgang seiner religiösen Überzeugung, den Triumph der Gnade. Nachdem er allen „Gutwilligen und Vereinzelten außerhalb der katholischen Kirche" seinen Friedensgruß entboten, beginnt er folgendermaßen[1]:

„Unser Vorurtheil ist oftmals ebenso kräftig und schädlich in menschlichen Angelegenheiten, am allerkräftigsten und allerschädlichsten aber in göttlichen Dingen; denn es benebelt so sehr die Unterscheidungskraft auch sonst überkluger und gelehrter Intelligenzen, daß das Licht der Gnade, wie hell es auch aufgehen mag, kaum durchzustrahlen vermag, besonders wenn (ich sage nicht die Macht des Ansehens oder des Genusses, sondern) eine verkehrte Erziehung und eine lange, schlechte Gewohnheit gleich einer zweiten Natur hinzutritt und das Licht der geistigen Augen gänzlich auslöscht. Deßhalb schlagen solche verblendete Menschen, nicht wie leiblich Blinde, die sich noch von den Sehenden leiten lassen, sondern wie Tollverwegene, denen schwer zu rathen ist, Abwege ein. Wenn aber der eine Blinde den andern führt, fallen sie Beide in die Grube. Wo ist ein Rath, wo ein Mittel, um den Elenden zu helfen? Da wird etwas Großes erheischt, hier ist ein Blindgeborener zu heilen. Wer kann dem Maulwurf, der mit Wohlbehagen im Dunkel der Erde herumwühlt, zum Augenlicht des Verstandes verhelfen, so nicht Gottes und Christi zuvorkommende Gnade hier zuströmt? Durch dieses Vorurtheil geschieht es, daß gottesfürchtige und gelehrte Katholiken, Leuchten der heiligen Kirche, Jahrhunderte lang für eine ganze Menge von Menschen in den Wind schreiben und mit Christus ihren Zuhörern Ohren wünschen, um zu hören. Es ist verlorene Mühe, die heilige Schrift zu entfalten, und diese mit Concilien, Vätern, Kirchengeschichte, Gebräuchen und Überlieferungen von Hand zu Hand vererbt, auch durch Wunder bestätigt; das Vorurtheil hört weder auf Recht noch auf Gründe, weder auf die heilige Schrift noch auf die Kirche, weder auf Concilien, noch auf Väter, Geschichte, Überlieferung und Wunder; es bleibt bei seinem Schritt, folgt verkehrtem oder eigenem Rath und schreit ohne Unterlaß: ‚Babel, Fabel, Antichrist, Papist!', wie ein Wagen, der, im Hohlweg aus dem Geleise gekommen, einherfliegt und weder auf Zaun noch auf Zügel achtet."

Man fühlt in diesem Erguß, welchen Kampf es Vondel gekostet, zur Wahrheit durchzudringen, welche Schwierigkeiten er zu überwinden hatte. Mit der Schwierigkeit bezeichnet er aber zugleich auch deutlich genug das Mittel, das ihn über jene hinweggetragen: Gottes und Christi zuvorkommende Gnade! Daß er es aber auch an eigener Mitwirkung, an wackerer, redlicher Untersuchung nicht fehlen ließ, sehen wir aus den kräftigen apologetischen Winken, die er seinen noch irrenden Brüdern im Anschluß an seinen Freund Grotius ertheilt:

[1] Vondel, Complete Werken (ed. van Vloten). I. 608.

Digitized by Goog

„Zweifelt ihr noch länger, ob der Papst der Antichrist sei? Grotius hat euch gezeigt, daß dieß ein leeres Schreckbild ist. Zweifelt ihr, ob zu Rom die Lehre der Teufel gelehrt wurde und ob die römische Kirche unfehlbar sei? Hört, was Grotius sagt: ‚Gott ließ wohl zu, daß zu Rom und anderswo die Sitten verdorben wurden, aber durch Gottes Fürsorge wurde durch nichts die Lehre verdorben, die, gegen die gute Sitte, strittig gemacht wird.' Wünscht ihr euch Frieden in Glaubenssachen? Grotius weist euch das einzige Mittel an und sagt: ‚Die Protestanten können unter sich nie eins werden, es sei denn, daß sie sich gleichermaßen mit denjenigen vereinigen, die dem römischen Stuhl anhangen.' Sucht ihr Zeugnisse außerhalb der katholischen Kirche? Grotius sagt: ‚Diejenigen, die sich von dem katholischen Leibe trennen, verlieren dadurch ihr Recht, in solchen Sachen zu zeugen.' Fragt ihr, wer verwerflich ist? wem man folgen muß? Grotius antwortet: ‚Derjenige ist zu verwerfen, der von der katholischen Kirche verworfen wird, dessen Urtheil wir folgen, nicht die Privatmeinungen eines Jeden im Besonderen.' Wollt ihr wissen, wer außerhalb der Ordnung geht? wo der Bruch der Trennung liegt? Grotius lobt die giltige Weihe der katholischen Bischöfe und sagt: ‚Wo diese Ordnung unterbrochen wird, da liegt der Bruch der Kirchentrennung, wenn auch in den Lehrstücken des Glaubens kein Flecken wäre.' Wollt ihr den Nutzen des Primats des römischen Stuhles kennen? Grotius entdeckt ihn euch und sagt: ‚Ohne solch einen Primat kann man nicht aus dem Zwist herausgelangen, wie es noch heute unter den Protestanten kein Mittel gibt, aus den Zänkereien, die unter ihnen eingerissen, herauszukommen.' Wüßtet ihr gerne, wie hoch der Primat und die Autorität der Päpste ging? Grotius mißt es ab und sagt: ‚Unter den hervorragenden Sitzen hatte der römische Stuhl den ersten Platz und ebenso die erste Autorität.' Untersucht ihr, welche Schriften, welche Sitten von den Aposteln stammen? Grotius weist sie euch und sagt: ‚Diese offenbaren sich uns durch die Autorität der Kirche, ohne welche Augustin der Schrift selbst nicht glaubte.' Behagt es euch nicht, daß allgemeine Concilien über kirchliche Streitigkeiten urtheilen? Grotius befriedigt euch, indem er sagt: ‚Die Vorsteher der Kirche hielten diese Bahn inne, als Arius, Macedonius, Nestorius, Eutyches den Frieden der Kirche störten.' Wir geben euch hier kurz einige Proben, das Übrige könnt ihr selber lesen."

Noch schärfer, bündiger und schlagender stellt Vondel das katholische Credo seines großen Freundes in der kurzen Nachrede zu dem Testament zusammen:

„Versteht ihr nun das Geheimniß der vorgeblichen Reformation, die unter dem feinen Deckmantel des Gotteswortes euch ihr eigenes Wort anpries und mit dem Wort ‚Abgott' und ‚Abgötterei' euch wie mit einem Mummenschanz einfältig davonjagte, ohne daß ihr nur einmal umsehen durftet? Grotius versichert euch, daß Brod und Wein wahrhaftig in Christi

Digitized by Google

Leib und Blut verwandelt werden, daß Christus, Gottes Sohn, in diesem heiligen Sacrament angebetet werden darf. Er glaubt mit der Kirche und allen Altvätern, daß die Messe ein Sühnopfer ist. Er betrachtet die Anrufung der heiligen Jungfrau Maria und aller Heiligen Gottes als frei von der Makel der Abgötterei und bestätigt seinen Ausspruch mit der Autorität der Schrift, der Kirche und der kirchlichen Decrete, vorab mit dem Concil von Trient, das so schändlich von Parteien mißhandelt wurde. Er vertheidigt die sieben Sacramente als schriftgemäß, ebenso die Gebete und Opfer für die Verstorbenen, die Seelenmessen und die Läuterung nach dem Tode; er stellt die ungeschriebene Tradition oder Überlieferung und die kirchlichen Satzungen neben das geschriebene Wort als ebenso glaubwürdig und verbindlich; er rechnet die Bücher der Machabäer, die von einigen Protestanten als Bücher der Lüge verlästert werden, unter die kanonischen Schriften. Er setzt die katholische, auch römische Kirche und die Concilien in ihr volles Ansehen, und den Papst von Rom, den Nachfolger Petri, als Primas und Haupt der Kirche auf den apostolischen Stuhl. Er zeigt, wo die Ursache der Trennung liegt, nämlich da, wo es an der apostolischen Succession, an der giltigen Weihe und Sendung fehlte."

So klar und bestimmt war der Mann über die Unterscheidungslehren des Katholicismus orientirt, so scharf und tief durchschaute er das innerste Wesen und die eigentliche Achillesferse des Protestantismus, von dem Lennep zu behaupten wagte, er hätte in Bezug auf theologische Kenntniß selbst hinter den gebildeten Laien seiner Zeit zurückgestanden!

Während diese Bemerkungen zu Grotius' Testament einigermaßen den rationellen Theil einer Conversionsschrift ersetzen, zeigen uns die nächsten Dichtungen Vondels nach seiner Conversion den innern Herzensfrieden und das selige Glück, das er nach dem großen Schritte in sich genoß. Den „Kreuzberg" haben wir schon mitgetheilt. Die nächste größere Arbeit war das Legendendrama „Petrus und Paulus", worin er mit dem Martyrium des ersten Papstes zugleich die Gründung und Göttlichkeit der Kirche, die Aufgabe ihres Primats, die weltumspannende Sendung des Papstthums verherrlichte. Aus dem innigen, kindlichen Reueschmerz, mit welchem Petrus im Kerker seiner Verläugnung gedenkt, spricht die tiefe, wahre, aufrichtige Reue, womit der Dichter selbst auf die bisherigen Irrungen seines Lebens zurückschaute. In der kindlichen Liebe, Ehrfurcht, Treue der ersten Christen gegen ihren Papst malt er die liebevollen Gesinnungen, mit welchen er sich selbst dem Statthalter Christi unterwarf. Durch die heidnischen Gegenfiguren dämmert das unheimliche Dunkel der noch unerlösten, gegen die Wahrheit ankämpfenden Welt. In den beiden Aposteln erhebt sich

Digitized by Google

siegreich die Idee des Gekreuzigten und seines Triumphes über die Mächte der Finsterniß. Es ist dem Dichter zu Muthe, als hätte das Christenthum von Neuem oder eben erst die Welt erobert, und dieses Christenthum ist ihm keine abgeblaßte Idee, kein melancholisches Conventikelwesen — es ist die sichtbare, allgemeine, katholische Kirche, eins in sich, göttlich und heilig in ihrem von Christus gesalbten Haupt, dem ersten der Päpste.

„Umfang' die Helden denn, die ersten Väter
Der gottverlobten Maid, der röm'schen Braut,
Die ihren Ruhm nicht auf Anchises' Sprößling,
Nein, auf das Heldenblut in ihren Adern baut.
Idole nur hob Jener, wild den Tiber
Aufrüttelnd, mit dem Schwerte auf den Thron:
Dein Fürstenpaar erhob aus Kerkerbanden
Das Kreuz, geheiligt durch den Gottessohn!
Küß, lies die Blätter hier, die ewig leben,
Die Lilien, mit Rosen überstreut,
Auf ew'gem Schnee die purpur'nen Korallen,
Das Marterblut auf weißem Seidenkleid.
Ein Pfad bahnt sich zu seligen Gefilden,
Der Kerker wird zum wonnigen Palast,
Froh wählst du Thränen dir zum Schmuck, statt Perlen,
Und Kronen, Scepter werden eitle Last.
Indeß die Welt, mit Kindertand beladen,
Die kurze Frist des Lebens schnöd verzehrt,
Lehrt Andacht hier die Tyrannei verschmähen,
Der Erde Staub, des Flitters schalen Werth.
Empor, empor! wie Gottes tapf're Ritter!
Ihr Weg führt nicht auf Purpur himmelan:
Nein, Kreuzesnägel, scharfer Schwerter Klinge
Durchzucken schmerzlich sie auf ihrer Bahn.
Was ist dieß Fleisch, das doch im Grab muß modern,
Was dieser Leib, von eitler Pracht erdrückt?
Der Motten Raub, der Grabeswürmer Speise,
Ein Feind des Guts, das Gott in uns beglückt!
Die Seele ist's, aus Gottes Bild geschnitten:
Gefangen hier in dieser Form von Lehm,
Strebt, ringt und kämpft sie sich mit Riesenschritten
Empor zum sel'gen, ew'gen Diadem!"

A. Baumgartner S. J.

Digitized by Google

Recensionen.

Die Philosophie der Vorzeit, vertheidigt von **Joseph Kleutgen**, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite, verbesserte Auflage. Mit Gutheißung der Obern. Zwei Bände. 8°. 862 u. 920 S. Innsbruck, Felician Rauch, 1878. Preis: *M.* 16.80.

Die Vorurtheile gegen die Scholastik und gegen die scholastische Philosophie insbesondere waren noch vor wenigen Jahrzehnten so tief eingewurzelt und so weit verbreitet, daß man demjenigen, der damals eine päpstliche Befürwortung der Rückkehr zu ihr für die Zukunft in Aussicht gestellt hätte, zum mindesten mit einem sehr ungläubigen Kopfschütteln würde geantwortet haben. Und dennoch, das damals kaum Glaubliche ist jetzt geschehen — nicht jedoch zur Verwunderung, sondern zur allgemeinen Freude der katholischen Gelehrtenwelt. Dieser Umstand allein redet lauter, als alles Andere, für den großen Umschwung, der sich seitdem in den Anschauungen jener Kreise vollzogen hat. Und wenn jetzt an den katholischen Hochschulen der Ruf ertönt: Zurück zur Scholastik! Zurück zur Philosophie des hl. Thomas! so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wer hat den Anstoß zu einer so tief greifenden Bewegung gegeben?

Wir werden nicht irre gehen, wenn wir die Ursachen für das Wiederaufleben der alten Philosophie dort suchen, wo man diese während der ganzen Zeit ihrer Blüthe am meisten in Ehren hielt. Dieses geschah aber in den Klöstern der gelehrten Orden. Nirgendwo hat die scholastische Philosophie einen besseren Schutz und eine eifrigere Pflege gefunden, als hier. So lange deßhalb diese Heimstätten kirchlicher Wissenschaft in ihrer Existenz und Freiheit gesichert dastanden, blieb auch die alte Philosophie in den katholischen Schulen die herrschende. Selbst nachdem Cartesius den Bruch mit der Scholastik vollzogen und eine *neue* Philosophie in's Leben gerufen, wurde diese Sachlage nicht wesentlich geändert. Erst als die welterschütternden Ereignisse, welche den Übergang des vorigen Jahrhunderts in das unsrige bezeichnen, auch an den religiösen Orden ihre destructiven Tendenzen bethätigt hatten, gerieth mit der Mehrzahl der kirchlichen Lehranstalten auch die unter deren Obhut stehende Philosophie in Verfall. Als der Sturm ausgetobt hatte, waren die Verheerungen groß. Eine Reorganisation auf allen Gebieten war zur Nothwendigkeit geworden. Auch die kirchliche Wissenschaft, die schwer geschädigte, raffte sich auf. Jedoch es war nicht so leicht, das Verlorene wieder zu gewinnen. Die Verbindungsfäden waren nicht etwa bloß gelockert, sie waren zerrissen. Wären die religiösen Orden mit ihrem Einflusse, den sie Jahrhunderte lang besessen, sofort zur Stelle gewesen, gewiß, die Restauration

Digitized by Google

der katholiſchen Wiſſenſchaft, der Theologie ſowohl wie der Philoſophie, würde ſich in kürzerer Friſt vollzogen haben. Allein es bedurfte einer geraumen Zeit, bis die Wunden vernarbt waren, welche die Säculariſation und deren Folgen den meiſten Orden geſchlagen. Und die Geſellſchaft Jeſu, welche nach vierzigjährigem Todesſchlafe erſt auf den Ruf des Statthalters Chriſti zu neuem Leben erwachte, mußte zuerſt an die innere Conſolidirung denken, bevor ſie neben den nothwendigen Werken der Seelſorge und der dringend geforderten Thätigkeit in den Mittelſchulen, die vorderhand alle Kräfte ganz in Anſpruch nahmen, auch der Förderung der höheren Wiſſenſchaften in gewohnter Weiſe obliegen konnte.

So geſchah es, daß in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts bei der Reſtauration der katholiſchen Wiſſenſchaft vielfach Männer im Vordergrunde ſtanden, die zwar von dem beſten Willen beſeelt und von den lauterſten Abſichten geleitet waren, denen aber eine — vielleicht gerade die nothwendigſte — Bedingung zur glücklichen Beſchickung dieſes Werkes fehlte: die lebendige Verbindung mit der katholiſchen Wiſſenſchaft der Vorzeit. Es gebrach ihnen nicht nur an Hochſchätzung, ſondern auch an Kenntniß der Scholaſtik. Sie waren aufgewachſen in einer Zeit, wo die Scholaſtik faſt nur noch dem Namen nach bekannt war, während die Philoſophie des Unglaubens in ſtets neuen Syſtemen ihre Giftblüthen trieb. Das Beſtreben dieſer Männer ging dahin, die ungläubige Philoſophie durch andere, aber gleichfalls neu erſonnene Lehrſyſteme zu bekämpfen. Was war die Folge? Gar manche von ihnen geriethen auf Pfade des Irrthums, und ſtatt dem Glauben neue Schutzkräfte zuzuführen, gefährdeten gerade ſie in manchen Stücken die Reinheit der kirchlichen Lehre.

Allmählich jedoch erſtarkten die religiöſen Orden wieder und ihr Einfluß nahm mehr und mehr zu. In der Pflege der Wiſſenſchaft waren ſie natürlich mehr als Privatgelehrte vor jenen Abirrungen geſchützt: ihre Satzungen und Traditionen boten die Schutzwehr. Aus demſelben Grunde wurden auch durch ſie die zerriſſenen Fäden am leichteſten und am früheſten wieder angeknüpft. Es darf uns daher nicht wundern, daß z. B. gleich auf einer der erſten Generalcongregationen der neuerſtandenen Geſellſchaft Jeſu (Congr. XXI) das Studium der Scholaſtik wiederum dringend eingeſchärft wurde. Und als de Lammenais in Frankreich mit ſeiner neuen Lehre manche Anhänger gewann, war es P. Rozaven, der franzöſiſche Aſſiſtent dieſes Ordens, welcher eine der gründlichſten Widerlegungen dieſes philoſophiſchen Syſtems ſchrieb. Damit nun derartige Neuerungen in keiner Weiſe Eingang in die Schulen der Geſellſchaft finden möchten, erließ ihr damaliger General, Pater Aloyſius Fortis, am 4. October 1823 ein Rundſchreiben, in welchem er eine Reihe Theſen, die dem de Lammenais'ſchen Syſteme entſtammten, zu lehren und zu vertheidigen verbot. Zugleich legte er klar und deutlich den in der Geſellſchaft ſtets vertretenen und auch für die Zukunft innezuhaltenden Standpunkt dar. Man möge uns geſtatten, die folgenden charakteriſtiſchen Sätze wörtlich anzuführen: „Nos enim sive Cartesii sive cujusquam alterius philosophi discipulos esse minime profitemur; non unius alterius-

Digitized by Google

que philosophi placita defendimus, verum ea sequimur principia, quae omnibus scholis communia sunt, quaeque communiter defendebantur, antequam Cartesius existeret. Scholae nostrae duces praecipuos agnoscimus S. Thomam, cujus tantum valet auctoritas apud omnes christianos doctores, S. Augustinum, qui non minus acutus fuit philosophus quam eruditus theologus, et alios Sanctos Patres" (Ordinatio Adm. R. P. N. G. Aloysii Fortis de novis opinionibus in Philosophia). Das feſte und erfolgreiche Auftreten der Geſellſchaft gegen den Ontologismus, ſowie gegen andere, die Reinheit der Lehre gefährdende Syſteme legt ein beredtes Zeugniß ab, wie ernſt ſie es mit dieſem Anſchluſſe an die Philoſophie der Vorzeit und ihre großen Lehrer nahm. Wenn aber nichtsdeſtoweniger auch in ihren Reihen vereinzelte Neuerungsgelüſte zu Tage traten, ſo darf dieſe Wahrnehmung bei einem Orden, der ſeine Mitglieder nach Tauſenden zählt und der freien Bewegung des Einzelnen nicht zu enge Schranken zieht, billiger Weiſe kein Befremden erregen, um ſo weniger, als ſelbſt ſolche Beſtrebungen niemals die Ordenstraditionen zu alteriren im Stande waren. Auch die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit der Geſellſchaft Jeſu ſollte der Wiederbelebung der Scholaſtik dienen. Darauf zielten eine Reihe von philoſophiſchen Werken hin, die in verſchiedenen Ländern Europa's erſchienen. Wie ein P. Liberatore, ein P. Taparelli u. A. in dieſem Sinne zunächſt für Italien wirkten, ſo für Deutſchland in vorzüglicher Weiſe der verdienſtvolle P. Kleutgen.

Es ſind nun bereits zwanzig Jahre verfloſſen, ſeitdem P. Kleutgen ſeine Vertheidigung der Philoſophie der Vorzeit als „Zugabe zur Theologie der Vorzeit" herausgab. In letzterem Werke nämlich hatte er es unternommen, die ſcholaſtiſche Theologie gegen die Angriffe moderner Theologen in Schutz zu nehmen. Es war ihm dabei nicht ſo ſehr darum zu thun, Irrthümer beſtimmter Gegner zu entlarven, als vielmehr den Beweis zu liefern, wie nichtig ihre gegen die Scholaſtik vorgebrachten Anſchuldigungen ſeien, während umgekehrt ihr eigenes Abgehen von der gemeinſamen Lehre der Vorzeit faſt überall ein Abweichen von der Lehre der Kirche zur Folge habe. Es lag ſomit vorzugsweiſe im Zweck ſeiner Schrift, zu zeigen, daß jene Gelehrten vom Boden der kirchlichen Lehre ſich deßwegen entfernten, „weil ſie von eben dem Zeitgeiſte, den ſie bekämpfen wollten, zugleich mit den Vorurtheilen wider die Vergangenheit auch unrichtige Anſichten über Wiſſenſchaft und Offenbarung angenommen hatten" (Theol. der Vorzeit, Bd. 1, Einl. I. 3). Eine wirkſamere Art und Weiſe, die Wiſſenſchaft der chriſtlichen Vorzeit zu vertheidigen, könnte ſchwerlich gefunden werden. Auch die Wahl der Gegner, welche auf Hermes, Hirſcher und Günther fiel, muß eine ſehr glückliche genannt werden. Denn Hermes wollte einer neuen dogmatiſchen und Hirſcher einer neuen praktiſchen Theologie Geltung verſchaffen, während Günther der ſpeculativen Theologie neue Bahnen zu eröffnen verſuchte. Den Anſchuldigungen dieſer Theologen gegenüber war eine Vertheidigung nicht nur des Lehrgehaltes, ſondern auch der Lehrmethode der Scholaſtik dringend geboten. Aber noch mehr. Wie ſeiner Zeit Suarez die Herausgabe ſeiner theologiſchen Werke durch die Abfaſſung einer Meta-

Digitized by Google

physik zu unterbrechen sich genöthigt sah, in ähnlicher Weise erging es auch unserem Autor. Es drängte sich ihm bei der Behandlung der scholastischen Lehrmethode die Überzeugung von der Nothwendigkeit auf, auch auf die wider die Philosophie der Vorzeit erhobenen Anklagen eingehender zu antworten. Er that es in dem vorliegenden zweibändigen Werke, das jedoch bei erweitertem Plane nicht nur die einschlägigen Einwürfe und Irrthümer Hermes' und Günthers, sondern auch alle bedeutenderen philosophischen Systeme von Cartesius abwärts berücksichtigt und widerlegt. Soviel über Ursprung und Veranlassung dieses Werkes.

In welcher Weise aber unterzieht sich P. Kleutgen der Aufgabe, die er sich gestellt hat? Sucht er etwa die einzelnen Einwürfe seiner Gegner der Reihe nach zu entkräften? Dieser Weg wäre vielleicht der geeignetste gewesen, hätte es sich für ihn um eine bloße Widerlegung jener Anklagen gehandelt. Es war aber schon bei der „Theologie der Vorzeit" die ausgesprochene Absicht des Verfassers, die Wissenschaft der katholischen Vorzeit in einer Weise zu rechtfertigen, daß zugleich die Kenntniß und das Verständniß derselben möglichst erleichtert und gefördert werde. Das gleiche Bestreben leitete den Verfasser bei der Vertheidigung der Philosophie der Vorzeit. Auch hier geht mit der Abwehr der Angriffe stets eine klare Darlegung und eine allseitige Beleuchtung der strittigen Lehrpunkte Hand in Hand. Alle wichtigeren Lehrsätze der Philosophie kommen zur Sprache und werden durch die triftigsten Beweisgründe erhärtet. So baut sich das Lehrgebäude der alten Philosophie wenigstens in seinen Haupttheilen vor den Augen des Lesers auf. Wenn man will, ist das Werk eine Reconstruction, indem die Bausteine die alten sind. Aber dennoch ragt der Bau nicht wie eine Burg aus alten Zeiten fremd und todt in die Gegenwart hinein. Damit es umgekehrt den Bedürfnissen und Forderungen der Jetztzeit in allweg entspreche, war es nothwendig, die Steine nicht nur vielfach neu zu behauen, sondern sie auch zu einem neuen Gefüge zu einen. Mit welchem Geschicke, ja mit welcher Meisterschaft P. Kleutgen diese Arbeit ausgeführt hat, ist bereits von den berufensten Kritikern durch die anerkennendsten Zeugnisse ausgesprochen worden.

Man erlaube uns hier nur, auf einen Gedanken hinzuweisen, der insbesondere für die Beurtheilung des ersten Bandes, in welchem der Verfasser die Grundfragen der Philosophie behandelt, von entscheidender Wichtigkeit ist. P. Kleutgen selbst legt denselben nahe, indem er die Arbeiten des Melchior Canus, die dieser in seinem classischen Werke De locis theologicis hinterlegte, rühmend erwähnt (Philos. d. Vorzeit, 1. Bd. Einl. S. 12 ff.). Wir glauben nämlich nicht irre zu gehen, wenn wir dafürhalten, daß das Werk jenes Gelehrten unserem Philosophen in mehrfacher Beziehung als Ideal vorschwebte. Wie P. Kleutgen (a. a. O.) ausführt, stellte Melchior Canus seine Untersuchungen über die theologischen Beweisquellen zu dem Zwecke an, um ihr Verhältniß zum höchsten Princip der Theologie und hiernach den Grad und die Bedingungen der Gewißheit einer jeden und die Weise ihrer Benützung zu bestimmen. Es springe in die Augen, daß diese Untersuchungen für die Theologie dasselbe seien, was für die Philosophie die Kritik des Er-

Digitized by

kenntnißvermögens; gerade dieſe aber wolle man in der Philoſophie der Vorzeit mangelhaft finden. Man hätte demgemäß auch hier ebenſo verfahren ſollen, wie Melchior Canus es in der Theologie gethan. Dieſer aber ſei auch bei Behandlung jener Fragen, die vor ihm nicht ausführlich behandelt worden, ſtets der Überzeugung geweſen, daß die großen Theologen der Vorzeit von richtigen Anſichten über die Principien, von denen ſie ausgingen, geleitet geweſen ſeien, und daß eine Theorie dieſer Principien unmöglich wahr ſein könne, wenn ſie den Jahrhunderte hindurch ſchon anerkannten Ergebniſſen der theologiſchen Forſchung widerſpreche. Daher habe er fortwährend aus dem Innerſten der in der Kirche bewährten Theologie geſchöpft und weiſe überall den Zuſammenhang deſſen, was er ſage, mit den von den Theologen allgemein anerkannten Grundſätzen und Lehren nach. Die Theologen hätten den großen Nutzen, den des Canus Behandlung der theologiſchen Beweisquellen für die Theologie bringen müßte, um ſo bereitwilliger anerkannt, als ſie in dieſer Arbeit nur eine weitere Ausführung und tiefere Begründung deſſen gefunden, woran ſie nie gezweifelt. Alſo kein Stillſtehen, keine Stagnation, ſondern ein lebendiges Wachsthum — aber in organiſchem Verbande mit den Arbeiten der Vorzeit! Hinter dieſem Ideale iſt P. Kleutgen, zumal bei der Kritik des Erkenntnißvermögens, in nichts zurückgeblieben. Ja, man leſe nur irgend eine der Abhandlungen des erſten Bandes — von der intellectuellen Erkenntniß; vom Nominalismus, Realismus und Formalismus; von der Gewißheit; von den Principien; von der Methode — und man wird uns unbedenklich beipflichten. Daher iſt es nur übergroße Beſcheidenheit des Verfaſſers, wenn er (a. a. O. S. 22) meint: „Unſere Leſer werden ... nicht erwarten, daß wir es unternehmen, den Syſtemen der neuen Philoſophie ein aus den Principien der alten Schule entwickeltes Lehrgebäude entgegenzuſtellen. Aber indem wir ... hauptſächlich jene Vorwürfe, welche auch katholiſche Gelehrte der Philoſophie der Vorzeit machen, beantworten, hoffen wir zeigen zu können, wie viel glücklicher dieſe Gelehrten im Kampfe wider den Unglauben geweſen wären, wenn ſie ihn mit den Waffen der alten Schule hätten führen wollen. Denn wir werden ſehen, daß die Vorzeit dennoch in die Fragen und Zweifel, welche die neue Zeit beunruhigen, viel tiefer, als man gewöhnlich glaubt, eingedrungen war, und daß es Männern, welchen Gott die Fähigkeit und Muße, die mir mangeln, verlieh, nicht ſchwer ſein möchte, die philoſophiſchen Wiſſenſchaften nach allen Bedürfniſſen der Gegenwart und dennoch im Geiſte und den Grundſätzen der Vergangenheit gemäß zu bearbeiten."

Die Abhandlungen des zweiten Bandes — vom Sein, von der Natur, vom Menſchen, von Gott — beſprechen die wichtigſten Fragen der Ontologie, der Naturphiloſophie, der Anthropologie und der Theodicee. Ganz den Anforderungen der Gegenwart entſprechend, weiſt die Abhandlung „von der Natur" den größten Umfang auf. Wer ſich über die neuerdings mit größerer Lebhaftigkeit geführte Controverſe betreffs des Weſens der Körper gründlich unterrichten will, der findet in dieſer Abhandlung alle nur wünſchenswerthen Aufſchlüſſe. Die drei erſten Kapitel dienen

Digitized by Google

zur Orientirung; nachdem hier die Entwicklung, die Beſtrebungen und der gegenwärtige Stand der empiriſchen Naturlehre in deutlichen Zügen geſchildert ſind, gelangen die verſchiedenen Syſteme der Naturphiloſophie, mit beſonderer Ausführlichkeit aber der Hylomorphismus der Scholaſtik zur Darſtellung und wird das Verhältniß dieſes Syſtems zur Dynamik und Atomiſtik des Weiteren erörtert. Die folgenden Kapitel verbreiten ſich ſpeciell über die Fragen von der forma substantialis der organiſchen und anorganiſchen Körper, von der Wirkſamkeit der körperlichen Weſen und der dabei auftretenden Zweckthätigkeit, und endlich von der falſchen und wahren Einheit der Natur. Die Abhandlung umfaßt demnach alle wichtigeren Punkte der Naturphiloſophie [1]. Dieſe Andeutungen über den Inhalt der „Philoſophie der Vorzeit" mögen hier genügen, da bereits früher in dieſer Zeitſchrift (1875, IX. S. 152 ff.) eingehend über den Inhalt des „epochemachenden" Werkes gehandelt wurde und wir nur die hohe Bedeutſamkeit desſelben abermals in Erinnerung bringen wollten.

Wir begannen mit dem Hinweiſe auf das Erſcheinen der Encyklika „Aeterni Patris". Man hat auch von anderen Seiten auf die innigen Beziehungen aufmerkſam gemacht, in welchen das Werk zu dem päpſtlichen Rundſchreiben ſteht, und in dieſem ſelbſt einfachhin eine von erhabenſter Stelle aus erfolgte Empfehlung der Kleutgen'ſchen „Philoſophie der Vorzeit" erkannt. Mit vollem Rechte. Die Philoſophie des hl. Thomas ſoll nach den Abſichten des heiligen Vaters wieder in ihre alten Ehren, in ihre alten Rechte eintreten; dieſe Philoſophie aber iſt es, die P. Kleutgen mit ſo ſtaunenswerthem Geſchick vertheidigt hat. Der engliſche Lehrer gilt ihm ſchlechthin als „der Repräſentant der Scholaſtik", und was er in ſeiner „Theologie der Vorzeit" (Bd. 4. n. 54 ff.) über das Anſehen des hl. Thomas in gediegenſter Weiſe entwickelt, bleibt für ihn in beiden Werken die Norm, die er bei Auswahl und Begründung der Lehrſätze und Meinungen niemals aus den Augen verliert. Wohl mag deßhalb P. Kleutgen am Abende ſeines Lebens mit Genugthuung zurückblicken auf die lange Reihe von Jahren, die er mit freudiger Hingabe und unermüdlicher Ausdauer an der Repriſtination der Scholaſtik gearbeitet hat. An Mühen und Leiden, an Kampf und Widerſpruch hat es ihm nicht gefehlt; allein ſein Ringen und Streiten war kein fruchtloſes. Die Sache, die er vertrat, hat geſiegt. Generationen werden noch von den Früchten ſeiner Arbeit zehren und mit Dank die außerordentlichen Verdienſte anerkennen, die ſich P. Kleutgen um die kirchliche Wiſſenſchaft erworben hat.

Die Pfleger der Wiſſenſchaft haben bereits das in Rede ſtehende Werk nach Gebühr zu ſchätzen begonnen. Aber nicht nur für dieſe iſt es geſchrieben.

---

[1] In der neuen Auflage iſt dieſe Abhandlung am meiſten umgearbeitet worden; die Änderungen beziehen ſich jedoch keineswegs auf die Lehre ſelbſt, ſondern beſtehen vorzugsweiſe in einer neuen Anordnung und einer weiteren Ausführung einzelner Partien. Kleinere Zuſätze ſind durch das ganze Werk angebracht; es fehlt aber auch an größeren nicht.

Digitized by

Die lichtvolle Klarheit der Gedanken, die Präcision des Ausdrucks und die auch bei Behandlung der abstractesten Gegenstände nie verläugnete Anschaulichkeit der Darstellung tragen nicht wenig zur Erleichterung des Studiums bei, und so dürfen wir ohne Bedenken die „Philosophie der Vorzeit" Allen, die eine gründliche philosophische Bildung erstreben, angelegentlichst empfehlen.

Aug. Langhorst S. J.

Die biblische Chronologie vom Auszuge aus Ägypten bis zum Beginne des babylonischen Exils, mit Berücksichtigung der Resultate der Ägyptiologie und Assyriologie. Von der theologischen Facultät zu Würzburg gekrönte Preisschrift von **Aloys Schäfer**, Dr. Theol. 8°. IV u. 141 S. Münster, Adolph Russels Verlag, 1879. Preis: *M.* 3.

Die Bestimmung der Zeit des Auszuges Mosis aus Ägypten beschäftigt aus naheliegenden Gründen bedeutende Chronologen aus verschiedenen Lagern; im Vorstehenden hat sich ein Theologe in versprechender Weise dem Gegenstande zugewandt. Wie die Einleitung bemerkt, hat sich der Verfasser die „Untersuchung der Frage, ob aus den Daten der heiligen Schrift, verglichen mit den sicheren oder wahrscheinlichen Resultaten der Ägyptiologie und Assyriologie, ein chronologisches System zu gewinnen sei", als Aufgabe vorgezeichnet. Den Grund für die thatsächliche Verschiedenheit der chronologischen Systeme unserer Zeit findet der Verfasser „in der Verschiedenheit des Standpunktes gegenüber der Bibel als chronologischer Quelle". Zwischen einer zu großen Ängstlichkeit und einer gewissen Leichtigkeit in der Behandlung biblischer Angaben will der Verfasser die richtige Mitte einhalten. „Die Bibel verfolgt durchaus nicht den Zweck, uns ein chronologisches System zu geben." „Die Bibel schreibt ferner, wie der Volksmund spricht, und darum werden ihr auch Zeitbestimmungen, wie sie die Tradition im Volke oder in den Schulen gibt, nicht fremd sein können. Da sich dieses nun so verhält, so ist nicht anzunehmen, daß die Zeitbestimmungen im Allgemeinen in eine solche Beziehung zum göttlichen Gedanken zu bringen seien, daß dieser ohne jene nicht bestehen könne, daß also dieselben inspirirt seien [1]. Dabei bleibt bestehen, daß die Würde des Buches als göttlichen kaum einen eigentlichen Irrthum in der ursprünglichen Abfassung gestattet haben dürfte" (S. 2). Bezüglich der außerbiblischen Quellen für seinen besonderen Zweck schließt sich der Verfasser in der Benützung des Manetho oder seiner Auszügler vornehmlich an Lepsius an (S. 6); auch Dr. Brougsch ist berathen worden; bei der Verwerthung der Resultate der Keilinschriften finden wir ihn in der Hauptsache

[1] Will der Verfasser hiermit seine Schlußfolgerung so weit ausdehnen, daß er die Zahlenangaben auch in ihrer *ursprünglichen* Fassung von der Inspiration ausschließt, so können wir ihm nicht beistimmen. Vgl. *diese* Zeitschrift, Bd. VI S. 175. In der ursprünglichen Abfassung der Zahlenangaben kann kein Irrthum stattfinden.

Digitized by Google

auf dem Wege des allerdings um die Ausgleichung der Aſſyriologie mit der bibliſchen Chronologie hochverdienten Aſſyriologen Julius Oppert.

Nach dieſer allgemeinen Charakteriſtik ſeines Standpunktes beſchreibt der Verfaſſer in einem erſten Theile die Mittel des chronologiſchen Aufbaues (S. 11—50); im zweiten den Aufbau des chronologiſchen Syſtems der Bibel ſelber. Wir begegnen am erſtgenannten Orte Unterſuchungen über Form und Anfang des israelitiſchen Jahres, wie die Israeliten ihre Regentenjahre gezählt haben, ob ſie eine Ära des Auszuges hatten, wie z. B. Oppert unter den Neueren zu beweiſen geſucht; welchen chronologiſchen Werth die „Generationen" bei Moſes, Joſue und den Richtern haben. Sodann, ob die Ägyptier neben dem Wandeljahre eine Schaltperiode von vier Jahren, d. h. das julianiſche Jahr beſeſſen, wie Einige behaupten; wie weit der Gebrauch der ſogen. Sothisperiode in der Geſchichte Ägyptens hinaufreiche; ob ein Mondsjahr ſich aus der alten Zeit erhalten habe. Die Fragen über das gebundene Mondsjahr der Chaldäo-Aſſyrier und den doppelten Jahresanfang desſelben; über den Regenten-Kanon des Ptolemäus; die Eponymenliſte bei den Aſſyriern, namentlich ob dieſe unterbrochen ſei oder nicht, ſind am Schluſſe des erſten Theiles durchgeſprochen oder wenigſtens berührt. Wir können es nur als zweckdienlich bezeichnen, daß dieſe grundlegenden allgemeineren Erörterungen eigens gepflogen wurden, bevor der Aufriß unternommen wurde. Einiges ſei kurz notirt, um die Stellung des Verfaſſers zu charakteriſiren. So erklärt ſich derſelbe dafür, daß die Könige Israels, um mit den religiöſen Traditionen zu brechen und die Trennung von Juda zu vertiefen, auch das alte kirchliche Jahr, mit dem der Feſtkreis und die Beſuche des Heiligthums verknüpft waren, aus politiſchem Intereſſe haben fallen laſſen (S. 12). Wenn er dieſes für ſehr wahrſcheinlich erklärt, ſo iſt eher zu wenig als zu viel geſagt. Nicht bloß einzelne Gleichungen der Jahre der Könige von Israel mit denen von Juda, ſondern der ganze Parallelismus führt zu jener Vorausſetzung, wie man findet, ſobald man gründlich durchrechnet. Es bleibt dießfalls wirklich bei den alten, von Petavius notirten talmudiſtiſchen Regeln, daß die Jahre der Könige von Juda vom 1. Niſan, die aller andern, alſo auch der israelitiſchen, vom 1. Tisri zu zählen ſind. In dieſem ſehr wichtigen Punkte wird man alſo Julius Oppert nicht beipflichten können, wenn derſelbe (Salomon et ses Successeurs. Paris 1877. p. 9 sq.) als allgemeine Regel für die Jahre der Könige von Juda und Israel aufſtellt, die Bibel zähle die Jahre vom Tage der Thronbeſteigung, ähnlich wie die Jahre der erſten römiſchen Kaiſer einſt, und wie die der Päpſte heute noch gezählt werden. Obwohl anzuerkennen iſt, daß die Zählung nach der eben angegebenen Regel, namentlich in dem Ergebniſſe, das Julius Oppert durch Rechnung zu Stande gebracht hat, im Großen ſich einer nach der alten Regel durchgeführten Zählung annähert, ſo muß doch zu oft dem heiligen Texte eine gewiſſe Gewalt angethan werden, wenn man die Regel der Alten verläßt. Ebenſo können wir es nur billigen und als ein glückverheißendes Zeichen betrachten, daß der Verfaſſer für die ungeſchmälerte Auctorität des vielgeprüften Kanon des Ptolemäus einſteht, den man, ähnlich wie den pythagoräiſchen Lehrſatz in der

Digitized by Google

Geometrie, eine gewiſſe Brücke für die alte Chronologie nennen könnte. Auch die Vorſicht in der hiſtoriſchen Ausbeutung des Kanons iſt wenigſtens bei den Anfängen Nebucadnezars wahrzunehmen; wir hätten ein Gleiches bezüglich der Thronbeſteigung Sennacheribs, die noch keineswegs auf das Jahr 704, Eingangs, durch den Kanon gewieſen iſt, wie man heutzutage vielfach annimmt, gewünſcht; unhaltbare Conſtructionen der Zeiten Hiskia's, wie uns bedünkt, wären von dem Aufriſſe fern geblieben. In der Controverſe, ob die aſſyriſche Eponymenliſte eine Unterbrechung von 47 Jahren nach der erſten Zerſtörung von Ninive aufweiſe oder nicht, ob Phul und Tiglathphalaſar zwei verſchiedene Monarchen oder nur verſchiedene Namen für einen und denſelben König ſeien, ſchließt ſich der Verfaſſer, unſeres Dafürhaltens, mit ſehr gewichtigen Gründen an die von Julius Oppert gegen Schrader vertretene Anſicht an, welche die Unterbrechung vertheidigt.

Über den Aufriß ſelber können wir uns kürzer faſſen. Es wird noch lange währen, bis auf dieſem Gebiete eine vollkommene Übereinſtimmung in den Hauptpoſitionen zu erreichen iſt. In mehreren könnten wir dem Verfaſſer nicht beitreten. Aber wir müſſen ihm zugeſtehen, daß er in der Begründung ſeiner Anſichten mit wohlthuender Beſonnenheit und Mäßigung, wie auch unterſtützt von umfaſſenden Kenntniſſen, vorangeht und es zu einer klar geſichteten, im Ganzen annehmbaren chronologiſchen Gliederung der zwei Hauptperioden, vom Auszuge bis zum Tempelbau Salomons, von dieſem bis zum Exil, gebracht hat. Das Jahr 1492 iſt ihm das Jahr des Auszugs; derſelbe fiele in die Zeit des Pharao Ramſes' II. 1012 begänne der Tempelbau; Jehu regierte 886—858; Hiskia von 726—685/84 (12 Jahre mit Manaſſes); Jojakim 610/9—599; 588, „im 18. Jahre" Nebucadnezars, gerechnet von der Schlacht bei Karhemiſch, wäre die Zerſtörung Jeruſalems erfolgt. In der Zeit der Richter ſucht ſich der Verfaſſer vornehmlich durch die Annahme einer Gleichzeitigkeit des Ammoniter- und Philiſterdrucks (S. 46 ff.) zu helfen. Gerade hier befriedigt uns ſein Aufriß am wenigſten; freilich ſtand er auch hier vor der verhältnißmäßig ſchwierigſten Frage. Wie, wenn die Zählung des Verfaſſers der Königsbücher, oder gar jener, die den König Salomo veranlaßten, im vierten Jahre ſeiner Regierung den Tempelbau zu beginnen, um 480 Jahre ſeit dem Ende des Auszuges zu erfüllen, durch ſimples Addiren ſich feſtſtellen ließe? Freilich darf man dann an der von großen Auctoritäten unter den Alten wie den Neueren angenommenen Auslegung der einzelnen Friedenszeiten von 40 und 80 Jahren, daß ſie nämlich ein Erfülltwerden von Zeitabſchnitten, in welche ſowohl die Friedensſtörung als die Wiederherſtellung fällt, ausdrücken, nicht vorbeieilen, wie der Verfaſſer gethan hat (S. 72 ff.). Auch dürfte der Beginn vom Ende des Auszuges für die ägyptiſche Kataſtrophe viel beſſere Gleichzeitigkeiten aus der ägyptiſchen Geſchichte anbieten, als ſie bei der Fixirung des Auszuges auf das Jahr 1492 erreichbar ſind. Amenſotep IV. z. B., abgeſehen davon, daß ſein Name beſſer zum Amenophis des Manetho paßt, eignet ſich unvergleichlich mehr zur Rolle des Pharao des Auszuges, als Monephthah oder gar Ramſes II.

Mit dem Geſagten wollen wir in keiner Weiſe das Urtheil beeinträch-

Digitized by Google

tigen, daß uns ein ſehr nennenswerther Verſuch, um die bibliſche Chronologie mit dem heutigen Stande der Ägyptiologie und Aſſyriologie zu vergleichen, im Vorſtehenden geboten iſt, ſowie daß die Facultät der katholiſchen Theologie zu Würzburg den Dank der katholiſchen Gelehrtenwelt dafür verdient, daß ſie durch ihre Preisaufgabe eine tüchtige Kraft für eines der ſchwierigſten Gebiete der Erklärung der heiligen Schrift angeregt und gefördert hat.

Fl. Rieß S. J.

Zur Ehrenrettung des Jeſuiten Nikolaus Schaten. Von Prof. **Wilhelm Engelbert Giefers.** 88 S. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1880. Preis: 90 *Pf.*

Die beiden Staatsarchivare von Münſter, Dr. Erhard († 1851) und ſein Nachfolger Dr. R. Wilmans, ſind mit den Anklagen von „Trug", „gewiſſenloſer Fälſchung", „willkürlichen Veränderungen" u. dgl. gegen den Pater Schaten freigebiger geweſen, als die Knaben mit Schneeballen im Winter. Herr G. hat ſich in vorliegender Schrift der großen Mühe unterzogen, in langer Reihe von Beiſpielen die Mückenfängerei, die Parteilichkeit und Ungerechtigkeit beider Herren Archivare an's Tageslicht zu ziehen. Über die Pedanterei können ſich unſere Leſer einen Begriff bilden, wenn ſie hören, daß Schaten ein Betrüger heißt, weil er annuli ſtatt anuli hat, weil der Herausgeber ſeiner ſehr undeutlichen Schrift ein III für ein VII anſah, ein V für X u. ſ. w. Wenn Schaten einen Namen Hadelbertus ſchreibt, Erhard aber Aelbertus und Wilmans endlich Hadebertus für die richtige Schreibweiſe hält, ſo ſagt Wilmans, dem Erhard ſei ein Verſehen begegnet, der Jeſuit Schaten aber habe „gefälſcht"! Herr G. bemerkt dazu: Ja, Bauer, das iſt etwas Anderes! Herr Wilmans beſchuldigt Schaten, den Text einer Urkunde vom Jahre 1184 „in gewiſſenloſer Weiſe combinirt und Einzelnes aus ſeinem Eigenen hinzugethan" zu haben; das wagt Wilmans zu ſagen an derſelben Stelle, an welcher er das Original der fraglichen Urkunde veröffentlicht, und ſomit Jedem, der vergleichen will, es ermöglicht, zu ſehen, daß Schaten „aus ſeinem Eigenen nicht einmal eine Sylbe hinzugethan habe und daß nur der Abſchreiber oder Setzer aus Verſehen Mehreres ausgelaſſen habe, was im Originale ſteht". Das iſt derſelbe Wilmans, der den Biſchof Bernhard II. von Paderborn am 23. April 1203 ſterben und am 27. April, alſo vier Tage nach ſeinem Tode, eine Urkunde ausſtellen läßt. „Wer kann mir," frägt hier Herr Giefers, „einen ſolchen Schnitzer bei Schaten, dem vielgeſchmähten Jeſuiten, nachweiſen?" Schatens Werk „würde unzweifelhaft beſſer ausgefallen ſein, wenn es ihm nur einige Jahre vergönnt geweſen wäre, die reichen Urkundenſchätze und ausgezeichneten Hilfsmittel des königl. Staatsarchivs zu Münſter zu benutzen, welche Herrn Wilmans nun ſchon ſeit einem Vierteljahrhundert täglich zu Gebote ſtehen. Es iſt inhumanum, jeden Irrthum Anderer bei Herausgabe von Urkunden, ja ſogar jeden Schreib- und Satzfehler als Fälſchung zu bezeichnen". Hoc habet: Die Schrift des Herrn G. iſt ein ſchöner Beitrag zur Beleuchtung deſſen, was es mit natio-

Digitized by Google

nalliberaler Herausgeberei und Kritik, zumal wenn ſie gegen Katholiken gerichtet iſt, auf ſich hat.

R. Bauer S. J.

Die kirchlichen Zuſtände in Preußen und die Berufung und Thätigkeit des Herrn von Geiſſel als Kölner Oberhirte. Auf Grund hinterlaſſener Originalien. Freiburg, Herder'ſche Verlagshandlung, 1880. Preis: *M.* 2.40.

Ein treffliches Büchlein, das gerade zur rechten Zeit erſchienen iſt. Der Gegenſtand desſelben wird durch den Titel genügend gekennzeichnet. Eingehend werden namentlich die Verhandlungen geſchildert, die zur Beendigung der Kölner Wirren von 1837 durch die Berufung des Biſchofs von Speier, Johannes v. Geiſſel, auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Köln geführt haben. Dem hochherzigen Friedrich Wilhelm IV. war es ernſtlich um Beilegung des unter ſeinem Vater entſtandenen unheilvollen Conflictes zu thun. Er hatte ſich deßhalb, in der richtigen Erkenntniß, daß eine Regelung des Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat nur im Einverſtändniß mit dem Oberhaupte der Kirche ſtattfinden könne, nach Rom gewandt, um einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Die preußiſche Regierung zeigte ſich zu Conceſſionen bereit, verlangte aber die Erſetzung des Erzbiſchofs Clemens Auguſt durch einen Nachfolger. Die Gewährung dieſer Forderung war natürlich mit den größten Schwierigkeiten verbunden, da es ſich nicht nur um das ſchwerſte Opfer von Seiten des greiſen und hochverdienten Erzbiſchofs handelte, ſondern auch das katholiſche Volk am Rhein faſt allgemein die Wiedereinſetzung desſelben als eine Forderung der Gerechtigkeit anſah. Doch der heilige Stuhl gab bei dieſer Gelegenheit wieder einen auffallenden Beweis, von welchem Verlangen er beſeelt iſt, mit den weltlichen Gewalten in Eintracht zu leben, und wie ſehr er auch zu den größten Opfern, die er unbeſchadet der göttlichen Rechte der Kirche bringen kann, bereit iſt, wofern man ihm nur mit einem bischen guten Willen entgegenkommt. Man ſuchte deßhalb einen Mittelweg einzuſchlagen: Clemens Auguſt ſollte zwar Erzbiſchof von Köln bleiben und auch fernerhin alle mit dieſer Würde verbundenen Einkünfte beziehen, aber die Verwaltung der Diöceſe an einen Coadjutor cum jure succedendi abtreten. Selbſtverſtändlich wollte man in Rom die Ausführung dieſes Auskunftsmittels von der Zuſtimmung des Erzbiſchofs abhängen laſſen. Wie vorauszuſehen war, brachte der edle Clemens Auguſt großmüthig das ſchwere, von ihm verlangte Opfer zum Wohle der Kirche.

Nun fragte es ſich aber weiter, wer zum Coadjutor des Erzbiſchofs zu berufen ſei. Der König Ludwig von Bayern brachte den damaligen Biſchof von Speier, Johannes v. Geiſſel, in Vorſchlag und wandte ſich perſönlich an denſelben, um ihn zur Übernahme der neuen Würde zu bewegen. Biſchof v. Geiſſel, der die Schwierigkeiten der damaligen kirchenpolitiſchen Verhältniſſe in Preußen wohl durchſchaute, war nicht der Mann, der ſich blindlings, ohne die nöthigen Garantien, in die neue, dornenvolle und verantwortungsſchwere Lage begeben wollte. Bevor er ſich bereit erklärte, dem ehrenvollen, an ihn

Digitized by Google

ergangenen Rufe Folge zu leisten, verlangte er genügende Bürgschaften für die Wahrung der Freiheiten und Rechte der Kirche in seinem neuen Wirkungskreise. Vor Allem forderte er, die geheime Convention, welche mehrere Bischöfe ohne Wissen des heiligen Stuhles am 19. Juni 1834 mit der preußischen Regierung abgeschlossen hatten, solle zurückgenommen, dagegen das päpstliche Breve vom 25. März 1830 mit der Instruction des Cardinals Albani vom selben Datum der Behandlung der gemischten Ehen zu Grunde gelegt werden. Außerdem verlangte er die freie Aufsicht und Regelung des katholischen Religionsunterrichtes, Mitwirkung bei Ernennung der katholischen Religionslehrer, auch an den höheren Lehranstalten, ungehinderte Heranbildung der Candidaten des geistlichen Standes, volle Disciplinargewalt in Bezug auf den Klerus und freien Verkehr mit dem Oberhaupte der Kirche in Rom. Die hierüber gepflogenen Unterhandlungen v. Geissels sowohl mit den Regierungen in München und Berlin als mit dem apostolischen Stuhle werden ausführlich geschildert und bilden ohne Zweifel den interessantesten und wichtigsten Theil der Schrift. Einen bleibenden Werth verleihen derselben die hierauf bezüglichen, meist bisher noch ungedruckten Originalien, die alle wörtlich theils im Texte selbst, theils in einem Anhange mitgetheilt sind. Da es dem Könige von Preußen mit den Unterhandlungen nicht bloß um ein diplomatisches Spiel, sondern ernstlich um Beilegung des den Frieden und die Wohlfahrt seiner Unterthanen gefährdenden Streites zu thun war, so führten dieselben bald zu einem glücklichen Ergebniß. Durch seine Klugheit und Festigkeit, sowie durch den persönlichen Einfluß, den er sowohl bei Ludwig von Bayern als bei Friedrich Wilhelm IV. von Preußen besaß, trug der Bischof von Speier viel zu diesem glücklichen Erfolge bei und hat sich dadurch bleibende Ansprüche auf den Dank aller deutschen Katholiken erworben. Wesentlich unterstützt wurde er hierbei durch die Umsicht und unermüdliche Thätigkeit des verdienstvollen katholischen Grafen von Brühl, der im Namen der preußischen Regierung die Unterhandlungen führte.

Daß der Verfasser der Schilderung der Verhandlungen noch eine kurze Übersicht über die weitere Thätigkeit des neuen Erzbischofs von Köln bis zu seinem Tode im Jahre 1864 folgen läßt, wird jedem Leser als eine willkommene Beigabe erscheinen. Groß in der That sind die Verdienste, die sich der erlauchte Kirchenfürst um die Wiederbelebung des Katholicismus in Preußen, besonders durch seine unermüdliche Sorge für die Heranbildung eines tüchtigen Klerus, durch Berufung von Ordensleuten, Abhaltung zahlreicher, mit dem größten Erfolge gekrönter Missionen u. s. w. erworben hat. Unter ihm auch wurde der Grundstein zum Fortbau des Kölner Domes (1842) gelegt und nach mehr als 300jähriger Unterbrechung wieder eine Provinzialsynode in Köln abgehalten (1860). Aber auch weit über die Grenzen seiner neuen Heimath erstreckte sich die Wirksamkeit desselben. Namentlich war er bestrebt, größere Einheit und innigeren Verkehr unter dem deutschen Episkopate herzustellen und zu diesem Zwecke gemeinsame Conferenzen der Bischöfe zu veranlassen. Der Anfang wurde gemacht mit der Versammlung der Bischöfe in Würzburg im Jahre 1848; später folgten die jährlichen Conferenzen

Digitized by

am Grabe des hl. Bonifacius zu Fulda, die nicht wenig zur Einheit der deutschen Bischöfe beigetragen haben. Kein Wunder, daß der unermüdliche Erzbischof für seine zahlreichen und großen Verdienste um die Kirche von Papst Pius IX. zur Cardinalswürde erhoben wurde.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um unseren Lesern einen Begriff von dem interessanten Inhalte der vorliegenden Schrift zu geben. Die Darstellung ist einfach und überaus maßhaltend und tactvoll. Wir können sie deßhalb allen unseren Lesern als einen werthvollen Beitrag zur neueren deutschen Kirchengeschichte auf das Wärmste empfehlen. Sie ist auch höchst lehrreich für unsere gegenwärtige Lage und die gerade zwischen Rom und Berlin schwebenden Verhandlungen. Möchte dieselbe nur belehrend in die höchsten, maßgebenden Kreise hinauf dringen. Für uns Katholiken ist endlich das vorliegende Büchlein auch tröstlich, weil es uns einen neuen schlagenden Beweis liefert, wie sehr die göttliche Vorsehung über der Kirche wacht und ihr zur rechten Zeit gerade jene Männer schickt, deren sie bedarf. Denn daß sowohl der edle Clemens August als sein großer Nachfolger für die Kirche in Preußen, ja in ganz Deutschland wahrhaft providentielle Männer waren, hat der Verlauf der Geschichte gezeigt und wird auch von dem Verfasser mit Recht hervorgehoben (S. 139). Wären diese beiden so hochbedeutsamen Kirchenfürsten nicht zur rechten Zeit erschienen und durch sie neues katholisches Leben im deutschen Volke geweckt worden, vielleicht würde der schwere Sturm, der jetzt über die deutsche Kirche hereingebrochen ist, einen morschen Baum gefunden und ihn entwurzelt und fortgerissen haben. So aber vermochte er wohl an der Krone und den Ästen zu rütteln und dürre Blätter abzureißen, zu entwurzeln vermochte er ihn nicht und wird es auch mit Gottes Hilfe in Zukunft nicht vermögen.

Victor Cathrein S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Rundschreiben, erlassen am 10. Februar 1880 von unserem heiligsten Vater Leo XIII. an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der kathol. Welt, welche in Gnade und Gemeinschaft mit dem apostolischen Stuhle stehen. (Officielle Ausgabe für Deutschland.) 56 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: 60 *Pf.*

Es ist gewiß erfreulich, daß nach jeder wichtigen Kundgebung des heiligen Stuhles die Tagespresse, auch die liberale, sich beeifert, dieselbe ihren Lesern mitzutheilen. Aber bei dieser journalistischen Wiedergabe steht die Genauigkeit gewöhnlich im umgekehrten Verhältniß zu der Schnelligkeit des Druckes. Und doch kommt es bei solchen höchsten Erlassen vorzüglich auf Genauigkeit an. Wir freuen uns darum, daß die so äußerst wichtige Encyklika über die Ehe uns hier in einer correcten, officiellen Ausgabe vorliegt.

Digitized by Google

Kanzelvorträge des Bischofs von Trier, Dr. Matthias Eberhard. Herausgegeben von Dr. Ägidius Ditscheid, apostol. Notar und Geheimsecretär des Verstorbenen. Fünfter Band, Fest- und Gelegenheitspredigten: Bd. II. Die Hirtenbriefe und vollständiges Sachregister. Mit dem Porträt des Verfassers. 8°. 425 u. 59 S. Trier, bei Ed. Groppe. Preis: *M.* 6.40.

Das ungetheilte Lob, welches wir in dieser Zeitschrift wiederholt den früheren Bänden des vorliegenden Predigtwerkes spendeten, gebührt in vollem Maße auch dem Schlußbande desselben. Er enthält die Festpredigten von Pfingsten bis Allerheiligen, eine Reihe vorzüglicher Gelegenheitsreden und endlich sämmtliche Hirtenschreiben des seligen Bischofs von Trier. Das 59 Seiten umfassende Sachregister beweist ad oculos die großartige Stoff- und Gedankenfülle, welche in diesem geistigen Erbe Bischof Eberhards niedergelegt ist. In der That, der Klerus und das katholische Volk Deutschlands sind dem hochw. Herausgeber zu Dank verpflichtet, daß er diesen reichen Schatz gehoben und zugänglich gemacht hat.

Maria, als schmerzhafte Mutter die beste Trösterin der Betrübten. Acht Predigten, gehalten in der Festoctav zu Ehren der Trösterin der Betrübten in der Kathedrale zu Luxemburg 1878 von P. Joseph Schneider aus der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Mit entsprechenden kirchlichen Hymnen und anderen Gedichten. Mit bischöflicher Gutheißung und Empfehlung. Der Erlös ist zu einem guten Zwecke bestimmt. 8°. 100 S. Luxemburg, Peter Brück, 1878. Preis: *M.* 2.

Alle Verehrer der Schmerzen Mariens werden in diesen höchst zeitgemäßen Predigten viel Stoff zur Erbauung finden. Die Leiden der schmerzhaften Mutter werden in der Weise geschildert, daß zugleich mit dem Mitleiden das Vertrauen auf die Trösterin der Betrübten neu belebt wird. Auch die eingefügten kirchlichen Hymnen und Gedichte athmen eine zärtliche Liebe und eine innige Andacht zur leidenden Gottesmutter. Die Ausstattung ist würdig, und die neun Stahlstiche — alle, mit Ausnahme des Gnadenbildes von Luxemburg, Düsseldorfer Bilder — gereichen dem Büchlein zu großer Zierde.

Geschichte der Religion als Nachweis der göttlichen Offenbarung und ihrer Erhaltung durch die Kirche. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterrichte. Von W. Wilmers S. J. Fünfte, verbesserte Auflage. 644 S. Münster, Aschendorff, 1880. Preis: *M.* 4.

Schon früher (II. 277) rühmten wir die Schärfe, Solidität und Klarheit, welche dieses Werk, wie alle übrigen des Verfassers, auszeichnen. Trotz der Menge anderer kirchengeschichtlicher Handbücher war wiederum eine neue Auflage desselben nöthig geworden. Der Verfasser hat seine Arbeit durch Feilen und Verbessern noch vollkommener zu machen gesucht. So sei denn auch diese Ausgabe bestens empfohlen.

Österreichs gottgesandte Streiter in den Kämpfen des 15. und 17. Jahrhunderts. Ein Gedenkblatt beim Herannahen des 200jährigen Jubiläums des Entsatzes Wiens von den Türken. Von Ludwig Graf

Digitized by Google

Coudenhove, Domkapitular. 12°. 166 S. Wien, bei Heinrich Kirsch, 1880.

Frühzeitig beschenkt uns Domkapitular Graf Coudenhove für das 1883 zu feiernde Jubiläum des Entsatzes von Wien mit einem recht interessanten, zeitgemäßen Büchlein. In Gottes Hand ruhen die Geschicke der Völker: er sandte in den Zeiten der höchsten Noth den frommen, auf seine Hilfe bauenden Heerschaaren des katholischen Österreich **seine** Streiter, nicht in Wehr und Waffen, sondern ausgerüstet mit der Kraft von Oben — das will die kleine Festschrift dem gläubigen Volke in's Gedächtniß rufen. So führt sie aus den Zeiten der Türkenkämpfe im 15. Jahrhundert uns die hehren Gestalten eines hl. Johannes Capistran und eines seligen Laurentius von Brindisi vor Augen; zeigt, wie in den traurigen Tagen des dreißigjährigen Krieges ein Dominicus a Jesu in der Schlacht am weißen Berge, ein Tilly mehr noch durch sein Gebet als durch seine Waffenthaten, eine gottselige Nonne, Johanna Maria vom Kreuze, als eine zweite Jungfrau von Orléans, von ihrer stillen Klosterzelle aus dem Vaterlande beispringen, und erzählt endlich die Thaten des edlen Bischofs Kollonitz und des frommen Kapuzinerpaters Marcus von Aviano in dem letzten Sturmlaufe, den der Halbmond gegen das katholische Abendland unternahm. „Es lebt noch immer der alte, sich ewig gleichbleibende Gott," rufen wir freudig mit dem hochw. Verfasser am Schlusse seiner Darstellung aus. „Wer auf ihn vertraut, wird nie zu Schanden werden!"

Die hochbegnadigte Ordensschwester Columba im Kloster der Dominicanerinnen zum heiligen Grabe in Bamberg. Nach Manuscripten des histor. Vereins und anderen Quellen von **Joseph Heel**, Präfect im Aufsees'schen Studienseminar. kl. 8°. XII u. 228 S. Regensburg, Pustet, 1880. Preis: *M.* 1.40.

Es wurde schon oft darauf hingewiesen, wie gegen die Zeiten- und Sittenwende des vorigen Jahrhunderts Gott es nicht unterlassen habe, durch unverkennbare Offenbarung der Übernatur dem jedes Außersinnliche läugnenden Geschlecht eine neue glühende Kohle auf's Haupt zu werfen. In Italien zählte gerade damals die Kirche ganz außerordentlich wunderbare Heilige; wir erinnern hier nur an den hl. Alphonsus von Liguori und seinen demnächst auf die Altäre zu erhebenden ehrwürdigen Ordensbruder Gerard Majella. Auch Deutschland schien durch mehrere sogenannte ekstatische Jungfrauen den Wunderkranz des Übernatürlichen bereichern zu sollen. Eine jener außerordentlichen Gnadenblüthen behandelt das vorliegende Lebensbild nach den besten authentischen — wenn auch nicht officiellen — Quellen. Zunächst hat das Büchlein ein großes Interesse für das Bamberger Land, in welchem das Andenken der Schwester Columba noch lebendig sein soll. Sodann aber wird sich die nüchterne, zugleich aber doch salbungsvolle und fromme Art der Behandlung eines gewiß sehr delicaten Stoffes auch anderswo noch viele Freunde erwerben. Fern von jeder Gelehrtthuerei oder übermäßigen Wichtigmachung der außerordentlichen Zustände, versteht es der Verfasser, durch kluge Auswahl des Wunderbaren die solide Erbauung stets vorwalten zu lassen und ein recht anziehendes Volksbüchlein zu liefern. — Ohne uns im mindesten auf Beurtheilung der mitgetheilten übernatürlichen Thatsachen einzulassen, glauben wir die schöne Arbeit den für mystische Zustände und Heilige sich Interessirenden empfehlen zu dürfen.

Digitized by Google

Canossa im Lichte der Wahrheit. Eine populär-historische Studie von Konrad Sickinger. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung, 1880. Preis: 60 *Pf.*

Die unbeschränkte Herrschaft der Schlagwörter und Phrasen ist ein sicheres Kennzeichen einer geistig unselbständigen, denkunfähigen Zeit. Im Lichte dieser unzweifelhaften Wahrheit kommt unser aufgeklärtes Jahrhundert sicherlich schlecht weg. In der That, welche unwiderstehliche Herrschaft die Phrase ausübt, beweist beispielsweise das famose „Nach Canossa gehen wir nicht". Obwohl schon vor acht Jahren gesprochen und nach seiner geschichtlichen Bedeutung nichts weniger als passend für unsere heutige kirchenpolitische Lage, wird es dennoch bis heutigen Tages in tausend Variationen in der Presse, in Theatern, in politischen Versammlungen und Privatgesellschaften zum Überdruß wiederholt und muß jedesmal als Deckmantel dienen, wenn es sich darum handelt, den Katholiken eine gerechte Forderung zu verweigern oder selbst eine neue harte Maßregel über sie zu verhängen. Daß unter diesen Umständen eine nach zuverlässigen Quellen bearbeitete volksthümliche Darstellung der wahren Bedeutung Canossa's auch heute noch an der Zeit ist, wird Niemand bestreiten. Eine solche ist das vorliegende, sorgfältig gearbeitete Schriftchen.

Jesuiten! Von Paul Féval. Aus dem Französischen von F. L. W. B. 388 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 4.

Féval gehört zu den beliebtesten Romanschriftstellern Frankreichs, dem die größten Pariser Zeitungen bereitwilligst ihre Feuilletons öffneten. Die Sturmfluth von Fabeln und Verleumdungen, welche jetzt wieder in Frankreich gegen den Jesuitenorden tobt, veranlaßte ihn, vorstehende Vertheidigungsschrift zu verfassen. Sie behandelt in geistreicher Weise die Gründung, Ausbreitung, Wirksamkeit und Aufhebung der Gesellschaft Jesu, mit besonderer Berücksichtigung Frankreichs. In der Einleitung erzählt der Verfasser, welcher früher mit Alexander Dumas, Eugen Sue und Balzac befreundet war, zur Kennzeichnung der Jesuitengegner einen Vorfall aus seiner Jugendzeit. Man sieht daraus, wie es „gemacht" wird bei der Verfertigung von Pamphleten und Romanen gegen die Gesellschaft Jesu, mit welcher Gewissenlosigkeit Leute, die im Grunde nichts gegen die Jesuiten haben, sie aus schnöder Gewinnsucht verleumden. An einigen Stellen hat die sonst gute Übersetzung die Schwierigkeiten, welche mit der Übertragung eines geistreichen französischen Literaten verbunden sind, nicht ganz überwunden.

Die Grundsätze der bedeutendsten politischen Parteien und deren Entwicklung. Von Franz Grafen von Kuefstein. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1880.

„Die vom Autor sich selbst gestellte Aufgabe ist, die Parteigrundsätze, oder vielmehr die den verschiedenen in der heutigen Gesellschaft auftretenden Bestrebungen zu Grunde liegenden Ideen, so klar und bestimmt als möglich festzustellen; den Punkt zu zeigen, wo die Geister sich scheiden; Manchen, die keine recht klaren Ansichten über die Parteiverhältnisse und Bestrebungen haben, Anhaltspunkte zu geben, nach denen es ihnen leicht möglich wird, die richtige Bezeichnung selbst für ihre eigene Denkungsart und Handlungsweise zu finden." Wir glauben, daß der Verfasser die sich gesetzte Aufgabe gut gelöst hat und können deßhalb seine Schrift Allen empfehlen, die nach einer principiellen Orientirung unter den politischen Hauptparteien der heutigen Ge-

Digitized by Google

sellschaft verlangen. Mit Recht wird von dem Verfasser hervorgehoben, daß der eigentliche Scheidepunkt der verschiedenen Parteien die Stellung derselben zum Christenthum, bezw. zur katholischen Kirche ist. Trefflich ist namentlich der Nachweis des inneren Zusammenhanges der Liberal-Egalitären aller Schattirungen, von den conservativen Protestanten und liberalen Katholiken angefangen bis hinunter zu ihren letzten Ausläufern: den Socialdemokraten. Nützlich wird die Lesung dieses Büchleins besonders Jenen sein, die auch heute noch nach so vielen trostlosen, mißglückten Versuchen das Unmögliche zu Stande bringen wollen, gut katholisch und zugleich ein bischen „liberal" zu sein.

Die Quintessenz der socialen Frage. Von Franz Hitze. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1880. Preis: *M.* 3.

Das vorliegende kleine Schriftchen, im Wesentlichen ein Auszug aus dem größeren Werke desselben Verfassers („Die sociale Frage"), ist ein schätzenswerther Beitrag zur Klarstellung der wahren Bedeutung der socialen Frage. Klarheit thut hier vor Allem Noth, und doch wie oft vermißt man sie! Wie oft wird namentlich die sociale Frage nicht in ihrer ganzen, die gesammte Gesellschaft umfassenden Ausdehnung genommen oder nicht in ihrem eigentlichen Wesen und ihrem innigen Zusammenhang mit beinahe allen Erscheinungen auf volkswirthschaftlichem, politischem und sittlich-religiösem Gebiete erfaßt! Wir können dem Verfasser für seine kurze, klare und wirklich treffende Auseinandersetzung des Kernes der socialen Frage nur dankbar sein. In dem Schlußkapitel wird dann noch die Neuordnung besprochen, die für die Zukunft zur Lösung der socialen Frage anzustreben ist und die der Verfasser vor Allem in eine „socialistische Organisation der Stände" verlegt. Da er uns in einer demnächst erscheinenden Schrift die hier gegebenen Andeutungen eingehender zu entwickeln und zu begründen verspricht, so wollen wir seinem eigenen Wunsche gemäß mit unserem Urtheile darüber noch abwarten.

Die Rose vom Wetternsee. Historischer Roman von Phil. Laicus. 8°. 432 S. Mainz, Fr. Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 4.

Das Publikum war gewohnt, den schlagfertigen Laicus nur auf modern-socialem Gebiet zu suchen, wo sich die ringenden Mächte um Geld und Gut eine anscheinend unversöhnliche Fehde geschworen. Es überrascht daher, seinen Namen dießmal auf dem Titel eines historischen Romans zu finden, wenn es auch nicht überrascht, die ganze Manier, Ideenwelt und Tendenz des Autors vom „Sonderling" in den vorliegenden Bildern aus Schwedens Tagen der Reformation wiederzufinden. Der Stoff, die Königswahl Gustav Wasa's, war wegen der in dieselbe hineinspielenden Motive, der sie begleitenden und folgenden Ereignisse höchst glücklich und poetisch-praktisch verwerthbar gewählt. Der Kampf der beiden Mächte — Königthum und Papstthum — Religion und Politik — der Einfluß protestantischer Lehre auf die Entwicklung des über die Maßen absoluten Königthums, ja der eigentlichen Tyrannei — Alles das kommt sammt den unlauteren Quellen schwedischen Religionswechsels lebhaft zum Ausdruck und verfehlt nicht, Schlagschatten auf neuere Vorgänge zu werfen. Dem Autor scheint daran besonders zu liegen, daß dem Leser doch ja zum Bewußtsein komme, wie der Protestantismus mit seiner Emancipation aus den Mutterarmen der Kirche sich immer fester in die Ketten der Autokraten schließen ließ. Diese Idee gipfelt in dem zweimal wiederholten Satze: „Dieß Volk (Schweden), das einen König erschlagen hatte, weil er auf einem anderen als dem durch das Gesetz und Herkom-

Digitized by Google

men vorgeschriebenen Wege auf das Thing kam, ließ sich den Hohn gefallen, daß ein König (Karl XII.) zum Vorsitzenden in seinem Reichstage ihm seinen Reiterstiefel anbot" (S. 432). Ganz gewiß will Laicus das eigenthümliche Rechtsverhältniß des schwedischen Volkes zu seinen Königen nicht auf andere Länder übertragen wissen; auch ohne dieß behält seine These viel Wahrheit.

In künstlerischer Beziehung könnte diese neueste Schöpfung wegen ihres engen Rahmens, ihrer gestaltungsfähigen Figuren und ihrer großen, wohlthuenden Einfachheit sehr hoch stehen. Einzelne Partien sind auch wirklich treffend — aber dem aufmerksamen Leser entgeht nicht, daß der Verfasser auf die Composition sowohl als selbst auf die Correctur, wahrscheinlich wegen seiner vielen anderen Arbeiten, nicht die größte Sorgfalt verwandt hat. Bei den sonstigen Vorzügen des Romans bedauern wir herzlich die Herbeiziehung eines Motivs, das die Erzählung für einen großen Leserkreis unmöglich macht. Die Entführung Walburga's durch die Agenten des Königs und ihre Gefangenschaft auf dem Jagdschloß haben zwar in ihrer Schilderung selbst nichts Anstößiges; allein die bisweilen ziemlich crude zu Tage tretende Zweckidee ist der Phantasie einer christlichen Jugend — auch der reiferen! — fernzuhalten.

Miscellen.

Archäologisches. Bereits 1876 war es dem durch die Entdeckung und erste Entzifferung der Inschrift des Moabiterkönigs Mesa, des Zeitgenossen König Achabs von Israel, rühmlichst bekannten Herrn C. Clermont-Ganneau gelungen, sechs auf der Insel Cypern aufgefundene Bronzefragmente mit phönizischen Schriftzeichen für die Bibliothèque Nationale in Paris zu erwerben. Neuerdings hat er nun auch die Zusammengehörigkeit der sechs Fragmente festgestellt. Dieselben bildeten den Rand eines runden Gefäßes, dessen Durchmesser 0,315 m betrug, und die auf denselben vorfindlichen Buchstaben vereinigten sich zu einer einzigen fortlaufenden Inschrift. Sie lautet: „Dem Baal des Libanon, seinem Gebieter..., soken von Qarthadachat, Knecht Hirams, des Königs der Sidonier. Es hat es gegeben dem Baal des Libanon, seinem Gebieter, aus vorzüglichem Erz (oder: als ein Weihegeschenk aus Erz?) H...tob, soken von Qarthadachat." Der Name des Gebers „H...tob" ist unvollständig erhalten. Er war soken, was man am natürlichsten mit „Einwohner" übersetzen würde, wofern es nicht etwa, ähnlich wie Is. 22, 15, Benennung einer Charge sein sollte. Die größere Lücke zu Anfang der Inschrift enthielt, nach der Analogie verwandter Inschriften zu schließen, die Angabe eines vom Geber gethanen Gelübdes. Die Verehrung eines eigenen Berggottes für den Libanon ist echt phönizisch und darf uns, da auch Hermon, Karmel und andere Berge ihren eigenen Baal hatten, nimmermehr befremden. Qarthadachat mag das weltberühmte Karthago gewesen sein, oder aber irgend eine von den Phöniziern „Neustadt" benannte

Digitized by Google

Localität, etwa Neutyrus selbst. Das Alles ist von untergeordnetem Belang neben der Erwähnung „Hirams, des Königs der Sidonier". „König der Sidonier", d. h. sämmtlicher Phönizier, war zu den Zeiten tyrischer Hegemonie eine ständige Titulatur der Könige von Tyrus, während die Stadtkönige von Sidon jederzeit nur den Titel „König von Sidon" führten. Nun braucht unser inschriftlicher Hiram darum allerdings noch nicht identisch zu sein mit dem biblischen Hiram, dem Könige von Tyrus und Freunde Davids und Salomo's. Wir kennen aus den Keilinschriften einen Hiram von Tyrus, welcher im Jahre 738 an Teglathpalassar II. Tribut entrichtete; ferner einen gleichnamigen Zeitgenossen des Cyrus; und schließlich könnte es ja noch mehrere, uns vorläufig unbekannte Träger dieses, wie es scheint, in Tyrus beliebten Königsnamens gegeben haben. Historisch steht also die Identität unseres mit dem biblischen Hiram noch keineswegs fest; doch entbehrt sie nicht einer gewissen Wahrscheinlichkeit, vom Standpunkte der Epigraphie. Bewährte Kenner phönizischer Inschriften haben sich — und zwar, wohlgemerkt, noch ehe der Name Hiram im Texte erkannt worden war — für ein sehr hohes Alter unserer Inschrift ausgesprochen, das unter allen bekannten Inschriften demjenigen der Mesa-Inschrift am nächsten komme. Weitere Aufklärung mag vielleicht die Zukunft bringen. — Auch für die Beantwortung der Frage, wie unser Weihegeschenk nach Cypern gekommen sein mag, fehlt es nicht an Anhaltspunkten. Dasselbe ward nach Ausweis der Fragmente gewaltsam zerschlagen. Erbeutetes Bronzegeräthe pflegte man vor Alters vielfach zu zerschlagen, um die Bruchstücke leichter verladen und dann in der Heimath einschmelzen zu können. So zerschlugen z. B. die Babylonier 4 Kön. 25, 13 das Bronzegeräthe des Tempels zu Jerusalem und schafften die Bruchstücke nach Babylon. In ähnlicher Weise mögen dereinst die Cyperioten auf einem in den Libanon unternommenen Raubzuge unser Weihegeschenk zertrümmert und die Bruchstücke nach Cypern übergeführt haben. — Vgl. The Athenaeum, 17. April 1880, p. 502 sqq.

Fortschritte des katholischen Volksschulwesens in England. Die katholischen Volksschulen, welche von dem Catholic Poor School Committee, unter dem Vorsitze des Marquis von Ripon, geleitet werden, erhielten 1878 eine staatliche Subvention von 128 865 Pfd. Sterl.[1] Der Bericht über die Thätigkeit des Comité im vorigen Jahre, 1879, weist aus, daß diese staatliche Unterstützung abermals einen bedeutenden Zuwachs erhalten hat: sie betrug 132 961 Pfd. Sterl. (2 659 220 Mark, also 81 920 Mark mehr als im vorigen Jahr). Es ist dieß hauptsächlich eine Wirkung des unermüdlichen Eifers, mit welchem die Katholiken Englands ihre tüchtigen Normalschulen unterstützen und voranzubringen suchen. Unter 1951 Lehramtscandidatinnen, welche im Sommer 1879 die Prüfungen machten, bestand eine Katholikin, Miß Mary Condron, eine der besten. Solche Resultate stehen keineswegs vereinzelt und leisten den Beweis, daß die Lehrkräfte der Katholiken in wissen-

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1879, II. 330.

Digitized by Google

schaftlicher Hinsicht jenen der Protestanten ebenbürtig sind. Genössen die Katholiken anderswo dieselbe Freiheit, so würden sich auch dort dieselben Resultate zeigen. Aber nachdem die besten katholischen Lehrkräfte ausgewiesen, die übrigen polizeilich gemaßregelt sind, kommt dann ein Herr Ritter von Schulte und predigt den Engländern, daß es mit der Bildung der Katholiken in Deutschland entsetzlich bergab gehe, daß sie seit dem Vaticanum wie vernagelt seien. Werden die Engländer ihm das glauben?

Thatsache ist, daß die englischen Katholiken vor 26 Jahren, 1854, in ihren Schulen nur für 66 362 Schulkinder sorgen konnten, daß nur 33 631 in den Registern der Schulinspectoren standen, daß man nur 380 Hilfslehrer (pupil teachers) und nur 73 examinirte Lehrer und Lehrerinnen hatte, und daß die Regierung den katholischen Schulen nur 10 900 Pfd. Sterl. Subvention zahlte. Im vorigen Jahre (1879) belief sich die Zahl der examinirten Lehrer und Lehrerinnen auf 2253, die Zahl der pupil teachers auf 1997, die Zahl der amtlich registrirten Schulkinder auf 161 790; es war im Ganzen für 282 995 Schulkinder gesorgt — und die staatliche Subvention war von 10 900 Pfd. Sterl. auf 132 961 gestiegen. Aus den katholischen Normalschulen sind im Laufe dieser 25 Jahre über 1000 Lehrerinnen und 400 Lehrer hervorgegangen, und protestantische Examinatoren und Inspectoren haben die Tüchtigkeit derselben anerkannt. Wo ist da die „ultramontane Stagnation" und der Rückschritt? Die katholische Kirche braucht eben nur ein Bischen Freiheit und Gerechtigkeit, um auf dem Gebiete des Volksunterrichts ihren hehren, bildenden Einfluß zu bewähren!

Überreste katholischer Liturgie in Schweden. Herr Bibliothekar G. E. Klemming in Stockholm, wohlbekannt und geschätzt wegen seiner gediegenen Forschungen über das katholische Mittelalter, hat sein erstes Heft über die Actenstücke der königlichen Bibliothek („Kongl. Bibliotheks Handlingar") herausgegeben. Darin bespricht er unter Anderem die ältere liturgische Literatur Schwedens. Sein Bericht „bestätigt," wie die dänische protestantische Kirchenzeitung (Nr. 52, 1879) bemerkt, „die übrigens schon bekannte Thatsache, daß sich der Schrecken vor dem papistischen Unwesen, welcher das Zeitalter der Reformation erfaßt hatte, durch eine gründliche Zerstörung der wichtigsten Urkunden über die alte Gottesverehrung zu erkennen gab. Dieses Loos traf zumal die oft prächtig auf Pergament gedruckten Meßbücher und Gradualien, welche als Einbände oder Umschläge um Rechnungen und Ähnliches dienen mußten, während Papier-Exemplare durch Zusammenkleben der Blätter zu Pappendeckel verwandelt wurden. In unserer Zeit hat man so viele auf diese Weise versteckte und zerstreute Blätter aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen, daß man fast vollständige Exemplare mehrerer Bücher zusammensetzen konnte".

So glückte es, aus den Pergament-Umschlägen der Rechnungen des Kammercolleg-Archivs folgende vier liturgischen Bücher wiederherzustellen:

1. Missale Upsalense, Fol., ohne Angabe von Drucker, Druckort und Jahreszahl. Klemming meint, es sei wohl vor 1487, vielleicht in Rostock ge-

Digitized by Google

druckt worden. Bis jetzt hatte man diese Auflage gar nicht gekannt. Leider ist das Buch, in welchem von 244½ Blättern nur neun fehlen, durch das Messer des Buchbinders und andere gewaltthätige Behandlungen stark beschädigt. Das Meßbuch ward zu Basel 1513 wieder gedruckt. Diese Ausgabe ist jetzt nicht so selten. Das einzige Pergament-Exemplar ist übrigens auch aus den Rechnungs-Umschlägen des Kammercolleg-Archivs zusammengesetzt.

2. Missale Strengnense (Strengnäs), Fol. Lybeck 1487. Etwas beschädigt. — Außerdem noch ein Exemplar auf Papier gedruckt, gleichfalls beschädigt. Diese zwei Exemplare sind die einzigen Überbleibsel einer Auflage von 170 Abdrücken.

3. Missale Aboense (Abo im südwestlichen Finnland), Fol. Lybeck 1488. In der Universitäts-Bibliothek zu Helsingfor. — Abdrücke auf Papier sind noch mehrere vorhanden.

4. Graduale, in den letzten Jahren vor 1500 gedruckt; ziemlich mangelhaft.

Ferner werden noch folgende Bücher ohne weitere Beschreibung aufgeführt: 1) Breviaria: a. Lincopense, 8°. Nürnberg 1493; b. Strengnense, 8°. Stockholm 1495; c. Upsalense, 8°. Stockholm 1496; d. Scarense, 8°. Nürnberg 1498; e. Arosiense, 8°. Basel 1513. 2) Psalterium, 8°. Upsala 1510. 3) Manualia: a. Aboense, 4°. 1522; b. Lincopense. Söderköping 1525. 4) Historia St. Nicolai episcopi lincopensis, kl. 8°, 4 Blätter. Söderköping 1523. (Soll auf Anordnung des aus der Reformationszeit bekannten Bischofs Johann Brask entstanden sein, bei Gelegenheit der feierlichen Übertragung der Überreste eines seiner Vorgänger.) 5) Horae beatae virginis, st. crucis etc. Upsala 1525. 6) Tideboken (Tagzeiten). Upsala 1525. 1854 herausgegeben von G. E. Klemming.

Digitized by Google

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Neunzehnter Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Digitized by Google

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Inhalt des neunzehnten Bandes.

Seite

Die Mechanik des Erdballs. (P. J. Kolberg S. J.) . . 1. 180. 414. 461

Joost van den Vondel. Fortsetzung. (P. A. Baumgartner S. J.) 10. 143. 258. 349. 520

Die Reform unserer Gymnasien. Fortsetzung. (P. M. Pachtler S. J.) 32. 166. 301. 381. 487

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik. (P. A. Langhorst S. J.) . 47. 372

Der Dom von Köln. (P. St. Beissel S. J.) 65. 134

P. Gondanus am Hofe Maria Stuarts. Ungedruckter Gesandtschaftsbericht aus dem Jahre 1562. (P. G. Schneemann S. J.) 83

Die „Cultur" und das „Cultur-Examen". (P. Th. Meyer S. J.) . . 125

Der selige Albert der Große. (P. Fr. Ehrle S. J.) 241. 395

Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft. Schluß. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) 279

Unsere Erfolge im Culturkampfe. (P. G. Schneemann S. J.) . . . 314

Clemens Brentano's „Chronika eines fahrenden Schülers" im ersten Entwurf. (P. W. Kreiten S. J.) 320. 472

Der Socialismus und die Revolution. (P. V. Cathrein S. J.) . . . 429

Achtjähriger Schulzwang. (P. G. Schneemann S. J.) 507

Recensionen.

Dr. L. P. J. Baunard, Leben der ehrw. Mutter Magdalena Sophie Barat und Gründung der Gesellschaft des heiligsten Herzens Jesu. (P. W. Kreiten S. J.) 109

G. Gietmann S. J., De re metrica Hebraeorum. (P. J. Knabenbauer S. J.) 113

Dr. A. Scholz, Die alexandrinische Übersetzung des Buches Jesaias. (J. Kn.) 116

M. Haringer, Leben des ehrw. Dieners Gottes Clemens Maria Hofbauer. (P. M. Aymans S. J.) 118

Dr. J. B. Heinrich, Dogmatische Theologie. I. Bd. 3. Abth.; II. Bd.; III. Bd. (P. A. Langhorst S. J.) 202

Dr. L. Bill, Der Brief an die Hebräer, übersetzt und erklärt. (P. J. Knabenbauer S. J.) 212

Th. Opitz, Maria Stuart. — **A. Gädeke,** Maria Stuart. (P. Fr. Ehrle S. J.) 219

Digitized by Google

Seite

A. Samter, Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung. (P. V. Cathrein S. J.) 331

N. Deschamps, Les sociétés secrètes et la société. (P. M. Pachtler S. J.) 337

P. A. Schubiger, Heinrich III. von Brandis. (P. R. Bauer S. J.) . . 340

D. Palmieri, Tractatus de Poenitentia. (P. J. V. Sasse S. J.) . . 440

Dr. Fr. X. Pölzl, Kurzgefaßter Commentar zu den vier heiligen Evangelien. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) 446

E. v. Mannesherz, Studien über das Glück in der Ehe. (P. W. Kreiten S. J.) 447

Jul. Lessing, Die Silberarbeiten von Anton Eisenhoit aus Warburg. (B.) 449

Dr. Heinrich Kihn, Theodor von Mopsuestia und Junilius Africanus als Exegeten. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) 539

Dr. Adam Kopyciński, De integritate sacri textus hebraei. (P. J. Knabenbauer S. J.) 542

G. Jakob, Die Kunst im Dienste der Kirche. (P. St. Beissel S. J.) . . 543

Die Bedeutung der Marianischen Congregationen für junge Männer, insbesondere für junge Kaufleute. (P. G. Schneemann S. J.) . . 545

Dr. Cornelius Will, Konrad von Wittelsbach, Cardinal, Erzbischof von Mainz und von Salzburg, deutscher Reichserzkanzler. (P. Fl. Rieß S. J.) 549

Heinrich Weber, Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007—1803. (P. G. Gietmann S. J.) 550

Dr. Joh. Creus, Leichenbeerdigung und Leichenverbrennung. (P. R. Marty S. J.) 551

Franz Trautmann, Die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern, genannt der Kämpfer. (P. W. Kreiten S. J.) 556

Empfehlenswerthe Schriften 120. 234. 342. 451. 559

Miscellen.

Parlamentarische Größen Österreichs 124

Zur Schulstatistik von England und Wales 346

Alter der Echternacher Springprocession 458

Die neuesten Entwicklungsphasen des Socialismus in Frankreich . . 561

Digitized by Google

Die Mechanik des Erdballs.

I. Die myſteriöſen Tiefenkräfte.

Unter den zu erklärenden Naturerſcheinungen haben dem Forſchungstrieb des menſchlichen Geiſtes wohl keine ſo dauernde und ernſte, aber auch ſo nutzloſe Anſtrengungen bereitet wie die aus dem geheimnißvollen Dunkel der Erdtiefe entſpringenden Phänomene. Die Tiefe oder Unterwelt gehörte einſt Pluto, dem Beherrſcher der Schatten, an, und deßhalb bekam die ganze Klaſſe von Offenbarungen infernaler Kräfte den Namen der plutoniſchen Erſcheinungen. Weil indeſſen die Tiefe für ſich, ohne die feurigen Gewalten Vulkans, keine Erklärung für die Größe, Art und ſelbſt nähere Veranlaſſung der fraglichen Naturereigniſſe darbot, ſo nannte man die letzteren auch vulkaniſche Erſcheinungen und machte ihre Geſammtheit zum Vulkanismus der Erde. An Dunkel und Vielbeutigkeit des Sinnes werden dieſe Ausdrücke, ſowie ſie bei den Gelehrten im Gebrauch ſind, eben nur durch das Geheimniß und die Vielſeitigkeit der Tiefenkräfte übertroffen, an deren Exiſtenz jedoch Niemand zweifelt. Denn würdig des Urſprungs aus gluthheißen Abgründen, treten die unterirdiſchen Mächte bisweilen als furchtbare Gegner des Menſchen und ſtets mit unbegreiflicher Kraftentwicklung auf, indem ſie das Gemüth mit Bewunderung und Grauen erfüllen.

In der That, was gibt es Prächtigeres und Schauerlicheres zugleich als eine vulkaniſche Eruption, als das Toben eines feuerſpeienden Berges, wenn er hohe Säulen glühender Steine und Schlacken, rieſige Dampfballen von weißer Farbe und ſchwarze Aſchenſtröme gen Himmel ſendet? wenn er mit dem unterirdiſchen Krachen das Gebrüll der Exploſionen und den rollenden Donner elektriſcher Entladungen miſcht? wenn er, die Erde erſchütternd, weithin ſeine Flanken öffnet und daraus ungeheure Mengen gluthflüſſiger Stoffe hervorpreßt, um dieſelben

Digitized by Google

als feurigen Strom über blühende Fluren und Ortschaften dahinzuwälzen?

Und doch möchte es scheinen, als seien die jetzigen Vulkanausbrüche unschuldige Spiele der Tiefenkräfte, wenn man sie mit dem vergleicht, was die letzteren in früheren Zeiten geleistet haben. Trüge man alle thätigen Feuerberge der Erde in Ein Land zusammen, so könnten sie Tausende von Jahren ohne Unterbrechung Lava speien, bis sie eine Basaltdecke geschaffen hätten, wie Ostindien besitzt. In vielen Etagen übereinander gebreitet liegt dort der Basalt als ein 1500 Meter hohes Tafelland, welches den kolossalen Raum von 12000 geographischen Quadratmeilen überspannt!

Wenn die sogenannten altvulkanischen Ergüsse, Basalt und Trachyt, unsere heutigen neuvulkanischen Laven an Massenhaftigkeit weit übertreffen, so thun das die plutonischen Ergüsse noch viel mehr. Wie viel Porphyr und Grünstein, Granit und Syenit liegen nicht in jedem Gebirge! Welche Kraft hat diese endlosen Felsmengen aus der Tiefe hervorgetrieben? Waren es die vulkanischen Wasserdämpfe? Schon bei Beantwortung dieser Frage geräth der Forscher in Verlegenheit. Porphyr und Grünstein bieten einen Anblick dar, welcher in wichtigen Punkten mit dem heutigen vulkanischen Gestein nicht übereinstimmt. Mehr ist das noch beim Granit und Syenit der Fall. Je älter die eruptiven Felsarten sind, desto mehr fehlen ihnen die Spuren einer Dampfthätigkeit, welche sie möglicher Weise hervorgetrieben hätte. Die Aschen und Schlacken treten zurück, es mangelt die schaumige oder poröse Beschaffenheit, die mineralische Ausbildung wird eine andere, obschon die chemische Zusammensetzung ganz die nämliche sein kann, und ebenso schwindet die durch große Hitze verursachte glasige Struktur der Grundmasse, worin bei den Laven die sichtbaren Krystalle eingebettet sind. Nicht bis zur Weißgluth erhitzte Dämpfe, sondern schwach rothglühendes Wasser scheint bei der Bildung des Granits mitgewirkt zu haben.

Dieß war der Grund, weßhalb man eine verschiedene Tiefe des Ablagerungsortes für die verschiedenen Arten der eruptiven Gesteine annahm. Ungeheurer Druck, schwere, aufgebürdete Lasten bändigen sogar die fürchterlich tobenden Wasserdämpfe der Vulkane, bis sie schließlich nichts als glühendes Wasser sind — und darum auch keine eruptive Gewalt besitzen. Da nun von oben nach unten alle Tiefen gedacht werden können, so gehen auch die eruptiven Gesteine allmählich in ein-

Digitized by Google

ander über. Zwischen den obervulkanischen Felsarten, den heutigen Laven, und den untervulkanischen, Trachyt und Basalt, findet sich ebensowenig eine scharfe Grenze, wie zwischen diesen und den oberplutonischen, Porphyr und Grünstein, und endlich wie zwischen den letztern und den unterplutonischen, Granit und Syenit. Ich habe hier nur die Hauptrepräsentanten der eruptiven Gesteine genannt, die Arten sind in der That sehr zahlreich und werden noch dadurch vermehrt, daß im Lauf der Zeiten chemische und mineralische Umsetzungen stattgefunden haben. Endlich lassen sich die tiefplutonischen Felsen durch ihr Aussehen allein nicht von den Bestandtheilen der ursprünglichen Erstarrungskruste der Erde unterscheiden. Die Entstehungsbedingungen, Rothgluth bei sehr hohem Druck und Gegenwart von Wasser, müssen also die nämlichen gewesen sein.

Die zweite Wirkung der Tiefenkräfte ist die Gebirgshebung. Wer von der Größe der hiebei geleisteten Arbeit sich einen Begriff machen will, der muß bei Gelegenheit den Wanderstab ergreifen und nach der Schweiz, nach Tyrol ziehen, in die unvergleichliche Alpenwelt, wo er die schwersten Bergkolosse hoch über einander bis in die Wolken aufgethürmt sieht. Doch sind es weniger die von den Eisenbahnzügen durchschnittenen Thäler, von denen aus er die Erhabenheit des Werkes betrachten soll. Einsam dringe er hinein in die verborgenen Schluchten und klimme über die jähen Dolomit- und Kalkwände durch Gletscherlabyrinthe und Eiswüsten. Dort oben, auf scheinbar unzugänglichen Felsenhörnern entschleiern sich ihm die Größe, die Pracht, der wunderbare Bauplan des Gebirges. Aus der dunsterfüllten Tiefe der lautlos vor ihm liegenden Thäler, durch das saftige Grün der ansteigenden Matten und über das Dunkel der Tannenwälder erheben sich gleich himmelhochgehenden Wellen eines unbegrenzten Oceans zahllose Kuppen und Felsenkämme, deren schroffe, thurmartige oder nadelförmige Spitzen aus dem weißen Firnschnee wie aus schäumendem Gewoge gleichsam noch weiter emporgeschleudert werden. Aber dieß endlose tobende Meer liegt unbeweglich, versteinert da, und lautlos wäre es, wenn nicht das Rauschen eines nahen Wildbaches und bisweilen der Donner einer fernen Lawine die feierliche Stille unterbräche. Und hat der Wanderer durch diesen Anblick sein Herz ausgeweitet, so möge er die Mühe sich nicht verdrießen lassen, in den jäh abgeschnittenen Wänden die Geschichte der Alpen zu studiren, wie das kolossale Gebirge an seinen Platz gekommen ist.

Digitized by Google

Verhältnißmäßig ſelten oder nur in beſtimmten Gegenden trifft man eruptives Geſtein; andere Arten von Fels herrſchen bedeutend vor. Der viele Meilen breite Kern der Alpen, die Mittelzone, beſteht aus dem „Urgebirg", den kryſtalliniſchen Schichten der urſprünglichen Erſtarrungsrinde des Erdballs und der älteſten Niederſchläge von Meeren, die vielleicht noch eine ſiedendheiße Temperatur beſaßen. Man erblickt da Gneiß und Granit, Glimmerſchiefer und Thonglimmerſchiefer häufig im bunten Wechſel. Daran legen ſich im Norden und Süden die Nebenzonen, mehrfache Reihen gewaltig aufragender Bergketten, von der Thalſohle bis zum Gipfel lediglich aus Sedimenten, Meeresablagerungen, zuſammengeſetzt. Aus Kalk, Dolomit, Sandſtein, Thonſchiefer, uraltem und wieder feſtgewordenem Trümmerwerk beſtehen die himmelhohen Wände. Einzelne Lappen eben ſolcher Sedimente, hier und dort an geſchützten Punkten der Centralmaſſive liegend, beweiſen, daß einſt das Meer ſogar über die Häupter der Mittelzone hinweggefluthet iſt. Als zahllos erweist ſich die Menge der Schalen, Gehäuſe, Panzer urweltlicher Meeresgeſchöpfe, welche in den Schichten eingebettet ſind, von den mikroſkopiſch kleinen an bis zu den gewaltigen Räubern der Oceane. Wohl aufbewahrt ſieht man ſie hier, ſtufenweiſe übereinander geordnet nach wechſelnden Arten, von denen jede einer beſonderen Entwicklungsperiode angehört hat, um darauf für immer zu erlöſchen. Wehmuth ergreift den Forſcher, wenn er in dieſem Mauſoleum ausgeſtorbener Thiergeſchlechter ſo viel zerſtörtes Leben auf einmal vor ſich erblickt. Aber man begreift auch mit, wie die Geologen zur Annahme ungeheurer Zeiträume kommen konnten, welche über unſeren Planeten ſchon dahingezogen, bis daß es ſeinen Oceanen gelang, ſolche Bergeslaſten von Niederſchlägen und Thierleibern übereinander zu häufen. Wenn an die Bildungsproceſſe vergangener Perioden der Maßſtab unſerer heutigen gelegt wird, ſo ergeben ſich fürwahr kaum faßbare Größen. Wie viel Jahre müßten vergehen, bis die Oſtſee durch die einmündenden Flüſſe und die Brandung vollgeſchwemmt wäre? Dennoch liegen in den Alpen und ihrer Umgebung die Sedimente maſſiger ausgebreitet.

Und wie rieſengroß, wie gewaltig muß die Kraft geweſen ſein, welche die Alpen und zahlloſe andere, zum Theil noch koloſſalere Gebirge bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe aufgethürmt hat! Die Cordilleren Amerika's beſitzen Höhen von 4000—6000, ja bis mehr als 7000 Meter, eine Geſammtlänge von 1800 geographiſchen Meilen und Breiten von 50, 100 und ſelbſt 200 geographiſchen Meilen. Und dieß unermeßliche

Digitized by Google

Gewicht endlos sich wiederholender Bergstufen und Gipfel stieg mit dem benachbarten Streifen des Continents thatsächlich aus dem tiefsten Grunde des Oceans empor, um während der Hebung gleich einem von der Seite her geschobenen Teppich in riesige Falten zusammengedrängt oder in tausend Fetzen zerrissen und durcheinandergeworfen zu werden. Wo ist die Kraft, die ein solches Werk fertig brachte?

Die dritte Wirkung der Tiefenkräfte ist der Aufbau des festen Landes in seiner Form und Zusammenlagerung, die Scheidung zwischen großen Continenten und großen Oceanen, sowie die horizontale Gliederung der einen und der andern. Alte Meeressedimente trifft man nicht bloß in jedem Gebirge, sondern auch in jeder Ebene. Daraus folgt, daß die heutigen Continente, gleich den Gebirgen, den Fluthen des Meeres entstiegen sind. Ja, aus ihrem Schichtenbau lassen sie zweifellos erkennen, daß sie die Wasserbedeckung zu wiederholten Malen, bald hier, bald dort, getragen haben. Und wo jetzt über tiefen Abgründen die Oceane das Spiel ihrer blauen Wogen entfalten, da lag nicht selten in der Vorzeit ein ausgebreitetes Land; die Reste von Delta's alter Ströme, die Beschaffenheit der Sedimente in Ufergegenden, die Verbreitung derselben Thiergeschlechter in nunmehr getrennten Festländern und Inseln beweisen es. Daher muß auch eine Kraft vorhanden sein, welche die Continente untergehen läßt, sobald ihre Zeit gekommen, ja während ihres Bestandes sie auf- und niederschwanken macht, ihre Lage, Form und Größe beständig ändernd.

Das Schwanken der Continente, ihr Heben oder Sinken in mehr oder minder ausgedehnten Gegenden, eine vierte Wirkung der Tiefenkräfte, hat übrigens auch heute noch nicht das Ende erreicht. Im Jahre 1743 machte der berühmte schwedische Physiker Celsius die Nachricht bekannt, daß der Spiegel der nördlichen Ostsee im langsamen Fallen begriffen sei. Bei einer späteren Untersuchung im Jahre 1807 kam Leopold von Buch zur Überzeugung, daß nicht das Meer sinke, sondern die Küste steige. Die See war an verschiedenen Punkten verschieden stark zurückgewichen, hatte sogar im südlichen Schweden im Gegentheil Land verschlungen, neben Deutschland aber ihren Stand nicht gewechselt. Die Fortschritte der damals sehr auffallenden Erscheinung wurden durch die Lootsen 1820—1821 festgestellt und darauf von Sir Charles Lyell 1834 abermals constatirt. Im Ganzen — so will man gefunden haben — schwankt die Umgebung des bottnischen Meerbusens aufwärts wie ein Wagebalken, der sich im Norden um 1 Meter

Digitized by Google

während des Jahrhunderts hebt, während er um den finnischen Meerbusen und dessen Verlängerung wie um eine festliegende Achse sich dreht; das südliche Schweden sinkt als zweiter Arm des Wagebalkens nieder. Die Bewegung erfolgt ohne merkliche Erschütterungen. Anders verhält es sich in Südamerika. Denn noch waren nicht alle Zweifel über die schwedische Hebung und Senkung für Jedermann gelöst, als von Chile die aufsehenerregende Nachricht kam, daß während eines heftigen Erdbebens am 19. November 1822 die Küste auf einer Strecke von 240 Meilen ganz urplötzlich gehoben worden sei, großentheils um 1 Meter, stellenweise um 3 Meter und mehr. Austernbänke und verborgene Riffe waren auf das Trockene gerathen, die Ufer breiter, die Häfen seichter geworden. Die Kunde war so unerhört, daß man ihr in Europa vielfach den Glauben versagte. Aber schon am 20. Februar 1835 wiederholte sich das Ereigniß. Die Küste hob sich weithin plötzlich und bei furchtbarer Erschütterung um 1—1½ Meter. Der bekannte Naturforscher Darwin befand sich eben in Chile und seine gründlichen Untersuchungen lassen nicht den mindesten Zweifel aufkommen, daß der merkwürdige Vorgang während einer langen Reihe von Jahrhunderten immer von Neuem stattgefunden hat. Alte Strandlinien, die Lage des Meeres während der Ruhepausen bezeichnend, gewahrt man nunmehr bis auf Höhen von 200 und 400 Meter übereinander. Gegen das Innere des Landes steigen sie sanft empor, zum Beweis, daß dort neue Gebirge wachsen, oder die bestehenden sich weiter ausbilden. Welche enorme Kraft spielt in solcher Weise mit Continent und Gebirg, Tausende von Quadratmeilen starren Felsbodens im Ruck aufwärts schleudernd und dann in ruhiger Schwebe haltend?

Der unterirdischen Gewalt, welche diese Arbeit zu leisten vermag, muß es ein Kleines sein, wenn sie den festen Boden auf noch größere Ausdehnungen erschüttert und so ihre fünfte, dem Menschen höchst verderbliche Wirkung hervorbringt.

Ein Erdbeben, gleichviel ob klein oder groß, kündigt sich durch kein Vorzeichen an, durch keinen geänderten Luftdruck, durch kein Steigen oder Sinken der Temperatur, durch keine stürmische Erregung der Atmosphäre, durch kein unruhiges Benehmen der Thiere. Was man darüber beobachtet haben will, beruht auf Zufälligkeiten, die ein anderes Mal nicht eintreffen. Die Erdbebenkatastrophe mit ihrer Städte und Länder verwüstenden Macht ist urplötzlich, ganz unverhofft da, zu einer Zeit, wo man sie gar nicht erwartet. Darin vorzüglich besteht das Schreck-

Digitized by Google

liche ihres Auftretens. Den heftigen Stößen und wellenförmigen Schwingungen geht freilich meist ein leichtes Zittern des Bodens und ein weither rollender Donner voraus, aber mit Blitzesschnelle, ehe Zeit zur Rettung gegeben ist, folgt der Um- und Einsturz der Gebäude. Selbst der Aufenthalt im Freien bietet nicht immer die gewünschte Sicherheit.

Wer bei der Einfahrt in die schöne Lagune von Port royal auf Jamaica die wenigen Gebäude sieht, welche gegenwärtig dort stehen, denkt kaum daran, daß einst deren viele anzutreffen waren und nicht das weiter liegende Kingston, sondern Port royal die wichtigste Niederlassung bildete. Aber im Jahre 1692 erlitt die herrliche Insel eine der schauderhaftesten Verwüstungen, von denen die Erdbeben-Annalen berichten. Der Boden hob und senkte sich in rollenden Wogen gleich der winderregten See, zahllose Spalten, oft Hunderte auf einmal, sahen die erschreckten Bewohner sich aufthun und wiederum verschließen. Viele Leute wurden von den klaffenden Spalten verschlungen, manche zur Hälfte platt gedrückt, einige so begraben, daß nur der Kopf draußen blieb, und noch andere wurden vom Erdreich zuerst hinuntergewürgt und hierauf mit reichlichem Wasser ausgespieen. Eine Grabschrift zu Port royal verewigt eine dieser wundersamen Geschichten. Louis Gelday ward vom klaffenden Boden verschlungen, aber bei dem nächsten Stoß durch einen heftig hervorquellenden Wasserstrahl lebend in das nahe Meer geschleudert, wo es dem Glücklichen durch Schwimmen ein Fahrzeug zu erreichen gelang. Der Mann lebte nach seiner unfreiwilligen Reise in die Unterwelt noch 40 Jahre. In Port royal wurde das Schwingen des Bodens weniger lebhaft verspürt als an den meisten übrigen Punkten, und sollen daselbst mehr Häuser als sonst auf der Insel stehen geblieben sein. Dennoch läßt sich kaum etwas Grauenhafteres denken als die Verwüstung, welche dort eintrat, wo nunmehr die Kriegsschiffe vor Anker liegen. Urplötzlich, bei dem ersten Stoß, sanken drei Viertheile der Stadt mit sammt allem Lebenden, was darin war, tief unter den Wasserspiegel, um nie mehr zum Vorschein zu kommen.

Was kann es Schrecklicheres geben als solche Katastrophen? Die Waarenmagazine an der Hafenseite fanden sich 24—48 Fuß unter Wasser. Wie es scheint, blieben sie theilweise aufrecht stehen, denn man sah die Mastspitzen gescheiterter Schiffe neben Schornsteinen aus den Fluthen hervorragen. Zugleich sanken dicht neben der Stadt an die tausend Acker Landes. Wie die Gewässer toben mußten, läßt sich be-

greifen. Die Fregatte „Schwan", zur Reparatur auf den Werften liegend, wurde von den rasenden Wellen gehoben und über die Firsten von Häusern dahingejagt, bis sie auf einem Dach sitzen blieb und durchbrach. Noch im Jahre 1835 vermochte man unter der ruhigen Fläche der Lagune die Trümmer der gesunkenen Bauten zu erkennen.

Von tausend Stellen der Insel berichtet man schauerliche Dinge. Zahllos waren die auf- und zuklappenden Bodenspalten, zahllos die Ruinen, zahllos die verschlungenen Menschenleben. Im Norden verschwanden einige Plantagen mit sammt den Bewohnern spurlos; ein tausend Acker großer See nahm den Platz ein. Als der See später verdunstet war, ließ er auf seinem Grunde nur Sand und Gerölle zurück, keine Andeutung davon, daß vormals dort Wohnungen und Bäume gestanden. Möglicher Weise erfuhr hier der Boden ebenfalls eine Senkung, aber auch ein Schlammstrom kann eingebrochen sein, die Frucht von Bergstürzen und zum Stauen gebrachter Gießbäche. Denn an vielen Punkten sah man Felswände abgerutscht, Flüsse durch Schutthügel verstopft, Seen im Entstehen begriffen. Die entsetzlich zerklüfteten Gebirge trugen auf ihren steileren Flächen nicht mehr ihr herrliches Wald- und Wiesengrün; abgeschält, kahl, ihres Schmuckes beraubt standen sie da, wie ich es als Folge ähnlicher Katastrophen in Ecuador zu sehen bekam. Nicht wenige Bäche und Flüsse wurden so Tage lang in ihrem Lauf gehemmt. Dann, auf einmal, stürmte die schlammige Fluth, Alles verheerend, in die Thäler hinab und verbarrikadirte noch draußen auf dem Ocean die Zugänge zur Insel durch Hunderttausende mitgerissener Baumstämme.

Wenn ein Bewohner Deutschlands von so schauerlichen Ereignissen berichten hört, traut er seinen Sinnen kaum: die Erde, das Starre, das ewig Feste, das Sinnbild unveränderlicher Ruhe, soll so furchtbarer, plötzlicher Bewegungen fähig sein? Für jede Einzelheit des eben Erzählten mag ich nicht Bürgschaft leisten, aber es kommt nichts darin vor, was anderwärts sich nicht auch zugetragen hätte. Allerdings verursachen die meisten Erdbeben wenig Schaden, indem ein leichtes Schwanken und Zittern den Boden durchzieht, ohne sichtbare Spuren zurückzulassen, und solch schwacher Erschütterungen mögen auf der gesammten Erdoberfläche täglich wohl zwei bis drei, wenn nicht mehr, wiederkehren. Aber an großen Katastrophen, deren sich jährlich vielleicht ebensoviel ereignen, fehlt es doch keineswegs, und mit Recht erkennt man in ihnen die furchtbarste aller Geißeln, von welcher das menschliche

Digitized by Google

Geschlecht betroffen werden kann. Die Städte und Wohnplätze ganzer Provinzen fallen unter ihren Schlägen unvorhergesehen, im Nu, zu einem Trümmerhaufen zusammen, alles Lebendige unter sich begrabend. Kein nutzbringendes Element vermochte die Kurzsichtigkeit der Menschen in dieser Klasse schrecklicher Ereignisse zu entdecken; man gewahrte in ihnen nur Zerstörung um der Zerstörung willen oder ein Verderben, das die erzürnte Gottheit zur Strafe sendet, ohne daß sie, ihrer Gewohnheit gemäß, für die Welt selbst einen bleibenden Nutzen daraus zieht. Und dennoch waltet auch in dem Spiele dieser Kräfte die Weisheit des Schöpfers und Erhalters der Welt.

Alle Wirkungen der mysteriösen Tiefenkräfte: die vulkanischen Eruptionen, die Bildung plutonischer Massen, der Aufbau von Continent und Gebirg, das Schwanken der Länder und die zerstörungswüthigen Erdbeben, sie alle haben, wie es scheint, trotz der Vielseitigkeit ihres sichtbaren Auftretens, einen gemeinschaftlichen Ursprung, von dem sie ausstrahlen wie die Radien eines Kreises. Sie sind, wenn ich mich dieser Metapher bedienen darf, die wahrnehmbaren Zeichen einer Art von Leben, mit dem unser Erdball von Innen heraus begabt ist. Worin besteht und wozu ist dieses Leben?

Von Außen her wirken höchst langsam arbeitende, aber darum nicht minder zerstörende Kräfte auf die Oberfläche unseres Planeten ein. Die Verwitterung, die lösende Geschäftigkeit des Quellwassers, die aus- und abschwemmende Thätigkeit der Gießbäche und Flüsse vertilgen mit der Zeit Gebirgssysteme wie die Alpen fast bis auf die letzte Spur, und die Meeresbrandung verschlingt mit noch größerer Gefräßigkeit vom Umfange her die Continente selbst. Alles Starre wandert in das nasse Wellengrab der Oceane, weil das Unthätige mit Nothwendigkeit dem Thätigen erliegen muß. So ohnmächtig die Angriffe des letzteren auch erscheinen mögen, wo ihm zur Arbeit nur kurze Zeit gegönnt ist, so sehr häuft es seine Wirkungen, wo Jahrtausende zu seiner Verfügung stehen. Und die Zerstörungen sind so groß gewesen, daß unsere Festländer mehr als einmal hätten völlig verschwinden können. Wäre also das Starre absolut starr und mit keiner Bewegungskraft ausgerüstet, so würde es gegenwärtig nicht mehr existiren; zu Schutt und Schlamm zerrieben läge es im tiefen Grunde eines endlos sich hinbreitenden Weltmeeres. Aber das Starre ist trotz seiner scheinbaren Unthätigkeit mit einer fast allgewaltigen Lebenskraft begabt. Während unser Planet den äußeren Angriffen zu erliegen scheint, hebt und senkt

Digitized by Google

er seine weite Brust gleich einem lebenden Wesen: neue Festländer steigen aus dem Schooß der allverschlingenden Gewässer empor und die alten steigen hinab; jene kommen mit dem herrlichen, so nutzreichen Schmuck hoher Gebirge, diese schwinden eintönig und kahl, eine Wüstenei, der Wiedergeburt bedürftig. Die unerklärten Kräfte der Erdtiefe müssen also wohl stärker sein, als die uns bekannten der oceanischen und atmosphärischen Umhüllung; denn triumphirend entringen sie diesen den Sieg, indem sie unermeßliche Widerstände der Schwere überwinden und die Oceane dorthin rollen, wo deren Gegenwart nützlicher angebracht ist. Dürfen wir uns da noch wundern, wenn die felsige, so wenig biegsame Schale des Planeten unter dem Druck so großartiger Umlagerungen bisweilen in's Zittern und Schwanken geräth, uns durch Erdbeben schreckt, oder wenn sie unter der Gewalt einer mit nichts Anderem zu vergleichenden Reibung an den wundesten Stellen sich entzündet und feuerflüssiges Gestein an das Tageslicht hervorpreßt?

Joseph Stolberg S. J.

Joost van den Vondel.

(Fortsetzung.)

8. Die Briefe der heiligen Jungfrauen. Das Jubiläum von Amsterdam. Die Altarsgeheimnisse.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu Vondel bildet sein literarischer Freund und Gönner, Peter Corneliszoon Hooft, der Drost von Muyden und Ballei von Gooiland. Während der freisinnige Dichter im Palamedes laut sein Manneswort zu Gunsten der unterdrückten Remonstranten erhob, hielt sich Hooft, trotz aller Schöngeisterei und alles Humanismus, pflichtschuldigst an das Staatskirchenrecht, das eben am Ruder war, und betheiligte sich noch 1629 an der polizeilichen Jagd, welche die Regierung allenthalben gegen die Remonstranten eröffnete. Gerade verfolgungssüchtig scheint er nicht gewesen zu sein, aber, wie G. Hilhorst sagt, „auch nicht ganz gleichgiltig für seinen Antheil an den einzufordernden Geldbußen“ [1]. In diesem krämerischen Sinne übte

[1] Het kerkelijk Gooiland. Archief voor de geschiedenis van het Aartsbisdom Utrecht. I. 268. 386.

Digitized by Google

er während des folgenden Jahrzehnts die vorgeschriebene Sicherheitspolizei gegen die in seinem Amtsbezirk wohnenden Katholiken. Diese standen nämlich noch immer unter ängstlicher polizeilicher Bevormundung und sollten den hochobrigkeitlichen Plakaten gemäß eigentlich keinen Gottesdienst halten. Wie groß die Furcht vor Jesuiten und Papistenlehrern noch war, sieht man aus der Antwort, welche Hooft am 21. Juli 1634 auf einen Amtsbefehl „der Herren Präsident und Räthe über Holland" vom 26. Mai gab:

„Wohledle, mächtige Herren! In Vollziehung des Auftrags, den ich von Ew. Ed. u. M. durch Befehl vom verg. 26. Mai erhalten, habe ich Dieselben zu verständigen, daß innerhalb dieses Amtsbezirks, meines Befindens, sich keine Jesuitenprieſter, noch Lehrer des Papstthums aufhalten, es sei denn, daß sie ihren Namen dem Magistrat angegeben haben, in Conformität mit dem Plakat der Großmächtigen Herren Staaten. Conventikel der Secte werden, ich zweifle nicht, mitunter gehalten. Aber um dieselben mit Frucht zu stören, sehe ich nicht, wie man solches durchführen könnte; es sei denn, daß es Ew. Edeln und Mächtigen gedient sein möchte, den Schulzen und Amtsdienern vollkommenen Glauben zu schenken, die man bei solchen Unternehmungen nothwendig gebrauchen muß und außer welchen Niemand irreprochabel ist und Zeugniß ablegen will." [1]

Obwohl der Religionszwang im Volke gar keine Theilnahme und Unterstützung mehr fand, lieferte Hooft doch auch im folgenden Jahre getreulich wieder die Liste der Prieſter ein, welche ihre Namen beim Amt angegeben hatten [2], hielt Polizeiuntersuchung im ganzen District und versicherte dann die Edeln, Mächtigen Herren, daß es innerhalb seiner Schloßhauptmannschaft und Ballei seines Wissens keine papistischen Versammlungsorte gebe, auch keine Klopjens (Beghinen) oder Frauenspersonen, die zahlreicher als zu zwei oder drei beisammen wohnten, „obwohl er kaum zu behaupten wage, daß ihrer nicht mitunter mehrere zusammenkämen". Doch die klugen Nönnchen ließen sich nicht erwischen, und die andern Katholiken auch nicht, und wenn die Polizei ihnen auf die Fährte kam, verschmähte es gewöhnlich das protestantische Volk, Zeugniß gegen sie abzulegen. In einem späteren Amtsbericht vom 27. Januar 1643 klagt Hooft:

---

[1] Hoofts Brieven (Ed. van Vloten). II. 398. S. Volks-Alm. voor Nederl. Katholieken, 1879, worin P. H. J. Allard S. J. aus den Briefen Hoofts ein ausführlicheres Bild dieser kulturpolizeilichen Thätigkeit entworfen hat.

[2] Es waren ihrer sechs: vier im Bezirk von Weesp: Barthold Ingel, Arnulf Loef, Claes Janszoon Noordingen, Claes Doedeszoon Loenen, und zwei im Bezirk von Laeren: Timon Lambertszoon und Hendrik van Aller.

Digitized by Google

„Was nun mein Debvoir im Handhaben und Executiren der Plakaten gegen die Papiſten anbetrifft, erſuche ich Euer Edeln ehrerbietigſt, zu gedenken, was ich Denſelben in dieſer Rückſicht in verfloſſenen Jahren vermeldet habe, zu wiſſen, daß ich in verſchiedenen gegen ſie eingeleiteten Proceſſen ſuccumbiren oder ſelbige ſtecken laſſen mußte, weilen das Zeugniß meiner Subſtituten und Aſſiſtenten als parteilich reprochiret und verworfen wurde. Woraus nicht nur gefolgt iſt, daß Koſten und Mühen ſind verloren geweſen, ſondern auch, daß vorbenannte Papiſten, merkend die Difficultät des Beweiſes ihrer Übertretungen, nun um ſo kecker geworden ſind.“ [1]

So lange Vondel bloß katholiſirte, ließ ſich Hooft die Freundſchaftsbeweiſe gefallen, welche ihm der talentvolle Dichter gab; es ſchmeichelte ihm, deſſen Mäcenas zu ſein und ihn als Mitglied an ſeiner literariſchen Tafelrunde von Zeit zu Zeit in Muyden zu beſitzen. Als aber Vondel nach langem Kampf und redlicher Forſchung zur katholiſchen Kirche zurücktrat, da ſiegte der proteſtantiſche Bureaukratismus über die literariſche Neigung. Hooft wies dem früheren Freunde die Thüre.

Vondel empfand die Abſage ſchmerzlich. Sie trennte ihn von einem Kreiſe literariſch bedeutender Männer, einem Kreiſe, dem er viel Anregung verdankte, der ihn als ſeine Zierde liebte und ehrte, mit dem er durch ſeine ganze Thätigkeit auf's Innigſte verwachſen war. Es that ihm weh, daß die proteſtantiſche Duldſamkeit nicht ſo weit reichte, alten Bekannten ein gemüthliches Zuſammentreffen auf literariſchem Gebiet zu ermöglichen. Die Wahrheit galt ihm jedoch höher, als literariſcher Vortheil und Freundesgunſt. Er beantwortete Hooſts ſchnöde Abſage auf Neujahr 1643 in ebenſo feſter als liebevoller Weiſe:

„Ich wünſche Cornelis Tacitus ein geſund und ſelig Neujahr, und da er mir um eines unſchuldigen Ave Maria willen ſeine Geuſentafel verbietet, ſo werde ich dann und wann noch ein Ave Maria für ihn beten, damit er als ein ebenſo devoter Katholik ſterbe, als er ſich jetzt als devoten Politiker zeigt.“

Wie Hooft, wandten ſich auch manche Andere von dem Convertiten ab. Viele, die ſeinem freien Manneswort zu Gunſten der Remonſtranten zugejauchzt hatten, drehten ihm jetzt, an der Schwelle der katholiſchen Kirche, den Rücken. Die Gewiſſensfreiheit reichte nicht ſo weit. Der Dichter grämte ſich nicht allzuſehr darüber, ſondern beſchäftigte ſich liebevoll-ernſt mit den religiöſen Stoffen, mit welchen ſeine Converſions-

[1] Hoofts Brieven. IV. 80.

Digitized by Google

ſtudien ihn in Berührung geſetzt hatten. Vor Allem waren es die altchriſtlichen Legenden, welche ſein Intereſſe und ſeine Begeiſterung erweckten, und unter dieſen wiederum jene, in welchen das Ideal der chriſtlichen Jungfräulichkeit am ſchönſten hervortrat. Er ſammelte dieſelben zum Kranze und gab das kindlich-fromme Legendenbuch als „Briefe der heiligen Jungfrauen" 1642 heraus, vornan eine begeiſterte Widmung an die Jungfrau der Jungfrauen und eine metriſche Paraphraſe des Magnificat:

„Wem ſoll ich meine Jungfrau'npalmen weihen?
Wem beſſer, als der Himmelskönigin?
Wer haucht in's Herz mir treuen Glaubensſinn?
O Jungfrau, Mutter Aller, die ſich freuen!

Ob du auch thronſt hoch ob den Seraphinen,
Tief in der Gottheit wonnereichem Licht,
Den Strahl der Seligkeit im Angeſicht,
Das Cherubine freudeerfüllt beminnen,

Das Engelsſang und Himmelsmelodieen
Verherrlichen in Liedern ohne Zahl:
Dringt doch von deiner Huld ein ſüßer Strahl
Herab in's Dunkel, wo wir ſeufzend knieen

Vor deinem Thron; er flammt wie helle Sonnen,
Heller als Mittagslicht, als Abendgluth!
Wie kommt uns dein demüthig Herz zu gut:
Durch Demuth haſt du Gottes Herz gewonnen!

Der Menſchheit Krone, Zierde aller Frauen!
Erd', Himmel, Meer — das ganze weite All
Füllt deines ſüßen Namens Freudenſchall,
In dem wir froh an Chriſti Kirche bauen."

Dieſelbe Innigkeit des Glaubens durchweht die Erzählungen, welche ſich an dieſen Widmungsgeſang anreihen und welche ebenſo ſinnig gewählt und zuſammengeſtellt, als liebevoll ausgeführt ſind. Dennoch würde eine genaue, metriſche Übertragung derſelben den heutigen Geſchmack vielleicht nicht befriedigen, weil der Dichter, unter dem Einfluß der damaligen Schulgelehrſamkeit, die ſchlichte epiſche Form der Erzählung verſchmähte und nach dem Vorbild von Ovids Heroiden die Legenden ſämmtlich in die künſtliche Briefform einkleidete[1]. So erzählt die

[1] Um ſich in dieſem poetiſchen Genus zu üben, hatte Vondel vorher die Heroiden Ovids in Proſa überſetzt, ohne indeß die Überſetzung zu veröffentlichen. Sie wurde erſt nach ſeinem Tode, im Jahre 1716, durch David van Hoogſtraten an's Licht gezogen, welchem G. Brandt das Manuſcript überlaſſen hatte.

Digitized by Google

hl. Agatha ihren Martyrertod brieflich vom Himmel aus ihrer Spielgenossin Makaria, die hl. Barbara tröstet ihren Vater Dioskorus, die hl. Agnes muntert ihre Milchschwester Emerentiana auf, die hl. Cäcilia schildert ihrem Bräutigam Valerian ihren Kampf und ihre Krone. In ähnlicher Weise sind die Legenden der hl. Eulalia, Apollonia, Lucia, Katharina, Theodora, Thekla und Pelagia behandelt. Die hl. Maria Magdalena beschreibt dem hl. Johannes zu Ephesus die Höhle von Sainte Baume und ihr Bußleben in den Felsen der Provence:

„In der Provence ragt ein Berg dreitausend Schritt' in die Höhe,
Drüber ein felsiger Kamm; gen Osten kehrt er das Auge
Nizza zu. Westwärts erhebt sich Massiliens Mauer,
Avignon ist ihm Nachbar gen Norden, im Süden bespület
Rauschend das Meer den Strand. Der Kamm von lauterem Felsen
Streckt fünftausend Ellen sich hin; es thürmen sich drüber,
Hörnern gleich, zwei Riffe empor und dräuen den Sternen.
An des Kammes Fuß klafft eine schaurige Höhle,
Wie ein Ofen gewölbt. Gen Westen öffnet den Mund sie,
Engen Raum nur vergönnend zum Eintritt; drinnen erhebt sich
Hüglig das Felsengestein; dahinter mit sanftem Gemurmel
Sprudelt ein lieblicher Quell und rieselt dahin durch die Höhle.
Dreißig der Winter nun weil' ich schon hier, begraben, vergessen,
Barhaupt und barfuß, versengt von der brennenden Sonne;
Schützend umwallt nur das flatternde Haar das arme Gewand mir.
Doch nicht sinnlos erkor ich den Pfad, den Wenige gehen
Hin durch's Leben. Es schien mir süß, den Schritten zu folgen,
Die, Elias gleich, der große Johannes gegangen
Durch der Wildniß Nacht, umbrüllt von schrecklichen Thieren,
Einsam: keinen Blick warf er den Freuden der Welt zu.
Fest an das här'ne Gewand zog er den ledernen Gürtel
Um sein hag'res Gebein, halb satt nur vom Honig der Wildniß
Und Heuschreckenkost; der Bach nur löschte den Durst ihm,
Nur auf dem rauhen Gestein gönnt Rast er den Gliedern, den matten.
Doch nicht Hunger, nicht Wachen, nicht Beten erschöpfet die Seele,
Und es sträubet kein Schreck das Haar, das in wallenden Locken
Hals ihm und Schultern umwogt. So bracht' er in schauriger Öde,
Fern von grünenden Au'n, bald sonnenverbrannt, bald vor Kälte
Halb erstarrt, sein Leben dahin und flehte zum Heiland.
Zürne mir nicht, daß ich, die Schmach, die Schande der Menschheit,
Mir zum leuchtenden Bild den Gottgesandten erwählte.
Nicht gedacht' ich mich doch dem hellen Stern zu vergleichen,
Der, ohne Wandel, erstrahlt im funkelnden Reiche des Lichtes,
Ihm, der das mahnende Wort der Strenge der Tugend gesellte,
Der mit ehernem Pflug umbrach verwilderte Herzen,
Um in die Furchen zu streu'n die heiligen Saaten der Reue.
Ich, ach! eifere nur, den Leib, den schnöden, bezähmend,
Eigene Schulden zu sühnen, die schwer das Herz mir belasten,

Digitized by Google

Wie ein zertretener Wurm zu den Füßen meines Erretters,
Der mit himmliſcher Gnade erquickt die dürſtende Seele,
Engel ſendend bei Nacht, in des Morgens dämmernder Frühe,
Engel im Abendſchein, das ſtille Gemach zu erfreuen."

Wie die Epiſtolarform ein Vorwalten des beſchreibenden Elements mit ſich brachte, ſo hatte ſie auch den Nachtheil, daß viele Züge der Legende nur gleichſam erinnerungsweiſe, nicht in friſcher Unmittelbarkeit eingeflochten werden konnten. So verliert die Schilderung des Kreuzestodes auf Golgatha im Briefe der hl. Magdalena merklich dadurch, daß ſie an denjenigen gerichtet iſt, der mit ihr unter dem Kreuze ſtand. Die hl. Cäcilia kann ihrem Bräutigam die bedeutendſten Momente ihres Kampfes nur als etwas erzählen, was er ſelbſt mitgelebt. Dagegen bot die etwas künſtliche Briefform hinwieder den Vortheil, Züge, die ſich nur ſchwer in einfacher Erzählung hätten zuſammenbringen laſſen, wirklich künſtleriſch in ein Bild zu vereinen und ſo von jeder der Heiligen ein recht charakteriſtiſches Gemälde zu geben. In der Ausführung ſelbſt iſt die Lebendigkeit des Glaubens bemerkbar, mit welcher der Dichter die Gemeinſchaft der Heiligen mit ihren kämpfenden Brüdern hienieden erfaßte. Die proteſtantiſchen Zeitgenoſſen fanden das Legendenbuch trotz des ganz katholiſchen Gehaltes und Geiſtes „voll Kunſt und Anmuth".

Weniger wollten es ſich die Proteſtanten gefallen laſſen, als der Dichter 1645 ſie in ſeiner religiöſen Begeiſterung aufforderte, ein Jubiläum mitzufeiern, welches das allerheiligſte Altarsſacrament zum Gegenſtande hatte. Es wurden nämlich damals eben 300 Jahre, daß ſich in Amſterdam ein auffallendes Wunder mit einer conſecrirten Hoſtie zugetragen hatte. Eine kranke Frau, welche dieſelbe in der heiligen Communion empfangen, brach dieſelbe wieder aus. Man wollte nun, gemäß den rituellen Vorſchriften, die geheiligten Geſtalten durch Feuer zerſtören. Doch die Flamme ließ ſie unverſehrt. Die Hoſtie ſchwebte mitten im Feuer unzerſtörlich hin und her, bis auf die Kunde des wunderbaren Ereigniſſes Geiſtlichkeit und Volk zuſammenſtrömten, um den heiligen Frohnleichnam in feierlicher Proceſſion zurückzutragen. In Folge zahlreicher Heilungen und Wunder, welche die noch immer unverſehrte Hoſtie wirkte, wurde ihr eine eigene Kapelle geſtiftet, welche als Kapelle der heiligen Stätte große Berühmtheit erlangte. Geiſtliche und weltliche Fürſten wallfahrteten zu ihr, das Volk ſtrömte maſſenhaft herbei, um an der Gnadenſtätte Heil und Rettung zu ſuchen. Bei zwei

Digitized by Google

Stadtbränden (1421 und 1452) blieb das Heiligthum in auffallender Weise von den Flammen verschont. Noch 1482 fand sich Kaiser Maximilian I. als Pilger an demselben ein. Im Sinne des gläubigen Volkes ward die Kapelle zum kostbarsten Schatz, zum bevorzugten Heiligthum der Stadt. Gleich als ob nun keine Kirchentrennung über Land und Stadt dahingegangen, die Stadt noch die alte, katholische Stadt wäre, erhob Vondel seine Stimme zu einem Carmen Saeculare und forderte im höchsten Odenschwung die alte Bürgerschaft auf, die Gnadenkapelle wie ehedem als nationales Heiligthum, das allerheiligste Altarssacrament als Seele und Mittelpunkt des christlichen Volkslebens zu feiern. Menschenfurcht, das sieht man auch hier wieder, kannte Vondel nicht. Was ganz und gar sein Herz erfüllte, das konnte er nicht lassen, auch frei und muthig auszusprechen.

Aber die Zumuthung erschien nachgerade den Protestanten doch etwas stark, die auf der Revolutionsbewegung des 16. Jahrhunderts ihre große Seerepublik aufgerichtet hatten und sich nun mit bürgerlicher Hoheit in den Sesseln wiegten, von welchen sie die spanischen Granden vertrieben. Hooft schrieb an den Professor Baerle (Barlaeus):

„Vondel hat einen Vers auf das Wunder gemacht, von dem die heilige Stätte ihren Namen trägt, und läßt ihn öffentlich vor den Buchläden zur Schau aushängen, wie die Vorfechter die Messer in die Vordächer stecken, um die Augen der Vorbeigehenden zu reizen, indem sie gleichsam sagen: ‚Wer hat das Herz, zu fechten?' Mich dauert des Mannes, der keines Dinges eher müde zu werden scheint, als der Ruhe. Es scheint, daß er noch dreihundert Gulden in der Kasse haben muß, die ihm drohen, die Kehle abzubeißen. Noch weiß ich nicht, ob es ihm nicht vielleicht theurer zu stehen kommen und der eine oder andere Hitzkopf unzeitig die frevelnde Hand an ihn legen möchte, denkend, daß kein Hahn darnach krähen sollte. Macht ja doch dieß Spiel so viel Spectakel auf der Wacht, daß täglich neues Gekritzel draus entsteht."

Wirklich wurde Vondel mit einem wahren Regen von Schmäh- und Schimpfgedichten überschüttet, deren Verfasser indeß wenig Originalität bewiesen, sondern meist nur Vondels eigene polemische Gedichte plünderten und travestirend gegen ihn kehrten. Ein ähnlicher Lärm erhob sich wider ihn, als er um dieselbe Zeit in einem ganz harmlosen Trauergedichte den Brand der früher katholischen St.-Katharinenkirche besang. Wieder regnete es Schmähungen, Parodieen und Travestieen. Hooft kam dieser Kampf wie ein Kampf „der Zwerge gegen den Riesen" vor. Vondel selbst (oder einer seiner Freunde) fühlte sich endlich be-

Digitized by Google

wogen, den Nakrabbelaers (Nachkritzlern) ein recht derbes Quos ego! zuzurufen:

„Wasserdichter, Versestehler,
Reimer und Buchstabenzähler,
Schlampe Sudler, plumpe Klappern,
Könnt ein Reimchen ihr nachplappern?
Eitle Gecken! Sagt es auf!
Wollt ihr dichten? wollt ihr schreiben?
Wollt ihr knurren? wollt ihr keifen?
Wollt ihr rasen? wollt ihr schnarren?
Junge, dumme Schriftscholaren!
Hängt die Lappen aus zum Kauf!"

Wohl nicht ohne Grund legte der Verfasser des Gedichtes den ganzen Lärm den Prädicanten zur Last, welche nun einmal Frieden und Ruhe nicht leiden könnten, sondern unaufhörlich zum Kampfe gegen das römische Babylon aufhetzten:

„Babel wollen wir's vergelten!
Ist ein Hauptspaß, drauf zu schelten;
Besser jedenfalls, bei Leibe,
Als beim Predigen stecken bleiben:
Sagt vom Papstthum allen Graus!
Poltert auf den alten Drachen,
Daß euch Faust und Knöchel krachen,
Lästert, schimpft von allen Kanten:
Das sind rechte Prädicanten,
Denen nie der Zorn geht aus!"

Der ganze Lärm, der wider ihn erhoben wurde, machte übrigens auf Vondel nicht sonderlich viel Eindruck. Mit der vollsten Seelenruhe und mit der innigsten Liebe führte er jetzt die Grundgedanken weiter aus, welche ihn zu seinem Jubelgedicht begeistert hatten, vertiefte sich ganz in das Studium der eucharistischen Lehre und gestaltete aus deren Eindrücken ein umfangreiches Lehrgedicht: die „Altarsgeheimnisse" überschrieben. Die drei Theile „Opferspeise", „Opferehre" und „Opferdienst" entsprechen den drei Hauptmomenten, welche das Dogma darbietet: nämlich der Eucharistie als Gegenstand der Anbetung — als Opfer — als Sacrament. Die Behandlung ist aber eine ganz freie, poetische. Bald schildert der Dichter in glänzender Farbenpracht die eucharistischen Vorbilder des alten Testaments, bald zeichnet er liebevoll das eucharistische Leben des neuen Bundes, bald führt er mit theologischer Bestimmtheit die Grundzüge der katholischen Lehre aus, bald schwingt er sich in inniger Wärme zum Lobe des verborgenen Heilandes

Digitized by Google

auf; jetzt löst er in Gleichnissen und Analogien die Schwierigkeiten, welche die Vernunft gegen das erhabene Geheimniß erhebt; jetzt läßt er wieder die Herrlichkeit des katholischen Cultus am Blicke vorüberziehen; jetzt erhebt er sich in zürnender Gewalt gegen die Irrlehren, welche den Glauben an die wirkliche Gegenwart und das unblutige Opfer untergruben; jetzt ruft er wieder sehnsuchtsvoll das christliche Volk zum Gnadenzelt seines Erlösers. Es ist nicht eine frostige Abhandlung, in tadellosen Versen entwickelt, sondern bald Rede, bald Lobgesang eines Dichterherzens, das von der Schönheit seines Glaubens so gewaltig entrafft ist, als ein Calderon und Dante. Im Ganzen möchte indeß die Dichtung eher mit den sanften, dogmatischen Partien zu vergleichen sein, welche Calderons Mysteriendramen über die Eucharistie enthalten. Als Probe seiner Behandlungsweise sei eine Stelle angeführt, in welcher Vondel das Wunder der vervielfältigten Gegenwart (Replicatio) dadurch dem Geiste zu nähern sucht, daß er es mit der Gegenwart der Seele im Körper, mit der Gegenwart Gottes in der Natur und endlich mit dem Geheimniß der allerheiligsten Dreifaltigkeit in Vergleich zieht.

„Als Stoff zu mehr Verdienst umfängt der Glaube
Die Wunder und lobsingt des Hirten Güte,
Der unter so verschied'ner Früchte Hülle
Kömmt, seine Lämmer mit sich selbst zu weiden,
Ganz, ungetheilt verborgen unter Beiden,
Der Brodsgestalt, dem feuchten Opferkelch.
Dieß Fleisch, dieß Blut, trotz der verschied'nen Hülle,
Ist ganz dasselbe, untrennbar verbunden.
Bricht die Gestalt man, bricht man nicht den Leib,
Gleichwie der Kelch, wenn draus ein Tropfen fällt,
Das ganze Blut in seinem Schooß behält.
Ein einz'ger Bissen nährt so viel wie tausend,
Weil jede Krume, jedes Tröpflein ganz
Den Heiland birgt, auf jeglichem Altar.
Zahllos vervielfacht, theilt die Gegenwart
Die Einheit nicht des heiligen Frohnleichnams,
Der segnend Wohnung nimmt an tausend Orten
Auf einen Wink: dieselbe Sonne spiegelt
In jedem Bach, in jeder Quelle sich;
Dieselbe Sonne prägt ihr ganzes Bild
Dem ganzen Glase auf und jedem Stücke,
Der Gnade Licht weiß nichts von Groß und Klein.
So geistert durch den ganzen Leib die Seele,
Durch Mark und Blut, durch Sehnen und durch Adern,
Vom Kopf zum Fuße, eins, untheilbar, ganz
Im kleinsten Fäserchen, in Haupt und Gliedern.

Digitized by Google

Den Leib magst du zergliedern, nicht die Seele:
Sie ist ganz Geist: kein Stahl trennt Theil von Theil,
Und das Unsterbliche, das Gottes Antlitz
In unserm wiederstrahlt, kann keine Macht
Zerreißen, brechen, theilen, noch verstümmeln.
So fand des Königs scharfgewetzter Geist
Der Gottheit Wesen selber unerfaßt
Vom Himmelskreis, geschweige von dem Zelte,
Wo auf den Cherubim die Wolke ruhte,
Mit Jehovah der Priester ging zu Rath.
Ein Gott, ein Geist belebt dieß große Weltall
So hoch, so tief, nach Maß, Gewicht und Zahl
Gefestigt um der reichsten Wölbung Pracht;
Und außer ihm weilt nichts mehr als die Gottheit,
Die unermeßlich, anfängt, wo sie endet,
Und an den Anfang schon ihr Ende knüpft.
Ihr Mittelpunkt ist überall; die Strahlen,
Den Umfang kann kein Menschengeist umspannen,
So weit reicht Gottes Hand nach rechts und links;
Er wohnt in jeder Blume, jeder Pflanze,
Im kleinsten Saatkorn, wie im Weltenraum —
Unendlich — keine Sprache kann's erfassen.
So bleibt ein Gott, ein einfach, einig Eins
Der Dreizahl der Dreifaltigkeit gemeinsam,
Ein Wesen, drei selbständige Personen:
Und tausend Himmelsfürsten schauen betend
Empor zu ihm, betrachten und bekennen,
Was zürnend stolzer Wissenswahn verneint:
Wie eine Wesenheit schmelzt Drei in Eins,
Wie Eins an Drei mittheilt das volle Wesen,
Wie Vater, Sohn und Geist verschieden sind,
Gleichwie das Licht, der Sonnenstrahl, die Sonne,
Gleichwie der Strom, das Bächlein und die Quelle,
Zweig, Stamm und Wurzel, schwache Bilder nur
Der Einheit jener drei Selbständigkeiten.
Aus Sonne und Strahl bricht hell das Licht hervor,
Aus Quelle und Bächlein quillt der volle Strom,
Der Zweig entsprießt dem Stamme und der Wurzel:
So sind die Drei im einigen Eins verloren,
Und Eins in Drei'n gefunden. Kann denn nicht
Derselbe Leib viel' Seelen Nahrung werden,
Dasselbe Blut an zahllosen Altären
Anbetung finden und zum Heil uns sein?"

Vielfach tritt in der reichen Dichtung das Streben hervor, die Vorurtheile zu zerstreuen, welche der Protestantismus sowohl gegen die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Altarssacrament, als gegen das heilige Meßopfer aufgewirbelt hatte, und dieß Ziel ist in objectiver

Digitized by Google

Hinsicht gewiß recht poetisch erreicht. Der Protestant Jakob Westerbaan, Herr von Brandtwyk, der mit einem Gegengedicht[1] dawider auftrat, wußte auch gegen Vondels künstlerische Tüchtigkeit und seine dichterisch ausgeführten Beweise nichts einzuwenden, sondern begnügte sich damit, den gegen Convertiten unzählige Male wiederholten Vorwurf der Unbeständigkeit noch einmal abzuleiern: Vondel hätte erst in Menno's Sümpfen gesessen, dann sich den verworfenen Arminianern angeschlossen, sich nun gar von den Römlingen wieder bekehren lassen, und lasse sich nun mit seinem Straußenmagen Alles gefallen, Gesottenes, Gebratenes, Gebackenes und Gebrautes, wenn es nur aus der römischen Küche komme,

„Und findet Spaß an Schrullen und Legenden,
Die 's besser wär', nach Portugal zu senden!"

Vondel gab auf diese persönlichen Angriffe keine Antwort, sondern erwiederte Westerbaan sachlich:

„Luther meint bei dem Mahle so Brod wie Fleisch zu vertheilen,
Calvin bricht nur das Brod, Gleichniß und Bild für das Fleisch,
Socinus nimmt Brod und läugnet den Tod dann des Lammes,
Das im sühnenden Blut wieder uns einte mit Gott.
Zürnendes Eif'rergeschlecht! Was wollt ihr mit eurem Betruge?
Manna macht ihr zuerst, stürzet euch dann in den Trog.
Kehre, verlor'ner Sohn, kehr' wieder zum Hause des Vaters:
Träber nur in Rakow stillen des Hungernden Qual." [2]

Die Fehde spann sich noch einige Zeit in Gedichten und Epigrammen weiter: von Vondels Seite mehr in friedlicher und positiver Weise, indem er seine katholische Gesinnung in weiteren poetischen Leistungen an den Tag legte; von Seiten seiner Gegner mehr negativ und satirisch, indem sie ihn durch Spott und auch durch Schimpf beim Publikum herabzusetzen suchten. Vondel blieb Sieger. Seine Dichtungen drangen trotz aller Anfeindungen in die protestantische Lesewelt und errangen Anerkennung und Ansehen; seine Thätigkeit nahm einen neuen Aufschwung; mitten in der großen protestantischen Handelsstadt, wo die Schulzen noch plakatgemäß nach Katholiken fahndeten und nach Jesuiten spürten, besang er offen und frei die Herrlichkeit der katholischen Kirche

[1] Kracht des geloofs van den voortreffelijken en vermaarden Poët Joost van den Vondel, te speuren in zijn Altaargeheimenissen.

[2] Rakow im Palatinat Sendomir (Polen) war der Hauptlehrsitz der Socinianer.

Digitized by Google

und feierte selbst die verhaßten Jesuiten mit Lobgesängen, wie z. B. in dem folgenden:

Der Leuchtthurm des hl. Ignatius von Loyola.

Leuchtend steht der weiße Pharos,
Strahlet durch die weiten Lande,
Nicht am Nil, am Tiberstrome,
Nicht mit Meißel, nicht mit Klöppel,
Nicht mit Beil gefügt und Säge,
Sondern in dem Namen Jesu
Durch des Gotteswortes Hammer,
Das zermalmt den stärksten Marmor —
Leuchtend steht der weiße Pharos,
Trotzt des Abgrunds dunkeln Pforten,
Flammet in die Nacht des Irrthums,
Flammet in die Nacht der Trennung,
Hält getreulich Wacht und leuchtet
Rings herum nach allen Seiten
Weit verschlag'nen Seelen zu.
Auf der Welt unsicher'm Meere,
Nicht nur meilenweit, nein, weiter
Als der Sterne Bahnen schweifen,
Ist kein Ufer, keine Rhede,
Die er freundlich nicht erhellt.

Wer dem Schiffbruch treibt entgegen,
Und schon zagt in bangem Schrecken
Vor dem Tod in grauser Tiefe,
Athmet auf im heil'gen Lichte
Des gebenedeiten Namens,
Der in fünf geweihten Lettern
Wie in fünf blutrothen Strömen,
Ja, aus Gottes Herzen fließt!

O wie glühst du, o wie flammst du,
Du, des Volkes treuer Diener,
Christi heller Feuerthurm!
Wer rühmt würdig mir den Meister,
Sanct Ignatius, der den ersten
Stein gelegt des Wunderbaues,
Der noch kaum lag tief verborgen,
Der, so hoch zum Himmel ragend,
Zeugt, daß von des Himmels Höhen
Jesus liebend ihn gesegnet.

Schlummert nicht, getreue Wächter!
Nährt und facht die ew'ge Flamme;
Scheut nicht Schmerz, nicht Blut, nicht Thränen,
Scheut nicht Arbeit, scheut nicht Leiden!
Alles wiegt die Krone auf,
Die im Himmel euch bereitet.
Reichthum lacht dort eurer Armuth,
Himmelswonne eurer Keuschheit,
Ew'ge Macht krönt den Gehorsam,
Jesus selbst ist euer Lohn!

9. Maria Stuart. Die Leeuwendalers. Salomon.

Vondel war 54 Jahre alt, als er in den Schooß der Kirche zurückkehrte und in seiner protestantischen Heimath die Laufbahn eines katholischen Dichters betrat. Nichtsdestoweniger arbeitete er noch mit dem Fleiße eines Anfängers an seiner eigenen literarischen Bildung und brachte Jahr für Jahr, mit wachsender Productivität, so viel Neues hervor, daß wir hier nicht die ganze Reihe seiner kleineren Dichtungen aufführen können, sondern uns begnügen müssen, andeutungsweise das Bedeutendere zu erwähnen.

Digitized by Google

1646 vollendete er seine längstbegonnene Virgil-Übersetzung in Prosa, eine Schularbeit, wenn man will, aber eine sehr verdienstliche, indem der Dichter einestheils sich selbst daran weiterbildete, anderntheils auf die Entwickelung seiner Nationalliteratur bedeutsam einwirkte. Denn sie trug wesentlich bei, die störende Kluft auszufüllen, welche zwischen der ausschließlich lateinischen Schulgelehrsamkeit und der Volkssprache bestand. Mochte auch der Humanist Baerle in Amsterdam, ganz vertieft in die Schönheiten des lateinischen Originals, an Vondels Übersetzung die Eleganz des römischen Kaiserhofes vermissen, so lautete das Urtheil der Gebildeten nach Brandts Zeugniß sonst überaus anerkennend und dankbar. „Diejenigen, die eine gründliche Kenntniß der holländischen Sprache und ihrer Eigenschaften hatten, urtheilten, daß seine Sprache in diesem Werk mustergiltig sei, und daß man nirgendwo, wo Deutsch (d. h. Niederländisch) gesprochen wird, Einen finden sollte, der so treffend die Kraft von Maro's Latein in holländischen Worten und Redeweisen wiederzugeben wüßte, wie er es durchweg gethan."

Im selben Jahre (1646) erschien „Maria Stuart", Trauerspiel in fünf Acten mit Chören, dem rheinischen Pfalzgrafen Eduard[1] gewidmet, der gleich Vondel Convertit war. Die dreifache Einheit, an welcher Vondel mit unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit festhielt, machte es schwer, das tragische Loos der Heldin in seinem ganzen geschichtlichen Umfang auf die Bühne zu bringen. Die Königin steht am Vorabend ihres Todes, ihr unwiderrufliches Urtheil ist gefällt; kein Arm erhebt sich mehr, sie zu befreien — — es scheint nicht viel mehr übrig, als der ergreifende Abschied vom Leben und die Todtenklage um die schönste und unglücklichste der Königinnen. Die anziehende Gegenüberstellung Elisabeths, welche Schillers Drama so mächtige Wirksamkeit verleiht, ist von vorneherein ausgeschlossen: als ihre Repräsentanten erscheinen nur die „Graven", d. h. die Richter, die Maria das Bluturtheil verkündigen. Nur in kurzer, mehr epischer als dramatischer Exposition tritt uns das ganze bewegte Leben der Dulderin entgegen. Nur gleichsam als Reflex der großartigen historischen Verwickelung erhebt sich noch der letzte Wortkampf zwischen Maria und ihren ungerechten Richtern, zwischen ihren Freunden und Feinden. Dann bringt sie das Opfer ihres Lebens, nimmt Abschied — und betritt das Schaffot. Außer den Richtern, die ganz in antiker Weise als Chorus auftreten, und außer dem Chor der

[1] Räß, Convertitenbilder. VII. S. 137.

Digitized by Google

Kammerjungfern, sind der Personae dramatis nur fünf — ein Beichtvater, der Hofmeister Melvil, der Leibarzt Burgoyn, die Kammerfrau Hanna Kennedy und Paulet, der Schloßvogt von Fotheringhay [1].

Trotz der enggezogenen Schranken des altclassischen Drama's hat Vondel indeß dem reichen dramatischen Stoff hohe poetische Schönheit und Wirksamkeit abgewonnen. Mit fesselnder Gewalt ist die ganze verwickelte Vorgeschichte Maria's, die freundlichen Tage am französischen Königshof, die Heirath mit Darnley, Murray's unheimliches Intriguengewebe, Darnley's und Riccio's Ermordung, Maria's Gefangennahme, Babingtons Verschwörung, Elisabeths nimmer rastender Haß gleichsam in die Kerkereinsamkeit von Fotheringhay zusammengedrängt. Die allgewaltigen Häscher beben auch jetzt noch vor ihrer Gefangenen: bei jedem Geräusch träumen sie von neuen Befreiungsversuchen, von spanischen Flotten und französischen Armeen, während die von Leid und Qual erschöpfte Dulderin die tiefste Besorgniß ihres Arztes erweckt. Dem Chor schwebt das Bild einer andern Maria und Elisabeth vor, die sich mit dem Gruße des Engels und mit den Klängen des Magnificat begegnen — und hier? Auf ihre Schicksale zurückblickend, findet die beraubte Fürstin, von allen menschlichen Gewalten verlassen, überall bitter enttäuscht, verrathen, verfolgt, kaum einen Strahl der Hoffnung mehr. Die treue Hanna Kennedy sucht ihr noch einmal Hoffnung zu machen — da kommen die Blutrichter und bringen das Todesurtheil. Maria soll ihre Schuld anerkennen und durch ihre letzten Verfügungen sich der siegreichen protestantischen Nebenbuhlerin unterwerfen. Da erwacht im Herzen der Dulderin das Vollbewußtsein ihrer königlichen Würde und ihres guten Rechts, majestätisch rafft sie sich aus ihrem Leiden empor und weist in erschütternder Selbstvertheidigung die Boten des gekrönten Unrechts zurück. Melvil fühlt sich im Gewissen verpflichtet, noch einen verzweifelten Schritt zu ihrer Rettung zu thun — er wendet sich an die Richter selbst und sucht sie in der Ausführung des gefällten Urtheils aufzuhalten. Der Dialog zwischen ihm und den Grafen wiederholt noch einmal den ganzen Proceß, der um die Königin geführt ward, zwischen Recht und Unrecht, Königthum und Revolution, Häresie und Kirche, Wahrheit und Lüge. In sentenziöser Kürze folgt Schlag auf Schlag, bis Melvil nichts übrig bleibt, als der Appell an Gottes ewige Gerechtigkeit. Nun folgt der Abschied der Königin von ihren Kammerfrauen und ihr letztes Gebet.

---

[1] Vondel schreibt Kenede, Burgon, Melvin, Fedr.-gaye.

Digitized by Google

Maria Stuart:

Vertraut auf Gott! Er gibt euch Alles wieder,
Der höchste König wacht für euer Heil.
Der Krone Frankreichs hab' in meinem Teſtament
Ich euch empfohlen. Wie ich Heinrich kenne,
Wird er und wird ſein Hof am Seineſtrand
Euch jede Gunſt erzeigen. Alle hab' ich,
So viel mein Wort bei meinem Herrn vermocht,
Verpflichtet mir und mir zur Treu' verbunden.
Laßt euch genügen, was ich Jeder ſagte;
An Macht hat mir's, am Willen nicht gefehlt. —
Die Zeit enteilt. Man harret unſ'rer drunten.
Drum laſſet zum Gebet uns niederknie'n
Das letzte Mal.

Mein Herzenskenner, der du droben
Hoch über Cherubinen ſchwebſt,
Ob Myriaden, die dich loben,
Das Scepter aller Scepter hebſt,
O Herrſcher du der ſel'gen Welten,
Wo Lieb' und Eintracht feſt beſteht,
Wo Recht und Treue ewig gelten,
Anbetungswürd'ge Majeſtät!
Erbarm' dich mein! Erhör' mein Beten,
Allſchauender! Sieh' deine Magd,
Herzlos verurtheilt und zertreten,
Als Opfer in den Tod gejagt.
Nach ſo viel Schmach nimm auch mein Leben,
Nimm hin den letzten Tropfen Blut:
Laß nur die Kirche frei ſich heben,
Zum Ruhm dir, aus des Kampfes Gluth.
Erbarm' dich mein! Zu deinen Füßen
Leg' Kron' ich, Scepter, Macht und Reich,
Seh' froh ſie in ihr Nichts zerfließen;
Nur gib mir Kraft zum Todesſtreich.
Zum Schlag, der Seel' und Leib ſoll ſcheiden,
Steh' mir mit deiner Gnade bei,
Laß deine Engel mich geleiten,
Daß ich der Wahrheit Zeugin ſei,
Wie ich die Wahrheit treu bekannte,
Als Nacht dein heilig Licht man hieß,
Ob auch vom Erbthron als Verbannte
Des Irrthums Macht dafür mich hieß.
Du kennſt die Feinde, haßverblendet —
Allwiſſend, alldurchſtrahlend Licht —,
Die Ehr' und Namen mir geſchändet,
Mich zogen vor ihr Blutgericht.
Wie einſt im Leben, ſo im Scheiden,
Dreiein'ger, Vater, Sohn und Geiſt,

Durch Jesu, durch Maria's Leiden
Dich meine Seele fleht und preist:
Was Haß und Neid sich unterfangen,
O, rechn' es Keinem an zur Schuld!
Vergib, vergiß, was sie begangen,
Stärk' meine Schwäche mit Geduld.
Nur dieses Wunsches Ziel laß mich erwerben:
Der Kirche Leben blüh' aus meinem Sterben!

Chor:

Sie klopfen an der Thür' — das sind die Boten
Des Todes! — Ach, wo bergen uns're Herrin wir
In dieser Noth? Man raubt uns Trost und Stütze.
Helft! rathet! Was beginnen? Rettet Niemand
Die liebe Herrin uns? Maria, bitt' für uns!
Birg' du, Maria, unsere Königin,
Schirm' du sie, da wir Alle hilflos trauern!

Maria Stuart:

Muth! liebe Töchter, Muth! Mit allem Klagen
Und Jammern könnt ihr nicht beschirmen mich.
Die Thränen sind umsonst, stumpf ihre Waffe.
Umsonst schlingt ihr um mich die treuen Arme;
Sie sind zu zart, der Feind zu stark, zu herzlos.
Ergebt in Gottes Willen euch. Er ruft mich
Aus lichten Höh'n. Ich höre seine Stimme.
Still, Kinder, still! Nehmt meinen letzten Gruß,
Maria's letzten Kuß! — — Nun mäßigt euch,
Versinkt nicht in der Trauer. Weisheit ist's,
In's Machtgebot der Fügung sich zu schicken,
Auch in den Tod, der doch einst unser harrt.
Bleibt treu dem alten Glauben, den ich heut'
Mit meinem Blut besiegle, und gehorcht
Den Herrschern, wo der Glaube es euch verstattet.
Schöpft Muth und denket meiner armen Seele
Vor Gott in euerm Fleh'n.

Im letzten Act beschreibt der Arzt Burgoyn als Augenzeuge den ganzen Verlauf der Hinrichtung. Der Chor stimmt die Todtenklage an und wird von dem Priester getröstet. Durch die erhebenden Gedanken des Martyriums klingt erschütternd die Trauer über die Hinfälligkeit irdischer Schönheit und irdischer Macht. Während das Stück, gegen dasjenige Schillers gehalten, arm an dramatischer Verwickelung und Spannung erscheint, ist es dagegen ebenso reich an tiefem Pathos und an lyrischem Schwung, eine herrliche dramatische Elegie, und das Bild Maria Stuarts tritt aus dem lebhaft geschilderten politischen Wirrwarr

der Zeit viel reiner, ſchöner, ergreifender hervor, als dieß bei Schiller der Fall iſt.

In Amſterdam ſchlug das Stück gewaltig ein. Ungeachtet der beſtändigen Rivalität zwiſchen England und Holland war die jungfräuliche Königin als Pflegemutter, Patronin und Heilige des Proteſtantismus auch in den Niederlanden ſo ſehr verehrt, daß ſich ein allgemeiner Schrei der Entrüſtung darüber erhob, daß Vondel die Hinrichtung Maria Stuarts einfachhin als Juſtizmord darzuſtellen wagte. Es half nichts, daß er ſeinem Drama eine Stelle aus Camden beifügte, in welcher dieſer proteſtantiſche Geſchichtſchreiber die Legenden ſeiner eigenen Glaubensgenoſſen in Zweifel zog, Murray als undankbaren, ehrgeizigen Aufrührer brandmarkte und Maria Stuart mitleidsvoll nicht als ſchuldige, ſondern als unglückliche Fürſtin hinſtellte. Was? Eliſabeth ſchuldig? Maria unſchuldig? Entſetzlich! Allgemeiner Zorn. Jedermann wollte die „heilige“ Eliſabeth von England an dem abſcheulichen Papiſtendichter rächen. Ein Fräulein G(ondina) v(an) W(ert) ſchrieb eine „Verfluchung Jooſts van Vondel“. Ein D. P. B. ſagte ihr Dank für ihr „artig und würdig Gedicht gegen den Schandfleck und Greuel aller Chriſtenherzen Jooſt van Vondeln“. G. K(oning) dankte ihr ergebenſt „für das Fegefeuer, das ſie Jooſt van Vondel angezündet“. Wieder Andere erhoben klagend ihre Stimme über „Palamedes' Schuld“, züchtigten den Poeten wegen ſeiner Maria Stuart mit ſchottiſchen „Diſtelruthen“ und ließen den „Geiſt der Königin Eliſabeth, aufbeſchworen durch die Zauberverſe ihres Läſterdichters“, aus dem Grabe emporſteigen. Die erbosten proteſtantiſchen Muſen kamen vom Olymp ſogar auf die Straßen herab und ließen „Kärrnerſprüche“, „Straßenjungenlieder“ und „Kindergeſchrei“ gegen den abſcheulichen Jooſt erſcheinen. Ja, auch das war Einigen noch nicht genug. Sie liefen ſo lange bei dem Schulzen und bei den Schöffen herum und ſtellten die Sache als eine ſo ſchwere vor, daß man den Dichter vor Gericht zog und ihn in eine Buße von 180 Gulden verurtheilte. So erzählt Brandt. „Allerdings,“ fügt er bei, „kam das Vielen fremd vor, welche wußten, welche Freiheit im Schreiben in gegenwärtiger Zeit ſonſt geduldet wird, und daß man den Poeten von Alters her mehr nachſah, als den Andern. Das wurde indeß jetzt anders verſtanden und die Buße an den Schulzen Pieter Haſſelaer bezahlt. Doch der katholiſche Buchhändler Abraham de Wees, der Alles druckte, was Vondel ſchrieb, ſchoß das Geld vor; er wollte nicht, daß

Digitized by Google

der Dichter von einem Werke Schaden leiden sollte, aus dem der Buchhändler Vortheil zog."

So lächerlich diese Aufführung der Protestanten war, so konnte es doch für den Dichter nicht eben sehr angenehm sein, bei jeder katholischen Lebensäußerung mit einem wahren Regenguß von Grobheiten und Sticheleien, Hohn und Verunglimpfung überschüttet zu werden. Manche ließen sich durch das Gelärm der Zeloten wenigstens vorübergehend von ihm abwendig machen. Mehr als einmal scheint er sich bei solchen Gelegenheiten recht vereinsamt gefühlt zu haben. Darauf weist wenigstens ein Stimmungslied hin, das aus diesen Jahren stammt. Es zeigt sehr schön, worauf er seine Sache stellte und wo er immer neuen Muth fand:

Die christliche Geduld.

Geduld mit ihrer Kreuzeslast
Find't nur im wilden Meere Rast;
Da sitzt, zähnklappernd, sie allein
Halbnackt auf einem harten Stein,
Um den die Brandung tosend brüllt.
Die Sturmnacht jeden Stern verhüllt,
Gönnt ihrem trauernden Gesicht
Nicht einen Funken Trost und Licht,
Und wenn sie einen Strahl noch schenkt,
Ist's Feuer, das die Augen kränkt,
Sind's Wolken nur, von Gluth geschwellt;
Dem jähen Riß der Blitz entschnellt.
Es steigen aus der Tiefe Schlund
Meerungeheuer, lauern rund
Um das umtoste Felsenriff.
Von fern sieht sie ein kämpfend Schiff
Sich nähern — athmet wieder frei.
Umsonst! umsonst! Es treibt vorbei.
Wohl bracht' es alte Freunde her,
Doch flaue Herzen, liebeleer;
Und ruft auch Einer ernst: „Leg' an!"
Zittern die Andern, Mann an Mann,
Und überschrei'n ihn laut: „Stoß' ab!
Fort aus dem salz'gen Wellengrab!"
Nur Eines bleibt, wo Alles sinkt,
Nur Eines jetzt auch Trost ihr winkt:
Ein rein' Gewissen! Voller Muth
Schwingt sie sich aus der Todesfluth,
Fühlt mitten in des Leidens Schooß
Sich reich und glücklich, frei und groß,
Ruft, ohne Hilfe, Trost zu seh'n:
„Der Wille Gottes muß geschehn!"

Digitized by Google

Wiewohl Vondel den Kampf nicht scheute, so war es ihm bei seiner unverhohlenen Meinungsäußerung nicht um Kampf zu thun, sondern um Recht und Freiheit. Mit wahrer Herzensfreude begrüßte er 1648 den langersehnten westphälischen Frieden, der Europa nach langem, schrecklichem Religionskrieg endlich frohere und glücklichere Tage zu verheißen schien. Er verherrlichte das große politische Ereigniß in einem idyllischen Festspiel (Landspel): „Die Leeuwendalers". Von der Fabel des Stückes gibt er selbst die folgende Skizze:

„Als die Leeuwendalers, durch Frieden und Glück verwöhnt und übermüthig geworden, bei den Festspielen des Vieh- und Jagdgottes Pan ihre große Landmahlzeit hielten, trug es sich zu, daß sie Alle, benebelt und betrunken, von Worten zu Fäusten und Messern kamen. Warandier, wegen seiner Stärke und Frömmigkeit der Held zubenannt, ein Sohn des Waldgottes, und Duinrijk, ein Sohn Pans, warfen sich mitten in das Gefecht, um Unheil zu verhüten und die Erhitzten auseinanderzubringen, und verloren dabei unschuldig das Leben. Wald- und Landgötter, hierüber erbost, quälten nun die Landschaft, so daß sie seither keine Ruhe mehr hatten; die Südseite und die Nordseite blieben durch Haß und Neid geschieden und schädigten und plagten einander täglich, die Südseite unter ihrem Führer Landskroon, die Nordseite unter Volkaart und dessen Mitheimräthen. Godeliebe, die Wittwe Warandiers, war an der Leiche ihres Mannes gestorben und hatte einen Sohn hinterlassen, Adelaart mit Namen, den Landskroon an Sohnesstatt annahm und auferzog. Vredegund, Duinrijks schwangere Wittwe, war gezwungen, mit Kommerijn, deren Mann unverdienter Weise umgebracht worden, auf die Dünen zu flüchten, wie viele andere Frauen: da gebar sie ein schön Töchterlein, gab der treuen Amme Kommerijn ihren Brautring und nahm ihr das Gelöbniß ab, das Kind (weil man aus Bosheit Duinrijks Blut ausrotten wollte und sie deßhalb Vergiftung befürchtete) unbekannt als Findling vor Heemrad Volkaarts Thür zu legen und dessen Abkunft zwanzig Jahre lang zu verheimlichen. So wurde dieses Kind, mit einem Blutröschen auf dem Arm geboren, im Hag gefunden, Hageröschen genannt und dem großen Vreerik überliefert, der es sorgfältig aufzog. Kommerijn, aus ihrer Armuth vertrieben und hier länger kein Heil erwartend, zog nach der Fremde, wo sie sich ärmlich und ehrlich durchschlug. Verschiedene Anzeichen von bevorstehenden Bedrängnissen und ein schrecklicher Schweifstern, der vor ihrem Gemach aufging und die Landsassen bedrohte, bewogen sie, bei Velleede, der Priesterin und Prophetin des Pan, Rath zu fragen, welche jährlich einen am festgesetzten Tag durch Wahl und Loos bestimmten Jüngling forderte, um ihn dem beleidigten Gott zu opfern nach der Verfügung des Wildemans, der ihnen von Pan zugesandt worden war; und obwohl man mittlerweile oft bei Velleede um Befreiung anhielt, vertröstete sie nur mit doppelsinnigen Antworten. Alt und arm kehrte Kommerijn nach zwanzig Jahren wieder zurück, auf eine Erscheinung Vredegunds hin, welche ihr rieth, den Schlupfwinkel

Digitized by Google

ihrer Verbannung, ebenfalls durch Zwietracht und Aufruhr gestört, zu verlassen und ihr Vaterland und ihre alte Nachbarschaft wieder aufzusuchen, wo sie ihr Glück finden sollte. Sie kam da just am selben Tage an, als das blutige Loos auf Adelaart fiel und er nach vielem Haber dem Wildeman zur Verfügung gestellt ward. Hageröschen bot sich aus Liebe und bewogen durch Adelaarts standhafte Dienstfertigkeit (der sie auch früher einmal auf der Jagd aus den Händen eines Verfolgers entrissen hatte) an, für ihn zu sterben; aber Pan verhinderte den Schuß und schob das Opfer auf, nicht ohne einen dunkeln Ausspruch, über welchen die Umstehenden verblüfft standen. Kommerijn kam auf dieses Gerücht an, hörte den Namen Vredegunde's nennen, gerieth mit den Leuten in's Gespräch, brachte die Geburt und Abkunft Hageröschens an den Tag und wurde für ihre Treue belohnt. Da bekam man Licht über den Orakelspruch, schloß die Ehe zwischen Adelaart und Hageröschen, den beiden Abkömmlingen der ländlichen Götter, und vereinigte und versöhnte in diesem Paar die Nordseite und die Südseite. Landskroon anerkannte die Nordseite von Leeuwendal als freies, selbständiges Land. Man bewillkommte und umhalste einander von beiden Seiten und darauf ward die Hochzeit gefeiert."

In der Ausführung des Stückes waltet derselbe muntere, poetische Hauch, wie in dem Entwurfe. Virgils Eklogen und Georgica schweben dem Dichter noch vor, aber nicht mehr so gebieterisch, wie früher die Aneïde im Gijsbrecht van Aemstel. Einmal in seinem niederländischen Landleben drin, überläßt sich der Dichter frei und froh den eigenen lebendigen Eindrücken der vollen Herzensfreude, welche die Friedensbotschaft in seiner Brust erweckt. Statt genau zu allegorisiren, gibt er dem Märchen nur im Allgemeinen einen allegorischen Hintergrund und macht dann seiner Freude nur dadurch Luft, daß er mit jugendlicher Lebendigkeit das Märchen durchführt. Schon die Eröffnungsscene ist ein köstliches Genrebild, von niederländischer Gemüthlichkeit eingegeben und mit feinem classischem Geschmack ausgeführt. Die alte Kommerijn betritt nach zwanzigjähriger Verbannung wieder ihr liebes Heimathdorf, wo der alte Walter, der Ausrufer und Bote, eben den großen Opfertag ankündigt:

Kommerijn: Zu guter Stunde zeigt der klare Morgenstrahl,
Der Sonne Vorbot', mir mein altes Leeuwendal,
Mein liebes Heimathdorf und seine schattigen Wälle,
Längs denen frisch der Bach mit ruhigem Gefälle
Glättet den Ufersand und Süd' und Norden theilt,
Indeß der Morgenwind im Baumlaub rauschend spielt.
Hier ragt der Leeuwensteg und drüben streckt die Linde
Bebend die Arme aus: ach, sie ist auch schon krumm
Und grämlich, wie ich selbst, von hohem Alterthum.

Digitized by Google

Im Gras hier sah ich einst von Rahm die Kühe schwellen,
Drüben das volle Obst und Pflaumen und Morellen.
Dort ragt das Heiligthum des Landgotts Pan hervor,
Das nied're, stille Dach, bedeckt mit Moos und Rohr,
Wo's Volk um Segen fleht. Ich seh' die Bauernhäuschen,
Ich höre, wie mir däucht, von fern die Wogen brausen.
Zu guter Stund' kam ich, ob keuchend auch, hier an,
Es dämmert schon der Tag, es kräht der wack're Hahn
Und weckt den Landmann auf und tausend Nachtigallen,
Von deren freiem Sang die Hügel wiederhallen.
O guter Vater Pan! Beschützer uns'res Viehs,
O zürn' mir nicht, daß ich die Heimath wieder suchte,
Ach, meines Herzens Ziel, das sehnend sich gerührt.
Hat Bredegunde's Ruf mich bis hierher geführt,
Lenk' du mich weiter nun mit diesem krummen Stock,
An dem ich keuchend wanke, und tilg' den alten Groll,
Des Streites Wurzel aus; sie sproßte schon zu lange,
Daß Fried' und Lieb' einmal die Herzen all' umfange!

Blinde Wouter: Auf! Leeuwendaler, auf! Der Sühnetag ist da!
Die Schreckensfrist ist um und fordert euch, zu loosen,
Der Wildeman hat noch die Pfeile nicht verschossen:
Sein Opfer heischt er heut' für euern freveln Streit.
Auf! Leeuwendaler, auf! Der Gott ruft — seid bereit!

An die neugierige Frage Kommerijns, was der Ruf bedeute, knüpft sich schlicht und natürlich die einfache Exposition. Die Verwickelung ergibt sich ebenso ungezwungen aus der zunehmenden Bedrängniß des Volkes und aus der wachsenden Liebe Adelaarts zu Hageröschen. Sie erreicht ihren Höhepunkt, als das Opferloos Adelaart trifft, Hageröschen sich vergeblich für ihn zum Tode anbietet und nun der Wildeman erscheint.

Wildeman: Hervor, mein flinker Bogen, hast mich nie
Im Stich gelassen; bist zu zäh zum Brechen!
Komm', ich will schärfer spannen dich als je.
Nun auf dem Nagel noch des Pfeiles Spitze
Geprüft. Das Nöthigste vor Allem! Angelegt!
Halt' fest! halt' fest! Der Pfeil wird durch sich bohren!

Hageröschen: Zuerst durch mich! Ziel', Unhold, auf mein Herz,
Das deinem Mörderbogen muthig trotzt.
Mein Lieb! mein Adelaart! Zum letzten Abschied
Umarm' ich dich. Bewahr' mir deine Treue!
Nun weih' ich mich dem Tod, an deiner Statt.
Was säumst du, Schütze? Gibt's ein schön'res Ziel?
Leg' an auf meine Brust! Drück' ab, drück' ab, du Räuber!

Adelaart: Hag'röschen, meine Blume, du mein Trost!
Was kömmt dich an?

Digitized by Google

Breerik: Wahnsinn und Tollheit!
Fort, fort mit dir! Ich leid' es nicht!
Hageröschen: Was kann ich
Denn Beff'res thun? So muß ein Lieb sein Lieb
Beschützen und beschirmen; so stirbt es
Getrost und froh in des Geliebten Armen.
Abelaart: Du sterben? Nimmermehr! Daß du dein Leben opferst,
Daß deine Brust mir diene als ein Schild,
Das duld' ich nicht; fort, fort, geliebte Braut!
Die Götter fordern mich als Opfersühne!
Hageröschen: Sie zürnen mir, wenn sie mein Opfer weigern.
Breerik: Ein Jüngling wird gefordert, keine Maid.
Hageröschen: Dann soll der Todespfeil uns Beide treffen,
Das Herz des Bräutigams durch's Herz der Braut.
Wildeman: So gilt es Mann und Weib, ich schwör's beim Vater!
Breerik: Fort, fort, mein Kind! Er zielt, er schießt euch Beide!
Hageröschen: Schieß' zu, schieß' zu nur, Unhold, keine Noth!
Aus Liebe sterben, ist ein süßer Tod!
Abelaart: Halt' ein, halt' ein! Hag'röschen, du mein Leben!
Hageröschen: Triff meine Brust zuerst!
Wildeman: Ich pack' euch Beide!
Ich kenn' nicht Magd, nicht Knecht, kein Vorn und Hinten.
Der Pfeil ist blind. Hui! hui! Er fliegt! Er trifft!

Jetzt erscheint Pan als Deus ex machina und rettet die Beiden vom Tode. Kommerijns Ankunft hellt die räthselhaften Worte des Gottes auf, und friedlich löst sich der jahrelange Streit im festlichen Hochzeitsreigen der beiden Götterkinder.

„'s ist Hochzeit auf der Heiden,
's ist Hochzeit auf dem Land.
Tanzt fröhlich um die Beiden
Und hüpfet Hand in Hand
Um Hag'röslein und Abelaart,
Die wahre Liebe hat bewahrt,
Die treue Minne hält vereint,
O trautes, süßes Band!
Freund' sind durch sie geworden
Sich wieder Süd' und Norden,
Die Zwietracht ist bezwungen,
Der Liebe Band geschlungen,
Aus ist's mit Zorn und Wuth und Streit,
Der Hader stirbt, es weicht der Neid,
Der Zwist ist fortgesprungen."

Das gemüthliche Stück entsprach der allgemeinen Volksstimmung. Es kam auf die Bühne und fand so lebhaften Beifall, daß es auch nach dem Friedensjahre 1648 noch öfter wieder gegeben wurde.

Digitized by Google

Im folgenden Jahre (1649) ſchlug Vondel wieder ernſtere Accorde an. Er bearbeitete den Fall Salomons in einer fünfactigen Tragödie, die ebenfalls günſtige Aufnahme fand und ſich viele Jahre hindurch auf der Bühne hielt. Der Literaturhiſtoriker Jonckbloet, der Vondel nicht ſehr geneigt iſt, bezeichnet ſie als das beſte ſeiner Stücke. Dieſe Anſicht wird indeß von den meiſten andern niederländiſchen Kritikern nicht getheilt; doch ſpenden ſie der meiſterhaften Sprache wie der großartigen Ausführung des ergreifenden Seelengemäldes hohes Lob. Und dieſes Lob wird wohl Jeder gerechtfertigt finden, der nicht von vorneherein bibliſche Stoffe von ſeinem Intereſſe ausſchließt.

A. Baumgartner S. J.

Die Reform unſerer Gymnaſien.

X. Das bureaukratiſche Staatsexamen für das höhere Schulamt.

Das widernatürliche Schulmonopol des heutigen Staates hat den Unterricht und die Erziehung der Jugend faſt ausnahmslos der papierenen Herrſchaft des mitunter unfähigen Beamtenthums unterworfen[1]. Seufzt nun ſchon die deutſche Schule unter dieſem ſchweren Joche, ſo noch mehr die lateiniſche, oder nach heutigem Sprachgebrauche: das Gymnaſium. So iſt unſere gelehrte Bildung abgründlich verzopft. Unſere Mittelſchulen ſind zu wenig auf dem lebendigen Umgange des Lehrers mit den Schülern gebaut, ſie ſind zu ſehr bloße bureaukratiſche Maſchinerien, in welcher jeder Lehrer ein Rädchen oder einen Hebel bildet, bis der Junge geſchniegelt, „reif", aus dieſer Fabrik auf die Univerſität kommt. Und wie der Schüler, ſo muß auch der künftige Lehrer eine zwar höhere, aber immerhin eine Bildungsfabrik durchlaufen und eine letzte geiſtige Heerſchau durch Beamte beſtehen, bis er würdig, fähig und berechtigt erfunden wird, die vaterländiſche Jugend in das Potpourri moderner

---

[1] Wir können dieſes Schulmonopol des liberalen Staates, obgleich es die brennendſte Wunde in der Gegenwart iſt, hier nicht weiter verfolgen, verweiſen daher auf unſere Broſchüren: A. Oſſeg, Die geiſtige Knechtung der Völker durch das Schulmonopol des modernen Staates. Amberg, Habbel, und: Das göttliche Recht der Familie und der Kirche auf die Schule. Mainz, Kirchheim.

Digitized by Google

Gymnaſialfächer einzuführen. Dieſer allſeitige Beamtenzwang im Lehrweſen iſt ein Übel für die Geſellſchaft und den Staat, für Lehrer und Schüler, für Glauben und Wiſſen, für die Erziehung und den Unterricht; ein Übel, unter welchem ein gewiſſenhafter Schulmann kaum mehr beſtehen kann[1]. Wir haben die Lehr- und Lernfreiheit auf dem Papiere, den unerträglichſten Lehr- und Lernzwang im Leben.

Vom Zwange iſt auch die Staatsprüfung „für das höhere Schulamt" umſtrickt; denn was einmal der Schreibſtube anheimgegeben iſt, das wird bis herab auf's Kleinſte normirt.

Die preußiſche Staatsprüfung[2] verlangt vom Candidaten ein akademiſches Triennium, wovon mindeſtens die Hälfte auf einer „inländiſchen" Univerſität zugebracht ſein muß; ſchon eine doppelte Beſchränkung der Freiheit, für welche ein vernünftiger Grund kaum zu finden iſt. Warum ſoll nämlich der künftige Schulmann gerade auf einer Univerſität und nicht etwa durch Privatſtudium ſich ausbilden? Warum mindeſtens drei Jahre lang, da Manchem zwei genug ſind? Und wenn doch einmal die Vorbereitung „akademiſch" ſein muß, warum der anderthalbjährige Zwang zu einer „inländiſchen" Univerſität? Es ſieht ja aus, als ob man den Hochlehrern ihre Zuhörer amtlich zuſchleppen müßte! Sind die Gewäſſer von Damaskus nicht ebenſo gut, als die des Jordans? — Sodann wird der Kreis (sit venia verbo) der Gymnaſialkenntniſſe für den zu Prüfenden zu ſeiner freien Wahl in vier Kategorien zerlegt: a) die philologiſch-hiſtoriſche, b) die mathematiſch-

---

[1] Unter dem zwar katholiſchen, aber über-bureaukratiſchen Regimente des Miniſteriums v. Abel in Bayern klagte K. L. Roth (Gymnaſial-Pädagogik, S. 409): „Es iſt mir längſt klar geworden, warum Maßregeln möglich wurden, die vor dem Forum jeder Pädagogik, auch der früheren jeſuitiſchen, verwerflich waren. Sie wurden ermöglicht dadurch, daß die militäriſche Einrichtung und Unterordnung auf die Verwaltung und ſo auch auf das Unterrichtsweſen übergetragen worden iſt. Nach dem Sinne dieſer Einrichtung darf kein Diener mehr ſein Amt als den von Gott ihm zugewieſenen Beruf betrachten; vielmehr ſoll er ſich damit beruhigen, daß er das Anbefohlene ausgerichtet habe.... Der Offizier iſt freilich nur ſeinem nächſten Obern verantwortlich; der Lehrer und Schulvorſteher aber auch, und ich glaube noch mehr den Schülern und deren Eltern, welche mit Recht erwarten, daß nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen gelehrt und erzogen werde." — Wenn nun das im Grunde eifrig-chriſtliche Cabinet von Abel dennoch hie und da dem Gewiſſen wehe that, wie iſt es erſt unter einem Cultusminiſter, der aus ſeinem Haſſe gegen jedes poſitive Chriſtenthum nicht einmal ein Hehl macht! Dieß ſind die Folgen des ſtaatlichen Schulmonopols.

[2] Wieſe, II. S. 65 ff.

Digitized by Google

naturwiſſenſchaftliche, c) Religion und Hebräiſch, d) neuere Sprachen. Zwei Diſſertationen müſſen vom Candidaten innerhalb ſechs Monate ausgearbeitet und eingereicht werden, für a) in lateiniſcher, für b) und c) in deutſcher, für d) in den betreffenden neueren Sprachen. Sind dieſelben genügend erfunden worden, ſo folgt die mündliche und ſchriftliche Prüfung nebſt Lehrprobe, und im Falle des Gelingens wenigſtens ein Probejahr an einem Gymnaſium oder einer Realſchule, nach welchem ſich der Candidat um ein Lehramt melden kann.

Die öſterreichiſche Prüfungsordnung vom 24. Juli 1856 iſt in den Hauptzügen der eben genannten entlehnt; nur ſtellt ſie fünf Kategorien auf: a) claſſiſche Philologie, b) Geſchichte und Geographie, c) Mathematik und Natur-„Wiſſenſchaften", d) Philoſophie nebſt einem anderen Gymnaſialfache, e) deutſche oder eine andere Landesſprache für das ganze Gymnaſium, nebſt Lateiniſch und Griechiſch[1]. Die Prüfung hat fünf Abtheilungen: Hausarbeiten, Clauſurarbeiten, mündliche Prüfung, Probelection und Probejahr ausſchließlich an einem öffentlichen Gymnaſium.

Wir haben ſchon früher darauf hingewieſen, wie widerſprechend es iſt, den Gymnaſial-Lehrſtoff zu Gunſten des Lehrers in vier bis fünf Kategorien zu zerlegen, dagegen ihn ganz und ungetheilt dem viel ſchwächeren Schüler auf die Schulter zu laden.

Wir anerkennen zwar den guten Willen der Behörden, den Gymnaſien möglichſt gute Lehrer zu verſchaffen, nachdem doch einmal das ganze Schulweſen den Beamten ausgeliefert, die alte Lateinſchule zu einem Univerſitätchen erhoben und die frühere Einheit der Lehre und des Lehrers in das heutige Vielerlei von Fächern und Fachlehrern aufgegangen war. Auch fehlt es nicht an amtlichen Lobpreiſungen der neuen Ordnung. So ſchreibt Dr. Schwartz, Gymnaſiums-Director zu Poſen, im „Organismus der Gymnaſien" (Berlin 1876) gleich zur Einleitung: „Wenn in früheren naturwüchſigen Zeiten der Charakter einer gelehrten Schule ſich im Ganzen beſtimmte nach den an derſelben herrſchenden Traditionen und den an derſelben wirkenden Perſönlichkeiten, ſo hat ſich, je einheitlicher und ſelbſtbewußter (?) ſich alle Culturverhältniſſe des preußiſchen Volkes entwickelten, auch nothwendiger Weiſe ein gemeinſamer Typus der betreffenden Anſtalten, getragen von der

[1] Franz Hübl, Handbuch für Directoren ꝛc. 2. A. Prag 1878. S. 211 ff. „Prüfungsvorſchriften für Lehramts-Candidaten."

Digitized by Google

allgemeinen Schulgesetzgebung (!), herausgebildet. Was einzelne Gymnasien dabei an Individualität und gleichsam unmittelbarer Frische eingebüßt, ist der Allgemeinheit an Sicherheit in den Resultaten (?) zu gute gekommen, die bei den bestimmten Formen durch die Macht der Institutionen an sich erzielt wurden." — Aber sieht man diesem amtlichen Erguſſe nicht das Gezwungene und Geschraubte an? Wenn die frühere Schule naturwüchsiger war, wenn die persönliche Kraft des Lehrers mehr zur Geltung kam, also das wissenschaftliche Leben und Wirken individueller, unmittelbarer und frischer war, so muß sich unsere heutige papierene Unterrichtsschablone davor in die Erde verkriechen, besonders da die „Resultate" als ungenügend allgemein anerkannt sind.

Daher lautet das Urtheil unbefangener und mehr selbständiger Schulmänner auch über die jetzige Vorbereitung zur Lehrerprüfung weit düsterer. Unter Anderen schreibt Nötel in Kottbus[1]: „Man braucht sich nicht zu dem Eingeständnisse herbeizulassen, daß unsere höheren Lehranstalten in einem langsamen, aber doch merklichen Rückgange ihrer Leistungen begriffen seien, um auf die Wahrnehmung geführt zu werden, daß die Vorbereitung der Schulamts-Candidaten für die praktische Seite ihres Berufes Manches zu wünschen übrig läßt. Diese unliebsame Erfahrung drängt sich dem aufmerksamen Beobachter unmittelbar auf und legt ihm die Erwägung nahe, wie dem Übel abzuhelfen sein möchte." Das Übel liegt im Verlassen unserer sämmtlichen Schulüberlieferungen, in der Aufrichtung einer neuen, rein theoretischen und doctrinären Schuleinrichtung, mit welcher die Vorbereitung und Prüfung des Schulamts-Candidaten übereinstimmend gemacht wurde. Sehen wir von jeder halb-amtlichen Schönfärberei ab und einzig auf die Wahrheit hin, so müssen wir sagen, daß das von der Bureaukratie beliebte Staatsexamen für das höhere Schulamt keine Bürgschaft bietet und verfehlt ist. Wir werden diesen Satz im vorliegenden Aufsatze beweisen.

Die Staatsprüfung umfaßt drei Momente: 1) das dreijährige Universitätsstudium als Vorbereitung; 2) das Examen selbst; 3) das Probejahr des bestandenen Candidaten. Wir sagen nun, daß der erste Theil ganz unpassend, der zweite unzureichend ist, und daß daher auch der dritte Theil, das Probejahr, obgleich im Verhältnisse noch das Beste

[1] „Die Ausbildung des Candidaten des höheren Schulamts" in Masius, Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1877, S. 233.

Digitized by Google

von Allem, uns nicht ſicherſtellt, tüchtige und praktiſche Schulmänner zu erhalten.

A. Das dreijährige Univerſitätsſtudium.

Wie der Theologe, der Juriſt und der Mediciner wenigſtens die beſtimmte Zahl von Semeſtern den akademiſchen Studien obliegen müſſen, ſo hat die Bureau-Weisheit auch den künftigen Schulmann drei Jahre lang auf die Univerſität geſprochen, wo er ſein „Fachſtudium" betreiben ſoll.

Wenn aber je, ſo trifft hier der Satz ein: Si duo faciunt idem, non est idem. Der Theologe, Juriſt und Mediciner haben auf dem Gymnaſium (bezw. Lyceum) nur jene gelehrte Grundbildung errungen, welche das Fundament der Fachwiſſenſchaft ausmacht; von ihrer ſpeciellen Doctrin aber haben ſie höchſtens gelegenheitlich einige Elemente gehört, aber noch nichts gelernt, ſo daß ihnen das akademiſche Fach etwas ganz Neues, erſt zu Erlernendes iſt. Wie ſteht es aber bei dem „Philologen"? Soweit ſein Fach auf dem Gymnaſium zu lehren iſt, hat er es ganz und gar gelernt, hat darüber ſeine Prüfung beſtanden, und zwar gut beſtanden, denn erfahrungsmäßig wenden ſich nicht die Mittelmäßigen dem Lehrfache zu. Warum alſo konſcribirt man ihn für jenes Sammelſurium von Fächern, das man heutzutage unter der philoſophiſchen Facultät zuſammenfaßt? Was ſoll er da ſtudiren? Die „höhere Philologie", Textkritik, claſſiſche Literatur, höhere Auffaſſung und Ergründung des Alterthums ꝛc., alſo Dinge, die er auf dem Gymnaſium nicht gebrauchen kann, die er, ſoweit er ſie gebrauchen darf, entweder ſchon weiß oder beſſer für ſich allein erlernt; er muß ſich auf das Amt eines akademiſchen Docenten vorbereiten und ſoll doch Schulmann an irgend einer Lateinſchule werden. Iſt das nicht ein Räthſel?[1]

Man wird uns einwerfen, daß der Gymnaſiallehrer an Wiſſen über ſeiner Klaſſe ſtehen, daß insbeſondere der Lehrer der Ober-Prima an philologiſchen Kenntniſſen über das ganze Gymnaſium emporragen müſſe, und daß eine ſolche Bildung am zweckdienlichſten auf der Univerſität geholt werde.

Wir geben die beiden Vorderſätze zu, nimmermehr aber den Schluß-

[1] Da die „Realien" in der Hauptſache akademiſche Fächer ſind und einen „akademiſchen" Vortrag erfordern, ſo haben wir ſelbſtverſtändlich nichts dagegen, daß der künftige Lehrer z. B. der Phyſik ſich auf der Univerſität für ſein Fach vorbilde.

Digitized by Google

ſatz. — Gewiß ſoll der Lehrer jene Klaſſe, in welcher er wirkt, auch in theoretiſcher Beziehung überragen. Aber welcher angehende Lehrer wird denn ſofort in die Prima befördert? Muß er nicht vielmehr in einer unteren Klaſſe beginnen und dann je nach Verdienſt aufrücken? Bleiben wir alſo beim Bildungsgrade ſelbſt ſtehen, ſo müſſen wir zugeben, daß ein junger Mann, welcher ſein Gymnaſium und Lyceum mit Ehren durchlaufen hat, an Wiſſen über den unteren Klaſſen ſteht und daß er ſeine weitere Ausbildung nicht bloß durch das Lehren ſelbſt (docendo discimus), ſondern auch durch eigenes Studium, vollends unter Anleitung eines bewährten Schulmannes, tauſendmal beſſer gewinnen wird, als jemals auf einer Univerſität.

Wir dürfen nie vergeſſen, daß die philoſophiſche Facultät höchſtens auf das akademiſche, nimmer aber auf das Gymnaſial-Lehramt vorbereitet. Selbſt F. A. Wolf läßt dieſes in Beziehung auf ſein philologiſches Seminar deutlich herausmerken, indem er ſchreibt: „Das Seminarium philologicum iſt lediglich für die zwei oder drei oberſten Klaſſen gelehrter Schulen, ſofern es für Schulen iſt. Es iſt nämlich zugleich ein Inſtitut zur Aufrechthaltung der Gelehrſamkeit und Bildung akademiſcher Docenten in einem Fache, für welches ſonſt der Staat nichts thut.“[1] Alſo lediglich für die zwei bis drei oberſten Klaſſen der Gelehrtenſchule läßt ſich beim akademiſchen Seminar etwas holen; eigentlich aber iſt es eine Anſtalt für akademiſche Lehrer, zu deren Heranbildung ſonſt der Staat nichts thäte. Als man 1787 in Wolf drang, er ſolle doch mehr Rückſicht auf die Heranbildung von Schulmännern nehmen, drohte er mit dem Rücktritte von ſeinem erſt ein Halbjahr beſtehenden Seminar. Erſt in einer ſpäteren Epoche erkannte er, daß, während die eigentlichen philologiſchen Übungen, das Erklären der Alten und die Ausbildung des lateiniſchen Stils immer die Hauptſache ſein müßten, doch der Director zugleich auf die Bildung geſchickter Schulmänner bedacht ſein ſolle, er daher auch auf die Beförderung der einem gelehrten Schulmanne nöthigen Kenntniſſe nach Möglichkeit ſehen müſſe. Aber das iſt ein Troſt in Worten, wenn wir Alles ſagen ſollen, eine Ausflucht; das Wolf'ſche Seminar, welchem die ſpäteren nachgebildet worden ſind, war und iſt eine Bildungsanſtalt für das Univerſitäts-, nicht für das Gymnaſial-Lehramt. An dieſen philologiſchen Seminarien

[1] Bei Roth, Gymnaſial-Pädagogik, S. 283, wo überhaupt das Nähere über die auch hierin unentſchiedene Anſchauung Wolfs zu finden iſt.

Digitized by Google

lehren ausſchließlich Univerſitäts-Profeſſoren, und zwar in akademiſcher Weiſe. Aber um Alles in der Welt! Wie wiſſen denn *ſie*, wo den Gymnaſiaſten und ſeinen Lehrer der Schuh drückt! Sie führen ihren Hörer in Regionen, wahre μετέωρα, die hoch über dem Gymnaſium liegen, alſo praktiſch gar nicht verwerthet werden können, als wiederum auf der Univerſität.

Was wir nöthig haben, das ſind Schulmänner, *praktiſche* Schulmänner, Gymnaſial-Schulmänner, und dieſe werden gerade gar nicht auf den Univerſitäten gebildet. Grau iſt die daſelbſt geholte Theorie, „doch grün des *Lebens* goldener Baum".

Hierin geben uns alle unbefangenen Schulmänner Recht. G. *Wendt* ſagt in der „Zeitſchr. für Gymn." (1876, S. 514): „Gelehrte werden uns auf den Univerſitäten gebildet, Lehrer wenig. Das hängt aber mit der großen Vereinzelung des Forſchens zuſammen; auch damit, daß die neuen Gebiete der Wiſſenſchaft der Schule ziemlich fern liegen.... Mit jungen Männern, welche irgend ein Kapitel der vergleichenden Grammatik ſtudirt und darüber die Lectüre der Schriftſteller vernachläſſigt haben, iſt uns herzlich ſchlecht gedient: ſelbſt die ſcharfſinnigſte Konjecturalkritik nützt dem Lehrer wenig, wenn er nicht ſchulmäßig zu interpretiren, für die Claſſiker ſprachliches und ideelles Verſtändniß, aber auch Intereſſe und Liebe zu wecken vermag." — Im Allgemeinen kann man ſagen: Was der Candidat auf der Univerſität lernt, das iſt etwas Theorie, die er kaum oder nicht gebrauchen kann; was er aber lernen müßte, das *praktiſche* Schulmeiſtern, das lernt er an der Hochſchule gar nicht, beſonders ſeitdem ſogar die eigentlichen Fachſtudien ſo überaus gelehrt und ſo wenig für's Leben gegeben werden, oder wie Nötel[1] ſagt: „An der Thatſache iſt nichts zu ändern, daß die akademiſchen Lehrer als ſolche keine Garantie für ihre Befähigung zur *praktiſchen* Vorbildung künftiger Schulmänner bieten."

Und laſſen wir den jungen Mann, der ſich auf das Schulamt vorbereiten will, die Univerſität beſuchen, was ſtellt ſich heraus? In den allermeiſten Fällen, ſelbſt an den philologiſchen Seminarien, iſt er zum bloßen Hören, zur Alles verſchluckenden Reception verurtheilt. In das Kehricht der Lesarten wird er vom Hochlehrer hinabgeſchleppt und in die angeblichen Sonnenhöhen des claſſiſchen Geiſtes hinaufgewirbelt, den Inferno der Theorie und das Paradies der akademiſchen Gelehrſamkeit

[1] A. a. O. S. 235.

Digitized by Google

darf er, bald fröstelnd, bald staunend, an der Hand des Stärkeren durchwandern; aber er wird überall geführt und kommt daher kaum zu selbstthätigem Forschen und Denken. Es geht ihm daher, wie gewissen Jünglingen auf unseren landwirthschaftlichen Akademien, die vor lauter Theorie später nach ihrer Heimkehr das ererbte Gut nicht bewirthschaften können. Bei der schrecklichen Zersplitterung unserer modernen Wissenschaften und insbesondere auch der Philologie (man denke an die 24 Disciplinen Wolfs) wird der Horizont zu weit, zu verschwimmend, wie der Ausblick auf die hohe See, so daß der junge Mann vor diffusem Wissen die Festigkeit und Gründlichkeit der Erkenntniß einbüßt[1].

Selbst wenn er in den philologischen Seminarien zu Stilübungen und zum Erklären alter Schriftsteller angeleitet wird, so ist auch dieses wieder akademisch und gelehrt, nicht für die Lateinschule und das Lehramt berechnet. Er mag hie und da, zu oft kommt's nicht vor, einen erträglichen lateinischen Stil schreiben lernen, ohne daß er eine Ahnung davon bekommt, wie man die nämliche Fertigkeit 12—16jährigen Schülern beibringen kann. Und die Erklärung der Schriftsteller! Diese ist nach Kräften akademisch gelehrt und für die Schule möglichst unbrauchbar, daher selten praktisch. Man behandelt ja mit Vorliebe, wo nicht ausschließend, die schwereren Auctoren: Tacitus, Plautus, Plato, die griechischen Dramatiker, also solche, die der Candidat vielleicht nach zwei Jahrzehnten einmal in den obersten Klassen behandelt, wenn ihm gnädige Sterne auf seiner dornenvollen Laufbahn schimmern. Bis dorthin aber hat er sicher jene akademischen Vorlesungen vergessen, oder wenn er sie noch „schwarz auf weiß besitzt", so wird er sehen, daß er das Allerwenigste davon auf dem Gymnasium gebrauchen kann, kurz, daß er nun selbst forschen und studiren muß, und zwar in ganz anderer Weise, als im Seminar.

Roth[2] sagt daher: „Mir scheint das Halten besonderer Vorlesungen für die Mitglieder eines philologischen Seminars ein überflüssiges Ding

---

[1] Selbst A. Lange, der in den Jahn'schen Jahrbüchern 1858 eine glänzende Vertheidigung des Wolf'schen Seminars veröffentlichte, muß gestehen: „Hat man doch bemerkt, daß jüngere Schulmänner, weit entfernt, in der Fülle jüngst vergangener Generationen aus dem lebendigen Quell antiken Lebens zu schöpfen, vielmehr oft kaum im Stande sind, den Schriftsteller, den sie erklären sollen, fließend und zu eigenem und fremdem Vergnügen zu lesen und zu erklären; aber ‚Fragmente können sie sammeln!' rief man voll Ironie und Unmuth aus." Was hat z. B. Ritschl trotz seiner großen Gelehrsamkeit für Heranbildung von praktischen Schulmännern geleistet?

[2] Gymnasial-Pädagogik, S. 293 f.

Digitized by Google

zu sein, dagegen eine tägliche Übung im Übersetzen und Erklären vorzugsweise derjenigen Auctoren, welche im Gymnasium behandelt werden, um so nothwendiger und fruchtbarer. Und zwar sollte selbst Cornelius Nepos oder, wo man mit Chrestomathien anfängt, die Chrestomathie für das Seminar nicht zu gering sein. Denn wie sollte der Seminarist für sein Probejahr oder für seinen Eintritt in's Gymnasial-Lehramt guten Willen mitbringen, wenn im Seminar ein die Anfänge geringschätzender Geist vorwaltet? Überdem rächt es sich an Jedem, der durch einen Sprung gleich auf obere Stufen gelangt, daß er die unteren nicht betreten hat: er kommt in die Lehrhaftigkeit nie recht hinein."

Ganz einverstanden. Aber wie wird man die akademischen Lehrer für minder vornehme Auctoren begeistern können, so lange es vornehmere Künste, z. B. die Textesverbesserung durch Konjecturen à la Bentley, gibt? Und in der That sehen wir gar nicht ein, warum die Einführung des Candidaten in die am Gymnasium zu lesenden Auctoren gerade auf der Universität geschehen muß, während es einen viel kürzeren und besseren Weg zum nämlichen Ziele gibt.

Nein, auf der Universität lernt man wohl die „streitsüchtige, stolze und unbarmherzige Philologie", aber nicht das Schulmeistern und nicht jene Kenntnisse, die man dem Jünglinge später mittheilen soll. Der akademisch gebildete Candidat schwebt viel zu hoch über den Schülern, nicht eben aus Gelehrsamkeit, sondern aus Voreingenommenheit, unpraktischem Sinn und Unkenntniß der Jugend, vielleicht gar aus Nervosität, aufblähendem Dünkel und aus Selbstüberschätzung; Fehler, die man nirgends leichter erwirbt, als auf unseren heutigen Universitäten. Man stelle den „gelehrten" Mann in eine Klasse hinein zum Schulehalten, und man wird sich überzeugen, wo und wie der Candidat *nicht* soll gebildet werden.

Noch etwas ist zu bedenken. Wenn das akademische Triennium nicht auf ein oberflächliches Appretiren zur Staatsprüfung hinauslaufen, sondern eine tiefere philologische Bildung erzielen soll, so reicht es nicht hin. Wie soll der Candidat in sechs Semestern *sicher* werden in historischen, mathematischen und philologischen Studien? Daher wird er meist vier Jahre ansetzen müssen, und das fünfte als Probejahr noch als Zugabe erhalten[1]. Dieß ist offenbar zu viel des Opfers für eine im Grunde sehr beschränkte Laufbahn. Der Mediciner hat eine lachende

[1] Wir verweisen auf Nötel a. a. O. S. 236.

Digitized by Google

Ausſicht auf irdiſche Schätze, der Juriſt auf hohe Ehrenſtellen — dat Galenus opes, dat Justinianus honores —, aber der Lehramts-Candidat? Daß Gott erbarm! Jahrzehnte in einer unteren Klaſſe, ſehr ſpät in Prima, rari nantes werden Directoren, und endlich der Eine oder Andere Schulrath, die höchſte Sproſſe auf der kurzen, mit Dornen umflochtenen Leiter. Und für eine ſolche „Carrière“ allermindeſtens ebenſo große Studien, als der Juriſt und Mediciner machen muß![1] Verlangt nicht die Gerechtigkeit, dem Schulmanne zu ſeinem Ziel auf einer kürzeren Bahn, wenn es eine ſolche gibt, zu verhelfen? Daß in der That eine ſolche beſtehe, werden wir in dem folgenden Aufſatze zeigen; hier handelte es ſich nur um den Nachweis, den wir geliefert zu haben meinen, daß das dreijährige Univerſitätsſtudium als Vorbereitung auf das praktiſche Schulamt nicht paſſend iſt.

B. Die philologiſche Staatsprüfung.

Wie es im alten Italien für ein geſchlagenes und gefangenes Heer keine andere Pforte zum Leben gab, als daß die Gefangenen unter einem Joche durchkrochen, ſo gibt es im liberalen Staate keine Ermächtigung zum Schulamt ohne Prüfung. Wir gehen hier auf die ſtaatsrechtliche Seite dieſes höchſt fraglichen Staatsvorrechtes nicht ein; die Staatsprüfung iſt eine Folge des beklagenswerthen ſtaatlichen Schulmonopols; denn wenn die Regierung zugleich die General-Schullehrerin iſt, ſo muß ſie, da ihr die Candidaten ſonſt unbekannt ſind, dieſelben examiniren. Wenn wir nun eine ſolche Prüfung für ein Schulamt an einer Staatsanſtalt noch begreiflich finden können, ſo müſſen wir dennoch dieſelbe als übertriebene Forderung bezeichnen, wenn es ſich um ein Schulamt an Privatanſtalten handelt. Denn dafür, daß kein Unfähiger einſchleiche, kann und wird die betreffende Oberleitung, auch ohne den allernährenden Staat, ſchon ſelbſt ſorgen.

Die beſte Prüfung iſt nun die genaue Bekanntſchaft mit dem Leben und Streben des zu berufenden Candidaten. Wir haben bisher an allen außerdeutſchen biſchöflichen Gymnaſien die Erfahrung gemacht, daß die vom Oberhirten berufenen Lehrer ihren Poſten vollſtändig ausfüllten, obgleich ſie eine Staatsprüfung nicht gemacht hatten. Da man nämlich

[1] Zwar iſt, rein irdiſch betrachtet, das Loos wenigſtens der katholiſchen Theologen noch weniger lockend, als jenes des Lehramts-Candidaten; aber der Beruf zum Prieſterthum kommt von Gott und läßt den zeitlichen Vortheil vergeſſen.

Digitized by Google

die jungen, meiſt in Seminarien erzogenen Männer von Jugend an genau kannte, ſo konnte man die Geeigneten mit Leichtigkeit finden und hatte viel ſeltener einen Mißgriff zu verzeichnen, als in unſeren Lateinſchulen, deren Lehrer an der bureaukratiſchen Leine durch die Prüfung gegangen ſind. Genau ſo war es auch in den früheren „naturwüchſigen", d. h. vernünftigeren Zeiten: der Scholarch zog junge Leute, meiſtens ſeine beſſeren Schüler, an die Lehranſtalt, ließ ſie von der Pike an dienen und bildete ſie nach und nach zu tüchtigen Schulmännern heran.

Dagegen iſt die Staatsprüfung häufig an eine Kette von Zufälligkeiten geknüpft und ſomit kaum eine Bürgſchaft für die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des angehenden Lehrers. Das körperliche Befinden des immerhin voreingenommenen, durch Vorbereitungsſtudien erſchöpften jungen Mannes, ſein Bekannt- oder Unbekanntſein an dem Orte der Prüfung und mit der Prüfungscommiſſion, die Art und Weiſe der Frageſtellung, die verſchiedenen von den Einzelcommiſſionen angelegten Maßſtäbe, die Wahl der Fragen ſelbſt, der freundliche oder herbe Ton des Prüfenden, menſchliche Schwachheiten auf beiden Seiten und ſo vieles Andere machen nicht ſelten die Staatsprüfung mehr oder weniger zu einem Glücksſpiel.

Ganz aus dem Leben heraus ſchreibt Fahle[1] die Worte: „In jedem Falle ſind die Ergebniſſe der Staatsprüfung, wie das allſeitig conſtatirt und anders kaum möglich iſt, zumal da 7—8 verſchiedene Prüfungscommiſſionen verſchiedene Maße der Milde und Strenge und verſchiedene Interpretationen des Prüfungsreglements für ſich in Anſpruch nehmen, nicht nur durchaus ungleichartig, ſondern auch, was noch mehr ſagen will, kaum ausreichend, um ein Urtheil der Dienſtbehörde über die Qualification der Kandidaten darauf zu gründen."

Wir ertappen auch im Prüfungsweſen unſere gegenwärtigen Zuſtände über zu enger Theorie, über dem Haſchen nach dem Abſtrakten und über der Mißkennung des Concreten, der Perſon ſelbſt. Der Mann und ſein ganzer Charakter, nicht das augenblickliche und zufällige Wiſſen desſelben, bietet den Maßſtab für die Lehrbefähigung.

Der praktiſche Schulmann, der z. B. ſeine Gymnaſiaſten volle ſechs Jahre durch die Klaſſen geführt hat und Jeden nach Loth und Quentchen abſchätzen kann, iſt oft erſtaunt über das Prüfungsreſultat, das

[1] „Altes und Neues" in Maſius, Neue Jahrbücher, 1878, S. 5 der pädag. Abtheilung.

Digitized by Google

jene Schüler von einer auswärtigen Prüfung nach Hause bringen, und das seine Berechnungen über den Haufen wirft. Der Eine hat unerwartetes „Glück", der Andere ebendasselbe „Unglück" gehabt; Mancher ist wider Erwarten durchgekommen, Mancher ebenso durchgefallen.

Unsere Prüfungscommissionen gehen sodann von dem Satz aus, daß, wer das Größere kann, auch für das Kleinere stark genug sei (qui potest majus, potest etiam minus); ein Satz, der in rechtlichen Dingen, aber nicht beim praktischen Schulfache zutrifft. Es mag der Candidat seinen Tacitus vor den Examinatoren ganz ordentlich erklären, aber nicht den Cornelius Nepos, oder im Sophokles, aber nicht im Xenophon zu Hause sein. Wirklich werden ja gerade die Auctoren der höchsten Klasse mit Vorliebe zum Examen gebraucht, die der mittleren bei Seite gesetzt, wie es auch fast an allen philologischen Seminarien geschieht. „Es ist eine seltsame Voraussetzung," schreibt Roth[1], „welche ich zwar nirgends ausgesprochen gefunden, aber als wirklich vorhanden bei mehr als einer Prüfung für's Lehramt erkannt habe: daß der Kandidat, der in der Prüfung sich über sein Verstehen der schwersten Auctoren ausweise, ebendamit seine Befähigung zur Erklärung der leichteren bekunde, und daß derselbe in der Anleitung des Knaben zur lateinischen Composition das Richtige treffen und leisten werde, wenn er bei der Prüfung ein deutsches, mit Schwierigkeiten des Ausdrucks überfülltes Thema in leidliches Latein übersetze." Der vieljährige Schulmann und Examinator ist im Gegentheile der Meinung, daß der, welcher im Leichteren gründlich und vollständig unterrichten könne, als Lehrer auch das Schwierigere bewältigen werde, daß somit der entgegengesetzte Prüfungsgang zu einem weit sichereren Resultate führen werde. Gewiß würden sich die Candidaten in solchem Falle mehr mit den eigentlich nützlichen, als den zunächst bloß glänzenden Classikern beschäftigen, zum großen Nutzen der Schulen.

Überhaupt gewinnt die heutige Vorbereitung auf das höhere Examen mehr den Charakter des bloßen Einpaukens, als den einer soliden Vorbereitung, mehr des Haschens nach dem Glänzenden, als nach dem wahrhaft Nützlichen. Man wende uns nicht die Probelection ein. Denn über sie läßt sich das Nämliche sagen, wie über die sonstige Prüfung: auch sie hängt von den erwähnten Zufälligkeiten ab, wird eigens vorbereitet, wird häufig vor einer der obersten Klassen und dann des Glanzes

[1] Gymnasial-Pädagogik, S. 294 f.

Digitized by Google

wegen aus einem der ſchwerſten Claſſiker abgelegt, liefert alſo kaum den Beweis für die praktiſche Tüchtigkeit des Candidaten [1].

Man frage doch nur die Erfahrung. Wie oft erlebt man, daß ein mit guter Note Beſtandener ſpäter als mittelmäßiger Schulmann daſteht, welcher über die Köpfe ſeiner Schüler weg lehrt, ihnen keinen lateiniſchen Stil beibringen, ſie nicht für die zu leſenden Schriftſteller erwärmen, ja ſelbſt kaum eine fließende Überſetzung leiſten kann! Und dieß Alles nach einer wohlgelungenen Dienſtprüfung! Es kann Jemand ein Gelehrter und doch kein Schulmann ſein; was aber beim Lehrexamen den Ausſchlag gibt, das iſt eben die Gelehrſamkeit. Ganz richtig ſagt Nägelsbach [2]: „Der Gymnaſiallehrer ſoll gelehrt ſein; ich möchte lieber ſagen, er ſoll ein angehender Gelehrter ſein. Die Schule wird gewiß beſſer dabei fahren, wenn er mit dem Bewußtſein, noch gar Vieles lernen zu müſſen, in's Lehramt eintritt, als wenn er ſich ſelbſt wie ein gemachter Mann vorkommt."

Ja wohl, der „gemachte Mann"! Leicht überkommt den Candidaten nach gelungener Prüfung der Gedanke, daß jetzt genug ſtudirt ſei, daß er ſich der wohlverdienten Ruhe überlaſſen könne; und der Gedanke ſteigt deſto leichter auf, je peinlicher die Vorbereitung geweſen war, und je mehr die Prüfung ſelbſt das künftige Loos des angehenden Lehrers zum Abſchluſſe bringt. „Er ſtudirt ſeine Aufgabe nicht und lernt auch nicht weiter in ſeinem Penſum; denn er hat ſeine Prüfungsnote ſammt dem Decret im Pulte liegen; wie ſollte er ſich bemühen, mehr Latein und mehr Griechiſches zu lernen, nachdem er pro examinato erklärt iſt?" [3] Das ſind ſo oft die Folgen unſerer unvermeidlichen Prüfungen.

C. Das Probejahr.

Dieſer Theil des Bildungsganges, den unſere Lehramtscandidaten durchlaufen müſſen, verdient an ſich alles Lob, iſt ſogar das einzige Ganzvernünftige daran. Aber eine andere Frage erhebt ſich: ob nämlich das Probejahr nach der pflichtmäßigen akademiſchen Bildung Früchte trage? Manche Schulmänner antworten mit Nein.

Der junge Mann kommt von der Univerſität, den Kopf voll ge-

---

[1] Roth (S. 296) ſagt: „Probelectionen, mit Schülern gehalten, die der Seminariſt nicht kennt und die ihn nicht kennen, ſind gerade ſo unfruchtbar, wie die Probekatechiſationen der angehenden Theologen."

[2] Bei Roth, S. 295. [3] Roth, S. 298.

Digitized by Google

lehrter Gedanken und unbewährter Theorien. Voreingenommen betritt er das ihm angewieſene Klaſſenzimmer, eher bereit, ſeine älteren Collegen innerlich zu bekritteln, als zum Vorbilde zu nehmen. Nur mit Unluſt wird er in einer der unterſten Klaſſen hospitiren, obgleich hier am meiſten zu lernen wäre; denn es koſtet weit größere Meiſterſchaft, Knaben die Elemente des Lateins beizubringen, als die einmal Eingeſchulten weiter zu fördern. Und wenn er einen Lehrer erſetzen und Schule halten ſoll, ſo wird er vornehmlich auf den Strahlenſchein hoher Gelehrſamkeit ausgehen, daher von den Knaben nicht einmal verſtanden werden, ja, ſelbſt dann, wenn er der beſcheidenſte Charakter wäre, doch immerhin zu hoch und unpraktiſch ſein; eine nothwendige Folge der akademiſchen Laufbahn. Die Schuld aber wird er in den wenigſten Fällen ſich ſelbſt, wohl jedoch der Zerſtreutheit, der Trägheit und dem Leichtſinne der Knaben zuſchreiben, daher Scenen in der Klaſſe hervorrufen, wie ſie einem praktiſchen Schulmanne niemals vorkommen. „Es iſt ja eine bekannte Sache," ſagt Nötel[1], „daß es jungen Lehrern gar nicht ſelten recht ſchwer fällt, ſich dem Verſtändniß ihrer kleinen Schüler anzupaſſen: wenn nun gar noch durch den Beſuch des Unterrichtes in den oberen Klaſſen die ohnehin leicht vorhandene Neigung, die Weiſe, wie ihnen ihre Wiſſenſchaft auf der Univerſität überliefert wurde, auf das Schulkatheder zu übertragen, begünſtigt wird, ſo laufen ſie erſt recht Gefahr, über die Köpfe ihrer Schüler hinwegzureden."

Deßhalb ſchlägt Nötel (S. 285) eine Probezeit von drei Semeſtern, und zwar in den unterſten Klaſſen, vor, wo der Candidat ja eventuell ſein Lehramt beginnen wird.

Wir glauben dagegen den Grundfehler in der ſogen. akademiſchen Bildung unſerer angehenden Lehrer entdecken zu müſſen. Meiſt unterrichtet man ſo, wie man ſelbſt unterrichtet worden iſt. Nun aber ſteht es feſt, daß die Gymnaſiallehrweiſe ſich ganz weſentlich von der akademiſchen unterſcheidet, und daß der drei Jahre auf der Univerſität weilende Candidat bewußt oder unbewußt ſich in den Vortrag der Hochſchule hineinlebt, daher das Schulmeiſtern entweder vergißt oder hochnaſig verachtet und es erſt wieder nach einer ſchmerzlichen Odyſſee theoretiſcher und praktiſcher Irrungen einlernen muß. Hätte er als tüchtiger Oberprimaner, was er gewiß war, die unterſte Klaſſe zum Unterrichten übernehmen müſſen, ſo hätte er ſeine Sache wohl beſſer gemacht, als nach-

[1] A. a. O. S. 239 f.

Digitized by Google

dem ihm auf der Hochſchule ein anderer Kopf gewachſen war. Die Univerſität erzieht Gelehrte und akademiſche Docenten, aber nicht praktiſche Schulmänner und Gymnaſiallehrer. Wir verlangen gewiß auch Gelehrſamkeit von den Letzteren; aber dieſe läßt ſich viel paſſender anderswo holen, als auf der Hochſchule, und zwar in einer Weiſe, daß man nicht bloß viele Waaren einkaufe, ſondern auch dieſelben verkaufen kann. Theoretiſche Köpfe paſſen niemals in die Lateinſchule.

Das württembergiſche Gymnaſium war bis in die neuere Zeit eines der beſten in Deutſchland, Dank einer ſchönen Reihe von fleißigen, gewiſſenhaften und praktiſchen Schulmännern. Wo nun hatten dieſe Lehrer ihre philologiſche Bildung geholt? Allergrößtentheils auf dem Gymnaſium und durch Selbſtſtudium. Auf der Univerſität hörten ſie, neben der Theologie, ab und zu philologiſche Vorleſungen, übernahmen dann eine (ſechsjährige) Präceptoratsſchule, neben welcher ſie, allerdings mit ſaurer Arbeit, ſelbſtändige Studien über die Gymnaſialfächer trieben, ſo daß Leben und Wiſſenſchaft, Praxis und Theorie Hand in Hand gingen. Und dieſe Männer beſtanden nachher ihre Dienſtprüfung erfolgreicher, als Jene, die ſich ausſchließlich auf der Univerſität zum Examen „vorgebildet“ hatten, waren insbeſondere gute Latiniſten und im Stande, auch ihren Schülern die Kunſt eines ſchönen Stils mitzutheilen.

Wir ſind, ſeitdem das Schulweſen dem Beamtenthum ausgeliefert worden iſt, weit von den natürlichen Bahnen verſchlagen worden, wir ſind zu theoretiſch, zu papieren und reglementmäßig geworden und ſo zu Reſultaten in Erziehung und Unterricht gekommen, die ſogar von unſeren Liberalen beklagt werden.

Der 1879 verſtorbene Karl Gutzkow, deſſen Liberalismus ſicher waſchächt war, ſprach ſich in der kurz vor ſeinem Tode geſchriebenen Vorrede zur zweiten Auflage ſeiner „Neuen Serapionsbrüder“ (Breslau, Schottländer) in folgender bitteren Weiſe über unſer geſammtes Schulweſen aus: „Die Schule ſoll wirken! Du lieber Himmel! Die deutſche Schule, ſie taugt ja ſelbſt nichts. Sie iſt die wahre Pflanzſtätte des Dünkels, der Blähſucht, der Gemüthsleere, des Pietätmangels. Nehme man doch die meiſten modernen Lehrer. Wo iſt denn da ein Funke von Demuth? Alles wiſſen ja die Herren. Alles können ſie. Die Schullehrer haben Königgrätz gewonnen, Wörth und Sedan. Was kann aus der Schule anders kommen als Prahlſucht? Unſer graſſirender Streberdrang?“

Ein zweiter, gewiß unverdächtiger Liberaler, Dieſterweg, prophezeit

Digitized by Google

in den „Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik“ (Essen, 1837), der Ausgang des Streites zwischen der alten und der neuen Schule werde sein: vollständige Trennung der Realschulen von den Gymnasien, Beschränkung der Quantität des Lehrstoffes, Vereinfachung desselben, Aufhebung der Stundengeberei, Restauration der Gymnasien als Erziehungsanstalten, Anlegung von Seminarien für die Lehrer. Das Letzte werde der Schlußstein für die ganze Bewegung, ihr Triumph sein; Lehren sei ein praktisches Geschäft, man lerne es nicht durch einen gelehrten Mann, der vom Katheder spricht, noch durch ein Probejahr, sondern einzig und allein in der Schule selbst, unter dem Vorthun und der Leitung von Lehrmeistern [1].

Merkwürdig! Selbst einem Protestanten dämmert die Einsicht, daß nicht die „akademische“ Bildung von Philologen, Mathematikern ꝛc. den Gymnasien die richtigen Männer liefert, sondern nur die Heranbildung von Männern der Praxis, die zugleich Erzieher und Lehrer sind. So ist der Protestantismus durch die Macht der Umstände ebendahin gekommen, wie Bonald, der den richtigen Ausspruch that: es lasse sich fast mathematisch erweisen, daß das öffentliche Erziehungswesen einer Körperschaft anvertraut werden müsse.

M. Pachtler S. J.

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik.

III. Das Mittelalter.

Der Ausgang der Väterzeit hatte das mit dem Christenthume um den Sieg ringende Heidenthum endlich dahinsinken sehen. Jetzt lagen die Götterbilder zertrümmert im Staube; die heiligen Haine waren gefällt und die Tempel mit ihren ragenden Säulen und goldglänzenden Dächern großentheils in Ruinen verwandelt. Das hehre Zeichen der Erlösung hatte überall, wo die Glaubensboten es aufgepflanzt, die Nacht des Unglaubens verscheucht und mehr und mehr die Nebel des Irrthums zerstreut. Ganze Völker waren ihm zugewallt und ruhten jetzt in

---

[1] S. Histor.-polit. Blätter, Bd. 10, S. 335.

Digitized by Google

seinem Schatten. Hier schöpften sie in vollen Zügen jene Glaubensinnigkeit und jene Glaubensfreude, welche die Signatur des nun folgenden Zeitraumes ausmachen. Indem das christlich-gläubige Mittelalter auf solche Weise des Besitzes froh wurde, den es von den Altvordern überkommen hatte, versenkte es sich lieber in dessen Inhalt, als daß es sich mit seiner Vertheidigung beschäftigte, die kein so dringendes Bedürfniß mehr war. Darum darf es uns nicht wundern, daß während dieses Zeitraumes die Vertheidigungsschriften an Zahl und Bedeutung abnehmen. Und selbst die Erscheinung, daß bei den apologetischen Bestrebungen nur ausnahmsweise der Versuch einer Weiterbildung hervortritt, wird uns nicht zu sehr befremden.

Freilich fehlte es auch während dieser Periode nicht gänzlich an Gegnern des Christenthums. An die Stelle des dahingeschwundenen Heidenthums war ein neuer Feind getreten: der Islam. Und wenn die Religion des Propheten von Mekka auch mehr mit Feuer und Schwert als mit den Waffen des Geistes ihren Eroberungszug antrat, so konnten doch die Hüter der christlichen Wahrheit und Wissenschaft diesem Beginnen nicht gleichgiltig zuschauen. — Das Judenthum aber hatte die alte Fehde nicht eingestellt, und manchem seiner Vertreter, den es in dieser Zeit auf den Plan sandte, verlieh das Gewand der Gelehrsamkeit, in welchem er auftrat, immerhin ein gewisses Ansehen. Auch hier durfte darum die Apologetik nicht schweigen. Wir haben also den Kampf der Abwehr, wie er auf dieser doppelten Linie geführt wurde, etwas genauer in's Auge zu fassen, um, wie bisher, wenigstens die hervorragenderen Erscheinungen namhaft zu machen. Die längste Zeit hindurch war es ein getrennter Kampf, in dem die Christen durch Einzelschriften gegen den Islam und gegen das Judenthum vorgingen. Mit dieser Periode haben wir zu beginnen.

1. Auf der Grenzscheide der Väterzeit und des Mittelalters steht ein Mann, der in der morgenländischen Kirche die Theologie zu einer Höhe emporgehoben hat, welche alldort nach ihm nicht wieder ist erreicht worden. Der hl. Johannes von Damascus († nach 754) machte den ersten glücklichen Versuch, die gesammte christliche Theologie in systematischem Aufbaue zur Darstellung zu bringen. Was dem Origenes nicht gelungen war, sollte ihm durch sein Werk: Die Quelle der Wissenschaft zu erreichen vergönnt sein. Diese Schrift will alles zusammenfassen, was der Jünger der heiligen Wissenschaft zu seiner Einführung in deren Studium benöthigt. Sie zerfällt in drei Abtheilungen. Die

Digitized by Google

erste, „Philosophische Hauptstücke“ betitelt, soll die philosophische Grundlage bilden; ihrem Hauptinhalte nach führt sie auch den Titel: Dialectica. Als zweite Hilfswissenschaft tritt in der folgenden Abtheilung ein Abriß der Kirchengeschichte auf, welcher sich jedoch beinahe auf eine in chronologischer Folge entworfene Darlegung der Häresien beschränkt; daher der Titel: De haeresibus. Die dritte und wichtigste Abtheilung ist die Schrift: De fide orthodoxa, welche sich über die ganze Glaubens- und Sittenlehre der Kirche verbreitet, indem sie dieselbe aus Schrift und Tradition begründet und vielfach auch speculativ entwickelt. Hätte der „Lombardus der Griechen“, wie man unseren Heiligen ehrend genannt hat, auch die Apologetik in den Plan seines Werkes mit aufgenommen, so würde auch eine gründliche Weiterbildung derselben gewiß ungleich früher erfolgt sein, als es thatsächlich geschehen ist. Doch auch so ist jenes Hauptwerk des Damasceners für die Geschichte der Apologetik nicht ohne jede Bedeutung. In ihm nämlich, wie in desselben Verfassers Zwiegespräch zwischen Saracene und Christ, besitzen wir die ältesten uns erhaltenen Aufzeichnungen, welche im Orient gegen die Religion Muhammeds gemacht wurden. In der zweiten Abtheilung der größeren Schrift erzählt Johannes die Entstehung des Islams, dessen Bekenner er bald Ismaeliten, bald Saracenen nennt; dann durchgeht er eine Reihe ihrer Lehren, nicht ohne scharfe Kritik an ihnen zu üben. Ausführlicher widerlegt er die Irrthümer der neuen Religion in dem „Zwiegespräch“, in welchem die vorzüglichsten Streitpunkte zwischen Christen und Muhammedanern zur Sprache kommen. Gott, Vorsehung, Ursprung des Bösen, Gottheit des Logos und des heiligen Geistes, Menschwerdung und Erlösung sind einige der Punkte, die durch Rede und Gegenrede erörtert werden. Die Schlußantworten des Christen sind meistens der Art, daß sie kaum der Vermuthung Raum geben, es sei auf die wirkliche Bekehrung des Saracenen abgesehen gewesen; der Fanatismus der Muselmänner ließ eine solche Hoffnung wohl nicht aufkommen. Vielmehr geht sichtlich überall das Streben dahin, den Gegner wenigstens zum Schweigen zu bringen; darum wird er bald ad absurdum geführt, bald durch seine eigenen Aussagen geschlagen, bald auch gemahnt, wie analoge Lehren des Islams ihn in Widersprüche verwickeln. Der Dialog ist aus dem Leben genommen; nur praktische Rücksichten hatten den Heiligen von Damascus, der inmitten der Bekenner des Islams aufgewachsen war, zur Abfassung bewogen.

Ähnlich müssen wir über die Dialoge des Theodor Abukara

Digitized by Google

urtheilen. Abukara war ein Schüler des Damascenerſ, und ſeine Schriften tragen vollſtändig das Gepräge ſeines großen Meiſters. Auch er vertheidigt die Kernpunkte unſeres heiligen Glaubens; aber er verfährt auch aggreſſiv, indem er z. B. den Satz aufſtellt und begründet, daß Muhammed nicht aus Gott, ſondern ein Feind Gottes und ein Werkzeug des Fürſten der Finſterniß geweſen ſei.

Ungefähr derſelben Zeit gehörte ein Mönch von Edeſſa an, Bartholomäus mit Namen. Seine Widerlegung eines Hagareers iſt ebenfalls ein Werk, welches nicht ſo ſehr für die Muhammedaner, als vielmehr für die Chriſten geſchrieben iſt. Dieſe waren von ſo großen Gefahren und Verſuchungen umringt, daß ſie wohl ſehr der Befeſtigung im Glauben bedurften, um vor Abfall geſchützt zu ſein. Die Schrift, welche dieſem Zwecke dienen will, thut zuerſt die Nichtigkeit der von den Anhängern Muhammeds erhobenen Einwände dar und wendet ſich dann gegen die Lehren und den Cult der Religion des „Propheten". Während das Leben Muhammeds — ſo führt der Verfaſſer aus — kein einziges Merkmal aufweist, welches in ihm einen Geſandten Gottes erkennen ließe, ſtößt man umgekehrt gar oft auf Lug und Trug, auf Willkür und Gewalt, womit der Prophet ſeiner Religion Anhänger gewann. Die Verwerflichkeit der Lehre Muhammeds erweist der Mönch von Edeſſa aus dem Koran, und er bekundet dabei eine große Vertrautheit mit dieſer Religionsurkunde der Moslim. Auch der Urſprung derſelben wird erzählt; manche Entſtellungen der bibliſchen Geſchichte, die darin vorkommen, werden aufgedeckt. Durch die Kritik des Korans, wie ſie Bartholomäus von Edeſſa verſucht, trat die Bekämpfung des Muhammedanismus in eine neue Phaſe, in der nun weitergearbeitet wurde. Die bedeutendſte Leiſtung dieſer Art weist uns das folgende (neunte) Jahrhundert auf.

Nicetas der Byzantiner, der nicht nur von dem im zwölften Jahrhunderte lebenden Nicetas Choniates, ſondern auch von dem ihm faſt gleichzeitigen Nicetas David, gewöhnlich Paphlago zubenannt, wohl zu unterſcheiden iſt, verfaßte das umfangreiche Werk: Widerlegung des falſchen Buches, welches der Araber Muhammed geſchrieben hat. Der Titel der Schrift iſt nur in Rückſicht auf den größeren Theil ihres Inhaltes gewählt, erſchöpft denſelben jedoch nicht. Sie enthält nämlich außer der ausführlichen Widerlegung des muhammedaniſchen Koranglaubens auch eine gründliche Rechtfertigung der von den Gegnern beanſtandeten Lehren des Chriſtenthums. Nicetas geht in

Digitized by Google

seinem Werke mit bewußter Planmäßigkeit voran. „Weil eine Widerlegungsschrift," sagt er im ersten Kapitel, „ein Doppeltes zu leisten hat, einmal die eigenen Aufstellungen zu beweisen, sodann das Gegentheil zu widerlegen: so werden wir zuerst unseren frommen Christenglauben durch Vernunftschlüsse mit der größtmöglichen Klarheit beweisen, dann aber versuchen, die der gottlosen Lehre scheinbar günstigen Beweisgründe zu entkräften, und zwar bald aus den allgemeinen Vernunftbegriffen über Gott, bald auch aus den Zeugnissen der heiligen Schrift, welche der Verfasser dieses Buches anzuerkennen scheint." Der erste Theil des Werkes entwickelt demgemäß den Gottesbegriff und sucht die den Moslim so anstößige Lehre von der allerheiligsten Dreifaltigkeit speculativ zu rechtfertigen. In letzterer Hinsicht verhehlt Nicetas es sich nicht, daß seine Darlegungen bei der Unbegreiflichkeit des Geheimnisses auf eine zwingende Beweiskraft keinen Anspruch machen können. Bevor er dann die Widerlegung des Korans in Angriff nimmt, weist er aus dessen Anlage und Charakter nach, daß derselbe, weit entfernt, sich für ein göttliches Buch ausgeben zu dürfen, nicht einmal den wesentlichen Anforderungen menschlicher Kunst entspreche. Seinen Ursprung schreibt er dämonischem Einflusse zu. Die ersten siebenzehn Suren — Nicetas nennt die Suren stets „Fabeln" — werden einzeln besprochen und die Irrthümer, die sie enthalten, der Reihe nach an den Pranger gestellt. Dann folgt ein mehr summarisches Verfahren, indem aus dem Inhalte der übrigen Suren nur noch die grassesten Irrthümer ausgehoben und der Kritik unterworfen werden. Es ist wahr, Nicetas hat einzelne Stellen des Korans nicht richtig verstanden und darum dem Islam auch Irrthümer zugeschrieben, die ihm nicht zur Last gelegt werden können. Aber eine absichtliche Entstellung der Wahrheit darf man dem byzantinischen Apologeten nicht zum Vorwurf machen, schon deßhalb nicht, weil auch andere Schriftsteller bei jenen Erklärungen in gleicher Weise geirrt haben. Den Ausführungen des Nicetas zufolge hat Muhammed die natürliche und christliche Gotteslehre verflacht und entstellt, ja selbst an Gotteslästerungen fehlt es im Koran nicht. Durch eine grob sinnliche Denkweise hat der Pseudoprophet nicht nur die Lehre von den Engeln und die Vorstellungen über den Zustand der Auferstandenen entwürdigt und entweiht, sondern auch das Sittengesetz seiner Heiligkeit entkleidet. Das Geheimniß der Menschwerdung will er nicht anerkennen; daher denn nothwendiger Weise zahllose Irrthümer bei seiner eklektischen Verwerthung des Alten und Neuen Testamentes. Übrigens hat Muhammed nur eine

Digitized by Google

sehr oberflächliche Kenntniß der heiligen Bücher, und er scheut sich nicht, die Berichte derselben durch die abenteuerlichsten Einfälle auszuschmücken. Auch manichäische Irrlehren hat er in sein Lehrsystem aufgenommen. So bildet der Koran ein buntes Gemisch aus Wahrheit und Dichtung; Geschichte, Sagen und Märchen treten in engen Verschlingungen neben einander auf; jüdische und christliche Offenbarungslehren erscheinen überall verstümmelt, zersetzt und verunstaltet durch Absurditäten früherer Ketzer und durch barocke Phantasiegebilde des Fanatikers von Mekka. Das ist das Gesammtresultat der ausführlichen Darlegungen des Apologeten von Byzanz. Dieselben zeichnen sich durch eine drastische Sprache und bei Vertheidigung der christlichen Wahrheit durch eine warme, nicht selten wahrhaft begeisterte Darstellungsweise aus. In der Polemik ist Nicetas scharf und schonungslos; vielerorts bricht eine heilige Entrüstung hervor; auch Ironie und Sarkasmus weist er nicht von der Hand. Des Nicetas Streitschrift hat sich eine der ersten Stellen in der Bekämpfung des Muhammedanismus erobert.

In den jetzt folgenden Jahrhunderten stoßen wir fast ausschließlich entweder auf kleinere Schriften, die meistens in Dialogform einzelne zwischen Christen und Muhammedanern strittige Fragen besprechen, oder — es war ja die Zeit der „Catenen" und Collectionen — auf große Sammelwerke, in denen zwar neben den Ketzereien auch der Muhammedanismus bekämpft wird, jedoch vielfach mit Waffen, welche früheren Zeiten entlehnt sind.

Ein Schriftchen ersterer Art, welches dem elften Jahrhundert angehört, dürfen wir aus Ehrfurcht vor seinem Verfasser nicht unerwähnt lassen. Samonas, Bischof von Gaza in Palästina, fiel nämlich um des Glaubens willen, dessen unerschrockenes Bekenntniß er mit seinem Blute besiegeln sollte, unter den Streichen der Saracenen. Sein Zwiegespräch mit dem Saracenen Achmed beschränkt sich darauf, den Vorwurf des Saracenen zurückzuweisen, daß die Priester der christlichen Religion die Gläubigen täuschten, indem sie ihnen aus Mehl bereitetes Brod als Leib Christi darreichten. Samonas bemüht sich daher, die wunderbare Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi dem Muhammedaner nach Möglichkeit zu beweisen oder doch einigermaßen seinem Verständnisse nahe zu bringen. Zu diesem Zwecke bedient er sich verschiedener Vergleiche und Beispiele, welche in vorzüglicher Weise geeignet sind, die Bedenken des Saracenen zu zerstreuen.

Digitized by Google

Zwei der Sammelwerke, die hier für uns zumeist in Betracht kommen, tragen die Namen zweier auch sonst in der christlichen Literärgeschichte berühmter Männer. Der Mönch Euthymius Zigabenus, der zu Anfange des zwölften Jahrhunderts blühte, stand schon zu seinen Lebzeiten in hohem Ansehen. Er lebte zu Konstantinopel in einem Kloster, war aber dem Kaiser Alexius Comnenus wohl bekannt und genoß dessen Vertrauen in hohem Grade. Er wurde von diesem beauftragt, eine große, in des Kaisers Namen veranstaltete Sammlung von Stellen aus den Kirchenvätern, in denen die verschiedenen Ketzereien widerlegt wurden, zu ordnen und herauszugeben. Euthymius entledigte sich des ihm gewordenen Auftrages mit vielem Geschick und zur vollen Zufriedenheit seines kaiserlichen Gönners. Das Werk erhielt den bezeichnenden Namen: Dogmatische Waffenkammer (Panoplia). Es enthält schneidige Waffen gegen die Sabellianer, Arianer, Nestorianer, Eutychianer, Monotheleten u. s. w. Die letzte Abtheilung des Werkes beschäftigt sich mit den Muhammedanern. Dieselbe ist nicht gleich den übrigen Abtheilungen eine bloße Zusammenstellung aus früheren Werken, sondern, zum Theile wenigstens, eine eigene Arbeit des Euthymius. Derselbe läßt sich jedoch auf eine ausführliche Widerlegung des Korans nicht ein. Denn, meint er, es unternehmen, allen Unrath und alle Possen der hundertunddreizehn Suren aufzuzählen und zu widerlegen, wäre dasselbe, als mit Herkules den Augiasstall reinigen zu wollen. Dennoch berücksichtigt er im Anschluß an die vortreffliche Schrift des Nicetas von Byzanz eine Reihe der widersinnigsten Behauptungen Muhammeds, um sie kurz und kräftig abzufertigen und dem verdienten Spotte preiszugeben. Des Euthymius Werk scheint in jener Zeit großen Beifall gefunden zu haben.

Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts trat der schon oben erwähnte Geschichtschreiber Nicetas Choniates in die Fußstapfen des Euthymius. Seine Schatzkammer des richtigen Glaubens dürfen wir wohl eine verbesserte „Panoplia" nennen. Eine Verbesserung zeigt sie nicht nur insofern auf, als sie eine größere Vollständigkeit erzielt, sondern vorzugsweise deßhalb, weil sie auch den Ursprung der einzelnen Ketzereien erzählt und Notizen über das Leben ihrer Urheber beibringt. Das Werk ist sehr übersichtlich angelegt und in Bücher eingetheilt; das zwanzigste bringt außer der Widerlegung des Muhammedanismus auch Belehrungen über die Art und Weise, wie mit bekehrten Muhammedanern zu verfahren sei; außerdem handelt das sechsundzwan-

Digitized by Google

zigste Buch speciell über Muhammeds Lehre von Gott. Nicetas stützt sich durchgängig auf seine Vorgänger.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts treten auch im Abendlande die ersten Streitschriften gegen den Muhammedanismus hervor. Schon mehr als vier Jahrhunderte waren verflossen, seitdem derselbe über die Säulen des Hercules seinen Einzug in Europa gehalten hatte. Damals verbreitete der Halbmond Furcht und Schrecken durch die europäischen Länder, da die wilden und kriegslustigen Scharen der Moslim unsern ganzen Erdtheil zu überschwemmen drohten. Und gelang es auch dem tapfern Karl Martell, ihnen Einhalt zu gebieten und sie über die Pyrenäen zurückzudrängen, so wußten sie doch in Spanien noch Jahrhunderte lang ihre Macht zu behaupten. Wie kommt es nun aber, daß trotzdem die Apologetik des Abendlandes erst so spät ihre Stimme gegen diesen Todfeind des Christenthums erhebt? Ein Grund mag darin gefunden werden, daß es den Christen des Abendlandes an der nöthigen Kenntniß der Religion Muhammeds fehlte, da der in arabischer Sprache geschriebene Koran ein verschlossenes Buch für sie blieb. Aber sollte man nicht glauben, das apologetische Interesse würde schon weit früher die Christen bewogen haben, eine Übersetzung jener Religionsurkunde zu veranlassen? Ja, wäre nur das Interesse nach dieser Richtung hin ein regeres gewesen. Daß dieses nicht der Fall war, findet wohl, theilweise wenigstens, darin seine Erklärung, daß der spanische Muhammedanismus es ängstlich vermied, seine religiösen Anschauungen mit den Lehren des Christenthums zu confrontiren. So konnte Jahrhunderte lang die materielle Berührung fortbestehen, ohne die geistige zur Folge zu haben. Dabei ist jedoch zu beachten, daß die Christen ihrerseits es an Herausforderungen zu Disputationen nie ganz fehlen ließen. Besonders im neunten Jahrhundert war ihr Eifer groß, von den Muhammedanern Erklärungen über ihre Religion zu vernehmen, um so desto wirksamer gegen den Irrthum auftreten zu können. Aber vergebens. Der Islam wußte nur mit dem Schwerte zu antworten. Trotzdem erlosch jener Eifer nicht, sondern ganze Scharen drängten sich zum Martyrium. Der Boden war frühzeitig befruchtet — die Saat sollte erst spät aufgehen. Es war der berühmte Abt von Clugny, Peter der Ehrwürdige, welcher dem Abendlande die Kenntniß des Korans vermittelte und dadurch die kräftigste Anregung gab, am Bekehrungswerke der Muhammedaner zu arbeiten. Im Jahre 1141 hatte sich Peter nach Spanien begeben, um hier durch sprachkundige Männer — vier Christen und einen Muham-

Digitized by Google

medaner — den Koran in die lateinische Sprache übertragen zu lassen. Genauere Nachrichten über dieses Unternehmen ertheilt ein Brief Peters an den hl. Bernhard und die Mönche von Clairvaux. Bezeichnend für das Streben, das ihn dabei geleitet hatte, ist der Satz: „Bei der Übersetzung war es meine Absicht, die Handlungsweise der heiligen Väter zu befolgen, welche niemals irgend eine, auch noch so geringfügige Häresie ihrer Zeit mit Stillschweigen hinnahmen, sondern ihr vielmehr mit der ganzen Kraft des Glaubens widerstanden, indem sie durch Schriften und Disputationen ihre Verwerflichkeit darthaten." Der ehrwürdige Abt von Clugny begnügte sich jedoch keineswegs, auf solche Weise die Möglichkeit einer erfolgreicheren Bekämpfung des Islams angebahnt zu haben; auch durch Wort und Beispiel wirkte er auf die Verwirklichung seines großen Planes hin. So schickte er ein Exemplar der Koranübersetzung nach Clairvaux, und in dem eben erwähnten Briefe, der das Begleitschreiben war, gibt er den Mönchen einen kurzen Lebensabriß Muhammeds und eine gedrängte Skizzirung seiner Lehren, und zwar aus dem Grunde, wie er selbst bemerkt, um die Mönche zu ermuntern, gegen einen so verderblichen Irrthum zu schreiben. Peter selbst verfaßte zwei Werke gegen den Islam: Fünf Bücher gegen die gottlose Secte der Saracenen und eine Summula brevis der Hauptirrthümer des Muhammedanismus. Auf den Inhalt dieser Schriften brauchen wir hier nicht einzugehen, da er im großen Ganzen der gleiche ist, wie in den uns schon bekannten orientalischen Streitschriften der früheren Zeit. Sehr bemerkenswerth aber ist es, daß Petrus Venerabilis in diesen Controversschriften einen Ton anschlägt, welcher von dem, der uns aus allen im Morgenlande gegen die Saracenen verfaßten Schriften entgegenklingt, durchaus verschieden ist. Wir kommen der Wahrheit vielleicht am nächsten, wenn wir sagen: Das Morgenland übte in den apologetischen Schriften gegen den Muhammedanismus eine scharfe Polemik aus, während die in Rede stehenden Schriften des Abendlandes vor Allem die Irenik pflegten. Der Abt von Clugny und diejenigen, welche in seine Fußstapfen traten, wandten sich mit gewinnender Milde an die mißleiteten Moslim, um sie aus den Banden des Irrthums zu befreien und zum Besitze der Wahrheit zu führen.

Die Muhammedaner selbst schienen allmählich der Belehrung zugänglicher zu werden; auch die Beispiele der Bekehrungen mehrten sich. Eine der denkwürdigsten ist die des Sultans von Ikonium, und es war die Schrift eines Lehrers des Abendlandes, welche auf dieselbe einen be-

Digitized by Google

stimmenden Einfluß ausübte. Der Sultan hatte sich nämlich an den Papst Alexander III. gewandt und von ihm in der Lehre des Christenthums wohl unterrichtete Männer erbeten, die ihn in der christlichen Religion unterweisen möchten. Alexander willfahrte seinem Begehren und schickte ihm zugleich eine diesem Zwecke entsprechende Schrift, welche Peter von Blois abgefaßt hatte. Der Sultan überzeugte sich von der Wahrheit des Christenthums und ließ sich taufen. Der Eifer, an der Bekehrung der Saracenen zu arbeiten, nahm stetig zu. Dieselbe Zeit, welche Zeuge der gegen die materielle Macht der Moslim im Oriente unternommenen Kreuzzüge war, sah das Kreuz unter den in Europa lebenden Anhängern des Islams seine friedlichen Eroberungen machen. Indem man jedoch dem mündlichen Worte den Vorzug einräumte, hat die apologetische Literatur keine nennenswerthen Bereicherungen aufzuweisen. Der erste Name von Bedeutung, der uns hier begegnet, ist der des hl. Raymund von Pennaforte. Derselbe leitet aber bereits zu jener Zeit über, wo von vielen Vertheidigern der christlichen Wahrheit der Islam nicht mehr für sich allein, sondern zugleich mit dem Judenthum bekämpft wurde.

2. Bevor wir an diese Schriften herantreten, müssen wir uns nochmals zu den früheren Jahrhunderten des Mittelalters hinwenden, um die speciell gegen das Judenthum gerichteten Arbeiten in's Auge zu fassen. Wie während dieser Zeit der Hauptantheil des Kampfes gegen den Islam dem Morgenlande zufiel, so war es vorzugsweise das Abendland, welches die Bekämpfung des Judenthumes weiterführte, was um so mehr Beachtung verdient, als die talmudische und rabbinische Wissenschaft sich fast ganz im Oriente ausgebildet hatte und dann erst auch zu uns herüber verpflanzt wurde.

Die ersten im Morgenlande geschriebenen Streitschriften dieser Periode spiegeln den fast alle Kreise bewegenden Bilderstreit wieder und zeigen uns, wie auch die Juden aus ihm Anlaß nahmen, gegen das Christenthum neue Waffen zu schmieden. Den Apologeten ward es nicht schwer, dieselben ihren Händen zu entringen. Leontius, Bischof von Hagiopolis auf Cypern, und Johannes, Erzbischof von Thessalonich, thaten es in eigens zu diesem Zwecke verfaßten Schutzschriften. — Eine andere, gegen die Juden gerichtete und auch mit diesem allgemeinen Titel versehene Schrift hat uns ein Abt Anastasius hinterlassen; er scheint dieselbe — aus einer Stelle des Werkes zu schließen — zwischen 870 und 875 verfaßt zu haben. Anastasius bietet uns weitere Aus-

Digitized by Google

blicke, indem er von der göttlichen Sendung des Heilandes, von seiner Gottheit und Menschheit und von der Stiftung des neuen Gottesreiches handelt; aber er bedient sich dabei fast überall des Beweisverfahrens und der Beweismittel der Väterzeit. Besondere Erwähnung verdient indessen die glänzende Ausführung jenes Beweises für die Göttlichkeit des Christenthums, der in der wunderbaren Verbreitung der christlichen Religion liegt. — Nach Anastasius siechte die Bekämpfung des Judenthumes im Morgenlande mehr und mehr dahin.

Von den abendländischen Schriftstellern ist hier zuerst der hl. Isidor, Erzbischof von Sevilla († 636), zu nennen. Sein gegen die Juden verfaßtes Werk ist unter verschiedenen Titeln verbreitet. In den gothischen Handschriften führt es die Aufschrift: Über den katholischen Glauben aus dem Alten und dem Neuen Testament, gegen die Juden. Die zwei Bücher, in die es zerfällt, sind betitelt: De nativitate Domini und De vocatione gentium. Im ersten handelt Isidor jedoch nicht bloß von Christi ewiger und zeitlicher Geburt, sondern auch von seinem Leben und seinen Wundern, von seinem Leiden und seinem Tod, von seiner Auferstehung und seiner Verherrlichung. Überall greift er auf die Prophezeiungen des Alten Testamentes zurück, die er in großer Zahl beibringt, um zu zeigen, wie dieselben in Christus ihre Erfüllung gefunden haben. Auf dieselbe Weise wird im zweiten Theile von der Verwerfung der Juden und der Bekehrung der Heiden gehandelt. Der Heilige bedient sich nicht selten des mystischen Sinnes der heiligen Schrift und betont ausdrücklich die Nothwendigkeit, nicht beim Literalsinn stehen zu bleiben. Die Erforschung des tieferen Schriftsinnes sei die Hauptsache; derselbe sei verborgen, weil er nur so vor Entweihung geschützt bleiben könne.

Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts verfaßte der hl. Julian, Bischof von Toledo, auf das Ansuchen des westgothischen Königs Erwig drei Bücher über die Ankunft Christi, gegen die Juden. Er sollte darin besonders einen Einwand widerlegen, welchen die Juden in den chronologischen Angaben der Weissagungen finden wollten. Dieselben behaupteten, der Messias könne erst im sechsten Zeitraume der Welt erscheinen. Im ersten und zweiten Buche thut Julian dar, daß die Juden willkürlich chronologische Bestimmungen in die Prophetien hineingetragen, statt die in der Bibel enthaltenen anderen Kennzeichen der Zeit und der Person des Messias zu beachten; letztere sind alle eingetroffen, wie im Einzelnen nachgewiesen wird. Im dritten Buche gibt

Digitized by Google

Julian zu, daß die Zeit der Ankunft des Messias das sechste Weltalter sei, stellt aber in Abrede, daß diese Zeiträume als Jahrtausende aufzufassen seien. Die heilige Schrift rechne vielmehr nach Generationen und unterscheide demgemäß die sechs Zeiträume. Die erste reiche von Adam bis Noe, die zweite bis Abraham, die dritte bis David, die vierte bis zur babylonischen Gefangenschaft, die fünfte bis Christus. Mit dem Messias beginne das sechste Weltalter.

Der thätigste Schriftsteller des neunten Jahrhunderts war der berühmte Abt von Fulda, Rabanus Maurus. Für uns kommt hier nur ein einziges seiner Werke in Betracht, nämlich die Abhandlung über verschiedene Fragen des Alten und des Neuen Testamentes, gegen die Juden. Dieses Werk ist der erste Versuch, die scheinbaren Gegensätze, welche das Alte und das Neue Testament aufweisen, durch Anwendung eines mystischen Sinnes auszugleichen. Und zwar ist es vorzugsweise die vorbildliche Bedeutung, die Rabanus sehr ausgiebig zur Anwendung bringt, so daß man nicht mit Unrecht das ganze Werk als eine „typologische Harmonie" der heiligen Schrift charakterisirt hat.

Ein Zeitgenosse des Rabanus war Agobard, Bischof von Lyon. Von seinen drei den Judaismus bekämpfenden Schriften nennen wir nur die von ihm im Vereine mit den Bischöfen von Vienne und von Châlons-sur-Saône dem König Ludwig dem Frommen eingereichte Schrift: Über den jüdischen Aberglauben. Obwohl dieselbe nicht eine Apologie des christlichen Glaubens im strengen Sinne des Wortes ist, da sie nur aggressiv gegen die Juden vorgeht, dürfen wir sie dennoch nicht außer Acht lassen, da sie ihre Angriffe auf einen Punkt richtet, der sich bis dahin beinahe gänzlich der Discussion zwischen den Juden und den Christen des Abendlandes entzogen hatte. Es sind die Ungereimtheiten des Talmuds. Agobards Schrift zählt deren eine große Menge auf und wendet sich insbesondere gegen die Geschichtsverdrehungen und die Lästerungen, welche der Rabbinismus sich gegen den göttlichen Erlöser hat zu Schulden kommen lassen.

Der große Eiferer für Gottes Ehre, der hl. Petrus Damiani († 1072), suchte durch zwei kleine Schriften auf die Bekehrung der Juden einzuwirken. Es sind sein Antilogus gegen die Juden, eine Zusammenstellung von Schriftstellen zum Erweise der Ankunft des Messias und der Lehre von der göttlichen Dreifaltigkeit, — sodann sein Dialog zwischen einem fragenden Juden und einem

Digitized by Google

antwortenden Christen, worin über die Abschaffung der mosaischen Gesetzesvorschriften eingehend gehandelt wird.

In der aus derselben Zeit stammenden Schrift: Über die Ankunft des Messias, wendet sich ein bekehrter Rabbi, Namens Samuel, an seine früheren Glaubensgenossen und gibt ihnen über die Gründe des von ihm geschehenen Schrittes Rechenschaft. Die gleiche Veranlassung und die gleiche Tendenz findet sich bei einer dem Beginne des folgenden Jahrhunderts angehörigen Schrift, die den Titel führt: Zwiegespräch des vom Judenthum zum Christenthum bekehrten Petrus Alphonsi und des Juden Moyses[1]. Beide Neophyten legen ihren früheren Glaubensbrüdern gegenüber ein Hauptgewicht auf die Drangsale, welche seit den Zeiten Christi das jüdische Volk getroffen haben und die keinen andern Grund haben können, als die Verwerfung von Seiten Gottes wegen des entsetzlichen Verbrechens, wodurch die Juden am Messias gefrevelt haben. Petrus Alphonsi bringt auch, in die Fußstapfen des Rabanus Maurus tretend, die Typik des Alten Testamentes in Anwendung.

Das zwölfte Jahrhundert weist uns, um von anderen kleineren Schriften zu schweigen, noch zwei Werke aus der Feder von Kirchenschriftstellern auf, die wir bereits auch gegen den Islam auftreten sahen. Peter der Ehrwürdige schrieb eine Abhandlung gegen die eingewurzelte Verhärtung der Juden. Wenn er dieselbe beginnt: „An euch, an euch, ihr Juden, wende ich mich, die ihr bis auf den heutigen Tag den Sohn Gottes verläugnet", so kennzeichnet er schon in diesen Worten den Hauptinhalt seiner Schrift. In den vier ersten Abschnitten handelt er nämlich über die Person und die Sendung des Erlösers, indem er darthut, daß derselbe wahrhaft Gottes Sohn und ein ewiger, himmlischer, nicht aber, wie die Juden vermeinen, ein irdischer König sei, dessen Ankunft man noch zu erwarten habe. Im fünften Abschnitte macht Petrus eine neue Ausbeute aus den abgeschmackten Fabeln des Talmuds, von denen er einige vollständig mittheilt, z. B. die Erzählung vom Rabbi Nehemias, der bei einem zwischen Gott und den seligen Juden ausgebrochenen Streite als Schiedsrichter von der Erde her in den Himmelssaal beschieden wurde und daselbst in der

[1] Der Verfasser dieses Dialoges war der Leibarzt des Königs Alphons VI. von Leon und Castilien. Vor seiner Bekehrung hieß er Moyses; bei seiner Taufe aber, die im Jahre 1106 am Feste des hl. Petrus erfolgte und bei der König Alphons Taufpathe war, nahm er den Namen Petrus Alphonsi an.

Digitized by Google

strittigen Erklärung einer Schriftstelle seine Stimme zu Gunsten der Juden abgab, worauf Gott sanft erröthete und in seiner Verlegenheit nur die Worte stammeln konnte: Meine Söhne haben mich besiegt! Auch ein Peter der Ehrwürdige setzt bei solchem Übermaße des Widersinnes und der Anmaßung seiner Entrüstung keine Schranken; dieselbe bricht in Strömen heiligen Unwillens und wohlverdienten Spottes hervor. — Peter von Blois hat in seiner Schrift: Gegen den Unglauben der Juden, eine neue Zusammenstellung aller alttestamentlichen Stellen vorgenommen, in denen die Grundwahrheiten der neutestamentlichen Lehre irgendwie enthalten oder angedeutet sind.

3. Vom dreizehnten Jahrhundert an sehen wir die christliche Apologetik vielfach Judenthum und Islam gemeinsam befehden. Aber noch in anderer Weise unterscheiden sich die Arbeiten der folgenden Zeit von denen der früheren Jahrhunderte. Bereits im zwölften Jahrhundert waren die Muhammedaner und Juden Spaniens zum großen Theil wissenschaftlich gebildet. Die arabische Philosophie war zum Gemeingut geworden. Die talmudische Gelehrsamkeit stand in voller Blüthe; Männer wie Juda Halleir, Abn Esra, Joseph Kimchi und seine zwei Söhne Moses und David Kimchi, Maimonides u. A. verliehen ihr Glanz und Ansehen. Die christliche Apologetik mußte sich aufraffen und mit neuer Kraft durchdringen, wollte sie der ihr zugefallenen Aufgabe gerecht werden. Die im dreizehnten Jahrhundert erstehenden Mendikantenorden erhielten von Gott den providentiellen Beruf, solchen Anforderungen zu entsprechen. Vor Allem ist es der ruhmreiche Orden des hl. Dominicus, welcher diesen seinen Beruf erkannte. Der hl. Raymund von Pennaforte, der dritte General des Ordens, faßte den großen Plan, ein apologetisches Institut in's Leben zu rufen, in welchem eine Anzahl auserlesener Söhne des hl. Dominicus zu Missionären herangebildet würden, welche durch Wort und Schrift an der Bekehrung der Muhammedaner arbeiten sollten. Erlernung der orientalischen Sprachen, Kenntnißnahme der philosophischen Lehren und der religiösen Anschauungen der Gegner, sowie Übung in fruchtbringenden Disputationen waren die Aufgaben, welche der Apologetenschule zufielen. Raymund war so glücklich, mit Hilfe Jakob' I., Königs von Aragonien, im Jahre 1250 die erste Anstalt dieser Art zu gründen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Mehr als 10 000 Saracenen sollen durch die zwanzig ersten Zöglinge, welche den Raymund'schen Bildungsgang durchgemacht hatten, zum Christenthum bekehrt worden sein.

Digitized by Google

Und welchen Gewinn brachte das Unternehmen Raymunds der apologetischen Literatur? Wir dürfen wohl sagen: in kürzester Frist hob es die Widerlegung des Judenthums und des Islams bis zur Stufe der Vollendung empor. Eine Frucht des ersten gemeinsamen Studiums nach dem Plane Raymunds war ein Werk, welches für die ganze Folgezeit eine Fundgrube und ein Muster dieses Zweiges der Apologetik blieb. Raymundus Martini, welcher, wenn er auch nicht der alleinige Verfasser desselben ist, so doch die letzte Hand daran legte, gab ihm den Namen: Glaubensdolch (Pugio fidei adversus Mauros et Judaeos). Der erste Theil wendet sich gegen die Mauren, beschäftigt sich aber, da dieselben in jener Zeit mehr Philosophen als Muhammedaner waren, nicht mit der Geschichte und der Lehre des Korans, sondern mit den damals verbreitetsten Philosophemen seiner Gegner. Raymundus unterscheidet unter diesen eine dreifache Klasse. Die der ersten angehörenden nennt er Temporales; ihnen gegenüber beweist er das Dasein Gottes. Gegen die Naturales weist er nach, daß der sinnliche Genuß nicht der höchste sein könne und bringt für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele mannigfache Beweise vor. Die dritte Klasse bilden diejenigen, welche nur dem philosophischen Wissen Werth beilegen, und sich gegen jede Offenbarung verschließen. Da besonders Aristoteles ihr Gewährsmann ist, unterzieht Martini dessen Lehren von der Welt und der Weltregierung seiner Kritik, und zeigt weiter, daß die sich widersprechenden Philosophen unmöglich zuverlässige Führer zur Wahrheit sein können. Nur die Männer, durch die Gott geredet hat, vermitteln die lautere und volle Wahrheit. Die Juden werden im zweiten und dritten Theile widerlegt. Während der zweite Theil ausführlich darthut, daß der Messias bereits erschienen sei, handelt der dritte von der Trinität, vom Sündenfalle und von der Erlösung. Raymundus will die jüdischen Traditionen gegen die Juden selbst verwerthen, oder, wie er sich ausdrückt, das gegen die Christen gezückte Schwert ihren Händen entreißen, um es gegen die Juden zu kehren (distorquere de manibus hostium gladium et exemplo David mucrone proprio caput infidelium proscindere). Daher stützen sich alle Beweisführungen entweder auf hebräische Bibeltexte oder auf talmudische Zeugnisse und Lehren der rabbinischen Theologie. Die Argumentation tritt überall fest und bestimmt auf; fehlt es ihr dennoch zuweilen an der vollen Beweiskraft, so liegt der Grund darin, daß die zum Ausgangspunkte genommenen Sätze des Talmuds im Sinne der Juden eine andere Bedeutung hatten, als die war, welche

Digitized by Google

der christliche Apologet ihnen beilegte. Die Widerlegung der jüdischen Einwendungen verräth stets einen großen Scharfsinn und einen sicheren Takt.

Außer der Errichtung des apologetischen Institutes hat Raymund von Pennaforte sich noch ein zweites, in gewisser Hinsicht nicht geringeres Verdienst um die christliche Apologetik erworben. Denn er war es, welcher den „Fürsten der Theologen", den hl. Thomas von Aquin, zur Abfassung seiner Summa contra Gentiles bewog. Der englische Lehrer pflegte mit Vorliebe die apologetischen Studien; fast alle seine Schriften legen davon Zeugniß ab. Dieses sein Werk aber setzt sich das rein apologetische Ziel, in systematischer Abfolge die Wahrheit des katholischen Glaubens gegen alle Nichtchristen und insbesondere gegen Juden und Muhammedaner zu vertheidigen. Der Plan des Werkes entspricht der Größe des Meisters. Thomas will nicht die einzelnen Klassen der Gegner eine jede für sich widerlegen; vielmehr überschaut er das ganze Gebiet der religiösen Wahrheit und frägt sich, wie dieselbe allen Nichtchristen zugänglich gemacht werden könne. Er sieht eine Kette von Wahrheiten, zu denen der menschliche Verstand vermöge des ihm innewohnenden Lichtes aufzusteigen im Stande ist; andere Wahrheiten erblickt er, welche die Vernunft übersteigen und einzig durch Gottes Wort dem Menschen erreichbar sind. Thomas fühlt sich stark genug, die erste Klasse von Wahrheiten durch Vernunftgründe allseitig zu erhärten, für die Offenbarungswahrheiten aber den Beweis zu liefern, daß sie nicht vernunftwidrig sind, sondern im Gegentheile mit unseren Vernunfterkenntnissen in mannigfachen Beziehungen stehen. So behandeln denn die drei ersten Bücher der Summa die religiösen Wahrheiten, welche der Vernunft zugänglich sind [1]. Der Heilige gruppirt sie unter die großen und weiten Gesichtspunkte: Gott in sich, Gott der Urheber der Creatur, Gott ihr Endziel; das ist der Inhalt der drei Bücher. Thomas hält diesen seinen Lieblingsgedanken, der die Gottesidee in so erhabener und doch so einfacher Weise entfaltet, auch im vierten Buche fest. Indem er hier über Gott in sich handelt, bespricht er vorzüglich das Geheimniß der Trinität; unter den Werken Gottes nach außen ist die Menschwerdung, und was sie im Gefolge hatte, der Hauptgegenstand seiner Erörterungen; die Hinkehr der Creatur zu Gott

[1] Nur im dritten Buche wird ausnahmsweise auch von einigen Offenbarungslehren gehandelt.

Digitized by Google

findet nach der Offenbarungslehre ihren Abschluß durch die Auferstehung und Verklärung. Die weitere Gliederung und Durchführung hier vorzulegen, hindert uns der enge Rahmen, innerhalb dessen wir uns bewegen. Die Methode der Behandlung ist eine andere bezüglich der Vernunftwahrheiten, eine andere bei den Wahrheiten, die nur aus dem Glauben erkannt werden. Bei ersteren geht der heilige Lehrer stets von den Vernunftprincipien aus, um sie aus ihnen zu erklären, zu erhärten und zu beleuchten; nur als Bekräftigung der bereits erwiesenen Wahrheit fügt er auch Schrift- und Väterstellen bei. Die Geheimnisse des Glaubens schöpft er umgekehrt aus den Quellen der Offenbarung; erst darauf läßt er die Vernunft in ihre Rechte treten, um scheinbare Widersprüche zu lösen, Analogien nachzuweisen und überhaupt die Harmonie zwischen Vernunft und Glauben darzuthun. Die Summa contra Gentiles erfüllte sofort die Mitwelt mit Bewunderung und Staunen. Das Werk ist über jedes Lob erhaben. Der englische Lehrer hat eben seinen eigenen großen Geist in diese seine Arbeit hineingelegt. So hält die Gründlichkeit der Durchführung mit der Großartigkeit des Planes gleichen Schritt, und daher überragt es hoch alle übrigen apologetischen Arbeiten des Mittelalters.

Die Pfade, welche Raymund von Pennaforte geebnet hatte, betrat ein anderer Raymund, der für den Franciscanerorden das werden sollte, was Pennaforte für den Orden des hl. Dominicus gewesen. Raymund Lullus († 1315) errichtete auf Majorka ein Institut zur Heranbildung von Missionären für die Juden und Muhammedaner. Sein Plan, sämmtliche Franciscanerklöster in ähnliche Lehranstalten umzuwandeln, scheiterte zwar; aber sein Bemühen, vom Papste Clemens V. einen Befehl zu erwirken, daß auf den Hochschulen von Paris, Oxford, Bologna und Salamanca Lehrstühle für die morgenländischen Sprachen errichtet würden, war mit Erfolg gekrönt.

Die apologetischen Werke aus der noch folgenden Zeit des Mittelalters können als Ausläufer der Pennaforte'schen Schöpfung betrachtet werden. Sie haben zum großen Theile Dominicaner und Franciscaner, einige auch Neubekehrte zu Verfassern, und sie wurden sämmtlich in Spanien geschrieben. Auch in Anlage und Ausführung lehnen sie sich vielfach an das bedeutendste Werk der Pennaforte'schen Schule, den Pugio fidei, an. Da in ihnen eine neue Entwicklungsstufe nicht wahrzunehmen ist, so möge es genügen, wenigstens die Namen der vorzüglichsten dieser Streitschriften hier beizufügen. Gegen Judenthum und

Digitized by Google

Islam zugleich wandte sich Alphonsus de Spina in seinem berühmten Fortalitium fidei contra Judaeos, Saracenos aliosque christianae fidei inimicos. Ebenso berücksichtigte Pedro de la Cavalleria Juden und Muhammedaner in gleicher Weise. Bruder Ricold aus dem Franciscanerorden trat mit seinem Propugnaculum fidei adversus deliramenta Alcorani gegen die Muhammedaner auf, deßgleichen der hochverdiente Cardinal aus dem Dominicanerorden Johannes von Turrecremata mit seinem Tractatus contra principales errores Muhammedanorum. Hieronymus de sancta fide verfaßte die „Judengeißel" (Hebraeomastix, vindex impietatis et perfidiae judaicae). Noch populärer ist der Dialogus Sauli et Pauli contra Judaeos, aus der Feder des Paulus von Burgos, mit seinem früheren Namen Salomon Ben Levi.

Ein Rückblick auf die Arbeiten, welche die Apologetik während dieses Zeitraumes zu Tage gefördert hat, zeigt uns, daß ihre Bemühungen zum größten Theile Werke der Abwehr waren, und zwar gegen den doppelten Feind des Islams und des Judenthums. Diese Gegner wurden nicht nur mit Geschick zurückgeschlagen, sondern auch bis in die Bollwerke, hinter die sie sich zurückgezogen hatten, verfolgt, so daß von hier aus der Kampf auf's Neue entbrannte. Aus Talmud und Koran erfolgten die Angriffe der Christen gegen die Juden und die Muhammedaner. Nicht selten sah die christliche Apologetik ihr Werk gekrönt durch den schönsten Triumph, der ihr zu Theil werden kann; sie feiert ihn dann, wenn das Werk, das sie begonnen, durch die göttliche Gnade vollendet wird, so daß der Ungläubige sich gläubig der göttlichen Wahrheit unterwirft. So geschah es im Mittelalter. Man scharte sich zusammen, um desto wirksamer der Gnade die Wege zu bereiten. Und Gott gab seine Gnade. — Zu einem gemeinsamen Vorgehen beim Ausbau des apologetischen Lehrgebäudes hat sich jedoch das Mittelalter nicht erschwungen. Die Arbeit des Aquinaten hat die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erregt; eigentliche Nachahmer und Förderer des Planes hat sie keine erweckt.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Laughorst S. J.

Digitized by Google

Der Dom von Köln.

Die Vollendung des Domes von Köln steht in naher Aussicht. Was Jahrhunderte kaum zu hoffen wagten, was so Viele als unerreichbar ansahen, das soll sich in einigen Monaten erfüllen. Schon im Herbste werden die Kreuzblumen die beiden gewaltigen Thurmriesen der Westfaçade krönen und so den Bau abschließen. Damit hätte der Dombauverein nach vierzigjährigem Bestehen seine Aufgabe gelöst, in glänzender Weise und in unerwartet kurzer Zeit.

Wie der Wanderer, der den Gipfel des Berges erreicht, zurückschaut auf den durchmessenen Weg, so möchten wir jetzt am Vorabend der Vollendung einen Blick werfen auf die Geschichte dieses Domes, der als Denkmal der Kunst und als Denkmal der Geschichte seit 600 Jahren an der Pulsader deutschen Lebens steht, an dem wenige Ereignisse unserer so wechselvollen vaterländischen Geschichte spurlos vorübergegangen sind.

I. Vorgeschichte.

1. Grundlegende Zeitverhältnisse.

Schon zur Römerzeit war Köln eine der ersten Städte diesseits der Alpen; Lied und Sage künden diesen seinen alten Ruhm. Es sank nicht herab von seiner Höhe, wie Trier, Xanten und so viele andere alten Römerstädte, sondern seine Bedeutung stieg im Laufe der Jahrhunderte so hoch, daß im Mittelalter das Sprüchwort galt: „Wer Köln nicht sah, sah Deutschland nicht.“ In edlem christlichen Stolze schrieb es auf seine alten Siegel:

„Sancta Colonia, Dei gratia Romanae ecclesiae fidelis filia.“

„Das heilige Köln, durch Gottes Gnade die treue Tochter der römischen Kirche.“

Konnte es sich nicht mit Recht so nennen? Vor dem Sturm der französischen Revolution, der mit solcher Wuth über Europa hinraste, der so viel Großes und Schönes zertrümmerte und zu Boden warf, hatte es 134 Kirchen. Schon von Weitem zeigten seine 203 Thürme dem nahenden Pilger die Bedeutung der Stadt, ihren Reichthum an Kirchen, Stiftern und Klöstern. Den Kaufmann empfing an den Werften ein Wald von Masten, denn die Schiffe „der Herren von Köln“ belebten

Digitized by Google

im Mittelalter nicht nur den ganzen Rhein, sondern auch den Ocean, und ihr Einfluß reichte hinein bis in's Herz von London und weiter.

Zwei Kräfte trieben zu solcher Blüthe: die Macht des Erzbischofs und die Rührigkeit der Bürger. Der Erzbischof war Kurfürst, geborener Legat des apostolischen Stuhles, des heiligen römischen Reiches deutscher Nation Erzkanzler (für alle Urkunden, die für Italien ausgestellt wurden, seit 1031, für alle, die in Italien für das ganze Reich ausgefertigt wurden, seit 1155), Herzog von Westphalen und Engern seit Ende des zwölften Jahrhunderts, seit 1369 Graf von Arnsberg.

Wie nahe lag es, daß der mächtige Kirchenfürst die aufblühende Stadt unter seiner Botmäßigkeit festhalten wollte, wozu ihn nicht nur Herkommen und Recht vollkommen befugten, sondern auch heilige Eide verpflichteten, nach denen er seinen Nachfolgern das Besitzthum der Kirche unverletzt übermachen mußte.

Andererseits sah die Stadt, deren Handel, Reichthum und Macht von Tag zu Tag stieg, wie rings umher im deutschen Reiche so viele Städte, die kleiner, jünger und unbedeutender waren, als sie, sich als freie Reichsstädte selbst regierten, eigenes Münzrecht und eigene Gerichtsbarkeit hatten. Der natürliche Widerstreit entgegengesetzter Interessen mußte Streitigkeiten und zuletzt Fehden, ja blutige Kriege hervorrufen. Der erste Grundsatz der Politik, derjenige der Selbsterhaltung, trieb in diesen Kriegen die benachbarten Herren und Städte auf die Seite Kölns; darum finden wir sie mit der Stadt verbündet, den mächtigen Erzbischof zu schwächen.

Solche Kriege hinderten freilich zeitweilig die glückliche Entwicklung des religiösen und bürgerlichen Lebens, die Blüthe von Kunst und Wissenschaft, aber es gab ein Band, das Erzbischof und Stadt fest umschlang und sie immer wieder versöhnte: das Band der Religion, die im Mittelalter Alles beherrschte. Nie vergaß die Stadt auf längere Zeit den Gehorsam und die Ehrfurcht, die sie ihrem geistlichen Oberhirten schuldete, wie er nie vergaß, daß er nicht nur Fürst, sondern auch Bischof sei. Es weckte die zeitweilige Uneinigkeit die schlummernden Kräfte, die gegenseitige Wachsamkeit hielt sie rege und so offenbarte sich in Köln bald all der Reichthum an Kraft und Betriebsamkeit, an Tiefsinn und Schönheitsgefühl, welcher das rheinische Volk auszeichnet. Wenn Bischof und Stadt, Klerus und Bürger in fester Eintracht sich zu einem Werke einten, mußte der Erfolg groß sein. Eine solche Einheit der Herzen konnte nur auf religiösem Gebiete Platz finden, und sie zeigte sich in

Digitized by Google

großartiger, segensvoller Art am 24. Juli 1164. Bis Andernach waren die Bürger ihrem Erzbischofe entgegengezogen. Es war Reinald von Dassel, der eben aus Italien heimkehrte. Als Kaiser Friedrich I. das mächtige Mailand eroberte und plünderte, hatte Erzbischof Reinald sich die Reliquien der heiligen drei Könige als seinen Beuteantheil ausgewählt und jetzt brachte er sie nach Köln. So groß war die Freude der Bürger, daß das Stadtthor, durch das die heiligen Schätze im Triumphe hineingeführt wurden, den Namen Dreikönigenpforte erhielt; so sehr war der Zudrang des Volkes in der Stadt gewachsen, daß die Straße, durch welche die feierliche Procession zog, den Namen Dränggasse bekam.

Um die Begeisterung zu verstehen, welche die Ankunft dieser Reliquien in Köln weckte, muß man sich daran erinnern, wie innig das Mittelalter und besonders das 12. und 13. Jahrhundert die Überreste und Triumphszeichen der Heiligen überhaupt verehrte. Mit welchem Eifer suchten die Kreuzfahrer im heiligen Lande nach Reliquien! Schlugen sie nicht bei der Eroberung von Konstantinopel diese ehrwürdigen religiösen Schätze höher an, als Gold und Edelsteine? Ist es nöthig, an Ludwig den Heiligen zu erinnern, der Gesandtschaften ausschickte, die Dornenkrone Christi zu erlangen, ihr entgegenzog und für sie jene Sainte Chapelle baute, die ihresgleichen sucht in der Kunstgeschichte?

Nun hatten aber die Reliquien der heiligen drei Könige in jener Zeit doppelten Werth. Das Interesse für die Kreuzzüge hatte seinen Höhepunkt erreicht. Wie mußte man in einer Zeit, die für jedes Gewerbe, jeden Stand einen besonderen Schutzpatron suchte, jene ehren, die als die Ersten ihre Heimath verlassen hatten, die als erste Kreuzfahrer aus weiter Ferne in's gelobte Land, nach Jerusalem und Bethlehem gepilgert waren! Noch nicht zwanzig Jahre waren verflossen, seit der hl. Bernard im alten Dome den Kreuzzug gepredigt. Noch brannte das Feuer der Begeisterung, das er am Rheine entzündet. Wie mußte es auflodern, als solche Schätze erworben waren!

Bald bildete sich eine ausgedehnte Wallfahrt zu den heiligen drei Königen. Nicht nur armes Volk kam. Die Ersten des Reiches sah man unter den Pilgern, und wenn der erwählte deutsche König nach Aachen zog zur Krönung oder nach seiner Krönung mit Glanz heimkehrte, versäumte er es nicht, hinzuknieen am Grabe der ersten christlichen Könige und sie anzuflehen um Hilfe und Segen beim Antritte seiner Regierung.

Digitized by Google

2. Erste Arbeiten zu Ehren der heiligen drei Könige und Entschluß zum Baue des jetzigen Domes.

Nicht ohne Grund haben wir die Bedeutung der Reliquien der heiligen drei Könige so sehr betont. Es ist leider nöthig, in's Gedächtniß zurückzurufen, daß das Mittelalter andern Impulsen folgte, als unsere heutige Zeit. Nicht Kunstenthusiasmus, nicht der Gedanke, sich, seiner Stadt, seiner Zeit ein Denkmal zu errichten, war es, welcher das Mittelalter begeisterte, welcher ihm Muth gab, seine Riesenwerke zu beginnen. Solche Gedanken mögen beim Thurmbau von Babel gewaltet haben: das gläubige Mittelalter kannte sie nicht. Es war voll von Glauben und Ehrfurcht für Christus und seine Heiligen, voll Liebe und Andacht für jene wunderbare Lebensgemeinschaft, welche die Kirche im Himmel und auf Erden umfängt, voll von Vertrauen auf die Fürbitte und den Schutz der Heiligen. So war auch in Köln die Andacht zu den heiligen drei Königen die erste Dombau-Idee.

Jede besuchte Wallfahrt führt naturgemäß zur Erweiterung und Ausschmückung der Kirche, in welcher sich die Pilger sammeln. Deßhalb suchte Reinald von Dassel bald seinen alten Dom zu verschönern. Zuerst gab er ihm zwei neue Thürme, so daß er jetzt deren sechs hatte, zwei Kuppelthürme und vier Seitenthürme. Dann erhielten die geschicktesten Goldarbeiter den Auftrag, einen kostbaren Reliquienschrein zu verfertigen. Gegen das Jahr 1200 ward derselbe auf einem hohen Unterbau hinter dem Hochaltare des alten Domes aufgestellt. Über ihm glänzte eine von jenen weiten Lichterkronen, welche jene Zeit so liebte und mit solcher Pracht ausstattete [1]. Bald mußte jedoch in einem Jahrhundert, das so viel baute, wie das 13., der Wunsch von allen Seiten laut werden, über den neuen Schrein einen neuen Dom zu wölben, welcher der nach Licht und Höhe strebenden Zeit besser zusage, als der alte Dom, der wenigstens in vielen Theilen noch aus den Zeiten des Bischofes Hildebold, des Freundes Karls des Großen, stammte.

---

[1] Wenigstens zwei unglückliche Restaurationen sind über den Prachtschrein hingegangen, der an Kostbarkeit, kunstvoller Technik und Formenreichthum manche große Kirche übertrifft. Seine einzelnen Theile sind ohne Ordnung durcheinandergewürfelt, die Basreliefs und manche Inschriften sind roh und geschmacklos ersetzt und erneuert, so daß eine durchgreifende Wiederherstellung durchaus nöthig erscheint, wenn einmal die Kirche den Frieden erlangt hat und die nöthigere innere Ausstattung des Domes vollendet sein wird.

Digitized by Google

Erzbischof Engelbert I., Graf von Berg (1216—1225), entsprach dem allgemeinen Wunsche der Stadt und der Diöcese und forderte Geistlichkeit und Volk auf, ihn durch Beiträge zu unterstützen. Mit dem großmüthigsten Beispiele ging er Allen voran, denn er versprach, sogleich 500 Mark Silber zu geben und ebensoviel als Jahresbeitrag, bis das Werk vollendet sei. Wie bedeutend der Geldwerth dieses Anerbietens war, mag man daraus ermessen, daß zwei seiner unmittelbaren Vorgänger, die als Anhänger der Hohenstaufen abgesetzt wurden, bei ihrer Verzichtleistung mit einem Jahresgehalt von nur 300 Mark abgefunden wurden. Trotz alles guten Willens sollte es noch nicht zum Neubau kommen. Engelbert erlitt 1225 den Martyrtod für Recht und Gerechtigkeit. Im folgenden Jahre wurde er heilig gesprochen.

Sein Nachfolger, Heinrich I. von Molenark (1225—1238), bestrafte die Mörder. Was er für den Bau des neuen Domes that, ist unbekannt. Konrad I. von Hochstaden (1238—1261) aber konnte am 14. August 1248, am Tage vor Mariä Himmelfahrt, das Fest der Grundsteinlegung feiern. Boisserée erzählt, die Zeitumstände hätten den Tag überaus glänzend gemacht. Der neugewählte deutsche König Wilhelm von Holland sei von Aachen, das er eben mit einem großen Heere belagerte, nach Köln geritten; außer vielen anderen Herren und Prälaten hätten ihn der päpstliche Legat, der Bischof von Lüttich, die Herzoge von Brabant und von Limburg, nebst den Grafen von Geldern, von Berg, von Cleve und vom Hennegau begleitet. So habe denn das Fest und der Beginn des Werkes der Größe der Aufgabe, an der so viele Generationen arbeiten sollten, entsprochen. Sicher hat schon damals der Erzbischof das Gebet zum Himmel gesandt, das 600 Jahre später, bei einer neuen, fast ebenso glänzenden Grundsteinlegung, der selige Cardinal von Geissel aussprach:

„Liege fest zu Gottes Ehre,
Daß sich, wie aus deinem Schooß
Hoch der Dom wächst, weit und groß,
Gottes Reich auf Erden mehre."

3. Stilverhältnisse.

Jeder, der nur etwas eingeweiht ist in die Geschichte der Baukunst im Allgemeinen und in die des Kölner Domes im Besondern, weiß, wie schwierig und heikel die Frage ist, deren Beantwortung sich uns hier aufdrängt. Von Anfang dieses Jahrhunderts bis in die vierziger

Digitized by Google

Jahre war man nach Vorgang Boisserée's allgemein der Ansicht, der ganze Dom sei ein urdeutsches Werk, der Zeit und der Schönheit nach die erste Perle der mittelalterlichen Baukunst, die Wiege und Vollendung der Gothik. Wie nach der alten Sage Pallas fertig aus Jupiters Haupt hervorsprang, so sei der ganze Dom aus dem Genie eines ausgezeichneten Mannes hervorgewachsen, der dem Wunderwerk den Stempel der höchsten Einheit und Originalität aufdrückte und ein Muster aufstellte, nach dem alle Völker ihren Geschmack bildeten und das alle allerorts nachgeahmt hätten. Den folgenden Baumeistern sei keine andere Aufgabe geblieben, als nach den vollständig ausgearbeiteten Plänen des ersten Meisters das begonnene Werk in gewissenhafter Treue auszubauen.

Man hätte gut gethan, sich an jene „allgemeine Reflexion" zu erinnern, die Göthe schon am 9. April 1787 von Palermo aus an seine Freunde schrieb: „daß weder das Abgeschmackteste noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr Beiden mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne".

In dem Anfang der vierziger Jahre wurden hier und da einzelne schüchterne Stimmen laut, die daran erinnerten, daß die gothischen Kathedralen Frankreichs weit fortgeschritten, ja großentheils vollendet waren, ehe man in Köln daran dachte, den Grundstein zum Dome zu legen, und daß diese französischen Kathedralen in Plan, Anlage, Aufbau und Detailbildung so sehr mit dem Kölner Dome übereinstimmten, daß derselbe als Sprosse jener großen Familie, als Erzeugniß der nordfranzösischen Schule anzusehen sei. Ein Schrei der Entrüstung antwortete diesen Andeutungen. Wie im Alterthume fast jede alte Stadt fest daran hielt, ihre Bewohner seien als Ureinwohner aus dem Boden hervorgewachsen, den sie als Vaterland bewohnten, so hielt man fest an dem ersten gänzlich unbekannten, urdeutschen Baumeister, dessen selbständiges Genie ohne allen undeutschen Einfluß den Plan zum Wunderbau ersonnen und bis in die letzten Spitzen ausgebildet habe.

In den Jahren 1846—1848 gelangte die Streitfrage zu öffentlicher Behandlung. Für die Einheit des Dombaues, für einen deutschen Meister, der von Anfang an den Plan des ganzen Domes, angefangen vom Chore bis hinauf zur Kreuzblume der Thürme, ohne französischen Einfluß, entworfen, dessen Grundplan alle späteren Meister mit nur kleinen Veränderungen befolgt hätten, trat der verdienstvolle Boisserée ein. Viele seiner Genossen, unter denen Blömer hervorzuheben ist, zeigten mehr Eifer und

Digitized by Google

guten Willen, als Geſchick und Verſtändniß. Die gegneriſche Anſicht wurde von den Herren A. Reichenſperger, von Laſſaulx, dann in den Annales archéologiques von Roiſin und von Verneilh vertreten. Ihr ſtimmen heute wohl alle Kenner (wir nennen beiſpielshalber nur Viollet le Duc, Kugler und Schnaaſe) im Weſentlichen bei. Leider müſſen wir hinzufügen, daß ſich jetzt, im Gegenſatz zu den beſonnenen Koryphäen der heutigen Kunſtgeſchichte, eine Partei herausbilden will, die in's entgegengeſetzte Extrem überſchlägt und lehrt, der Dom von Köln bleibe auf deutſchem Boden ein ausländiſches Gebilde, ein vereinzelt ſtehendes Denkmal mittelalterlicher Nachahmungsſucht.

Werfen wir zur Würdigung der verſchiedenen Anſichten einen Blick auf den Stand der Baukunſt in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Noch im Jahre 1247 (nach Andern im Jahre 1248, in dem der Grundſtein zum Dome gelegt wurde) weihte derſelbe Konrad von Hochſtaden, der als Gründer des Domes ſo bekannt iſt, zu Köln die eben vollendete Kirche des hl. Cunibert, die noch ganz zu den Erzeugniſſen der alten romaniſchen Bauſchule gerechnet werden muß. Die beſonders im äußeren Thorbaue ſo maleriſch gegliederte Kirche der heiligen Apoſtel zu Köln ſtammt der Hauptſache nach aus einem Neubau, den 1199 ein Brand veranlaßte. Die Kirche Groß-Martin ebendaſelbſt entwickelte dann die in Apoſteln ausgeprägten Motive in ſchlanker Kühnheit, aber beide bleiben durchaus im romaniſchen Geleiſe. Selbſt der Umbau der alten Gereonskirche 1212—1230, die Bauten in St. Pantaleon 1216—1227, in St. Andreas, nach dem Brand von 1220, zeigen noch alle die Kraft und Herrſchaft der alten Bauſchule in Köln. In ähnlicher Weiſe herrſcht der alte Stil in Neuß, Bonn, Brauweiler, ja noch 1255—1275 in Werden. Der Dom tritt faſt unvermittelt in die Reihen dieſer Bauten, indem er mit den alten romaniſchen Traditionen vollkommen bricht und neue Bahnen verfolgt.

Verlaſſen wir den Rhein, um zu ſehen, wie man um 1200 und bis 1248 in Nordfrankreich baute. Die Anfänge eines neuen Stiles, den Abt Suger († 1152) in ſeinem Chorbau in St. Denys verſuchte, entwickelten ſich zuerſt in der Kathedrale von Noyon, deren Chor und Transſept Viollet le Duc dem Biſchofe Baudouin II., dem Freunde und Vertrauten des hl. Bernard und Sugers, zuſchreibt, obgleich Einzelheiten nach den Bränden von 1238 und 1293 in neuerem Stile umgeändert wurden; 1160 wurde die jetzige Kathedrale von Paris begonnen und 1235 in dem edelſten Stile ernſter, ruhiger Frühgothik und mit dem

Digitized by Google

ausgebildeten Strebesyſtem vollendet. Es folgten die Kathedrale von Bourges, ſeit 1172 geplant, nach 1200 begonnen, die von Laon, 1173 ſchon ziemlich fortgeſchritten, die von Soiſſons, ungefähr um 1200 gebaut, die von Chartres, 1240 vollendet, die von Rheims, nach einem verheerenden Brande ſeit 1212 neuerbaut. Die Kathedrale von Amiens, nach Viollet le Duc das Ideal einer Kathedrale des 13. Jahrhunderts, ward nach einem Brande 1220 in Angriff genommen und mit Ausſchluß der Façade 1288 zum Ausbau gebracht. Die Kathedrale von Beauvais ſollte ſie übertreffen, aber die Anlage war zu kühn, der Bau ſtürzte zuſammen.

Das Höchſte, was Frankreich in der gothiſchen Baukunſt leiſten ſollte, war erreicht. Die folgenden großen Dome, denn nur ſie kommen hier in Betracht, zeigen bei all ihrer Schönheit und bei all ihrem Reichthum dennoch, daß von jetzt an die Erfindung aufhört. Die Erfahrungen in Beauvais hatten die Architekten vielleicht erſchreckt; die Dome von Troyes und Tours verrathen nach dem Ausdrucke Viollet le Duc's[1] eine Kunſt, die ihr volles Mannesalter erreicht hat, die nichts mehr ſucht, nichts Neues zu finden hofft, die in ihren Werken nicht dem Triebe poetiſcher Begeiſterung folgt, ſondern den kalten, rechnenden Verſtand und die ruhige Erfahrung zu Rathe zieht.

Der Dom von Köln kommt und ſtellt ſich mitten in dieſe Entwicklungsreihe hinein, und zwar an den glücklichſten Platz, unmittelbar hinter Amiens und Beauvais. Nach Viollet le Duc[2] benutzte der Meiſter von Köln die ſchönen Gliederungen, welche die Meiſter von Beauvais und Amiens entwickelt hatten, und er wußte zugleich jene Fehler zu vermeiden, in die ſeine Vorbilder gefallen waren. Derſelbe Schriftſteller ſtellt den Entwurf des Chores von Beauvais höher, als den des Kölner Domes, geſteht aber für die Ausführung dem letztern die Palme zu. Herr de Verneilh, der die Abhängigkeit des Kölner Domes von den nordfranzöſiſchen Vorbildern, wenn auch übertreibt, dennoch für das Weſentliche ſiegreich nachweiſt, urtheilt: „Das Chor des Kölner Domes iſt etwas beſſer, als das von Amiens, viel beſſer, als das von Beauvais.“[3] Schnaaſe[4] erklärt dieſes „etwas beſſer“ in folgender Weiſe: „Im Weſentlichen hat der Meiſter des Kölner Chores den Dom von Amiens zum Vorbilde

[1] II. p. 340.
[2] Dictionnaire, II. p. 337.
[3] Didron, Annales, VI. p. 237.
[4] Geſchichte der bildenden Künſte. 2. A. V, S. 416.

Digitized by Google

genommen, aber es ist die Nachbildung eines großen Meisters, der nichts ungeprüft annahm, sondern die Intentionen seines Vorgängers erforschte und besser auszudrücken suchte und die Details so glücklich verbesserte, daß sein Werk neben jenem Vorbilde wie die reife, prachtvoll entwickelte Blume neben der nur halb geöffneten Knospe erscheint." „Aber," wird man einwerfen, „dann ist Köln nicht mehr der Ruhm Deutschlands, sondern nur mehr eine französische Kathedrale auf deutschem Boden." Schnaase hat diesen Einwurf widerlegt, indem er schreibt [1]: „Das Verdienst der Erfindung des Chores, der dann doch, da er dem von Amiens nachgebildet, nur in sehr bedingter Weise das Eigenthum des ausführenden Meisters war, ist kein geringes. Die starke Betonung künstlerischer Selbständigkeit und völliger Originalität ist nur die Folge falscher, unpraktischer Theorien. Die Kunst steht stets im historischen Zusammenhange; sie ist keine Schöpfung aus dem Nichts, sondern geht überall von gegebenen Verhältnissen aus. Vor Allem aber gilt dieß von der Architektur: ihre besten Werke sind nicht die, in welchen die künstlerische Individualität hervortritt, sondern die, in welchen sie in die objective Gestaltung übergeht. Und darin bestand hauptsächlich der Vorzug der mittelalterlichen Baumeister, daß sie von jener falschen Prätention noch nicht berührt und vielmehr nach besten Principien und im engsten Schulzusammenhange zu arbeiten gewohnt waren. Diese Gemeinschaft ganzer künstlerischer Generationen ist aber, wenigstens für die Architektur, etwas viel Größeres und Schöneres, als die Genialität eines vereinzelten, seine Zeitgenossen weit überragenden Künstlers (dem Boisserée's Phantasie den Domplan zuschreibt), so daß wir auch in ästhetischer Beziehung diese neue Aufklärung des Sachverhältnisses (d. h. des Zusammenhanges des Kölner Domes mit der nordfranzösischen Bauschule) nicht zu bedauern brauchen."

So edel der Patriotismus war, der den verdienstvollen Boisserée nach Beendigung der Befreiungskriege für sein deutsches Vaterland begeisterte und ihn im Kölner Dom ein urdeutsches Werk des Mittelalters finden ließ, ebenso widerlich kommt uns der Byzantinismus derjenigen vor, welche den engherzigen, ausschließlichen Nationalitätsschwindel unserer Tage in jene großartige Vergangenheit übertragen, gleich als ob schon das 13. Jahrhundert an jenem Hader gekrankt hätte, welcher heute Europa zerklüftet und zum Feldlager macht. Damals einte ein Glaube alle

[1] A. a. O. S. 412.

Digitized by Google

Herzen. Es gab Eifersüchteleien, die Geschichte der Kreuzzüge beweist es, aber es waren das nur kleine vorübergehende Störungen. Eine Kirche, Eine Sprache, Eine Wissenschaft einte alle Christen zum gemeinsamen Streben. Damals konnte ein hl. Thomas, ein Italiener, Professor sein in Köln, Paris, Rom, Bologna und Neapel. Was eine Nation erfand, ward gleich zum Gemeingut Aller.

Nur Eine Kunst konnte damals auf die Dauer in Europa herrschen, eine lebendige Kunst, die nicht an fabrikmäßiges Schablonenwesen gebunden war, sondern welche die provinziellen Eigenthümlichkeiten und die Individualität der Künstler achtete, aber Alles nach einem gemeinsamen Gesetz regelte. Selbst wenn der Dom von Köln nie erbaut worden wäre, wenn statt des durch christliche Liebe so regen Verkehrs zwischen den Völkern des Abendlandes eine chinesische Mauer zwischen Deutschland und Frankreich errichtet worden wäre, die Gothik hätte trotzdem den Sieg errungen. Vielleicht hätte man, wenn der Dombau nicht dazwischengetreten wäre, am Rheine eine Gothik entwickelt, welche in der Mitte gestanden hätte zwischen der Backsteinbau-Gothik des Nordens und der Sandstein-Gothik Frankreichs. Die letzten Bauten des Übergangsstils an St. Cunibert und Groß-Martin in Köln zeigen, welche Wege man eingeschlagen hätte, und oft kommt die Versuchung, zu wünschen, daß der Dom diesen Entwicklungsgang nicht auf andere Bahnen gelenkt, aber der Sieg der Gothik, den der ganze Übergangsstil vorbereitet und eingeleitet hatte, war unabwendbar, denn er war nur die reife Frucht des consequenten Entwicklungsganges der christlichen Baukunst des Abendlandes. Daß diese Entwicklung sich in Nordfrankreich rascher vollzog, lag in der Blüthe, die jenes Land um 1200 erlebte, in der Vorzüglichkeit und dem Reichthum des zur gothischen Baukunst so sehr passenden Steinmaterials; lag darin, daß die Cultur dort vielleicht rascher ihren Höhepunkt erreichte, als in den mehr nordisch gelegenen Ländern, und daß man dort leichter mit alten Traditionen bricht und sich dem Neuen ergibt, als in dem mehr conservativen Deutschland.

Hier drängen sich zwei Fragen auf. Wer war der Baumeister, der die neue Bauart in Köln einführte? Wie kam es, daß man in Köln die altererbten Formen so plötzlich aufgab und so entschieden in neue Bahnen einlenkte, daß man fast ohne Vermittlung vom Übergangsstil zur Hochgothik oder Mittelgothik griff? Die erste Frage zwingt uns, unsere Unwissenheit einzugestehen. Trotz aller noch so fleißigen Nachforschungen ist noch keine sichere Spur vom ersten Dombaumeister entdeckt. Man

Digitized by Google

nannte Albert den Großen, den Bischof Simon von Paderborn, endlich einen Heinrich Sunere, aber die heutige Kritik hat ihnen allen die Ehre, den Plan zum Dom entworfen zu haben, abgesprochen. Der erste, bis heute sicher beglaubigte Baumeister ist Meister Gerhard von Rile, verschieden von seinem Zeitgenossen Gerhard von St. Trond, mit dem ihn Einige verwechselten. Durch Urkunde vom Jahre 1257 schenkte ihm das Domkapitel wegen seiner Verdienste einen größeren Bauplatz, auf dem er schon ein steinernes Haus erbaut hatte. Also war er schon mehrere Jahre vorher am Dombau thätig; ob er aber schon vor 1248 dort angestellt war, ob er die Pläne entwarf, insoweit damals von Plänen die Rede war, ist eine Frage, zu deren Lösung keine sicheren Anhaltspunkte zu Gebote stehen.

Weit wichtiger und interessanter ist die Beantwortung der zweiten Frage. Denn was ist mit dem bloßen Namen eines Baumeisters gewonnen? Wie viel Licht würde es dagegen bieten, wenn man wüßte, wie die Kölner, angefangen vom Erzbischofe und vom Rathe bis hinunter zu den Letzten der Geistlichkeit und der Bürgerschaft, zu dem glücklichen Entschlusse kamen, nicht in der altererbten Weise, die immer schwer verlassen wird, zu bauen, sondern die zuletzt in Amiens und Beauvais, sowie in der Ste. Chapelle zu Paris gewonnenen Fortschritte und Erfahrungen zu benutzen.

Den ersten Anhaltspunkt zur Beantwortung dieser Frage bieten uns die engen Beziehungen, die zwischen Köln und Nordfrankreich bestanden. Die Päpste, mit denen Deutschland und besonders die Erzbischöfe von Köln in den Wirren der Zeiten der Hohenstaufen so regen Verkehr unterhielten, weilten damals oft in Frankreich; 1245 war in Lyon das 13. ökumenische Concil gefeiert worden, und 1248 kam von dort die Bulle Innocenz' IV., welche für den Neubau des Kölner Domes reiche Ablässe bewilligte. Konrad von Hochstaden war nach der Gallia Christiana eccl.[1] einem Banquier in Paris verschuldet, die Kölner Handelsleute reisten oftmals in jenen Gegenden herum, und Gerhard von Rile hat dort offenbar seine künstlerische Erziehung erhalten, obwohl er aus der Nähe von Köln gebürtig war. Die großen Bauten, die um jene Zeit im benachbarten Lande vollendet waren oder der Vollendung entgegengingen, waren also den Kölnern nicht unbekannt, und deren Schönheit konnte nicht ohne Einfluß auf sie sein.

---

[1] Col. III. p. 693.

Digitized by Google

Nun hatte aber zudem der gothiſche Stil gleichſam ſchon ſeine Vorpoſten bis in die Stadt Köln hinein vorgeſchoben und wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, den vollen Sieg zu erringen. Freiburg und Straßburg wie Offenbach am Glan liegen zwar im Rheingebiete, ſind alſo eng mit Köln verbunden; aber erinnern wir an frühgothiſche Bauten, die auch geographiſch noch näher um Köln liegen, zuerſt an die frühgothiſche Liebfrauenkirche von Trier, 1227—1243, und an die Kirche von Ahrweiler, 1245 begonnen. Eine Menge frühgothiſcher Kirchen finden wir bei den neuentſtandenen Orden der Dominicaner, Franciscaner und Deutſchherren. Während die Ciſtercienſer, mehr conſervativ, einſtweilen noch im Übergangsſtil bauen, ſtehen dieſe neueren Orden bereits auf der vollen Höhe der frühgothiſchen Baukunſt, eine Thatſache, die ſich leicht aus ihrer größeren Beweglichkeit erklärt. Ihre Mitglieder waren Weltbürger, waren meiſt vielgereiste Leute. In einer Zeit, die ſich ſo ſehr für chriſtliche Kunſt intereſſirte, mußten ſie, weil ſie ſo Vieles in aller Herren Länder ſahen, und nicht durch die Feſſeln der Tradition einer Schule oder ihres noch ſo jungen Ordens gebunden waren, alle neuen Errungenſchaften, die in irgend einem chriſtlichen Lande gemacht worden, ſich aneignen, weiter verbreiten und fortbilden. Uns will es ſcheinen, als ob man ihren Einfluß für die Verbreitung der Gothik noch nicht genug in die Wagſchale gelegt hätte. Man dachte nur an die Wanderungen der Baumeiſter, nicht aber daran, daß nicht die Baumeiſter allein einen Stil verbreiten, ſondern vielmehr jene, welche die Baumeiſter einer neuen Schule herbeirufen und ihnen Beſchäftigung geben, ſie in den Stand ſetzen, Steinmetzhütten zu gründen, als Centren einer neuen Provinzialſchule.

In Köln gründete der deutſche Orden ſchon 1215 die frühgothiſche Katharinenkirche; das Dominicanerkloſter, deſſen Chor 1271—1278 nach dem Vorbild des Domes unter Albert dem Großen gebaut wurde, hatte ſeine Kirche ſchon lange vorher im gothiſchen Stile vollendet. Der Name Albert des Großen zwingt uns, ſeinem Antheil am Dombau einige Worte zu widmen. Es iſt bekannt, wie groß ſein Einfluß in Köln war, wie er beim Erzbiſchof und Klerus ſowohl als bei der Bürgerſchaft in ſolchem Anſehen ſtand, daß er ſie in ihren Streitigkeiten verſöhnen konnte. In einem wohlgeordneten Orden ſtützt ſich der Einfluß des Einzelnen immer auf das Tugendbeiſpiel und die Kenntniſſe Aller. Wer konnte eher die Entſcheidung auf die Seite der Gothik lenken, als das Dominicanerkloſter, und wenn man nach einem Namen ſucht, wen ſoll-

Digitized by Google

ten wir eher nennen, als Bruder Albert? So möchte sein Verdienst um den Kölner Dombau nicht, wie Viele ehemals glaubten, darin bestehen, daß er die Pläne machte oder einem Techniker bei deren Anfertigung zur Seite stand, sondern darin, daß er auf die Fortschritte hinwies, welche die Baukunst im Nachbarlande gemacht hatte, und Erzbischof, Geistlichkeit und Bürgerschaft vermochte, ein Opfer zu bringen, dem althergebrachten, treu gepflegten und liebgewonnenen Stil ihrer Väter zu entsagen und einen Baumeister mit zahlreichen Gesellen zu berufen, um einen Dom zu gründen, der mit jedem andern in der christlichen Welt in die Schranken treten könne.

4. Grundsteinlegung und Baugeschichte des Chores.

Schon aus dem Jahre 1247 ist uns ein Kapitelsbeschluß erhalten, in dem der sofortige Angriff des Neubaues bestimmt ausgesprochen ist. Die Vorarbeiten wurden begonnen. Um einige Gebäude, die auf dem Bauplatze sich befanden, zu entfernen, unterhöhlten die Arbeiter die Mauern derselben und stützten sie auf Balken, an die sie Feuer anlegten, das die Balken verzehren und so die Mauern fallen machen sollte. Aber das Feuer griff um sich und zerstörte einen Theil des alten Domes.

Obgleich der Brandschaden insoweit gut gemacht wurde, daß der Gottesdienst in dem alten Dome wie vorhin gefeiert werden konnte, war dieser Brand dennoch eine Anregung, den Neubau um so eifriger zu fördern und desto reichlicher Beiträge zu sammeln und zu geben.

Am 14. August 1248 ward, wie schon erzählt ist, der Grundstein gelegt. Vielversprechend war der großartige Grundriß des Chores, glänzend die Feier der Grundsteinlegung, groß der Eifer beim Baue der gewaltigen Fundamente, welche den Riesendom tragen sollten. Aber das Werk, zu dessen Grundsteinlegung kriegerische Fürsten aus dem Lager herbeigerufen worden waren, sollte nur zu bald die traurigen Folgen des Krieges an sich selbst erfahren.

Schon Konrad von Hochstaden bekriegte zweimal die Stadt Köln. Unter seinen Nachfolgern wurden die Fehden in immer größerer Ausdehnung, mit immer wachsendem Hasse geführt. Die Schlachten von Frechen und von Lechenich waren nur Vorspiele zu der von Worringen 1288. In allen wurde der Erzbischof geschlagen, in den beiden letzteren sogar jedesmal gefangen genommen. Köln litt aber noch mehr als sein Fürst und Erzbischof. Der Handel der Stadt war gelähmt, seine Kirchen

Digitized by Google

lagen unter dem Interdikte des Erzbischofes und des Papstes, seine Einwohner waren excommunicirt. An einen stetigen Ausbau des Domes war nicht zu denken.

Nichtsbestoweniger scheint das Werk nie ganz geruht zu haben, vielleicht deßhalb, weil das Kapitel schon damals den Bau in seine Hand genommen hatte. So sind Verträge, die das Domkapitel mit dem Burggrafen von Drachenfels abschloß, erhalten aus den Jahren 1267, 1273, 1285, 1294, 1306, 1319. Im Jahre 1273 durften drei Brecher und drei Vorschläger Steine fördern, im Jahre 1294 aber vier Brecher und drei Vorschläger. Damals baute man also eifriger, als 1273. Ein bedeutsames Zeichen für den Baubetrieb bieten auch die Urkunden, welche sich auf die zum Bau so nöthigen Gelder beziehen.

Von 1248 kennen wir eine Urkunde des Erzbischofs Konrad von Hochstaden und eine des Papstes Innocenz IV., welche denen, die Beiträge geben, Ablässe versprechen. 1257 erhält derselbe Erzbischof die Erlaubniß zu einer Collecte durch ganz England. 1264, 1279, 1298 erließen die damals regierenden Erzbischöfe neue Hirtenbriefe, in denen sie um Geldbeiträge baten. Vermächtnisse zum Besten des Baues werden 1256, 1315, 1317, 1318, 1319 und 1320 erwähnt. 1313 verzichtet der Schatzmeister zu Gunsten des Baues auf die Opfer, die auf dem Hauptaltar niedergelegt wurden, indem er in anderer Art entschädigt wurde.

So interessant all diese Notizen sein mögen, für die eigentliche Baugeschichte des Chores geben sie keine Aufklärung, für die uns nur folgende höchst dürftige Nachrichten erhalten sind. Zuerst die Namen einiger Baumeister des Chores: Gerhard von Rile, der 1302 schon verstorben ist, dann Meister Arnold 1296 und 1301—1330 sein Sohn Johann, dessen Siegel wir kennen und das, übereinstimmend mit dem der ältern Baumeister von Straßburg, auf rechtsliegendem Schrägbalken drei Hämmer zeigt. Über die eigentliche Bauführung wird gemeldet, daß man 1251 acht kleine Häuschen zwischen der Vorhalle (dem Kreuzgange?) des alten Domes und der Kapelle des hl. Johannes, die an der Südseite lag, abgerissen hatte, um Platz für den Neubau zu gewinnen. 1279 sagt der Erzbischof Siegfried von Westerburg, der Neubau sei schon in prächtigem und würdigem Glanze emporgestiegen — surrexit. Vielleicht zeigt uns das neue Siegel der Stadt von 1270 die Chortheile, die schon vollendet waren (fünf hohe Fenster). 1297 stiftet der Domvikar Gerhard von Xanten eine Vikarie im neuen Bau am

Digitized by Google

Altare des hl. Johannes des Täufers und des hl. Laurentius. Er erwähnt 18 Altäre, die wir im Chorumgange finden. 1318 wird der Altar der allerseligsten Jungfrau im neuen Bau erwähnt. 1320 wurden die großen Chorfenster eingesetzt. Eine alte Inschrift meldet, Konrad von Hochstaden habe den alten Dom erweitert und 1320 habe der Gottesdienst im neuen Chore begonnen. Daraus folgt, daß das neue Chor mit dem alten Dome verbunden war, wie sich noch heute in Le Mans das gothische Chor an das romanische Langhaus anschließt. Am 27. September 1322, also volle 74 Jahre nach der Grundsteinlegung, konnte Erzbischof Heinrich von Virneburg das Chor einweihen. Seine Nachfolger, besonders der ebenso weise als kunstsinnige Heinrich von Gennep (1349—1362), vollendeten die innere und äußere Ausschmückung des Chores.

Die Baugeschichte des Domes ist noch so dunkel, daß jeder Versuch zu ihrer Aufklärung bei billig Denkenden auf wohlwollende Aufnahme rechnen kann. Selbst Vermuthungen könnten Fingerzeige geben, die zuletzt doch auf den rechten Weg leiten. Man erlaube uns daher, hier die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse zusammenzustellen, zu ordnen und zu erweitern, und sie so der Prüfung anheimzugeben.

Da, wie nachgewiesen ist, das Chor in engster Beziehung zu der nordfranzösischen Bauschule steht, so bietet uns die Baugeschichte von Rheims und Amiens Aufschlüsse über die Art und Weise, wie man auch in Köln vorangegangen sein möchte. In Rheims findet man nun nach Viollet le Duc[1] solche Verschiedenheiten zwischen den unteren Chorpartien und den oberen, die sich über die Dächer des Kapellenkranzes erheben, daß man für die oberen Theile einen anderen Baumeister annehmen muß. In Amiens hatte 1218 ein Brand die alte Kathedrale gänzlich zerstört. Beim Neubau waren zuerst die Schiffe errichtet und 1237 eingewölbt worden; dann erst ging man an den Chorbau. 1258 verzehrte ein Brand die schon vollendeten Dächer der Chorkapellen. Eine genaue Untersuchung des Gebäudes zeigt nun, daß die alten Steine bis an die Triforiengallerie von dem Feuer angegriffen und verkalkt sind. Die höheren Theile sind unversehrt. Viollet[2] schließt daraus, daß man den Hochbau erst nach Vollendung des Kapellenkranzes begann. Ein drittes Beispiel bietet Limoges, dessen Kathedrale um 1270 begonnen wurde. Nach H. de Verneilh[3] unterscheidet man am dortigen Chor drei Bauperioden. In die erste fällt die Apsis mit ihren fünf Kapellen und den zwei ersten Traveen neben dem Chore; in die zweite kommen die beiden folgenden Traveen neben dem Chore, die dem zweiten Umgange am Kölner

[1] Dictionnaire de l'architecture, II. p. 317 s.

[2] L. c. p. 325.

[3] Didron, Annales, VIII. p. 130 s.

Digitized by Google

Dome entsprechen; eine dritte Bauperiode bezeichnet dann der Hochbau des Chores mit seinen Fenstern und Gewölben.

Wir haben also drei französische Kathedralen, die der Zeit und dem Stile nach neben dem Kölner Dom stehen, in denen man zuerst die Kapellen und Umgänge des Chores vollendete, um dann erst an den Oberbau zu gehen — ein Verfahren, das auch vom rein technischen Standpunkte aus das richtigste, vielleicht das einzig mögliche scheint.

Untersucht man nun das Chor von Köln, so findet man schon im Äußeren einen Gegensatz zwischen den unteren Theilen und den oberen über den Dächern der Kapellen. Unten ist Alles schwer, einfach, oben aber findet sich ein verschwenderischer Reichthum. Man könnte meinen, der Baumeister habe diesen Gegensatz zwischen dem massiven Unterbau und dem leichten Oberbau beabsichtigt. Geht man indessen in's Innere, so findet man an den sechs Säulen des Chorabschlusses, an allen Säulen der Chorumgänge, an den Halbsäulen und Seiten der Kapellen und der Abschlußwände des Chorbaues einen Säulendurchschnitt, der dem von Rheims, Amiens, Altenberg und dem der älteren gothischen Bauten entspricht. Die kleineren Säulen (Dienste) sind nämlich in den Kern der Säule mit einem Viertel ihres Umfanges eingelassen und der Kern schneidet sie in scharfen Ecken ab, indem er selbst überall seine ursprüngliche Form behält. Dazu kommt als dritter Beweis, daß das Maßwerk der Chorkapellen dem des Chores der Ste. Chapelle entspricht, das des zweiten Umganges, der die Langseiten bildet, dem in den Langseiten derselben Kapelle gleich ist. Diese Maßwerke, die einem Vorbilde entnommen sind, stammen also aus einer Zeit. Übergehen wir einzelne kleinere Analogieen zwischen der Ste. Chapelle, Amiens, Beauvais und Köln. Das Gesagte genügt, um zu beweisen, daß die Schriftsteller Recht haben, welche den Kapellenkranz und den zweiten Umgang des Chores einer ersten Bauperiode zuschreiben, in welcher französischer Einfluß noch sehr stark war. Auch der erste Umgang möchte mit den fünf Gewölben, die auf den erwähnten sechs älteren Chorsäulen ruhen, dieser ersten Periode angehören[1]. Wir begreifen nicht, auf welchen Grund hin Herr Ennen[2] die Stiftung des Domvikar Gerhard von Xanten[3] am Altar des hl. Johannes des Täufers und des hl. Laurentius in nova fabrica Coloniensi von 1297 als eine Stiftung pro futuro bezeichnet. Von 1248—1297 konnte man bequem die genannten Theile vollenden, da man in Rheims die entsprechenden Theile von 1212—1230[4] fertigstellte, in Amiens aber in noch kürzerer Zeit. Untersucht man die weiteren Säulen des Chorbaues, so findet man, daß die acht, welche die Langseiten des hohen Chores tragen (mit Ausschluß der Transseptpfeiler, von denen später die Rede sein wird), eine etwas spätere Bildung zeigen. Ihr innerer Kern

---

[1] Vgl. Mertens und Lohde, Zeitschrift für Bauwesen, 1862. — Schnaase, V. S. 411, Anm.

[2] Baugeschichte, 1863, S. 25.

[3] Bei Lacomblet, Urkundenbuch, II. Nr. 974.

[4] Viollet, l. c. p. 321.

Digitized by Google

ist an vier Stellen ausgekehlt, auch ihr Sockel ist anders, als der der oberen Säulen. Demgemäß drängt sich die Frage auf, ob nicht die Errichtung dieser acht Säulen und die Einwölbung der ihnen entsprechenden sechs Joche des ersten Chorumganges einer zweiten Bauperiode angehört, die wohl auch noch vor dem Jahre 1297 abschloß. Die unterste Travee des Chores bezeichnet dann eine dritte Periode. Die Gründe, die dafür sprechen, mögen, einzeln genommen, nicht genügen; im Zusammenhange scheinen sie uns entscheidend.

Es sind folgende: 1) Der Durchschnitt der beiden oberen Transseptsäulen ist weiter entwickelt, als der der früheren Chorsäulen. Man vergleiche Schmitz' Dom von Köln, Lief. 14, Taf. 5, Nr. 1 zum Transseptpfeiler Lief. 11, Taf. 5, Nr. 1 und bemerke, wie im Transseptpfeiler die großen Dienste herausgezogen sind, wie der innere Kern nicht wie in den acht Säulen der Langseite des Chores ausgekehlt ist, wie der Durchschnitt dieser beiden Transseptpfeiler ein System zeigt, das ganz einzig dasteht im Dome. 2) Das Maßwerk des Fensters der in Rede stehenden unteren Travee ist ein dem übrigen Maßwerk des Domes durchaus fremd gegenüberstehendes. Schmitz gibt es nur im Übersichtsblatt, Lief. 24, Taf. 4. Klarer findet es sich bei Boisserée (Dom, Taf. 11). Während die übrigen acht Fenster der Langseite des Chores die gleiche leichte, zierliche Kreuzrose zeigen, hat das der unteren Travee oben ein steifes, radförmiges Muster, während die unteren Rosen sich in ihren Details archäisirend an die unteren Fenster des zweiten Chorumganges anschließen. Wichtig scheint uns, daß sich dasselbe Maßwerk in zwei Fenstern auf dem Originalriß der Thurmfaçade findet und in zwei Wimpergen über zwei oberen Chorfenstern. Da diese Wimperge, wie wir nachher sehen werden, später sein mögen, als das Maßwerk der übrigen hohen Chorfenster, so stände die letzte Travee in naher Beziehung zum Urheber des alten Thurmentwurfes. 3) Die Glasfenster der unteren Travee scheinen nicht gleich denen der übrigen Chorfenster zu sein. Nicht nur ist die Farbe (besonders das Grün) fahler — ein Umstand, der weniger Gewicht hat, weil das Fenster an einer dunkleren und mehr geschützten Stelle sich befindet —, sondern auch das Muster scheint später und nüchterner, als das der übrigen Chorfenster. Man sehe es sich bei Boisserée (Dom, Taf. 11) an und bemerke besonders das Linienflechtwerk in den drei Kreisen des Maßwerkes. 4) In Limoges sind die beiden letzten Traveen später und enger[1]; in Beauvais stammen drei Pfeiler der Vierung erst aus dem 16. Jahrhundert[2]; in Le Mans fehlen alle vier. Es lag also nahe, auch in Köln diese gewaltigen Vierungspfeiler erst später zu beginnen. 5) Der alte Dom wurde allmählich abgebrochen, wie das neue Werk voranschritt. Sollte sich nicht das neue Chor genau an das Querschiff des alten angeschlossen haben (Ampliat hoc templum, sagt die Inschrift), und sollte man nicht das alte Chor haben stehen lassen, bis die Transseptpfeiler errichtet wurden?

[1] Didron, Annales, VIII. p. 131.

[2] Viollet, II. p. 334 s.

Digitized by Google

Wenden wir uns zu den äußeren Theilen. Zwirner begründete schon 1842 im Domblatt, I. Nr. 6, daß die Strebepfeiler später seien, als die Wände des Hochchores, nachdem Boisserée[1] berichtet hatte, daß man zur Einfügung der Strebebogen das Laubwerk über den Fensterbogen gewaltsam verletzen mußte. Nichtsdestoweniger geht Weyden zu weit, wenn er im Domblatt Nr. 70 annimmt, die Strebebogen seien erst nach 1322 eingesetzt. Der Chor konnte doch nicht eingeweiht werden, ehe er eingewölbt war, die Wölbung aber setzt die Vollendung des Strebewerkes voraus. Sollte es aber möglich gewesen sein, die übrigen Gewölbe ohne das der letzten Travee an der Vierung einzufügen, so möchte die Annahme, daß das letzte Gewölbe aus der Zeit nach 1322 entstanden sei, der näheren Untersuchung werth sein.

Bekanntlich ist das Strebewerk der Nordseite einfacher, als das der Südseite. Den Grund zu dieser Erscheinung, die sich auch in Amiens und sonst findet, suchten Einige in symbolischen Rücksichten; Andere meinten, man habe die Nordseite, die durch andere Gebäude verdeckt war, nicht so ausgezeichnet, als die mehr sichtbare Südseite; noch Andere wollten die Rücksicht auf Ersparnisse geltend machen, während Manche behaupteten, die Nordseite sei einfacher, weil sie älter sei. Wir müssen hier darauf aufmerksam machen, daß der Grundriß beider Seiten über dem Triforium noch keinen Unterschied zeigt[2], daß die Verschiedenheit erst höher anfängt[3]. Wichtiger ist, daß nicht nur die obersten Fialen an der nördlichen Seite reicher sind, als ihr Unterbau, und daß sie auf das System der Südseite zurückgreifen, sondern daß auch die Wimperge an beiden Seiten gleichen Reichthum und entsprechende Muster aufweisen, daß besonders zwei Wimperge das oben besprochene auffallende Maßwerk der letzten Traveen und des alten Thurmentwurfes zeigen. Sollte darin nicht ein Fingerzeig gefunden werden, daß diese obersten Theile, welche nur secundären Constructionswerth haben, erst später, vielleicht nach der Einweihung aufgesetzt worden sind? Man hatte vielleicht an der Nordseite angefangen, die Strebepfeiler bis zur obersten Schlußfiale zu errichten, war dann zur Südseite übergegangen, hatte 1322 das Chor eingewölbt und nach 1322 die obersten Fialen und die Wimperge hinzugefügt, denen die oberste Dachgallerie mit ihren Fialen folgte.

Noch später scheinen die Gallerien über dem Triforium der Langseite des Chores und die Gallerie, welche den zweiten Chorumgang und die Chorkapellen umsäumt. Ihre Formen, besonders die ineinandergeschobenen Vierpässe scheinen die spätesten, die am Chore vorkommen. Wie sehr unterscheiden sie sich von dem Maßwerk der unteren Fenster und der Triforien, auf denen sie ruhen? Was die Baldachine über den Chorkapellen und die Engel angeht, die in ihnen stehen, so setzt Viollet (II. S. 477) sie um den Anfang des 14. Jahrhunderts. Sie können entweder vielleicht mit der Gallerie über

---

[1] Dom, Text, S. 86.

[2] Vgl. Schmitz, Dom, Lief. 5, Blatt 1 u. 2.

[3] Vgl. a. a. O., Lief. 19, Blatt 6, und Lief. 20, Blatt 6.

Digitized by

dem Triforium der Chorrundung aus der Zeit vor der Errichtung der Strebepfeiler stammen, oder aber auch mit den übrigen Gallerien bei Beendigung des Werkes nach 1322 verfertigt worden sein. Die rücksichtslose Restauration aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hat die Details so verwischt, daß eine feste Zeitbestimmung sehr erschwert ist.

Faßt man Alles zusammen, so möchte Meister Gerhard von Rile die Chorkapellen und unteren Umgänge errichtet haben; Meister Arnold, der ihm gegen 1295 folgte, hätte dann den Bau der Oberwände des Chores, mit Ausnahme der letzten Travee, geleitet; dem Meister Johann († 1330 oder 1331), dem Sohne des Meister Arnold († 1301), gebührt dann das Verdienst, bis 1322 das Strebesystem und die Gewölbe des Chores vollendet und vielleicht nach 1322 die noch fehlenden, mehr decorativen Theile hinzugefügt zu haben[1].

Stephan Beissel S. J.

P. Goudanus am Hofe Maria Stuarts.

(Ungedruckter Gesandtschaftsbericht aus dem Jahre 1562.)

Immerfort wird das tragische Schicksal der schönen, edlen, unglücklichen Königin Maria Stuart die Augen der Nachwelt auf sich ziehen und ein beliebter Stoff nicht nur für Tragödiendichter, sondern auch für Geschichtsforscher bleiben. Besonders in Deutschland, wo Schillers Trauerspiel das Andenken an dieselbe lebendig erhielt, hat sich die Geschichtschreibung wieder mit allem Eifer diesem Gegenstand zugewandt. Das vorige Jahr sah fast zugleich zwei ausführliche Biographien Maria Stuarts (von Gädeke und Opitz) erscheinen. Wir glauben deßhalb dem Wunsche unserer Leser zu entsprechen, wenn wir über dieselbe Königin einige ungedruckte Actenstücke, welche P. van Lommel, S. J., in einem Archive unserer Gesellschaft gefunden hat, hier mittheilen. Es sind das Briefe des holländischen Jesuiten Goudanus (Nikolaus Floris aus Gouda), welcher von Pius IV. nach Schottland gesendet worden und nun in schlichtester Einfachheit dem P. General der Gesellschaft Jesu seine Erlebnisse und Wahrnehmungen erzählt.

Die Corruption des Klerus hatte in Schottland der Reformation die Wege bereitet und eine verbrecherische revolutionäre Adelspartei im

---

[1] Vgl. Schnaase, V. S. 415. — Kugler, Baukunst, III. S. 218, 220.

Digitized by Google

Bunde mit fanatiſchen Prädicanten derſelben zum Siege verholfen. Kurz darauf, im Jahre 1561, kehrte Maria Stuart nach dem Tode ihres Gatten, Franz II., und ihrer Mutter, der Regentin Schottlands, aus Frankreich in ihr Vaterland zurück. Ebendahin ſandte nun ſofort Pius IV. den P. Goudanus als ſeinen Nuntius mit Briefen an die Königin, die Biſchöfe und verſchiedene Großen des Reiches: eine gefahrvolle Sendung wegen des unglaublich großen Fanatismus von Knox und andern Prädicanten. Goudanus traf das Volk und den Adel zum großen Theil dem Glauben der Väter zugethan, die junge Königin aber völlig rath- und hilflos inmitten von Todfeinden der katholiſchen Kirche und preisgegeben der Gewalt ihres ſchändlichen Baſtardbruders, des Grafen von Mar (ſpäter Grafen von Murray); er ſah den Epiſkopat, Klerus und die übrigen Katholiken eingeſchüchtert durch das Wüthen einiger proteſtantiſchen Zeloten und die Furcht vor engliſcher Invaſion. Dem Bericht des P. Goudanus werden wir die Stellen aus ſeinen ſpäteren Briefen hinzufügen, welche ſeine ſchottiſche Miſſion betreffen. Trotz der ſchlimmen Lage des Reiches hatte der Pater doch noch nicht alle Hoffnung auf deſſen Zurückführung zum Katholicismus aufgegeben.

Admodum Reverende in Christo Pater.

Pax Christi.

Cum in Hollandia agerem circa festum Paschae, feria tertia hebdomadae Sanctae, allatae mihi sunt literae Reverendi Patris Everardi Provincialis, quibus me evocabat Lovanium. Quo cum venissem, ostendit mihi literas Reverendi Patris Salmeron, Generalis Vicarii, una cum Brevi Apostolico, et literis Reverendissimi Cardinalis Amulii; quibus mihi iniungebatur, ut in Scotiam irem, allaturus Reginae, Episcopis et nonnullis illius Regni proceribus brevia Apostolica, quae ad me missa erant.

Quid autem in caussa fuerit, cur non statim post transmissas ad me literas eo me contulerim, sed in mensem usque Junii expectaverim, et meis et Reverendi Patris provincialis literis tum ad ipsum Cardinalem, tum ad Patrem Generalem Vicarium datis, ali-

Hochwürdigſter Pater!

Der Friede Chriſti ſei mit Ihnen!

Am Dienstag in der Charwoche erhielt ich in Holland, wo ich um die Zeit des Oſterfeſtes verweilte, einen Brief des hochw. P. Provinzials Everardus, mit der Weiſung, nach Löwen zu kommen. Bei meiner Ankunft daſelbſt zeigte er mir ein Schreiben des hochw. P. Generalvicars Salmeron zugleich mit einem apoſtoliſchen Breve und einem Briefe des hochwürdigſten Cardinals Amulius, die mir den Auftrag ertheilten, mich nach Schottland zu begeben, um der Königin, den Biſchöfen und einigen Vornehmen jenes Reiches die mir zugeſchickten apoſtoliſchen Breves zu überbringen.

Die Urſache, welche mich veranlaßt hat, nicht ſofort nach Empfang der mir überſandten Schreiben abzureiſen, ſondern bis in den Monat Juni zu warten, haben wir, der hochw. P. Provinzial und ich, in unſeren Briefen an den Cardinal ſelbſt und an den P. Generalvicar mehrmals

Digitized by Google

quoties significatum est, ut supervacaneum sit illa hic repetere. Itaque nunc ea tantum hic referam, quae in hac nostra missione acta sunt, praesertim cum iis ad quos missi sumus. Deinde illorum ac totius Regni statum paucis aperiam. Ex quibus praeter alia et hoc facile intelliget Reverentia Vestra cur non licuerit prius vel ad Cardinalem vel ad Reverentiam Vestram scribere et rerum nostrarum certiorem facere.

Inprimis Dei Optimi Maximi, qui omnia disponit suaviter, singulari gratia factum est, ut cum adhuc essem Lovanii et me itineri accingerem, novae mihi vires praeter meam ac multorum expectationem adderentur, deinde ut Sacerdos quidam Scotus accederet, Edmundus nomine, Sacrae Theologiae baccalaureus, qui non modo se comitem ac ducem itineris in Scotiam usque ultro obtulit, sed etiam toto tempore quo ibi versati sumus, mira charitate ac studio nobis adfuit, sine cuius aut alterius similis opera hoc nostrum negotium non potuissemus conficere. Cum igitur hoc viro velut angelo Raphaele duce venissemus primum in Zeelandiam decimo Iunii, mox eadem Dei providentia et gratia navim Scoticam invenimus, quae eodem pene momento quo illuc venimus solvebat, ita ut haereticis Scotis, qui partim in litore partim in navi de nobis nescio quid suspicabantur, non liceret per temporis angustiam multa de nobis inquirere et cursum nostrum impedire, quod utique fecissent, si caussam nostrae profectionis intellexissent. Itaque duce Christo navim conscendimus, mare ingredimur decimo Iunii vento satis secundo illo quidem die. Altero autem tanta oborta est tempestas, ut pene submergeremur,

dargelegt, so daß ich eine Wiederholung hier für überflüssig erachte. Ich werde daher jetzt nur über den Verlauf unserer Sendung und insbesondere über die Verhandlungen mit jenen, zu welchen wir geschickt wurden, Bericht erstatten. Dann will ich ihre und des ganzen Reiches Lage kurz auseinandersetzen. Daraus werden Ew. Hochwürden unter Anderem auch leicht den Grund entnehmen, weßhalb ich nicht früher an den Cardinal oder an Sie schreiben und Ihnen über unsere Angelegenheiten Nachrichten geben konnte.

Als ich noch in Löwen mit den Vorkehrungen für die Reise beschäftigt war, erhielt ich durch eine besondere Gnade Gottes, der Alles liebevoll anordnet, wider mein und Vieler Erwarten neue Kräfte. Er fügte es auch, daß ein schottischer Priester, Namens Edmund [Hay], Baccalaureus der Theologie, zu mir kam, der sich nicht nur von selbst als Begleiter und Führer für die Reise nach Schottland anbot, sondern auch während unseres ganzen Aufenthaltes daselbst uns mit bewunderungswürdiger, thätiger Liebe unterstützte. Ohne die Hilfe eines solchen Begleiters, der uns wie ein Engel Raphael zur Seite stand, hätten wir uns unseres Auftrages nicht entledigen können. Unter seiner Führung gelangten wir am 10. Juni glücklich nach Seeland. Durch eine gnädige Fügung derselben göttlichen Vorsehung trafen wir dort ein schottisches Schiff, welches fast gerade bei unserer Ankunft im Begriffe stand, die Anker zu lichten. Deßhalb hatten die schottischen Häretiker, die theils am Ufer, theils auf dem Schiffe ich weiß nicht welchen Verdacht gegen uns schöpften, keine Zeit, Erkundigungen über uns einzuziehen und unsere Abfahrt zu verhindern. Denn wäre ihnen der Zweck unserer Reise bekannt geworden, so würden sie dieselbe ohne Zweifel nicht gestattet haben. Unter dem Schutze Christi, unseres Führers, bestiegen wir also das Fahrzeug und schifften uns am 10. Juni ein. An diesem

Digitized by Google

sed Dominus Iesus sua nos bonitate per R. V. et Societatis preces liberavit ac novem dierum spatio salvos et incolumes in Scotiam perduxit; pridie vero quam navi egrederemur, vehementer de nobis suspicari coeperunt Scoti, qui non pauci aderant haeretici, et curiosius de nobis interrogare M. Edmundum, ut quinam essemus, et qua gratia illuc veniremus intelligerent. At ille cum stomacho quodam: „Quid mihi," inquit, „cum illis, aetatem habent, respondeant pro se," ac ita mansimus incogniti. Cum autem appulissemus in ipso portu, secreto nos duxit M. Edmundus in domum cognatae suae, ubi eadem pene hora commode Dominus Iesus ad nos misit quendam fidelem Reginae Servitorem, M. Stephanum, Scotum, per quem statim Reginae significavimus nostrum adventum, rogantes ubi et quo habitu, peregrinorum an ecclesiastico, ad se venire vellet; sed antequam certum ab ea responsum acciperemus, totum illic mensem ac plus eo expectandum fuit. Quae quidem dilatio etsi ob varia negotia, quibus Regina interpellabatur, acciderit, mihi tamen divina quadam dispensatione contigisse videtur. Nam ego interea dolore pedum, quo multis diebus laborabam, liberatus sum, et tibia altera, quae mihi infortunio quodam vi tempestatis in navi laesa fuit, curata est. Interim tamen omnem dedimus operam tum per litteras ad Reginam datas, tum per nuntios et maxime per M. Edmundum, ut Reginam conveniremus, quam et ipsemet Edmundus accessit et colloquendi facultatem impetravit. Ceterum cum de

Tage hatten wir ziemlich günstigen Wind; am folgenden aber erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß wir beinahe zu Grunde gegangen wären. Doch Dank den Gebeten von Ew. Hochwürden und der ganzen Gesellschaft befreite uns Jesus in seiner Güte aus der Gefahr und führte uns in neun Tagen gesund und wohlbehalten nach Schottland. Am Tage, bevor wir das Schiff verließen, begannen die in nicht geringer Anzahl anwesenden schottischen Häretiker starken Verdacht gegen uns zu hegen und gar neugierig sich bei Mr. Edmund über unsere Personen und den Zweck unserer Reise zu erkundigen. Er jedoch erwiederte ihnen mit scheinbarem Unwillen: „Was gehen mich die an? Sie sind alt genug, sie mögen für sich antworten"; und so blieben wir unerkannt. Nach unserer Landung im Hafen führte uns M. Edmund heimlich in das Haus seiner Verwandten, wo Jesus uns fast zur nämlichen Stunde einen treuen Diener der Königin, M. Stephan, einen Schotten, zuschickte, der uns gerade gelegen kam. Sofort ließen wir durch ihn der Königin unsere Ankunft melden und bei ihr anfragen, wo und in welchem Anzuge, ob in dem von Fremden oder in dem von Priestern, wir zu ihr kommen sollten. Über einen ganzen Monat mußten wir auf eine bestimmte Antwort warten. Obschon dieser Verzug in den zahlreichen Geschäften der Königin seinen nächsten Grund hatte, so scheint er mir doch eine Fügung der göttlichen Vorsehung zu sein. Denn ich ward inzwischen von Fußschmerzen, woran ich seit vielen Tagen litt, befreit, und das eine Schienbein, welches durch einen Unfall infolge der Gewalt des Sturmes auf dem Schiffe verletzt war, wurde geheilt. Unterdessen bemühten wir uns jedoch auf alle Weise, sowohl durch Briefe an die Königin, als durch Boten und besonders durch M. Edmunds Vermittlung eine Audienz bei derselben zu erlangen; Letzterer begab sich auch selbst zu ihr und erhielt die Erlaubniß zu der Unterredung.

Digitized by Google

modo colloquendi inter se agerent (non enim expedire videbatur, ut publice coram eius consiliariis literae Pontificis legerentur et ea quae in mandatis habebam proponerentur eo quod omnes sint haeretici, et Sedis Apostolicae hostes capitales) visum est Reginae, ut secreto mecum ageret. Quamobrem etiam iussit M. Edmundo et M. Stephano, ut me ad se clam adducerent Edinburgum, Regni Metropolim; eo enim intra paucos dies erat ventura. Interea fama per totum Regnum spargitur advenisse Nuntium summi Pontificis, qua fama haeretici, ac tota ipsorum congregatio adeo perturbata est atque indignata, ut qui ipsorum caput est et primarius in civitate Regia concionator, nomine Joannes Knox, Scotus natione, in singulis pene concionibus suis in Pontificem tamquam Antichristum, inque eius Nuntium, quem nunc diabolicum nunc ipsius Baal ac Beelzebub Nuntium appellabat, mirum in modum debaccharetur ac universum populum una cum Regni proceribus, qui semper eius concionibus magno numero ac pompa intersunt, concitare niteretur adversum nos, quin et adversus ipsam Reginam, quod tales in suum Regnum admitteret et audiret, qui purum evangelium, quod illis tandem illuxisset, corrumpere niterentur. Unde factum est ut multi nobis graviter minarentur, nec liceret iam nobis tuto prodire in publicum. Quamobrem nos duxit M. Edmundus in domum parentum suorum, a quibus humanissime excepti duobus fere mensibus apud illos latuimus. Qui etiam, cum ad Reginam iremus, propter pericula et in-

In Bezug auf die Art und Weise, in der dieselbe stattfinden sollte, hielt es die Königin für das Beste, im Geheimen mit mir zu verhandeln (denn es schien nicht räthlich, daß das Schreiben des Papstes öffentlich in Gegenwart ihrer Räthe vorgelesen und meine Aufträge in deren Beisein vorgelegt würden, weil sie alle Häretiker und Todfeinde des apostolischen Stuhles sind). Deßhalb gab sie dem M. Edmund und dem M. Stephan die Weisung, mich heimlich nach Edinburg, der Hauptstadt des Reiches, zu ihr zu führen; denn dorthin wollte sie in wenigen Tagen kommen. Inzwischen verbreitete sich durch das ganze Reich das Gerücht, es sei ein Nuntius des Papstes eingetroffen. Dadurch geriethen die Häretiker und ihre ganze „Congregation" in eine solche Aufregung und Entrüstung, daß ihr Haupt und angesehenster Prediger in der königlichen Hauptstadt, Namens John Knox, ein Schotte, fast in jeder seiner Predigten gegen den Papst als den Antichrist und gegen seinen Nuntius, den er bald einen vom Teufel, dann wieder einen von Baal und Beelzebub selbst geschickten Sendling nannte, außerordentlich lärmte und tobte. Auch bemühte er sich, das ganze Volk, sowie die Großen des Reiches, die immer in großer Zahl und mit vielem Gepränge seinen Predigten beiwohnen, gegen uns, ja selbst gegen die Königin aufzuhetzen, weil sie Leute in ihr Reich aufnehme und anhöre, die das reine Evangelium, welches ihnen endlich leuchte, zu entstellen suchten. Die Folge davon war, daß Viele schwere Drohungen gegen uns äußerten und wir nicht mehr mit Sicherheit öffentlich ausgehen konnten. Deßhalb führte uns M. Edmund in das Haus seiner Eltern, wo wir auf das Freundlichste aufgenommen wurden. Während fast zweier Monate hielten wir uns bei ihnen verborgen. Sie gaben uns auch, als wir zur Königin gingen, wegen der Gefahren und Nachstellungen, die sie für uns fürchteten, drei berittene Begleiter mit, welche uns wohlbehalten nach Edinburg zu ihr bringen

Digitized by Google

sidias quas nobis metuebant tres adiunxerunt nobis equites, qui nos per viam salvos Edinburgum ad Reginam ducerent. Cum igitur venissemus Edinburgum, dimissis equitibus, per campos et moenia civitatis duce M. Stephano non sine periculo in domum Eleemosynarii Reginae venimus, qui licet paulo ante non parum ob metum haereticorum detrectaret nos hospitio excipere, tamen in gratiam Reginae ac Summi Pontificis tandem nos excepit et mox Reginae nos adesse significavit. Quae ut omnia secreto ageret, iussit nos altero die, videlicet 24. Iulii, ipso profesto divi Iacobi, ad aulam suam adduci per dictum Eleemosynarium in cubiculum quoddam secretum, idque eo tempore quo eius aulici concioni praedicti haeretici intererant, ne quis nostri colloquii conscius esset. Ac ego quidem solus primum ad Reginam admissus sum; quam cum reverenter nomine Pontificis salutassem et caussam, propter quam illuc missus essem, paucis proposuissem, eique literas Suae Sanctitatis tradidissem, respondit se quidem ea, quae latino sermone proposueram, intellexisse, sed non ita commode posse ad omnia respondere latine. Quo audito rogavi, num ei placeret, ut intromitterentur ad colloquium M. Ioannes Rinatus, confrater meus, Francus, et M. Edmundus, Scotus, qui ante fores parati expectabant, per quos ut fideles interpretes, quicquid vellet, commode posset proponere. Ubi annuit, mox illi sunt ingressi, et statim Regina se convertit ad M. Edmundum ut suum Scotum, quem antea noverat, et scotice respondere coepit.

sollten. Bei der Stadt angekommen, entließen wir die Reiter und gelangten unter der Führung des M. Stephan querfeldein bis an die Mauern derselben. Nicht ohne Gefahr gelang es uns, hinüberzukommen und das Haus des Almoseniers der Königin[1] zu erreichen. Obgleich dieser sich kurz vorher aus Furcht vor den Häretikern ganz entschieden geweigert hatte, uns zu empfangen, so nahm er uns doch endlich aus Rücksicht gegen die Königin und den Papst auf und meldete jener sofort unsere Anwesenheit. Dieselbe ließ uns, um Alles im Geheimen abzumachen, am folgenden Tage, dem 24. Juli, der Vigil des hl. Jakobus, durch den besagten Almosenier in ein geheimes Gemach ihres Schlosses führen, und zwar zur Zeit, wo ihre Hofleute der Predigt des genannten Häretikers beiwohnten, damit Niemand von unserer Unterredung Kenntniß erhielte. Zuerst wurde ich allein zur Königin zugelassen. Ich begrüßte sie ehrfurchtsvoll im Namen des Papstes, gab kurz die Ursache meiner Sendung an und überreichte ihr dann das Schreiben Sr. Heiligkeit. Sie antwortete, zwar habe sie das in lateinischer Sprache Mitgetheilte verstanden, könne aber nicht so fertig auf Alles lateinisch antworten. Ich fragte sie dann, ob es ihr genehm sei, daß M. Johannes Rinatus, mein Mitbruder, ein Franzose, und M. Edmund, ein Schotte, die vor der Thüre warteten, zur Unterredung zugelassen würden; durch Vermittlung dieser zuverlässigen Dolmetscher könne sie ohne Schwierigkeit Alles, was sie wolle, mittheilen. Auf ihre bejahende Antwort traten jene sofort ein. Sogleich wandte sich die Königin an „ihren Schotten", M. Edmund, den sie bereits früher kennen gelernt hatte, und begann in schottischer Sprache zu antworten. Der Inhalt ihrer Erwiederung ist der Hauptsache nach dieser: Zunächst entschuldigte sie sich,

[1] René Benoist, Doctor der Sorbonne, welchen die Königin aus Frankreich mit sich gebracht hatte.

Digitized by Google

Summa autem responsi haec est. Primum se excusavit, quod non alio modo maioreve honore Nuntium Pontificis exciperet ob perturbatissimum Regni statum. Deinde cum literas seu Breve Apostolicum legisset, respondit se optare, ut Summus Pontifex magis spectet promptam eius voluntatem, quam ea quae ab ipsa facta sint, ex quo in Regnum rediit. Suam etiam Sanctitatem cupit intelligere quam perturbatum suum Regnum invenerit. In quo ut conservet scintillam fidei et semina catholica, seipsam nimirum et eos, qui orthodoxae Religioni etiam nunc adhaerent, se multa coactam et invitam ferre, quae alioqui nollet.

Quod vero ad Mariam Angliae Reginam in Christo defunctam attinet, cuius exemplo eam suis literis Summus Pontifex hortabatur ad defensionem fidei, respondit, longe diversam esse rationem tam in ipsa Regina quam in ipso Regno eiusque proceribus. De Concilio autem Tridentino, ut eo curet quosdam e suis transmitti, respondit, se cum Episcopis acturam, qua ratione id fieri possit, quamquam in hoc rerum statu parum felicem speraret successum. De se demum affirmavit, malle se mox obire mortem quam fidem catholicam deserere; et haec prima eius responsio ad principale negotium a nobis propositum ac Breve Apostolicum. Cum autem viderem eam premi temporis angustia et ob illorum qui concioni intererant reditum, non tunc licebat quicquam aliud de Religione proponere. Quamobrem velut consilium ab ea petens, proposui de literis Summi Pontificis ad Episcopos datis, qua ra-

daß sie wegen der äußerst unruhigen Zustände des Reiches nicht in anderer Weise oder mit größeren Ehrenbezeugungen den Nuntius des Papstes empfange. Als sie dann das apostolische Schreiben oder Breve gelesen hatte, antwortete sie, es sei ihr Wunsch, der Papst möge mehr auf ihre Bereitwilligkeit sehen als auf das, was von ihr thatsächlich seit der Rückkehr in das Reich geschehen sei; es liege ihr daran, daß auch Se. Heiligkeit erkenne, in welcher Gährung sie ihr Reich angetroffen habe. Um in demselben einen Funken und Samen des katholischen Glaubens, nämlich sich selbst und die auch jetzt noch der orthodoxen Religion treugebliebenen Anhänger, zu erhalten, dulde sie Vieles gezwungen und gegen ihren eigenen Willen.

Was aber Maria, die in Christo verstorbene Königin von England, angeht, durch deren Beispiel der Papst sie in seinem Schreiben zur Vertheidigung des Glaubens ermahnte, so erwiederte sie, sowohl die Königin selbst als das Reich und die Großen desselben hätten sich in ganz anderen Verhältnissen befunden. Bezüglich des Concils von Trient — sie sollte nämlich dafür sorgen, daß Einige aus ihrem Reiche dorthin geschickt würden — lautete ihre Antwort, sie werde mit den Bischöfen darüber verhandeln, auf welche Weise das geschehen könne, obgleich sie bei der gegenwärtigen Sachlage wenig Hoffnung auf glücklichen Erfolg habe[1]. Endlich versicherte sie in Betreff ihrer selbst, daß sie lieber gleich sterben, als den katholischen Glauben verlassen wolle. Das war ihre erste Antwort bezüglich der wichtigsten von uns ihr vorgelegten Angelegenheit und des apostolischen Breve's. Da ich jedoch bemerkte, daß sie wegen Mangel an Zeit und der Rückkehr ihrer Hofleute, die der Predigt beiwohnten, Eile habe, konnte ich damals

[1] Die Königin schrieb am 31. Jan. 1563 an Pius IV., daß die Zeitumstände es ihr nicht ermöglichten, Prälaten auf das Concil zu schicken. Labanoff, Lettres, instructions et mémoires de Maria Stuart, I. 177.

Digitized by Google

tione illis commode reddi possent, an videlicet quosdam ad se vocare vellet, an potius ut ego ipse singulos adirem. Respondit fieri non posse, ut illis per me literae redderentur. Mox adiecit, id sine tumultu fieri non posse. Metuebat enim ab haereticis tumultum excitatum iri, si Pontificis literae redderentur Episcopis. Tum ego: „Mihi tamen commissum est, ut eis literas traderem.“ Iterum respondit, id fieri non posse, „nisi forte uni, inquit, reddantur“. Is erat Episcopus Rossensis, praeses Concilii sive Parlamenti, qui tum aderat in Civitate. Ad quem et ipsa Regina eodem die suum misit secretarium, ut me ad colloquium admitteret. Ceterum quid ille responderit, postea dicetur commodius. Aliud igitur proposui Reginae, si bonum illi videretur, me velle alloqui fratrem suum, D. Jacobum, comitem de Mar (is enim, licet nothus sit, totum paene Regnum gubernat) eique caussam meae legationis velle proponere, ne quid sinistri de me suspicaretur, quasi quicquam vel adversus ipsum vel alios Regni proceres molirer. Respondit, se illi propositurum, an me velit ad colloquium admittere; sed nihil postmodum ea de re audivi. Et sane (prout postea comperi) non expediebat me in eius conspectum venire; adeo sunt amaro et obstinato animo adversus Pontificem. Posthac petii velut salvum conductum seu securitatem tantisper dum in illo Regno agerem. Respondit, neminem (ut putabat) publice mihi quicquam mali illaturum.

nichts Anderes mehr in Bezug auf die Religion zur Sprache bringen. Deßhalb ging ich zu den Briefen des Papstes an die Bischöfe über, unter der Form einer Anfrage, wie dieselben ihnen füglich übergeben werden könnten, ob sie nämlich einige zu sich berufen wolle oder vielmehr wünsche, daß ich selbst zu den Einzelnen hingehe. Sie erwiederte, von mir könnten ihnen die Briefe nicht zugestellt werden, und fügte sodann hinzu, das könne ohne Tumult nicht geschehen. Einen solchen befürchtete sie nämlich von Seiten der Häretiker, wenn die päpstlichen Schreiben den Bischöfen übergeben würden. „Es ist mir aber doch aufgetragen,“ fuhr ich fort, „ihnen die Briefe einzuhändigen.“ Das könne nicht geschehen, erwiederte sie; „dieselben müßten denn etwa nur Einem zugestellt werden“. Sie meinte damit den Bischof von Roß, der Präsident des Parlaments und gerade in der Stadt anwesend war[1]. Zu ihm schickte denn auch die Königin selbst an dem nämlichen Tage ihren Secretär, damit er mich zur Unterredung zulasse. Was er geantwortet, werde ich füglicher später berichten. Ich legte ihr nun die weitere Frage vor, ob sie es für rathsam erachte, daß ich ihren Bruder Jakob, den Grafen von Mar (der, obwohl einer unehelichen Verbindung entsprossen, fast die ganze Regierung in Händen hat), um eine Unterredung angehen und ihm die Ursache meiner Sendung auseinandersetzen solle, damit er nicht etwa Verdacht gegen mich schöpfe, als ob ich gegen ihn selbst oder die anderen Großen des Reiches Etwas im Schilde führe. Sie erwiederte, sie werde ihn fragen, ob er mich zu einer Unterredung zulassen wolle; aber ich habe nachher nichts mehr darüber gehört. In der That war auch, wie ich später erfuhr, eine Zusammenkunft mit ihm nicht rathsam; eine so hartnäckige Erbitterung herrscht hier gegen den Papst. Dann ersuchte ich sie um eine Art Geleitsbrief

[1] Heinrich Sinclair war Bischof von Roß 1560—1565.

Digitized by Google

Si quid clam et privatim ab improbis fiat, sese ne per justitiam quidem id impedire posse. Deinde addidit: „Si id agerem, magis vos proderem, ac maius periculum vobis ut jam cognitis immineret. Nunc vero velut incogniti tutius potestis latere. Proinde ne exeatis, inquit, in publicum, sed continete vos in secreto quodam cubiculo.“ Postremo dixi, me voluisse quidem cum illa agere, si ratio temporis pateretur, de modo iuvandi suum populum, qui tam misere nunc seducitur. Et quia tempus non erat prolixius agendi (quod oportebat nos dimissos esse antequam aulici, eius scilicet frater cum suis, e concione redirent), breviter dixi, facillimum ac convenientissimum inter cetera modum esse illum, quem sequeretur ipse imperator ac plurimi principes tum saeculares tum ecclesiastici, inter quos est Reverendissimus Cardinalis Lotharingiae, eius avunculus: nimirum ut collegium aliquod institueretur, in quo ad manum haberet pios et doctos viros, qui et populum et ipsam juventutem, Reipublicae seminarium, catholice ac pie instituerent. Respondit uno verbo, id fieri posse suo tempore, nunc vero pro hoc rerum statu non posse. His ita peractis, nos dimisit. Paulo post eodem die misit ad me suum Secretarium, rogans quaenam illa sint, quae praeterea vellem ipsi proponere. Respondi duo esse praecipue, quae tum quidem verbo indicavi Secretario. Postea vero literis ipsi Reginae latius explicavi. Alterum est, me quidem cogitasse, antequam in Scotiam venissem, ut illam variis rationibus, exemplis et scriptu-

für die Zeit meines Aufenthaltes in ihrem Reiche. Sie antwortete, Niemand würde mir (wie sie glaubte) öffentlich etwas Übles zufügen. Gegen geheime Nachstellungen von ruchlosen Menschen aber könne sie mich nicht einmal auf dem Wege der Justiz sicherstellen. Dann fuhr sie fort: „Wenn ich das thäte, würde ich Sie vielmehr verrathen; Sie würden erkannt werden und so in einer größeren Gefahr schweben. Jetzt hingegen können Sie im Incognito mit mehr Sicherheit verborgen bleiben. Gehen Sie deßhalb,“ sagte sie, „nicht öffentlich aus, sondern halten Sie sich an irgend einem geheimen Wohnorte auf.“ Zuletzt sagte ich noch, ich hätte mich, wofern die Zeit es erlaubte, noch mit ihr darüber besprechen wollen, wie ihrem jetzt so jammervoll irregeleiteten Volke zu helfen sei. Da wir zu einer ausführlicheren Verhandlung keine Zeit mehr hatten (denn wir mußten uns vor der Rückkehr der Hofleute, nämlich ihres Bruders und seines Anhanges, entfernen), sagte ich kurz, das leichteste und passendste Mittel sei dasjenige, welches der Kaiser selbst und sehr viele weltliche und geistliche Fürsten, unter ihnen auch der hochwürdigste Cardinal von Lothringen, ihr Oheim, gewählt: es solle nämlich ein Collegium gegründet werden, worin sie fromme und gelehrte Männer bereit hielte, die sowohl dem Volke als auch vorzüglich der Jugend, der Pflanzschule des Staates, einen religiösen Unterricht auf katholischer Grundlage ertheilen könnten. Sie erwiederte mit einem Worte, das könne seiner Zeit geschehen, bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge sei es nicht möglich. Hiermit entließ sie uns. Am nämlichen Tage noch schickte sie ihren Secretär zu mir und ließ fragen, was ich ihr außerdem noch habe vorlegen wollen. Ich antwortete, es sei vor Allem ein Zweifaches, was ich dann nur ganz kurz dem Secretär bezeichnete. Später aber setzte ich es der Königin selbst in einem Briefe weiter auseinander. Das Eine ist dieses: ich hätte zwar vor meiner

Digitized by Google

rarum testimoniis in vera et orthodoxa Religione confirmarem. Ceterum posteaquam veni in Scotiam, tam multa me a viris fide dignis audivisse de eius in fide constantia et singulari pietate, ut supervacaneum iudicarem, si id agere vellem. Quin potius me rogare illam, ut serio cogitet, quam multa bona (quae scripto explicavi) ex hac eius in fide constantia sequerentur, et gauderet de tam singulari gratiae dono sibi a Deo collato ac in eo perseveraret. Alterum vero dixi hoc esse, quod voluissem latius illi explicare piam Pii Pontificis mentem, voluntatem et singularem eius amorem, quo afficitur tum erga ipsius Reginae majestatem, tum erga totum Scotiae Regnum, cuius pacem, tranquillitatem et salutem singulariter amat ac promovere studet, quemadmodum et omnium Christianorum et totius Ecclesiae Catholicae, cuius fidem, unitatem, pacem ac salutem summa cura ac diligentia ut verus Ecclesiae Pastor ac supremus Christi in Terris Vicarius, conservare ac promovere studet. Postea iterum ad me misit Regina suum Secretarium, postulans sibi tradi literas Pontificis ad Episcopos datas, se vero curaturam, ut Episcopis suo tempore redderentur; quas ei tradidi ea lege, ut in suis ad Pontificem literis significaret, se illas in suam fidem recepisse, ac per me Episcopis reddi non potuisse. Quod libenter fecit. Nam mihi ipsas literas apertas legendas tradidit, et cum lectae essent a M. Edmundo et M. Ioanne, confratre meo, subsignatas

Ankunft in Schottland den Gedanken gehabt, sie durch verschiedene Gründe, Beispiele und Zeugnisse der Schrift in der wahren und orthodoxen Religion zu bestärken. Nach derselben hätte ich jedoch von glaubwürdigen Männern so Vieles über ihre Standhaftigkeit im Glauben und ihre ausgezeichnete Frömmigkeit vernommen, daß ich es für überflüssig erachtete. Ich bäte sie vielmehr, sie möge ernstlich erwägen, wie viel Gutes (ich habe das schriftlich näher angegeben) durch diese ihre Standhaftigkeit im Glauben bewirkt werde, und sich freuen über ein so ausgezeichnetes, ihr von Gott verliehenes Gnadengeschenk und in demselben ausharren. Das Zweite, sagte ich, sei dieses: ich hätte ihr ausführlichere Mittheilungen machen wollen über die liebreiche Gesinnung des Papstes Pius und die besondere Gewogenheit, womit er sowohl ihrer königlichen Majestät als auch dem ganzen Königreich Schottland zugethan sei; nichts liege ihm mehr am Herzen als der Friede, die Ruhe und das Wohl des schottischen Volkes, sowie das aller Christen und der ganzen katholischen Kirche, deren Glauben, Einheit, Frieden und Heil er mit dem größten Eifer und Interesse als wahrer Hirt derselben und höchster Stellvertreter Christi auf Erden zu erhalten und zu befördern bemüht sei. Nachher schickte die Königin wiederum ihren Secretär zu mir und verlangte, ich möge ihr die an die Bischöfe gerichteten Schreiben des Papstes übergeben, sie würde sie zur rechten Zeit den Bischöfen übermitteln. Ich willfahrte ihrem Wunsche unter der Bedingung, daß sie in ihrem Schreiben an den Papst zu erkennen gebe, sie habe die Besorgung derselben auf sich genommen, weil ich selbst sie den Bischöfen nicht habe zustellen können. Das that sie mit Freuden. Denn sie übergab mir den Brief selbst geöffnet zur Durchsicht[1]; und nachdem ihn auch M. Edmund und M. Johannes, mein Mitbruder, gelesen, unter-

[1] Dieß geschah offenbar in einer anderen Audienz bei der Königin.

Digitized by Google

clausit. Et haec fere summa est eorum, Reverende Pater, quae cum Regina sunt acta. Nunc quid cum Episcopis et quibusdam illius Regni proceribus sit actum, paucis dicam.

Cum igitur ad Episcopum Rossensem (ut ante dicere coepi) misisset Regina suum Secretarium, ut mecum ageret, respondit Episcopus, seipsum ad Reginam venturum et cum ipsa ea de re acturum. Ad quam cum mox a prandio eiusdem diei venisset, dixit se nullo modo audere mecum agere. „Si enim ad me (inquit) veniret Nuntius Pontificis quocumque loco, quocumque tempore, quocumque demum habitu, et ego cum eo agerem, certus sum quod intra 24 horas domus mea devastaretur, et ego me ac mea omnia maximo periculo exponerem.“ Quod cum mihi ab Eleemosynario Reginae significaretur, conatus sum literis illi explicare ea, quorum gratia ad illum missus essem, rogans ut vel mihi vel potius Summo Pontifici responderet. At cum nihil responderet, denuo ad illum scripsi literas, quas per priorem Carthusiae, virum doctum et pium, qui saeculari veste indutus illic sollicitat apud Reginam, ut bona sui monasterii ab haereticis direpta aliqua saltem ex parte restituantur — per hunc, inquam, priorem denuo literas misi ad Episcopum; cui cum literae redderentur, respondit: „Non gratam mihi (inquit) rem facis.“ Cum autem prior instaret, ut literis meis responderet, vel potius ad Pontificem scriberet, respondit: „Quid faciam? Non audeo respondere. Quis adferet literas? Quid, si inciderent in manus haereticorum? Nec poterit (in-

zeichnete sie ihn und machte ihn zu. Das wäre nun, hochwürdiger Pater, die Hauptsache von meinen Verhandlungen mit der Königin; jetzt noch kurz etwas über die mit den Bischöfen und einigen Großen jenes Reiches.

Die Königin hatte (wie ich früher angedeutet) ihren Secretär zum Bischof von Roß geschickt, damit derselbe mit mir in Verhandlung trete. Er antwortete, er selbst werde zur Königin kommen und mit ihr über diese Angelegenheit reden. — An dem nämlichen Tage nun, kurz nach dem Mittagessen, begab er sich zu ihr und sprach sich dahin aus, er wage durchaus nicht, sich mit mir in Verhandlungen einzulassen. „Denn,“ sagte er, „wo, wann und in welchem Anzuge auch immer der päpstliche Nuntius zu mir käme und ich mit ihm verhandelte, so würde mein Haus ohne Zweifel innerhalb 24 Stunden zerstört werden und ich mich und all das Meine der größten Gefahr aussetzen.“ Nachdem mir dieses von dem Almosenier der Königin mitgetheilt worden, suchte ich ihm brieflich die Angelegenheiten auseinanderzusetzen, wegen welcher ich zu ihm geschickt sei, und bat ihn, er möge entweder mir oder lieber dem Papste selbst antworten. Als keine Erwiederung erfolgte, schrieb ich ihm von Neuem. Durch einen Karthäuser-Prior, einen gelehrten und frommen Mann, der in Weltkleidern sich dort aufhält und bei der Königin um eine wenigstens theilweise Wiedererstattung der von den Häretikern geraubten Güter seines Klosters nachsucht, schickte ich diesen zweiten Brief an den Bischof. Als ihm derselbe übergeben wurde, sagte er: „Was Sie da thun, ist mir nicht angenehm.“ Der Prior jedoch drang in ihn, er möge meinen Brief beantworten oder lieber an den Papst schreiben. Da erwiederte er: „Was soll ich thun? Ich wage nicht, zu antworten. Wer wird den Brief überbringen? Was würde geschehen, wenn er den Häretikern in die Hände fiele? Und der Nuntius wird nicht entkommen können,

Digitized by Google

quit) evadere Nuntius, quin literae inspiciantur.“ Proinde rogabat priorem, ut ipsum apud me excusaret; propter administrationem iustitiae et alia nescio quae negotia impediri ipsum, quominus posset scribere. Hoc de illo. Erat tunc temporis in eadem civitate Episcopus Dumblanensis, cuius cognatus, nomine Guilielmus Shiswinus, iam coadjutor institutus se Romae voluit Societati adiungere. Ad hunc Episcopum non accessi eo tempore, quo conatus sum adire Rossensem; sed post octo dies, cum se inde in suam Civitatem et Episcopatum recepisset, in quo videbar mihi tuto posse cum illo agere, rogavi quemdam eius cognatum ut me ad illum duceret (aberat enim itinere unius fere diei). Quo cum venissem mutato plane habitu ac velut famuli ipsius officium agens, ita ut a nemine tamquam Nuntius possem agnosci, non tamen ausus est me ad colloquium admittere, eadem de caussa, qua recusavit Rossensis Episcopus. Ex his duobus Episcopis, de quibus prae ceteris fere aliquid sperare licebat, coepi colligere quid de ceteris futurum esset, si eos adire voluissem. Licet enim Regina (ut ante dixi) indicasset, illis literas seu Brevia Apostolica per me reddi non posse, in qua sententia etiam alii catholici et boni viri fuerunt, tentassem tamen vel secreto illos adire et de negotio mihi commisso coram communicare. Sed cum hoc non liceret, conatus sum per literas significare

ohne daß der Brief gelesen wird.“ Er bat deßhalb den Prior, ihn bei mir zu entschuldigen, daß er durch die Verwaltung der Justiz und andere, ich weiß nicht welche, Geschäfte verhindert sei, zu schreiben. Doch genug hiervon. In Edinburg war damals auch der Bischof von Dunblane[1] anwesend, dessen Verwandter, Namens Wilhelm Shiswinus[2], obgleich er schon als Coadjutor angestellt war, zu Rom in die Gesellschaft eintreten wollte. Zu diesem Bischof ging ich nicht, so lange ich mich bemühte, zu dem von Roß Zutritt zu erlangen; aber acht Tage später, als er sich von Edinburg in seine Bischofsstadt zurückbegeben hatte, wo ich ohne Gefahr mit ihm verhandeln zu können glaubte, bat ich einen Verwandten desselben, mich zu ihm zu führen (er war nämlich ungefähr eine Tagereise weit entfernt). Obgleich ich ganz incognito dahin gekommen war und mich stellte, als ob ich sein Bedienter wäre, so daß ich von Keinem als Nuntius erkannt werden konnte, wagte er dennoch nicht, mich zu einer Unterredung zuzulassen, und zwar aus demselben Grunde, aus dem der Bischof von Roß es verweigerte. Aus dem Verhalten dieser beiden Bischöfe, von denen ich wohl eher als von den übrigen etwas hoffen konnte, schloß ich, wie geringe Aussicht ich habe, bei den andern Zutritt zu erhalten. Denn wiewohl die Königin (wie ich vorhin bemerkte) versichert hatte, daß ihnen die apostolischen Schreiben oder Breves von mir nicht übergeben werden könnten — eine Ansicht, die von vielen andern katholischen und trefflichen Männern getheilt wurde —, so würde ich dennoch den Versuch gemacht haben, mich heimlich zu ihnen zu begeben und über den mir gegebenen Auftrag mündlich mit ihnen zu verhandeln. Da dieses aber nicht möglich war, suchte ich ihnen brief-

[1] Wilhelm Shisholm, † 1564.

[2] Von Andern wird er Wilhelm Shisholm, wie sein Oheim, genannt. Seit 1564 Bischof von Dunblane, ward er wegen seiner katholischen Gesinnung verbannt und 1569 auf den Stuhl von Vaison in Frankreich transferirt. † 1593.

Digitized by Google

ea, quorum gratia illuc missus essem. Itaque scripsi ad reliquos Episcopos (non omnes tamen, duo enim sunt haeretici, et duae Sedes vacant, nempe Candidae Casae et Brechienensis; sunt tamen illic nominati). E quibus duo mihi responderunt, videlicet Archiepiscopus S. Andreae literis quidem ad me datis, et Episcopus Dunkeldensis literis etiam ad Pontificem datis; quas cum his mitto ad P. V. Dunkeldensis autem etiam ausus est solus prae ceteris me ad colloquium admittere; sed ea lege et conditione, ut me fingerem famulum cuiusdam trapezitae, qui ab illo debitam pecuniam exigeret, ne vel ab eius familia agnoscerer, licet agat nunc in insula quadam ab hominibus satis seiuncta. Qui etiam me prandio excepit, sed ita ut toto prandio nihil nisi de pecunia tractaretur. Sic enim inter nos convenerat. Ex his facile intelligit R. V., quid cum illis bonis viris de negotio Religionis agi potuerit. Et haec quidem de Episcopis.

Quod ad proceres seu consiliarios attinet, sciet R. V., nullum Reginae

lich den Zweck meiner Sendung auseinanderzusetzen. Ich schrieb daher an die übrigen Bischöfe (mit Ausnahme von zweien, die Häretiker sind[1]. Zwei Bischofsstühle sind zudem vacant, nämlich der von Galloway und der von Brechin; doch sind die Bischöfe schon ernannt). Nur zwei von ihnen antworteten mir, nämlich der Erzbischof von St. Andrews[2] und der Bischof von Dunkeld[3]. Letzterer sandte mir auch ein Schreiben an den Papst, welches ich mit diesem Briefe Ew. Hochwürden überschicke. Der Bischof von Dunkeld wagte es jedoch auch — er allein von allen — mich zu einer Unterredung zuzulassen, aber nur unter der Bedingung, daß ich als Diener eines Wechslers aufträte, der die Bezahlung einer Schuldforderung von ihm verlange; ich sollte selbst nicht von Hausangehörigen erkannt werden, obgleich er sich gegenwärtig auf einer vom Verkehre ziemlich abgeschlossenen Insel aufhält. Er lud mich auch zum Mittagessen ein, aber während der ganzen Mahlzeit wurde nur von Geld gesprochen. So waren wir übereingekommen. Aus dem Gesagten werden Ew. Hochwürden leicht erkennen, was für Verhandlungen mit diesen guten Leuten in Betreff der Religion stattfinden konnten. So viel über die Bischöfe.

Was die Großen des Reiches oder Räthe anbelangt, so werden Ew. Hoch-

---

[1] Es fielen ab: Robert Stewart, Bischof von Caithneß, der jedoch nach Keith (An historical of the Scotish Bishops down to the year 1688. Ed. M. Russel. Edinburgh 1824. p. 215) nur Administrator war und nie zum Priester geweiht wurde; Alexander Gordon, Bischof der „Inseln", der freilich zum Bischof von Galloway ernannt, doch wahrscheinlich als solcher nie von Rom anerkannt wurde, da P. Goudanus den Stuhl von Galloway vakant nennt; James Hamilton, seit 1558 Bischof von Argyll, vielleicht aber nie zum Bischof consecrirt; später noch Adam Bothwell, seit dem 8. October 1562 Bischof von Orkney. P. Goudanus meint an obiger Stelle wahrscheinlich Gordon und Hamilton.

[2] Johannes Hamilton, 1570 ermordet.

[3] Robert Crichton. Nach Gams (Series episcoporum Eccl. cath.) wäre er freilich bereits den 22. December 1561 gestorben. Doch das ist ein Versehen. Keith, auf den sich P. Gams beruft, sagt nur: He was now 1550 promoted to this See and continued bishop here till he was outed by the new Reformers. He was bishop here 22. Dec. 1561, d. i. dieß Datum steht durch ein Document fest.

Digitized by Google

adesse consiliarium catholicum. Omnia enim fere per haereticos in aula Reginae et totius Regni gubernatione tractantur, quamquam sint multi Nobiles et Comites catholici, sed hi ab aula et publica administratione abstinent propter haereticorum vim et tyrannidem. Cum autem inquirerem, quibus potissimum Brevia Apostolica reddi possent, tres mihi praecipue sunt commendati; quibus per fidelem nuntium (non enim mihi ipsi eos adire licebat) illa transmisi, una cum literis meis, quibus mentem et benevolentiam Summi Pontificis erga ipsos et totum Scotiae Regnum explicavi, a quibus etiam expecto responsum per M. Edmundum mihi transmittendum.

würden wissen, daß der Königin kein katholischer Rath zur Seite steht. Denn fast alle Hof- und Staatsämter sind von Häretikern besetzt, obgleich es noch viele katholische Adelige und Grafen gibt. Aber diese halten sich der Gewaltthätigkeit und der Tyrannei der Häretiker wegen vom Hofe und den Staatsämtern fern. Als ich nachforschte, welchen wohl am ersten die apostolischen Breves übergeben werden könnten, wurden mir vorzüglich drei empfohlen. Da ich persönlich nicht zu ihnen kommen konnte, so übersandte ich ihnen die genannten Breves durch einen zuverlässigen Boten. Zugleich schickte ich ihnen ein Begleitschreiben, worin ich die wohlwollende Gesinnung des Papstes gegen sie selbst und das ganze Königreich Schottland hervorhob. Ich erwarte auch Antwort von ihnen durch Vermittlung des M. Edmund.

Hactenus quid cum Regina, Episcopis et nonnullis comitibus actum sit, diximus. Nunc de eorumdem ac totius Regni statu, praesertim quod ad Religionem attinet, nonnihil dicemus.

Nachdem ich nun in Vorstehendem über die Verhandlungen mit der Königin, den Bischöfen und einigen Grafen Bericht erstattet, will ich jetzt noch Einiges über die Lage derselben und die des ganzen Reiches, namentlich in religiöser Beziehung, beifügen.

Est profecto misera ac miseranda rerum facies illis, si religionem spectemus. Nam omnia pene monasteria eversa sunt, quaedam etiam funditus deleta, templa et altaria diruta, omnia sacra profanata, Christi et Sanctorum imagines confractae et relectae. Nullum toto Regno celebratur officium ecclesiasticum, nullum Missae sacrificium offertur publice praeterquam in solius Reginae Sacello. Nulla etiam sacramenta publice administrantur more Catholico. Nec parvulos quidem baptizare licet nisi haereticorum more idque praescripto ab eis tempore, die videlicet Dominico, ita ut multi parvuli sine baptismo moriantur. Illi, quos vocant ministros, partim sunt Monachi apostatae, partim laici et plebeii, prorsus indocti et abiectae conditionis homines, sutores, calciarii, pel-

Von diesem Gesichtspunkte aus bietet sich uns in der That ein klägliches und bejammernswerthes Schauspiel dar. Es sind fast alle Klöster, zum Theile von Grund aus, zerstört, die Tempel und Altäre zertrümmert, alles Heilige entweiht, die Bilder Christi und der Heiligen zerbrochen und weggeworfen. Kein kirchliches Officium wird im ganzen Reiche abgehalten, kein Meßopfer öffentlich dargebracht, außer in der Kapelle der Königin. Auch werden keine Sacramente öffentlich nach katholischem Brauch gespendet. Selbst die kleinen Kinder dürfen nur nach den Gebräuchen der Häretiker und zwar zu der von ihnen vorgeschriebenen Zeit, nämlich am Sonntag, getauft werden, so daß viele derselben ohne Taufe sterben. Ihre sogenannten „Ministri" sind theils abgefallene Mönche, theils Laien, ganz ungebildete Menschen niedrigen Standes:

Digitized by Google

liones et id genus alii, qui singulis suis concionibus horribili temeritate debacchantur in Summum Pontificem, in Sacrosanctum Missae sacrificium, Sanctorum invocationem, cultum imaginum, ac missam idololatriam vocant, et alia id genus impia dogmata, quae hic longum esset recensere, simplici ac rudi populo tradere non cessant. Et tantus est istorum hominum furor et insania, ut non solum Sanctorum imagines abjecerint, sed etiam sanctissimorum Patrum volumina incendio tradiderint, ita ut nec oecumenicis Concilliis nec traditionibus Apostolicis ullus relictus sit locus; sola sacra Scriptura apud ipsos valet, quam suo arbitratu pervertunt, et in sensum alienissimum trahunt contra dogmata Ecclesiae. Illi vero quos superintendentes appellant, visitant quidem diligenter ecclesias, quas vi et tyrannide, exclusis legitimis Pastoribus, occupant, sed ita, ut non solum miserum populum iam seductum in impia doctrina confirment, sed plerosque alios, etiam sacerdotes a vera Religione abducant. Non procul ab eo loco, ubi eram hospitio exceptus, tres sacerdotes uno die orthodoxae Religioni abrenuntiarunt publice, cum illic adessem. Ex his superintendentibus (ut vocant) unus, et quidem primarius inter ipsos, Theologiae doctor, Monachus, septuaginta plus minus annos natus, publice duxit uxorem, cum illic essem, ut videlicet non tantum verbis, sed etiam exemplis confirment suam doctrinam, qua passim e suggestu vociferantur contra votum castitatis. Miris praeterea technis isti miserum populum conantur seducere. Illi autem qui magistratum gerunt, sic suo funguntur officio, ut etiam in caussis forensibus interrogent homines, num sint catholici seu pa-

Schuſter, Flicker, Kürſchner und Andere von gleichem Schlage, die in allen ihren Predigten mit entſetzlicher Vermeſſenheit gegen den Papſt, gegen das heilige Meßopfer, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder poltern und toben, die Meſſe Götzendienſt nennen und andere dergleichen gottloſe Sätze — es würde zu weit führen, ſie hier anzugeben — unaufhörlich dem einfachen und ungebildeten Volke vorpredigen. Und ſo groß iſt die Wuth und der Wahnſinn dieſer Menſchen, daß ſie nicht nur die Bilder der Heiligen auf die Seite geſchafft, ſondern auch die Werke der heiligen Väter verbrannt haben, ſo daß weder von den allgemeinen Concilien noch den apoſtoliſchen Überlieferungen bei ihnen irgendwie Rede iſt; nur die heilige Schrift, die ſie nach ihrem Gutdünken verdrehen und gegen die Glaubenslehren der Kirche in einem ganz falſchen Sinne erklären, hat Anſehen bei ihnen. Ihre ſogenannten Superintendenten aber beſuchen zwar fleißig die Kirchen, welche ſie durch Gewalt und Tyrannei in ihren Beſitz gebracht haben und aus denen ſie die geſetzmäßigen Hirten fernhalten, aber ſo, daß ſie nicht nur das unglückliche, ſchon verleitete Volk in der gottloſen Lehre befeſtigen, ſondern auch viele Andere, ſelbſt Prieſter, von der wahren Religion abwendig machen. Nicht weit von dem Orte, wo ich als Gaſt aufgenommen war, ſchworen während meines Aufenthaltes daſelbſt drei Prieſter an einem Tage öffentlich den alten Glauben ab. Zur ſelben Zeit feierte einer der angeſehenſten Superintendenten, ein Mönch und Doctor der Theologie, im Alter von ungefähr 70 Jahren öffentlich ſeine Hochzeit. Sie wollen nämlich ihre Lehre, wonach ſie allenthalben auf der Kanzel gegen das Gelübde der Keuſchheit losfahren, nicht nur durch Worte, ſondern auch durch Beiſpiele bekräftigen. Durch außerordentlich ſchlaue Kunſtgriffe ſuchen ſie das unglückliche Volk zu verleiten. Diejenigen aber, welche ein öffentliches Amt beklei-

Digitized by Google

pistae (ut ipsi loquuntur), an vero de ipsorum congregatione sint. Et si intellexerint, eos catholicos esse, eorum caussa vel prorsus negligitur, vel tarde admodum expeditur. Porro Regni proceres suam quidem Reginam agnoscere videntur, sed ita ut ipsi suo uti jure non permittant. Variis enim modis illam oppugnant et in suam sententiam pertrahere nituntur; cui etiam multa licet falsa persuadentur, ac subinde minis Anglorum deterrent; praesertim si quid tentare seu agere velit pro fidei defensione, persuadent, Anglos denuo Scotiam invasuros, quemadmodum abhinc triennio factum est, cum mater eius piae memoriae per Gallos, quos ad se vocaverat, haereticos exturbare vellet. Quid hic quaeso agat pia domina juvencula, in deliciis enutrita et vix annos viginti nata, et sola, destituta omni praesidio humano et consilio bono, adeo ut etiam eius confessarius, paulo antequam inde discederem, eam reliquerit et in Franciam redierit cum aliquot domesticis Reginae catholicis, ac nunc paene sola sit relicta in medio haereticorum, quorum conatibus tamen pro viribus resistit, quantum potest. Sed quantis in periculis pia domina versetur, quivis facile potest intelligere. Interim proceres Regni nimium abutentes suae Reginae bonitate et clementia, agunt quod volunt, curiose observantes, ne quis ad Reginam accedat, quin caussam inquirant, si res sint alicuius momenti, nisi secreto admodum fiat, ut nobis usu venit. Et horum quidem studia ac impios conatus vident Episcopi, qui bona ex parte sunt catholici. Sed eo nunc res rediit, ut si maxime velint non possint istorum impietati resistere. Quod unius Dunkeldensis Episcopi

den, verwalten dasselbe in der Weise, daß sie auch bei Processen die Leute fragen, ob sie katholisch oder (wie sie sagen) Papisten seien, oder aber ihrer „Congregation" angehören. Und wenn sie vernehmen, es seien Katholiken, so wird die Angelegenheit entweder ganz bei Seite geschoben oder äußerst langsam besorgt. Die Großen des Reiches sodann scheinen zwar die Königin anzuerkennen, doch gestatten sie ihr nicht, von ihren Rechten Gebrauch zu machen. Denn auf verschiedene Weise suchen sie dieselbe zu bekämpfen und auf ihre Seite zu ziehen; auch bringen sie ihr viele falsche Ansichten bei und benützen oft ihre Furcht vor den Engländern, um sie einzuschüchtern; besonders wenn sie für die Vertheidigung des Glaubens etwas unternehmen will, dann reden sie ihr ein, die Engländer würden von Neuem in Schottland einfallen, wie vor drei Jahren, als ihre Mutter frommen Andenkens mit Hilfe der herübergerufenen Franzosen die Häretiker vertreiben wollte. Was soll da, frage ich, die fromme, jugendliche Herrscherin thun, die in Üppigkeit erzogen und kaum 20 Jahre alt ist und allein, ohne menschlichen Schutz und Rath dasteht? Denn auch ihr Beichtvater hat sie kurz vor meiner Abreise von Schottland verlassen und ist mit einigen katholischen Bedienten derselben nach Frankreich zurückgekehrt; und so ist sie jetzt fast allein inmitten der Häretiker, deren Bestrebungen sie jedoch nach Kräften zu widerstehen sucht. Aber in wie großen Gefahren die fromme Fürstin schwebt, kann Jeder leicht einsehen. Die Großen des Reiches indessen mißbrauchen gar sehr die Güte und Milde ihrer Königin und thun, was sie wollen; sie stehen eifrig auf der Lauer, so daß Niemand in Sachen von einiger Wichtigkeit ohne ihr Mitwissen zu ihr kommt, es geschehe denn ganz im Geheimen, wie es bei uns der Fall war. Ganz offen unter den Augen der zum guten Theil noch katholischen Bischöfe treiben sie ihr frevelhaftes Unwesen. Es ist jetzt schon so weit gekommen, daß letztere auch beim besten

Digitized by Google

exemplum satis declarat. Is enim cum circa festum Paschae proxime praeteritum sacramenta Ecclesiae more Catholico administrare ac populum suum per Catholicum concionatorem docere vellet, tam graviter est apud Reginam accusatus tamquam publici decreti violator, ut ab incepto etiam jussu Reginae coactus sit desistere; publico enim decreto, quod nescio quo astu in ipso paene ingressu Reginae in Regnum ediderunt illi proceres, est sancitum et uno iam anno confirmatum, ut nihil mutaretur in Religione, sed omnia in eo statu permanerent, usque ad publicam parlamenti congregationem, quo fuerunt, cum Regina rediit. Itaque silent Episcopi et sibi vivunt, ut taceam plerosque iis praesidiis destitutos esse, quibus valeant hostibus resistere et stare in die praelii, praeter unum Episcopi Dumblanensis coadiutorem, cuius et supra memini. Is enim, etsi tantum sit coadiutor institutus, vivo adhuc suo Episcopo, virum tamen se praebet insignem, tum in publicis concionibus, tum privatis exhortationibus, quibus multos in fide confirmat, ac omnino se talem exhibet, uti ab omnibus bonis iure ametur atque praedicetur. Sunt praeter hunc et alii quidam Catholici concionatores, sed rari admodum, et ii fere tales, qui articulos nunc controversos vel non audeant attingere vel commode non possint explicare. Sunt et nonnulli religiosi, sed pauci admodum, et hi vel incertis vagantur sedibus, vel apud suos amicos se continent in habitu seculari. Sunt etiam nonnulli sacerdotes, sed tales, ut a laicis non facile discernas externo habitu. Sunt praeterea nobiles quidam et divites Catholici, qui subinde missam audiunt, sed clam et

Willen ihrer Gottlosigkeit nicht mehr widerstehen können. Das beweist hinreichend das Beispiel des Bischofs von Dunkeld. Als dieser nämlich um die Zeit des letzten Osterfestes die Sacramente der Kirche nach katholischem Brauche spenden und seine Gläubigen durch einen katholischen Prediger belehren ließ, wurde er so schwer bei der Königin als Übertreter eines öffentlichen Decretes angeklagt, daß er sich sogar durch einen Befehl derselben genöthigt sah, von seinem Vorhaben abzustehen. Jene Großen haben nämlich, ich weiß nicht mittels welcher Hinterlist, gerade zur Zeit, als sie in's Land kam, ein öffentliches Decret erlassen, welches bestimmte, in Betreff der Religion solle nichts geändert werden, sondern bis zum Zusammentritt des Parlamentes Alles so bleiben, wie es bei der Rückkehr der Königin gewesen. Und dieses ist nun schon ein Jahr in Kraft gewesen. Deßhalb schweigen die Bischöfe und leben für sich; denn davon will ich nicht reden, daß es den meisten an dem gebricht, was nothwendig wäre, um sich den Feinden zu widersetzen und am Tage des Kampfes fest dazustehen. Eine Ausnahme macht nur der schon früher erwähnte Coadjutor des Bischofs von Dunblane. Denn obgleich dieser bloß das Amt eines Coadjutors versieht, da sein Bischof noch lebt, so erweist er sich doch sowohl durch öffentliche Predigten als Privatermahnungen, wodurch er Viele im Glauben befestigt, als einen ausgezeichneten Mann und tritt in jeder Hinsicht so auf, daß er von allen Gutgesinnten mit Recht geliebt und gerühmt wird. Außer ihm gibt es noch einige andere katholische Prediger, aber nur sehr wenige, und die meisten von ihnen haben nicht den Muth, die Controverspunkte zu berühren, oder sind nicht im Stande, sie gehörig auseinanderzusetzen. Auch Ordensleute sind noch einige hier, aber in sehr geringer Anzahl, und diese haben keinen bestimmten Wohnsitz oder verweilen verkleidet bei ihren Freunden. Die wenigen noch vorhandenen

Digitized by Google

privatim domi suae, ita ut nulla sit illis libertas publice profitendi ea, quae verae et orthodoxae sunt Religionis, nisi se suaque omnia extremo periculo velint exponere. Quod autem ad ipsum vulgus et communem populum attinet, sunt equidem multi admodum catholici, sed mira servitute premuntur ab adversariis, quamobrem saepenumero suspirant ac ingemiscunt expectantes redemptionem Israel; qui et magna spe aluntur se tandem aliquando liberatos iri, dum vident suam Reginam adeo constantem in fide Catholica et orthodoxae Religioni tam pie faventem. Illi vero, qui e populo fallaciis haereticorum seducti sunt, paulatim intelligunt, se vana spe lactatos et falsa libertatis promissione deceptos esse, ita ut bona sit spes, universum populum haud difficile reduci posse ad catholicam fidem; ceterum qua ratione, mox dicam, si prius ex bonorum et Catholicorum sententia indicavero, quae sit tantorum malorum quae supra attigimus caussa. Ea autem haec est, nempe quod sublata sit electio ordinaria in collatione abbatiarum et similium dignitatum; quod beneficia ecclesiastica passim conferantur vel pueris vel prorsus indignis, quibus nihil minus cordi est, quam honor Dei vel officium Ecclesiae; quod unus et idem multa possidet beneficia etiam sub eodem tecto. Cuiusdam enim praelati filius in ecclesia sui patris Archidiaconus est et bis canonicus. Accedit impura nimis et scandalosa sacerdotum et clericorum vita; denique crassa nimis negligentia praelatorum, qui eo nunc miseriae redacti sunt, ut si ma-

Weltprieſter kann man im Äußeren kaum von Laien unterſcheiden. Außerdem gibt es noch einige vornehme und reiche Katholiken, welche zuweilen heimlich in ihren Häuſern die Meſſe hören; aber ſie dürfen nicht öffentlich als Anhänger des wahren, orthodoxen Glaubens auftreten, wenn ſie nicht ſich und all das Ihrige der äußerſten Gefahr ausſetzen wollen. Unter dem gewöhnlichen Volke ſelbſt gibt es allerdings noch ſehr viele Katholiken; aber ſie werden von ihren Gegnern ganz erſtaunlich geknechtet und bedrückt, ſo daß ſie oft ſeufzen und klagen und der Erlöſung Israels entgegenharren; große Hoffnung auf endliche Befreiung flößt ihnen die Wahrnehmung ein, daß ihre Königin in dem katholiſchen Glauben ſo ſtandhaft und treu ergeben verharrt. Die aus dem Volk durch Ränke der Ketzer irregeleitet ſind, ſehen allmählich ein, daß ſie durch eitle Hoffnungen angelockt und durch die fälſchlich in Ausſicht geſtellte Freiheit getäuſcht worden. Man hat deßhalb gegründete Ausſicht, das ganze Volk könne leicht zum katholiſchen Glauben zurückgeführt werden; auf welche Weiſe — werde ich ſogleich angeben; ich will aber zuerſt noch den Grund bezeichnen, der nach der Meinung der gutgeſinnten Katholiken die ſo großen, eben geſchilderten Übelſtände herbeigeführt hat. Es iſt die Vernachläſſigung einer geſetzmäßigen Wahl bei der Übertragung der Abtswürde und ähnlicher Ehrenſtellen, die allenthalben übliche Verleihung kirchlicher Pfründen an Knaben oder an ganz Unwürdige, denen nichts weniger am Herzen liegt, als die Ehre Gottes oder das kirchliche Amt, endlich die Ertheilung vieler Beneficien, ſogar an *einer* Kirche, an Einen und denſelben. So iſt z. B. der Sohn eines Prälaten an der Kirche ſeines Vaters Archidiakon und Inhaber zweier Kanonikate. Hierzu kommt noch das gar unſittliche und Ärgerniß erregende Leben der Prieſter und Kleriker; endlich die große Fahrläſſigkeit der Prälaten, welche jetzt in eine ſolche Nothlage hineingerathen ſind, daß ſie ſelbſt beim

Digitized by Google

xime velint, non possint ea quae sui sunt muneris exequi; tantus est haereticorum furor et audacia. Nolo hic recensere horum praelatorum vitam et exempla et quos sibi deligant successores: profecto tales, ut non sit mirum, lupos gregem Domini invadere sub talibus Pastoribus ac omnia devastare.

Sed his omissis, dicam paucis ex bonorum virorum sententia, qua ratione Regnum illud juvari possit ac veteri Religioni restitui.

Ac primo quidem necessarium esse iudicant, ut Regina catholico et potenti nubat marito, qui sua authoritate et potentia fidei hostes coerceat, cum multis rationibus seu argumentis se flecti patiantur. Deinde curandum, ut Regina Catholicos et prudentes habeat consiliarios. Praeterea ut instituantur veri Episcopi et praelati, quibus officium Ecclesiae et salus populi sit cordi. Mittantur etiam viri graves cum potestate et authoritate a Sede Apostolica, qui de vita praelatorum et pastorum inquirant eosque reforment vel etiam, si opus sit, ab officio removeant. Instituatur denique Collegium aliquod, in quo ad manum sint viri docti et pii, qui et populum et juventutem, Reipublicae seminarium, catholice et pie doceant. Hoc quoque existimant curandum esse per Philippum Regem Hispaniarum, ne quid moliantur Angli adversus Scotiae Reginam. Nam hoc solo metu eam deterrent eius Consiliarii ac Regni pejores haeretici, ne se haereticorum congregationi opponat aut ea quae orthodoxae Religionis sunt

besten Willen die Obliegenheiten ihres Amtes nicht mehr erfüllen können; so groß ist die Wuth und die Verwegenheit der Häretiker. Ich will hier auf den Lebenswandel dieser Prälaten und die Nachfolger, welche sie sich wählen, nicht näher eingehen. Wenn man sieht, was die Letzteren für Männer sind, dann wundert man sich in der That nicht mehr, daß unter ihnen die Wölfe in die Heerde Christi eindringen und Alles verwüsten.

Ich will indeß darüber hinweggehen und kurz andeuten, wie nach der Ansicht gutgesinnter Männer Schottland gerettet und zum alten Glauben zurückgeführt werden kann.

An erster Stelle halten sie es für nothwendig, daß der Königin ein katholischer und mächtiger Gemahl zur Seite stehe, der durch sein Ansehen und seine Macht die Feinde des Glaubens in Schranken halte, da sie durch viele Gründe oder Argumente sich beugen lassen. Dann ist dafür zu sorgen, daß die Königin von katholischen und klugen Räthen umgeben sei; ferner müssen wahre Bischöfe und Prälaten eingesetzt werden, denen das kirchliche Amt und das Heil des Volkes am Herzen liegt. Auch würde es rathsam sein, daß der apostolische Stuhl umsichtige, mit großen Vollmachten versehene Männer hierher schicke, um über das Leben der Prälaten und Hirten Untersuchungen anzustellen und sie zu reformiren oder nöthigenfalls ihres Amtes zu entsetzen. Endlich sollte ein Collegium gegründet werden mit gelehrten und frommen Männern, die im Stande wären, das Volk und die Jugend, die Pflanzschule des Staates, im katholischen Glauben zu unterrichten und zu einem frommen Leben anzuleiten. Auch dafür müsse — so glauben sie — durch Philipp, den König von Spanien, gesorgt werden, daß die Engländer nichts gegen die Königin von Schottland in's Werk setzen. Denn allein durch die Furcht davor schrecken ihre Räthe und die schlimmsten Häretiker des Reiches sie ab, sich der „Congregation"

Digitized by Google

promoveat. Quamquam illi religio maxime sit cordi, sed ut ante dixi sancta animi sui desideria perficere non potest, eo quod sola sit et omni paene humano praesidio destituta. Quod si adesset, non dubium, quin hoc regnum mox restitueretur orthodoxae fidei, cum plurimi sint in eo Catholici non tantum plebeji, sed etiam nobiles ac potentes nec adeo multi sint aut potentes adversarii; qui etiam sibi non parum timent a Catholico ac potenti Principe, ac fere vident suum Regnum in tanto furore et impietate diu subsistere non posse.

Sed finem faciam, si prius indicavero, quid passi sint parentes D. Edmundi, deinde quo pacto inde simus reversi in Flandriam.

Tanta igitur minati sunt adversarii tum ipsi Edmundo, quod eo nos duxisset, tum eius parentibus, quod nos hospitio excepissent, ut coactus sim ad Reginam scribere eamque rogare, ne facile credat calumniis et mendaciis, si quae ad illam contra parentes Edmundi deferrentur. Quid vero nobis sint minati, longum esset dicere. Hoc tantum referam, quod a viris fide dignis audivi, omnes paene portus fuisse obsessos, ne illaesi cum literis discederemus, ita ut magna arte et industria sint usi M. Edmundus et eius cognatus, M. Guilielmus (qui ambo se societati iam adiunxerunt), ut tuto illinc discederemus. Itaque me tamquam nautam vestiunt, et cum nauta sic paciscuntur, ut aliquot miliaribus a portu per scapham in mari navim conscenderemus atque ab Edmundo

derſelben zu widerſetzen oder die Intereſſen der orthodoxen Religion zu befördern. Obſchon ihr die Religion ſehr am Herzen liegt, ſo kann ſie doch, wie ſchon vorhin bemerkt, die heiligen Wünſche ihres Herzens nicht ausführen, weil ſie allein ſteht und faſt allen menſchlichen Schutzes beraubt iſt. Hätte ſie irgend welchen Rückhalt, ſo würde ohne Zweifel dieſes Reich bald zum orthodoxen Glauben zurückkehren; denn es gibt hier noch ſehr Viele, nicht nur aus den niederen Ständen, ſondern auch Vornehme und Mächtige, die der katholiſchen Kirche ergeben ſind. Die Gegner aber ſind nicht ſo ſehr zahlreich und mächtig; zudem fürchten ſie einen katholiſchen, mächtigen König nicht wenig; auch ſehen ſie wohl ein, daß ihre mit ſolcher Wuth und Gottloſigkeit geführte Herrſchaft nicht lange beſtehen kann.

Doch ich will ſchließen. Nur noch ein Wort über die von Edmunds Eltern erduldeten Drangſale und unſere Rückkehr nach Flandern.

Sowohl gegen Edmund ſelbſt, der uns dahin geführt, als gegen ſeine Eltern, die uns gaſtlich aufgenommen, haben die Gegner ſo viele Drohungen ausgeſtoßen, daß ich mich genöthigt ſah, mich brieflich mit der Bitte an die Königin zu wenden, den etwaigen Verleumdungen und Lügen gegen die Eltern Edmunds nicht leicht Glauben zu ſchenken. In Bezug auf die gegen uns gerichteten Drohungen will ich, um nicht weitläufig zu werden, hier nur Eines mittheilen, was ich von glaubwürdigen Zeugen vernommen habe. Es ſollen nämlich faſt alle Häfen beſetzt worden ſein, damit wir nicht mit heiler Haut mit den Briefen entkämen, und es bedurfte daher großer Umſicht und Klugheit von Seiten des M. Edmund und ſeines Verwandten, des M. Wilhelm (die beide ſchon in die Geſellſchaft eingetreten ſind), um in Sicherheit die Abreiſe von da zu bewerkſtelligen. Sie verkleideten mich deßhalb als einen Matroſen und verabredeten ſich mit einem Schiffsherrn, wir ſollten, einige tauſend Schritte vom Hafen

Digitized by Google

separaremur. Itaque mansit illic ad tempus dux nostri itineris M. Edmundus, tum ut nos tutius discederemus, tum ut praedam haud poenitendam aliquot juvenum quam venatus erat colligeret ac secum adduceret, ut apud nos catholice instituantur. Ne tamen soli veniremus, eius cognatus, M. Guilielmus, se comitem ac ducem praebet in reditu tantamque nobis charitatem ostendit, ut difficile sit explicare. Itaque paratis omnibus, duce Christo e Scotia solvimus, navim flandricam ingredimur 3. Septembris, ac 13. eiusdem mensis venimus Antwerpiam salvi et incolumes Dei gratia. Inde mox properantes Lovanium venimus eodem die, ubi non invento P. provinciali mox concessimus Coloniam atque inde Moguntiam, ubi inventis Patribus Reverendo Patre Natale et Patre provinciali non parum in Domino recreati sumus.

entfernt, vermittelſt eines Nachens auf dem Meere das Schiff beſteigen und uns von Edmund trennen. So blieb denn unſer bisheriger Führer, M. Edmund, für eine Zeit lang dort zurück, damit wir mit größerer Sicherheit abreiſen könnten. Sodann wollte er auch eine nicht unerhebliche Beute, eine Anzahl junger Leute, welche er gewonnen hatte, zuſammenbringen und mit ſich herüberführen, damit ſie bei uns katholiſch unterrichtet und erzogen würden. Um uns jedoch nicht allein reiſen zu laſſen, geſellte ſich ſein Verwandter, M. Wilhelm (Crighton), uns als Begleiter und Führer auf dem Rückwege bei. Faſt unbeſchreiblich iſt die Liebe, welche uns dieſer bewies. Nachdem nun ſo alle Vorkehrungen getroffen waren, fuhren wir unter Chriſti Schutz und Führung von Schottland ab und beſtiegen am 3. September ein flandriſches Schiff, das uns am 13. desſelben Monats durch Gottes Gnade geſund und wohlbehalten nach Antwerpen brachte. Von da eilten wir noch an demſelben Tage nach Löwen. Da wir den P. Provinzial dort nicht fanden, reisten wir ſofort nach Köln und von Köln nach Mainz, wo wir ihn mit dem hochwürdigen P. Natalis trafen und uns nicht wenig im Herrn erfreuten und erholten.

Et hactenus de nostra in Scotiam profectione et reditu quaedam diximus. Sunt alia particularia, quae verbis commodius quam literis explicari possunt; quae et ipse M. Edmundus et M. Guilielmus, quos in dies expecto, plenius referre poterunt.

Soviel theile ich Ihnen über unſere Reiſe nach Schottland und Rückkehr mit. Es ſind noch andere Einzelheiten, die man füglicher mündlich als ſchriftlich auseinanderſetzen kann und worüber auch M. Edmund (Hay) und M. Wilhelm (Crighton), die ich mit jedem Tage erwarte, ausführlicher berichten können.

De cetero Christum Optimum Maximum precor, ut quod per supremum suum in terris Vicarium coepit in Regina eiusque Regno consolando, per eundem Pontificem perficiat ad sanctissimum nominis sui honorem suique populi salutem. Idem Pientissimus Iesus R. P. V. nobis et

Im Übrigen bitte ich Chriſtus, den höchſten Herrn, er möge das, was er durch ſeinen oberſten Stellvertreter auf Erden begonnen hat, um der Königin und ihrem Reiche Hilfe zu bringen, durch denſelben Oberhirten zur Ehre ſeines heiligſten Namens und zum Heile ſeines Volkes vollenden. Derſelbe gütigſte Jeſus wolle Ew. Hochwürden uns und ſeiner

Digitized by Google

Ecclesiae suae diu servet incolumem. Vale.

Moguntiae pridie Calendas Octobris 1562.

R. P. V.
Filius indignus
Nicolaus Goudanus.

(A tergo:)

Admodum R^do in Christo Patri M. Iacobo Laynez praeposito Generali Societatis Iesu, Tridenti.

Admodum R^de in Christo Pater!

Pax Christi!

Vehementer desidero, ut R. V. et in primis summo Pontifici ac Cardinali Amulio innotesceret, quam difficile ac periculosum fuit literas S. Sanctitatis seu brevia Apostolica iis, ad quos mittebantur, reddere et cum iisdem de negotio Religionis agere, et quam sit miserabilis status Religionis in eo Regno, in quo alioqui multi sunt Catholici, qui mira tyrannide premuntur ab adversariis, qui etiam vehementer aspirant ad redemptionem et veterem statum orthodoxae Religionis, ad quem haud ita difficile reduci posse videntur, tantummodo si metu Anglorum, quos regnum invasuros et congregationi haereticorum opem allaturos timent, liberarentur, et caput esset in Regno masculum, potens et catholicum. Nam ipsa Regina catholicae Religioni plurimum favet, et Episcopi majori ex parte sunt Catholici ac boni desiderii; plurimi etiam item nobiles sunt Catholici; plurimi quoque inter plebeios Catholici, et qui seducti sunt ab haereticis, non ex animo eis adhaerent et paulatim intelligunt se esse deceptos. Adversarii autem non ita multi et potentes, sed confidentes in brachio Anglorum, qui saepe illuc suos legatos mittunt et animos Scotorum sibi de-

Kirche lange gesund und wohl erhalten. Leben Sie wohl!

Mainz, den 30. September 1562.

Ew. Hochwürden
unwürdiger Sohn
Nikolaus Goudanus.

(Auf der Rückseite:)

Dem hochwürdigsten P. M. Jakobus Laynez, General-Vorsteher der Gesellschaft Jesu, in Trient.

Hochwürdigster Pater!

Der Friede Christi sei mit Ihnen!

... Ich wünsche sehr, es möchte Ew. Hochwürden und besonders dem Papste und dem Cardinal Amulius bekannt werden, wie schwierig und gefährlich es war, die Schreiben Sr. Heiligkeit oder apostolischen Breves denen, welchen sie zugeschickt wurden, zu übergeben und mit diesen in Betreff der Religion zu verhandeln, und wie traurig es um die Religion in jenem Lande bestellt ist. Übrigens gibt es in demselben noch viele Katholiken; aber sie werden mit außerordentlicher Tyrannei von den Gegnern bedrückt; sie seufzen auch sehr nach Befreiung und nach dem alten Rechtsbestande der orthodoxen Religion; und dieser könnte, wie es scheint, ohne so große Schwierigkeit zurückgeführt werden, wenn sie nur von der Furcht, die Engländer möchten zur Unterstützung der „Congregation" der Häretiker in das Reich einfallen, befreit wären und ein mächtiger und katholischer Herrscher an der Spitze des Landes stände. Denn die Königin selbst ist der katholischen Religion sehr ergeben, und die Bischöfe sind zum größeren Theile katholisch und von gutem Verlangen beseelt; auch sehr viele Adelige sind katholisch; ebenso gibt es sehr viele Katholiken unter dem Volke; und die von den Häretikern Irregeleiteten hängen ihnen nicht von Herzen an und sehen allmählich ein, daß sie betrogen worden sind. Die Gegner aber sind nicht so zahlreich

Digitized by Google

vincire student eorum presbyteri, qui sunt haeretici, alioqui naturaliter fere se oderunt. Itaque bona spes est, hoc Regnum liberari posse ab haeretica servitute. Si Summus Pontifex ea praestare velit, quae suis ad Reginam literis est pollicitus, non dubito, quin Scotiae Regnum cito orthodoxae Religioni restitueretur. Sed haec et alia, quae ad hanc caussam pertinent, R. V. plenius intelligere poterit ex M. Edmundo, duce nostri itineris, quem propediem expecto ex Flandria venturum, et cum aliquot juvenibus Scotis iturum Romam. . . .

E Moguntia 2. Octobris 1562.

R. V.

Filius indignus

Nicolaus Goudanus.

(A tergo:)

Admodum R^do in Christo Patri Iacobo Laynez, Generali Praeposito Societatis Iesu, Tridenti.

und mächtig, sondern vertrauen auf die Hilfe der Engländer, die zahlreiche Sendlinge dorthin schicken und deren Prediger die Gemüther der Schotten zu gewinnen trachten. Sonst ist ihnen der Haß gegen einander fast angeboren. Es ist deßhalb gegründete Hoffnung vorhanden, dieses Reich könne noch von der Knechtschaft der Häresie befreit werden. Will der Papst ausführen, was er in seinem Schreiben an die Königin versprochen hat, so zweifle ich nicht, daß das Königreich Schottland bald zur orthodoxen Religion zurückkehren werde. Doch dieses und anderes hierauf Bezügliche werden Ew. Hochwürden vollständiger von M. Edmund, unserem Führer auf der Reise, erfahren können. Ich erwarte, daß er nächstens aus Flandern kommen und mit einigen schottischen Jünglingen nach Rom gehen wird. . . .

Mainz, den 2. October 1562.

Ew. Hochwürden

unwürdiger Sohn

Nikolaus Goudanus.

(Auf der Rückseite:)

Dem hochwürdigsten P. M. Jakobus Laynez, General-Vorsteher der Gesellschaft Jesu, in Trient.

Admodum R^do Pater!

Pax Christi.

Scripsi R. V. de negotio, cuius gratia missus fui in Scotiam, ex Moguntia et Colonia, et quia minus commode scripto quam verbis coram omnia, quae ad eam rem pertinent, explicari possunt, petii, ut R. V. interrogaret duos illos Scotos nobiles, M. Edmundum et M. Guilielmum, quorum alter me in Scotiam duxit, alter reduxit, qui ambo nunc iverunt in Urbem, ut se societati adiungant, et iam illos Tridenti R. V. adfuisse confido. Illi enim plene omnia referre possunt, ut deinde recte

Hochwürdigster Pater!

Der Friede Christi sei mit Ihnen!

Ich habe Ew. Hochwürden über die Angelegenheit, um derentwillen ich nach Schottland geschickt worden, von Mainz und Köln aus geschrieben; und da alles darauf Bezügliche besser mündlich als schriftlich erörtert werden kann, so habe ich Sie gebeten, die beiden adeligen Schotten zu befragen, von denen der eine mich nach Schottland hin-, der andere zurückgeführt hat. Beide sind jetzt nach Rom gegangen, um in die Gesellschaft einzutreten. Hoffentlich sind sie schon in Trient bei Ew. Hochwürden gewesen. Diese können Ihnen über Alles ausführlich Bericht erstatten, damit alsdann Se. Heiligkeit über den Zustand Schottlands

Digitized by Google

informetur Sua Sanctitas de statu illius Regni, quod equidem vehementer optarem; nam bona spes est, Regnum illud posse reduci ad veram et orthodoxam fidem (ut alias late scripsi), si modo Pontifex recte informatus ea praestare velit, quae suis ad Reginam literis est pollicitus; et hoc obnixe precor R. V. (licet ipsa multum occupetur nunc Tridenti negotiis Universalis Ecclesiae), ut particulare totius corporis membrum non exiguum, Scotia, inquam, diligenter et calide commendetur Reverendissimo Cardinali Amulio et Summo Pontifici. Vellem etiam intelligere a R. V., quid hac in re a me sit praetermissum; certe Reverendus Pater Natalis, cum a me audiisset, quod egissem in Scotia, respondit: „Bene est; imo, inquit, nimium egisti, quamquam alii forte aliter sentiant.“ Sane ipse M. Edmundus, Scotus, putavit necessarium esse, ut ego ipse adirem Pontificem vel eius Vicarium, ut plene de omnibus informetur Pontifex. Sed hoc certius per ipsum Edmundum et eius cognatum, M. Guilielmum, Scotos, fieri posse existimo. Est hic Lovanii quidam M. Ninianus, Scotus, qui nobiscum venit ex Scotia, qui multo plura novit de statu Episcoporum et totius Regni, quem optarem esse Romae, et fortasse haud aegre adduci posset, ut eo proficisceretur, praesertim si illi provideretur locus in collegio Germanico, vel simili. Est tenuis fortunae, qui seipsum alere non potest; alioqui est vir doctus et pius, qui etiam editis libellis se in Scotia opposuit primario haeretico, qui nunc illic grassatur.

wahrheitsgemäß unterrichtet werde, was ich meinestheils sehr wünschte. Denn es läßt sich hoffen, daß dieses Reich zum wahren und orthodoxen Glauben zurückgeführt werden könne (wie ich in anderen Briefen weitläufig erörtert habe), wenn nur der Papst wahrheitsgemäß unterrichtet wird und das ausführen will, was er in seinem Schreiben an die Königin versprochen. Wieder und wieder ersuche ich Ew. Hochwürden (obgleich Sie jetzt zu Trient durch die die ganze Kirche betreffenden Angelegenheiten sehr in Anspruch genommen sind), Schottland, das ein so wichtiges Glied der gesammten Kirche ist, fleißig und dringend dem hochwürdigsten Cardinal Amulius und dem Papste zu empfehlen. Auch möchte ich von Ew. Hochwürden erfahren, was in dieser Angelegenheit von meiner Seite gefehlt ist. Der hochw. P. Natalis antwortete mir, nachdem ich ihm die Art und Weise auseinandergesetzt, wie ich mich in Schottland meines Auftrages entledigt: „Es ist gut; ja Sie haben zu viel gethan, wenngleich Andere vielleicht anderer Ansicht sein mögen.“ Allerdings glaubte der Schotte M. Edmund, es sei nothwendig, daß ich selbst zum Papste oder seinem Stellvertreter gehe, damit Se. Heiligkeit vollständig von Allem in Kenntniß gesetzt werde. Doch halte ich dafür, daß dieses mit mehr Sicherheit durch Edmund selbst und seinen Verwandten, M. Wilhelm, die aus Schottland gebürtig sind, geschehen könne. Es ist hier zu Löwen ein gewisser M. Ninianus, ein Schotte, der mit uns von Schottland gekommen und über die Lage der Bischöfe und des ganzen Reiches viel besser unterrichtet ist. Ich wünschte, er wäre in Rom. Vielleicht könnte er ohne Mühe bewogen werden, dahin zu reisen, besonders wenn für seinen Aufenthalt im Collegium Germanicum oder einem ähnlichen Vorsorge getroffen würde. Er hat wenig Vermögen und kann sich selbst nicht ernähren. Übrigens ist er ein gelehrter und frommer Mann, der auch durch Herausgabe von Schriften in

Digitized by Google

Accepi tribus abhinc diebus literas Episcopi Abardonensis ad me datas, quas paucis abhinc diebus accepi, ad quem scripsi in Scotia (nam ipsum adire non licuit nec expediebat). Illas R. V. transmitto, ut videat animum eius erga fidem, et omnes fere Episcopi eiusdem sunt animi, sed ob tyrannidem haereticorum nihil audent in hoc rerum statu, quo vident ipsam Reginam nihil posse. Quod autem dicit, se scripturum Summo Pontifici, ubi acceperit Breve Apostolicum, sciet R. V., me illi copiam Brevis transmisisse per M. Edmundum; sed ipsum originale relictum est in manu Reginae, quae noluit Brevia illa a me tradi propter periculum, sed ea in suam fidem recepit, ut Episcopis suo tempore traderentur. . . .

Schottland den Haupthäretiker, der jetzt dort wüthet, bekämpfte.

Vor drei Tagen erhielt ich ein an mich gerichtetes Schreiben des Bischofs von Aberdeen [1], welchem ich in Schottland geschrieben habe (denn persönlich mit ihm zusammenzukommen, war mir nicht möglich und auch nicht rathsam). Ich überschicke dasselbe Ew. Hochwürden, damit Sie seine Gesinnung in Betreff des Glaubens kennen lernen; fast alle Bischöfe theilen dieselbe, aber wegen der Gewaltthätigkeit der Häretiker wagen sie bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nichts zu unternehmen; sehen sie doch, daß selbst die Königin nichts ausrichten kann. Was die Äußerung des Bischofs betrifft, er werde dem Papst nach Empfang des apostolischen Breve's schreiben, so werden Ew. Hochwürden wissen, daß ich ihm durch M. Edmund eine Copie desselben zugeschickt habe; das Original selbst jedoch ist in den Händen der Königin zurückgeblieben; der Gefahr wegen gab diese nicht zu, daß jene Breves von mir selbst übergeben würden; sie nahm dieselben vielmehr auf ihre Verantwortlichkeit in Empfang, um sie seiner Zeit den Bischöfen zu übermitteln. . . .

Cum has vellem obsignare, venit ad me Scotus ille Ninianus, cuius supra memini, dicens, Cancellarium Regni Scotiae, Comitem de Huntly, ad quem misi una cum meis literis Breve Apostolicum et a quo hactenus expectavi responsum, interfectum esse et filium eius secundogenitum obtruncatum a fratre Reginae bastardo, haeretico. . . .

Eben wollte ich diesen Brief zusiegeln, da überbrachte mir der oben erwähnte Schotte Ninianus die Nachricht, der Kanzler des Königreiches Schottland, Graf Huntly, dem ich das apostolische Breve mit einem Begleitschreiben zugeschickt und von dem ich noch immer eine Antwort erwartete, sei ermordet und sein zweitgeborener Sohn in Stücke gehauen worden und zwar von dem häretischen Bastard-Bruder der Königin. . . .

(A tergo:)

Admodum R^do in Christo Patri M. Jacobo Laynez, Generali praeposito Societatis Jesu, Tridenti.

(Auf der Rückseite:)

Dem hochwürdigsten P. M. Jakobus Laynez, General-Vorsteher der Gesellschaft Jesu, zu Trient.

P. Goudanus knüpfte zuerst das Band, welches die Königin mit der Gesellschaft Jesu in Beziehungen brachte, die bis zu deren Hin-

[1] Wilhelm Gordon, Bischof von Aberdeen 1547—1577.

Digitized by Google

richtung fortbeſtanden. Die Jeſuiten ſcheuten ſelbſt die Todesgefahr nicht, um in ihren Kerker zu bringen, ihr die Tröſtungen der Religion zu bringen und ſie über die höchſte Stufe der chriſtlichen Vollkommenheit, die Liebe zum Kreuze, zu unterrichten. Sie empfiehlt ſich denn auch immer den Gebeten der Geſellſchaft, wie ſie auch ihrerſeits für dieſelbe beten will: „J'offriray mes oraisons simples et indignes à Dieu pour la preservation de votre saincte compaignie en son service, auquel je luy supplie me donner la grace de vivre et morir.“ (Revue des questions historiques, 1867, II, 617.) Demſelben Pater, M. Edmond, an den ſie dieſe Worte richtete, ſchrieb ſie etwas ſpäter, ſie ſei mehr denn je entſchloſſen, den Kreuzesweg, welchen Jeſus ihr gezeigt, mit deſſen Gnade zu wandeln und freue ſich, ihren Theil am Kreuz in dieſer Welt zu haben (Labanoff, Lettres, instructions et mémoires de M.-St. V, 71). Noch im Tode empfahl ſie ſich dem Gebete des P. La Rue und „allen ſeines Ordens“ und ließ ihm ſagen, „er möge ſich erinnern, daß ſie ihm verſprochen, für die Religion zu ſterben, ſie habe dieſes Verſprechen gehalten“ (je suis quicte de ma promesse; Labanoff VI, 174). Die Königin erfüllte auch den Rath, welchen ihr P. Goudanus gegeben; ſie ließ junge Schotten in den Collegien der Geſellſchaft erziehen, bekümmerte ſich im Kerker mit mütterlicher Zärtlichkeit um „ihre armen Studenten“ und trug auch durch ihre Freigebigkeit zur Gründung des ſchottiſchen Collegs in Douai bei; der Sohn ihres Secretärs, P. Hippolyt Curle, vollendete die Gründung, indem er für dieſen Zweck das ganze Vermögen ſeiner von Maria Stuart reich beſchenkten Familie (ſiehe dieſe Zeitſchrift XV, 15) verwendete. Derſelbe Jeſuit ſetzte ihr denn auch in der Kirche S. André in Antwerpen ein prachtvolles Mauſoleum, mit der Inſchrift: „Nach 19 Jahren Gefangenſchaft der Religion wegen enthauptet, vollendete ſie das Martyrium.“ Es war dieſe Anſicht gar nicht ſelten unter den Patres, wie unter den Katholiken überhaupt. In Anbetracht, daß „die gewiſſeſten Gründe“ die Unwahrheit der gegen Maria Stuart erhobenen Anklagen beweiſen, daß der Haß gegen die katholiſche Religion, welche ſie mit der größten Standhaftigkeit bekannt, der eigentliche Grund ihrer Hinrichtung war, daß ſie mit wunderbarem Starkmuth die Todespein ausgeſtanden, glaubt auch Benedict XIV., daß vielleicht keine von allen Bedingungen fehle, die zu einem wahren Martyrium erforderlich ſind (De canoniz. SS. l. 3. c. 13. n. 10. Ed. Rom. 1748).

G. Schneemann S. J.

Digitized by Google

Recenſionen.

Leben der ehrwürdigen Dienerin Gottes Mutter Magdalena Sophie Barat und Gründung der Geſellſchaft des heiligſten Herzens Jeſu. Von Dr. L. P. J. **Baunard**, Ehrendomherr von Orléans und Profeſſor an der katholiſchen Univerſität in Lille. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Mit einem Vorworte von Dr. Otto Zardetti, Domcapitular, geiſtlicher Rath und Domcuſtos in St. Gallen ꝛc. Mit Genehmigung der geiſtlichen Obern. 2 Bde. gr. 8°. XLVIII, 484 u. 492 S. Regensburg, New-York und Cincinnati, Fr. Puſtet, 1880. Preis: *M.* 6.

Als wir vor längerer Zeit das franzöſiſche Original der vorliegenden deutſchen Bearbeitung zur Hand nahmen, wuchs mit der fortſchreitenden Leſung auch unſere freudige Überraſchung. Wir hatten bloß eine geiſtreiche Biographie einer außerordentlichen, frommen Ordensfrau erwartet, die höchſtens zur perſönlichen Erbauung geeignet wäre, und ſtatt deſſen fanden wir eine der intereſſanteſten, großartigſten Epiſoden der Kirchengeſchichte neuerer Zeit, eine Darſtellung wunderbarer Offenbarung der Macht des Allerhöchſten, deſſen Arm zu keiner Zeit verkürzt und der mitten im Völkerſturm der Revolution und Weltkriege das Schwache erwählt, um das Starke zu beſchämen, der das Senfkörnlein ſeiner Schöpfung gedeihensſicher hineinlegt in das zerklüftete, zerwühlte, zerſtampfte, blutgetränkte Erdreich einer glaubens-, königs- und geſetzloſen Nation! Und im Grunde konnte das Lebensbild der Stifterin der Geſellſchaft vom allerheil. Herzen Jeſu nichts Anderes werden, als ein intereſſanter, ja ergreifender Beitrag zur Geſchichte der Kirche unſerer Tage. Geb. 1779 in Frankreich, dem Herd des großen Weltbrandes, der auch das alte Paradies der Kirche in vielen Ländern verheeren ſollte — dann kurz nach Robespierre's Sturz von ihrem, kaum aus dem Kerker befreiten prieſterlichen Bruder ſogar nach Paris geführt, ohne daß weder er, noch ſie über den Zweck dieſer Reiſe ſich klar geweſen —, konnte die Böttcherstochter aus Joigny, Sophie Barat, nicht verfehlen, mit dem troſtloſen Zuſtand der damaligen franzöſiſchen Kirche bekannt zu werden und auch dem Leſer in ihrer Entwicklungsgeſchichte ein deutliches Bild jenes Zuſtandes zu vermitteln. Und doch: während draußen der Sturm noch tobt, an ein Kloſterleben noch ſo wenig zu denken iſt, daß ſelbſt der Säcularklerus ſich nur verkleidet ſeinem Amte zu widmen wagt, bereitet die Vorſehung, dem Gärtner gleich, im Stillen ſchon die Pflänzlinge, welche den verwüſteten Garten ſeiner Kirche bald zieren und mit Früchten bereichern ſollen. Zum Schutze dieſer Pflanzſchule, zu ihrer Entwicklung und Erſtarkung ſcheut Gott

Digitized by Google

kein Mittel ſeiner Gnade und Weisheit. Oder wer ſollte nicht ſtaunen, wenn er die Wege des Herrn mit jenem Manne betrachtet, der berufen war, als ſichtbarer Gärtner jener kleinen Pflanzung Gottes Licht und Nahrung zu geben? Nicht der Bruder, welcher das Werk begonnen, ſondern der Paulus einer neuen Apoſtelſchaar ſollte es mit ſeinem Feuergeiſte beſeelen und vollenden. Was dazu nöthig war, das erzählt das Leben des P. Varin ſelbſt, der im bunteſten, providentiellſten Wechſel die Soutane mit der Dragoner-Uniform und den Huſaren-Mantel mit dem Talare vertauſcht, und mit einem unerſättlichen Thatendurſt jener Fahne folgte, die ihm zumeiſt des Muthes zu heiſchen und der Gefahr zu verheißen ſchien. „Macht Alles aus mir — nur keinen Mönch!“ ſprach er zu ſeinen Freunden, und wenige Tage nachher ſchon hatte Gott ihn zum „Mönch“ gemacht! Mit ſeinen vier älteren Genoſſen, die er indeß durch Thatkraft und Eifer oder doch Erfolg überragt, faßt er den großartigen Gedanken, das von der Vorrevolution zerſtörte Werk eines anderen Soldaten Chriſti, die Geſellſchaft Jeſu, wieder herzuſtellen, und da unüberwindliche Schwierigkeiten dieß vorläufig unmöglich machen, ſo entrollt er darum nichtsdeſtoweniger die Kreuzesfahne, unter die auch Ignatius ſeine Schaaren berief, und unter dem Namen der „Geſellſchaft des Herzens Jeſu“ oder, wie ſpäter ſie genannt wurden: „Väter des Glaubens“ — das kleine Häuflein ſiegesgewiß gegen die Feſtung des Unglaubens. Das war um die Wende des Jahrhunderts, 1800. Gleichwie in einer Heidenmiſſion galt es damals in Paris, Seele um Seele dem Glauben wieder zu erobern, aber damit war auf die Dauer nicht geholfen. Es mußte für die Heranbildung chriſtlicher Familien, für die Erziehung der Jugend nothwendig geſorgt werden, und dazu bedurfte es auch des Apoſtolates der Frauen. So begegnen ſich denn endlich nach ſo vielen Kreuz- und Querpfaden zu der von Gott gewollten Stunde jene beiden Feuerſeelen des P. Varin und der Mutter Barat in dem großartigen Gedanken des Apoſtolates und der Liebe zum Herzen des Erlöſers. Zwei Jahre ſpäter öffnen ſich die Thore des erſten Penſionates der neuen Genoſſenſchaft in Amiens. Die Kinder der Armen waren die erſten Zöglinge jener, denen Gott als unverkennbaren Beruf die allmälige Chriſtianiſirung der höheren Klaſſen durch Erziehung der Töchter zugetheilt hatte. Das Exil allein hatte die franzöſiſche Ariſtokratie leider nicht zu beſſeren Grundſätzen bekehrt, das alte leichtfertige Blut war auch durch das Unglück nicht abgekühlt — und ſo bedurfte es eines völlig neuen Geſchlechtes zum Werk der Reſtauration in der Geſellſchaft. Wenn heute wieder — Dank ſei dem Himmel — in Frankreich der Adel durchgehends auch der gläubigſte Theil der Nation, ja wenn allgemach ſogar das mit Recht verſchrieene Philiſterthum, die Bourgeoiſie anfängt, religiöſer zu werden, ſo iſt das nicht zum geringſten Theil das Werk jener zahlreichen Frauengenoſſenſchaften, deren erſte und vorzüglichſte in gewiſſem Sinne die Geſellſchaft des heiligen Herzens war. Dieſen providentiellen Beruf der Töchter des heiligen Herzens ſollten, ſo meinen wir, Jene mehr beachten, welche immer von den vornehmen, ariſtokratiſchen Tendenzen jener Ordensfrauen reden. Arme wie Reiche machte der Herr, aber darum ſoll der

Digitized by Google

Reiche doch nicht an ſeinem religiöſen Theil zu kurz kommen, zumal von ihm wie das Übel ſo auch das Heil der Geſellſchaft auszugehen pflegt. Übrigens bietet gerade dieſe Biographie eine der ſchlagendſten Antworten auf jenen nicht eben ſeltenen und unzarten Vorwurf. Eine Stifterin, die zu müd iſt, um eine römiſche Fürſtin zu empfangen, aber noch Kraft genug hat, arme Wäſcherinnen bei ihrer Arbeit zu beſuchen; eine Oberin, die ihr Gebet nicht unterbricht, um eine vornehme Dame zu ſprechen, wohl aber um ein armes Köhlermädchen zu unterrichten, — eine ſolche Mutter kann ihren Töchtern keinen anderen Familiengeiſt beigebracht haben, als den ihres himmliſchen Bräutigams, von dem es heißt: er war „demüthig von Herzen"! Eine wahre Erfriſchung iſt es für den Leſer, wenn er faſt bei jeder neuen Kloſterſtiftung erfährt, wie Chriſtus der Herr der entſtehenden Genoſſenſchaft als unzweifelhaften Beweis ſeiner Liebe zur Erſtlingsgabe die Kinder der Armen zuführt, und wie die Töchter des demüthigen Herzens, vergeſſend die Pracht ihrer väterlichen Hallen, den Glanz ihrer fürſtlichen Heimathsſtätte und die in Seide gekleideten Geſpielinnen ihrer Jugend, ſich hocherfreut den armen, oft abſtoßenden, an Geiſt und Körper vernachläſſigten Kleinen entgegenſtürzen, um ſie wie Schätze, die man zu verlieren fürchtet, in ihren Armen, an ihren Herzen zu bergen. So geſchah es im erſten Hauſe der Geſellſchaft, ſo geſchieht es überall, wo die Umſtände es erlauben, auf der ganzen weiten Welt. Ja das Kleine, Demüthige, das Nichtige iſt groß geworden, das Senfkorn, in Blut und Liebe geſät, iſt aufgegangen und beſchattet als Baum die weiten Lande. Zwiſchen dem kleinen Hauſe von Amiens und den vielen, vielen Ordenshäuſern der Genoſſenſchaft in Europa, Amerika, Aſien, Afrika und Auſtralien — wie wenige Jahre und wie viele Wunder der Allmacht Gottes! Wie P. Roothaan ſchon im Jahre 1850 der Mutter Barat bemerkt, „iſt es in der Kirchengeſchichte ohne Beiſpiel, daß ein geiſtlicher Orden den Stifter oder die Stifterin ſo lange behalten hat", als die Geſellſchaft des heiligen Herzens die ihrige zu beſitzen das Glück hatte. Die ganze ſegensreiche Thätigkeit und wunderbare Ausbreitung der Genoſſenſchaft in ihrem erſten Jahrhundert concentrirt ſich daher auch in dem Herzen der erſten Generaloberin, und die Geſchichte der Einen iſt eben um ſo intereſſanter, als ſie ſich mit der Geſchichte der Andern deckt. Die demüthige Ordensfrau meinte zwar auf das eben mitgetheilte Wort des Jeſuitengenerals: „Es gereiche ihr wenig zum Lobe und beweiſe nur, daß keine andere Stifterin ſich ſo geſchont habe, wie ſie" — allein das Buch und die Wahrheit ſind da, um uns die für eine Frau wahrhaft erſtaunlichen Arbeiten, Reiſen und Unternehmungen zu erzählen. Man denkt unwillkürlich bisweilen an die männlichſte aller neueren Heiligen — Thereſia a Jeſu, beim Anblick der ſtets ſich mehrenden Gründungen, der wachſenden Zahl der Schweſtern und der damit für die Oberin zunehmenden Sorgen und Mühen! Was das Kind einſt im Traume geſchaut und in harmloſer Einfalt ſeinen Geſpielen erzählt, das hat ſich erfüllt: ſie iſt zur „grande reine" geworden und zählt Fürſtentöchter und die Edelſten der Nationen zu ihrer Familie. Allein auch ihr Herz, das Herz der armen Böttcherstochter, hat ſich königlich erweitert, ver-

edelt — oder ſagen wir es nur mit einem Worte: vergöttlicht durch die Gnade und die Liebe voll der Erbarmung des göttlichen Herzens Jeſu. Wie die Geſchichte der Congregation ſelbſt wunderbar und voll der Beweiſe der Vorſehung, ſo auch die Geſchichte der Stifterin, d. h. ihres innerſten Lebens. Das Centrum, der Quell, die Kraft und das ſtets unerreichbare Ideal dieſes Lebens aber war wiederum das göttliche Herz des Erlöſers, welches ſein Wohlgefallen daran nahm, mitten im 19. Jahrhundert, vielmehr mitten im Sturm der Revolution und dem Eiſe des Unglaubens in dieſer Seele die herrlichſten Blüthen der Liebe, des Opfers und der Großmuth zu treiben. So ſieht oft der Wanderer in den Tropen ſtaunend aus einer modernden Baumleiche die farbenſtolzen, duftreichen Orchideen ſproſſen und das zarteſte Leben auf dem eigenen Boden des Todes entwickeln. Und was bei dieſer inneren Geiſtesentwicklung der M. Barat den modernen Leſer — man entſchuldige den Ausdruck — faſt wohlthätig berührt, iſt der anſcheinend ſo ganz alltägliche Charakter dieſer Entwicklung. Nur höchſt ſelten ahnt man mehr ein übernatürliches, wunderbares Eingreifen, als man es ſieht, ſo daß dieſes Lebensbild wie gemacht ſcheint, dem „wunderbangen“ Geſchlecht des 19. Jahrhunderts das Werk der Gnade und Heiligung annehmbar zu machen. Dadurch wollen wir jedoch keineswegs die Wunder dieſes Lebens läugnen, und abgeſehen von den Tugendbeiſpielen, über welche wir das Urtheil der Kirche in nicht allzuferner Zukunft erwarten, muß ſchon das lange Leben bei ſo aufreibender Thätigkeit faſt ein Wunder genannt werden.

Fünfundachtzig Jahre Leben waren für M. Barat ebenſo viele Jahre der Krankheit und Leiden. Bald leidend an den Gliedern, bald die Folgen eines Falles erduldend, bald wegen allgemeiner Schwäche in einem Korbſeſſel umhergetragen oder ſich mühſam an einem Stock hinſchleppend, ſehen wir ſie ihr ganzes Leben hindurch ſtets ſchwach und doch Großartiges vollbringend, ſtets ſterbend und doch bis zu den fernſten Weltenden ihren Töchtern neues Leben mittheilend. Mit Recht ſagt Dr. Zardetti bei dieſer Betrachtung, daß M. Barat, „die geiſtig ſo ſtarke und körperlich ſo ſchwache Frau, die ſchönſte Realiſirung jenes apoſtoliſchen Wortes geworden: ‚Wenn ich ſchwach bin, bin ich ſtark, und in der Schwäche bewährt ſich die Kraft.‘“

Dieſe Kraft, welche keine andere war, als „die Kraft von Oben“, war übrigens der Oberin ſehr vonnöthen. Das Werk, zu dem ſie berufen, erforderte nicht bloß Heiligkeit, Arbeit und Leidensmuth — es erforderte auch das, was Gott dem Propheten verhieß: „Frontem duriorem frontibus eorum“, Kraft der Energie, des männlichen Feſthaltens und Widerſtehens zur Stunde des Einſturzes. Doch wir können hier dieß Alles nicht einmal in Kürze andeuten, wir müſſen den Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen, und dürfen das um ſo kühner, als die geſchickte Hand der Überſetzerin manches gar zu ſehr „Franzöſiſche“ der Wendungen u. ſ. w. fortließ oder dem deutſchen Ohr minder fremdartig zuſtimmte. Ob dieß Werk der Germaniſirung zu Gunſten des allgemeinen Eindruckes nicht noch etwas weiter hätte ausgedehnt, beſonders durch Weglaſſen einzelner Züge hätte vollendet werden können, wagen wir nicht zu entſcheiden, obgleich ſich der Wunſch darnach rege

Digitized by Google

macht. Doch es ist durchaus nicht unsere Absicht, kritisch ein Werk zu zerlegen, das die Begeisterung, gestützt auf die ausführlichsten Berichte der Augenzeugen, geschrieben hat und das in erster Linie sich an die Töchter wendet, deren Herzen es das Andenken der Mutter erhalten soll. In weiteren Kreisen sodann findet das Buch seinen natürlichen Weg durch die zahlreichen Zöglinge der Genossenschaft, für die ein schöneres Erinnerungszeichen an die Wohlthat einer christlichen Erziehung kaum denkbar ist, als die Geschichte jener Frau, durch deren Vermittlung Gott so vielen Tausenden von Kindern das Brod der Erkenntniß und Weisheit brechen wollte. An dritter Stelle endlich findet das Buch als die Entstehungsgeschichte einer Ordensgenossenschaft, die in schlimmen Tagen eng mit den Schicksalen der Religion verknüpft war, seinen angewiesenen Platz in jeder wissenschaftlichen Bibliothek. Der gewöhnliche Christ, dem es eine erbauende, erhebende und anregende Lectüre bietet, wird dasselbe nicht aus der Hand legen ohne die Überzeugung, daß in allen Lebensstellungen und zu allen Zeiten eine gründliche Heiligkeit möglich ist, und daß eine wahre, recht verstandene Andacht zum Herzen Jesu der Grundquell dieser Heiligkeit, sowie aller Gnade und Erbarmung ist für Zeit und Ewigkeit.

W. Kreiten S. J.

De re metrica Hebraeorum, disseruit *G. Gietmann* S. J. gr. 8°. IV u. 135 S. Freiburg i. Br., Herder, 1880. Preis: *M.* 2.40.

Die ganz bestimmten Aussagen der Alten, eines Flavius Josephus z. B. und des hl. Hieronymus, daß die Hebräer eine regelmäßige Versmessung besessen hätten, und die Natur der Poesie selbst, welche ein System der Versmessung zu erheischen scheint, haben immer und immer wieder bewirkt, daß man sich bei der Annahme eines gewissen Parallelismus der Satzglieder nicht beruhigte, sondern nach festen Gesetzen und eigentlichen Metren in der hebräischen Poesie suchte. Welch beachtenswerthe und interessante Entdeckung auf diesem Gebiete Dr. G. Bickell machte, ist den Lesern dieser Blätter bereits mitgetheilt worden (vgl. diese Zeitschrift 1879, Bd. XVI S. 548). Dr. Bickell hat, einem von Cardinal Pitra angeregten Gedanken nachgehend, von der syrischen Metrik aus die hebräischen Verse einer Untersuchung unterworfen und in seiner Broschüre durch zahlreiche Beispiele die Annehmbarkeit seines Systems im Großen und Ganzen hinlänglich bewiesen.

Die obige Schrift des P. Gietmann fußt auf dem Grundgedanken des Bickell'schen Systems. Der hebräische Vers ist accentuirend, nicht quantitirend, und setzt sich aus einfachen Jamben und Trochäen zusammen. Der rhythmische Accent trifft entweder die (masoretische) Tonsylbe oder die Nebentonsylbe. Die Halbsylben können ihrer Natur gemäß gezählt oder übergangen werden.

Worin sich obige Broschüre von der Bickells unterscheidet und worin sie dessen System einer Abänderung unterwirft, bezw. einer weiteren Vervollkommnung und strengerer Consequenz entgegenführt, ist kurz Folgendes: Das Erste ist, daß sie das gesammte Material vorlegt, wie es nicht bloß in

Digitized by Google

den eigentlich poetiſchen Büchern (Job, Sprüche, Pſalmen) geboten iſt, ſondern auch in den übrigen Theilen der heiligen Schrift ſich zerſtreut findet; ſo die Klagelieder, das Hohelied, der zweite Theil (Kap. 40—66) des Iſaias nebſt einigen Kapiteln des erſten Theiles; Gen. 4, 23 (Lied Lamechs); Gen. 49 (Segen Jakobs); Ex. 15; Num. 21, 17—20 (Brunnenlied); Num. 23 (Balaams Sprüche); Deut. 32. u. 33. Kap.; 1 Sam. 2, 1—10 (Anna's Geſang); 2 Sam. 1, 19 u. f. (Bogenlied); 23, 1—7 (letzte Worte Davids); Hab. 3. Kap. Dr. Bickell hatte in ſeiner Broſchüre ſeine Methode auf verhältnißmäßig wenige Stücke angewandt, aus einzelnen größeren Poeſien, z. B. dem Hohenliede, nur wenige Verſe als einem beſtimmten Metrum angepaßt hervorgehoben. Beſonders letzterer Umſtand konnte Zweifel an der Durchführbarkeit des Syſtems erwecken. Dieſes muß ſich durch die Anwendbarkeit auf das Ganze bewähren. Daher hat P. Gietmann das geſammte Material vollſtändig dem Leſer unterbreitet. Und darin erkennen wir einen Hauptvorzug des Schriftchens. Bei den metriſchen Regeln iſt gleich die Anwendung auf das geſammte vorliegende Gebiet gegeben; ſind Ausnahmen oder poetiſche Formen gefordert, wird gleich dem Leſer mitgetheilt, wie oft und wo das zu thun ſei, um den Vers meßbar herzuſtellen. Stimmt man etwa mit einer vorgeſchlagenen Maßregel nicht überein, ſo weiß man auch gleich, wie oft und wo man derſelben Schwierigkeit begegnen werde. Dadurch wird die wünſchenswertheſte Überſicht und Beherrſchung des ganzen Gebietes der hebräiſchen Poeſie ermöglicht.

Dieſe Durcharbeitung des Geſammtgebietes hat nun P. Gietmann zur Überzeugung gebracht, daß unter Beibehaltung des Grundprincipes von Bickell einige Modificationen ſeines Syſtemes angebracht werden müßten. Und das iſt das Zweite, wodurch ſich dieſe Schrift von der Bickells unterſcheidet. Wir wollen dieſe Modificationen kurz ſkizziren:

1. Eine Betonung der Halbſylben bleibt ausgeſchloſſen. Das kann unſerer Meinung nach dem Syſteme nur zur Empfehlung gereichen. Denn was Einen von vornherein in Bickells Syſtem mißtrauiſch und kopfſchen machen könnte, iſt, daß ſo viele Sylben je nach Bedürfniß nicht bloß ausgelaſſen oder gezählt, ſondern ſogar betont werden könnten.

2. Die lange Vortonſylbe wird nie verkürzt. Auch dadurch gewinnt das Syſtem an Conſequenz und Conſiſtenz.

3. Die metriſchen Regeln des P. Gietmann machen keine Änderung des überlieferten hebräiſchen Conſonanten-Textes nothwendig — nur Deut. 33, 4 wird Moſes getilgt —, was um ſo mehr Beachtung verdient, als Rohling, der im Anhang zu ſeinem Spruchbuch eine Transſcription der Proverbien nach Bickells Methode verſucht, ſolcher Änderungen weit mehr als hundert in dieſem einzigen Buche anbringt.

4. Manche tonloſe, aber aus irgend einem Grunde nicht verflüchtigte Sylben können bei der Zählung unberückſichtigt bleiben, doch können dieſe im Ganzen wenig zahlreichen Sylben auch betont werden. Das Material hierüber findet ſich S. 4—7.

5. Eigenthümlich iſt dem Syſteme des P. Gietmann, daß die unbetonten

Digitized by Google

Suffixe und Flexionsendungen auch verkürzt werden können. Er behauptet, und die reichlich vorgelegten Beiſpiele (S. 8 u. f.) beweiſen es auch, daß ohne dieſe Annahme eine ganze Maſſe Verſe nicht geleſen werden können; verſteht man ſich aber hierzu nach Analogie des verwandten Syriſchen, ſo fließen ganze Pſalmen, z. B. 90, 137, und eine Anzahl Verſe ohne weitere Schwierigkeit.

6. Zu gleicher Kategorie werden einige unbetonte, einſylbige Wörter und Partikeln gerechnet (S. 12 u. f.) und mit den vorfindlichen Beiſpielen belegt. Dieſe Aufzählung und Hinweiſung hat zugleich den Vortheil, daß ſie Jeden vor die Alternative ſtellt, entweder dieſe Regel anzuerkennen, oder zuzuſehen, wie ſonſt mitten unter ganz regelmäßig gebildeten Verſen mit dieſen widerhaarigen Sätzen auszukommen iſt.

7. Neben der Verkürzung der Suffixe kann aber auch öfters eine Verlängerung eintreten, wofür die Sprache ſelbſt Belege und Anhaltspunkte bietet (S. 14, 15).

8. Nach ähnlicher, in dem vorliegenden Sprachſchatze ſelbſt befolgter Analogie werden auch andere Wortformen öfters hergeſtellt (S. 21 u. f.).

Dieſes Letztere mag auf den erſten Anblick befremden. Wahr iſt allerdings, daß in der Sprache ſich Doppelformen, wie har und harar (der Berg); çel, çillo, çilalo, çelalim, çilale u. dgl. erhalten haben. Der Verfaſſer glaubt nun — und darin mag er auch Recht haben —, daß dergleichen Doppelformen noch mehr exiſtirten, und er macht von dieſer Analogie Gebrauch, um manche Verſe, die, in ganz regelrechter metriſcher Umgebung befindlich, ſich ſonſt nicht fügen wollen, lesbar zu machen, ohne zu anderen Mitteln (z. B. Betonung eines Halbvocales u. dgl.) greifen zu müſſen. Es ſchien ihm beſſer, analoge, poetiſche Formen zu fordern (die durch Abſchreiber, nachdem das Metrum unbekannt geworden war, leicht mit den gewöhnlichen proſaiſchen vertauſcht werden konnten, um ſo mehr, da es ſich gewöhnlich nur um die Wiederholung desſelben Buchſtabens[1] handelt), als ſo tiefgreifende Inconſequenzen und Schwankungen, wie die Betonung der Halbvocale, zuzulaſſen oder willkürlich an dem überlieferten Textbeſtande zu ändern. Freilich können manche Verſe auch durch andere Mittel geheilt werden. In den meiſten dieſer Fälle weist P. Gietmann auch auf ſie hin; oft z. B. genügt eine Umſtellung der Worte; hie und da die Einfügung einer durch den griechiſchen Text allenfalls beglaubigten Partikel, oder des Artikels u. dgl. Auch hier befolgt der Verfaſſer ſeine umſichtige Methode: er deckt die Wunde des Verſes auf, ſchlägt das Heilmittel vor und überläßt es der Conſequenz des Leſers, welche Kategorie ihm in ſich vortheilhafter ſcheint. Da das geſammte Material vor den Augen des Leſers ausgebreitet iſt, ſo iſt er wieder vor die Alternative geſtellt, entweder die Vorſchläge des P. Gietmann hinzunehmen, oder für ſo und ſo viele beſtimmte Fälle ein anderes conſequentes Auskunftsmittel ſich gefallen zu laſſen.

Aber ſtellen dieſe Ausnahmen nicht wieder das ganze Syſtem in Frage?

---

[1] Oder nur um veränderte Ausſprache.

Digitized by Google

Darauf antwortet P. Gietmann treffend: fac latina metra tertio quartove saeculo ut usu, ita memoria hominum excidisse et nota tantum medii aevi pronuntiatione restituenda esse: plus novi introducendum esset, quam toto hoc libro propositurus sum, ratione vel accentus (montés, dictatús), vel mensurae vocum (păter, făcere), vel legum metricarum (monstrum horrendum infandum ingens cui lumen ademtum est ... natum ante ora pătris pătrem, qui obtruncat ad aras ... tenébras; illius; senéctutém). Und welche poetiſche Licenzen finden ſich erſt bei Plautus!

9. Im Unterſchiede von Bickell wird bei P. Gietmann das Aleph im Anfange nicht weggeworfen, das i des Hiphil und die Pauſalformen beibehalten.

Die Schrift ſelbſt zerfällt in drei Theile. Der erſte Theil bietet die metriſchen Regeln nebſt den nothwendigen Belegen. Der zweite Theil wendet dieſe auf die geſammte hebräiſche Poeſie an, iſt alſo ein vollſtändiger metriſcher Commentar zu den einzelnen Büchern. Der dritte Theil bringt ungefähr hundert carmina in lateiniſcher Transſcription.

Dieſe Anordnung iſt allerdings wiſſenſchaftlich. Allein dem, der Luſt hat, in die hebräiſche Poeſie ſich hineinzuleſen oder durch den Augenſchein ſich zu überzeugen, ob ein haltbares Syſtem aufgeſtellt werden kann, iſt entſchieden zu rathen, beim dritten Theile zu beginnen und an den vorgeführten Beiſpielen ſelbſt zu ſehen, wie ganze Pſalmen und Lieder (Gen. Kap. 49; Deut. 33 u. ſ. f.) ohne allen Anſtoß metriſch dahinfließen. Sodann nehme man das Buch Job und die Proverbien zur Hand und vergleiche im zweiten Theile den metriſchen Commentar. Dieſe beiden Bücher ſind am beſten geeignet, durch die überaus große Regelmäßigkeit der Verſe und die Leichtigkeit der Meſſung, die gerade wegen der Durchgängigkeit und Stetigkeit kein Zufall ſein kann, den Beweis für das Vorhandenſein des ſiebenſylbigen Verſes im Hebräiſchen ad oculos zu führen. Wer ſich dann mit den Schwierigkeiten bekannt machen will, der ſtudire den erſten Theil eingehend.

Der Verfaſſer hat überall eine recht einfache und doch klare, lateiniſche Umſchrift des Hebräiſchen angewendet. Jede Seite des erſten Theiles legt Zeugniß ab, mit welch unermüdlichem Fleiße der Verfaſſer ſein Gebiet oft und oft durchforſchte.

Der Druck iſt mit Rückſicht auf die vielen diakritiſchen Zeichen, Accente, Häkchen u. dgl. ein ſehr guter und correcter zu nennen.

Wir empfehlen die Schrift allen Freunden der hebräiſchen Sprache und der heiligen, inſpirirten Poeſie.

J. Knabenbauer S. J.

Die alexandriniſche Überſetzung des Buches Iſaias. Von Dr. **Anton Scholz.** (Eine Rectoratsrede.) Würzburg, Leo Wörl, 1880. Preis: *M.* 1.

Nach kurzer einleitender Darlegung, daß eine griechiſche Überſetzung des Alten Teſtamentes den Bedürfniſſen der Synagogen in Ägypten entſprach und daher von den Lehrern in den Synagogen ausging, behandelt Herr

Digitized by Google

Dr. Scholz, auf ſeinen ſpeciellen Gegenſtand eingehend, zwei Fragen: 1. Nach welchen Grundſätzen hat der Verfaſſer überſetzt? 2. Was für ein Text lag ihm vor, und in welchem Zuſtande war dieſer? — Wir müſſen uns auf wenige Bemerkungen beſchränken. Der Herr Verfaſſer betont S. 20 ſehr das Handwerksmäßige der Anfertigung von Abſchriften. Allein dabei muß denn doch auch beachtet werden, daß die Synagoge gewiß amtlich die Fortpflanzung des Textes überwachte. Nimmt ja der Verfaſſer ſelbſt an, daß die Überſetzung amtlichen Urſprunges ſei (S. 7); war aber ein Text amtlich im Gebrauch (S. 18), ſo iſt es, ſelbſt abgeſehen von der den heiligen Schriften gezollten religiöſen Achtung, undenkbar, daß auf die gewiſſenhafte Erhaltung desſelben keine amtliche Sorge verwendet wurde. — Aufgefallen iſt uns, daß neben manchen angeblichen „Zuſätzen“ zum hebräiſchen Texte (S. 29—31) auch einige größere Stellen willkürlich geopfert werden. So 8, 19—22. 56, 8—11. Was erſtere Stelle anlangt, ſo iſt es kein Grund, deren Unechtheit anzunehmen, weil die Ermahnung bereits dem Sinne nach in V. 11—18 enthalten ſei. Denn die Fälle ſind bei Iſaias nicht ſelten, in denen ein und derſelbe Gedanke in zwei Anſätzen gegeben wird (man vergl. z. B. 5, 25. 26. 7, 21. 23. 10, 25. 28). Ferner iſt die detaillirtere Ausführung von 19—22 im Vergleich zu 11—17 ganz nach der ſonſtigen Art des Propheten. Sodann iſt es unrichtig, „daß dieſe V. 19—22 außer Verbindung mit dem Vorhergehenden ſtehen“ (S. 24). Sie zeigen, im Anſchluß an V. 16. 17, wie der lebendige Gott von den Seinigen zur Zeit der ſcheinbar ausſichtsloſen Trübſal bekannt werden müſſe; — ebenſo unhaltbar iſt die weitere Behauptung, „zum Folgenden gehören ſie ihrer Natur nach noch weniger“. Gerade ſie bereiten durch den Gegenſatz die folgende Prophetie vor: das äußerſte Dunkel für die Ungläubigen, Lichtfülle für die Gläubigen; gerade dieſe beanſtandeten Verſe bilden einen rhetoriſch meiſterhaft gezeichneten Hintergrund, auf dem ſich die meſſianiſche Lichtfülle in Kap. 9, 1—6 vortrefflich abhebt, gerade ſo, wie Kap. 34 und 35, und näher noch 10, 33. 11, 1. Ferner iſt die matutina lux, V. 20, ſchon das Vorſpiel zu 9, 2 ganz in iſaianiſcher Art. Das Alles verräth keinen Interpolator. Ebenſo wenig iſt Frage und Antwort Zeichen ſpäterer Einſchiebung. Wie kann man beim lebendig plaſtiſchen Stile des Iſaias ſo Etwas vermuthen? (Man vergl. 14, 8. 16. 21, 5. 22, 13.) Überdieß hat noch kein Kritiker die Stelle beanſtandet. Ebenſo ließen ſich die anderen „Zuſätze“ ganz gut gegen den hyperkritiſchen Eifer vertheidigen.

Der Verfaſſer ſchreibt S. 5: „Dogmatiſche Anſchauungen, welche zu ihrer Vorausſetzung die Identität des uns vorliegenden hebräiſchen Textes mit dem haben, welcher aus der Hand der Verfaſſer ſelbſt hervorging, höchſtens einige Schreibfehler abgerechnet, und die den geſchriebenen Buchſtaben, faſt möchte ich ſagen, wie einen Fetiſch behandeln, müſſen mit ängſtlicher Sorge ſolchen Arbeiten aus dem Wege gehen.“ Dieſe Worte wird man nicht unbeanſtandet hinnehmen können, es ſei denn — was wir auch gerne annehmen möchten — der Herr Verfaſſer beabſichtige damit nur jene Anſichten zu treffen, welche z. B. die officielle formula consensus helv. 1675 als unverrückbare Grund-

Digitized by Google

lage ihrer Dogmatik aufstellt: Gott habe so väterlich für den Buchstaben der Schrift gewacht, daß kein Punkt und Jota verloren ging; der heutige hebräische Text sei bis auf das letzte und kleinste Vokaltüpfelchen herab θεόπνευστος, so daß jeder textkritische Versuch die Grundlage des Glaubens in Gefahr bringe (fidei nostrae principium in discrimen adducere). Zur Vermeidung von Mißverständnissen hätten wir bei einer Rede vor einem gemischten Publikum eine deutlichere Erklärung, resp. Einschränkung gewünscht. Dem Textkritiker ist jede Partikel, jede Wortstellung wichtig, und er wird von seinem Standpunkte aus die Identität des Textes (d. h. die diplomatisch genaue, textkritische) anzweifeln oder läugnen, wo in Betreff des Sinnes keine oder nur eine verschwindend kleine Divergenz erscheint. Diese letztere wesentliche Identität kann bestehen und besteht thatsächlich trotz der vielen tausend Textvarianten, die in den alten Übersetzungen und der Vulgata und ihren Codices sich finden. Wie diese wesentliche Identität zu verstehen und festzuhalten sei, zeigen z. B. die Citate der Apostel, die oft nicht genau die Worte und den Buchstaben, wohl aber den Sinn des Alten Testaments bieten. — Übrigens erkennen wir gern und lobend den großen Fleiß an, der sich in der so eingehenden und genauen Vergleichung des hebräischen und griechischen Textes von Isaias bekundet — eine höchst schätzenswerthe Zusammenstellung (S. 29—47) bringt unter 25 Titeln alles darauf bezügliche Material in recht übersichtlicher Gruppirung.

J. Kn.

Leben des ehrw. Dieners Gottes Clemens Maria Hofbauer, Generalvikars und vorzüglichen Verbreiters der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Von M. Haringer. Zweite Ausgabe. Regensburg bei Pustet, 1880. Preis: *M.* 3.20.

Der ehrw. Clemens Maria Hofbauer wirkte als Apostel zur Zeit des seichtesten Unglaubens, welche den Schluß des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts umfaßt. Vorstehende Biographie ist ganz geeignet, den heilsamen Einfluß, welchen er während seines Lebens ausübte, für immer fortzusetzen, indem sie sein an so vielen Wechselfällen reiches und sichtbar die göttliche Vorsehung aufweisendes Leben schildert, seine eindringlichen Worte und Ermahnungen berichtet, sein herrliches Tugendbeispiel vor Augen stellt, seine Wunder erzählt, und zwar Alles auf Grund officieller Documente oder Angaben von Augenzeugen. Darum sei das vortreffliche Werk unseren Lesern bestens empfohlen. Wir glauben aber, dieser warmen Empfehlung einen Wunsch hinzufügen zu sollen, daß nämlich der hochw. Verfasser in einer folgenden Auflage der Aufforderung der „Histor.-polit. Blätter" und des „Katholik" nachkommen möge und die wider Sailer erhobene Anklage auf Deismus einfachhin unterdrücke. Am wenigsten ist die Vorrede der Ort für eine solche Beschuldigung, weil letztere dort jedem, auch dem oberflächlichen Leser sofort in die Augen springt. Wir beabsichtigen keineswegs, Alles, was Sailer gesprochen oder gethan, zu loben; aber Deismus ist für einen Bischof ein geradezu greuliches Verbrechen, so daß diese enorme Beschuldigung auch den heiligen Stuhl mittreffen muß, der trotz der inständigsten Abmahnungen einen solchen Mann präconisirt hat. Der Verfasser sagt: „Jedoch hat unseres Wissens Niemand geläugnet, daß die Stellen, die wir zur Begründung unseres Urtheils anführten, wirklich deistisch lauten." Der „Katholik" indeß hatte ge-

Digitized by Google

ſchrieben: „Auch ſind die von Haringer angeführten Stellen durchaus nicht genügend, um dieſe Beſchuldigung zu begründen, denn ſie laſſen ſich in einem günſtigen Sinne auslegen.“ Die neue Stelle, welche der Verfaſſer zur weiteren Begründung ſeines Vorwurfes anführt, iſt aber ſo unverfänglich, daß man wirklich ſtaunen muß, wie darin ein deiſtiſcher Sinn gefunden werden kann. Sailer ſagt (im dritten Bande ſeiner Moral, S. 73, nicht 91, wie Haringer citirt), man könne die Principien des Katholicismus „in zwei, Liebe und Gehorſam, zuſammendrängen“ und bringt hierfür ein franzöſiſches Citat (wahrſcheinlich von Bonald), das er alſo überſetzt: „Der Chriſtianismus ſetzt zu dem reinen Theismus der Gottesverehrer nur das Opfer des Verſtandes hinzu, und der Katholicismus iſt und fordert weiter nichts, als die Vollendung dieſes Opfers. Heilig lieben und demüthig glauben: ſiehe da die ganze katholiſche Religion! Wir haben eigentlich nur zwei Artikel des Glaubens: die Liebe zu dem unſichtbaren Gott und den Gehorſam gegen die Kirche, ſein lebendiges Orakel.“ Wie war es möglich, in Worten, welche das vollendete sagrifizio dell' intelletto, heilige Gottesliebe, demüthigen Glauben, vollkommenen Gehorſam gegen die Kirche als das ſichtbare Orakel Gottes erheiſchen, Deismus zu finden? Der Verfaſſer verwechſelt offenbar reinen Theismus (das, was die bloße Vernunft über die Verehrung eines Gottes erkennt) mit Deismus (im gewöhnlichen Sinne Annahme eines außerweltlichen Gottes ohne göttliche Vorſehung). Auch das weitere Citat aus Sailers Moral wird mit Unrecht zu einem Angriff auf Sailer verwandt: „In der Moral (Bd. I S. 85) rühmt er (Sailer) mit zwei Worten den Scharf- und Tiefſinn des hl. Thomas, um dann ſeiner nicht mehr zu gedenken; zugleich ſpricht er aber mit Geringſchätzung von der Scholaſtik: ‚Nach und nach (ſchreibt er) ward die chriſtliche Moral auf dieſem Wege ein Inbegriff von dornichten Fragen und dornichten Antworten, welche die himmliſche Weisheitslehre nur zu oft ungenießbar für das Gemüth, kraftarm für den Willen, manchmal auch verwirrend für Verſtand und Gewiſſen machten, ſo daß man in dieſer Vermiſchung des Göttlichen und Menſchlichen kaum mehr das Eine oder das Andere, weder Chriſtus noch Ariſtoteles herausfinden konnte.‘ Man weiß, daß der hl. Thomas in ſeiner Summa immer den Ariſtoteles, den er einfach den Philoſophen nennt, zu Grunde legt; daher fällt der Vorwurf der Vermiſchung des Göttlichen mit dem Menſchlichen ganz auf den hl. Thomas.“ So weit Haringer. Nun ſehen wir uns einmal die Stelle bei Sailer an. Dieſer hatte an Plato und Ariſtoteles gerühmt, daß ſie „das ganze Gebiet des menſchlichen Denkens und Wiſſens gewiſſermaßen erſchöpft“ haben und „beide noch dieſe Stunde den Umfang des menſchlichen Geiſtes bezeichnen“; dann ſpricht er von der Verbindung der Moral mit der ariſtoteliſchen Philoſophie in der Scholaſtik: „*Anfangs* ward ſie von ſcharf- und tiefſinnigen Männern durch alle Gänge der Speculation durchgeführt, doch ſo, daß Ariſtoteles überall die Form, das Evangelium und die Kirchenlehre, die Materie — wenigſtens das Richtmaß hergegeben haben.“ Sailer nennt hierauf einige Namen bis auf „Thomas Aquinas, den engliſchen Lehrer“, „ſtatt allen“. Jetzt erſt folgen die oben citirten Worte, worin Sailer offenbar von der Ausartung der Scholaſtik ſpricht, gegen die gleichfalls Leo XIII. in ſeiner Encyklika ſich erhebt. Dennoch findet Sailer auch unter den ſpäteren Scholaſtikern noch „Männer, die den Scharf- und Tiefſinn des Thomas Aquinas zu erwecken oder nachzubilden im Stande waren“. Sailer citirt im Verlaufe ſeines Werkes nur wenig Autoren, aber keinen habe ich häufiger citirt gefunden, als den hl. Thomas. Es iſt alſo falſch, daß Sailer mit zwei Worten Thomas rühmt, „um ſeiner nicht mehr zu gedenken“; falſch, daß Sailer durch die über Ausartung der Scholaſtik klagenden Worte „mit Geringſchätzung von der Scholaſtik“ überhaupt geſprochen; falſch, daß „der Vorwurf der Vermiſchung des

Digitized by

Göttlichen mit dem Menschlichen ganz auf den hl. Thomas falle". Hätte der hochw. Herr Verfasser einfach gesagt, Sailer befolge nicht die scholastische Methode, sei also nicht in Harmonie mit der letzten Encyklika, so hätte er hiermit eine unzweifelhafte Wahrheit, wenn auch wegen der allgemeinen Abirrung jener Zeit keinen Grund zu einem besonderen Tadel, ausgesprochen. Allein es mißfällt in hohem Grade die gewaltsame Auslegung einer Stelle, besonders wenn sie geschieht, um einen Theologen oder gar einen Bischof als unkirchlich zu erweisen. Doch genug und übergenug, um den oben ausgesprochenen Wunsch, der, wie wir glauben, ziemlich allgemein getheilt wird, zu motiviren. Beide obengenannte Zeitschriften hatten ja gleicherweise ihre Bitte ausführlich begründet.

Matthias Aymans S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die wahre Kirche Jesu Christi in ihrer Wesenheit und in ihren Beziehungen zur Menschheit. Von Dr. Joh. Zwerger, Fürstbischof von Seckau. 8°. 256 S. Graz 1880. Preis: *M.* 2.

Der erste Theil dieses Werkes handelt von der wahren Kirche Christi, und zwar so, daß der hochwürdigste Herr Verfasser zuerst Nothwendigkeit, Gründung und Aufgabe derselben bespricht, sodann deren Einrichtung und Verfassung, ferner ihre Eigenschaften und Merkmale, und endlich die Frage über ihre Mitglieder behandelt. Im zweiten Theile aber werden die Beziehungen der Kirche zur Menschheit, nämlich zum einzelnen Menschen, zur Familie, zur menschlichen Gesellschaft und zum Staate erörtert. Der hochwürdigste Verfasser scheint bei der Abfassung der Schrift vorzüglich das katholische Volk im Auge gehabt zu haben. Und in dieser Beziehung kann dieselbe nicht genug empfohlen werden, da sie allen Katholiken sehr nützlich sein wird: nicht nur deßhalb, damit diese über die Wahrheit ihrer Kirche mehr aufgeklärt und in ihrem Glauben bestärkt, sondern namentlich auch darum, damit sie zu einem wahrhaft christlichen Leben angeregt werden. Das Werk bezeugt wiederum, in wie hohem Grade der Verfasser die Gabe besitzt, auch die schwierigsten Fragen in klarer, faßlicher Weise zu behandeln. — Das Werk erschien auch in den „Gaben des katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau für das Jahr 1879". Der hochwürdigste Herr Fürstbischof ist Protector dieses sehr verdienstvollen Vereines.

Die Reliquien des kostbaren Blutes unseres göttlichen Heilandes, insbesondere die Reliquie des kostbaren Blutes zu Brügge in Flandern. Zur Belehrung und Erbauung für alle Stände dargestellt von A. Jor. Kl. 8°. 102 S. Luxemburg, bei Brück, 1880. Preis: *M.* 1.

Es ist wohl schwer, ein Buch zur Belehrung und Erbauung für alle Stände zu schreiben; dennoch ist diese Aufgabe in vorstehendem Schriftchen, dessen Widmung Se. Eminenz der Cardinal Hergenröther anzunehmen geruht hat, glücklich gelöst. Es ist so geschrieben, daß auch ein Theologe und Historiker dasselbe mit Interesse lesen, zugleich aber ein größeres Publikum sich daran erbauen wird. Das Vorwort gibt ziemlich vollständig die Literatur über den Gegenstand an. Dann behandelt der Ver-

Digitized by Google

faſſer die Exiſtenz der Reliquien des koſtbaren Blutes im Allgemeinen, die von vielen Scholaſtikern dawider gemachten Einwürfe, die geſchichtlichen Zeugniſſe für die Echtheit jener Reliquien und insbeſondere die Geſchichte der Reliquien des heiligen Blutes in Brügge, endlich die Verehrung des koſtbaren Blutes. Sehr gefällt die Ruhe und Objectivität, womit der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand erörtert. Für eine neue Ausgabe möchten wir empfehlen, etwas ausführlicher über die Reliquien des heiligen Blutes in Weingarten zu handeln, was ohne Zweifel dem Büchlein viele Leſer in Schwaben gewinnen würde.

Aus den zahlreichen anderen Monographieen heiliger Orte und Cultgegenſtände mögen hier noch die folgenden in empfehlende Erinnerung gebracht werden:

Das Gnadenbild der Mater ter Admirabilis von Ingolſtadt in Baiern. Geſchichtlicher Bericht und Gebete. Von F. Hattler J. S. Mit einer Abbildung. Kl. 12°. 87 S. Freiburg, Herder, 1880[1]. Preis: 40 *Pf.*

Lourdes und ſeine Wunder nach eigener Anſchauung und authentiſchen Berichten, nebſt einem Anhang über Paray-le-Monial. Von Dr. Friedrich Henſe. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. 12°. 251 S. Paderborn 1880. Preis: *M.* 1.20.

Geſchichtliche Nachrichten über die heiligen Hoſtien in der Grabkirche zu Deggendorf. Zuſammengeſtellt von P. Benedict Braunmüller O. S. B. 16°. 56 S. Deggendorf 1879. Preis: 20 *Pf.*

Luxemburger Wallfahrtsbuch. Geſchichte des Gnadenbildes der Tröſterin der Betrübten zu Luxemburg, nebſt Belehrungen und Gebeten. Von P. J. Müllendorff, Prieſter der Geſellſchaft Jeſu. Mit Erlaubniß der Obern. Vierte, bedeutend vermehrte Auflage. 12°. 198 S. Luxemburg, Peter Brück, 1878.

Commentarius in Evangelium S. Joannis, quem in usum praelectionum scripsit P. Jos. Corluy S. J. Gandavi, 1880.

Der früher (1878. XV. S. 530—536) von uns beſprochene treffliche Commentar des P. Corluy S. J. zum Evangelium des hl. Johannes iſt in zweiter, vermehrter und verbeſſerter Auflage erſchienen. Zahlreiche kleine Zuſätze, Bereicherungen, Verbeſſerungen erhöhen den Werth und die Brauchbarkeit des Buches, für deſſen Vorzüglichkeit auch die Thatſache ſpricht, daß es bereits in mehreren theologiſchen Lehranſtalten Belgiens und ſogar an der Löwener Univerſität in usum praelectionum angewandt wird. Wir dürfen auch conſtatiren, daß die in unſerer Beſprechung vorgebrachten Deſiderien durchgängig eine eingehende Berückſichtigung erfahren haben.

Chosroae Magni Episcopi Monophysitici explicatio precum missae. E lingua Armeniaca in Latinam versa per Dr. P. Vetter, Repet.

---

[1] Dieſelbe Verlagshandlung hat auch durch die Knöfler'ſche Anſtalt in Wien einen ſehr wohl gelungenen xylographiſchen Farbendruck dieſes Bildes ausführen laſſen unter dem Titel: Gnadenbild Maria Schnee in Rom, nach frommer Sage vom hl. Lukas gemalt. Originalbild der „Dreimal heiligen Mutter" in Ingolſtadt. Größe: 55 Ctm. Höhe und 37 Ctm. Breite. *M.* 6.

Digitized by Google

Conv. theol. Tubing. 8°. p. XI et 64. Friburgi Brisgoviae, Sumptibus Herder, 1880. Preis: *M.* 1.10.

Die vom monophysitischen Bischofe Chosroas geschriebene Erklärung der Meßgebete führt uns in's zehnte Jahrhundert zurück. Indem sie einen Einblick in die armenische Liturgie jener Zeit thun läßt, gibt sie zugleich sehr interessante Aufschlüsse über die damalige Dogmengestaltung der armenischen Kirche. Daß Chosroas den Grundirrthum der Monophysiten in der bestimmtesten Weise vorträgt, darf uns natürlich nicht wundern. Er thut es z. B. p. 13, wo er von Christus sagt: „Deitatis potentiam ut Deus monstrans et humana peccatis exceptis ut homo ferens, unius naturae." Einzelne orthodox klingende Wendungen, welche daneben auftauchen, wird man daher nicht zu seinen Gunsten urgiren dürfen. Der Übersetzer sagt freilich in seinen Prolegomena (p. X) einfachhin: „orthodoxe rursus docet p. 28." — Für den Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Altarssacramente wie für die richtige Erfassung des Werthes und der Bedeutung des heiligen Meßopfers finden sich herrliche Belegstellen. Über die Art und Weise aber, wie Christus unter den Gestalten des Brodes und Weines zugegen ist, spricht sich Chosroas minder klar und minder correct aus. Wiederholt nennt er die Seinsweise Christi in der Eucharistie eine Vereinigung mit dem Brode und Weine, und er vergleicht dieselbe mit der Einigung, die das göttliche Wort mit der menschlichen Natur eingegangen. Wenn der armenische Bischof dadurch noch nicht gerade der später im Abendlande auftretenden Impanations-Theorie das Wort redet, so dürfte es doch sehr zweifelhaft bleiben, ob er wirklich die Transsubstantiation deutlich erkannt und gelehrt habe. Die von Dr. Vetter angeführten Stellen (Proleg. p. X et XI) reden freilich von irgend einer Veränderung, irgend einer Verwandlung; hätten wir sonstige Anhaltspunkte, daß Chosroas für eine Wesensverwandlung eintrete, so wären wir wohl berechtigt, auch diese Stellen in gleicher Weise zu erklären. Aber dergleichen Anhaltspunkte fehlen gänzlich. Angesichts der nicht vereinzelten Stellen, wo er umgekehrt bloß von einer Vereinigung spricht, kann daher eine Rechtfertigung des Chosroas in diesem Lehrpunkte nur als eine sehr gewagte erscheinen. — S. 21, Anm. 2, wäre bei der etymologischen Erklärung des Wortes „tntesuthiun", welches in der armenischen Liturgie für „Menschwerdung" gebraucht wird, ein Hinweis auf das ganz gleichbedeutende οἰκονομία der griechischen Väter gewiß am Platze gewesen. — Die Übersetzung des Dr. Vetter verdient alles Lob.

Geschichte der katholischen Gemeinde in Büderich von den Tagen der Reformation bis auf die neueste Zeit. Nach den Acten des Pfarrarchives und des Decanatsarchives Xanten zusammengestellt von J. H Schoofs, Pfarrer. 8°. 205 S. Wesel 1880.

Vorstehende Schrift enthält eine mustergiltige Monographie über die Kirchengemeinde Büderich, welche trotz aller Wechselfälle und Bedrängnisse, die über sie ergangen sind, beharrlich den katholischen Glauben bewahrt hat. Die Kirchengeschichte des Niederrheins hat durch den Verfasser einen willkommenen Beitrag erhalten, wodurch manche Irrthümer, welche seit 300 Jahren protestantische Geschichtschreiber zusammengetragen haben, widerlegt worden sind. Die Schrift ist aber für unsere Zeit noch von ungleich größerem Belange. Wer die preußischen Traditionen bezüglich der Behandlung katholischer Religionssachen kennen lernen will, wird in diesem Büchlein genugsam Belehrung finden. Möchten doch bald ähnliche Monographieen nachfolgen!

Digitized by Google

Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie. Von Dr. Michael Geistbeck. 131 S. gr. 8°. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung, 1879. Preis: *M.* 1.20.

Mit Recht hat der Verfasser dieses Büchleins den mathematischen oder astronomischen Theil kurz (35 Seiten) behandelt, dagegen das Hauptgewicht auf den physikalischen gelegt. Es sind hier in durchaus passender und relativ ausführlicher Weise die einschlägigen Partieen aus Geologie, Meteorologie, Zoologie, Botanik ꝛc. verwerthet worden. Die Darstellung ist, wie der Zweck es erforderte, knapp gehalten, ohne jedoch den Inhalt zu verdunkeln, indem sowohl die außerordentliche Klarheit und Bestimmtheit im Ausdruck als auch die vielen (46) und schönen Figuren das Verständniß wesentlich erleichtern. Der Zweck, einen brauchbaren Leitfaden für den Schulunterricht zu liefern, ist vollständig erreicht; ja auch solchen, die, ohne weitläufigere Studien in den Naturwissenschaften gemacht zu haben, in der Geographie sich näher umsehen wollen, wird das Schriftchen in vielen Punkten bessere Dienste leisten, als ein Conversations-Lexikon; freilich wäre in diesem Falle ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß der technischen Ausdrücke erwünscht. Unter anderm scheint auch eine richtigere Formulirung der Ansicht über „Religionsschöpfung" (S. 110) nothwendig.

Populäre Geologie von N. Wies, Professor am Athenäum in Luxemburg. Mit zahlreichen Holzschnitten. 8°. XV u. 308 S. Luxemburg, Peter Brück, 1876. Preis: *M.* 8.

Dieses Buch unterscheidet sich durch seine nüchterne, streng systematische und knappe Fassung ganz wesentlich von den vielen populären Schriften geologischen Inhaltes. Der Autor, der leider bald nach dem Erscheinen des Buches starb, wollte auch nicht wie jene bloß unterhalten und spielend einige Begriffe über Erdbildung und die Zustände unseres Planeten in früheren Zeiten einem weiten Leserkreis beibringen, sondern stellte sich die schwierigere Aufgabe, einen möglichst kurzen, klaren, auch dem Laien leicht faßbaren Abriß unseres gesammten Wissens in der Geologie im Allgemeinen zu bieten. Mit mehr Genauigkeit und Details werden die im Großherzogthum Luxemburg vorkommenden geologischen Formationen in eigenen Abschnitten besprochen, weil das Werk das Verständniß der fast gleichzeitig von demselben Verfasser herausgegebenen geologischen Karte Luxemburgs auch Jenen vermitteln sollte, welche sich nie mit geologischen Studien abgegeben hatten. Das hindert jedoch nicht, daß es sich trotzdem seine volle Selbständigkeit bewahrte. Ja die Specialisirung der allgemeinen Fragen durch den Hinweis auf die concreten Beispiele in diesem einen Lande wird auch dem Nichtbesitzer der Karte lehrreich und interessant sein. Wenn der mit der einschlägigen Literatur Vertraute alsbald erkennt, daß das Buch sich in Inhalt und Form sehr enge an eines unserer besten neueren Lehrbücher der Geologie anschließt, ja oft nur ein kurzer Auszug desselben wird, so kann dieß demselben wohl keinen Eintrag thun. Ein ganz besonderer Vorzug des Buches liegt darin, daß es überall einen streng christlichen Standpunkt festhält und auch der ungläubigen Naturforschung gegenüber offen und frei vertheidigt. Weil einige Sätze des letzten Bogens von der geistlichen Behörde beanstandet worden waren, wurde sofort der ganze Bogen geändert und neugedruckt nachgeliefert, resp. in den noch nicht abgesetzten Exemplaren ausgewechselt. Die zahlreichen Holzschnitte sind gut und zweckentsprechend ausgewählt. Sie erhöhen bedeutend das Verständniß und den Werth des Buches.

Digitized by Google

Miscellen.

„Parlamentarische Größen Österreichs." Unter diesem Titel hat ein gewisser Herr Walter Rogge, der auch „Die Gegenwart" mit politischen Beiträgen beglückt, in „Unsere Zeit" (Heft 4, S. 553) in stark moussirendem Feuilletonstil die hervorragenden Männer des österreichischen Staatslebens zu skizziren begonnen. Von verschiedenen Curiositäten, welche uns in diesem stilistischen Feuerwerk begegneten, setzte uns besonders ein Zug in Verwunderung, womit gleich in erster Linie Graf Heinrich Jaroslaw von Clam-Martinic als Führer der „Feudalen" gezeichnet wird. Nachdem der Verfasser nämlich all das „vormärzliche" Unheil geschildert, womit die böhmischen Magnaten die österreichische Monarchie bedroht haben sollen, fügt er (S. 562) die Versicherung hinzu: „Das ist keine Übertreibung: in jedem dieser autochthonen ‚Magnaten' steckt so etwas von dem Jesuitenpräfecten Piscalar, der als Chef des Schulwesens für Tirol unter Thun sich erkühnen durfte, in einem Gymnasialprogramm die deutsche Sprache eine ‚freigelassene' zu schimpfen, die seit der Reformation zum Unterricht völlig ungeeignet, der selbst das Polnische als Schulsprache vorzuziehen sei." Wir haben uns über dieses Curiosum an den hochw. P. A. U. Piscalar S. J. in Feldkirch gewandt und erhalten von ihm folgende Antwort:

„‚Unsere Zeit' erweist mir zu viel Ehre, wenn sie mich mit dem Grafen Clam in so innige Verbindung bringt, daß sie meint, es stecke etwas von mir in ihm, wie auch in anderen böhmischen Magnaten. Schade, daß die Begründung so übel ausgefallen ist. Der Verfasser des Artikels macht mich zum Chef des Schulwesens in Tirol unter Thun — daran ist kein Wort wahr. Er behauptet ferner, als solcher Chef habe ich mich erkühnt, in einem Gymnasialprogramm die deutsche Sprache als eine ‚freigelassene' zu schimpfen, die seit der Reformation zum Unterricht völlig ungeeignet, der selbst das Polnische als Schulsprache vorzuziehen sei. Daran ist wieder kein Wort wahr. So bleibt von der Lamentation des Herrn Walter Rogge nichts übrig, was richtig wäre, als mein Name. Wenn der Verfasser ‚die parlamentarischen Größen Österreichs' so wahrheitsgetreu behandelt, wie mich, so erfährt man aus seinen Artikeln nichts, als wen er unter die ‚Größen' aufzunehmen beliebe."

Digitized by Google

Die „Cultur“ und das „Cultur-Examen“.

Die Taktik, welche seit mehr als einem Jahrhundert im Kampf der Apostasie und der radikalen Negation gegen das Christenthum zur Verwendung kam, hat heute bereits ihre besondere, wenn auch noch nicht abgeschlossene Geschichte. Sie fällt zudem in ihrer thatsächlichen Entwicklung nahezu mit der Geschichte des modernen „Liberalismus“ zusammen. Durch letzteren hat die Taktik, von der wir reden, ihre politisch-praktische Ausbildung erhalten. Das ideelle Rohmaterial lieferte und liefert fortwährend die „moderne Wissenschaft“; die weitere Appretur besorgt eine bekannte internationale Fabrik liberaler Schlagwörter und liberaler Gesetzesvorlagen; den liberalen Kammermajoritäten bleibt dann die Krönung des Werkes vorbehalten, sie geben ihm das Gepräge der Legalität und die „Majestät des Gesetzes“. Es wäre eben so interessant als nützlich, den historischen Nachweis hierfür in einem umfassenden Rahmen zu liefern. Der christusfeindliche Lügengeist im Bunde mit planmäßiger Heuchelei dürfte schwerlich in irgend einer früheren Periode der christlichen Zeit eine grellere Illustration aufzuweisen haben, als die, welche aus einem derartigen Gesammtbilde resultiren müßte. Sie wäre ohne Zweifel hinreichend, manche wahrheitsliebenden, aber in dem künstlich heraufbeschworenen Nebel der öffentlichen Meinung befangenen Geister mit einem Male aufzuklären. Wie manche Maske, welche heute noch den christlichen Traditionen des Volkes gegenüber mit einem gewissen conservativen Anstand („Mäßigung“ heißt die bekannte Tugend) getragen wird, würde in jener Beleuchtung sofort durchsichtig und darum unbrauchbar werden! Auch das betäubende Feldgeschrei gegen „Ultramontanismus“, „Klerikalismus“, „hierarchische Herrschgelüste“, und wie sie alle heißen, die heuchlerisch fingirten Ziele des öffentlichen Hasses, würde länger nicht mehr vorhalten; denn Niemand könnte darin etwas anderes erkennen, als feig entstellte Variationen über das alte Voltaire'sche Lied „écrasez l'infâme“. Wir glauben sogar, daß eben damit auch der

Digitized by Google

einzig richtige Schlüssel gegeben wäre, um in mehr als einem Lande des „christlichen“ Europa die officielle Sprache, officielle Motivirungen gewisser liberaler Gesetzesvorlagen, diplomatische Actenstücke kirchenpolitischen Inhalts u. s. w. in ehrliches Deutsch zu übersetzen.

An Material könnte es der Feder nicht fehlen, die es unternehmen wollte, das gedachte Bild als Warnungstafel für Gegenwart und Zukunft zu entwerfen. Wir erinnern nur an die seculäre Maurerarbeit, zunächst den modernen Staat als solchen und das gesammte öffentliche Leben immer mehr seines ererbten positiv-christlichen Charakters zu entkleiden, und an die Spitze der staatlichen Institutionen das Princip des religiösen oder wenigstens confessionellen Indifferentismus zu setzen, selbstverständlich nur im Interesse der „Gleichberechtigung Aller vor dem Gesetz“, unter Betonung des ehrwürdigen Namens der „Gewissensfreiheit“, des gesetzlichen Schutzes für alle bestehenden kirchlichen Genossenschaften, vorab derjenigen, zu welcher sich die Mehrheit der Staatsangehörigen bekannte. Wäre man ehrlich auf diesem Standpunkte stehen geblieben, so hätten die Katholiken, wenn auch nicht principiell, so doch praktisch und thatsächlich sich in den neuen Zustand einleben können. Aber das sollte nach dem Gedanken der Eingeweihten nur eine Etape sein in der Strategie des großen „Culturkampfes“. Sie war dazu bestimmt, vorerst im Namen der Gewissensfreiheit Raum zu schaffen für die freie Bewegung der religiösen Negation und des Unglaubens, sowie seines Apostolats in Wort und Presse, um das Staatsprincip der religiösen Neutralität und mit ihm die ungläubige Aufklärung auch in die Kreise des Volkslebens zu tragen. War im Volke selbst diese breitere Grundlage geschaffen, dann galt es, die zweite Etape zu beschreiten, wo der moderne Staat sich endlich seiner Eigenschaft als „Culturstaat“ bewußt wird und als solcher seine unbegrenzte Allmacht und seine directe Competenz auf jedem menschlichen Culturgebiete proclamirt, namentlich auf dem Gebiete der Volkserziehung und der Schule. Auf dieser Etape stehen wir jetzt. Nicht in allen Ländern fand der Liberalismus die Bahn zu diesem Ziele gleichmäßig geebnet; aber seine negativen Principien waren elastisch genug, um stets mit den gegebenen Factoren zu rechnen und nöthigenfalls auf Umwegen oder mit Umgehung einer Zwischenetape schließlich doch auf denselben Standpunkt zu gelangen. Am reinsten finden wir zur Zeit den Etapengang des liberalen Fortschrittsplanes in Belgien verwirklicht. Das taktische Recept der Loge wurde hier im Verlauf der letzten 50 Jahre ohne wesentliche Störung ausgeführt,

Digitized by Google

und das dießjährige Nationalfest bezeichnet die Stufe liberaler Entwicklung, auf welcher die Umwandlung des freiheitlichen und religiös indifferenten Rechtsstaates in den liberalen Culturstaat sich vollzieht, mit der Aufgabe, nunmehr aus der Neutralität herauszutreten und den modernen Culturzielen im Kampfe gegen die eingewurzelte christliche Cultur die Souveränität und die Macht des Staates zur Verfügung zu stellen. Die bisherige liberale Thätigkeit war nur Vorbereitung und Aussaat, jetzt erst soll die liberale Ernte beginnen; sie besteht vor Allem in der Confiscirung der Jugend für die inzwischen mehr und mehr entschleierte „Religion und Moral der Zukunft“, deren einziges Ziel die Erde und deren Grundlage der wissenschaftliche Atheismus ist. „Um alle positiven Religionssysteme zu verdrängen,“ — so lautete das Gutachten eines bekannten Vorkämpfers der „modernen Civilisation“, — „halte ich zwei Mittel für vollkommen hinreichend: die religiöse Indifferenz des Staates und gute Schulen.“ Es ist kein Zufall, daß gegenwärtig mit einer überraschenden Gleichzeitigkeit überall die Schulfrage auf der Tagesordnung der liberalen Gesetzgebung steht, entweder um die Schule ausschließlich in die Hand des Staates zu legen oder, wo dieß bereits geschehen, dieselbe mit Ausschluß jedes kirchlichen Einflusses möglichst ergiebig im Interesse „der Cultur“ zu verwerthen. Welch eine Summe von Verletzungen der natürlichen und unveräußerlichen Rechte der Eltern und der heiligsten Interessen der christlichen Familie, welche Summe despotischer Knechtung der bürgerlichen Freiheit und des Gewissens, aber auch welche Summe phrasenhafter Heuchelei hat in mehr als einem europäischen Lande die liberale Taktik auf diesem einen Gebiete bereits zu Tage gefördert! Wer aber die eigentlichen Ingenieure dieses Unternehmens und sein ausgesprochenes Ziel kennen will, dem empfehlen wir als Lectüre die lehrreichen Enthüllungen, welche der „Courrier de Bruxelles“ im Verlauf des verflossenen Jahres aus authentischen Sitzungsacten belgischer Logen (zumeist dem Jahre 1864 entstammend) gebracht, und deren wesentlichen Inhalt auch die „Hist.-polit. Bl.“, 1879, Bd. 83, in mehreren Artikeln dem deutschen Leserkreis zugänglich gemacht haben [1].

[1] In einer Versammlung belgischer Freimaurer zu Antwerpen (26. Dec. 1864) sprach ein hervorragender Br.·. in einem feierlichen Toaste folgende Worte, die wir nur mit Widerstreben niederschreiben können: „Un grand poète ... disait: ‚On a reproché à la révolution de creuser un gouffre. Ce n'est pas vrai; la révolution n'a pas creusé de gouffre; elle a creusé une fosse, elle l'a creusé pour y

Digitized by Google

Es ist jedoch unsere Absicht nicht, auf eine Charakterzeichnung des modernen Culturkampfes im Allgemeinen näher einzugehen. Wir begnügen uns vielmehr, im Einzelnen hierzu einen kleinen Beitrag zu liefern, der allerdings geeignet ist, weithin den Gesammtplan der Angriffspartei zu beleuchten.

Woher stammt das sogen. „Cultur-Examen“? — Welcher Zweckbestimmung hat es nach der Absicht seiner Erfinder zu dienen? — Das ist die kurze Frage, deren objective Beantwortung wir dem Leser selbst nahezulegen versuchen wollen. Der Gegenstand beansprucht auch nach seiner theilweise erfolgten Erledigung im Großherzogthum Baden, sowie nach dem bekannten Schicksal von Artikel 1 der maigesetzlichen Vorlage dieses Jahres im preußischen Landtage noch immer das volle Interesse der deutschen Katholiken.

Es ist bekannt, mit welcher Leichtigkeit der Auffassung und des Verständnisses, mit welcher logischen Consequenz die Männer des französischen Umsturzes von 1793 die materialistische und atheistische Wissenschaft ihrer philosophischen Lehrer sich angeeignet, und wie sie daher kein Bedenken trugen, sie auf dem Wege des Gesetzes zum Gemeingut der Nation zu machen. Durch Decret wurde der alte Gott feierlich abgesetzt und der christliche Cultus unter Strafe gestellt. Damit, meinte man, wäre das Christenthum definitiv abgethan und an dessen Stelle der einzig legitime Cultus der „Vernunft“ für immer eingesetzt. Doch die weiterblickenden Lehrer fanden die prompte Gelehrigkeit ihrer Schüler doch etwas bedenklich, ein Gefühl, welches von nun an die Vertreter der neuen Philosophie mehr und mehr zu einer gewissen Vorsicht stimmte. Es konnte ihnen nicht entgehen, daß die einmal populär gemachte Gottlosigkeit zugleich mit dem Sturz der Religion auch den der öffentlichen Moral, folglich der Bedingungen der gesellschaftlichen Sicherheit und des frohen Lebens-

---

descendre le cadavre du passé.‘ — Ce qui est vrai de la révolution, est vrai de la maçonnerie, dont la révolution n’a été que la formule profane. Oui, un cadavre est sur le monde; il barre la route du progrès; ce cadavre du passé, pour l’appeler par son nom carrément, sans périphrases, c’est le Catholicisme. Oui, le Catholicisme est un cadavre. . . . C’est ce cadavre, mes FF. ∴, que nous avons aujourd’hui regardé en face. Et si nous ne l’avons pas jeté dans la fosse, nous l’avons soulevé du moins de manière à l’en rapprocher de quelques pas.“ — Dieser hervorragende Br. ∴, der also sprach im Jahre 1864, nennt sich van Humbeeck und steht heute als Unterrichtsminister an der Spitze des officiellen belgischen Schulwesens (!).

Digitized by Google

genusses nach sich ziehen müßte. Um dieser drohenden Gefahr sittlicher Anarchie und Barbarei zu begegnen, blieb der Philosophie in der That nur eine Alternative: entweder die bisherige, historische Stütze der Moral, die Religion, wenigstens für die Massen, wieder nothdürftig zu befestigen, oder aber auf dem Wege derselben naturalistischen „Wissenschaft“, welche die Religion zerstörte, eine neue, von aller Religion unabhängige Stütze der Moral zu erfinden. Das Erstere wurde bekanntlich nothgedrungen als politische und provisorische Maßregel thatsächlich adoptirt, während das Letztere von nun an als das dringendste Problem die gesammte „moderne Philosophie“ beschäftigte. Gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde besonders die französische Literatur mit einer Unzahl von Schriften philosophisch-moralischen Inhalts überschwemmt, darunter nicht wenige bändereiche Versuche einer neuen Grundlegung der Moral ohne Gott, auf rein naturalistischer und anthropologischer Grundlage; ja Saint-Lambert (1717—1803) trug kein Bedenken, seine vier Bände der seichtesten anthropologischen und ethnologischen Untersuchungen als „Catéchisme universel“ (1799) zu bezeichnen. Selbstverständlich brachte es die neue Moral niemals weiter als bis zu den hohlen Phrasen von „moralischem Gefühl“, von „Harmonie der Naturtriebe“, von „Erfahrungssätzen allgemeiner Nützlichkeit“ u. dgl. Von irgend welcher Begründung einer wahren sittlichen Verbindlichkeit, einer Gewissenspflicht konnte keine Rede sein, noch viel weniger von der Aufstellung eines den Leidenschaften imponirenden Sittengesetzes. Daran konnte auch der Umstand nichts ändern, daß man gewisse Vorarbeiten auf diesem Gebiete nach Möglichkeit zu verwerthen nicht versäumte. Man erinnerte sich mit Wohlgefallen an die Entdeckung des englischen Philosophen Shaftesbury (1671—1713), daß die Moral keineswegs innerlich und wesentlich an die Religion geknüpft sei. Vor Allem aber glaubte man in der Kant'schen Moralphilosophie, worin der Gedanke Shaftesbury's zur Entwickelung kam, die siegreichste Bundesgenossin gefunden zu haben. Hier war ja, wie man es besser nicht wünschen konnte, die ganze Religion von der Moral absorbirt, und das Princip der letztern, sowie aller sittlichen Verbindlichkeit ausschließlich in die autonome menschliche Vernunft verlegt, somit die Annahme eines göttlichen Gesetzgebers überflüssig gemacht; und Kant selbst trug kein Bedenken, sich zu rühmen, eine sittliche Tugend begründet zu haben, welche weder einer irdischen noch einer himmlischen Stütze bedürfe. Die christliche Philosophie hat das Kant'sche Moralprincip freilich längst

Digitized by Google

als einen mit Widersprüchen behafteten philosophischen Unsinn entlarvt. Allein die Auctorität des Königsberger Philosophen trug nicht wenig dazu bei, den Grundsatz von der Selbständigkeit der Moral und ihrer inneren Unabhängigkeit von jeder Religion zur Würde eines Axioms der modernen Wissenschaft zu erheben. Und das war unstreitig eine wichtige Errungenschaft für die weitere Taktik im Kampfe gegen das positive Christenthum. War einmal die Vernunft als die höchste und einzige Gesetzgeberin auf sittlichem Gebiete anerkannt, so war ja zu erwarten, daß die bisherigen starren sittlichen Grenzen sich zeitgemäß erweitern, und die Anforderungen der Moral dem Bedürfnisse der Zeit und den Fortschritten der „modernen Wissenschaft“ sich harmonisch anschließen würden. Damit war zugleich auf socialem und politischem Gebiet ein „Princip der freien Forschung“ gewonnen, welches demselben Princip auf religiösem Gebiet vollkommen analog war, und daher praktisch für eine politisch-sociale Reform verwerthet werden konnte. Die Rache der Logik ist unerbittlich.

Auf diesen Standpunkt religionsloser, rein wissenschaftlicher Moral stellten sich in der That fast alle Häupter der socialistischen Bewegung in Frankreich während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Unter Anderen machte Saint-Simon (1760—1825) den ergiebigsten Gebrauch davon. Er unternahm es, von eben diesem Standpunkte aus, der „Moral der Zukunft“ die zweckentsprechende Bahn der Entwicklung in klaren Umrissen vorzuzeichnen. Das Programm dieses Mannes und die Vorschläge zu dessen Ausführung sind es, die uns hier hauptsächlich interessiren, weil sie zugleich eine bestimmte und authentische Antwort auf die von uns gestellte Frage enthalten.

In seiner Schrift, die den Titel führt: „L'industrie ou Discussions politiques, morales et philosophiques“, spricht sich Saint-Simon sehr offen über diesen Gegenstand aus. In der „Troisième considération sur la morale“, Introd. § 1, lesen wir in wörtlicher Übersetzung Folgendes: „Seit der Vervollkommnung, welche durch das Christenthum in die Moral gebracht wurde, hat diese Wissenschaft keinen sehr bedeutenden Fortschritt gemacht; sie ist während 18 Jahrhunderten in einem Zustande fast absoluter Stagnation geblieben.“ Weiterhin (§ 2) stellt der Verfasser sich die Frage, welche Schritte denn der Moral zu thun übrig bleiben, „um ihr Ziel, die höchstmögliche Beglückung (die irdische ist gemeint) des Menschengeschlechtes, vollkommen zu erreichen“, — und er antwortet: „Es bleiben zwei Hauptaufgaben in der Moral zu er-

Digitized by Google

füllen, nämlich: ihre Lücken zu ergänzen und ihr ſelbſt neue Grundlagen zu geben.“

„Große Lücken“ in den moraliſchen Ideen findet der Gründer des „Saint-Simonismus“ hauptſächlich in zweierlei ſittlichen Verhältniſſen der menſchlichen Geſellſchaft: einerſeits in dem „gegenſeitigen Pflichtverhältniß der Regierenden und der Regierten“, andererſeits in den „Beziehungen von Volk zu Volk“. Bezüglich des erſten Punktes iſt ſein Ideal, wie ſich nicht anders erwarten läßt, das Princip der abſoluten Demokratie, und zwar in ſocialiſtiſcher Form. „Dieſe Lücke der Moral,“ ſo ſchließt er ſeine Kritik des herkömmlichen Verhältniſſes, „wird erſt dann ausgefüllt werden können, wenn die Menſchen dazu gekommen ſind, den Regierenden nicht als den (ſelbſtberechtigten) Leiter (directeur), ſondern als den Agenten, den Bevollmächtigten (chargé d'affaires) der Geſellſchaft zu betrachten.“ — In den Beziehungen der Völker zu einander ſollen „durch den Einfluß der wahren ökonomiſchen Principien“, mehr als das Chriſtenthum es bisher vermocht habe, dauernde Freundſchaft und Verbrüderung der Nationen auf Grund ihrer „gemeinſamen Intereſſen“ herbeigeführt und begründet werden.

Es wird aber vom Verfaſſer ſelbſt die zweite Aufgabe bezüglich der Moral als weit wichtiger bezeichnet. Darum wollen wir ihn hier ſelbſt ſprechen laſſen, jedoch nicht, ohne zuvor den chriſtlichen Leſer um Entſchuldigung zu bitten. Saint-Simon fährt fort:

„Das ganze Syſtem der moraliſchen Ideen muß umgegoſſen, es muß auf eine neue Baſis geſtellt werden; mit einem Wort: man muß von der himmliſchen zur irdiſchen Moral übergehen. Abgeſehen von den Unzuträglichkeiten, welche einer Begründung der Moral auf dem Boden der Theologie entgegenſtehen, genügt es hier, zu bemerken, daß thatſächlich die übernatürlichen Ideen beinahe überall vernichtet ſind und fortan mit jedem Tage mehr ihre bisherige Herrſchaft verlieren werden.... Der menſchliche Geiſt iſt fortgeſchritten ſeit der Einführung der chriſtlichen Moral, und dieſer Fortſchritt hat zum Reſultat, daß die Zeit der Theologie für immer vorüber iſt.... Das Chriſtenthum hat die Moral um einen großen Schritt vorwärts gebracht ... aber man muß anerkennen, daß ſein Reich zu Ende und die Zeit, in der es von Nutzen war, ſchon weit hinter uns iſt. Die Ära der poſitiven Ideen (des Materialismus) beginnt; man kann fortan der Moral keine anderen Motive mehr geben, als greifbare, ſichere und gegenwärtige Intereſſen. So iſt der Geiſt des Jahrhunderts,

Digitized by Google

und so wird, für immer, mehr und mehr der Geist der zukünftigen Generationen sein. Das ist der große Schritt, dem die Civilisation zustrebt: er wird in der Errichtung der irdischen und positiven Moral bestehen.“

Im § 3 vernehmen wir sodann die Methode, nach welcher der Verfasser dieses Ziel für erreichbar hält:

„Ein so großartiges Unternehmen, wie der totale Systemwechsel in der Moral, ist nicht das Werk eines Tages. Es fällt uns nicht schwer, zuzugeben, daß es noch nicht unsere Generation ist, der es vergönnt sein wird, unter dem Einfluß des neuen Systems zu leben; denn dieses System ist heute noch nicht organisirt, es ist noch weniger adoptirt. Die Arbeit des Menschengeschlechtes, welche auf dessen Herstellung abzielt, hat, man kann es mit Recht annehmen, mit Luthers Reformationswerk begonnen. ... Es erübrigen die nothwendigen philosophischen Arbeiten, um die alten Ideen einer Revision zu unterziehen, um sie auf die Principien der Industrie als ihre Grundlage zu stellen, um die ganze Moral auf die Production zu beziehen, so wie man die Politik auf dieselbe beziehen wird. Wir müssen uns bewußt sein, daß wir uns in der Epoche des Übergangs befinden von der theologischen zur industriellen Moral; wir leben in der letzten Periode dieser Übergangszeit, da, wo sich die Arbeiten der planmäßigen Gesammtconstruction zu vollziehen haben, die unentbehrlich sind, soll das durch Luther begonnene Unternehmen zur Vollendung gelangen. Das ist die Rolle, die uns zukommt, die Rolle, die uns zugewiesen ist durch den Gang der Civilisation. Es liegt uns ob, die neuen moralischen Ideen zu schaffen; haben wir aber deßhalb auch die neuen moralischen Institutionen in's Leben zu rufen? — augenscheinlich nicht; aus dem einfachen Grunde, weil erst die Ideen vorhanden sein müssen, bevor man daran denken kann, sie zu organisiren. Auch wäre es Thorheit, die gegenwärtig noch bestehenden moralischen, d. h. religiösen Institutionen unmittelbar unterdrücken zu wollen. Man hat es ja versucht in unserer Revolution; allein was war die Folge? Diese Institutionen sind wieder hergestellt, und nach vielem Unheil ist man wieder auf dem Punkte angelangt, von dem man ausgegangen. Es verhält sich mit dem Priesterthum genau so, wie mit dem Königthum: es zu vernichten, ist noch unmöglich; es ist das eine Aufgabe, die unseren Nachkommen vorbehalten bleibt und die sich ganz ruhig und von selbst vollziehen wird, wenn wir weise genug sind, uns der Entwicklung des mensch-

Digitized by Google

lichen Geistes zu accommodiren und keine Generation überspringen zu wollen.

„Allein, läßt sich auch das Priesterthum wie das Königthum noch nicht vernichten, so kann es doch verbessert werden. Wir können immerhin den Übergang zu den neuen moralischen wie politischen Institutionen befördern, wenn wir sie auch nicht mit Gewalt erzwingen können. Es ist unmöglich, den theologischen Unterricht in der Moral plötzlich durch den industriellen zu ersetzen; aber es ist sehr wohl möglich, den Übergang von dem einen zum andern zu erleichtern. Wie kann das geschehen? Durch welches Mittel läßt sich, ohne das Priesterthum zu unterdrücken, erreichen, daß dasselbe die Moral nach mehr positiven Principien lehrt? — Dieses Mittel, hier ist es:

„Man verlange von unserem Parlament ein Gesetz, kraft dessen Keiner zum Priester geweiht werden kann, wenn er nicht zuvor in einem Examen bewiesen hat, daß er auf der Höhe der positiven Wissenschaften steht, d. h. daß er die wesentlichen Kenntnisse der reinen wie der angewandten Mathematik, der Physik, der Chemie und der Physiologie sich angeeignet hat.

„Von dem Tage an, an welchem eine solche Verfügung in Kraft tritt, wird die priesterliche Vorbildung genöthigt sein, einen positiven Charakter anzunehmen; der Priester wird nahezu aufhören, Theologe zu sein, um allmählich fast nur (positivistischer) Philosoph zu werden. Dieses Mittel ist zugleich sehr praktisch; es thut den religiösen Institutionen keine Gewalt an und wird keinen Widerspruch erfahren. Man beschränkt sich darauf, zu verlangen, daß die Priester unserer Zeit auf der Höhe ihres Jahrhunderts stehen, wie ihre Standesgenossen im Mittelalter auf der Höhe des ihrigen standen. Läßt sich dann wohl befürchten, der Klerus werde sich dagegen sträuben, auf die Gefahr hin, den Schein auf sich zu laden, als wollte er nur aus Idioten sich recrutiren? — Die öffentliche Meinung möge sich zu Gunsten dieser Übergangsmaßregel unserem Vorschlage gemäß erklären, und das Parlament wird nicht zaudern, eine gesetzliche Verpflichtung zu votiren, der sich die Priester nicht entziehen werden.“

Jeder Commentar zu der Lection dieses erfahrenen Culturkämpfers wäre durchaus überflüssig. Wir haben zum Schluß nur noch ausdrücklich zu constatiren, daß die Idee des „Cultur-Examens“ dem socialistischen Hauptquartier entstammt, daß sie erfunden

Digitized by Google

ist zu dem Zweck, das katholische Priesterthum hinterlistig zu profaniren, an die Stelle der christlichen Theologie unvermerkt eine rein naturalistische Wissenschaft, an die Stelle des Christenthums den wissenschaftlichen Atheismus zu pflanzen. — Als Nutzanwendung drängt sich die Frage auf: Wo sind die wahren Bundesgenossen des Socialismus?

Theodor Meyer S. J.

Der Dom von Köln.

(Fortsetzung.)

5. Das Innere des Chores.

Nachdem wir kurz die Geschichte des Baues skizzirt, gehen wir nun zu dessen ästhetischer Würdigung über. Da indessen auf diesem Gebiete so verschiedene Ansichten über die Bedeutung der gothischen Kunst und den Werth der heutigen Restaurationen verbreitet sind, so scheint es am besten, in objectiver Weise zu berichten, was das Mittelalter gethan hat, und dann jedem Einsichtigen zu überlassen, weitere Schlüsse zu ziehen.

Das Chor bildet eine Kirche von vier Jochen, denen der siebenseitige Chorschluß folgt. Um die vier Joche des Chores und um den siebenseitigen Chorschluß führt ein Umgang mit $4 + 7 + 4$ Jochen, von denen jedes halb so breit ist, als jene vier Joche des Chores, und der etwas mehr als ein Drittel ihrer Höhe hat. Ein zweiter Umgang von je vier Jochen begleitet an beiden Seiten nur die vier unteren Chorjoche. Ihm entsprechen um die sieben Seiten des Chorschlusses sieben fünfseitige Kapellen. Zwischen dem Chore und dem ersten Umgange finden sich Steinschranken, die an den geraden Seiten der drei unteren Joche von einer an der Rückwand, nach den Umgängen hin, reich gegliederten Wand gebildet sind, die aber im vierten obersten Joche und im siebenseitigen Chorschlusse durchbrochen waren.

Der zweite Umgang hat an der Südseite drei große Fenster, von denen leider das unterste durch einen Strebepfeiler halb geblendet ist; die entsprechenden Fenster an der Nordseite schloß die Sacristei von Alters her. Jede Chorkapelle zeigt drei Fenster, nur die beiden ersten

Digitized by Google

verlieren durch Treppenthürmchen eines der drei Fenster. So hat der Chorbau im untersten Stockwerke 22 Fenster, die alle 45 römische[1] Fuß hoch, in den Kapellen 7, in dem zweiten Umgange 17 Fuß breit sind.

Über dieser stattlichen Fensterreihe des zweiten Umganges und der Chorkapellen erhebt sich im Chore selbst eine zweite Reihe in der Rückwand der Gallerie (Triforium), welche sich um das ganze Chor herumzieht. Sie bietet dem Auge ein reizendes Schauspiel durch den steten Wechsel von Licht und Schatten, welche die freistehenden Säulen der vorderen Seite in dem dunkeln Gange hervorrufen, der sich hinter den Säulenbündeln verliert. Hier fällt das Maßwerk der Gallerie mit dem der durchbrochenen Rückwand zusammen, dort schneidet es ihre Fenster in stets wechselnden Formen und bildet immer neue Lichteffecte. Ist das Auge durch die erste Fensterreihe an das eindringende Licht gewöhnt, hat es einen Augenblick ausgeruht im Halbdunkel der Triforien-Gallerie, dann wird es überrascht und fast geblendet durch die 15 gewaltigen Chorfenster, die sich 53 Fuß hoch über das Triforium aufbauen und die bis an das 150 Fuß hohe Gewölbe reichen. Alle diese Fenster waren nach einem Systeme verziert. Unten zeigten sie in den Nebenhallen Heiligenbilder unter hohen Baldachinen, in den großen Chorfenstern die lange Reihe von 48 Königen Juda's, den Vorfahren Christi und der allerseligsten Jungfrau. Jeder ist acht Fuß hoch und steht mit Scepter und Reichsapfel unter seinem Thronbaldachin. Über den Baldachinen ist ein reiches Teppichmuster ausgespannt, das bis an das Maßwerk reicht, in dessen Kreisen und Ecken das lebhafteste Farbenspiel sich zeigt. Unerschöpflich ist die Mannigfaltigkeit dieser Muster, die Farbengebung ist glänzend, ohne je unruhig oder bunt zu werden. Mit dem glücklichsten Erfolge sind im Allgemeinen jene alten Regeln über die Farbenzusammenstellung beobachtet, welche die Heraldik uns bis heute bewahrt hat. Blau und Roth sind Hauptfarben. Ihnen stehen die Metalle Gold und Silber, für die Gelb und Weiß eintreten, gegenüber. Grün, Purpur, Violett statt des heraldischen Schwarz, das sich nur in den Grisaillemustern selbständig findet, sind Hilfsfarben, die sich mit Metallen und Grundfarben vertragen, doch mehr zu letzteren gehören. So viel wie möglich steht nach alter Regel eine Hauptfarbe nicht neben der andern, sondern sie wechselt mit einem der Metalle.

---

[1] Die Maße sind im römischen Fuß, den die Baumeister des Mittelalters zu Grunde legten und durch den allein die Verhältnisse klar werden.

Digitized by Google

Streifen von Gelb oder Weiß ſchieben ſich darum ſo oft zwiſchen die Farben und begrenzen die Muſter. Wo die Zeichnung große Flächen einer Farbe bringt, die ein zu grelles und hervorſtechendes Licht geben würden, treten entweder Teppichmuſter ein oder aber ſchattirte Muſter, Striche, Streifen, welche den Glanz der Farbe brechen und auf kleinere Stellen beſchränken. Wie nach den Regeln der alten Heraldik meiſt das erſte und vierte Viertel des Schildes gleiche Farbe haben, und ebenſo das zweite und dritte Feld übereinſtimmen, ſo ſind in den Figurenfenſtern je zwei Bilder ſo zuſammengeſtellt, daß die erſte auf rothem, die zweite auf blauem Grunde ſteht; dafür aber hat der Baldachin über der erſten blauen und der über der zweiten Figur rothen Hintergrund. Dieſen einfachen Regeln verdanken die alten Fenſter die ruhige Pracht ihres Farbenreichthums, in der ſie mit den glänzendſten Goldmoſaiken den Vergleich aufnehmen können. Als Teppichmuſter den architektoniſchen Gliedern ſich unterordnend, ſchließen ſie harmoniſch das Ganze ab. Nur zwei Fenſter ſind von oben bis unten mit Figuren verziert: das mittlere Fenſter der mittleren Chorkapelle mit Bildern aus Chriſti Leiden, und das mittlere hohe Chorfenſter. In letzterem finden ſich unten im Anſchluſſe an die Reihe der Könige von Juda die drei heiligen Könige der Heiden, die, vor Maria und ihrem Kinde knieend, ihre Opfer anbieten. Über ihnen ſtehen in zwei Reihen abwechſelnd die Bruſtbilder von elf Königen und elf Propheten. Der hervorragende Platz, den dieſe beiden Fenſter in der Achſe des Domes und über dem Hauptaltar einnehmen, hat ihnen dieſe bevorzugte Behandlung verdient. Aber auch dieſe Fenſter ordnen ſich der Architektur unter, bleiben beſcheidene Teppichmuſter und lenken Auge und Herz keineswegs von dem Mittelpunkt des Ganzen, vom Altare, ab.

Die oberen Figuren der beiden zuletzt erwähnten Fenſter ſtehen auf blauem Grunde. Da aber die blaue Farbe ſtarke Strahlen ausgießt, haben die Künſtler jede Darſtellung, wie es im ganzen zwölften und dreizehnten Jahrhundert Gebrauch war, zuerſt mit einem rothen, dann mit einem weißen breiten Streifen umſäumt, die durch ihre Farben den Glanz des blauen Glaſes beſchränken und feſt begrenzen. Wir erwähnen dieß hier, damit man ſieht, wie im Mittelalter einfache, allgemein angenommene, lang erprobte Regeln den Künſtlern ihre Aufgabe erleichterten.

Leider haben die meiſten alten Fenſter in den 500—550 Jahren, in denen ſie der Einwirkung des Lichtes und der Witterung ausgeſetzt

Digitized by Google

waren, so viel von ihrer alten Herrlichkeit verloren, daß sie den oberflächlichen Beschauer abstoßen. Nur wenn ein lichter Sonnenstrahl sie erhellt, kann man ihre ehemalige Wirkung würdigen. Welche Pracht entfaltete sich im 14. Jahrhundert, wenn das Sonnenlicht durch all diese bunten Fenster, von denen keines den Namen eines Glasgemäldes in Anspruch nehmen wollte, in das Innere drang! Überall fand es nicht nur die reichsten Profile, an denen es sich in hellere und tiefere Schatten abstufte, sondern auch die reichste Vergoldung und Bemalung, auf der es freundlich spielte.

Alle Kapitäle waren roth bemalt, ihre Blattornamente aber vergoldet und wohl, wie in der Ste. Chapelle von Paris, mit einem schwarzen Rande gesäumt, der die Linien besser hervortreten ließ. Auch die Gewölberippen hatten ihre Farben, aber in der Nähe der Schlußsteine wurde ihre Bemalung reicher, Gold trat hinzu, um oben in der Mitte eines jeden Gewölbes, wo die Rippen sich kreuzen, das heilige Zeichen des Heiles als Schlußpunkt und Halt des Ganzen klar zu betonen. Um noch mehr an den Himmel zu mahnen, an den die Gewölbe erinnerten und an dem einstens das Kreuz erglänzen wird, zeigten die Gewölbefelder auf dunklem Grunde goldene Sterne. Senkt sich der Blick, den die gewaltigen Fenster emporzogen, so muß er an einer der 14 schlanken Säulen herabsteigen, die nicht mehr, wie in Amiens und in den früheren Kathedralen, durch horizontale Glieder getheilt und unterbrochen sind. Das Auge findet dafür einen Ruhepunkt in den Statuen, die sich an sie anlehnen, und die Christum, Maria und die heiligen zwölf Apostel darstellen.

Vergleicht man die anderen Dome jener Zeit, so findet man, daß auch in ihnen das Chor auf 14 Säulen ruht, z. B. in Paris, Soissons, Chartres, Amiens, Tours, Langres, Le Mans, Rouen; in anderen erhält man ebenfalls 14 Säulen, sobald man die vorderen Säulen der Vierung hinzunimmt, z. B. in Beauvais, Troyes, Bayeux, Coutances, Clermont, Limoges, Narbonne, Altenberg, Nymwegen u. s. w. Ein so oft wiederkehrendes Verhältniß muß einen tieferen Grund haben. Das Chor ist ein Bild der ganzen Kirche. Diese aber ruht auf Christus, Maria und den heiligen Aposteln. Kann man zweifeln, daß ihre Bilder an den 14 Säulen des Kölner Domchores etwas Anderes sind, als Fingerzeige, gewissermaßen Inschriften, welche uns auslegen, was diese Säulen bedeuten, auf die das Gebäude sich stützt? Sagen sie nicht: Wie auf diesen Säulen, die unsere Statuen, unsere Namen tragen, diese

Digitized by Google

ſichtbare Kirche von Stein aufgebaut iſt, ſo ſind wir die Grundpfeiler der geiſtigen Kirche Chriſti auf Erden?

Da die Bildſäulen, wie geſagt, die geraden Linien der ſo lang geſtreckten Säulen unterbrechen ſollten, ſo gab ihnen der Meiſter in ſeinem architektoniſchen Takt eine etwas gebogene Stellung, durch die ſie zudem nicht nur mehr Leben, ſondern auch einen reicheren Faltenwurf erhielten. Die techniſche Meiſterſchaft, mit der ſie ausgeführt ſind, der reiche Schmuck ihrer mit Gold, Farben und Edelſteinen ausgeſtatteten Gewänder, die mit Blättern und Blumen geſchmückten polychromirten Sockeln, auf denen ſie ſtehen, die vergoldeten Baldachine, die ſie krönen, ſind vollgiltige Beweiſe von der Tüchtigkeit der damaligen Bildhauer, vom Kunſtſinne des Erzbiſchofs Wilhelm von Gennep († 1361), der ſie ſtiftete, und von der Verehrung, die man ihnen zollte. In ſinniger Weiſe ſtehen auf den Baldachinen über den Häuptern der Apoſtel muſicirende Engel, welche ſich gewiſſermaßen mit den Geiſtlichen vereinen ſollten, die unten im Chore das Lob Gottes und ſeiner Heiligen ſangen. Nur die Baldachine über den Bildern Chriſti und Maria's, die rechts und links neben dem Altare ſtehen, enden in Kreuzblumen, weil der König und die Königin des Himmels keinen Engel über ſich finden dürfen und weil das Kreuz beſonders ihr Ehrenzeichen iſt.

An jene Engel über den Baldachinen der Apoſtel reihten ſich ehemals andere Engel an, die in den Zwickeln gemalt waren, welche die Chorbogen unter der durchbrochenen Triforien-Gallerie bilden. In Befolgung des ſchönen alten Gedankens, der ſich in ſo vielen griechiſchen Kirchen findet und der an der äußeren Seite des Chores von Rheims noch erhalten iſt, umgaben ſie als dienende Geiſter den euchariſtiſchen Opferaltar. An den geraden Chorſeiten ſah man zwanzig Engel mit Saiteninſtrumenten, welche ihr Sanctus, Sanctus, Sanctus ſangen. In der Chorrundung trugen einige Weihrauchfäſſer, andere aber die Geräthe, deren man ſich bei der heiligen Meſſe bedient. Die ſtrenge Zeichnung, das lebhafte Colorit, die großen Linien ihrer in ſchönen Falten geordneten Kleidung ließen ſie aus kunſtreich gepreßtem Goldgrund als großartige Geſtalten hervortreten und erfüllten die Gläubigen mit Ehrfurcht vor dem heiligen Opfer, das ſo große Diener umſchwebten.

Der Hochaltar erhob ſich in der Mitte der Chorrundung. Man ſtieg auf vier und dann noch einmal auf drei Stufen zu ihm empor. Dieſe ſieben Stufen erinnerten, wie das durch die Krypta ſo ſehr emporgehobene Chor der romaniſchen Kirchen, an die Erhabenheit des

Digitized by Google

Opfers, das sich dort vollzog, und an die Größe des Sacramentes, das im Chore aufbewahrt wurde. Ihr Vorbild fanden sie in den sieben Stufen (die heilige Schrift nennt sechs Stufen und einen Fußschemel) am Throne Salomo's. Der Hochaltar selbst war ein schwarzer Marmortisch von 15 Fuß Länge und 7 Fuß Breite. Seine vier Seiten waren mit Statuen von weißem Marmor verziert, von denen nur noch an der Vorderseite die Krönung Maria's und die Statuen der zwölf Apostel unter gothischen Bogenstellungen und Wimpergen erhalten sind. Einen Aufsatz hatte er nicht. Der Thron des Erzbischofs stand hinter ihm, und wenn derselbe an ihm das heilige Opfer feierte, wendete er sein Angesicht dem Volk zu. An Feiertagen zierte man den Altar mit silbernen, reich vergoldeten Statuen Christi, Maria's und der Apostel. An den vier Ecken standen eherne Säulen, auf denen sich Engel mit Wachslichtern befanden. Das heilige Sacrament wurde in einem thurmartigen, 60 Fuß hohen Tabernakel aufbewahrt, das aber erst im Jahre 1508 auf der Evangelienseite erbaut wurde. Von seiner Pracht und von der Menge der Figuren, die an ihm angebracht waren, konnten die alten Kölner, die im Anfange dieses Jahrhunderts lebten und es noch gesehen hatten, nicht genug erzählen. Dem Allerheiligsten gegenüber befanden sich auf der Epistelseite unter einem mit Giebelwerk und Fialen verzierten Baldachin die Sitze für den Celebranten, den Diakon und den Subdiakon.

An den beiden Langseiten des Chores zieht sich noch heute die doppelte Reihe der reich geschnitzten Chorstühle mit ihren 108 Sitzen hin. Wie in Aachen, gehörte der erste Sitz zur Rechten dem Papste; über ihm stand ehemals ein Bild des hl. Sylvester; der erste zur Linken war der des Kaisers. Die Inschriften: Latus Papae auf der Evangelienseite, Latus Imperatoris auf der Epistelseite, sind eine deutliche Hinweisung, wie das Mittelalter die Stellung eines Kaisers auffaßte.

Während die Chorstühle sonst hölzerne Rücklehnen haben, sieht man auf der schon erwähnten steinernen Rückwand der Kölner Stühle eine Reihe von Wandgemälden, die um die Zeit der Einweihung des Chores, d. h. um 1322, entstanden sind. Leider verbietet uns der beschränkte Raum, der für diese Arbeit zu Gebote steht, auf eine Beschreibung dieser kostbaren Denkmäler der alten Kölnischen Schule einzugehen. Wie sehr selbst das Mittelalter diese Bilder schätzte, erhellt klar aus dem Umstande, daß man für die Chorstühle, die nach Einigen fünfzig, nach Anderen hundert Jahre nach denselben entstanden sind, auf

Digitized by Google

die sonst gebräuchliche hohe Rückwand mit ihrem Baldachin-Aufsatz verzichtete.

Oberhalb dieser Fresken und der Chorstühle sieht man noch die eisernen Kolben, von denen einst an Festen die kostbaren Teppiche mit gestickten Figuren herabhingen. Nach denjenigen zu urtheilen, die sich in Rheims erhalten haben, wird man unsere Verluste nie genug beklagen, vielleicht nie ersetzen können.

Alles glänzte im Kölner Domchor in den reinsten Farben, und nur der, welcher die Ste. Chapelle gründlich betrachtet hat, kann sich in einem dunklen Bilde vorstellen, wie reich und prächtig es einst gewesen, als all seine Flächen, all seine architektonischen Glieder, selbst die Fensterbrüstungen polychrom ausgestattet waren, als in jeder der sieben Kapellen noch ein reicher Altar mit seiner gemalten oder geschnitzten Rückwand stand und die Muttergottes-Kapelle ihre Fresken und Bildwerke in frischem Glanze zeigen konnte. Denke man sich noch die kunstreichen Grabmäler, die reich ausgestatteten Grabplatten hinzu, dann wird man einsehen, daß Jene, die in der alten Beschreibung des Graltempels ein poetisch verklärtes Bild des Kölner Domchores finden wollen, von der Wahrheit nicht so weit entfernt sind.

6. Das Äußere des Chorbaues.

Dem Glanze des Inneren entsprach die gediegene Pracht des Äußeren.

Trotzig wachsen die unteren Theile aus der Tiefe der Fundamente hervor. Bis zu den Dächern der Chorkapellen und der Seitenschiffe ist Alles streng, einfach gegliedert. Doch zum schmucklosen Unterbau bildet gleich die erste Gallerie vor den Dächern der Kapellen einen entschiedenen Gegensatz; so reich lehnt sie sich auf die Blätterkrone des Gesimses, das wie ein Kranz sich hinzieht um alle Kapellen, ihre Strebepfeiler und die Umgänge des Chores. Im Gegensatze zu den vertikal aufstrebenden Pfeilern betont das Maßwerk dieser ersten Gallerie durch ihre fest ineinandergeschobenen Vierpässe entschieden die Horizontale. Aber diese Horizontallinie ist ihrerseits wieder gemildert durch die großen Strebepfeiler, welche weiter hinaufsteigen, und durch zwölf kleine Fialen, in welche die kleineren Strebepfeiler der Chorkapellen auslaufen. In diesen zwölf Fialen, deren vordere Hälfte frei ausgearbeitet auf zwei schlanken Säulen steht, befanden sich zwölf Engel mit Posaunen. Sie

Digitized by Google

erinnerten an jene Posaunen, mit denen die Priester des alten Bundes die Feste des Herrn ankündeten und das Volk zusammenriefen, sie zu feiern.

Hinter diesen Engeln und hinter der Gallerie, die am Fuße ihrer Thürmchen die sieben Chorkapellen und die Joche des zweiten Umganges krönt, erheben sich die Dächer dieser Kapellen und der doppelten Chorumgänge. Diese Dächer verdecken einen Theil der Fenster des Triforium, das aus dem Hintergrunde hervorsieht. Auf dem Triforium ruht die zweite äußere Gallerie, aus der die gewaltigen Fenster des Chores, 80 Fuß hoch, über die Seitenschiffe hervorwachsen. Sie sind der Stolz des Chorbaues. Ein reich durchbrochener Wimperg und je zwei hohe und schlank aufsteigende Fialen heben ihre Bedeutung. Diese Fialen stützen ihrerseits die dritte äußere Gallerie, die im Gegensatz zu den beiden unteren entschieden die Vertikallinie betont und zum großen Dache überleitet. Ihre Füllung besteht deßhalb aus kleinen aufsteigenden Spitzbogen, hinter denen das gewaltige Chordach emporsteigt als Abschluß des Hochbaues. Vor den Fenstern drängt sich der Wald der wuchtigen Strebepfeiler, welche das ganze Gebäude halten und tragen. In Beauvais stürzte das Chor zwölf Jahre nach seiner Vollendung ein; in Amiens mußte es mit eisernen Ankern und Ketten zusammengeschweißt werden; in Utrecht warf ein Sturm das Schiff des Domes zu Boden; das Kölner Chor steht noch fest — es ist nur um einige Zoll aus dem Loth gewichen —, trotz des gewaltigen Druckes der weiten, himmelhohen Gewölbe, trotz Jahrhunderte dauernder Vernachlässigung. Die einzelnen Fialen, in denen sich die Masse der Strebepfeiler zertheilt und auflöst, gehören nach dem gewichtigen Zeugnisse Ungewitters zu den schönsten Leistungen der gothischen Kunst und werden für immer mustergiltige Vorbilder bleiben. Wer mit unbefangenem Auge dieß Riesenwerk ansieht; wer an die Massen denkt, die hier aufgethürmt sind, an die geistreiche Construction, die unter so gefälligen, leichten Formen solche ungeheuren Kräfte in Druck und Gegendruck gegen einander stemmt und ausgleicht: dem wird es nie einfallen, in absprechender, nüchterner Kritik zu untersuchen, wie viele Steine man hätte sparen können und ob die Baumeister nicht mit einer einfacheren Construction ihre Zwecke hätten erreichen können. Unsere Zeit ist in dem Studium der mittelalterlichen Kunst, das erst 50—60 Jahre alt ist, noch so wenig fortgeschritten, daß man besser thäte, von den Alten zu lernen, statt sie von seinem Pulte aus zu kritisiren, was so leicht ist und was gerade die am meisten thun,

Digitized by Google

die nie ein gründliches Werk über gothiſche Conſtruction ſtudirten. Die gothiſchen Baumeiſter waren trotz der Freigebigkeit, mit der ſie ihre Dome verzierten, nichts weniger als Verſchwender; ging doch die Tendenz ihrer Kunſt auf möglichſte Erſparung der Steinmaſſe. Wenn Jemand meint, größere Einfachheit ſei ſchöner geweſen, ſo möge er bedenken, daß jede Kunſt, die ihren Höhepunkt erreicht hat, anfängt, ſich in Details und Ornamente zu verlieren.

Auch an ſymboliſchen Erinnerungen iſt dieß Strebeſyſtem reich. Der Grundriß der Strebepfeiler zeigt, nicht nur aus conſtructiven Gründen, das Zeichen des Kreuzes, das die Kirche Chriſti hält und ſtützt. Überall haben die Steinmetzenkünſtler Blumen und Laubwerk mit freigebiger Hand hingeſtreut. Sie durchſuchten Felder und Fluren ihrer Heimath, gingen über die Berge und in die waſſerreichen Thäler, um die Pflanzen aufzuſuchen, die ihr Meißel am beſten in Stein nachbilden könnte und die am beſten ſich in die Harmonie des Ganzen einfügen ließen. Wie erhebend iſt ihr freigebiger Opferſinn, mit dem ſie ſo viele Blumen um das Haus ſtellten, in das der Sohn Gottes täglich herabſteigen und in dem er fortwährend gegenwärtig wohnen will!

Zwiſchen den Gebilden der Pflanzen und Blumen drängen ſich überall die Geſtalten der Thierwelt hervor. Die gothiſche Kunſt war in dieſer Hinſicht, beſonders im Innern der Kirchen, weit maßvoller, als die romaniſche, aber ſie trug der Symbolik und dem Humor genug Rechnung, um dieſe Gebilde der Phantaſie nicht ganz zu verbannen. Auch die Thierwelt ſollte ihren Platz finden, auch ſie wurde herbeigerufen. Die ganze Schöpfung ſollte helfen am Baue des Tempels, in dem der Menſch, wie einſtens im Paradieſe, das Gott für ihn ſo reichlich ausgeſtattet hatte, wieder in innigen Verkehr treten ſollte mit ſeinem Gotte.

Auch im 19. Jahrhundert muß ein katholiſches Herz ſich an dieſen Gebilden des katholiſchen Mittelalters erbauen. Die Propheten, Chriſtus, die Apoſtel, die Legenden, ſie alle ſtellten ſo oft den Teufel dar unter dem Bilde unreiner oder blutgieriger oder gefräßiger Thiere. Wie oft erzählen die Legenden, der Teufel habe in Geſtalt von Thierlarven die Heiligen zu erſchrecken geſucht? Sagt nicht der Apoſtel, die böſen Geiſter ſchwebten um uns in der Luft? Wenn wir hinzunehmen, daß der hl. Auguſtin immer wieder darauf zurückkommt, Gott benütze die Böſen zu ſeinen Zwecken, beſonders um ſeine Tenne zu reinigen, war es dann nicht ein geiſtreicher Gedanke der mittelalterlichen Meiſter, dieſe

Digitized by Google

Thiergestalten, die ihre entstellten Züge als Bilder gefallener Geister kennzeichnen, hoch oben anzubringen, um das zerstörende Wasser, diesen Erzfeind ihrer Kirchen, wegzuschaffen und es weit weg hinauszuspeien in die Luft? Es gibt an einem Bauwerk kaum eine prosaischere Aufgabe, als die der raschen Entfernung des Regenwassers, und unsere Zeit löst sie in entsprechender Weise so nüchtern, wie möglich. Man vergleiche dagegen die wahrhaft künstlerische, echt architektonische und monumentale Art, mit der das Mittelalter an seinen Riesenbauten den Wasserlauf regelte und leitete.

Den Schluß des Chorbaues bildet das gewaltige Dach des mittleren Theiles. Es war im Mittelalter so reich ausgestattet, daß es das Bauwerk würdig abschloß und krönte. Die Bleidecke des Daches war mittels flacher Zinnlöthungen mit vielfachen Zieraten gemustert, zwischen denen eine Inschrift glänzte, welche in riesigen Buchstaben das Lob der heiligen drei Könige verkündete. Den Dachfirst schloß eine Reihe vergoldeter Blumen, deren Abschluß der vergoldete Dachreiter bildete, von dessen Spitze ein leuchtender Stern hinaussah in's gesegnete Rheinland.

Im Jahre 1331, also neun Jahre nach der Weihe des Chores, kam Petrarca nach Köln. Erstaunt über die Pracht und den Reichthum des Chores, schrieb er an seinen Freund und Beschützer, den Cardinal Colonna: „Zu Köln sah ich den überaus herrlichen Dom. Er ist zwar noch nicht vollendet, aber die Einwohner haben Recht, wenn sie ihm den Beinamen geben: ‚der Schönste'."

(Fortsetzung folgt.)

Stephan Beissel S. J.

Joost van den Vondel.

(Fortsetzung.)

10. Der Stadtpoet von Amsterdam.

„‚Die Kunst ist lang, das Leben ist kurz', sagte Hippokrat. Niemand wird mit der Kunst, wohl aber mit Anlage zur Kunst geboren. Man steigt keuchend und schwitzend, auf langem Wege die steile Höhe des Parnasses empor. Übung und Muth wetzen das Genie und Straucheln lehrt aufmerken, so daß man, im Verlauf der Zeit zurückblickend, Fehler und Abirrungen, im

Digitized by Google

Reim oder sonst begangen, verwerfen lernt, auch wahrnimmt, wie nicht Alles in gleich guter Stimmung gedichtet ist. Selbst der gute Vater Homer schlummert zuweilen. Und dieselbe Jahreszeit ist nicht jedes Jahr ganz dieselbe; auch Früchte und Blumen, welche demselben Keim und Stengel entsproßten, sind oft nicht wenig verschieden. Darum wünschte ich lieber einen Theil meiner grünen und unreifen Verse nicht wieder gedruckt und habe deren abermaligen Druck einige Jahre verhindert. Da ich indeß vernahm, daß Hartgers, auf das dringliche Anhalten einiger Freunde und Gönner niederländischer Dichtkunst, meine zerstreuten Gedichte in einer Sammlung zu vereinigen und auf's Neue zu veröffentlichen gedenkt, so muß ich's gegen meinen Willen geschehen lassen, daß man als Kunst einige Reime und Verse mitversteigere, die besser ausgeschieden und verworfen würden."

Mit diesem anspruchslosen Geständniß begleitete Vondel die Ausgabe seiner kleineren Dichtungen, welche der Buchhändler Hartgers 1644, drei Jahre nach seiner Conversion, herausgab. Das buchhändlerische Unternehmen beweist, daß Vondel trotz aller stattgehabten Angriffe zahlreiche Freunde und Gönner zählte, trotz seines Rücktritts zur Kirche auch beim protestantischen Publikum Anerkennung fand. Aber auch an Gegnern fehlte es noch immer nicht. In der Sammlung von Hartgers waren die religiös-politischen Hechelgedichte (hekeldichten) ausgelassen worden, besonders diejenigen, welche mit den religiösen Anschauungen des Convertiten nicht mehr übereinstimmten und welche er als Katholik lieber der Vergessenheit anheimgegeben hätte. Dieses Umstandes bemächtigte sich ein junger industriöser Mann von etwa 20 Jahren, sammelte alle ausgelassenen Stücke, schrieb eine Einleitung, worin des Dichters Kunst zwar gelobt, sein religiöser Charakter aber nach dem gewöhnlichen Schimpfrecept (Wankelmuth, Phantasterei, mala fides u. s. w.) angegriffen wurde, und gab das Büchlein als „Zweiter Theil von Vondels Poesie" 1647 zu Schiedam[1] heraus. Besonders fiel der feindliche Herausgeber über die „Einleitung zu Grotius' Testament" her, welche den Protestanten ganz und gar nicht bequem war. So erzählt Brandt, und fügt bei, daß es dem jungen Menschen ganz ernst damit gemeint war, Vondel zu schaden, daß derselbe aber, zu reiferen Jahren gelangt, seinen Streich bereut und Vondel, wie auch dessen Freunden, Abbitte geleistet habe. Wie jetzt ziemlich feststeht, war dieser junge Mann Niemand anders als Brandt selbst und er hat sein Unrecht dadurch gut gemacht, daß er

[1] Brandt sagt „zu Rotterdam", was aber ein Versehen ist. S. J. A. Alberdingk-Thijm, Portretten van Joost van Vondel. Amsterdam, van Langenhuyzen, 1876. S. 120. N. Kunstbode. I. Nr. 14, und van Lennep. IX. 145.

Digitized by Google

ſpäter ſelbſt Vondels aufrichtiger Freund und Lebensbeſchreiber geworden iſt.

So nahe übrigens der boshafte Herausgeber den religiöſen Überzeugungen des Dichters trat, als Dichter hat er ihm wohl nur ſehr unbedeutend geſchadet. Der zweite Theil ſpendete den Proteſtanten den allerdings nicht ſehr vielſagenden Troſt, daß Vondel auch einmal ihnen angehört, mit ihnen gegen Papiſten und Spanier gewettert und für das unfehlbare Privaturtheil geſchwärmt hätte, daß ſein ſchönes Talent nur durch Wankelmuth und Charakterſchwäche ihnen abtrünnig geworden ſei, lockte ſie aber durch eben dieſen ſchlechten Troſt an, auch ferner von ſeinen Leiſtungen Notiz zu nehmen und dieſelben, ſo weit es anging, ſich gefallen zu laſſen.

Vondel erleichterte ihnen dieſen geiſtigen Verkehr, indem er bald nach ſeiner Converſion von der ausſchließlichen Behandlung religiöſer und zwar ſpecifiſch-katholiſcher Stoffe wieder allmählich auf die freiere und weitere Bahn zurücklenkte, auf welcher er ſich früher bewegt hatte, ſeine literariſchen Studien fortſetzte, an dem öffentlichen Leben ſeiner Vaterſtadt und Heimath den regſten Antheil nahm und durch Gelegenheitsdichtung einen anſehnlichen Kreis von Freunden und Bekannten erfreute. Er war wieder ganz der Vondel von ehedem: der unermüdlich fleißige Arbeiter am Aufbau niederländiſcher Sprache und Literatur, der begeiſterte Sänger der freien Niederlande, ihrer Staatsmänner, Helden, Künſtler und Gelehrten, der allzeit muntere Geſellſchafter der feiner gebildeten Bürgerwelt, der unerſchöpfliche Stadt- und Feſtpoet der großen Handelsmetropole Amſterdam.

Stadtpoet von Amſterdam zu ſein, war damals keine Kleinigkeit. Die Vereinigten Niederlande waren eine Großmacht erſten Ranges, die erſte Seemacht der Welt. Holland war die mächtigſte der ſieben freien Provinzen, Amſterdam die Seele von Holland. Die mächtigen Bürgerfamilien der Stadt ſchickten ihre Söhne als Geſandte nach London, Stockholm, Moskau und Paris, als Admirale und Capitäne hin über den atlantiſchen und ſtillen Ocean, als Statthalter und Colonialbeamte nach den Molukken und nach den Antillen, nach Vorderindien und Braſilien, nach New-York, das damals noch Neu-Amſterdam hieß, und nach dem fünften Welttheil, der den Namen Neu-Holland trug. Sie regierten die Inſel Ceylon und das Capland. Sie pachteten den Häringsfiſchfang an der engliſchen Küſte und den Walfiſchfang in Grönland, ſie machten den Engländern und Dänen die Küſten Nordamerika's ſtreitig,

Digitized by Google

den Spaniern die Philippinen, den Portugiesen nahmen sie die Herrschaft über die Sunda-Inseln ab und für einige Zeit sogar das Scepter über Brasilien. 35 000 Schiffe unter ihrer Flagge befuhren den Ocean und der große Mittelpunkt dieser Seeherrschaft war Amsterdam, dessen Paläste, Magazine, Festungswerke ein Riesenwald von Masten umzingelte. Ihre Seehelden: Tromp, de Ruyter, de Witt und wie sie alle heißen, führten mit den Admiralen Cromwells und den letzten Stuarts den größten Weltkampf, der bis dahin zur See geführt war; ihre Staatsmänner tagten neben den Repräsentanten der ältesten Dynastien auf dem Friedenscongreß zu Münster, verhandelten mit Kaisern und Königen über die entscheidendsten Lebensfragen der europäischen Politik; ihre Würdenträger, wenn auch nur Häupter großer Bürger- und Kaufherrnfamilien, beanspruchten mit vollem Recht, von den Gesandten der Mächte al pari behandelt zu werden, so gut wie die Vertreter der alten Seerepublik Venedig, in deren Bundesgenossenschaft Holland um diese Zeit mehr als einmal die gemeinsame Sache der europäischen Christenheit verfocht[1].

Aber Amsterdam war nicht nur der Mittelpunkt des damaligen Welthandels, sondern auch der Sitz eines regen geistigen und religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, so gut wie das damalige Paris oder London. Nichts ist falscher, als sich die Niederländer jener Zeit als philisterhafte Krämer und Mäkler, rohe Matrosen und Schiffszimmerleute zu denken. Ihr Hugo Grotius war der erste Rechtsphilosoph jener Zeit, dazu ein bedeutender Humanist und Theolog, ihr Johann de Witt ein Staatsmann ersten Ranges, ein hervorragender Mathematiker, ein republikanischer Charakter von altrömischem Metall. Ihr Christian Huyghens förderte die Mathematik durch die wichtigsten Forschungen, entdeckte und berechnete den großen Ring des Saturn und stellte zuerst die Undulationstheorie des Lichtes auf. Ihre protestantischen Theologen Voetius, Coccejus, Maresius, Makovius, Amesius, Alting rechnen die Protestanten noch heute zu den hervorragendsten Größen ihrer theologischen Wissenschaft. Mit den blühenden Hochschulen zu Leyden, Franeker und Gröningen wetteiferten die Akademien von Utrecht und Harderwyk, von Deventer und Amsterdam in allseitiger Pflege des intellectuellen Lebens.

---

[1] Diese Bundesgenossenschaft gefiel sogar P. C. Hooft. Er fragt:

„Wo ist ein Paar so beherzt, so kräftig und klug,
Wie der Leu mit dem Schwert und der Leu mit dem Buch?"

d. h. der holländische Löwe und der Markuslöwe mit dem Evangelienbuch.

Digitized by Google

Classische Philologie und Bildung waren in Amsterdam und Leyden durch Männer von europäischem Ruf vertreten: zu Amsterdam lehrte Caspar Barläus, zu Leyden Gerhard und Isaac Voß. Neben den classischen Studien blühte eine einheimische Geschichtschreibung und Literatur empor. Die schönsten classischen Stücke, wie die Electra des Sophokles, kamen auf das Theater und fanden Beifall. Italienische und deutsche Künstler, wie z. B. Sandrart, ließen sich in Holland nieder. Die feinere Gesellschaft der großen Handelsstadt stand ganz auf der Bildungshöhe ihrer Zeit. Als Zufluchtsort aller Bedrängten bot sie den verschiedensten religiösen, politischen und wissenschaftlichen Richtungen Raum zur Entwicklung dar. Hier trafen portugiesische Juden mit englischen Puritanern, verbannte Franzosen mit deutschen Wiedertäufern zusammen. Hier wuchs mit dem Studium der Naturwissenschaften die neuere Philosophie auf; hier entwickelte sich, neben dem bunten Treiben protestantischer Secten, die moderne Aufklärung. Während Vondel sich mit den Amsterdamer Prädicanten satirisch herumschlug, stellte Descartes in Amsterdam, Leyden und Harlem astronomische Beobachtungen an. Während Vondel in Amsterdam Davids Psalmen übersetzte, ward Spinoza in derselben Stadt am Studium cartesianischer Philosophie zum Pantheisten.

Dem regen bunten Geistesleben der holländischen Hauptstadt ging ein nicht minder erregtes politisches zur Seite. Kaum hatte der völkerrechtliche Friedensschluß zu Münster dem achtzigjährigen Kampf der abgefallenen Niederlande mit Spanien ein Ende gemacht, da trat schärfer als je der Dualismus hervor, welcher in der Verfassung des neuen Großstaates lag und dessen freie Bürger in zwei feindliche Heerlager trennte. Hier die aus den tüchtigsten Bürgerfamilien hervorgewachsene Aristokratie der sieben unabhängigen Staaten, mächtig durch ihren Reichthum, ihr Talent, ihre Energie und Freiheitsliebe, gestützt auf die republikanische Verfassung und auf ihre Verdienste um dieselbe — dort ein Fürst, nur durch das Gebot der Nothwendigkeit von den souveränen Staaten zu ihrem Oberfeldherrn und in gewissen Fällen zum Schiedsrichter bestellt, mächtig durch seinen militärischen Einfluß und die ruhmreichen Siegeserinnerungen seines Stammes, im Kampfe gegen die Aristokratie gestützt auf die Armee, auf die Plebs, auf alle Mißvergnügten, die an der bestehenden Ordnung etwas auszusetzen hatten. Die aristokratische Bürgerpartei stand seit dem Kampfe zwischen Oldenbarneveldt und Moritz von Oranien im Bunde mit den Verfechtern der religiösen

Digitized by Google

Toleranz und Freiheit; die Oraniſche Partei ſtützte ſich auf die Bekenner des alten ſtarren Calvinismus. Prinz Friedrich Heinrich, ſeit 1625 Statthalter über die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Overyſſel, hatte durch weiſe verſöhnliche Politik die Gegenſätze einigermaßen zu balanciren und die beiden Parteien zu einheitlicher Action gegen Spanien zu einigen gewußt. Aber bei ſeinem Tode (1647) brach der innerlich fortbeſtehende Gegenſatz wieder zum offenen Kampfe aus. Wilhelm II., ſein Sohn und Nachfolger, 21 Jahre alt, als der weſtphäliſche Friede geſchloſſen wurde, begabt und ehrgeizig, benützte die erſte ſich darbietende Gelegenheit, um ſeine Macht zu erweitern. Als Schiedsrichter in einem Competenzſtreit, welcher ſich zwiſchen der Provinz Holland und den andern vier Provinzen entſpann, maßte er ſich dictatoriſche Gewalt gegen die erſte Provinz an, verhaftete den Admiral Witte Cornelisz de With, der ohne ſeine Erlaubniß aus Braſilien in den Haag gekommen war, ließ ſechs der einflußreichſten Abgeordneten der Provinz Holland im Schloß Löwenſtein einkerkern und eine Truppenabtheilung auf Amſterdam losmarſchiren, um die Stadt zu überrumpeln (30. Juli 1650). Nur der Muth und die Entſchloſſenheit der Amſterdamer Bürger rettete die Stadt vor dem Überfall und gab dem Grafen Wilhelm von Naſſau, Statthalter der Provinzen Friesland und Gröningen, Zeit, ihre Freiheit zu ſichern. Als Wilhelm II. bald darauf ſtarb, beſchloſſen die Generalſtaaten, die im Januar 1651 im Haag zuſammentraten, dieſes Amt nicht wieder zu beſetzen. Unterdeſſen aber umdüſterte ſich der politiſche Horizont von außen. Cromwell, als Haupt der engliſchen Republik, erließ noch in demſelben Jahr die Navigationsacte, durch welche Schifffahrt und Handel der Niederlande auf's Empfindlichſte eingeſchränkt wurden. Ohne vorherige Kriegserklärung griff der engliſche Admiral R. Blake am 29. Mai 1652 die holländiſche Flotte unter Martin Tromp an, weil dieſer ſich geweigert hatte, ſeine Flagge vor den Engländern zu ſtreichen. Umſonſt ſuchte der Großpenſionär Adrian Pauw, als Geſandter nach London beordert, den Ausbruch eines Seekrieges zu hemmen. Der Krieg ward erklärt und faſt zwei Jahre lang beiderſeits mit größter Energie geführt. Der holländiſche Handel litt empfindliche Störung, aber die holländiſchen Waffen eroberten ſich, trotz mancher Niederlage, den glänzendſten Ruhm. Noch im Auguſt 1652 zerſprengte der Admiral Michael de Ruyter eine der ſeinigen weit überlegene Flotte bei Plymouth. Im October mußten ſich de Ruyter und Witt vor den vereinigten Flotten

Digitized by Google

Blake's und Askue's zurückziehen, aber ſchon im December trieb ſie Martin Tromp in die Themſe zurück. Eine Seeſchlacht bei Portland (28. Februar 1653), fortgeſetzt am 1. und 2. März in der Nähe der Inſel Wight, blieb unentſchieden, die Holländer verloren 18, die Engländer 24 Schiffe. Johann van Galen, Admiral der holländiſchen Flotte im Mittelmeer, errang am 15. März bei Livorno einen glänzenden Sieg über die engliſche Flotte, die an der Küſte von Toscana kreuzte, ſtarb aber neun Tage darauf an ſeinen Wunden. In zwei folgenden Seeſchlachten (12. Juni und 10. Auguſt) konnte Tromp gegen die Übermacht der Engländer keinen Vortheil gewinnen, in der zweiten fiel er von einem der erſten Schüſſe; doch die Seinigen wehrten ſich ſo wacker, daß der Sieger faſt eben ſo großen Verluſt erlitt, als der Beſiegte: General Monk 8 Schiffe, die Holländer 10.

Als der Friede von Weſtminſter 1654 dem langen Seekampf ein Ende machte, entwickelten ſich neue innere Wirren. Durch den geheimen Vertrag mit Cromwell (acte van seclusie), welcher die Oranier auf immer von der Statthalterſchaft ausſchloß, kränkte Johann de Witte auf's Tiefſte deren noch immer mächtige Partei. Auf religiöſem Gebiet rief die Philoſophie des Descartes eine neue Bewegung hervor, indem die eine Partei der proteſtantiſchen Theologen, an deren Spitze Voet (Voetius) ſtand, die carteſianiſche Philoſophie als glaubensgefährlich verurtheilte, während die andere unter Cock (Coccejus) das Studium der Philoſophie und der weltlichen Wiſſenſchaften auf's Eifrigſte empfahl. Jene wurden von der Partei der Oranier, dieſe von der Partei der Ariſtokraten geſtützt. Bis 1672 blieb indeß die letztere am Ruder. Unter ihrem glänzenden Führer, dem Großpenſionär Johann de Witt, einem der größten niederländiſchen Staatsmänner, befeſtigte ſie ſich in ihrer Macht durch neue Grundgeſetze gegen die frühere Statthalterſchaft („das ewige Edict" und die „Harmonieacte"), griff 1655—60 entſcheidend in den ſchwediſch-polniſchen Krieg ein und führte ſiegreich einen zweiten Seekampf gegen England.

Das war die Welt, die Zeit, in welcher Vondel lebte und dichtete. Bei einem zarten Lyriker, bei einem nur um ſein Theater beſorgten Bühnendichter wäre es durchaus überflüſſig, an all das zu erinnern. Aber Vondel war der Sänger dieſer bunten Welt, der Sänger dieſer erregten Zeit. Er hat ſie als Dichter mitgelebt. In ſeinen Oden, Liedern, Feſtgeſängen, politiſchen Gedichten, Satiren und Epigrammen zieht ſie in buntem Schauſpiele, bald jubelnd, bald trauernd, bald kampf-

Digitized by Google

luſtig, bald Frieden athmend, bald erhaben pathetiſch, bald wild aufflammend, aber immer von wahrer, begeiſterter Vaterlandsliebe durchhaucht, an unſerem Blicke vorüber.

Jetzt dankt er in ſchwunghafter Ode dem ſonſt ſo verhaßten Boreas, daß er Hugo Grotius, die Zierde Hollands, länger in der Heimathſtadt zurückgehalten, jetzt weiht er dem ſcheidenden Freunde das letzte Lebewohl, jetzt klagt er trauernd am Grabe des Beſten der Männer. Katholiken und Proteſtanten ſtreiten ſich um Grotius: Vondel nimmt ihn für die katholiſche Kirche in Anſpruch. In den Streit hinein klingt fröhliche Feſtmuſik: die Polenkönigin Louiſe Marie von Gonzaga beſucht auf Weihnachten die holländiſche Weltſtadt, und Vondel heißt ſie im Namen derſelben willkommen. Das Jahr darauf führt der Kurfürſt von Brandenburg eine andere Louiſe, die älteſte Schweſter des Statthalters Wilhelm II., als Braut heim; in feierlicher Hochzeitsrede mahnt Vondel ſie:

„Gemeiner Freiheit Schutz und Schirm zu ſein,
Des Landmanns Hals nicht unter's Joch zu beugen,
Vor Qual und Druck die Treuen zu bewahren,
Mit Mutterhuld zu walten ob dem Reich:
Güte macht Fürſt und Fürſtin Göttern gleich!"

Wieder tönt die Todtenglocke. Man trägt den Humaniſten Caſpar Barläus zu Grabe. Statt Rache zu nehmen für die hämiſche Unduldſamkeit, die Baerle und Hooft gegen ihn bewieſen, trauert Vondel herzlich um die Beiden, welche Amſterdam zu einem zweiten Thal Tempe gemacht, deren Freundſchaft ſelbſt der Tod nicht löſen kann.

In vollſtem Herzensjubel aber zieht er den Friedensboten entgegen, welche mit dem Ölzweig auch die feierliche, völkerrechtliche Urkunde bringen, daß Europa die Niederlande als ſelbſtändige Republik anerkannt; mit gleichem Jubel ſpricht er den Segensſpruch zum Bau eines neuen Stadthauſes und ſtimmt den Bauſang an.

Dazwiſchen klingen Grabgeſänge, Glückwünſche, Hochzeitslieder aus dem Freundeskreis. Martin Lootens gratulirt Vondel, daß er, trotz ſo vieler Sterbefälle ringsum, den Muth hat, die verwaiste Stadt mit einer frohen Hochzeit zu tröſten. Der Braut ſeines Freundes Jakob Hinlopen, des großen Walfiſchfängers in Grönland, wünſcht er Glück, daß ſie ihn, den Beherrſcher aller Walfiſche, in's Netz gebracht. Seinen Freund David Leeuw (Löwe) malt er als unzähmbaren Löwen.

Digitized by Google

„Nein, wir sind zu frei geboren:
Niemand legt uns Fesseln an.
Soll die Maid den Mann beherrschen,
Bringen in den Zauberbann?
Soll ein Leu sich zähmen lassen,
Der die eig'nen Kräfte kennt?
Vor wem soll ein Leu erblassen?
Freiheit ist sein Element,
In der Freiheit muß er leben,
Muß er sterben, wie ein Held,
Das ist ihm als Recht gegeben,
Ihm urkundlich zugestellt!"

Doch wie der grimme Wüstenkönig auch die Mähne schüttelt, Fräulein Cornelia Hooft macht alle seine Freiheitsideen zu nichte, nimmt den „Löwen an's Band" und der Dichter gratulirt zur glücklichen Bändigung. Aber während die Einen neue Familien gründen, sinken andere liebe Freunde in's Grab. Jetzt folgt der Dichter im Trauermantel dem Leichenzug des wackern Bürgermeisters Pankras, jetzt hat er den Tod des großen Philologen Gerard Vossius zu beklagen, jetzt ist er in Trauer um den trefflichen Stadtorganisten Dietrich Zweling und mit ihm trauert Orgel und Stadt.

Inzwischen ist die Revolution in England ausgebrochen. Eine ganze Reihe von Gedichten zeichnet ihren Beginn, Fortschritt, ihr blutiges Ergebniß. Der Dichter ist wohl Republikaner, aber nicht Revolutionär. Er ehrt als Patriot vor Allem die gesetzliche rechtmäßige Ordnung. In Holland ist's die Republik, in England ist's die Monarchie. Lange bevor Cromwell als tyrannischer Gewaltherrscher der niederländischen Republik feindlich gegenübertritt, erhebt Vondel schon seine Stimme gegen die hungrigen „puritanischen Bettelsäcke", die aus ihren unwirthlichen Öden herniedersteigen, um Faß und Speicher der wackern Bürgerschaft von London zu leeren. Zürnend verfolgt er sie in seinen geharnischten Liedern und Satiren: Klage über die Rebellen in Großbritannien. — Morgenwecker der Sabbatisten. — Der Rath der Abenteuer. — Mundus vult decipi (1644). — Henriette de Bourbon's Großmuth zu Whitehall entstellt. — Karl Stuarts gemarterte Majestät. — Auf die Königsmörder von England (1649). — Die Pfingstblume von Schottland (1651). — Protector Währwolf (1653). — Cromwells heuchlerisches Schreckensregiment züchtigt er in folgenden derb drastischen Versen:

Digitized by Google

Protector Währwolf.

Mylord Isegrim, vom Teufel besessen,
Hat dem guten Hirten die Kehle abgefressen:
Dafür ward er selbst bestellt nun zum Hirten
Über Schafe und Böcke, die weitverirrten.
Fleischhalle und Beil bewacht er mit Hunden,
Die Häupter sind mit Halsbändern wie Nekel gebunden.
Er mag die Schafe scheeren, schinden, schlachten um die Wette,
Spicken und braten am eigenen Fette:
Er kriegt dafür von den Blinden und Seh'nden
Steuer und Schiffsgeld, Zoll und Zehnten.
Doch liest er die Bibel, dann ist es schon,
Als predigt' der Teufel die Passion,
Dann kann er Schweinsthränen weinen und glucken,
Ganze Sümpfe voll, draus Krokodile gucken.
Ach, arme Gentlemen! Beklagt eure früheren Sünden:
Bald wird er den Schwanz über'n Kopf euch binden.
Ihr quältet König Karl, so nach wie vor:
Jetzt putzt euch der Schrubber, der Protector.

Doch ein größerer, schönerer Horizont geht jetzt vor dem Dichter auf. Die Helden der Niederlande waffnen sich zum Kampfe gegen die Anmaßungen Cromwells, gegen die Verletzung des bestehenden Seerechts durch die Navigationsacte. Tromp, de Ruyter, de Witt, van Galen ziehen aus mit ihren herrlichen Flotten. Der Canal und das Mittelmeer hören den Donner ihrer Kanonen. England macht Holland die Weltherrschaft streitig, welche sie den Spaniern abgenommen. Beide Republiken bieten ihre ganze Macht auf. Amsterdam hallt wieder von ängstlichen Befürchtungen, von Trauerbotschaften, von neuen Rüstungen, von Kampfesruf, von Siegesnachrichten. Die Helden der Niederlande verrichten Meisterstücke der Kriegskunst zur See, Wunder der Tapferkeit. Wie glüht des Dichters Herz mitten in diesem Kampfe! Wie wird er zum Herold der allgemeinen Begeisterung! Wie besingt er den Heldenmuth eines Tromp, eines de Ruyter, eines Galen! Freilich, seine Verse sind nun nicht immer glatt frisirt, aber Kraft glüht darin und Feuer eines wahren Patrioten.

Schiffskrone für Johann van Galen.

Soll der Leu von Holland rasten
Nach dem ersten, zweiten Strauß?
Nein! Schon holt zum Schlage wieder
Nach dem Mittelmeer er aus,
Dort an des Toscaners Strand,
Trifft in's Herz von Engelland

Digitized by Google

Und zerreißt's — die Fetzen fliegen!
Klagt nun noch, er werd' nicht ſiegen!

Schiffe packt er mit den Zähnen,
Feuer trifft das Pulverhaus,
Wenn die grimmen Augen lodern,
Lunten gleich, zum Haupt hinaus,
Wenn er wüthet, wenn er raſt,
Gluth aus ſeinen Nüſtern blaſt,
Blutgetränkte Meereswellen
Schäumend aus dem Rachen quellen.

Um den Meerfluch abzuzahlen,
Steht am Poſten Jeder treu,
Und der muth'ge, wack're Galen
Setzet alle Segel bei,
Da er fünfzehn Räuber ſieht
Außer Medici's Gebiet
Taumeln auf dem ſalz'gen Grunde,
Wie ein Rudel Waſſerhunde.

„Auf, ihr Diebe! Auf zum Streifzug!
Treibet jetzt Verrätherei!"
Rief er, „die ihr Schiffe raubtet,
Als man baut' auf eure Treu',
An des Herzogs Freundesſtrand
Sich're Ruhe ſucht' und fand,
In des freien Hafens Wellen,
Unbeſorgt um Raubgeſellen.

„Seid ihr Krieger, zieht den Schweif nicht
Ein, wie Rekel, ſcheu und wirr.
Stümper in Gefahr! Hier gibt es
Nicht Rebhuhn auf Zinngeſchirr!
Keine Saucen, fein und gut,
Kocht man in des Kampfes Gluth,
Hier ſchaut man ganz and're Tonnen,
Als der Brauer braut in Lonnen![1]

„Keine meilenbreite Bruſtwehr
Schützt euch. Poltern hilft nicht viel.
Rüſtig Bord an Bord zu keilen:
Das iſt des Bataviers Stil!"
So rief Galen. Auf ſein Wort
Keilt man munter Bord an Bord,
So daß Bruſt und Rippen ſtöhnen
Unter der Geſchütze Dröhnen.

[1] Für „London".

Tausend Italieneraugen
Von Livorno's Mauerkranz
Spähen seewärts nach der Küste
In den wilden Waffentanz,
Wen des Märzsturms jäher Blitz,
Wen das donnernde Geschütz,
Gluth und Dampf in wirrem Ringen
Soll erretten, soll verschlingen.

In das eine Bein getroffen,
Galen auf dem andern ruht,
Fest am Mast und unverdrossen,
Immer kühn und wohlgemuth
In der Kugeln Hagelsturm,
Ein granit'ner Felsenthurm,
Froh bereit, auch Leib und Leben
Für das Vaterland zu geben.

Keinen scheut er. In des Feindes
Räuberhöhle dringt er vor,
Stürmt und ringt, zurückgeschlagen,
Wieder zu dem Wall empor.
Hei! wie toll er stößt und preßt!
Endlich fällt das Drachennest,
In dem eig'nen Netz ergriffen,
Das gespannt war unsern Schiffen.

Hurrah! wie die Funken stieben!
Wie das Schlachtgewitter rauscht!
Einer springt, Zwei sinken nieder,
Drei erfaßt des Siegers Faust.
Schreckensbleich die Andern flieh'n,
Sich dem Tode zu entzieh'n,
Bergen sich im Meer gleich Möven,
Nicht zu reizen mehr den Löwen.

Stolz mag Livius nun prahlen
Mit den Helden von Papier:
Wägt sie ab mit unser'm Galen,
Uns'res Heldenruhms Panier!
Fragt den Herzog, der gesieh'n
Diesen Siegestag ersieh'n,
Flammen hin durch seine Lande,
Und die Pest entflieh'n vom Strande.

Das heißt fegen seine Straße
Von heillosem Schlamm und Schaum!
Frei nach Smyrna zieht die Flotte,
Füllt der Schiffe weiten Raum
Mit des Perserreiches Pracht,
Kehret fröhlich heim und lacht

Digitized by Google

Über Englands Königsschlächter,
Gottes und des Rechts Verächter.

Ja, das heißt die See befreien
Und den Handel von Gefahr,
Und so tauschen wir, was Stambul,
Was Italien uns heut dar,
Ein für Indiens reiche Fracht,
Ein für das, was Hollands Macht
Selbst erringt und mag ersinnen,
Gold'ne Schätze zu gewinnen!

Dieselbe Kraft patriotischer Begeisterung durchwogt die gleichzeitigen Gedichte: Freie Seefahrt (an Admiral Martin Tromp). — Leichenfeier Johann van Galens. — Tod des Admiral Tromp. — Nicht Krämergeist, nicht Habsucht, nicht blinder Nationalgeist ist der Quell dieser Begeisterung, sondern wahre, heilige Liebe zum Vaterland. Für sich begehrt der Dichter keine Ruhmeskränze, keine goldene Beute. Nachdem die ruhmvollen Schlachten geschlagen, die Macht des Vaterlandes neu gefestigt ist, zieht er froh hinaus auf's Land, ergeht sich unter den grünen Eichen der Villa Rustenbergh, freut sich mit den Bienen am Buchweizenfeld und sehnt sich, frei und ledig aller Stadtsorge, mit den Vögeln im Busche um die Wette zu singen.

Lied im Freien (Wildzang).

Was sang das munt're Vögelein
Im Garten auf dem Baum?
„Wie herrlich blinkt der Sonnenschein
Am gold'nen Himmelsraum!
Wie rauscht im frischen Eichenlaub
Der kühle Morgenwind,
Wie strahlt der Butterblume Gold,
Des Lieds kein End' ich find'!
Frei fliegen wir, frei geben wir
Des Herzens Wünschen Recht,
Indeß der Filz sein Potgeld spart,
O Mensch! du armer Knecht!
Kein Eichbaum grünt in Amsterdam!
O Börse, sorgenkrank,
Wohin noch nie die Freude kam,
Kein sel'ger Herzensdank!
Wir Vögel fliegen, warmbeflaumt,
Im Baume ein und aus,
Der Himmel schafft uns Trank und Kost,
Ist unser Dach und Haus.
Wir säen nicht, wir mähen nicht,

Digitized

Uns nährt des Bauern Hand,
Die Tafel deckt zur Erntezeit
Für uns das ganze Land.
Wir minnen ohne Haß und Neid
Und halten Tanz und Sang,
Das Brautfest hat nicht fire Zeit,
Es währt das Leben lang!"
Wer nun ein Vöglein werden will,
Schaff' sich ein Flaumgewand,
Flieh' aus dem Stadtlärm, wild und schrill,
Hinaus in's freie Land!

Da auf grüner Au, zwischen den blühenden Büschen, ergötzt sich der anspruchslose Sänger an den Eclogen und Georgica seines lieben Virgil, erfreut seine Freunde mit neuen Gelegenheitsversen und wirft auch wohl einen muntern Scherz zu Papier wie den folgenden:

Der gestörte Minnegott.

Die stolze Venus sprach
Zu ihrem kleinen Zwerg:
„Geh' hin, bestürm' das Dach
Des trotzigen Rustenberg,
Das uns'rer Fackeln, uns'rer Waffen spottet für und für
So frech: es nagt schon lang am Herzen mir!"

Husch! zog Cupido gleich
Die schnellen Flügel an,
Nahm seinen zähen Bogen
Und einen Köcher voll
Der besten Pfeile — spitz und leicht und glatt,
Und schwebt dahin auf luft'gem Pfad.

Im Fluge sah der Gott,
Der alle Welt bezähmt,
Des Schlosses Giebel schon
Von fern durch Busch und Baum
Aufragen und zieht ein mit siegesfrohem Sinne:
Welch Schloß, welch Bollwerk trotzt der Macht der Minne!

Doch fand in diesem Kreis
Er bitter sich enttäuscht,
Bei rüst'ger Arbeit bot
Ihm Jeder Widerstand,
So rasch er auch in jugendlichem Zorn
Bei ihrem Werke Alle nahm auf's Korn.

Der Erste warf die Scheer'
Ihm grollend nach dem Haupt —
Ein fährliches Gewehr;
Wie stand der Gott verblüfft!

Digitized by Google

Ein Anderer ſchleuderte — es war kein Spaß —
Ihm auf den Leib ein bleiern' Dintenfaß.

Der Dritte hielt ein Meſſer
In ſeiner Fauſt und hieb
Und ſtach die Kreuz und Quer,
Wie auch der Minn'gott fluchte,
Zerſchnitt den Bogen ihm, brach ihm den Pfeil,
Der loſe Schütze blieb kaum ſelber heil.

Der Vierte ſpaßte nicht,
Er griff das lange Rohr,
Das manchen Vogel ſpießt',
Legt' an und droht' und ſchwor,
Den Schützen, eh' er ſich könnt' einmal recken,
In ſeine Vogeltaſche einzuſtecken.

Da floh der Minnegott
Dahin, woher er kam,
Und klagt ſein Leid der Mutter:
Nicht Pfeil, nicht Minneflamm'
Trifft dieß Geſchlecht, das, immer treu und ſtet
An ſeinem Werk, den Müßiggang verſchmäht."

Doch es iſt ſchwer, kaum erreichbar, in kurzer Skizze von dieſer äußerſt mannigfaltigen Gelegenheitsdichtung ein deutliches Bild zu entwerfen. Von all den pikanten Ingredienzen, mit welchen Leben und Lied der meiſten modernen Dichter durchſäuert iſt, findet ſich da ſo gut wie nichts. Keine verſchmähte Geliebte, keine untreue Geliebte, kein ſchmelzender Mondenſchein, keine romantiſchen Träumereien, keine Verzweiflung, keine Raſerei, keine verzauberten Prinzeſſinnen, kein glückſeliges Zigeuner- und Vagabundenthum, keine Piſtolenduelle, keine hängenswerthen Gedanken, kein Weltſchmerz! Da blüht weder die berühmte blaue Blume der Romantik, noch die Myrte des neueren Claſſicismus, weder orientaliſche Palmen, noch wilde Lianen aus tropiſcher Zone.

Iſt irgendwo Hochzeit im Freundeskreiſe, ſo bringt Vondel dem glücklichen Paar ſein Hochzeits-Carmen. So viele er deren ſchon verfaßt, weiß er doch immer wieder etwas Schönes, Neues, Gemüthliches zu ſagen. Stirbt ein Rathsherr, Bürgermeiſter oder ſonſt bedeutender Mann, ſo wird denſelben bald in einer ſchwunghaften Ode, bald in einem treffenden Epigramm ein Denkmal geſetzt. Iſt irgendwo ein neues Gemälde aufgeſtellt, kömmt ein neues bedeutendes Werk heraus, der Maler, der Dichter oder Schriftſteller muß zum Dank dafür ein Gedicht haben. Brennt Kirche oder Stadthaus ab, ſo erhält die

Digitized by Google

Bürgerſchaft eine herzliche Elegie; wird ein neues Stadthaus, ein neues Feſtungswerk gebaut, ſo erhält ſie einen Bauſang. Empfängt die Stadt feierlich einen Fürſten oder eine Fürſtin, ſo hält der Stadtpoet ſeine Begrüßungsrede in Alexandrinern; ſchickt ſie Geſchenke, ſo legt er ein paar Verſe bei; errichtete ſie Jemanden eine Statue, dann ſchreibt er die Inſchrift; iſt ein Feſt, ſo darf ſein Spruch ebenſo wenig fehlen, als Blumenkränze, Glockengeläute und Feſtmuſik. Das geht ſo fort von 1641 bis 1674, wo der 87jährige Greis ſeine letzten zwei Hochzeitslieder dichtete.

Die Sammlung ſeiner kleineren Gedichte iſt wie eine große Zeitung, in welcher das bunte Menſchenleben nach allen Seiten hin beſprochen wird. Da treffen wir Leitartikel über die brennendſten Zeitfragen und über die wichtigſten Tagesereigniſſe, aber auch Todesanzeigen, Hochzeitsaufgebote, Einladungen zu Feſten und Feſtberichte, Nekrologe, Bücherannoncen, Kunſtkritiken, perſönliche Streitfragen, Alles in buntem Wechſel, wie es Jahr für Jahr mit ſich bringt. Alle die bedeutenden Namen, deren wir ſchon gedacht, ziehen da an uns vorüber: Grotius, de Witt, die beiden Huyghens, Voetius, Coccejus, Tromp, de Ruyter, Waſſenaer, die beiden Voß, Barläus; dazu die regierenden Fürſten und Potentaten dieſer Zeit: Kaiſer Ferdinand III. und Leopold I., Chriſtian von Schweden, Karl X. von Schweden, Friedrich III. von Dänemark, die Päpſte jener Zeit von Urban VIII. bis zu Clemens IX., der Protector Cromwell, Karl II. von England, die Statthalter Wilhelm II. von Oranien, Moritz von Naſſau, der kriegeriſche Biſchof Chriſtoph Bernard Galen von Münſter. Aber wie in Dante's Geſängen miſcht ſich in die glänzende Proceſſion weltgeſchichtlicher Geſtalten das Bürgerthum in all ſeinen Schattirungen, wie es nur in Republiken zur Geltung kommt, in Monarchien vor den Sternen höherer Ordnung meiſt verſchwindet. Ja, Vondel bringt weit mehr als der große Florentiner in's Volk herab. Da erſcheinen neben den feierlichen Bürgermeiſtern und Schöffen, Geſandten und Diplomaten, Biſchöfen und Theologen Leute von allen Ständen, Altern und Berufsklaſſen: Muſiker und Maler, Ärzte und Juriſten, Mathematiker und Phyſiker, Land- und Seeoffiziere, Handelsleute und Grundbeſitzer; junge Brautleute, die Hochzeit halten; alte Bürger, die ein Jubeljahr feiern; Studenten, die doctoriren; Mädchen, die den Schleier nehmen; Prädicanten, die Katholikenhetze treiben; Ordenspriester, die nach mühevollem Wirken das Zeitliche ſegnen; Beamte, die nach Oſtindien abgehen; Krieger, die von Candia wiederkehren.

Digitized by Google

Und das ſind nicht Lieder eines demagogiſchen Strebers, der nur im Intereſſe der eigenen Eitelkeit irgend welcher Coterie dient: es ſind die Lieder eines ſchlichten Mannes, eines ehrwürdigen Greiſes, der in guten und böſen Tagen ganz in und mit ſeinem Volke lebt, deſſen Intereſſen von den höchſten und würdigſten Geſichtspunkten auffaßt, das Vaterland um Gotteswillen liebt, neidlos alles Gute und Große anerkennt, Niemand verachtet, in der beſcheidenſten Lebensſtellung ſich glücklich fühlt, von ganzem Herzen demokratiſch denkt und dichtet, für den ſchlichteſten ſeiner Mitbürger ebenſo gut ein Lied hat, wie für die Häupter und großen Männer ſeiner Republik.

Die Zahl dieſer kleineren Dichtungen, von der Converſion Vondels bis zu deſſen Tode, mag zwiſchen 400 und 500 betragen. Er hat wohl deren noch mehr verfaßt, die dem Fleiße der Sammler entgingen. Das religiöſe Element iſt dabei lange nicht ſo ſtark vertreten, als das weltliche, was aber gar nicht befremden kann und noch viel weniger auf eine Abnahme des religiöſen Eifers hindeutet. Wie früher, waren es meiſt bibliſche Stoffe, die er in ſeinen Dramen behandelte; religiöſe Stoffe, die er in ſeinen langen Lehrgedichten ausführte, die er als ſeine Hauptarbeit auffaßte und bevorzugte. Dazu überſetzte er in dieſer Zeit das ganze Buch der Pſalmen in den mannigfaltigſten gereimten Versmaßen, ſo lebendig, ſchwunghaft, reich in Sprache, Reim und Formvollendung, daß man ſein Pſalterium, der Königin Chriſtine nach deren Converſion zugeeignet, füglich als Kern ſeiner religiöſen Lyrik betrachten könnte. Daran reihen ſich Überſetzungen der ſchönſten Lobgeſänge des Breviers, wie des Benedictus, des Magnificat, des Stabat Mater, Paraphraſen des Vaterunſers und des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, und einige ſehr innige Betrachtungen zum Leiden Chriſti: „Gethſemane“ oder Engelstroſt und „Ecce homo“. Legendenartig gemüthlich iſt die

Einſame Andacht in den Faſten.

Ein ſtiller Klauſenar
Nahm ſeiner Horen wahr,
Wo 's Bächlein ſpiegelklar
  Längs ſeiner Zelle fließt,
Den Kleegrund glättend netzt,
Die dürren Lippen letzt,
Den Buſch in Saftſtrom ſetzt
  Und mild begießt.
Da geht er ſorgenlos.
Doch was taucht, hehr und groß,

Digitized by Google

Dort fern im Waldesſchooß
Auf wie ein Dom?
Andächtig, liebentbrannt
Dringt ſein Blick unverwandt,
Bogengleich, ſtraff geſpannt
Hoch über'n Wolkenſtrom,
Wo Engelein ſingen,
Muſiciren und klingen
Und tanzen und ſpringen
Um Gott, ihre Sonne, ihr ſeliges Loos:
„O Jubel, o Luſt, wie reich, wie groß!"

Nun faß, nun ſprang er was,
Nun flehr', nun ſang er das,
Schrieb wohl ein Blatt und las.
Dann pries ſein Mund
In Weiſen, ſüß und mild,
Gott, ſeiner Hoffnung Schild,
Der Flammen noch ſo wild,
Löſcht aus zur Stund'.
Dann ſprach er wohlgemuth:
„Kenn' dich, Geſpenſterbrut,
Schreckgeiſt, der nimmer ruht.
Mit Gottes Wort
Nach langer Faſtenfriſt
Den Herren Jeſus Chriſt
Mit Pracht und Höllenliſt
Drängteſt an Bord.
Wie du Alles auch mengelſt,
Uns lockeſt und gängelſt,
Dein Antlitz verengelſt:
Der Neid biſt du, Ausgeburt hölliſcher Qual.
Pack' dich! Ich begehr' nicht den gift'gen Pokal!

„Kenn' deine Poſſen gleich,
Sind nur ein Gaukelſtreich;
Höll' iſt dein Himmelreich,
Voll Weh, voll Pein.
Du hüllſt den Stein in Gold,
Prüfſt mich gar fein und hold,
Man geizt nach deinem Sold.
Doch Stein bleibt Stein.
Die Koſt iſt viel zu rauh;
Wird's auch dem Leibe flau:
Manna wähl' ich und Thau.
O plumper Fund!
Thor, wer in's Netz dir geht!
Kieſel ſind kein Banket;
Leckeres Mahl nur weht
Lockend zum Mund.

Pech dampfſt du und Kohlen,
Geh' anderswo johlen,
Geh' Andere dir holen!
Gott's Knecht hält treu ſich, einfältig und recht
Zu Jeſus und kämpfet mit ihm ſein Gefecht.

„Böt'ſt du mir noch ſo viel,
Als einſt im Bergſchauſpiel,
Als ohne Maß und Ziel
Stolz beut die Welt:
Nichts will ich, nichts davon,
Nicht ſüßer Freude Lohn,
Nicht Ruhm, Palaſt und Kron',
Alles zerfällt.
Wolluſt ſei mir dieß Buch,
Dieß Plätzchen mir genug,
Das Stumme macht mich klug
Mit trautem Klang.
Da ſchützt mich Gottes Hut,
Sein Geiſt, das höchſte Gut,
Flammet mit Lebensgluth
Durch meinen Sang.
Magſt, Welt, du entſchweben,
Jeſus iſt mein Leben,
Will Alles mir geben,
Der Herr und ſein Kreuz, ſie halten hier Wacht —
Das Traumbild der Hölle zerſtiebet in Nacht."

Wie übrigens unter den profanen, ſo ſind auch unter den geiſtlichen Gedichten die meiſten Gelegenheitsgedichte. Sind jene der Widerhall des großen politiſchen und bürgerlichen Lebens, das die mächtige Weltſtadt belebte, ſo ſind dieſe der ſanfte Wiederſchein des katholiſchen Lebens, das mitten im babyloniſchen Wirrwarr der proteſtantiſchen Secten, neben dem emporkeimenden Unglauben ſtill und unſcheinbar, aber mächtig und ſegensvoll emporblühte und einen immer anſehnlicheren Kreis der Amſterdamer Bürgerſchaft mit den Intereſſen und Schickſalen der katholiſchen Weltkirche verknüpfte. Sie führen dem katholiſchen Leſer ein ähnliches, freundliches und tröſtliches Bild vor, wie es die katholiſche Kirche heute vielfach in großen, vorherrſchend heteroboxen oder ungläubigen Großſtädten darbietet. Sie iſt die Beraubte, Entwürdigte, Verſchmähte, geſetzlich Verbannte. Nur ihr wird, bei allgemeinem Ruf nach Freiheit, die Freiheit beſchränkt und verkümmert. Sie, die einſt ganz Europa als Königin mit tauſend Wohlthaten überhäufte, ſchleicht jetzt als dienende Magd in den Straßen herum und wird nur darum geduldet, weil ſie Armen, Verlaſſenen, Leidenden

Digitized by Google

die Hilfe spendet, die sonst Niemand spenden will. Aber sie ist da, spendet Wohlthaten aller Art mit voller Hand aus; zieht, im allgemeinen Verfall und in der Zersplitterung der religiösen Überzeugungen, die edleren Gemüther, die klareren Geister erst vereinzelt, dann zahlreicher an sich; wächst unter stetem Kreuz und vielfacher kleinlicher Verfolgung; mehrt sich durch Bekehrte, durch Verbannte und Auswanderer, durch Glaubensboten, die eigener Opfergeist zur Verbreitung des Evangeliums antreibt; entwickelt, obwohl von allen Seiten gehemmt, die mächtige Triebkraft, die sie schon in den ersten Jahrhunderten in den Großstädten der Römer entwickelte, und zeitigt die schönsten Blüthen christlicher Vollkommenheit und heldenmüthigen Opfersinns.

Das ist das wohlthuende Bild, das uns aus Vondels religiösen Gelegenheitsgedichten entgegenleuchtet. Noch am 27. Januar 1651 beschlossen die Generalstaaten, welche soeben die Oranische Statthalterschaft abgeschafft hatten, daß die reformirte Religion gemäß der Synode von Dordrecht auch fürder Staatsreligion bleiben und alle gegen die Katholiken erlassenen Ordonnanzen in Kraft bleiben sollten. Und doch lebten Katholiken, eifrige Katholiken durch das ganze Land hin. Katholische Missionäre, Weltpriester und Mitglieder verschiedener Orden wirkten in allen Provinzen. Keine Chikanen bigotter Staatsbeamten vermochten sie wegzuscheuchen, keine Macht der öffentlichen Meinung vermochte ihre Thätigkeit aufzuhalten. Die Zahl der Katholiken wuchs stetig und ihr Eifer nahm zu. In Amsterdam wirkten ausgezeichnete Priester, wie der Pfarrer Leonhard Marius, die Jesuiten Peter Laurens und Augustin van Teylingen, der Convertit Nihusius[1]. Söhne braver und begüterter Familien folgten dem Priesterberuf und gingen nach dem nachbarlichen Löwen, um dort ihre Studien zu machen und nach Vollendung derselben als Apostel in ihre Heimath zurückzukehren. Edle Töchter solcher Bürgerfamilien, denen Reichthum und Schönheit die glänzendsten irdischen Aussichten eröffneten, entsagten der Welt und weihten sich in verschiedenen Orden dem Dienste Gottes. Angesehene Bürger standen für die Interessen der Kirche ein, folgten den kirchlichen Ereignissen mit innigster Theilnahme und befanden sich in regem Verkehr mit ihren unmittelbaren Seelsorgern, auch direct mit dem apostolischen Stuhl. Kurz, Rom war auch in Amsterdam, und Vondel war auch der Sänger dieser

[1] S. Räß, Convertiten, V. 97 ff.

Digitized by Google

katholiſchen Kreiſe, wie er in der Öffentlichkeit für ihren bedeutendſten Repräſentanten galt.

Wer ſich in die Zeitlage hineindenkt, wird nicht ohne Rührung die vielen liebevollen, glaubensfreudigen Herzensergießungen leſen, mit welchen der echtkatholiſche Dichter bis in's Greiſenalter hinein ſeine Glaubensgenoſſen ermuthigte: wie er bald einen Studenten der Theologie für den Kampf begeiſtert, der ſeiner harrt; bald einem neugeweihten Prieſter herrlicher, als es die ſchönſte Feſtrede könnte, die Größe und Erhabenheit der empfangenen Würde und des euchariſtiſchen Opfers auseinanderſetzt; bald einer frommen Braut Chriſti den Ruhm einer hl. Agnes oder einer hl. Clara beſingt, oder das Glück der religiöſen Gelübde mit einer Innigkeit erhebt, die an die mittelalterlichen Dichter des Franciscanerordens, an Spee und Balde erinnert. So ſingt er z. B. bei der Einkleidung ſeiner Nichte Anna Bruiningh im Kloſter der armen Clariſſen zu Brüſſel:

„Wenigen hat Gott verliehen,
All', was Herz und Aug' entzückt,
In dem Lenze ihres Lebens
Gott zu weih'n, das ew'ge Wort,
Jeſu rechte Hand zu trauen,
Ihm zu folgen unter's Kreuz,
Ohne Umſeh'n, ohne Reue,
Still, gehorſam, arm und keuſch,
Nachts zu beten und zu wachen
Auf dem Berg, dem keuſchen Mund
Süßen Wohlſchmack zu verſagen,
Immer gottgetroſt und froh,
In Gedanken ſtets erhoben
Zu des Himmels Heiligthum,
Voll Vertrauen dein zu harren,
Auf der Seelen Bräutigam.
Solch ein Loos, das allerſchönſte,
Solch ein köſtliches Juwel
Iſt jetzt Anna zugefallen
Aus des Himmels reichem Schooß;
Cherubine, Seraphine
Steigen nieder, um der Maid
Feſttag glänzend zu beſtrahlen,
Da ſie rüſtig, froh im Geiſt,
Nach Franciscus' ſtrenger Regel
Folgt der heil'gen Clara Spur,
Freudig hintritt zum Altare,
Wie von ſüßem Minnepfeil
Aus den Höh'n in's Herz getroffen."

Digitized by Google

All die erwähnten Männer: Marius, Teylingen, Laurens, Nihusius, hat Vondel in seinen Gedichten verewigt. In herzlichem Trauerlied klagt er um den verstorbenen Provikar und Erzpriester Heinrich Bleß. Dankbar setzt er dem seeleneifrigen Jesuiten Halman die Grabschrift:

„Hier ruht nun Halman, der nicht Ruhe kannte,
Bis seines Eifers Gluth im Tod erlosch."

Bewundernd feiert er die Kunstfertigkeit des durch seine Blumenmalerei berühmten Laienbruders Daniel Seeghers; munter fordert er den angehenden Theologen Wandelman auf, ein muthiger Vertheidiger der katholischen Wahrheit zu werden:

„Onder 't piepen, brullen, bassen
Vlammen-spuwen en grimassen
Van 't veelhoofdig helsch gespan,
Wandelt wakkre Wandelman,
Zonder haar of nop te zengen,
Met een zucht, om elk te brengen
In Gods heillicht, daar men niet,
Niet dan God en klaarheid ziet."

„Einmal römisch geworden," sagt van Lennep, „war es klar, daß Vondel, wie alle Convertiten, für die Lehre einstand, welche für die orthodoxeste galt, und so viel mehr zu jener Partei hinüberneigte, die man heute gewöhnlich die ultramontane nennt, als zu ihren Gegnern." Das ist durchaus wahr, wenn man sich den Ultramontanismus nicht als Partei denkt, sondern als jene schlichte, einfache, kirchliche Gesinnung, mit welcher alle treuen Katholiken von jeher den apostolischen Stuhl als Mittelpunkt der kirchlichen Einheit, als unfehlbaren Lehrstuhl der Wahrheit, als Sitz der höchsten geistlichen Machtfülle verehrten; jene schlichte, kindliche Gesinnung, mit welcher die Gesellschaft Jesu gleich den andern religiösen Orden allzeit die Rechte und Prärogative des Papstthums vertheidigt hat. In diesem Sinne war Vondel recht ultramontan, recht jesuitisch.

Eine ganze Reihe von Gedichten und eine Menge von Stellen in seinen größeren Arbeiten bezeugen diese innige Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl. Sämmtlichen Päpsten, die während seines langen Lebens denselben innehatten: Urban VIII., Innocenz X., Alexander VII., Clemens IX., Clemens X., hat er durch feierliche Loblieder, Grabgesänge, Widmungen seine Ehrfurcht ausgedrückt; an Clemens X. unterzeichnete der 83jährige Greis, da ihm die Ärzte das Dichten verboten

Digitized by Google

hatten, wenigstens eine Ergebenheitsadresse. Aus seinen Liedern spricht der innigste Glaube an die göttliche Einsetzung und die erhabene Weltbestimmung des Primats, die größte Begeisterung für die päpstliche Machtfülle und für die Unfehlbarkeit des im Papst fortlebenden Apostelfürsten.

Eine andere Reihe kleinerer Dichtungen feiert den vielgehaßten und vielgeschmähten Orden der Gesellschaft Jesu; ihren Stifter Ignatius von Loyola; den großen Apostel Indiens, den hl. Franz Xaver; den edeln Freund Karls V., Franciscus von Borgia, der die herzogliche Krone mit jener der Demuth vertauscht; den gelehrten Athanasius Kircher, den „Ödipus der Hieroglyphen"; den Orden selbst, als Leuchtthurm der Irrenden in sturmbewegter Zeit; die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu in der Republik Venedig, aus welcher sie durch die Ränke Sarpi's und anderer Feinde fünfzig Jahre (1606—1657) ausgeschlossen war.

Gewissermaßen den Übergang von der religiösen zur politischen Gelegenheitsdichtung bilden drei Kreise von Gedichten, in welchen beide Elemente vereint erscheinen. Die Heldin des ersten ist die berühmte Königin Christine von Schweden, deren freundschaftliche Beziehung zu Grotius den Dichter schon zu mehreren Gedichten inspirirte, deren Conversion, Thronentsagung und Romfahrt vor Allem seine mächtigste Begeisterung wachrief. Einen zweiten Kranz von Gedichten von schon vorherrschend politischem Gepräge bilden jene, welche den Seekämpfen der Venetianer gegen die Türken gewidmet sind. Eine kleinere Anzahl von Gedichten endlich verherrlicht das heilige römische Reich deutscher Nation, dessen Aufgabe und Weltstellung er ganz im großartigen Sinne des Mittelalters auffaßt. Der Kaiser ist ihm noch der erste und erhabenste Fürst im Rath der europäischen Mächte, der gottgesetzte Schirmherr der Kirche, der Schiedsrichter der christlichen Völker, der Mittelpunkt ihrer Familie, ihr Anwalt und Oberfeldherr gegen die feindliche Gewalt des Islams. Voll von dieser hehren Aufgabe des deutschen Kaiserthums, begrüßt er in einer Epistel an Nihusius die Wahl Leopolds I. zum römischen König, gibt dem Prinzen Moritz von Nassau, der für Kur-Brandenburg 1657 zur Kaiserwahl zog, seine poetische Instruction mit und huldigt dem neuen Kaiser Leopold I. in herzlichem Lied:

Digitized by Google

Auf die Krönung des römiſchen Königs und Kaiſers Leopoldus, allzeit Mehrer des Reiches.

Laßt den rhein'ſchen Birkenmeier[1] kreiſen nun, wie ſich's gebührt!
Denn des Reiches Fürſten haben einen Kaiſer uns gekürt.
Goldgeſchmückt, im Krönungsmantel ſteht der Sohn des Ferdinand,
Mit des Reiches heil'gem Scepter, mit des Apfels Diamant.
Grüßet froh die junge Sonne, die im Oſten ſich erhob,
Da die alte uns verblichen, Schreckensnacht das Reich umwob.
Seht am Mainſtrom hell ſie ſtrahlen und vergolden Stadt und Land:
Nacht und Nebel, Streit und Hader flieh'n von dem beglückten Strand.
Türken und Tataren ziehen jeder heim, es weicht die Noth
Und was dunkler, ſchreckensvoller Deutſchland mit dem Fluch bedroht'.
Leopoldus ſchmückt die Krone mit der Ahnherrn Majeſtät,
Würd'ger Väter Muth und Weisheit ſeiner Kraft zur Seite ſteht.
Byzanz ſtarrt darob erſchrocken; doch die Donau rauſcht beglückt,
Freudig läuten rings die Glocken, und der Rheinſtrom jauchzt entzückt.
Alles jubelt, Alles jauchzet, hofft, vereint zum Freudengruß
Froher Jahre, gold'ner Zeiten Freude, Frieden, Überfluß.
Herrlich ragt, wie Deutſchlands Eichen, durch der Zeiten Sturmgebraus,
Sohn des Ferdinand, dein Stammbaum, dein ehrwürdig Kaiſerhaus.
Laß auch uns, Bataviens Söhne, unten weit am fernen Rhein
Deiner Macht und deines Sieges, deines Segens theilhaft ſein!

A. Baumgartner S. J.

Die Reform unſerer Gymnaſien.

XI. Die Heranbildung praktiſcher Schulmänner.

Wir haben in der vorhergehenden Abhandlung gezeigt, daß der heutige Bildungsgang der Lehramts-Candidaten uns im beſten Falle Gelehrte, in den wenigſten Fällen praktiſche Schulmänner liefert.

Nun aber gilt vom Lehrer das Nämliche, wie vom Gymnaſiaſten: Nicht ein großes Maß des Wiſſens, ſondern die Fertigkeit im Können gibt den Ausſchlag. Wie oft haben ſich Männer, die ein glänzendes Staatsexamen abgelegt hatten, nachher als mittelmäßige Praktiker bewährt, weil ſie ihr Wiſſen den Knaben nicht methodiſch vermitteln konnten![2]

---

[1] Ein Pokal aus Birkenholz.

[2] Der Verfaſſer der ſchönen Artikel „Leben und Schule" in den hiſtor.-polit. Bl. (Bd. X S. 335) führt als Hauptgebrechen der modernen Schule an „die mangelhafte

Digitized by Google

Man iſt von dem Irrthume F. A. Wolfs ausgegangen, daß es für den Gymnaſiallehrer eine eigene „Alterthumswiſſenſchaft“ gebe, die man auf der Univerſität, wie Rechts- und Heilkunde, ſtudiren müſſe, und ſo iſt man auf eine eigene „philoſophiſch-philologiſche“ Facultät verfallen, welcher ſo ziemlich alle jene Hochlehrer, die man ſonſt nicht unterbringen kann, eingereiht werden. Hier ſoll ſich der künftige Lehrer durch ein Labyrinth von theoretiſchen Hilfsfächern winden und ſich mit einem Wiſſen anfüllen laſſen, das er ſpäter zum kleinſten Theile verwerthen und, ſoweit er es nöthig hat, viel leichter ſelbſt erwerben kann. Aber es handelt ſich ja gar nicht um die graue Theorie und die ars longa, ſondern um die Praxis und die vita brevis. Für einen begabten jungen Mann iſt es leicht, in kürzeſter Zeit in den Geiſt und die Methode philologiſcher Studien einzudringen; aber „ſelbſt iſt der Mann“! Er muß durch Selbſtſtudium unter Anleitung eines erfahrenen Mannes das Nöthige erringen [1]. In dieſem Geiſte hatte J. G. J. Hermann ſeit 1834 die Direction des philologiſchen Seminars zu Leipzig geführt, wie er ſchon vorher als Profeſſor darauf drang, das eigene Urtheil der Candidaten in engerem Kreiſe des Forſchens zu wecken und zu ſchärfen, Gründlichkeit und Geſchmack in Betreibung der philologiſchen Studien zu verbreiten. So wurden ſeine Schüler tüchtige Schulmänner, nicht weil, ſondern obgleich ſie auf der Univerſität geweſen waren; denn nicht durch die Vorleſungen, ſondern durch eine entferntere Oberleitung ihrer Privatſtudien und durch den Anſtoß zu ſelbſteigener Thätigkeit wurden ſie oft in wenigen Semeſtern ſoweit gefördert, daß ſie mit Ehren ein Schulamt antreten konnten.

Ausbildung der Lehrer ſelbſt, von welchen mehrere nur wie akademiſche Docenten ſich zu verhalten wiſſen, andere ohne alle Lehrgabe unterrichten, und nicht wenige von der Erziehung der Jugend ſo viel wie nichts verſtehen, was nicht ſelten auch an ihren eigenen Kindern wahrzunehmen iſt. Meiſtens ergibt ſich am Ende der langen Mühe eine einſeitige Verſtandesbildung (nicht einmal!), in deren Gefolge nur zu häufig die Flachheit, der Dünkel und Unglaube ſich einzuſtellen pflegen. Auch der Gewinn an Kenntniſſen ſteht mit der darauf verwendeten Zeit in keinem günſtigen Verhältniſſe, und erfahrene Lehrer ſelbſt bekennen, daß bei einer zweckmäßigeren Einrichtung und Methode dieſelben oder noch beſſere Reſultate leichter in vier als jetzt in acht Jahren zu erreichen wären“.

[1] „Nur wer ſich mit eig'nen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad ſchafft,
Kann den Kranz ſich dauernd heften —
Kunſt iſt keine Kameradſchaft.“ Lenau.

Digitized by Google

Hieran haben wir einen deutlichen Fingerzeig, wie der praktische Schulmann herangebildet werden muß, und wir freuen uns, mit dieser Anschauung nicht allein zu stehen. In den „Neuen Jahrb." (1878, S. 384) schließt ein erfahrener Verfasser seine Vorschläge für die „Bildung des jungen Philologen" mit den Worten: „Meine Meinung ist, daß die Philologie keine Alterthumswissenschaft, ja überhaupt keine Wissenschaft (à la F. A. Wolf) sei, sondern daß sie eine Thätigkeit sei, nennen wir es künstlerische Thätigkeit, welche den Zweck hat, durch eigene Arbeit den Geist des Alterthums in seinen hervorragendsten Erzeugnissen, der Sprache und der Literatur, kennen zu lernen. Die Studienzeit ist dazu bestimmt, zu dieser Kunst eine Anleitung und in derselben die nothwendige technische Übung zu geben, den jungen Mann Geist, Methode und Ziel seiner Thätigkeit kennen zu lehren, ihn in eine bestimmte Richtung einzuweisen und vor falschen Wegen zu hüten. Da hierzu nicht bloß Belehrung nöthig ist, sondern auch Vorbilder, so wird die Anleitung ihm solche Vorbilder aufstellen, und überhaupt den Geist des eigenen, freien, selbständigen Arbeitens in ihm erwecken. Und da die alten Sprachen sich der Seele nicht besser einpflanzen, als durch den lebendigen Gebrauch ihrer, so wird es gut sein, wenigstens eine dieser Sprachen bis zum freiesten Gebrauch einzuprägen."

Die zwei Angelpunkte, um welche sich die philologische Bildung tüchtiger Schulmänner drehen muß, sind das Wissen und das Können, aber beide so in einander verflochten, daß sie sich gegenseitig tragen: das Wissen soll nicht ein passives Aufnehmen des von Anderen Errungenen, sondern die Frucht des eigenen Thuns und Könnens sein; und dieses eigene Erzeugniß befähigt den jungen Mann, den Gang der selbstgemachten Arbeit auch dem Knaben beizubringen. Was ich als fertige Waare von einem Anderen geschenkt erhalten habe, kann ich einem Dritten nur wieder als Geschenk geben; was ich selbst hervorgebracht habe, darin kann ich auch Andere unterrichten, daß sie es ihrerseits hervorbringen können. So wenig Jemand durch Vorlesungen über Farben, Formen und Anatomie zum Maler wird, so wenig wird ein junger Mann durch das Anhören akademischer Vorträge über Philologie zum Schulmanne.

A. Das Wissen.

Wir setzen natürlich Lehramts-Candidaten voraus, welche ihr sechsjähriges Gymnasium und dreijähriges Lyceum mit Ehren durchlaufen

Digitized by Google

und die verschiedenen Jahresprüfungen anstandslos bestanden haben. Eine derartige Bildung möchte wohl für das Lehramt in den untersten Klassen des Gymnasiums ausreichen; aber es ist immerhin ein solches Maß des Wissens beim angehenden Lehrer wünschenswerth, daß er vorkommenden Falls ohne zu langwierige Vorbereitung in den sämmtlichen Gymnasial-Klassen mit Nutzen unterrichten kann.

Nämlich einer der beklagenswerthesten Übelstände an unserer Neuschule ist der endlose Wechsel der Lehrer und der Schüler, über welchem jede Geistes- und Charakterbildung der Jugend bitteren Schaden leidet; ein Wechsel, welcher dort am großartigsten auftritt, wo er am nachtheiligsten wirkt, an den größeren Gymnasien. So berichtet W. Gebhardi über das achthundert Schüler und siebenundzwanzig Lehrer zählende Gymnasium zu Posen[1]: „Von den 800 Schülern bekommt der einzelne Lehrer nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil auf eine kleine Spanne Zeit in seine Behandlung; sie gehen zu schnell und zu häufig von Hand zu Hand. Wie viel lohnender und erfolgreicher muß die Thätigkeit eines Lehrers sein, der beispielsweise seine Schüler in dem wichtigsten Unterrichtszweige der Gymnasien, dem Latein, vier Jahre in den beiden obersten Klassen ausbildet und durch die Pforten der Anstalt bis zum Übergang auf die Hochschule begleitet, als der Zustand, wo der Schüler denselben Unterricht in der gleichen Zeit mindestens bei vier verschiedenen Lehrern durchmacht! Dieser Umstand kann für die Resultate am Schluß unmöglich segensreich sein."

Nun ja, diese Einrichtung hatte bestanden, bevor ein unsäglich abhängiges Beamtenthum sich der Gelehrtenschule bemächtigte und diese in eine verwickelte Bildungsfabrik umgestaltete: das Aufsteigen des Lehrers mit seiner Klasse war ehedem in allen nur möglichen Fällen stehende Sitte. Auch die Ratio studiorum schreibt den Provincialen vor, daß die Lehrer mit jener Klasse beginnen sollen, welcher sie an Wissen überlegen sind, damit sie auf solche Weise jährlich mit einem Guttheil ihrer Schüler zur höheren Klasse mitaufsteigen können[2]. Es wäre nun das denkbar Vollkommenste, wenn jeder Lehrer seine Klasse von Anfang bis Ende des Gymnasial-Cursus begleiten könnte; weil dieß jedoch bei der Verschiedenheit der Begabung in den seltensten Fällen durchführbar ist,

[1] „Neue Jahrbücher", 1877, S. 407 f.

[2] Reg. prov., n. 29: „Curandum etiam, ut nostri initium docendi faciant ab ea schola, qua superiores scientia sint, ut sic quotannis ad altiorem gradum cum bona parte suorum auditorum possint ascendere."

Digitized by Google

ſo muß der Wechſel des Lehrers doch nach Kräften vermindert, daher jeder Candidat für die ſämmtlichen Gymnaſial-Klaſſen vorgebildet werden.

Aber von wem? Sicher nicht von Univerſitäts-Profeſſoren; denn ſie können wohl akademiſche, aber nicht leicht Gymnaſial-Lehrer heranbilden, beſonders da Männer wie Hermann ſehr ſelten auftreten. Wie im Gegentheile jeder Handwerker von einem Meiſter ſeines Gewerbes, ſo muß der Lehramts-Candidat von einem bewährten Manne ſeines Faches in das künftige Amt eingeleitet werden. Aus dieſem Grunde halten wir wenig von den mit Univerſitäten verbundenen philologiſchen Seminarien, nicht bloß weil ſie zu akademiſch ſind, ſondern auch weil ſie keine Sicherheit für die perſönliche Erziehungstüchtigkeit ihrer Schüler bieten. Sind doch unſere Univerſitäten großentheils vom religiöſen Nihilismus angeſteckt und außer Stande, chriſtliche Schulmänner zum Heile der ſtudirenden Jugend zu liefern. Vor Allem müßten wir Katholiken ſchmerzliche Einbußen in kirchlicher Beziehung fürchten, wie neueſte Erfahrungen beweiſen [1]. Mehr als jedes andere Amt fordert jenes des Gymnaſial-Lehrers eine Hingabe und einen Opfergeiſt, wie ſie nur auf dem Boden eines lebendigen Glaubens gedeihen. Weder in theoretiſcher, noch in praktiſcher, noch in religiöſer Beziehung können wir daher dem künftigen Schulmann den Beſuch einer Univerſität oder eines mit ihr verknüpften philologiſchen Seminars empfehlen.

Der angehende Schulmann muß von einem bewährten Schulmanne herangebildet werden.

Der Gymnaſialplan der Geſellſchaft Jeſu fußt auf einer Erfahrung von Jahrhunderten und aus allen Himmelsſtrichen; er aber ſchreibt den Provincialen vor, zur Heranbildung junger Gymnaſial-Lehrer in jeder Provinz zwei bis drei in dieſem Fache bewährte Schulmänner zu beſtimmen, welche ſich ausſchließlich mit dieſem Amte beſchäftigen ſollen [2].

---

[1] „Daß überhaupt eine weſentlich beſſere Ausbildung der Gymnaſiallehrer durch die in Vorſchlag gebrachten, vom Staat anzulegenden Seminarien zu erreichen ſei, möchten wir ſchon deßhalb nicht zu behaupten wagen, weil in der That nicht einzuſehen iſt, warum aus ſolchen Anſtalten heilſamere Reſultate für die Gymnaſien ſich ergeben ſollen, als aus den verunglückten Schullehrer-Seminarien für die Elementarſchulen hervorgegangen ſind.“ Hiſtor.-polit. Bl., Bd. X S. 339.

[2] Ratio studiorum, Reg. prov., n. 22: „Ad conservandam humaniorum literarum cognitionem et magistrorum veluti seminarium fovendum, binos minimum aut ternos habere studeat in provincia his literis et eloquentia praestantes. Quod consequetur, si ex iis, qui ad haec studia idonei propensique sunt, non-

Digitized by Google

Hier haben wir bis auf's Wort das ächte „Seminar", nur heißt es nicht philologiſches, ſondern Seminarium magistrorum, und wird nicht von Hochlehrern, ſondern von erprobten Schulmännern des Gymnaſialfaches geleitet.

Jedem Unbefangenen muß es in die Augen ſpringen, daß dieß der einzig natürliche Weg zur Gewinnung fähiger Lehramts-Candidaten iſt. In jeder Provinz gibt es einige ältere Lehrer, die für das Schulamt kaum noch die nöthige Geiſtesfriſche und Körperkraft beſitzen, die aus naheliegenden Gründen die Penſionirung nicht nachſuchen, die jedoch ganz ausgezeichnet für die Leitung eines Seminars wären. Zwei Männer dieſer Art würden hinreichen; ſelbſtverſtändlich müßte die von ihnen geleitete Anſtalt mit einem größeren Lyceum verbunden ſein, ſo daß das Leben und Wirken der Lehrer und Schüler, das Ziel und der Geiſt der Gymnaſial-Bildung ſtets verkörpert vor den Blicken der Studirenden ſtänden, auch die nöthigen literariſchen Hilfsmittel zur Hand wären.

Und nach welcher Methode müſſen die Seminariſten geſchult werden? Nicht durch das Hören von Vorleſungen, ſondern durch ein ſolides Selbſt-Studium unter der freien Oberleitung der genannten Vorſtände [1]. Der junge Mann, der ſich zum Gymnaſial-Lehramt vorbereitet, muß ſein Latein und Griechiſch nebſt der Geſchichte ſo ſtudiren, daß er ſeine Kenntniſſe bei den Knaben pädagogiſch verwerthen kann. Wie das Grundweſen des Gymnaſial-Unterrichtes darin beſteht, die jugendlichen Geiſter an der Hand des Lateins zum Können im richtigen Sprechen und Schreiben zu üben, ſo muß auch das Wiſſen des Lehrers eine Frucht des eigenen Thuns und Könnens ſein. Nicht was uns mühelos mitgetheilt worden, ſondern was wir ſelbſt, allerdings unter einer gewiſſen entfernteren Anleitung, erſtudirt haben, wird ſo ſehr unſer volles perſönliches Eigenthum, gleichſam ein integrirender Theil unſeres Ich, daß wir auch Andere darein einüben können, alſo Schulmänner ſind. In dieſem Geiſte iſt Hermann, eine ſeltene Ausnahme unter den Hochlehrern, vorangegangen.

„Hermann war namentlich, wie überall dem Schein, dem durch Vielwiſſerei erzeugten Schein von Gelehrſamkeit feind; gegen dieſen

---

nullos subinde huic rei dicare studeat ceteris facultatibus quantum satis est excultos, quorum opera ac sedulitate bonorum professorum genus quoddam ac tanquam seges ali ac propagari queat." Vgl. F. J. Buß, Die Geſellſchaft Jeſu. Mainz 1853. 2. Abth., S. 1517 ff.

[1] Vgl. Roth, Gymnaſial-Pädagogik, S. 285 ff.

Digitized by Google

Schein hat er ſich ununterbrochen mit großer Energie ausgeſprochen. Die wahre Gelehrſamkeit iſt nicht eine äußerlich erlernte oder geſammelte, ſondern eine mit Urtheil verbundene, in den eigenen Geiſt aufgenommene, zu einem Stück von uns ſelbſt gewordene. Eine ſolche Gelehrſamkeit, da ſie nicht ohne gründliches Studium, nicht ohne ein ſicheres Bewußtſein der Gründe der Überzeugung ſein kann, iſt nur in einem beſchränkten Kreiſe zu erwerben. Hermann hielt daher ſeine Zuhörer in einem eng begrenzten Raume feſt und nöthigte ſie, hier die geiſtige Kraft zuſammenzunehmen, zu üben und zu bilden. Das Erſte, was er von dem tüchtigen jungen Manne forderte, war die Wahrheit ſeines Wiſſens, die mit der Lauterkeit der Geſinnung Eins war. Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, welche ſich dieſer Pflicht des ſtrengen und mühſamen Suchens nach der Wahrheit zu entziehen ſuchten: gegen dieſe äußerte Hermann rückſichtslos ſeine Feindſchaft und Verachtung. Er verſchmähte auch den kleinen wohlerworbenen Gewinn nicht; er war überzeugt, daß auch in dieſem Kleinen ein Zuwachs der geiſtigen Kraft und der Geſinnung liege. So hat er eine große Zahl geiſtig tüchtiger, im Leben überall brauchbarer, in der Geſinnung feſter, ernſter und freier Männer gebildet, die wie er ſelbſt, der geiſtes- und willensſtarke Mann, die Wahrheit und Solidität ihres Wiſſens in Wort und That bekundet haben."[1]

Nicht das Vielwiſſen, ſondern das Vielkönnen und das ſelbſteigene Streben macht den guten Lehrer aus, darum muß er in dieſem Geiſte erzogen werden. Nicht als „vollendeter Gelehrter", wie unſere heutigen Prüfungs-Ordnungen vorausſetzen, ſondern als angehender Gelehrter ſoll er einmal die ihm angewieſene Klaſſe betreten, ſoll ſeine Aufgaben wohl vorbereiten, und zwar im Hinblicke gerade auf das Bedürfniß ſeiner

---

[1] Roth (S. 370) erzählt aus ſeiner eigenen Jugend Folgendes: „Es gab Lehrſtunden, wo der Lehrer, ſelbſt unvorbereitet, über die mangelhafte Vorbereitung der Schüler heftig ſchalt, und am Ende, wenn Keiner das ſeltene Wort kannte, ſelbſt an die verwerflichen und verbotenen Hilfsmittel appellirte. In ſolchen Lehrſtunden iſt dem Verfaſſer dieſes Abſchnittes Homer, den er für ſich eifrig zu ſtudiren begonnen hatte, Virgil und Terenz auf lange Zeit ungenießbar geworden. Lehrſtunden der Art ſind Pflanzſchulen aller unlauteren Neigungen und Gewohnheiten, nicht bloß durch die allerdings höchſt gefährliche Langeweile und den eigentlichen Unfug, der hieraus erwächst, ſondern auch durch die Unredlichkeit, die, von gewiſſenloſen und ſchwachen Lehrern faſt unmittelbar in dem Schüler erzeugt, oft, was das Ärgſte iſt, durch eine ſtille oder offene Übereinkunft zwiſchen den Schülern und einem ſolchen Lehrer geübt wird."

Digitized by Google

dießjährigen Schüler, ſoll überzeugt ſein, daß er in ernſtem Fleiße zuerſt das beſte Beiſpiel geben müſſe und niemals ausgelernt habe. Was hilft es im entgegengeſetzten Falle, wenn der Lehrer über die Vorbereitung auf ſeine Schulſtunden erhaben iſt, wenn er jahraus jahrein ſtereotyp ſeine beſtimmten Schablonen feſthält, bei dieſem Kapitel gerade dieſe Bemerkung, bei jenem dieſen „Witz" macht, wenn er zwar den Cäſar, aber nicht den Salluſt „kann"?[1] Dieſe unheilvolle Gattung von Lehrern kann nur vermieden werden, wenn der Candidat ſein ſprachliches Wiſſen und Können durch eigene ſaure Arbeit erringen muß, ſtatt das auf der Univerſität „Gehörte" papageienartig nachzuplappern.

In ſolchem Geiſte leſe und ſtudire der Candidat zunächſt die auf den Gymnaſien vorkommenden lateiniſchen und griechiſchen Auctoren, mit der Feder in der Hand und ſtets auf ſeine philologiſche Ausbildung bedacht; den Cornelius Nepos und Cäſar ganz, Livius großentheils, von Tacitus die Germania und die Annalen, von Cicero mindeſtens drei Reden mit Ausarbeitung der rhetoriſchen Analyſe, drei philoſophiſche Schriften und die Freundesbriefe; den Virgil und Horaz ganz, von Ovid die Fasti oder Metamorphoſen. Wir haben von dieſen Claſſikern derartige Ausgaben, daß das Anhören akademiſcher Vorleſungen über dieſelben rein überflüſſig erſcheinen darf. — Unter den Griechen iſt Homer vor Allem ganz zu leſen, da eine genaue Bekanntſchaft mit ihm jedem Schulmanne nöthig iſt, von Xenophon die Cyropädie und Anabaſis, von Herodot etwa zwei Bücher, die Staatsreden des Demoſthenes, einige Dialoge Platons, einige philoſophiſche Schriften des Ariſtoteles, von Sophokles drei Dramen, von Äſchylos und Euripides je eines mit genauerem Studium der Metrik. Dieß ſind freilich zunächſt nur Vorſchläge, die je nach den Bedürfniſſen des einzelnen Candidaten und nach dem Ermeſſen des Seminar-Directors modificirt werden müſſen; dieſer Letztere aber ſoll nur zu und in dem Studium anleiten, Fingerzeige geben, den Fleiß überwachen, unüberſteigliche Schwierigkeiten löſen, alſo nur leiten, nicht lehren.

Zudem muß auf ſchöne und fließende Überſetzung der Alten, beſonders der Dichter, gehalten werden, denn hieran erkennt man zugleich den tüchtigen Schulmann und den Philologen. Neben der ſoliden Lektüre muß das ſelbſtthätige Studium der Grammatik gehen, nicht in ſyſtematiſcher Ordnung, die nicht viel hilft, ſondern durch Studium

[1] „Noctes scholasticae" in den „Neuen Jahrbüchern", 1878, S. 382.

Digitized by Google

specieller Abschnitte bei vorkommenden Fällen und durch scharfe eigene Beobachtung, die bald zur Erkenntniß führt, daß man den gedruckten Grammatiken nicht unbedingt glauben darf. In derselben Weise ist auch das Sachliche in der classischen Literatur je bei vorkommenden Fällen, ja nicht nach Wolf'scher Weise als zusammenhängende „Wissenschaft", einzuprägen, weil sonst über dem realistischen Beiwerke leicht der eigentliche Zweck, eine tüchtige sprachliche Durchbildung, verloren ginge. Ebendasselbe gilt über die Literaturgeschichte der Alten und über die Stellung des jeweilig zu lesenden Schriftstellers in der gesammten Geistes-Entwicklung des betreffenden Volkes. Das ganze Gebiet der Erudition prägt sich in der angegebenen Weise am leichtesten und nützlichsten ein; etwaige Lücken lassen sich nach Bedürfniß im Verlaufe des Schulamtes selbst ausfüllen.

Es handelt sich vornehmlich im Seminar um einen ersten und nachhaltigen Anstoß zum emsigen Selbstforschen, welches den Grundton des künftigen Lehrerlebens abgibt, nicht um einen bureaukratischen Abschluß der Bildung in einem „Staats-Examen", nach welchem das Ausruhen auf den erworbenen Lorbeeren so nahe liegt, ein Verderben für die Schulen.

Da jedoch die Geschichte und die deutsche Literatur am Gymnasium nicht zu umgehen sind, so muß der Candidat in den beiden Gebieten wenigstens sich soweit umsehen, daß er sie einmal mit Ehren in der Schule geben kann, wobei nur zu bedenken ist, daß der Gymnasial-Lehrer zunächst nicht auf eine Stelle als ordentlicher Professor der Geschichte oder als Germanist an einer Universität reflectirt [1].

Dieser Kreis des Wissens, wie wir ihn hier vorschlagen, ist zwar nicht weitumfassend, geht aber desto mehr in die Tiefe und erfordert die volle Thätigkeit des jungen Mannes in einer Weise, die ihn an selbständiges und strebsames Arbeiten gewöhnt, daher eine unmittelbare Vorschule zum Lehramt ist [2].

---

[1] Auch Roth (S. 359) verlangt nur, daß der zu examinirende Candidat „von allgemeiner Geschichte und Geographie diejenige Kenntniß an den Tag legt, welche beweist, daß er sich zum Behuf des Unterrichts darin orientiren kann".

[2] An anderen Vorschlägen in Betreff der Lehrerbildung fehlt es bekanntlich nicht; ihre große Menge beweist zunächst, daß an dem bisherigen Studiengange Vieles auszusetzen ist, und in ihrer großen Mehrheit halten sie in der Hauptsache an dem heute Bestehenden fest. So schlägt H. Fischer (Die Reform der höheren Schulen. Greifswald 1876; s. „Neue Jahrbücher", 1876, S. 392 ff.) Folgendes vor: 1) ein volles Reifezeugniß ohne Compensationen; 2) eine nach Vollendung der Uni-

Digitized by Google

B. Das Können.

Das Lehramt erfordert eine Summe körperlicher und geistiger Eigenschaften, deren Nichtbeachtung sich später bitter rächt. Bei dem heutigen Bildungsgange der Candidaten jedoch wird hierauf viel zu wenig geachtet. Der Oberprimaner entscheidet sich so ohne Weiteres für „Philologie", hört darüber die nöthigen Vorlesungen, macht seine Lehrprüfung nebst Probejahr und überläßt einer dunklen Zukunft die Entscheidung darüber, ob er den Beruf zum Lehrer wirklich habe.

Wir dagegen möchten den Directoren der Lehrer-Seminarien vor Allem die Entscheidung überlassen, ob der Candidat jene Eigenschaften habe, ohne welche er niemals ein guter Lehrer sein kann. In körperlicher Beziehung muß er die entsprechende Kraft, gesunde Lungen und normale Nerven haben, wenn er nicht ein Kreuz seiner Schüler werden und sich selbst ein frühzeitiges Grab bereiten will. In Beziehung auf seelische Eigenschaften muß er in der Erkenntniß Klarheit und Deutlichkeit, im Charakter Selbstbeherrschung und edle Lebhaftigkeit besitzen, da ausgeprägte Phlegmatiker für das Lehramt kaum brauchbarer sind, als hastige Stürmer. Wir schweigen vorderhand von der unerläßlichsten Anforderung, dem christlich-gläubigen Verhalten und der Sittlichkeit des Lehrers, nicht aus Unterschätzung, sondern weil wir zu seiner Zeit ausdrücklich davon handeln werden [1]. In den früheren Zeiten, als noch

---

versitätsstudien zu bestehende rein-wissenschaftliche Prüfung bei der philosophischen Facultät ohne Rücksicht auf die Klassen, in denen Examinandus zu unterrichten wünscht; 3) einen mindestens einjährigen Cursus auf einem mit einer höheren Schule verbundenen und von deren Director, resp. Lehrern gebildeten Seminar; 4) Staatsexamen vor einer nur aus Fachmännern gebildeten Commission, welche nicht bloß die methodische Tüchtigkeit des Candidaten in Beziehung auf bestimmte Lehrfächer zu prüfen, sondern auch ganz besonders darauf zu sehen hat, ob derselbe sich des Zusammenhangs von demjenigen Lehrfache, in welchem er die facultas beansprucht, mit dem gesammten Organismus des Unterrichtes bewußt ist. — Sehen wir von dem zweiten Theile von Nr. 4 und seiner etwas unbestimmten Fassung ab, so nähert sich der Verfasser in Nr. 1 und 3, sowie im ersten Theile der Nr. 4 unserer Auffassung, kann sich aber von der akademischen Bildung nicht loswinden, weßhalb seine Vorschläge ziemlich eklektisch aussehen.

[1] Die feinfühlende Jugend, von welcher schon Juvenal sagt: „Maxima debetur puero reverentia", hat die Fehler des Lehrers rasch heraus und verliert dann schmerzlich jene Hochachtung vor dem Lehrer, welche gerade den besten Knaben am unentweihten Herde der Familie anerzogen war. Roth schreibt in seiner Gymnasial-Pädagogik (S. 370) aus eigener Jugendzeit (in dritter Person) die Worte: „Jene kindliche Achtung gegen die Lehrer, jener unbedingte Glaube an die Überlegenheit ihrer Einsichten und ihres Willens, den der Knabe von Hause aus mitbrachte, wurde

Digitized by Google

concrete Verhältniſſe und die Perſönlichkeit den Maßſtab lieferten, wählte der Director die paſſenden Schüler aus und bildete aus ihnen praktiſche Lehrer heran; ſeitdem von Oben herab Alles geregelt wird, gilt die erſte Rückſicht dem „Wiſſen", wie es ſich im Staats-Examen herausſtellt, und fragt man viel zu wenig darnach, ob der Mann auch zum Lehrer geboren ſei.

Und doch ſteht das Können, das natürliche und das erworbene Können, oben an, daher muß gerade es in der Lehrerbildung am allermeiſten befördert werden.

Schon die von uns vorgeſchlagene Studienweiſe des Candidaten hat das Können im Auge; er ſelbſt ſoll lernen und ſuchen, wobei er nicht von einem Theoretiker und bloßen Gelehrten, ſondern von einem bewährten Manne der Praxis geleitet wird.

Insbeſondere möchten wir noch folgende Vorſchläge machen:

Im Turnus haben die Seminariſten täglich eine Stunde lang einen lateiniſchen oder griechiſchen Auctor im eigenen Kreiſe und im Beiſein des Vorſtehers, etwa am Abende, in lateiniſcher Sprache zu erklären, worauf eine kurze Beſprechung über das Vorgetragene, Einwendungen der Zuhörer oder Bemerkungen des Dirigenten folgen. Manches in ſolcher Weiſe Gearbeitete leiſtet dem ſpäteren Lehrer in der Klaſſe gute Dienſte; die Übung ſelbſt aber ſchult auf alle Fälle zum Können.

Die Fertigkeit im Latein-Schreiben und -Sprechen muß auf jede Weiſe eingeübt werden, weil der vollkommenen Erkenntniß einer Sprache nur Jener habhaft wird, welcher ſie leſen, ſchreiben und ſprechen kann. Hierzu tragen lateiniſche Lehrvorträge, das Überſetzen des Griechiſchen in's Latein, der Lateiner in möglichſt claſſiſches Deutſch und nach Verlauf einiger Wochen die Rücküberſetzung aus dem Deutſchen in's Latein und die darauffolgende Vergleichung mit dem Texte des römiſchen Claſſikers weſentlich bei. Natürlich muß auf die Verſchiedenheit der Stilarten, den briefliſchen, erzählenden, beſchreibenden, redneriſchen und philoſophiſchen Stil, wohl geachtet, nicht der eine auf Unkoſten des anderen zu ſehr gepflegt werden. In ähnlicher Weiſe, wenn auch in geringerem

---

durch Ungleichheit des Benehmens, durch Trägheit und eitles Streben Einzelner erſchüttert, durch Anderer Leidenſchaftlichkeit, Kleinlichkeitsgeiſt, Verdrießlichkeit, ſinnliche Richtung und Geiſtesſchlaf, oft durch Beweiſe von Unwiſſenheit allzu ſehr geſchwächt, als daß der Vater oder die anderen tüchtigen Lehrer den Riß hätten ausfüllen können." — Das 1583 zu Bordeaux gehaltene Provincial-Concil ſagt: „Tales ut plurimum evadere solent discipuli, quales fuerunt eorum magistri."

Digitized by Google

Umfange, sind die lateinischen Übersetzungen der Griechen zu Retroversionen zu benützen. Kaum möchte eine andere Praxis zur Gewinnung der Stilgewandtheit empfehlenswerther sein. Auch lateinische Versübungen in den verschiedenen lyrischen Metren sind von Nutzen.

Jährlich möchten wir ferner zwei größere lateinische Abhandlungen, je über einen lateinischen und einen griechischen Auctor, vorschlagen. Auch kleinere Vorträge, ungefähr von $^3/_4$ Stunden, über irgend einen Stoff der Alterthumskunde, für jeden Candidaten etwa monatlich einmal, könnten das archäologische Studium, Literaturkunde ꝛc. mit Nutzen anregen.

Das edelste Können jedoch ist die Kunst des Lehrens, die man aber nicht aus der Pädagogik und Didaktik, sondern durch das lebendige Vorbild lernen muß. Während wir daher die Vormittage dem Candidaten ganz zum Selbststudium einräumen, sollten die Nachmittage dem Hospitiren in den Klassen, vorzüglich in den untersten, geweiht sein, wobei selbstverständlich die Schulen solcher Lehrer, die sich durch praktische Befähigung als wirkliche Vorbilder aufstellen lassen, bevorzugt werden müßten. Gegen Ende der Vorbereitungszeit dürfte der Besuch der obersten Klassen den jungen Mann über die Art des Lehrens bei vorgerückteren Schülern nützlich unterweisen. Auch zeitweiliges Suppliren für einen irgendwie verhinderten Lehrer, ja das Schulehalten selbst unter Oberaufsicht des Lehrers können nicht schaden.

Wir haben in den allgemeinsten Umrissen die Anlagen eines philologischen Seminars angedeutet, von welchem wir gute Schulmänner und, was eben so wichtig ist, strebsame und weiterforschende Anfänger in der Gelehrsamkeit, nicht fertigstudirte und selbstgenügsame Lehrmandarine erwarten dürfen. Über die Dauer des Seminarstudiums läßt sich kaum eine feste Norm aufstellen, doch dürften für gewöhnlich zwei Jahre hinreichen. Bietet der junge Mann die nöthigen Bürgschaften in Beziehung auf Wissen, Können und Leben, so kann er widerruflich und nach gutem Ergebnisse der Jahresprüfungen in seiner Klasse endlich fest angestellt werden. Aber warum sprechen wir nicht von vorheriger Prüfung der Candidaten? Weil uns das Zeugniß des Seminar-Vorstehers mehr gilt, als jede Prüfung, und weil diese letztere nur bei ganz unbekannten Candidaten einen Sinn hat, oder in dem Falle, daß ein Candidat sich durch ein ungünstiges Zeugniß benachtheiligt glaubt und dieß durch ein Examen beweisen will. Die Prüfung selbst müßte natürlich von Gymnasial-Lehrern abgenommen werden. Überhaupt aber haben wir uns

Digitized by Google

durch das staatliche Schulmonopol, welches die Lehrer an das Beamtenthum ausgeliefert hat, zu sehr an die Prüfungen gewöhnt und halten dieselben für untrüglich, so wenig sie beweisen mögen. Wer prüft denn die Lehrer höchsten Ranges, die an den Universitäten? Niemand! Der Privatdocent habilitirt sich, indem er durch eine Dissertation oder Disputation seine bisherigen Studienerfolge darlegt; mit der Zeit wird er, wenn es gut geht, außerordentlicher und endlich ordentlicher Professor. Aber warum sollte das Nämliche nicht auch bei der untersten Stufe der Gelehrtenschule, dem Gymnasium, durchführbar sein?

Noch müssen wir auf einen Einwurf, der uns sicher wird gemacht werden, zu sprechen kommen: ob nämlich der Stand der Gymnasial-Lehrer durch den Abgang der „Universitäts-Bildung" nicht in der öffentlichen Achtung sinken werde. Wir wissen nun allerdings wohl, daß die Gegenwart große Stücke darauf hält, daß Jemand an der Hochschule gewesen sei; wir können jedoch nicht verschweigen, daß bei solcher Meinung „der Zopf von hinten hängt". Ist eine mehrjährige Fortsetzung der Gymnasial- und Lyceal-Studien an einem philologischen Seminar nicht allermindestens dem Besuche einer Hochschule gleichzustellen? Findet ein tüchtiger Schulmann nicht die allgemeine Hochachtung und am meisten bei den Gebildetsten? Und endlich bedenke man, daß kein Jurist oder Mediciner seine Studien im praktischen Berufe so getreu fortsetzt, wie ein nach unserem Vorschlage an ernste Selbstthätigkeit gewöhnter Lehrer, welchem jedes Jahr, mitunter jeder Tag neue Studien auferlegt. Wir können daher nicht begreifen, warum die Achtung vor einem stets geistig thätigen Stand abnehmen sollte wegen des Nichtbesuches einer Universität. Sollte übrigens eine solche an dem Orte des philologischen Seminars sein, so steht dem Candidaten nichts im Wege, etwa in jedem Semester *eine* classische Vorlesung zu belegen, wenn das Privat-Studium hierdurch keinen Nachtheil erleidet.

Zum Schlusse noch ein Wort über die *Lyceal-Lehrer*. Da dieselben vorherrschend Wissenschaften vorzutragen und einzuüben haben, so muß an ihren Bildungsgang nicht derselbe Maßstab wie an jenen der Gymnasial-Lehrer angelegt werden. Im Durchschnitte mag ihnen die akademische Bildung angerathen werden, wenn sie nur nicht ausschließlich als der einzige „Weg nach Rom" aufgebürdet wird. Warum soll z. B. der Mathematik-Lehrer *nur* auf der Universität sein Fach gut lernen können? Was jedoch die Lehrer der Philosophie am Lyceum betrifft, so ist überaus zu wünschen, daß sie theologisch durchgebildete

Digitized by Google

Priester seien: einmal, weil die Theologie recht eigentlich die Vollendung der Philosophie ist, sodann weil so die Bürgschaft geboten wird, daß die Philosophie nicht zur Irreleitung der Geister diene. Ohnehin wird in den allermeisten Fällen nur der Theologe der scholastischen Philosophie, die wir aus guten Gründen wünschen müssen, mächtig sein. Was wir vor Allem und über Alles suchen und verlangen, ist die Zurückführung unserer gelehrten Stände zum christlichen Glauben und Leben; jede Bildung, welche diesem Ziele entgegenarbeitet oder aus dem Wege geht, ist ihres Namens nicht würdig, ist eine schwere Versündigung an den Söhnen der Eltern und an der ganzen Gesellschaft[1]. Wir wissen es ja, was mitunter an Universitäten und Obergymnasien den Jünglingen als „Philosophie" geboten wird, und wie unsere gebildeten Stände gerade durch die Gelehrtenschulen zu Trägern des kalten und kahlen Unglaubens geworden sind, jenes Unglaubens, der nun in breitem Strome durch die untersten Volksschichten fließt und die Dämme der gesellschaftlichen Ordnung zu durchbrechen droht.

Ein geistig kraftloses Geschlecht verschluckt gedankenlos alle ihm von der emanicipirten Gelehrsamkeit dargebotenen Bissen, wenn sie nur aus der unterweltlichen Küche stammen, erfüllt sich auf diese Weise mit dem Trotze der Empörung gegen Gott und seine Offenbarungen, gegen alle erhaltenden Grundsätze und die Fundamente der Gesellschaft; es spricht desto mehr von Freiheit, je tiefer es in Knechtschaft fällt. Das Taci-

---

[1] Am 5. April 1834 erschoß sich in Bonn der 18jährige Student der Rechte Karl von Hohenhausen, der Sohn angesehener protestantischer Eltern, ein sonst ganz vortrefflicher Jüngling, aber ein Zögling der modernen Schule, der in der Verzweiflung an sich, an der Welt und an Gott unterging. Sein unglücklicher Tod war nur die Frucht seiner Schulerziehung. Sein Vater schrieb damals: „Ein Anonymus wollte schon vor 20 Jahren den höheren Schulen die Inschrift bestimmen: ‚Hier mordet man die Menschen!' Sollte er, wenn er noch lebt und das Treiben unserer gelehrten Anstalten betrachtet, wohl geneigt sein, diese Inschrift auszulöschen? Ein Jüngling war, um in der Maturitätsprüfung zu bestehen, über vier Wochen nicht in's Bett gekommen — sollte man so Etwas gestatten? Wir werden kränkliche, gehaltlose Jünglinge bilden, welche über Alles aburtheilen, welche die Weisheit des Alters verachten, welche, weil die Akademie ihnen nach ihrem Wahne nicht viel Neues mittheilen kann, ihre schöne Zeit, für die höhere Vorbereitung auf das Leben bestimmt, mit Thorheiten vergeuden, oder gar politische Constitutionen erträumen und sich durch gefährliche Umtriebe im jugendlichen Leichtsinne dem strafenden Arme des Gesetzes überliefern. Erschlafft an Leib und Seele, kehren sie zurück, und vertraut mit Vielem geworden, ist ihnen doch die Gegenwart unbekannt geblieben." (S. den lesenswerthen Artikel „Der absolute Staat und die Schule" in den histor.-polit. Bl., V. S. 449 ff.)

Digitized by Google

teiſche ruere in servitium iſt der Stempel aller derartigen Zeitabſchnitte.

Unſelbſtändig iſt der Lehrer, denn in ſeinem eigenen Bildungsgange und in ſeinem Unterrichte iſt er an das „Reglement“ gebunden; unſelbſtändig ſind die Schüler, ſie wollen nur das Vorgeſchriebene „wiſſen“, die Prüfung beſtehen, das Brodſtudium treiben und eine Verſorgung erhalten[1]. Der innere Trieb zum Suchen und Selbſtſtudium und hiermit jede edle Selbſtändigkeit iſt gewaltig zurückgegangen, obgleich ſchon der Augsburger Rector Hieronymus Wolf um 1557 es als Ziel und Zweck des Gymnaſiums hingeſtellt hatte: die Schüler durch Unterricht in der Religion, den alten Sprachen und der Philoſophie zu ſolcher Selbſtändigkeit zu fördern, daß ſie auf der Univerſität ohne Hilfe eines Lehrers *ſelbſtändig* zu leben und zu lernen vermögen.

Um dieſes Ziel zu erreichen, müſſen wir mit der Reform der Lehrerbildung beginnen. Wir glauben, daß der von uns gemachte Vorſchlag, welcher jedoch nicht unſere Erfindung, ſondern eine Rückkehr zur Geſchichte iſt, zum gewünſchten Ziel führe.

(Fortſetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

II. Erklärungsmyſterien der Tiefenkräfte.

Wie ein großes Räthſel liegt vor uns die Welt. Wir ſollen es zu löſen ſuchen, ſoweit unſere Kräfte reichen. Aus dem Wirrſal der Naturerſcheinungen ſchwingt ſich unſer denkender Geiſt bis in die Region der

---

[1] Über die Reformbedürftigkeit unſeres Schulweſens ſprach der Director Alexi zu Saargemünd in einem Vortrage 1878 u. A. Folgendes: „Auf den höheren Lehranſtalten wird über Unſicherheit im Wiſſen, Abneigung der Schüler gegen das Lernen, Mangel an Idealismus und das Überhandnehmen einer materialiſtiſchen Geiſtesrichtung geklagt. Dieſelbe Erfahrung macht man auf den Univerſitäten. Anſtatt feſter Charaktere und klarer Köpfe wird ein Geſchlecht herangebildet, das durch gründliches Wiſſen keineswegs frühere Generationen übertrifft, im Punkte der Moral vielfach lax und in der Erkenntniß der letzten Gründe des Daſeins, dem höchſten Ziele der Wiſſenſchaft, durchaus unklar iſt.“ — Iſt es ein Wunder, da die Philoſophie entweder ganz vernachläſſigt wird oder ein antitheiſtiſches Kleid trägt?

Digitized by Google

beherrschenden Gesetze. Aber auch da findet er keine Rast, er schwebt weiter hinauf, um auch das Reich der Gesetze aus der Vogelperspective zu betrachten. Ihm ist es um das Gesetz der Gesetze, um die Harmonie des Weltalls zu thun, um den großen und einen, Alles umfassenden, Alles planmäßig ordnenden Gottesgedanken.

Die Kräfte der geheimnißvollen Tiefe erneuern beständig das Antlitz der Erde, indem sie der einseitig zerstörenden Macht der Atmosphäre und Gewässer siegreich entgegenwirken. Sie thun das freilich nicht, ohne hie und da Schaden anzurichten; aber im Ganzen benehmen sie sich weniger schlimm, als der unendlich schwächere Luftkreis, welcher sein gefährlich gewordenes Gleichgewicht durch Wirbelstürme der furchtbarsten Art in ein stabiles umzuwandeln pflegt. Sicher scheint demnach zu sein, daß die Tiefenkräfte von einem allgemeinen Naturgesetz beherrscht, ja in weisen Schranken gehalten werden, so daß sie mit den übrigen Kräften einträchtig zusammenwirken, um den einen Weltplan zur Ausführung zu bringen.

Sind wir so von der Zweckdienlichkeit und Einheit der Tiefenkräfte im Allgemeinen überzeugt, so fehlt es uns doch an jeder gründlicheren Erkenntniß derselben. Worin besteht ihre Einheit? Existirt nur eine Kraft? Oder beherrscht eine die übrigen? Welches ist der eigentliche Name der Kräfte? Ist ihr Sitz im innersten Kern des Planeten oder näher an der Oberfläche zu suchen? Und wie arbeiten diese Kräfte, um Continente und Oceane, Gebirg und Ebene zu schaffen?

Unmöglich ist es, hier all die Antworten zu verzeichnen, welche man auf diese oder ähnliche Fragen gegeben hat. Der größere Theil verzichtet sogar auf die Einheit der wirksamen Kräfte. Eine Kette unberechenbarer Zufälligkeiten regiert nach ihnen mit gütiger Laune die Welt. Niemals hat man versucht, die Scheidung von Ocean und Festland zu erklären, und noch weniger dachte man im Ernste an die Ursachen, welche die Größe, Form und Lage der Continente bestimmten. Nur gewisse Einzelheiten berücksichtigte man bei den Gebirgen. Damit war die wichtigste aller Tiefenkräfte, die landbildende, Alles beherrschende, von der Untersuchung ausgeschlossen. Kleinliche, zusammenhangslose und darum unfruchtbare Gedankensplitter blieben für die Erdbeben und Vulkanausbrüche übrig.

Ich denke, daß die älteren Anschauungen nur kurz zu erwähnen sind. Bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein betrachtete man die Vulkane als zufällige und rein örtliche Erscheinungen. Die Ent-

Digitized by Google

deckung Lemery's (1700), wonach ein feuchtes Gemisch von Eisenfeilicht und Schwefel zum Glühen kommt, schien zu beweisen, daß die feuerspeienden Berge ihre Wärme aus einer solchen oder ähnlichen Quelle beziehen. Bald brannten in der Tiefe schwefelige oder bituminöse Stoffe, bald ausgedehnte Steinkohlenlager. Als die Volta'sche Elektricität bekannt wurde, verfügte man über eine Kraft, die alle Wunder zu leisten vermochte. Partin (1800) ließ ein stets neu sich bildendes Bitumen durch elektrische Funken in Brand gerathen. Steffens (1810) betrachtete die wechselnden Schichten der Steinkohlenformation als galvanische Säulen, die Erdbeben als Spannungswirkung, die vulkanischen Ausbrüche als volle Entladung. Der Fortschritt chemischen Wissens lieferte neue Gedanken. Nach Davy (1808 und 1828) kamen die reinen Metalle Natrium, Kalium und Calcium mit Wasser in Berührung, zersetzten dasselbe, rissen, sich entzündend, den Sauerstoff an sich und ließen brennendes Wasserstoffgas entweichen. Allein die Vulkane brachten keine merklichen Wasserstoffflammen. Deßhalb führte Gay-Lussac (1823) die Chlorverbindungen, Daubeny (1826) die Schwefelverbindungen jener Metalle in die Vulkanlehre ein. Neuester Zeit kam die Thatsache, daß Stoß und Reibung Wärme hervorbringt, mehr als früher in das Bewußtsein der gelehrten Welt. Darum ließ Fr. Mohr Gesteinsmassen beliebig tief sinken, durch Aufstoßen schmelzen und heiß werden, um die Vulkane durch so und so viele Jahrtausende mit den nöthigen Lavamengen zu versorgen.

Alle diese und manche ähnliche „Theorien" gaben sich lediglich mit der Aufsuchung der Wärmequelle ab, aus welcher die feuerspeienden Berge ihre Kraft beziehen. An Wasser, welches in die überaus glühend gemachten Herde freiwillig hinablief und sich dort in Dampf von unendlicher Spannkraft umwandelte, fehlte es nicht. Ohne Schwierigkeit wurden also die geschmolzenen Massen an's Tageslicht heraufbefördert und gelegentlich auch Erdbeben veranstaltet, wo man deren bedurfte. Der Triumph über solche Entdeckungen des menschlichen Geistes war manchmal nicht gering. Aber gleich den Ausbrüchen der Vulkane erwiesen sich diese Theorien als unstetig und kurz leuchtende Meteore. Für einen Moment schienen sie strahlendes Licht in die dunklen Abgründe der Tiefenkräfte hineinwerfen zu wollen. Doch erloschen sie, bevor man recht zugeschaut hatte. Wie sie aufgetreten waren, so schwanden sie wieder als kurzlebige Kinder der jeweiligen Geistesrichtung oder wissenschaftlichen Mode.

Digitized by Google

Auf locale Urſachen gründet ſich auch die Erklärung der Erdbeben durch Einſturz von Höhlen. Waſſer löst alle Lager von Steinſalz und Gyps, zu denen es Zutritt findet. Und da nun im Kanton Wallis nicht wenig Gyps anzutreffen iſt, ſo ſah Volger in dieſem Umſtande einen ſchlagenden Beweis, daß alle walliſer, alle ſchweizer, ja alle Erdbeben der ganzen Welt, die nicht in der Nähe eben ausbrechender Vulkane ſich zeigen, durch Einſturz von Höhlen herbeigeführt werden, weil die löſende Kraft des Waſſers die Grundlage der Berge zerſtört. G. Biſchof, Profeſſor in Bonn, hatte ſchon vorher die erſchütternde Wirkung der Bergſchlipfe und Landrutſchungen als Erdbebenurſache hervorgehoben und ſelbſt als Veranlaſſung der größten Kataſtrophen, wie der Liſſaboner und der ſüdamerikaniſchen, bezeichnet, indem hierbei die nämliche Urſache nur weiter in die Tiefe greifen und zufällig an vielen Punkten auf einmal thätig werden ſoll. Mit Säuren getränktes Waſſer, das überall im Boden rinnt, löst nicht nur Steinſalz und Gyps, ſondern greift jede Felsſorte, beſonders Kalk an, vertieft und verbreitert die unterirdiſchen Klüfte und bewirkt ein Nachrutſchen der angrenzenden Berg- oder Küſtenmaſſen, wo die Neigung durchweichter Thon- und Sandſchichten das Gleiten ermöglicht.

Beide Anſichten haben eine gewiſſe, aber ſehr beſchränkte Berechtigung. „Noch in keinem nachweisbaren Falle," ſagt B. v. Cotta[1], „hat eine durch Einſturz von Höhlen bedingte Erſchütterung gleichzeitig einen Flächenraum von mehr als zehn oder zwanzig Quadratmeilen betroffen; in allen Fällen, in denen ſich Einſturztrichter bildeten, war die Erſchütterung ſogar höchſtens eine Meile weit bemerkbar, während die Verbreitungsgebiete der eigentlichen Erdbeben viele Hunderte, ja Tauſende von Quadratmeilen einzunehmen pflegen — das Liſſaboner, nach noch nicht widerlegten Angaben, ſogar 700 000 Quadratmeilen. Wenn wir ferner die auf Karten verzeichneten Erſchütterungsgebiete der am beſten bekannten Erdbeben betrachten und mit geologiſchen Karten derſelben Gegend vergleichen, ſo ergibt ſich ſehr bald, daß ihre Lage, Geſtalt und Größe durchaus nicht mit irgend einem denkbaren unterirdiſchen Geſteinsverbreitungsgebiet übereinſtimmt. Es wird das ganz beſonders deutlich bei allen ausgedehnteren Erdbeben der Schweiz, deren ziemlich gut bekannter innerer Bau ein ſo äußerſt wechſelnder und complicirter iſt."

[1] Geologie der Gegenwart. 2. A. S. 138.

Digitized by Google

Das Gleiche läßt sich von ober- und unterirdischen Bergschlipfen sagen. Im Jahre 1877 wurde die Westküste Südamerika's durch das Erdbeben von Iquique auf eine Länge von 375 geographischen Meilen, theilweise mit furchtbarer Gewalt, erschüttert. Kurz zuvor, im Jahre 1868, hatte die gleiche Küstenstrecke eine noch entsetzlichere Katastrophe, die von Arica, zu erleiden gehabt. Wie lang, breit und hoch waren die Hohlräume, wie groß und ausgedehnt die erweichten Thon- und Sandschichten, wie breit die vom Wasser zerfressenen Klüfte, welche so kolossale Erdbewegungen veranlassen konnten? Wie vermochte die Auslaugung des Bodens in neun Jahren ein solches Werk zu Stande zu bringen, in einer Weltgegend, wo es mit den Felsschichten nicht übler bestellt ist, als in hundert anderen, die keine Erdbeben erleiden? Welches Wunder mußte helfen, daß auf Strecken von mehr als 300 Meilen der Boden nicht nacheinander, jetzt an dieser, dann an jener Stelle, einsank, sondern mit Geduld sich in der Schwebe hielt, um überall mit einemmal zusammenzustürzen? Und von welcher Art sind die Bergschlipfe und Höhlen, die als Frucht ihres Sinkens neben der chilenischen Küste Tausende von Quadratmeilen Landes ruckweise höher und höher emportrieben? Solche Fragen darf man jedoch den Vertheidigern der Einsturztheorie nicht vorlegen. Sie läugnen rundweg den innerlichen Zusammenhang der großen, welterschütternden Erdbeben, oder bestreiten deren wichtigste Nebenumstände, wie die plötzliche Hebung weiter Landstrecken und die ungeheuren Fluthwogen, welche ganze Oceane Tage lang in Aufregung versetzen — augenscheinlich die zweckmäßigste Methode, um uns über das Wesen der Tiefenkräfte die nöthige Klarheit zu verschaffen.

Die astronomisch und physikalisch festgestellte Thatsache, daß unser Erdball durch langsame Abkühlung aus dem glühendflüssigen Zustand in den heutigen übergegangen ist, bot zur Erklärung der Tiefenkräfte allgemeinere Gesichtspunkte dar, die aufzusuchen vielfältige Beobachtung zwang. „Es ist ein nicht geringer Fortschritt der neueren Geognosie," sagt Humboldt[1], „die Verkettung der aus der Tiefe kommenden Erscheinungen ergründet zu haben. Die Einsicht in diese Verkettung leitet von den spielenden Hypothesen ab, durch welche man vormals jede Kraftäußerung des alten Erdballs einzeln zu erklären suchte." Das Spiel der feuerspeienden Berge, die inneren Ergüsse plutonischen Ge-

[1] Kosmos, I. S. 209.

Digitized by Google

steins, die heißen Quellen, Geysirs und Schlammvulkane, die großen und kleinen Erschütterungen des Bodens, das Aufsteigen von Gebirg und Continent, das Schwanken der Länder und Meere, alle diese auf den ersten Anblick so verschiedenartigen Phänomene leitet der berühmte Naturforscher mit den meisten Gelehrten seiner Zeit aus der planetarischen Wärme ab, indeß sein persönliches Verdienst in der näheren Bezeichnung der Art und Weise gipfelt, wonach die planetarische Wärme thätig wird. Das Wesen des Vulkanismus, als der Gesammtheit der aus der Tiefe entspringenden Erscheinungen, erkennt er in „der Reaction des Innern des Planeten gegen seine Rinde und Oberfläche“ [1].

Seitdem das große Wort gesprochen, ist demselben viel Lob und einiger Tadel zugewendet worden. Frägt Jemand nach der Ursache irgend eines plutonischen Ereignisses, so bekommt er unfehlbar zur Antwort, daß es ein Werk der „Reaction des Innern unseres Planeten gegen seine Rinde und Oberfläche“ sei. Und Beide, der Fragesteller und der Antwortende, finden sich durch die Auskunft befriedigt; der Letztere, weil er darin die höchste Errungenschaft des forschenden Menschengeistes erkennt; der Erstere, weil er in eine abgründige Tiefe der Wissenschaft blickt, vor welcher er sich schwindelnd zurückzieht. Nur hie und da trifft sich Einer, der sinnend steht: „Was will denn diese Reaction bedeuten? Worin besteht sie? Welches ist ihr eigentlicher, gut deutscher Name? In welcher Art wirkt sie herauf? Wo ist die Action, gegen die sie reagirt?“

Humboldt selbst hat die famose „Reaction des Planeteninnern“ nicht so ganz unbestimmt gelassen, obschon er den Mangel an Klarheit eingesteht. „Der innere Zusammenhang der Erscheinungen,“ sagt er [2], „ist noch in Dunkel gehüllt. Elastische Flüssigkeiten (d. h. Dämpfe und Gase) sind es gewiß, die sowohl das leise, ganz unschädliche, mehrere Tage dauernde Zittern der Erdrinde (wie 1816 zu Scaccia in Sicilien), als die sich durch Getöse verkündigenden furchtbaren Explosionen (d. h. Erdbeben) verursachen. Der Herd des Übels, der Sitz der bewegenden Kraft liegt tief unter der Erdrinde; wie tief, wissen wir ebenso wenig, als, welches die chemische Natur so hochgespannter Dämpfe sei. An zwei Kraterrändern gelagert, am Vesuv und auf dem thurmartigen Fels, welcher den ungeheuren Schlund des Pichincha bei

[1] Kosmos, I. S. 209. [2] Kosmos, I. S. 221.

Digitized by Google

Quito überragt, habe ich periodisch und sehr regelmäßig Erdstöße empfunden, jedesmal 20—30 Sekunden früher, als brennende Schlacken oder Dämpfe ausgestoßen wurden. Die Erschütterung war um so stärker, als die Explosionen später eintraten und also die Dämpfe länger angehäuft blieben. In dieser einfachen, von so vielen Reisenden bestätigten Erfahrung liegt die allgemeine Lösung des Phänomens. Die thätigen Vulkane sind als *Schutz- und Sicherheitsventile* für die nächste Umgebung zu betrachten. Die Gefahr des Erdbebens wächst, wenn die Öffnungen der Vulkane verstopft, ohne freien Verkehr mit der Atmosphäre sind; doch lehrt der Umsturz von Lissabon, Carácas, Lima, Kaschmir und so vieler Städte von Calabrien, Syrien und Kleinasien, daß im Ganzen doch nicht in der Nähe noch brennender Vulkane die Kraft der Erdstöße am größten ist. ... In den Erdbeben offenbart sich demnach eine vulkanisch vermittelnde Macht. Aber eine solche Macht, allverbreitet wie die innere Wärme des Planeten und überall sich selbst verkündend, wird selten und dann nur an einzelnen Punkten bis zum eigentlichen Ausbruchsphänomen gesteigert. Die Ausfüllung der Spalten mit aus dem Innern hervorquellenden Massen stört allmählich die freie Communication der Dämpfe. Durch Spannung wirken diese dann auf dreierlei Weise: einfach erschütternd (wie bei den gewöhnlichen Erdbeben); ruckweise hebend (wie es in Chile sich ereignet); und endlich ununterbrochen, nur in langen Perioden merklich hebend (wie in einem großen Theil von Schweden beobachtet wurde)."

Diese Auseinandersetzungen Humboldts, welche die mittlerweile herrschend gewordenen Ansichten über die Tiefenkräfte kurz zusammenfassen, bilden nicht nur die Grundlage, sondern ungefähr auch das ganze Wissen der sogen. *vulkanischen Theorie*. Die Wasserdämpfe und Gase unserer feuerspeienden Berge entquellen dem tiefen und glühendflüssigen Innern des Planeten unterhalb der Kruste, ohne daß man weiß, wie sie dahin gerathen, ja, Welttheile erschütternd, explodiren sie dort urplötzlich in erstaunlich großen Massen, ohne daß wir uns Rechenschaft darüber zu geben vermögen, woher dieselben mit einemmal kommen. Waren sie in der Tiefe seit Anbeginn der Welt oder drangen sie von der Oberfläche hinab? Die meisten Erklärer nehmen das Letztere an, finden jedoch die Mittel nicht, um diesen Zweck zu erreichen. Wie kann eine Rinde, die unten vor Hitze und eigenem Gewicht gleich zähem Wachs fließen muß, noch Spalten öffnen? Und welche Kraft reißt dieselben auf, wo das Wasser zuerst hinunter muß, damit es Dampfgestalt be-

Digitized by Google

komme und arbeite? Wird nicht auch, von der Kruste gedrückt, die flüssige Masse des Erdkerns in den Spalten aufsteigen und sie dem Wasser verschließen? Die immer thätigen Vulkanschlünde, wie der Sangay und Stromboli, sind unaufhörlich bis zum Rande mit der schweren Lavasäule gefüllt; warum sollen es zum größeren Theile nicht die Spalten sein, worin das Wasser eindringen will? Oder wie vermag dieß leichte Element jenen mächtigen Auftrieb zu überwinden, um sich den Eingang in die glühende Tiefe zu erzwingen? Eine vulkanische Theorie, welche solche Fragen wider sich hat, ist nicht bloß dunkel, sondern unmöglich.

Viel consequenter denken jene Geologen, welche die vulkanischen Dämpfe stets frisch aus der Erde kommen lassen, ohne daß dieselben jemals die Oberfläche als Wasser gesehen haben. So nahm Angelot an, daß die glühendflüssigen Stoffe des Erdkerns beim langsamen Erstarren eine Menge von Gasen und Dämpfen entbinden, welche aufsteigend heftig explodiren und gegen die Rinde stoßen. Einige Phantasie vermag diese Vorgänge recht schön auszumalen. Denn die brodelnden Dämpfe und Gase rollen unterhalb der Kruste von Ort zu Ort, um die mannigfaltigen Erschütterungen hervorzurufen, welche eine zusammenhängende Erdbebenperiode erfordert. Heute befinden sie sich unterhalb Chile, morgen unter Peru, über drei Tagen unter Mexico. Aber auch der Erdkern selbst kommt, wenn man es ruhig überlegt, in's Fluthen und Wogen: es entstehen die Fluctuationen des Pyriphlegeton, welche die auflagernde Rinde in ein gleiches Gewoge bringen. Die nordamerikanischen Brüder Rogers finden in diesen Fluctuationen die einfachste Erklärung der faltig zusammengeschobenen Kettengebirge. Wegen des Brodelns erhebt sich bisweilen der glühende Ocean des Erdkerns gleich der sturmgepeitschten See, berghohe Wellen dahinrollend, und über ihm macht die dünne Rinde alle Bewegungen mit, bis beide auf einmal, urplötzlich stille stehen: das Gebirge ist fertig. So bildeten sich wenigstens die Alleghanies in den Vereinigten Staaten und der Jura in der Schweiz. Die Alpen, welche viel Urgestein zeigen, ließ man der Länge nach sich spalten und aus der Tiefe einen bald flüssigen, bald festen Keil hervortreiben, der seinerseits die Schichten der Nebenzonen zur Faltung brachte. Die treibende Kraft war der unterirdische Dampf, welcher höchst merkwürdiger Weise aus dem tausendfach zerklüfteten Fels nicht in das Freie entwischte und Vulkane schuf. Als Unterlage, worauf der enorm schwer arbeitende Dampf sich stützen mußte,

Digitized by Google

um die Laſt zu bewältigen, diente der flüſſige Erdkern, welcher trotz ſeiner beweglichen Natur nicht von der Stelle wich oder gar zu den vielen Sicherheitsventilen anderer Weltgegenden herausgepreßt wurde.

Der vulkaniſchen Theorie fehlt es hiernach an Mitteln nicht, um die großartigſten Wirkungen zu erzielen, ſobald man die arbeitenden Dämpfe und Gaſe nicht als gewöhnliche, ſondern als unterirdiſche anſieht, welche ihre beſonderen Eigenſchaften beſitzen. An eine Grenze iſt ihre Spannkraft nicht gebunden, da ſie beim Liſſaboner Erdbeben 700 000 Quadratmeilen der Kruſte in Zuckungen gebracht haben; nur bleibt unbekannt, weßhalb damals nicht ganz Portugal und Spanien in die Luft geflogen iſt. Die Freiheit, womit die infernalen Dämpfe und Gaſe bald hierhin, bald dorthin laufen, verdient unſere volle Bewunderung. Nicht nur wälzen ſie ſich unterirdiſch von Land zu Land während der Erdbebenperioden, ſondern ſie explodiren auch in getrennten Strahlen, wodurch verſchiedene Gegenden gleichzeitig erſchüttert werden, ohne daß die dazwiſchen liegenden vom Vorgang etwas merken. Es kommt ſogar vor, daß die aus einem Vulkan ruhig entweichenden Dämpfe in die Tiefe zurückſchlagen, um irgendwo ein Erdbeben zu veranſtalten. So der Veſuv beim Liſſaboner Erdbeben. Einen ähnlichen Fall aus dem Jahre 1797 erzählt Humboldt vom Vulkan zu Paſto in Neugranada. Deſſen Rauchſäule verſchwand plötzlich, als 48 Meilen weit im Süden das furchtbare Erdbeben von Riobamba eintrat. Trotz der flinken und ſtürmiſchen Natur, welche für Vulkane und Erdbeben die unterirdiſchen Dämpfe ſo brauchbar macht, dienen dieſelben dem aufſteigenden Schweden als ſanftes Ruhekiſſen, das von Jahr zu Jahr ſich ſchwellender geſtaltet. Ungeduldiger ſind die Dämpfe in Chile; aber hat das Land die Schrecken der plötzlichen Hebung verſchmerzt, ſo iſt ſein Schweben nicht minder ungeſtört. Und unſere Feſtländer ſelbſt? Verdanken ſie ihre Exiſtenz nicht dem geduldigen Ausharren der unterirdiſchen Dämpfe, auf deren weichem Rücken ſie ſchon ſeit Jahrtauſenden hingebettet liegen? Oder woher ſonſt mag es nach dieſer vulkaniſchen Theorie, die man als eine *ſpielende* nicht anſehen darf, wohl kommen, daß die Flächen der Continente um ſo viele tauſend Meter den Grund der Oceane überragen?

Die romantiſchen Vorzüge der vulkaniſchen Theorie und der Hochdruck, welchen große Geiſter auf minder begabte auszuüben pflegen, vermochten den ungetheilten Beifall doch nicht zu gewinnen. Nebenher entwickelten ſich die *plutoniſchen Theorien*, welche bei aller ſonſtigen

Digitized by Google

Verschiedenheit der Auffassung die berühmte „Reaction des Planeteninnern gegen die Rinde und Oberfläche" weniger in der Kraftentwicklung unterirdischer Dämpfe, als vielmehr in gewissen Eigenheiten der planetarischen Wärme selbst erkennen. Cordier (1827) und nach ihm viele andere Gelehrte dachten sich, daß die Erdkruste durch allmählich fortschreitende Erkaltung sich zusammenziehe und für den eingeschlossenen, gluthflüssigen Kern zu klein werde: Spalten öffnen sich in Folge des auseinanderzerrenden Innendruckes, plutonische Felsarten ergießen sich in dieselben hinein und Vulkane eröffnen ihr dampfendes Spiel. Wie die Gebirge, Continente und Oceane entstehen, davon ist keine Rede. Warum nicht, läßt sich begreifen. Denn gerade das Gegentheil des Grundgedankens erweist sich als richtig. Nach wohlbekannten Gesetzen zieht sich das glühende und namentlich das glühendflüssige Planeteninnere stärker zusammen, als die schon kalt und starr gewordene Rinde, obschon dieselbe außen liegt. Läßt man einen aus Stein gebauten und mit gluthflüssigen Metall- oder Mineralstoffen angefüllten Ofen langsam erkalten, so verliert der Innenraum an die 1000—1600 Grad Wärme, die Umfassungsmauer hingegen ändert ihre Temperatur kaum. Die aus dem Schmelzfluß erstarrenden Massen schrumpfen also bedeutend zusammen, ja zeigen klaffende Risse, während die umgebenden Wände eine merkliche Zusammenziehung nicht erleiden. Alle Gußstücke sind darum kleiner als die Form, in welcher sie gegossen wurden, und bei sehr großen vermag selbst die vorsichtigste Abkühlung nicht zu verhüten, daß schalige Krusten vom kleiner werdenden Innern sich trennen und Hohlräume zwischen sich lassen. Warum soll es mit unserer Erde anders bestellt sein?

Naumann[1] will denselben Druck von innen nach außen dadurch bewirken, daß die an die Rinde frisch ankrystallisirenden Theile des glühendflüssigen Kerns beim Erstarren größer und leichter werden, wie Wasser es thut, wenn es sich in Eis verwandelt. Aber das Wasser bildet in dieser Beziehung eine der wenigen Ausnahmen von dem sonst ganz allgemeinen Gesetz der Natur, wonach alle Körper, namentlich auch alle Steinmassen, beim Erstarren kleiner und schwerer werden, so daß sie in ihrer eigenen Flüssigkeit untergehen. Folglich muß der Erdkern auch aus diesem Grunde für die Rinde beständig zu klein sein — oder, wofern er wegen besonderer Umstände gleichfalls eine Ausnahme vom

[1] Lehrbuch der Geognosie, I. S. 268.

Digitized by Google

gewöhnlichen Gang der Natur machen sollte, es wäre noch erst zu beweisen, daß die so entstehende Beengung des erdinnern Raumes größer sei, als die ihr entgegenarbeitende Wirkung der allgemeinen Zusammenziehung des flüssigen Kernes, wenn er erkaltet. Auch erfüllt diese Hypothese, gleich der von Cordier, ihren Zweck in keiner Weise. Die tieferen Theile der Rinde fließen unter ihrem eigenen Druck und lassen dort Öffnungen niemals entstehen, während sie die oben aufgerissenen Spalten mit ihren Stoffen nicht ganz zu erfüllen vermögen. Nicht einmal Vulkane bauen sich auf; statt Gebirgszüge hätte man breite kanalartige Senkungen, und die Erdfläche wäre völlig eben, ein unbegrenzter Ocean.

Eine besondere Auffassung gewann die plutonische Theorie bei den Engländern und Nordamerikanern. Des vielgepriesenen glühendflüssigen Erdkerns wurde man überdrüssig. Dazu bewies Hopkins vermittelst einer imponirenden, aber auf irrthümlicher Voraussetzung beruhenden Rechnung, daß die astronomische Erscheinung der Präcession, so wie sie jetzt besteht, entweder einen ganz starren Erdball oder eine unbewegliche Rinde von mindestens 170—210 geographischen Meilen Dicke verlange. Auch schien es ihm, als müsse der Erdball nicht, wie man gewöhnlich zu denken pflegt, von außen nach innen, sondern von innen nach außen erstarrt sein. Die ungeheuren Gewichte, welche auf der mittelsten Gegend der Riesenkugel lasten, müßten dort zu allererst die feuerflüssigen Stoffe bis zur starren Form zusammengepreßt haben und von da sei die weitere Erstarrung langsam nach außen vorangeschritten. Trotzdem fände sich in der Tiefe eine erstaunlich große Hitze; Alles darin sei weiß- oder rothglühender, jedoch starrer Fels.

Damit waren alle hergebrachten Anschauungen und Voraussetzungen förmlich auf den Kopf gestellt. Aber dieß eigenthümliche Verfahren schien nothwendig, weil die plutonischen und vulkanischen Kräfte eine außergewöhnliche Natur besaßen, der sich nicht anders beikommen ließ. Der englische Vulkanforscher G. Poulett Scrope hat die daraus sich ergebende Theorie durchzuführen gesucht; hier sind die Grundzüge derselben [1]:

Das Innere der Erde ist eine starre, aber glühende Masse. Als Rest des ursprünglich feuerflüssigen Zustandes haben sich nahe an der Oberfläche unterirdische Feuerseen erhalten, „mit halbgeschmolzenen Erdarten gefüllte Taschen". Sie liegen nicht selten in mehreren Stock-

[1] Über Vulkane. Übersetzt von G. A. v. Kloeden. S. 222—263.

Digitized by Google

werken über einander an jenen Orten, wo wir Vulkane erblicken, denen sie die Nahrung verschaffen. Der aus den Feuerbergen aufsteigende Dampf rührt von dem glühenden Wasser her, das seit Anbeginn in der Tiefe des Planeten vorhanden war. Denn Poulett Scrope gesteht, er wisse nicht, wie man bei der als fast unendlich vorauszusetzenden Spannkraft des vulkanischen Dampfes das hierzu erforderliche Wasser von oben in die Tiefe herabschaffen könne. Die Feuerseen oder Gluthtaschen würden nun ewig regungslos daliegen und selbst erstarren, wenn die planetarische Wärme nicht in eigenthümlicher Weise zu Hilfe käme. Beim Altern der Continente gelangt nämlich immer mehr Schutt in die Meere, auf deren Grund sich neue Lagen von Sedimentgestein bilden. Der oceanische Boden, schon ohnehin kalt und für Wärme wenig empfänglich, verdickt sich mehr und mehr und läßt die erdinnere Hitze mit immer größerer Schwierigkeit heraus. Dieselbe sucht also passendere Localitäten zum Entweichen und erblickt solche in den dünn genagten Festländern und Gebirgen, wo eben die Feuertaschen in der Tiefe angebracht sind und durch die Beweglichkeit ihrer noch geschmolzenen Massen eine Art sympathischer Anziehungskraft auf die gleich bewegliche Wärme auszuüben scheinen. Am Entweichen so vielfältig gehindert, strömt also Wärme in die unterirdischen Gluthtaschen ebenso zusammen, wie viele Bäche in einen Teich, der eine großartige Mühle in Bewegung zu setzen hat. Als Folge ergibt sich eine bis zur höchsten Weißgluth gesteigerte Hitze innerhalb der Feuerseen. Denn die auflagernden schweren Massen gestatten auch da noch nicht das Entkommen der Wärme ohne erhebliche Schwierigkeit, vielmehr spielen sie in Bezug auf die letztere eine Rolle, wie der Damm an dem eben erwähnten Mühlenteich.

Erhitzte Körper dehnen sich mit einer Kraft aus, der keine andere vergleichbar ist. Findet sich nun oberhalb der Gluthtasche ein Vulkan, so quillt eine dampfarme Lava ruhig als Basalt und Trachyt hervor, eine dampfreiche mit Ungestüm, gleich dem Inhalt einer entkorkten Flasche Champagner. Das Product ist im letzteren Fall eine schlackige Lava und ein großartiger Regen vulkanischer Asche. Liegt über der Gluthtasche kein feuerspeiender Berg, so mag ein solcher entstehen. Mindestens zerrt die nach Ausdehnung strebende, sehr heiße Masse an dem darüberliegenden Felsgestein und bringt Erdbeben hervor. In die aufgerissenen Spalten ergießt sich, je nach der Tiefe, Granit und Syenit, Porphyr und Grünstein. Sind aber die zu hebenden Erdrindenstücke gar zu schwer, so müssen die Wärmebächlein viel längere Zeit fließen, ehe sie

Digitized by Google

den Feuerteich genugsam angefüllt haben. Ja sie müssen ihn durch Schmelzung seiner Umfassungswände bedeutend erweitern, was ihnen in ausgezeichneter Weise gelingt. Denn die Gluthtaschen pflegen in einer Reihe neben einander zu liegen und treten in Verbindung, sobald die Wärme sich anstaut. Endlich ist Alles genügend vorbereitet. Es braucht nur einer kräftigen, plötzlichen, gemeinsamen Anstrengung sämmtlicher Feuerseen, und eine lange Gebirgsspalte ist aufgethan. In sie schiebt sich unverzüglich ein Theil der Gluthflüssigkeit als meilenbreiter Granitkeil hinein, der oben nicht überquillt, sondern gleich einer starren Masse von unbeschreiblicher Härte die seitwärts liegenden Bodenschichten wie aufeinandergehäufte Teppiche in Falten zurückdrängt. Das Resultat ist ein Gebirge von der Natur unserer Alpen, mit krystallinischer Kernzone und zwei faltigen Nebenzonen von Sedimenten.

So weit Poulett Scrope's Grundzüge einer plutonischen Theorie. Wieder und wieder habe ich sie studirt, um aus der Verworrenheit ihrer ursprünglichen Darstellung den beabsichtigten Sinn möglichst treu herauszuziehen. Eine leichte Arbeit ist das nicht; darum bitte ich den Leser, es gelegentlich selbst versuchen zu wollen. Wäre die Form ebenso gewandt wie gelehrt, so hätte ich in dem Stück eine Satyre auf alles physikalische Wissen vermuthet. Ein Übermaß willkürlicher, gewagter, falscher, fast hätte ich gesagt toller Annahmen findet sich darin mit manchem Guten gemischt, welches jedoch mehr geognostisches Interesse hat und durch die vulkanische Theorie kaum anders erklärt wird. Dabei zaudert Poulett Scrope nicht, die Behauptung auszusprechen, seine Theorie beruhe in keiner Weise auf irgend einer Conjectur, wie namentlich die von einem inneren flüssigen Kern der Erdkugel sei[1]. Das Wunderlichste, was man ersinnen kann, ist das trostlose Umherschweifen der erdinnern Wärme, die, weil sie nirgends einen Ausgang erblickt, sich verzweifelnd in einen Feuersee stürzt. Und warum kann sie durch die Oceane nicht hinaus? Gerade weil auf deren Boden frische und kalte Schichten gebildet werden, ist das ihr bester Weg zur ersehnten Freiheit. Ich meine, die Wärme ströme immer in's Kalte und laufe am wenigsten in hitzige Glühöfen mit Lust hinein. Wir wollen aber einmal annehmen, was gar nicht wahr ist, daß die frisch gebildeten Meeresschichten schlechtere Wärmeleiter seien und die erdinnere Wärme durch sich in's Freie nicht fortziehen lassen. Welches wäre der Erfolg?

[1] Über Vulkane. S. 267.

Digitized by Google

Genau derselbe, wie bei einem geheizten steinernen Ofen, den man zum Theil mit Stroh oder Tüchern umwickelt. Jedes Kind weiß uns zu sagen, daß die Umwicklung den Ofen an keiner Stelle heißer macht, als er zuvor war, sondern daß er seine Wärme nur besser conservirt, nicht so schnell entweichen läßt. Poulett Scrope dagegen bratet Beefsteak auf einer Ofenplatte von 50° Wärme. Er umhüllt den Ofen sorgfältig mit schlechten Wärmeleitern und läßt nur die Platte frei. Ist dieselbe neunmal kleiner als die vor Ausstrahlung künstlich geschützte Ofenfläche, so setzen sich alle Wärmebächlein in Bewegung nach der Platte und auf ihr entsteht eine Hitze von 500°! Dieß Experiment bildet nun die Grundlage, worauf der sehr verdienstvolle Vulkanolog seine Theorie der Tiefenkräfte erbaut!

Die Urheber aller übrigen Theorien sind vorsichtiger gewesen; sie geben sich die Mühe nicht, den Zusammenhang zwischen den beobachteten Erscheinungen und vorausgesetzten Ursachen klarlegen zu wollen. Statt dessen werfen sie meist im Gewande schwer faßbarer Worte dunkle Andeutungen, Muthmaßungen, Behauptungen auf das Papier, indem sie die nähere Ausführung als „leichtverständlich" dem Leser überlassen. Der Leser aber versteht sie nicht, und wenn derselbe aus vielen hundert Seiten eines großen Werkes oder aus ebenso zahlreichen Heften gelehrter Zeitschriften Alles mit Fleiß gesammelt hat, was zur Beleuchtung der Frage dienen könnte, findet er sich auf das Äußerste gedemüthigt: er versteht die hohen Dinge nicht!

III. Wissenschaftliche Methode.

Weßhalb mißglückten alle Erklärungsversuche der Tiefenkräfte? Diese Frage wollen wir uns klar machen, um von unseren Untersuchungen die Fehlerquellen möglichst fern zu halten.

Erstens kamen die älteren Naturforscher auf die unglückliche Idee, daß beim Entwicklungsgange des Erdballs nicht die heutigen, sondern ganz andere Kräfte im Spiel gewesen seien, oder daß zum Mindesten die heute noch bestehenden Kräfte unvergleichlich energischer gearbeitet haben. Auf den Gedanken führte die Erkenntniß unerhört großartiger Thatsachen: aus Feuerfluß erstarrtes Gestein sah man im Zusammenhang über Tausende von Quadratmeilen verbreitet; zahllose Reste von Meeresthieren erblickte man auf Höhen von 4000—6000 Meter; die Alpen und die meisten anderen Gebirge waren nicht bloß aus dem tiefsten Grunde

Digitized by Google

der Oceane aufgestiegen, sondern zeigten überall die Spuren entsetzlicher Verwüstung eines unglaublichen Durcheinanders ihrer ehemals horizontal gewesenen Schichten; ganze Festländer waren aufgetaucht und wieder verschwunden, indeß die Überbleibsel der alten organischen Schöpfung merkwürdige Sprünge der Entwickelung von Thier- und Pflanzenwelt zu beweisen schienen. Jede ersinnbare Schöpfungstheorie durfte sich für berechtigt halten und blieb Gegenstand öffentlicher Bewunderung, bis eine neue, noch phantastischere aufgetaucht war. Das Unwesen dauerte bis weit in dieses Jahrhundert hinein. Endlich glückte es, besonders dem englischen Geologen Charles Lyell, als Grundsatz der Erdforschung geltend zu machen, daß die Erklärung aller schwierigen Thatsachen der geologischen Vergangenheit keine anderen Kräfte als die heut bestehenden fordere; lange Dauer der Wirksamkeit ersetze sogar in den meisten Fällen die vermuthete übergroße Energie. Nichts aber hinderte, die Erde als sehr alt zu betrachten. Durch diesen Grundsatz allein vermochte die Geologie sich bis auf die Stufe einer eigentlichen Wissenschaft zu erheben, welche die beobachteten Erscheinungen nicht aus der Phantasie, sondern aus bestehenden Ursachen erklärt.

Aber nicht alle Ursachen waren bekannt: die Tiefenkräfte blieben in undurchdringliches Dunkel gehüllt. An sie heftete sich der Wunderglaube der alten Sagen und Systeme über Entstehung der Welt. Selbst die vulkanische Theorie, welche eine gewisse Reihe von Erscheinungen mit einiger Consequenz zu erklären vermöchte, ist ein vollständig unbegründeter Wunderglaube. Sie braucht zu ihrem Dasein einen wunderbaren Wasserdampf, der nicht nur allmächtig, sondern auch so gütig ist, um uns mit zu furchtbaren Katastrophen zu verschonen, und der als dienstbeflissener Famulus tausend Dinge verrichtet, welche er der höheren Magie abgelernt hat.

Als zweiten Fehler der Erklärungsversuche hat man mit einem gewissen Recht angegeben, daß die Speculation der Erfahrung vorausgeeilt sei. Noch fehlte es an Beobachtungen, Thatsachen, und schon war man mit Theorien fertig. Man darf hinzufügen, daß auch jede neue, oft kleinliche Entdeckung hinreichend schien, um die Zahl der vorhandenen Hypothesen durch eine neue zu vermehren, indeß man bei Aufstellung derselben den schon bekannten und sicheren Erfahrungen kaum Rücksicht schenkte. Die Reaction blieb nicht aus. In den letzten Jahrzehnten wurde jedes Nachsinnen über den Urgrund der Dinge fast polizeilich verboten. „Weg mit aller Speculation," hieß es, „Beobachtungen

Digitized by Google

müſſen gemacht werden!“ Und Beobachtungen wurden gemacht durch alle Berge und Thäler, auf allen Continenten und Meeren. Die junge Generation gewöhnte ſich mehr und mehr an die Idee, daß nicht nur die vorläufige Aufgabe, ſondern auch das Weſen der Wiſſenſchaft in der Sammlung von Beobachtungen und Thatſachen liege, alle Speculation grundſätzlich zu verbannen ſei.

Darin beſtand ein neuer Irrthum. Unſer Geiſt fühlt in ſich das Bedürfniß, den Erſcheinungskreis mit Urſachen in Beziehung zu bringen. Uns deſſen meiſt unbewußt, ſind wir von Kindheit daran gewöhnt, irgend welche Beboachtungen zu machen, aus den Beobachtungen Schlüſſe zu ziehen, die Schlüſſe zu combiniren und ſo zu immer höheren Standpunkten aufzuklimmen. Wer es nicht thut, führt kein menſchenwürdiges Daſein. Zur Erkenntniß und Umfaſſung der Wahrheit ſind wir da, und die Wahrheit iſt im Grunde nur eine: aus ihr, dem unerſchaffenen Gedanken des Schöpfers, quillt einig und harmoniſch die Erſcheinungswelt als Geſchaffenes hervor.

Dieſer Naturanlage, welche zum Höheren treibt, vermag ſich der Forſcher am wenigſten zu entäußern. Ja ohne ſie macht er keine fruchtbringenden Beobachtungen, weiß er auch keine zu beſchreiben; denn nur im Lichte gewiſſer Erwartungen ſchaut er die Dinge an, ſondert er das Wichtige vom Unwichtigen. Wovor er ſich hüten muß, iſt die Übereilung, ſeine Auffaſſungen, Meinungen, Verſtandesſchlüſſe in die beobachtete Thatſache hineinzulegen, ſie als Beobachtetes darzuſtellen. Hundertmal begehen Ungeübte dieſen Fehler. Darum glaubten die neueren Meiſter der Kunſt weiſe zu handeln, indem ſie ihren Lehrlingen alle Speculation verboten und lieber ein feſtes Programm auf die Forſchungsreiſe mitgaben, das vorſchrieb, was bei den Beobachtungen zu ſehen — oder auch nicht zu ſehen ſei. Die Meiſter ſelbſt waren niemals der Meinung, ihre perſönliche Combinationsgabe unthätig verroſten zu laſſen. Denn noch nie ſeit Anbeginn der Welt haben ernſte Männer das Weſen einer Wiſſenſchaft in etwas Anderem geſucht, als in der Erkenntniß der Dinge aus deren Urſachen heraus: vere scire est per causas scire, wie Bacon und mit ihm noch Jeder geſagt hat, welcher für die Wiſſenſchaft eine Begriffserklärung aufzuſtellen verſuchte. Thatſachen und Beobachtungen bilden das Material, woraus das Gebäude der Naturwiſſenſchaft conſtruirt werden ſoll. Das Herbeiſchaffen des Baumaterials iſt nothwendig, verdienſtlich. Wer es thut, denkt jedoch nicht, daß darin das Weſen der Baukunſt beſtehe.

Digitized by Google

Zu unserem Trost und Mißtrost haben wir nie zu vergessen, daß eine ungezähmte Phantasie und Mangel an geordnetem Denken bis dahin die Anfänge jeder Wissenschaft auf Irrwege geleitet haben. Die Astronomie war Sterndeuterei, die Chemie Goldmacherkunst, die Physik Magie. Warum sollte es der Erdforschung besser ergehen? Von ihren Anfängen konnte Lichtenberg sagen, „daß die vielen und zum Theil bodenlosen Systeme, die man zur Erklärung der Erdbildung ausgesonnen, zwar nicht als Beiträge zur Geschichte der Erde, wohl aber als Beiträge zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes anzusehen seien". Als solche wollen wir denn auch, ohne muthlos zu werden, die mißlungenen Erklärungsversuche der Tiefenkräfte ansehen, darum jedoch nicht unseren Geist, sondern nur dessen Verirrungen abschaffen.

Ich habe gesagt, daß man das Vorauseilen der Speculation vor der Erfahrung mit einem gewissen Recht als Ursache des Mißglückes betrachte. Genau scheint mir das nicht richtig zu sein, außer man brauche das Wort „Speculation" in demselben verkehrten Sinn, in welchem die Worte „Hypothese" und „Theorie" seit Langem gebraucht werden. Die Speculation ist ein sublimes Denken und in physikalischen Dingen ein ausgezeichneter Gebrauch der Combinationsgabe und des prüfenden Verstandes, um bei dem Versuche, die Gründe und den Zusammenhang einer Reihe unbegriffener Thatsachen zu bestimmen, unter den meist sehr zahlreich unserem Geiste sich darbietenden Conjecturen und Möglichkeiten die richtigen auszuwählen und zu einem Grundgedanken zusammenzufassen, welcher die ganze Klasse der Erscheinungen ungezwungen erklärt. Diese Speculation geht aus der vollendeten Herrschaft des Verstandes über die diensteifrige, um die Erfahrungswelt sich wenig kümmernde Phantasie hervor; sie ist nicht Zügelloses, sondern eiserne Logik.

Als dritten Grund des Mißlingens darf man wohl dreist hervorheben, daß an eine solche Speculation gar nicht einmal gedacht worden ist. Die ersten Erklärer der Erdwandlungen bedurften ihrer nicht, sondern einer dichterischen Phantasie; die späteren haben sich nie die Mühe kosten lassen, ihre kurz hingeworfenen Ideen in reifliche Erwägung zu ziehen. Und jede dieser hingeworfenen Ideen beliebte man „Hypothese" zu nennen, wo doch die letztere eine Combination von hundert allseitig durchdachten Ideen zu einer Grundidee ist. Die wissenschaftliche Methode versteht unter einer Hypothese allerdings eine Vermuthung über unbekannte Ursachen, aber nicht eine jede Vermuthung, sondern speciell eine

Digitized by Google

ſolche, welche eine ganze Reihe verwandter Erſcheinungen ſowohl in ihrer Geſammtheit als in allen ihren Einzelnheiten ungezwungen zu erklären vermag. Das iſt die Hypotheſe im engeren Sinn oder der Satz der Hypotheſe. Die Entwickelung des Satzes, der ſtreng logiſche Nachweis, daß alles zu Erklärende aus der vorausgeſetzten Urſache ſich wirklich ergibt, heißt Theorie, welche wegen des nur vermutheten, nicht a priori bewieſenen Fundamentalſatzes eine hypothetiſche Theorie oder Hypotheſe im weiteren Sinn iſt. Ohne die Entwickelung hat die Hypotheſe keinen Werth. Wir denken nicht wie die unſterblichen Geiſter des Himmels durch Intuition, ſondern eins aus dem andern, und ſind der zu denkenden Dinge gar zu viel, ſo bemächtigt ſich unſer die Verwirrung. Wer alſo eine Hypotheſe aufſtellt und von Theorie ſpricht, muß das Wirrſal der Gedanken löſen, die beſchwerlichſte Arbeit nicht dem Leſer überlaſſen, ſonſt hat er nichts geleiſtet.

Es iſt gut, daß wir dieſen Vorfragen alle Aufmerkſamkeit widmen. Das Erforſchen unbekannter Naturkräfte gehört in den Bereich der Phyſik; wir werden alſo zuſehen, was für Bedingungen die Phyſiker von einer Hypotheſe erfüllt haben wollen. Sie verlangen aber folgende Stücke:

1. Der Satz der Hypotheſe, aus welchem Alles deducirt wird, ſoll ein möglicher ſein, und zwar nicht bloß möglich in ſich, daß er den Denkgeſetzen nicht widerſpricht, ſondern auch möglich unter den vorhandenen Umſtänden, ſoweit unſere wiſſenſchaftliche Erkenntniß reicht. Man ſollte meinen, nichts ſei leichter, als dieſe Bedingung feſtzuhalten. Und wie ſteht es damit in der That, wenn man die Literatur durchforſcht? Das Spielen mit Hypotheſen nimmt gerade hier ſeinen Urſprung, weil die Einſeitigkeit des Standpunktes, von dem aus man ſo häufig die Dinge betrachtet, Fehlerquellen nicht vermeiden läßt. Hundertmal erlebt man es, wie aus Beobachtungen Schlüſſe gezogen werden, die mit andern, ſchon ſichergeſtellten Thatſachen nicht harmoniren. Woher das? Einer erblickt von dem Weltall nur die mineraliſche, der Andere nur die chemiſche, ein Dritter nur die naturhiſtoriſche Seite. Über Gebühr drängt ſich ein Zweig des Wiſſens in den Vordergrund; der Blick für das Ganze iſt nicht vorhanden oder getrübt. Die richtigen Gedanken kommen nicht, weil ſie dem Ganzen angehören. Es gibt nur eine Natur, und wer über ihre Kräfte nachſinnt, wird es mit Erfolg nicht thun, außer er berückſichtige in gleicher

Digitized by Google

Weiſe Geognoſie und Chemie, Phyſik und Mechanik, und was ſonſt vom Naturreich erforſcht worden iſt. Wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes kam man zur Theilung der Arbeit, ſpaltete man Zweige des Wiſſens abermals in Zweige, bannte man den Blick des Einzelnen in einen möglichſt engen Geſichtskreis. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn man von ausgezeichneten Forſchern gewiſſe Vorausſetzungen als richtig, falſch oder zweifelhaft behandelt ſieht, die nach den ſicheren Lehren einer anderen Wiſſenſchaft gerade das Gegentheil davon ſind. Poulett Scrope ſteht mit ſeinen phyſiſch unmöglichen Weltanſchauungen nicht vereinſamt.

2. Die Hypotheſe ſoll allgemein ſein, d. h. ſie ſoll die in ihr Gebiet fallenden Erſcheinungen ohne alle und jede Ausnahme bis in's Einzelne zu erklären im Stande ſein. Sie verliert ihren Werth vollſtändig, ſobald ſie mit irgend einer Erſcheinung, die ſie zu erklären hat, in offenem, klar erkanntem Widerſpruch ſteht. Wie verhalten ſich die vulkaniſchen und plutoniſchen Theorien in dieſer Beziehung? Auf je hundert Fragen, die man ihnen ſtellt, wiſſen ſie kaum eine zu beantworten.

3. Die Hypotheſe ſoll einfach ſein, d. h. ſie ſoll die Erklärung der in ihren Bereich fallenden einzelnen Erſcheinungen mit möglichſt wenigen Hilfshypotheſen ausführen. Je größer die Zahl der Wenn und Aber oder willkürlichen Vorausſetzungen iſt, welche die Theorie anwendet, deſto verdächtiger iſt ſie. Eine complicirte Maſchine taugt nichts, weil ſie bald ſchadhaft wird. Hierin iſt die Natur nachzuahmen, die mit wenigen Kräften viel auszurichten verſteht, eine Erfahrung, die in den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften mit jeder Errungenſchaft klarer hervortritt.

4. Die Hypotheſe ſoll, wenn ſie von Naturkräften handelt, eine mathematiſche Behandlung geſtatten. Oft hat man die Kräfte aus der Größe und Art ihrer Wirkungen zu erſchließen, wobei das „Gefühl" oder ein gewiſſes „Taxiren" nicht ausreicht. Dieſe unbeſtimmten Hilfsmittel dürfen nur jene Männer anwenden, welche durch lange Übung Sicherheit gewonnen haben. So wird über die hinreichende oder unnütze Stärke eines Gewölbes kein Vernünftiger aus dem „Gefühl" ein Urtheil fällen; er zieht einen Baumeiſter zu Rath oder verſchafft ſich die nothwendigen Kenntniſſe, um dergleichen Dinge ſelbſt berechnen zu können. Die mathematiſche Behandlung der Hypotheſe iſt der beſte Prüfſtein von deren Güte: wie ausgezeichnet muß ſie nicht ſein, wenn man die betreffenden Erſcheinungen nach ihrer Größe, Dauer und ſonſtigen Eigenſchaften mit Genauigkeit ausrechnen kann! Die geheimnißvollen Kräfte der Tiefe dürfen dieſer Regel grundſätzlich ſich nicht

Digitized by Google

entziehen, obschon es vielleicht immer unmöglich bleiben wird, die nöthigen Ziffern zu erlangen, die zur Angabe bestimmter Resultate erforbert sind. Bisweilen ereignet es sich jedoch, daß eine sehr einfache Hypothese zu äußerst schwierigen, nicht zu bewältigenden Rechnungen führt. Dadurch wird die Hypothese nicht schlecht, denn die Natur befolgt ihren mathematischen Gang auch in dem Falle, wo unsere Methoden nicht ausreichen, um sie darin rechnend zu begleiten.

5. Die Hypothese soll klar sein, d. h. der nothwendige Zusammenhang zwischen ihrer Behauptung und den abhängigen Erscheinungen soll sich ohne Dunkelheit erkennen lassen. Diese Klarheit ist Folge der übrigen guten Eigenschaften, sowie des Fleißes, womit die Theorie durchgearbeitet wurde.

Dennoch vermag eine Hypothese verschiedene Grade der Vollkommenheit zuzulassen. Manche Erscheinungen können eine Zeit lang unerklärt bleiben, weil sie nicht gehörig bekannt oder von einer andern Klasse noch nicht erforschter Ursachen abhängig sind. Soweit jedoch muß eine gute Hypothese es bringen, daß man einsieht, der Fehler liege nicht in ihrem Grundgedanken, sondern im Mangel unserer Kenntnisse. Es scheint, diese letzte Bedingung sei auch nicht annähernd von irgend einer Theorie der Tiefenkräfte erfüllt worden. Meist hat man sich darauf beschränkt, einen möglichen oder unmöglichen Grundgedanken auszusprechen, ohne demselben eine Spur von Theorie beizufügen.

So will z. B. die vulkanische „Theorie" eine Erklärung von den Erdbeben geben. Wie thut sie das? Unterhalb der Erdrinde, ohne daß dieselbe in die Luft fliegt oder irgend welche Gase und Dämpfe entweichen läßt, ereignen sich Explosionen der schrecklichsten Art. Dieser hypothetische Satz mag dem „Gefühl" Einiger als möglich vorkommen, aber nie wird Jemand eine solche Möglichkeit so beweisen, daß jeder vernünftige Widerspruch schwindet. Und worin besteht nun ferner die Ausführung des Gedankens oder die Theorie? In der Thatsache, daß Explosionen ein momentanes Zittern der Erde verursachen können, in gar nichts weiter. Auf die Art und Dauer der Bodenschwingungen, auf ihre Verbreitung längs bestimmter Linien, auf ihre Vorliebe für gewisse Gegenden, auf ihre periodische Wiederkehr, auf ihren Zusammenhang mit den Gebirgs- und festlandsbildenden Kräften wird nicht im Mindesten Rücksicht genommen: sie behauptet einfach, der Dampf bringe die Erdbeben unter allen Umständen hervor. Und wenn man so verwegen ist, den Gedanken bis in's Einzelne verfolgen zu wollen,

Digitized by Google

ſo ſtößt man bei jedem Schritt auf ungelöste Schwierigkeiten, findet, daß der vorausgeſetzte unterirdiſche Dampf die Rolle eines der abenteuerlichſten Kobolde ſpielt, welche menſchliche Einbildungskraft in das Reich der dunklen Tiefe jemals hinabgezaubert hat. Iſt dieß eine Hypotheſe oder Theorie?

Wer in ähnlicher Weiſe verfährt, hat für die Wiſſenſchaft nichts Erſprießliches geleiſtet. Er mag eine Vermuthung geäußert, einen Gedanken hingeworfen, auch ſeine Meinung geſagt haben; aber eine Hypotheſe oder Theorie hat er nicht aufgeſtellt. Ein wunderſames Schauſpiel erblickt das Ende des neunzehnten Jahrhunderts: wichtige Abtheilungen der „exacten“ Wiſſenſchaft beſtehen aus Sammlungen aller möglichen Einfälle und Meinungen, aus einem bunten Geſchwirre leicht geflügelter Ideen, die man mit dem erhabenen Namen von „Hypotheſen und Theorien“ ausgezeichnet ſieht. Solche Ideen ſind etwas Menſchliches, woran wir Alle leiden; es kommt aber darauf an, daß ſie richtig durchdacht und fruchtbar ſeien, der Wiſſenſchaft thatſächlich Dienſte leiſten. Schon Heraklit ſuchte den Urgrund aller Dinge im Feuer; Thales ließ die Erde aus Waſſer hervorgehen; Xenophanes bildete ſie aus Schlamm; Buffon ſchuf ſie aus der Sonnenſubſtanz, indem er Kometen gegen den Centralkörper jagte. So gibt es im Grunde keine Anſicht oder Meinung, die nicht ſchon ein- oder hundertmal dageweſen wäre. Wer ſolche nicht ausgeſprochen, war öfters der klügere Mann.

Schwerer, als die Eigenſchaften einer guten und vielumfaſſenden Hypotheſe aufzuzählen, iſt die Angabe, wie man es zu machen habe, um eine zu finden. „Entdeckungen, wie geſunde Theorien,“ ſagt B. v. Cotta[1], „laſſen ſich nicht erzwingen, nicht willkürlich machen; ſie müſſen vorbereitet ſein und ſtellen ſich dann beim eifrigen Studium der Dinge von ſelbſt ein.“ Die Vorbereitung beſteht in der Sammlung einer hinreichenden Menge von Beobachtungen und Thatſachen. Daran hat es früher zumeiſt gefehlt, und auch heute ſehen wir uns noch keineswegs in die Lage verſetzt, über einen Überfluß brauchbarer Beobachtungen verfügen zu können. Die Urſache liegt zum Theil in dem Fehlen der Grundzüge einer ſchon hinreichend ſicheren Theorie. Ohne dieſelben ſtellt man hundert unnütze Beobachtungen an und läßt die wichtigſten aus, weil man nicht ahnt, welche Bedeutung ſie haben. Wer es dann unternimmt, das geſammelte Material zu ſondern, das Zweckdienliche

[1] Geologie der Gegenwart. S. 7.

Digitized by Google

auszusuchen, wird von der Masse des Detail beinahe erdrückt. Berghoch liegt das letztere vor ihm: Splitter zierlicher Ornamente, Stückchen mit alter Malerei, von denen man nicht weiß, womit sie im Zusammenhang standen. Ein wahres Glück ist es, daß hin und wieder ein gröberer Block aus der Schuttmenge hervorschaut. Aber welche Arbeit, bis man eine hinlängliche Zahl solch praktischer Bausteine ausgegraben hat! Auch manche von ihnen sind nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Die „wissenschaftliche" Kritik, der unerbittliche Hammer voreiliger Theorien, hat unnütz scheinende Kanten sorglich hinweggehauen, vermeinend, so sei es besser. Desto nützlicher war die historische Kritik, welche den Grundsatz befolgte: was vernünftige, aufrichtige, unparteiische Zeugen aussagen, muß als glaubwürdig betrachtet werden.

Die gefundenen Bausteine nun, so weit sie durch menschliche Hand nicht unheilbare Verstümmelung erlitten, weisen ihre charakteristischen Formen auf: die einen gehören in's Fundament, die andern sind Stücke von Mauern und Pfeilern, die dritten passen in die Bögen und Gewölbe, die vierten in Fensternischen oder Gesimse. Viele Geduld muß man haben und auch einige Kenntniß der Baukunst, um Alles zu sondern; manchen Stein muß man zwanzigmal umdrehen, um auszukundschaften, wohin er wohl passe, und nicht wenige Stücke fehlen noch ganz und gar; die Zeit muß sie bringen. Das hindert aber den Kenner nicht, den Plan des Werkes im Geiste zurechtzulegen, die in den vielen Steinen zerstreute Idee des Baues in ihrer Einigkeit wiederherzustellen. Die kleinen Trümmer der Ornamente dürfen vorläufig nicht stören, später einmal finden sie vielleicht einen schicklichen Platz. Die einige Idee, der Grundplan des Ganzen ist für uns der Satz der Hypothese, das wirkliche Zusammenfügen der Steine ist die Theorie. Aber der Satz der Hypothese besteht nicht, wenn in ihren wichtigsten Punkten die Theorie nicht schon geistig vollendet ist.

So kommen nach hinreichenden Vorbereitungen beim eifrigen Studium gesunde Theorien. Copernicus, Kepler und Newton, gewiß keine gewöhnlichen Menschen, haben mit dem eifrigsten Nachsinnen über ihre Theorien fast ihr ganzes Leben hingebracht, indeß sie für detaillirte Beobachtungen keine Zeit verloren. Sollte uns die Erklärung der Tiefenkräfte mit minderer Anstrengung gelingen? Aber was hat man gethan? Einige haben Schuttstücke für Grundelemente des Baues angesehen, Andere wahrhafte Quader frei gemacht und aufmerksam betrachtet, jedoch einseitig, wie sie eben lagen; wieder Andere nahmen sich die Mühe, einzelne Steine

Digitized by Google

vielſeitig zu drehen und ſorgfältig zu ſtudiren. Mehr als vier oder fünf Steine indeſſen verglichen ſie mit einander nicht. Schon darin erſchien die Menge der Formen zu groß. Welcher Bauſtil iſt in dem Allen ausgeprägt? Gothiſch? Romaniſch? Etruskiſch? Unmöglich! Alle Stilarten liegen hier durcheinander! Wer mehr Muth beſaß, behauptete wohl dreiſt: „Wir ſehen hier die Trümmer eines alt-mexikaniſchen, wenn nicht eines ſiameſiſchen oder baskiriſchen Werkes!“

(Fortſetzung folgt.)

Joſeph Kolberg S. J.

Recenſionen.

Dogmatiſche Theologie von Dr. **J. B. Heinrich**, Dombecan und Profeſſor der Dogmatik am biſchöfl. Seminar zu Mainz. 8°. I. Bd. 3. Abth. S. 561—864; II. Bd. 824 S.; III. Bd. 892 S. Mainz, Kirchheim, 1875—1879. Preis, complet: *M.* 28.40.

Es wurden in dieſer Zeitſchrift (Jahrg. 1875, Bd. VIII S. 224 ff.) erſt die zwei erſten Lieferungen der „Dogmatiſchen Theologie“ beſprochen. Inzwiſchen ſind ſieben weitere Lieferungen erſchienen, ſo daß nunmehr drei volle Bände des gediegenen Werkes vorliegen. Anfangs war das Ganze nur auf drei Bände berechnet; jetzt werden es, wie der hochw. Herr Verfaſſer in dem Vorwort zum dritten Bande uns mittheilt, mindeſtens doppelt ſo viel werden. Wir erachten dieſes für einen wahren Gewinn, da wir ja an größeren dogmatiſchen Werken in deutſcher Sprache fürwahr keinen Überfluß haben. Dr. Heinrich hatte vor Allem den katholiſchen Klerus im Auge. „Ihm iſt ein tieferes und umfaſſenderes Studium der dogmatiſchen Theologie, als die allzu kurze Studienzeit und ein wenn auch noch ſo treffliches Handbuch gewähren kann, nothwendig, ſowohl um ſelbſt innerlich an heiliger Erkenntniß reich zu werden, als auch um ſein Lehramt in fruchtbarer Weiſe zu verwalten.“ Es gereicht uns zur Freude und Genugthuung, die Überzeugung ausſprechen zu dürfen, daß es dem hochverehrten Herrn Verfaſſer in dieſen drei Bänden ausgezeichnet gelungen iſt, ein Hilfsmittel zu ſchaffen, welches in anerkennenswerther Weiſe dieſem doppelten Zweck gerecht wird.

In den zwei Lieferungen, über die bereits im Einzelnen referirt worden, hatte das erſte Buch der Generaldogmatik, welches vornehmlich die Praeambula fidei und die Motiva credibilitatis behandelt, ſeinen Abſchluß gefunden. Ungefähr mit der dritten Lieferung beginnt das zweite Buch, welches auch noch den weitaus größten Theil des zweiten Bandes für ſich in Anſpruch nimmt. Letzteres mit vollem Rechte. Denn dasſelbe behandelt un-

Digitized by Google

zweifelhaft die wichtigsten von denjenigen einleitenden Fragen, welche der hochw. Herr Verfasser unter dem Namen „Theologische Erkenntnißlehre" in den zwei ersten Bänden zusammenzufassen beliebt hat; Glaube, Glaubensquellen, Glaubensregel und Glaubensrichter bilden nämlich seinen Inhalt.

Die Darlegung der den Glauben betreffenden Wahrheiten, wie Dr. Heinrich sie in organischer Gliederung bietet, kann als eine allseitige bezeichnet werden. Die Erörterungen über den Begriff des theologischen und katholischen Glaubens (S. 556—591) zeigen so recht deutlich das stete Bemühen des Verfassers, den jedesmaligen Lehrstoff thunlichst auf der festen Basis der definirten Kirchenlehre aufzubauen. An dieser Stelle sind es die Erklärungen des vaticanischen Concils, auf die sich die Ausführungen in allweg stützen. Bevor der hochw. Verfasser das Formalobject des Glaubens im Einzelnen erklärt, handelt er vom Gegenstande des Glaubens im Allgemeinen. Es wird da auch die Controverse berührt, ob natürlich Gewußtes zugleich Gegenstand des Glaubens sein könne. Dr. Heinrich tritt der Meinung bei, welche die Frage bejaht, und er bemerkt sehr richtig, daß dieselbe heutzutage wohl als die sententia communis bezeichnet werden kann. „Jedenfalls," heißt es ebendaselbst, „scheint uns die Verträglichkeit des Glaubens mit der abstractiven und auf Schlußfolgerungen beruhenden wissenschaftlichen Erkenntniß, welche wir vom Dasein Gottes, seiner Einheit und seinen Eigenschaften, der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele besitzen können, ungeachtet der entgegengesetzten Meinung angesehener thomistischer Theologen, über jeden Zweifel erhaben" (S. 611). — Wo es sich um die genauere Fixirung des Formalgrundes des Glaubens handelt, geht der hochw. Herr Verfasser von den Worten des Vaticanums aus: „propter auctoritatem Dei revelantis, qui nec falli nec fallere potest", und spricht sich dann mit der sententia communis[1] dahin aus, daß nicht nur die Auctorität Gottes (seine Wahrhaftigkeit und sein irrthumsfreies Wissen), sondern auch die Offenbarung Gottes zum Formalgrunde des Glaubens gehöre. Wenn auch weitere Ausführungen und speciell der Appell an eine Stelle Gotti's (der eben nur die revelatio interna, nicht die externa zum Formalgrunde des Glaubens rechnet) es in etwa unbestimmt lassen, welche Stellung Dr. Heinrich der äußeren Offenbarung als Formalgrund des Glaubens einräumt, so dürften doch gleich die ersten Sätze, durch die er der äußeren Offenbarung die Würde des Formalgrundes vindicirt, am deutlichsten seine dießbezügliche Ansicht zum Ausdrucke bringen. Er schreibt: „Das göttliche

[1] Nicht ohne Grund macht P. Kleutgen (Beilagen, 3. Heft, S. 116) darauf aufmerksam, daß die Meinung, welche den Act der göttlichen Offenbarung nicht zum Formalgrunde des Glaubens rechne, außer der scotistischen Schule nur einzelne sehr wenige Vertheidiger gefunden habe, und er fügt „das gewiß glaubwürdige Zeugniß des berühmten Carmeliten Paulus a Conceptione" bei: Revelatio ad motivum formale non se habet praecise per modum conditionis, sed etiam per modum rationis formalis. Ita communiter Thomistae et Jesuitae contra Scotistas. Tract. XVI. disp. 1. dub. 3.

Digitized by Google

Wissen und die göttliche Wahrhaftigkeit ist an sich etwas Gott Innerliches, Unerschaffenes, mit dem Wesen Gottes Identisches. Es versteht sich nun von selbst, daß die veritas prima nicht in dieser ihrer Immanenz, sondern durch ihre Offenbarung nach Außen, also in dem äußeren Worte der Offenbarung Grund (objectum formale fidei) des Glaubens ist" (S. 621). Es ist auch nicht zu fürchten, daß man der Göttlichkeit des Glaubens zu nahe trete, wenn man die äußere Offenbarung, allerdings „etwas Creatürliches", in das Formalobject des Glaubens aufnimmt[1]. Bei Lösung der spinösen Frage, in welcher Weise das Formalobject selbst in dem Glaubensacte für wahr gehalten werde, folgt Dr. Heinrich im Ganzen der von Suarez vorgezeichneten Fährte. Wir werden hier natürlich auf diese Controverse nicht eingehen, möchten uns aber doch die eine Bemerkung erlauben, daß der Einwurf gegen die Theorie Lugo's, dieselbe genüge nicht, „um den übernatürlichen Charakter des Glaubens in seiner ganzen Integrität aufrecht zu erhalten" (S. 632), uns ein unbegründeter zu sein scheint. Die Erklärung des Glaubensactes würde an Präcision gewonnen haben, wenn eine schärfere Trennung der demselben wesentlichen Elemente von denjenigen stattgefunden hätte, welche entweder stets oder unter gewissen Umständen zu seiner sittlichen Erhöhung, Vervollkommnung und Veredlung beitragen können. Die Lehre vom Glauben findet ihren Abschluß durch die Erörterung der Gewißheit, Nothwendigkeit und Unwiderruflichkeit des Glaubens. Gerade letzterer Punkt ist dem durch das Vaticanum verurtheilten Hermesianismus gegenüber von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Hier, wie so oftmals, zeigt Dr. Heinrich, daß er die Widerlegung der unsere Zeit berührenden Irrthümer sich vorzugsweise angelegen sein läßt. Er begründet und erläutert die Sätze: „Es kann der Gläubige niemals, ohne schwere Schuld, auch nur einen Augenblick, den Glaubensassens suspendiren; er kann nie eine rechtmäßige Ursache haben, am Glauben zu zweifeln oder ihn völlig aufzugeben. Es besteht daher in dieser Beziehung ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Gläubigen und dem Nichtgläubigen."

Die katholische Glaubensregel faßt Dr. Heinrich als Norm, nach welcher das Materialobject des katholischen Glaubens bestimmt wird. Als Ausgangspunkt dienen ihm die Worte des Vaticanums, welche diese Norm aufstellen (Decr. de fide, cap. 3). Der positive Nachweis der katholischen Glaubensregel aus der Lehre der Kirche wird in eingehender, aber sehr übersichtlicher Weise namentlich aus Irenäus, Tertullian und Cyprian geführt.

Aus dem Abschnitte über die Quellen des Glaubens (heilige Schrift und Tradition) verdient die durch Klarheit und Kraft der Beweisführung gleich ausgezeichnete Partie hervorgehoben zu werden, in welcher der gelehrte Herr Verfasser die Nothwendigkeit der Überlieferung und des Lehramtes der Kirche zur Bezeugung, zur Erklärung und zur Ergänzung der heiligen Schrift den Protestanten gegenüber darthut (S. 775—841).

---

[1] Vgl. die gründlichen Ausführungen Kleutgens gegen Scheeben, Beilagen, 3. Heft, S. 110—136, bes. 122 ff.

Digitized by Google

Auf die Lehre von den Quellen des Glaubens folgt ein eigener Abschnitt, welcher über die Tradition, ihre Criterien und Documente insbesondere handelt (Bd. II S. 3—162). Die deutlichen, gleich zu Anfang gegebenen Erklärungen über den Begriff und die verschiedenen Arten der Tradition tragen nicht wenig dazu bei, Mißverständnissen vorzubeugen. Es hat uns gefreut, daß auf S. 7 im engsten Anschlusse an die Worte des Tridentinums ausdrücklich auf die doppelte Art und Weise hingewiesen wird, wie etwas Gegenstand der traditio divina werden konnte. Der betreffende Satz lautet: „Nur solche Wahrheiten, Gebote und Institutionen, die ihren Ursprung in der göttlichen Offenbarung haben, sind Gegenstand der traditio divina, mögen nun diese göttlich geoffenbarten Wahrheiten, Gesetze, Institutionen von Christus den Aposteln übergeben, oder den Aposteln, als Organen der göttlichen Offenbarung, durch Eingebung des heiligen Geistes geoffenbart sein." Als Muster dogmatischer Exposition dürfen wir wohl die Erörterung der Frage bezeichnen, ob und inwiefern ein Fortschritt in der Entfaltung der Glaubenslehre stattfinden könne (S. 23—58).

Bei der gewohnten Rücksichtnahme des hochw. Herrn Verfassers auf die besonderen Forderungen der Gegenwart versteht es sich von selbst, daß der Schlußabschnitt des zweiten Buches, welcher über das unfehlbare kirchliche Lehr- und Richteramt handelt, seiner heutzutage erhöhten Wichtigkeit gemäß mit einer vorzüglichen Sorgfalt und Ausführlichkeit bearbeitet worden ist. Uns muß es hier genügen, auf einige wenige Punkte andeutungsweise hinzuweisen, um durch diese Beispiele den Schluß auf die Vortrefflichkeit des Ganzen einigermaßen zu ermöglichen. Geht man auf das Wesen der kirchlichen Unfehlbarkeit näher ein und frägt man nach der inneren Wirksamkeit, durch welche dieses Charisma der Kirche fortwährend übermittelt und erhalten werde, so kommt Alles darauf an, die „göttliche Assistenz" in richtiger und adäquater Weise aufzufassen und zu begreifen. Hierzu sind nun die Erklärungen, welche Dr. Heinrich über die göttliche Hilfeleistung beibringt (S. 220—245), in vorzüglicher Weise geeignet. Fast alle über die Unfehlbarkeit der Kirche handelnden Stellen — so führt er aus — weisen auf Gott, Christus, den heiligen Geist, resp. deren Beistand und Wirksamkeit als auf das Princip jener Indefectibilität hin. Der letzte und tiefste Grund dieser übernatürlichen Gabe liegt in der übernatürlichen und unauflöslichen Verbindung Christi und des heiligen Geistes mit der Kirche. Die göttliche Assistenz selbst wird in „negativer" und „affirmativer" Weise näher bestimmt. Negativ: sie ist weder Offenbarung noch Inspiration; positiv: sie besteht in dem ganzen Complexe jener Thätigkeiten der Providenz, wodurch Gott bewirkt, daß das kirchliche Lehramt weder durch seine ordentliche und allgemeine Amtsthätigkeit, noch durch eine definitive Lehrentscheidung jemals der gesammten Kirche, sei es aus Irrthum, sei es aus böser Absicht, etwas Falsches in Sachen der Glaubens- und Sittenlehre zu glauben oder zu halten vorschreibt. Jene Thätigkeiten der Providenz werden dann im Einzelnen besprochen, und schließlich aus der also entwickelten Lehre die nöthigen

Digitized by Google

Schlußfolgerungen gezogen. — Seit der Zeit des Vaticanums war die objective Ausdehnung der kirchlichen Unfehlbarkeit ein Hauptgegenstand theologischer und auch publicistischer Discussionen. Dr. Heinrich widmet dieser Frage ganze hundert Seiten (S. 554—654). Welche Gegenstände zum Objecte der Unfehlbarkeit gehören, oder, was dasselbe ist, welches die derselben von Gott gezogenen Grenzen sind, wurde weder auf dem Vaticanum noch vorher durch genauere Angaben definirt. Nichtsdestoweniger lassen sich, wie S. 556 mit Recht bemerkt wird, die hier in Betracht kommenden Fragen mit großer Sicherheit beantworten, und es besteht auch darüber in allem Wesentlichen Einmüthigkeit unter den angesehenen Theologen. Die ganze Ausdehnung der unfehlbaren Lehrthätigkeit der Kirche bestimmt die folgende, allgemeine These: Gegenstand der kirchlichen Unfehlbarkeit sind principaliter alle im Glaubensdepositum enthaltenen Wahrheiten und Thatsachen; secundär aber auch alle jene Wahrheiten und Thatsachen, welche zur Bewahrung, Erklärung und Vertheidigung des Glaubensdepositums nothwendig sind. Aus der richtigen Erfassung des Secundär-Objectes ergibt sich, daß die kirchliche Unfehlbarkeit nothwendig auch auf die Explication der Glaubenshinterlage, auf die mit der Offenbarungswahrheit conneren natürlichen Wahrheiten und dogmatischen Thatsachen, sowie auf die Verurtheilung und Censurirung der die Glaubenswahrheit verletzenden und gefährdenden Irrthümer sich erstreckt. Hieran reiht sich die Beantwortung der weiteren Frage, ob die Kirche auch in ihren Gesetzen und Einrichtungen, welche die Disciplin und den Cultus betreffen, unfehlbar sei. Der Verfasser präcisirt die affirmative Antwort dahin, daß die Kirche in ihren disciplinären Gesetzen und insbesondere in ihren Cultusvorschriften durch die göttliche Assistenz gegen jeden Widerspruch mit der Glaubenswahrheit und dem göttlichen (natürlichen und übernatürlichen) Gesetze sichergestellt sei. Speciell kommen endlich die Approbation der Orden und die Canonisation der Heiligen zur Sprache. Die Unfehlbarkeit der Kirche in Approbation der Orden ist dem Verfasser „eine vollkommen sichere theologische Lehre, deren Läugnung mindestens temerär, ärgernißgebend und unfromm ist". Bezüglich des anderen Punktes stellt er die These auf: „Es ist mindestens frommer Glaube und allgemeine und wohlbegründete Lehre der Theologen, daß die Kirche auch in der Canonisation der Heiligen unfehlbar sei."

Bevor wir zum dritten Buche übergehen, möge man uns hinsichtlich des Abschnittes vom kirchlichen Lehramte noch ein paar Bemerkungen bezw. Ausstellungen gestatten.

S. 247, Anm. 1, wird unter den außerordentlichen Privilegien der Apostel, welche sie als Apostel besaßen, auch genannt „die persönliche Inspiration und die darauf beruhende Unfehlbarkeit eines jeden einzelnen Apostels". Diese Ausdrucksweise könnte leicht zum Mißverständnisse Anlaß geben, als wären die Apostel einzeln nur insofern unfehlbar gewesen, als sie inspirirt waren. Das wäre irrig, da die Inspiration offenbar viel enger begrenzt ist, als die Unfehlbarkeit.

Der Schriftbeweis für die päpstliche Unfehlbarkeit hebt mit dem Alten Testamente an. Es ist dieses gewiß die naturgemäße Ordnung; dennoch hat es etwas

Digitized by Google

Mißliches, daß auf dieſe Weiſe ein Argument an die Spitze geſtellt wird, welches an Kraft allen übrigen weit nachſteht. Der Herr Verfaſſer ſchließt nämlich aus der Unfehlbarkeit des Hohenprieſters auf die des Papſtes. Läßt ſich nun auch nicht läugnen, daß ein ſolcher Schluß in der Vorausſetzung, daß die Untrüglichkeit der hohenprieſterlichen Ausſprüche feſtſtehe, gewiß ſtatthaft ſei, ſo iſt doch eben letztere Annahme durchaus nicht über jeden Zweifel erhaben. Dr. Heinrich argumentirt folgendermaßen: „Der höchſte Lehrer und Richter in Israel an Gottes Statt war und blieb einzig und allezeit der Hoheprieſter, dem auch das Synedrium in ſpäterer Zeit weſentlich untergeordnet war. Wenn aber der Hoheprieſter als höchſter Richter einen Ausſpruch that, ſo war derſelbe unwiderruflich, und jeder Israelit war an denſelben gebunden. Es kann daher wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dieſe Ausſprüche des Hohenprieſters, inſofern ſie die Reinerhaltung der geoffenbarten Wahrheit für das ganze Volk bezweckten, durch einen beſonderen Beiſtand Gottes unfehlbar waren" (S. 269). Für die Unwiderruflichkeit der hohenprieſterlichen Ausſprüche wird, und zwar mit Recht, Deut. 17, 8—12 [1] angeführt. Nur iſt zu bemerken, daß daſelbſt nur von einem Entſcheid in Sachen des Ceremonial- und Judicial-Geſetzes die Rede iſt. Ließe ſich erweiſen, daß der Hoheprieſter ſolch unwiderrufliche Ausſprüche auch in Glaubensſachen thun konnte, ſo wäre dadurch freilich auch ſeine Unfehlbarkeit dargethan. Aber da weder dieſe Stelle von der Vollmacht dazu redet, noch ſonſtwo über Anwendung derſelben berichtet wird [2], ſo bleibt es eben zweifelhaft, ob der Hoheprieſter überhaupt Ausſprüche gethan, welche „die Reinerhaltung der geoffenbarten Wahrheit für das ganze Volk bezweckten". Dazu kommt noch, daß das Prophetenthum des Alten Bundes gerade der Erreichung letzteren Zweckes in beſonderer Weiſe dienen ſollte. Hieraus ergibt ſich auch leicht die Antwort auf die zwei anderen Gründe, welche zum Erweiſe jener Unfehlbarkeit geltend gemacht werden.

S. 569 ſtellt der Verfaſſer bezüglich der theologiſchen Schlußfolgerungen die Theſen auf, daß eine Concluſion aus zwei unmittelbar geoffenbarten Prämiſſen ſelbſt unmittelbar geoffenbart ſei, daß hingegen eine Folgerung aus einer geoffenbarten und einer nur durch die Vernunft erkennbaren Prämiſſe keine Glaubensgewißheit, ſondern nur eine theologiſche Gewißheit habe. Nachdem er dann hervorgehoben, daß die weitere Frage, ob die Kirche eine Wahrheit letzterer Art durch eine Lehrentſcheidung unfehlbar feſtſtellen könne, zweifellos zu bejahen ſei und auch von ſämmtlichen Theologen bejaht werde, beſpricht er kurz die Streitfrage, „ob eine ſolche theologiſche Concluſion durch die Entſcheidung der Kirche unmittelbar Gegenſtand göttlichen Glaubens oder nur eines auf den göttlichen Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirche ſich gründenden zweifelloſen Fürwahrhaltens werde". Dr. Heinrich legt die Hauptgründe der beiden Meinungen vor, ohne ſich ſelbſt für

---

[1] Das ad judicem, qui fuerit illo tempore (V. 9) erklärt Dr. Heinrich als „zum zeitlichen Hohenprieſter". Cornelius a Lapide (in h. l.) zieht mit Berufung auf V. 12 die andere Erklärung vor, nach der unter judex ein weltlicher Richter zu verſtehen iſt.

[2] Die Antworten, welche der Hoheprieſter erhielt, wenn er mit dem Urim und Thummim den Herrn befragte, waren freilich von Gott inſpirirt, gehören aber ebendeßhalb nicht der ordentlichen Lehrthätigkeit an; zudem handelte es ſich bei dieſen Befragungen nicht um eigentliche Lehrerklärungen, ſondern um die Kenntniß zukünftiger oder ſonſt geheimer Dinge. Vgl. 1 Kön. 14, 36. 37; 23, 6—12; 30, 8 ꝛc.

Digitized by Google

die eine oder die andere zu entscheiden. Wenn er jedoch schließlich an das Vaticanum erinnert, welches durch den Ausdruck tenere der Wahrheit Ausdruck verleiht, daß es ein auf die Unfehlbarkeit der Kirche gestütztes zweifelloses und religiöses Fürwahrhalten gibt, welches nicht im eigentlichen und engeren Sinne fides divina ist, so mag man darin eine Hinneigung des Verfassers zur Meinung Molina's erkennen. Letzterer hält nämlich gegen Suarez, aber im Vereine mit anderen namhaften Theologen, daran fest, daß eine wirkliche theologische Conclusion niemals, auch nicht durch Definition der Kirche Gegenstand „göttlichen Glaubens" im strengen Sinne des Wortes werden könne. Das Gewicht der inneren Gründe scheint auch durchaus diese Meinung mehr zu empfehlen. Wenngleich nun die Autorität des Doctor eximius der entgegengesetzten Meinung immerhin ein gewisses Ansehen verleiht, so darf doch neben Suarez nicht auch noch Cardinal de Lugo als Vertreter derselben angeführt werden, wie es von Montagne (De censuris seu notis theologicis et de sensu propositionum, Art. 2. § 1) und nach ihm von Dr. Heinrich (l. c. und S. 661) geschieht. Lugo sucht vielmehr eine vermittelnde Stellung einzunehmen; diese Absicht spricht er nach Darlegung der beiden Meinungen selbst aus und beschränkt dann thatsächlich die Suarez'sche Aufstellung dadurch, daß er für alle Fälle, wo etwas für alle Gläubigen unmittelbar Gegenstand des göttlichen Glaubens wird, eine bereits stattgefundene, wenn auch nicht deutliche Offenbarung voraussetzt. Die Definition der Kirche klärt die Offenbarungslehre, enthält aber unter keiner Rücksicht eine neue Offenbarung [1].

Das dritte Buch handelt in zwei Kapiteln von dem Verhältnisse der Offenbarung und des Glaubens zur Vernunft und ihren natürlichen Erkenntnissen überhaupt, und von der theologischen Wissenschaft insbesondere. Namentlich das erste Kapitel ist von größter Wichtigkeit für unsere Zeit, die ja eine Reihe der gröbsten Irrthümer über Wissenschaft und Glauben, Philosophie und Theologie auftauchen und von der höchsten Kirchengewalt verurtheilt werden sah. Der Kerngedanke des ganzen Kapitels ist dieser: Es kann niemals irgend eine Wahrheit einer anderen Wahrheit widersprechen, vielmehr stimmen alle natürlichen und übernatürlichen Wahrheiten unter einander und mit der höchsten Wahrheit überein, da sie in dieser als in ihrer ersten Ursache und ihrem eminenten Vorbilde alle Eins sind. Bei der näheren Erörterung des Verhältnisses des natürlichen Wissens zum Glauben — der hochw. Verfasser vermeidet absichtlich die Ausdrucksweise: Verhältniß der Philosophie zur Theologie (vgl. S. 679) — wird ein dreifacher Mißbrauch namhaft gemacht, dessen sich die Vernunft dem Glauben gegenüber schuldig machen kann. Eine besondere Aufmerksamkeit wird dem dritten zugewandt, der in der Behauptung liegt, „daß die Vernunft, resp. natürliche Wissenschaft berechtigt sei, vermeintliche Resultate ihrer Forschung und ihres Nachdenkens auch dann als wahr festzuhalten, wenn sie mit einer geoffenbarten und unfehlbar von der Kirche bezeugten Wahrheit in Widerspruch stehen". Sowohl hier wie auch in den folgenden Abschnitten, welche das Verhältniß der Glaubensautorität zur Freiheit und zum Fortschritt der Wissenschaft, sowie die gegen-

[1] De fide, disp. 1. sect. 13. n. 270. Utrumque sententiam aliquo modo conciliare debemus. . . .

Digitized by

ſeitige Förderung der natürlichen Erkenntniß durch die Offenbarung und umgekehrt des Glaubens durch die Vernunft und die Wiſſenſchaft beſprechen, zeigt ſich recht augenfällig die Meiſterſchaft des Verfaſſers, bei den verſchiedenartigſten Einwürfen jedesmal mit ſicherem Blick durch die gleißneriſche Hülle der Scheinwahrheit zum Giftkern des Irrthums durchzudringen, um ihn auch dem blödeſten Auge in ſeiner wahren Geſtalt vorzulegen. — Auch der Abſchnitt, welcher die Exiſtenz und die Bedingungen einer „chriſtlichen Philoſophie" nachweist, iſt in hohem Grade geeignet, manches Vorurtheil zu zerſtreuen. — Wie maßvoll der hochw. Herr Verfaſſer überall die rechte Mitte einzuhalten ſich bemüht, mögen die folgenden Sätze bezeugen:

„Wenn wir aber die auf Grund der Väter von den großen Scholaſtikern, vor Allem vom hl. Thomas, erbaute, ſtets in der Kirche feſtgehaltene, in unſerer Zeit wieder mit neuer Liebe gepflegte Philoſophie wie als die wahre, ſo als die wahrhaft chriſtliche und katholiſche Philoſophie bezeichnen können, ſo müſſen wir auf der anderen Seite Übertreibungen ferne halten, welche nur die Wahrheit zu compromittiren geeignet ſind. . . . Wenn wir insbeſondere nicht daran zweifeln können, daß der hl. Thomas auch auf dem Gebiete der Philoſophie ein zuverläſſiger Führer und Lehrer iſt, ſo dürfen wir auf der anderen Seite nicht vergeſſen, daß, wie in der Theologie, noch viel mehr in der Philoſophie[1] ein Fortſchritt möglich und nothwendig iſt, und daß in der Wiſſenſchaft nicht die Autorität, ſondern die Gründe der alten großen Lehrer entſcheidend ſind. Am meiſten wäre es gefehlt, wenn man nicht nur die Principien und den Geiſt, ſondern auch jede Form der alten Lehrer für maßgebend halten und ihre Aufſtellungen ſelbſt in ſolchen Fragen als definitive anſehen wollte, in denen ſie nur mehr oder minder wahrſcheinliche Meinungen aufſtellten und aufſtellen konnten, da ihnen zu deren vollkommener Löſung die nöthigen Vorbedingungen fehlten, Vorbedingungen, die in manchen dieſer Fragen vielleicht immer den Menſchen fehlen werden" (S. 732 ff.).

Mit dem dritten Bande beginnt die ſpecielle Dogmatik, deren erſter Theil (Von Gott, dem Drei-Einen) mit Gottes Daſein, Weſen

---

[1] Dr. Heinrich beruft ſich hier auf die Autorität eines „der entſchiedenſten und beſten Thomiſten unſerer Zeit", des Biſchofes von Cordova, Zeph. Gonſalez, aus dem Orden des hl. Dominicus. Derſelbe wurde jüngſt durch die Aufnahme in die vom heiligen Vater gegründete Akademie des hl. Thomas ausgezeichnet. In der citirten Stelle, welche zunächſt von der bevorzugten Stellung redet, welche dem hl. Thomas in der chriſtlichen Philoſophie gebührt, heißt es dann weiter: Quod tamen nihil obstat, quominus in levioribus quibusdam, aut in his, quae sub opinione potius quam sub certitudine ab ipso proferuntur, liceat aliter opinari, si cuipiam sufficiens adsit ratio. Enim vero, ut verbis ipsius D. Thomae utamur, „quamvis universaliter ratione pertinente ad omnes homines veritas sit praeferenda amicis, specialiter tamen hoc oportet facere philosophos, qui sunt professores sapientiae, quae est cognitio veritatis". — Dieſelbe Mäßigung tritt zu Tage in dem vortrefflichen Lehrbuche der Philoſophie des Dominicaners Alb. Lepidi, deſſen erſter Band in dieſer Zeitſchrift (Jahrg. 1876, X. S. 110 ff.) beſprochen wurde. Inzwiſchen ſind zwei weitere Bände erſchienen. (Wir gedenken auf dieſelben zurückzukommen. Anm. d. Red.)

Digitized by Google

und Eigenſchaften eröffnet wird. Nach einer gründlichen Würdigung, bezw. Widerlegung der verſchiedenen Lehrſyſteme über die natürliche Gotteserkenntniß werden die Beweiſe für das Daſein Gottes in großer Fülle beigebracht. Daran ſchließt ſich die Theſe von der Einheit Gottes an, und darauf folgt die Beſprechung des Weſens und der Eigenſchaften Gottes. Die metaphyſiſche Weſenheit Gottes ſetzt Dr. Heinrich in die Aſeität, eine Meinung, die er nicht nur als die wiſſenſchaftlich richtige, ſondern auch als die auf Schrift und Überlieferung ſich gründende urſprüngliche und allgemeine Meinung zu bezeichnen nicht anſteht, worin wir ihm gerne beipflichten. — Aus den Eigenſchaften Gottes greifen wir den Abſchnitt über das göttliche Erkennen heraus. Hier tritt zunächſt recht deutlich eine Eigenart der Methode hervor, durch die der hochgeehrte Herr Verfaſſer ſich zugeſtandenermaßen in etwa von der ſcholaſtiſchen entfernt. Er ſelbſt äußert ſich (Bd. III S. 9) über dieſelbe dahin, daß die Vortheile der ſcholaſtiſchen Methode ſich vollkommen mit einer freieren Form der Behandlung, wie ſie von den ſogen. poſitiven Theologen der ſpäteren Zeit angeſtrebt ſei, vereinigen und dadurch manche andere Vortheile ſich erzielen ließen, welche bei der ſcholaſtiſchen Form nur unvollkommen zu erreichen ſeien. Es heißt daſelbſt ſpeciell bezüglich der poſitiven Beweisführung und der darin enthaltenen Erklärung der Dogmen: „Wenn man, wie nothwendig, ein jedes Hauptdogma in eine Reihe beſonderer Sätze und Lehrpunkte zerlegt und dann nur einen jeden einzelnen dieſer Sätze und Punkte aus Schrift und Tradition beweist, ſo muß man zum Theil darauf verzichten, die ganze Fülle und Kraft des Schrift- und Traditionsbeweiſes und der darin enthaltenen Belehrung an's Licht treten zu laſſen, wie ſolches dann möglich iſt, wenn man bezüglich der großen Grunddogmen des Chriſtenthums die geſammte Lehre der Schrift und Überlieferung in ihrem ungetheilten Zuſammenhange darſtellt.“ So umfaßt der Schrift- und Traditionsbeweis (S. 534—561), wie er für die Allwiſſenheit Gottes geführt wird, thatſächlich Alles, was auf die ſubjective und objective Vollkommenheit des göttlichen Erkennens Bezug hat. Natürlich mußte dabei nun doch eine Gruppirung der Stellen nach beſtimmten Geſichtspunkten vorgenommen werden, welche theilweiſe auch dieſelben ſind, nach denen im weiteren Verlaufe die Detailausführungen erfolgen. In letzteren hinwiederum mußten, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, wiederholt Zurückverweiſungen auf die an der Spitze des Ganzen ſtehende Geſammtbeweisführung ſtattfinden, wodurch die ſehr zahlreichen Hin- und Herverweiſungen des Buches noch vermehrt wurden. Wenigſtens hier mag es deßhalb wohl zweifelhaft ſein, ob die gewählte Methode ſich wirklich vor der ſcholaſtiſchen empfehle.

Bevor die verſchiedenen Objecte des göttlichen Wiſſens im Einzelnen beſprochen werden, wird die Exiſtenz und die Seinsweiſe des göttlichen Erkennens ſpeculativ erläutert, ſo daß die mannigfachen Unterſchiede zwiſchen göttlichem und menſchlichem Erkennen klar an's Licht treten. Ebenſo gründlich ſind die nun folgenden Ausführungen über das primäre und ſecundäre Object des göttlichen Erkennens. Mit großer Ausführlichkeit wird endlich die ſchwierige Frage nach dem Medium der göttlichen Erkenntniß für die ver-

Digitized by Google

ſchiedenen Objecte unterſucht. Die große Controverſe über die scientia media legt der hochw. Herr Verfaſſer ſeinen Leſern in der Weiſe vor, daß er die Gründe und Gegengründe der Vertreter beider Anſichten vorträgt, ohne bislang für ſeine Perſon einen Entſcheid zu treffen. Nach den vielen Sic proceditur und Sed contra est hätte man freilich auch das Respondeo dicendum quod ſchon an dieſer Stelle erwarten ſollen. Der Verfaſſer zog es jedoch vor, dasſelbe, wenn überhaupt, ſo erſt in der Gnadenlehre zu geben, aus der übrigens gar manche Punkte ſchon hier herangezogen wurden. Indeſſen ſpricht er die Hoffnung aus, es werde vielleicht gelingen, „das Wahre an beiden Theorien, die ja nur dieſelbe Wahrheit von verſchiedenen Geſichtspunkten aus unſerem Verſtändniſſe einigermaßen zu erſchließen ſuchen, mit einander zu vereinigen". Ob wirklich gegründete Ausſicht vorhanden iſt, nicht nur jetzt, ſondern überhaupt jemals den tiefen Spalt zu überbrücken, der ſeit drei Jahrhunderten die zwei großen Schulen trennt, erſcheint uns mehr als zweifelhaft. Wenn Dr. Scheeben in ſeinem „Handbuch der katholiſchen Dogmatik" (Bd. I § 92) es unternommen, eine ſolche Brücke zu ſchlagen, ſo hat die Entgegnung des Cardinals Franzelin (Tractatus de Deo Uno. Editio altera ab auctore emendata. Romae 1876. p. 452—468) luce clarius gezeigt, wie unglücklich dieſer Verſuch in mancher Hinſicht ausgefallen iſt. Wir unterſchreiben auch gerne den Satz des gelehrten Cardinals, den er bei dieſer Gelegenheit auszuſprechen ſich veranlaßt ſieht: „Studium istud sententias theologorum diversas et inter se contradictorias conciliandi in aliquo tertio, altiori, ut Germani loquuntur, quod vir hic eruditus ubique praesefert, mihi certe videtur contrarium veritati historicae et eo modo, quo adhibetur, minime proficuum veritati theologicae collustrandae." Sollte ſich auch Herrn Dr. Heinrich noch die Überzeugung aufdrängen, daß von den zwei in gewiſſen Punkten ſich nun einmal contradictoriſch gegenüberſtehenden Theorien ſchließlich doch einer von beiden mit Ausſchluß der anderen der Vorzug einzuräumen ſei, ſo ſcheint es bereits nach den bisherigen Ausführungen kaum noch zweifelhaft, welcher Theorie er ſich zuwenden werde. In der ganzen Controverſe nämlich zwiſchen Thomiſten und Moliniſten, ſo hebt der Verfaſſer an verſchiedenen Stellen hervor (z. B. S. 639, 663), kommt es ſchließlich auf die Annehmbarkeit oder Unannehmbarkeit der scientia media an. Nun wohl, die scientia media ſteht und fällt mit der objectiven Wahrheit der bedingt und abſolut zukünftigen freien Acte. Wer jenen Acten eine von den göttlichen Decreten unabhängige „objective Wahrheit" einräumt, für den muß die scientia media eine ausgemachte Thatſache werden, wenn auch das „Wie" für unſere inadäquate Auffaſſungsweiſe ganz in Dunkel gehüllt bleiben ſollte. Erſteres darf durch Letzteres nicht beeinflußt werden; denn bei einer jeden Frage, welche ſich mit dem Weſen oder den Eigenſchaften Gottes des Unendlichen befaßt, kommen wir in unſeren Unterſuchungen ſtets an einen Punkt, wo unſer Begreifen des „Wie" mit dem Erkennen des „Daß" nicht mehr gleichen Schritt halten kann. Jene „objective Wahrheit" wird nun von Dr. Heinrich, freilich mit Betonung der Unbegreiflichkeit, aber dennoch thatſächlich, auf Grund der Franzelin'ſchen

Digitized by Google

Beweisführungen zugeſtanden und die dagegen erhobene Einſprache der Thomiſten abgewieſen [1].

Die wenigen Ausſtellungen, die wir uns erlaubt haben, ſind gewiß nicht der Art, daß ſie dem günſtigen Urtheile über das vorliegende Werk, wie wir es Eingangs ausſprachen, irgendwie Abbruch thun könnten; die einzelnen Hinweiſungen auf die Solidität der Doctrin ſowohl wie auf die durchgängig ſehr glückliche Art der Behandlung werden dasſelbe vielmehr vollauf beſtätigt haben. Wir möchten noch beifügen, daß die Anmerkungen, welche in ſehr großer Ausdehnung faſt überall den Text begleiten, nicht nur eine ſeltene Erudition bekunden, ſondern der Abſicht des Verfaſſers gemäß wirklich in leichter Weiſe in das Verſtändniß der heiligen Schrift, ſowie in das Verſtändniß und den Sprachgebrauch der heiligen Väter und der Scholaſtiker, namentlich des hl. Thomas, einführen. Der ſprachliche Ausdruck zeichnet ſich durch Einfachheit, Beſtimmtheit und Verſtändlichkeit aus, und mit Recht zog der hochw. Herr Verfaſſer es vor, in vielen Fällen lieber die herkömmlichen (lateiniſchen) Termini technici beizubehalten, als durch Sprachpurismus einen Gedanken zu verdunkeln oder minder deutlich zum Ausdruck zu bringen.

Mögen die anderen Bände des verdienſtvollen Werkes bald nachfolgen!

Aug. Langhorſt S. J.

Der Brief an die Hebräer. Überſetzt und erklärt von Dr. **Leonhard Zill.** gr. 8°. XLI u. 708 S. Mainz, Kirchheim, 1879. Preis: *M.* 10.

Ein ſtattlicher Commentar! Drei Gründe beſtimmten den hochw. Herrn Verfaſſer, wie er uns im Vorwort mittheilt, zu dieſer exegetiſchen Bearbeitung des Hebräerbriefes; ſie kennzeichnen zugleich das Gepräge und die Richtung des Commentars und ſagen ſo dem Leſer, was er in ihm beſonders zu erwarten habe. Der erſte Grund iſt die hohe dogmatiſche Bedeutung des Briefes, die ſich beſonders in dem Verhältniſſe zwiſchen dem alten und neuen Bunde, in Chriſti Erhabenheit und Prieſterthum ausſpricht, und zwar in einer „Ideenhoheit und Ideenfülle", die „eine wiederholte Erklärung des

---

[1] S. 671, Anm. 2. „Auf dieſe Demonſtration hin pflegen die Thomiſten zu erwiedern, daß bei freien Acten der eine der contradictoriſchen Sätze nicht determinirt wahr ſei. Allein dieſer Einwand iſt nur zutreffend, wenn die Erkenntniß der freien Acte aus ihren erſchaffenen Urſachen behauptet würde, und dieß ſagen auch nur die angeführten Stellen des hl. Thomas, wie QQ. disp. 16. de malo, a. 7. etc. Für die Erkenntniß der freien Acte unmittelbar in ihrer objectiven Wahrheit dagegen iſt die Demonſtration Franzelins logiſch richtig." Damit iſt eigentlich Alles geſagt; wenn ſie logiſch richtig iſt, ſo hat ſie ihren Zweck erreicht: ſie hat die „scientia media nachgewieſen". Denn die letzten Gründe, auf welche die Argumentation Franzelins zurückgeht, werden von Dr. Heinrich nicht angefochten und ſind überhaupt unanfechtbar, da ſie auf unmittelbarer Evidenz beruhen. Es ſind die zwei Sätze: Petrus non posset simul et sub eodem respectu peccare et non peccare, und: actus [secundus] indeterminatus esse non potest.

Digitized by Google

unvergleichlichen Sendschreibens rechtfertigt, da ein tiefgründender Gottesbau zum Himmel sich erhebt, vor welchem der denkende Geist voll Bewunderung steht und sich immer wieder zu ihm hingezogen fühlt. Dieser Reichthum und diese Originalität der Gedanken, welche im Gewande einer classischen Sprache uns entgegentreten, machte mir den Hebräerbrief stets zur Lieblingslectüre meines Priesterlebens und dadurch zum Gegenstande ernster und gründlicher Studien, deren Resultat ich in diesem Buche niedergelegt habe". So der Herr Verfasser. Diese Liebe und Begeisterung für den erhabenen Gegenstand gibt sich auch im Commentar in wohlthuender Weise zu erkennen. Mit großer Sorgfalt und scharfer Beobachtungsgabe spürt der Verfasser dem Gange und Zusammenhange der Gedanken und der fest sich ineinander schlingenden Beweisführung nach und entwickelt in edler, oft auch zum Herzen redender Sprache den reichen Inhalt des Sendschreibens. Die längeren Ausführungen haben eine fleißige Detailarbeit zur Grundlage. Das leitet uns zum zweiten Grunde über, der die vorliegende Arbeit entstehen hieß und sie charakterisirt. „An die Schönheit und hohe Bedeutung des Sendschreibens reiht sich sodann dessen Schwierigkeit für die Auslegung, in Anbetracht deren von einem Abschlusse der Erklärung wohl lange noch keine Rede sein kann. Das beweisen schon die vielen und so verschiedenartigen Interpretationsversuche zumal der neuesten Ausleger. Nicht bloß die theologische Seite des Briefes, die dogmatischen Wahrheiten an sich und in ihrem Zusammenhange, sondern auch die historisch- und textkritische, sprachliche und archäologische Seite scheint mir einer vielfachen Entwickelung und Förderung fähig, so daß auch von diesem Gesichtspunkte aus ein weiterer Versuch, die Erklärung zu fördern, seine Berechtigung haben dürfte." Wir heben besonders die recht fleißige und eingehende Worterklärung hervor; Bedeutungsumfang und Gebrauch einzelner Ausdrücke wird oft recht gut erörtert und zur Gewinnung oder Darstellung der Gedankennüancen besonders häufig auch die syrische Übersetzung herangezogen; auch neuere Übertragungen (spanische, italienische u. s. f.) finden manche Berücksichtigung. In der Vorführung und kritischen Besprechung abweichender Erklärungen und Ansichten beobachtet der Verfasser das rechte Maß und eine gefällige, von Langweile und Einförmigkeit gleich entfernte Form. Der Leser wird über den exegetischen Thatbestand und die wichtigsten der vorgetragenen abweichenden Interpretationen und Auffassungen bei den einzelnen Stellen gut und ausreichend orientirt; aber darin weicht der Verfasser von der in exegetischen Werken sonst und mit Recht gebräuchlichen Art ab, daß er sehr selten die Vertreter der einzelnen exegetischen Meinungen namhaft macht. Das scheint uns ein Mangel zu sein. Niemand wird zwar in der Aufzählung von Namen bei den verschiedenen Auslegungen eine absolute Vollständigkeit fordern, allein auf der andern Seite ist es sicher fast allen Lesern unerwünscht, meistens nur zu hören, daß „man" auch so und so erklärt, verbindet, auffaßt u. dgl.

Den dritten Grund zu seiner Arbeit entnimmt der Verfasser der „destructiven Schrifterklärung, welche sich vorzugsweise mit dem Hebräerbriefe

Digitized by

und ſeiner Opfertheorie befaßt, um daraus gegen die Opferlehre der katholiſchen Kirche ihre Waffen zu holen.... Dieſen fortwährenden Zerſtörungsverſuchen der katholiſchen Wahrheit und kirchlichen Lehrautorität gegenüber muß immer wieder gezeigt werden, daß weder die ſtolz einherſchreitende Philologie, noch die Alles ſichtende und richtende Kritik unſerer Zeit gegen die auf die heiligen Schriften baſirte Lehre der Kirche und die conſtante Erklärung der heiligen Väter etwas vermöge, vielmehr dazu beitragen müſſe, den katholiſchen Glauben zu beſtätigen, zu befeſtigen und zu verherrlichen" (S. IV). Auch in dieſer Beziehung verdient vorliegender Commentar reiches Lob. Unter andern iſt beſonders die proteſtantiſche Lehre vom allgemeinen Prieſterthum, für die man ſo gern den Hebräerbrief anführt, recht erfolgreich bekämpft.

In Betreff der einleitenden Fragen entſcheidet ſich der Verfaſſer mit Recht für die Adreſſe des Briefes nach Paläſtina, beziehungsweiſe nach Jeruſalem, ſodann für die urſprünglich griechiſche Abfaſſung des Sendſchreibens; eingehender wird die Frage nach dem Verfaſſer erörtert. Die Reſultate dieſer Unterſuchung ſind: „Paulus iſt auf Grund der Tradition Verfaſſer... ich nehme keinen Anſtand, zu behaupten, daß weder aus dem Lehrinhalte noch aus den ſtiliſtiſchen Eigenthümlichkeiten des Briefes ein vollgiltiges Zeugniß gegen die unmittelbar pauliniſche Abfaſſung gewonnen werden kann" (XXVI); ſpäter (S. XXXII) wird die wirkliche Anſchauung dahin ausgeſprochen: „Die Diction iſt an ſich nicht unpauliniſch, aber gleichwohl von einer ſolchen durch den ganzen Brief ſich hindurchziehenden, von den übrigen unmittelbar verfaßten pauliniſchen Sendſchreiben ſich unterſcheidenden Reinheit der Sprache und Eleganz des Stiles, daß um deſſentwillen von der unmittelbar pauliniſchen Autorſchaft abgeſehen werden muß." In der Frage nach dem Concipienten des Briefes, die äußeren und inneren Gründen gemäß nur zwiſchen Clemens und Lukas ſchwanken kann, tritt der Verfaſſer für letzteren, als den wahrſcheinlichſten, ein.

Was nun den ſittlich-religiöſen Zuſtand der Judenchriſten von Jeruſalem anlangt, ſo malt ihn der Verfaſſer an mehreren Stellen ſehr ſchwarz, indem er ſo ſchwere religiöſe Irrthümer bei ihnen vorausſetzt, daß man ſich wohl billig wundern dürfte, wenn es um die Mutterkirche von Jeruſalem in der überwiegenden Mehrheit ihrer Glieder ſo entſetzlich traurig beſtellt geweſen ſein ſollte. Dr. Zill ſchreibt: „Sie erwarteten ſogar von dem levitiſchen Prieſterthum und den geſetzlichen Opfern allein Sündenvergebung und das Nahen zu Gott. Bei dieſer Anſchauung mußte ihnen das Mittleramt Chriſti und die ausſchließlich ſündentilgende Kraft ſeines Opfers als etwas Überflüſſiges und darum Bedeutungsloſes erſcheinen (XII). Sie huldigten dem verderblichen Wahne, daß in den altteſtamentlichen Inſtitutionen das Heil zu finden ſei (S. 235).. Was hätte es auch für eine Bedeutung gehabt, vom euchariſtiſchen Opfer Leuten gegenüber zu ſprechen, denen jeder Begriff vom Weſen und der Wirkſamkeit des Kreuzopfers fehlte?" (524; vgl. 170. 532.) Das ſind ſehr harte Urtheile. Milder und auch richtiger äußert ſich Dr. Zill an anderen Stellen: „Die Heerde fing an im Glauben zu wanken, ſei es wegen ihrer mangelhaften Glaubenserkenntniß, ſei es wegen der Verfolgung, die ſie

Digitized by Google

um ihres Glaubens willen von den Juden zu erdulden hatten" (XXXVI) — „Die Leſer waren in die Bahn des Evangeliums und der Gnade bereits eingetreten, ſie hatten auch den Lauf ſchon begonnen. Nun aber fingen ſie an, inne zu halten und auf den Siegespreis zu verzichten. Sie ſtanden zwar noch in der Rennbahn des Chriſtenthums, aber waren daran, den Lauf einzuſtellen" (630) — und treffend bemerkt er zu 10, 35: „Die folgerungsweiſe ſich anſchließende Ermahnung zeigt, daß die Leſer noch im Beſitz der Glaubenszuverſicht, kraft deren ſie einſt ſo Schweres und Vieles litten, ſich befinden", und ähnlich zu 6, 10. S. 274.

Weil eine Lehre vorgetragen und eingeſchärft wird, folgt noch nicht, daß ſie ſo gänzlich verkannt werden muß, wie in den erſten Urtheilen vorausgeſetzt wird. Ebenſo wenig iſt dem Verfaſſer zuzuſtimmen, wenn er ſchreibt: „Daß die Tugend des Glaubens Chriſto beigelegt werden könne, unterliegt im Hinblick auf 2, 17; 4, 15, wornach er uns in Allem gleich geworden, die Sünde ausgenommen, keinem Zweifel. Sein Bitten und Flehen haben die πίστις zur Vorausſetzung und zum Inhalte. Es kann demzufolge auch nicht befremden, wenn ihm eine Vollendung im Glauben zugeſchrieben wird, welcher eine fortwährende Entwicklung vorangeht. Das liegt ſchon in der menſchlichen Natur Chriſti; denn iſt Chriſtus wahrer Menſch, ſo muß auch ſein religiös-ſittliches Leben einer wahrhaft menſchlichen Entwickelung, eines beſtändigen Wachsthumes fähig geweſen ſein, und iſt erſichtlich aus ſeiner Vollendung im Gehorſam (5, 8), welche mit jener des Glaubens gleichen Schritt hält" (S. 631). Dagegen iſt zu bemerken: Nach der allgemeinen Lehre der Theologen hatte die Seele Chriſti vom erſten Augenblicke ihres Daſeins an in Folge der hypoſtatiſchen Vereinigung die visio beatifica (man vgl. Näheres darüber in dieſer Zeitſchrift 1879, Bd. XVI S. 1 u. f. 129 u. f.) — mit dieſer iſt aber der Glaube im eigentlichen theologiſchen Sinn des Wortes nicht vereinbar. Suarez ſchreibt: negat d. Thomas in Christo fuisse fidem, quae est communis sententia scholasticorum (de Incarn. disp. 18. sect. 4. ad art. 3. comm.). Man kann höchſtens Glauben in einem uneigentlichen Sinne verſtehen, wie der hl. Thomas ſagt: fides quae est rerum visarum improprie dicitur et secundum quandam similitudinem, quantum ad certitudinem aut firmitatem adhaesionis (S. III. q. 7. art. 3). Sodann iſt die Menſchheit Chriſti in Folge der hypoſtatiſchen Vereinigung von Anfang an durch die Fülle der Gnaden geheiligt, ſo daß ein inneres Wachsthum an Gnade und Heiligkeit, eine Zunahme oder Steigerung der inneren Tugenden nicht ſtattfindet (man vgl. Suarez, de Inc. disp. 19. sect. 2. — Franzelin, de Inc. S. 401. 408. Kleutgen, Theol. der Vorzeit. III. B. Vom Erlöſer. S. 233 u. f.). Der Verfaſſer ſagt zwar an einer Stelle ganz richtig: „Das Erlernen des Gehorſams kann im Sinne des Apoſtels nur von einem praktiſchen Erlernen verſtanden werden, von einer Bewährung des Gehorſams in den einzelnen Lebensprüfungen... Die Geſinnung des Gehorſams, die Bereitwilligkeit zu demſelben beſaß Jeſus ſchon vor ſeinem Leiden; dieſe willfährige Geſinnung bedarf aber zum Beweiſe ihres Daſeins der thatſächlichen Bewährung" (S. 229). Allein ebendort und an anderen Stellen ſpricht er in

Digitized by Google

einer Weiſe, daß man nothwendig zu der Annahme hingedrängt wird, in Chriſto habe ein inneres Wachsthum, eine innere Zunahme an Tugend und Heiligkeit ſtattgefunden. Dahin gehören Sätze, wie: „Seine Leiden und zuletzt das Todesleiden waren die Mittel, durch welche ſeine ethiſche Entwicklung gefördert wurde. Auf dieſem Leidenswege hat er ſich ſeine ſittliche Vollkommenheit und ſeine Vollendung erringen müſſen“ (S. 95)... „Es kann ſich hier nur um eine Entwicklung der Tugend des Gehorſams handeln, und zwar um eine ſolche, die zur höchſten Vollkommenheit ſich emporgerungen... jede Bewährung einer Tugend hat ſittliche Fortentwicklung zur Folge, alſo auch die Bewährung des Gehorſams ein Wachsthum in demſelben. Mit jedem Schritte auf dem Wege des Gehorſams lebte er ſich mehr und mehr in denſelben hinein... es fand alſo ein beſtändiges Wachſen im Gehorſam ſtatt bis zu dem Augenblicke, wo der Gehorſam in der höchſten Schmach ſeinen Höhepunkt erreichte“ (S. 228). Chriſtus hat mit ſeinem Tode das Ende ſeiner ſittlichen Entwicklung erreicht, d. i. eine abſolute Vollkommenheit, die keiner Steigerung mehr fähig iſt (S. 230). Wie der Verfaſſer bei ſolchen Äußerungen noch glauben kann, daß ſeine Interpretation der des hl. Thomas ähnlich ſei, verſtehe ich nicht. Der hl. Thomas ſpricht ſich über das Wachsthum Chriſti ſo aus: in sapientia et gratia aliquis potest proficere dupliciter, uno modo secundum ipsos habitus sapientiae et gratiae augmentatos et sic Christus in eis non proficiebat. Alio modo secundum effectus; in quantum scilicet aliquis sapientiora et virtuosiora opera facit, et sic Christus proficiebat (l. c. qu. 7. a. 12. ad 3). Welch triftige Anhaltspunkte und ſtarke Stützen dieſe bei den Theologen allgemein mit großer Sicherheit vorgetragenen Lehren in der heiligen Schrift haben, und wie Chriſtus, wenn er auch keinen dem unſrigen gleichartigen Glauben hat, dennoch auch in Betreff des Glaubens für uns ein Beiſpiel ſein kann, ſoll hier nicht weiter ausgeführt werden; man ſehe z. B. die Erörterungen bei den oben citirten Theologen.

Unter Anderem hat der Verfaſſer ſehr leſenswerthe Erörterungen über die altteſtamentlichen Opfer und den Opfercharakter des Kreuzestodes Chriſti eingeſtreut. Aus dem altteſtamentlichen Opferritual iſt bemerkenswerth und folgenreich, wie die Blutſprengung, das Bringen des Opferblutes an den Altar (das Streichen desſelben an die Hörner des Altars, oder je nach dem Opfer das Ausgießen an und um den Altar) aufgefaßt wird. Dr. Zill ſieht in der Blutſprengung „nichts anderes, als die Wiederholung des im Vorhofe geſchlachteten Opfers vor dem Angeſichte des allheiligen Gottes in einer der hochheiligen Cultſtätte angemeſſenen Weiſe“ (S. 432). Daher iſt der Hoheprieſter, der in's Allerheiligſte eintritt, dort opfernd thätig, indem er dem Weſen nach dasſelbe thut, was draußen im Vorhof geſchah, das Opfer vor Gottes Angeſicht wiederholt (S. 353. 431). Dieſe Auffaſſung iſt nun mit ein Grund, warum Dr. Zill ſo häufig und mit Nachdruck betont, daß Chriſtus, der mit ſeinem Blute in's Heiligthum des Himmels eingegangen iſt, dort im Himmel fortwährend im eigentlichſten Sinne opfert (S. 485), daß er in der „continuirlichen Setzung der ein-

Digitized by Google

für allemal am Kreuze vollbrachten Opferthat" eine „fortwährende Opferthätigkeit" ausübt (354), daß es ſich dort im Himmel „um eine wirkliche Darbringung des Kreuzesopfers handle" (450), daß ſein himmliſches Opfer dem Weſen nach dasſelbe iſt, wie das Opfer am Kreuze (337) u. ä. 371. 377. So iſt denn die himmliſche Opferfeier die unverrückbare Grundlage für die irdiſche euchariſtiſche. „Weil das Kreuzesopfer im Himmel perennirt, deßhalb perennirt es auch auf Erden in vollſtändiger Weſensgleichheit bei aller Formverſchiedenheit. Wir haben einen Opferaltar im Himmel (Hebr. 9, 23. 24) und einen Opferaltar auf Erden (ebd. 13, 10) und auf beiden Altären das Eine Opfer und den Einen Hohenprieſter" (XXXIX). Es unterliegt nun freilich keinem Zweifel, daß man ſagen muß, Chriſtus übe eine prieſterliche Verrichtung im Himmel inſofern aus, als er ſich ſelbſt und ſeine Wunden, kurz das einmal vollbrachte Opfer beſtändig ſeinem himmliſchen Vater darſtelle und für uns fürbittend thätig ſei. Das iſt die repraesentatio humanitatis suae, von der der hl. Thomas ſpricht, oder wie Eſtius ſich ausdrückt: hostiam semel oblatam, i. e. seipsum semel passum, continuo pro salute hominum sistit et offert Patri. Daß Eſtius hiermit nicht ein Opfer im eigentlichſten Sinne verſtehe, iſt klar aus einer Bemerkung zu 7, 17: Christus Dominus non solum interpellando causam electorum suorum etiamnum promovet apud Deum, verum etiam jugiter pro iis sacrificando. Sed illud agit continuo per seipsum; hoc per ministros ac vicarios suos sacerdotes, quibus commisit offerendum in Ecclesia[1].. Und in der That iſt nicht abzuſehen, wie, die Definition des Opfers feſtgehalten, welche ſich aus den von Gott angeordneten Opfern, aus dem Kreuzesopfer und dem Opfer der Meſſe ergibt, von einem wahren und eigentlichen Opfer im Himmel die Rede ſein kann. Das kann hier nicht weiter erörtert werden (man vgl. Franzelin, de Incarn. S. 545; de Sacram. S. 318) — bei Dr. Zill iſt aber obige Theorie um ſo auffallender, als er ſonſt mit ſolchem Nachdruck das Weſen des Opfers in die Abſtinenz ſetzt (vgl. 362. 411 u. ö.).

Nur über die archäologiſche Begründung dieſer Theorie ſei ein Wort geſagt. Iſt die Blutſprengung wirklich die Wiederholung des Opfers? Entweder behauptet dieſes der Verfaſſer nur von der Blutſprengung am Verſöhnungstage, oder von der bei jedem Opfer gebräuchlichen und den analogen Acten bei den unblutigen Opfern. Nichts deutet darauf hin, daß er nur erſteres meine, und dann müßte erſt der Beweis erbracht werden, daß jener Blutſprengung ein ganz eigenes Moment innewohne, das der Wiederholung des Opfers. Daß aber dieſe Bedeutung der Blutſprengung als einer bei dem Opfer vorzunehmenden Handlung nicht eigne, erhellt z. B. ſchon beim häufigſten Opfer, beim Brandopfer. Bei dieſen (ſowie bei den Sünd- und Schuldopfern) war der Ort der Schlachtung in der Nähe des Altares, genauer auf der Nordſeite desſelben. Wäre nun Dr. Zills Anſchauung richtig, ſo hätte in dieſem Falle die Blutſprengung unterbleiben müſſen, d. h. hier der entſprechende Act des Ausſchwenkens des Blutes rings um die Altarwände,

[1] Und dieſen Unterſchied hebt er mehrmals hervor; vgl. zu 8, 2. 3.

Digitized by Google

oder das Streichen an die Hörner des Altars. Warum? eben weil die Schlachtung vor dem Altare ſtattfand. Denn S. 431 leſen wir: „In der Blutſprengung vollzog ſich dem Weſen nach dasſelbe, was draußen im Vorhofe geſchah, nur in einer dem Allerheiligſten geziemenden Form. Wäre es ſchicklich geweſen, die Opferſchlachtung im Allerheiligſten vorzunehmen, dann hätte es dieſes Hineintragens des Blutes nicht bedurft.“ Nun, dieſen Fall haben wir bei zahlreichen Opfern, bei all denen, die vor dem Brandopferaltar geſchlachtet wurden und deren Blut weder in's Heilige noch in's Allerheiligſte kam. Da hätte es alſo der Blutſprengung und analoger Acte nicht bedurft, weil die Opferſchlachtung vor dem Altare ſtatthatte; und doch findet ſich jene Ceremonie, alſo kann ihr jene Bedeutung nicht eignen.

Dr. Zill glaubt, daß durch meine in den Laacher Stimmen früher gegebene Auffaſſung der Blutſprengung (vgl. Bd. XIV. S. 548 u. f.) die Bedeutung des Kreuzopfers in den Hintergrund geſtellt werde, oder gar das Kreuzesopfer ſeinen ſacrificiellen Opfercharakter verliere (S. 432 Anm.). Allein nach Dr. Zill ſelbſt entſpricht „der Vorgang auf Golgatha nicht nur der Schlachtung der Sündopferthiere draußen im Vorhofe der Stiftshütte, ſondern auch der Opferung auf dem Altare und der Verbrennung außerhalb des Lagers“, welche letztere nach dem Eingang des Hohenprieſters in's Heiligthum ſtattfand. Warum ſollte nun derſelbe Vorgang auf Golgatha nicht der Blutſprengung und dem Eingang in's Heiligthum in gleicher Weiſe entſprechen? Chriſtus, ſich opfernd und ſein Blut dem Vater darbringend, trat eben damit ſterbend vor Gottes Angeſicht, wie treffend von Haneberg ſagt: „Auf dieſes Eintreten des Hohenprieſters in's Allerheiligſte bezieht ſich der Apoſtel, indem er das geheimnißvolle Eintreten des Erlöſers beim Verſöhnungstode vor den Thron Gottes gegenüberſtellt“ (Rel. Alterth. S. 665). Damit ſtimmt vollkommen überein, daß bei Chriſti Tod der Tempelvorhang zerriß — unſer Hoherprieſter war mit dem Blut in's urbildliche Heiligthum eingetreten —; damit, was uns der Hebräerbrief ſagt, quam initiavit nobis viam novam et viventem per velamen, i. e. carnem suam (10, 20); damit endlich, daß Chriſti Seele den Vorvätern in der Vorhölle die Anſchauung Gottes, die visio beatifica, brachte[1]. Das zeigt, daß der Eintritt in's Allerheiligſte des Himmels und die Erſchließung desſelben bei Chriſti Tod ſtattfand. Die körperliche Auffahrt Chriſti iſt nur die nothwendige Folge, nicht der erſte und förmliche Hinzutritt zu Gottes Thron. Und was 8, 1 u. f. anlangt, iſt dort nicht das Hauptgewicht darauf gelegt, daß Chriſtus Hoherprieſter der wahren, himmliſchen Güter (vgl. 9, 11. Pontifex

[1] Suarez ſagt: certum est, Christum descendendo ad inferos animabus sanctis quae in sinu Abraham erant, essentialem beatitudinem ac cetera animae dona, quae illam consequuntur, contulisse. Hoc de fide certum existimo. De Inc. disp. 43. sect. 3, was er dann noch weiter mit Gründen belegt. Dasſelbe im Catechismus Romanus: quibus etiam optatissimam beatitudinem, quae in Dei visione consistit, impertivit, quo facto id comprobatum est quod latroni promiserat illis verbis: hodie mecum eris in paradiso.

Digitized by Google

futurorum bonorum), alſo Hoherprieſter im wahren Heiligthum ſei? Denn „außerhalb der aaronitiſchen Prieſterweihe ſtehend kann er auf Erden gar nicht Prieſter ſein“ (368), kann richtig nur heißen: er kann nicht Prieſter der vorbildlichen Güter und des vorbildlichen Heiligthums ſein. So allein wird auch erfolgreich der proteſtantiſche Einwurf gelöst, der aus 8, 4 hergenommen lautet: Chriſtus ſei auf Erden gar nicht Prieſter geweſen. Denn wie Folgendes eine Entkräftigung desſelben ſein ſoll, vermag ich wenigſtens nicht einzuſehen: „Der Apoſtel will einfach beweiſen, daß, wenn Chriſtus Hoherprieſter iſt, ſeine Liturgie nur im Himmel ſtattfinden kann. Die levitiſch prieſterliche Liturgie gehört der Erde an und iſt zu deren Verrichtung die levitiſche Abſtammung erforderlich. Daraus folgt, daß, wäre er nach Überwindung von Tod und Grab auf Erden geblieben, er nicht Prieſter ſein und in Folge deſſen auch keine prieſterliche Liturgie haben könnte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil auf Erden für eine andere als die levitiſche Liturgie kein Platz iſt“ (S. 380). Sollte die Löſung nicht viel einfacher in 8, 5. 6; 9, 1 gegeben ſein? d. h. der vorbildlichen Güter und des vorbildlichen Heiligthums Prieſter konnte Chriſtus nicht ſein, weil dazu die aaronitiſchen berufen waren. Was der Herr Verfaſſer S. 406 zu 9, 1 bemerkt: „Das Attribut κοσμικόν ... drückt ungefähr dasſelbe aus, was 8, 4 super terram“, mit den darauf folgenden Erläuterungen des altteſtamentlichen Heiligthums als einer des wahren himmliſchen Charakters entbehrenden Cultſtätte, kommt, ſcheint es mir, einer durchſchlagenden Löſung viel näher. Denn Chriſtus war ja, am Kreuze ſich opfernd, Hoherprieſter des wahren Heiligthumes, er war von Anfang an himmliſcher Prieſter in dieſem Sinne und im Gegenſatz zu dem typiſchen Prieſterthume Aarons.

Wir ſchließen uns vollſtändig dem Wunſche des Verfaſſers an, mit dem er ſeinen trefflichen Commentar ausſendet: „Möge der Segen Gottes dieſes Buch, das ich als Weihegabe zu den Füßen des himmliſchen Hohenprieſters niederlege, auf ſeinem Wege begleiten, damit es freudige und fruchtbringende Aufnahme bei denen finde, die da berufen ſind, mit dem Schatze der göttlichen Wahrheit die Welt zu bereichern, die Menſchheit immer mehr in das Verſtändniß der Offenbarungslehren einzuführen und für Chriſtus zu gewinnen.“ Und hiermit ſei der vorliegende Commentar als eine werthvolle Bereicherung der katholiſchen Schrifterklärung auf's Beſte empfohlen!

J. Knabenbauer S. J.

Maria Stuart. Nach den neueſten Forſchungen dargeſtellt von **Theodor Opitz.** 8°. VI u. 345 S. Freiburg i. Br., Herder, 1879. Preis: *M.* 4.50.

Maria Stuart. Von **Arnold Gädeke,** a. o. Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Heidelberg. 8°. XI u. 414 S. Heidelberg, Winter, 1879. Preis: *M.* 10.

Seitdem Schiller Maria Stuart zum Vorwurf ſeines großen hiſtoriſchen Dramas wählte, hat die ſchon an und für ſich ſo ergreifende Geſchichte der

Digitized by Google

unglücklichen Schottenkönigin für Deutschland ein erhöhtes Interesse und einen unwiderstehlichen Reiz erhalten. Jeder nachdenkende Leser jenes Meisterwerkes unserer Literatur muß sich zu der Frage gedrängt fühlen: Ist das Schöne, jene fesselnde Kraft dieser poetischen Leistung wirklich echt; ist es der Abglanz des Wahren, oder aber ist es der trügerische Firniß einer schmählichen Lüge, die das Laster unter der Larve der Tugend uns vorführt? — Es ist daher sehr auffällig, daß vor dem Erscheinen der nun hier zu besprechenden Werke in der That keine eigentliche deutsche Lebensbeschreibung Maria's vorhanden war, während in England schon längst und in Frankreich in den letzten Jahrzehnten eine ganze Literatur über diesen Gegenstand bestand.

Bei dieser Sachlage glauben wir einem berechtigten Wunsche unserer Leser entgegenzukommen, wenn wir vor Allem über diese ausländische, meist schwer zugängliche Literatur Umschau halten, um sodann den Stand dieser Frage und die Stellung näher bezeichnen zu können, welche die deutsche Geschichtsforschung zu derselben eingenommen hat.

Beginnen wir mit England. Wenn wir von der im Dienste Cecils verfaßten Schmähschrift Buchanans[1] und den theilweise durch sie hervorgerufenen Erwiederungen Leslie's, Turners, Belleforests, Blackwoods, Conäus'[2] absehen, auch die wenigen und meist unbedeutenden[3] Werke des 17. Jahrhunderts außer Acht lassen, als unter der Herrschaft der für die Ehre ihrer Mutter und Ahnfrau freilich nicht sehr eifrigen Stuarts geschrieben — so finden wir gleich in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Frage mit regem Interesse erörtert. Diesem Interesse lag keine phantastische Begeisterung zu Grunde, sondern der Drang, in Betreff einer anziehenden Periode der heimathlichen Geschichte die volle historische Wahrheit zu ergründen. So bethätigte sich denn dieser Eifer zunächst in der Aufspürung und Veröffentlichung der einschlägigen Quellen. Hierher gehören die von G. Scott 1683 besorgte Ausgabe der Memoiren Melvils[4], sodann vorzüglich die beiden großen um dieselbe Zeit er-

---

[1] Zuerst im Dienste Maria's und von ihr mit einträglichen Stellen reich belohnt, feierte er noch 1566 bei der Taufe des Prinzen seine Gönnerin als „die Ehre der Frauen" — zu einer Zeit, wo sie, wie er später die Welt glauben machen wollte, mit Bothwell im Ehebruch lebte, und zwar so frech „as they seemed to fear nothing more than lest their wickedness should be unknown". Nach ihrem Unglücke bei Langside trat er in den Dienst ihres Todfeindes und spielte in dem Processe, welchen dieser vor den englischen Commissären gegen seine Schwester führte, eine höchst verdächtige Rolle. Auch Cecil wußte seine gewandte Feder zu schätzen. 1571 veröffentlichte Buchanan seine infame Schmähschrift, die unter dem Titel Detectio eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Cecil selbst besorgte eifrigst ihre Verbreitung und Übersetzung (Hosack, II. 80).

[2] S. diese Schriften in Jebbs Sammlung, von der gleich die Rede sein wird.

[3] Das bedeutendste ist wohl: W. Strangnage (Pseudonym für W. Udall), Historia vitae et mortis Mariae Stuartae Scotorum Reginae ab an. 1559—1587. Londini 1624. fol.

[4] The memoirs of Sir James Melvil of Halhill (1549—1593) etc. publ. by G. Scott. London 1683. fol. — Eine andere Ausgabe für den Bannatyne-Club. Edinburgh 1823. 4°.

Digitized by Google

ſchienenen Sammelwerke, in welchen Jebb[1] die bereits ſehr ſelten gewordenen älteren Drucke und Anderſon[2], ihn ergänzend, viele der wichtigſten, unſere Frage betreffenden Staatsſchriften und Actenſtücke dem großen Publikum darbot. Bald folgte 1725 die von Sawyer veröffentlichte Sammlung Sir Ralph Winwoods und anderer engliſcher Diplomaten; es folgten 1731 die Memoiren Caſtelnau's, des franzöſiſchen Geſandten am Hofe Maria's, 1734 Biſchof Keiths[3] epochemachende Geſchichte Schottlands mit ihrem reichen Schatze wichtiger Documente, Murdins[4] (1759) und Haynes'[5] (1740) Mittheilungen aus dem in Hatfield-Houſe verwahrten Nachlaſſe Cecils, endlich weitere Sammlungen bedeutungsvoller Actenſtücke von Forbes[6] (1740) und Hardwick[7] (1778).

Wenn wir nun die Vorreden und Anmerkungen dieſer Actenpublicationen zu Rathe ziehen, ſo erfahren wir, daß im 18. Jahrhundert trotz aller confeſſionellen Vorurtheile unter den engliſchen und ſchottiſchen Hiſtorikern die Schuld Maria's nichts weniger als ein ſtehendes Dogma war, daß vielmehr die unglückliche Königin wenigſtens ebenſo viele Vertheidiger als Ankläger zählte, daß endlich ſelbſt letztere viele Behauptungen Buchanans als Verleumdungen erkannt und abgethan hatten. Schon Jebb, noch viel deutlicher Biſchof Keith[8] ſprachen ſich zu Gunſten Maria's aus. Dann aber eröffnete 1754 Goodall[9] mit ſeiner noch immer werthvollen Unterſuchung über die Echtheit der Caſſetten-Briefe[10] eine neue Reihe der Vertheidiger Maria's. Als ſich ihm 1759 W. Robertſon und Hume[11] entgegenſtellten, fanden ſie noch im

---

[1] Sam. Jebb, De vita et rebus gestis Mariae Scotorum Reginae auctores XVI. Londini 1725. 2 vol. fol.

[2] James Anderson, Collections relating to the history of Mary Queen of Scots. Edinburgh 1727—1728. 4 vol. 4°.

[3] Keith Bp. Rob., History of the affairs of Church and State in Scotland from the beginning of Reformation to 1568. Edinburgh 1734. fol.

[4] Murdin Wil., A collection of State papers relating the affairs in the reign of Q. Elisabeth (1571—1596). London 1759. fol.

[5] Haynes Sam., A collection of State papers relating to affairs in the reign of Henry VIII. etc. from 1542 to 1570. London 1740. fol.

[6] Forbes Patr., A full view of the public transactions of the reign of Q. Elisabeth. London 1740—1741. 2 vol. fol.

[7] Hardwick Phil., Earl of, Miscellaneons State papers from 1501—1726. London 1778.

[8] In einem Briefe an den ihm verwandten Feldmarſchall Keith bezeichnet der proteſtantiſche Biſchof den Abſchnitt ſeiner Geſchichte über die „much injured Mary Q. of Scots" als beſonders bemerkenswerth. Vgl. Keith R., An historical Catalogue of the Scotish Bishops. ed. M. Russel. Edinburgh 1824. p. XXXIX.

[9] Goodall Walter, An examination of the letters said to be written by Mary Q. of Scots to James Earl of Bothwell shewing by intrinsik and extrinsik evidence, that they are forgeries. Edinburgh 1754. 2 vol. 8°.

[10] Den aufſtändiſchen Lords ſoll bald nach dem Tage von Carberry-Hill eine ſilberne, kunſtvoll gearbeitete Schatulle in die Hände gefallen ſein, die Bothwell von Maria erhalten und in der er eine Anzahl Briefe von ihr und andere wichtige Actenſtücke verwahrt haben ſollte. Auf dieſe Briefe gründen die Ankläger Maria's vorzüglich ihre Beſchuldigungen, während von den Vertheidigern die Echtheit dieſer ſogen. Caſſetten-Briefe beſtritten wird.

[11] Robertson W., The history of Scotland during the reigns of Q. Mary and of King James VI. till his accession to the crown of England. London

Digitized by Google

ſelben Jahre in W. Tytler einen Kritiker, deſſen Leiſtung für die Frage eine dauernde Bedeutung hat. Im ſelben Sinne wie Tytler erklärten ſich zu Gunſten Maria's Keralio 1786, Whitaker 1788[1]. Nach Goodall und W. Tytler iſt wohl G. Chalmers'[2] 1818 erſchienenes „Leben Maria's" die bedeutendſte Leiſtung dieſer Richtung. Ihr ſchloß ſich auch etwas ſpäter (1819—1825) Lingard in ſeiner bekannten Geſchichte Englands an, während die Auffaſſung Robertſons und Hume's 1819 in Malcolm Laing[3] (dem Fortſetzer des Erſteren) und wenigſtens für einzelne Punkte in Patr. Fraſer Tytlers[4] ſchottiſcher Geſchichte eine Vertretung fand.

In den folgenden Jahrzehnten leiteten einige bedeutende Actenpublicationen eine neue Phaſe dieſer Literatur ein. In den dreißiger Jahren veröffentlichte Teulet[5] ſeine Sammlung der im 16. Jahrhundert zwiſchen Frankreich und Schottland gewechſelten diplomatiſchen Actenſtücke, ſowie die überaus wichtige Correſpondenz des franzöſiſchen Geſandten in London, Salignac de la Mothe Fenelon[6]. Ähnliche Materialien hatte Cheruel[7] ſchon 1858 mitgetheilt. Sodann machte es ſich der Prinz Labanoff[8] gewiſſermaßen zur Lebensaufgabe, aus den Bibliotheken und Archiven Europa's die Briefe Maria's in eine Sammlung zu vereinen, die 1844 in ſieben Bänden erſchien. Allmählich begann die Discuſſion auch in Frankreich, wo zunächſt Mignet[9] in ſeinem Leben Maria's die Hauptanklagen gegen ſie aufrecht hielt. Doch erſt als Froude[10] 1866 den neunten und zehnten Band ſeines großen Geſchichts-Romanes herausgab und in demſelben ſeinen ganzen Ingrimm gegen die katholiſche und angli-

---

1759. 2 vol. 4°. — Hume Dav., The history of England under the house of Tudor. London 1759. 2 vol. 8°. — Dieſe beiden wegen ihres claſſiſchen Stiles viel geleſenen Werke übten einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung aus.

[1] Kéralio, Histoire d'Élisabeth, Reine d'Angleterre, tirée des écrits originaux. Paris 1785. 5 vol. 8°. — Whitacker John, Mary Q. of Scots vindicated. London 1788. 3 vol. 8°.

[2] Chalmers G., Life of Mary Q. of Scots drawn from State papers with six subsidiary memoirs. London 1818. 2 vol. 4°. — Eine deutſche Überſetzung Halberſtadt 1824.

[3] Laing Malcolm, History of Scotland from the union of the crowns (James VI.) to the union of the kingdoms (Q. Anne). In der dritten Ausgabe A preliminary dissertation on the participation of Mary Q. of Scots in the murder of Darnley. London 1819. 4 vol. 8°.

[4] Tytler Patrik Fraser, History of Scotland. London 1844. 8 vol. 8°.

[5] Zuerſt für den Bannatyne-Club, dann unter dem Titel: Relations politiques de la France et de l'Espagne avec l'Ecosse au 16ième siècle. Paris 1862. 5 vol. 8°.

[6] Teulet Alex., Correspondance de Salignac de la Mothe Fénelon, Ambassadeur en Angleterre (1568—1575). Paris 1861. 7 vol. 8°.

[7] Chéruel A., Marie Stuart et Cathérine de Medicis. Paris 1858.

[8] Labanoff Alex. Prince, Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart. Londres 1844. 7 vol. 8°. — Teulet lieferte Ergänzungen: Supplément au Recueil du Prince Labanoff. Paris 1859.

[9] Mignet, Histoire de Marie Stuart. Paris 1851. 2 vol. 8°. Seiner Auffaſſung ſchließt ſich Teulet in der Einleitung zu ſeinen Relations pol. an.

[10] Froude J. A., History of England from the fall of Wolsey to the death of Elisabeth. London 1858—1870. 12 vol.

Digitized by Google

kaniſche Kirche an Maria Stuart und Eliſabeth ausließ, regte ſich in unſerer Frage jenes Leben, dem die neueſte Maria-Stuart-Literatur ihr Daſein verdankt. Frankreich ſtellte in L. Wieſener, J. A. Petit, Gauthier[1] der Schottenkönigin ebenſo viele fähige und eifrige Vertheidiger, die zugleich wie auch Mignet und Froude die Quellenforſchung weiterführten.

Jenſeits des Kanals fand zwar Froude in Burton[2] für einige ſeiner Anklagen gegen Maria eine kräftige Stütze; andererſeits wurde aber auch die Vertheidigung der Angeklagten, welche 1863 von Miß Agnes Strickland[3] unter Benützung der inzwiſchen begonnenen Publicationen der State papers mit Eifer aufgenommen worden war, ſpeciell gegen Froude von M'Neel Caird[4] 1866, ganz beſonders aber von Hoſack weitergeführt. Die 1868 in einem Bande veröffentlichte Schrift des Letzteren — bei Weitem das Beſte, was bisher zu Gunſten Maria's geſchrieben — fand ſolchen Anklang, daß der Verfaſſer ſchon 1870—1874 eine zwei ſtattliche Bände umfaſſende zweite Auflage[5] erſcheinen laſſen konnte. Ihm ſchloß ſich Meline[6] und im Weſentlichen auch Skelton[7] an, während Chantelouze, Morris und Stevenſon[8] für die Jahre der engliſchen Gefangenſchaft höchſt intereſſante Materialien veröffentlicht haben.

Fragen wir nach dem Stande unſerer Frage in Deutſchland, ſo nennt uns Gädeke zuerſt die Arbeit Raumers[9], die er uns aber ſogleich „als auf

---

[1] Wiesener L., Marie Stuart et le Comte de Bothwell. Paris 1863. — Sodann verſchiedene Artikel in der Revue des questions historiques. 1867. 1868. tom. 2—6. — Petit J. A., Histoire de Marie Stuart. Paris 1876. 2 vol. 8°. — Gauthier J., Histoire de Marie Stuart. Paris 1869.

[2] Burton J., The history of Scotland from Agricola's invasion to the Revolution of 1688. Edinburgh 1867. 4 vol. 8°.

[3] Strickland Miss Agnes, Lives of the Queens of Scotland. Edinburgh 1863.

[4] M'Neel Caird Alex., Mary Stuart her guilt or innocence. Edinburgh 1866.

[5] Hosack J. (Barrister-at-Law), Mary Queen of Scots and her Accusers. 2d ed. much enlarged. Edinburgh 1870—1874. 2 vol. 8°. XVIII. 584; XXIV. 642.

[6] Meline J. F., Mary Queen of Scots and her latest English historian. New-York 1872.

[7] Skelton J., The Impeachment of Mary Stuart. Edinburgh 1875.

[8] Chantelouze R., Marie Stuart, son procès et son exécution d'après le Journal inédit de Bourgoing, son médecin. Paris 1876. — J. Morris S. J., The Letter-books of Sir Amias Paulet, Keeper of Mary Q. of Scots. London 1874. — J. Stevenſon S. J. eine Reihe Artikel im Month 1879. Vol. XVI. XVII. — Wichtige Beiträge lieferten Schiern über den Aufenthalt Bothwells in Dänemark 1567—1578. Fred. Schiern, Nyere historiske Studier, forste deel. Kjobenjavn 1875. — James Hepburn, Jarl af Bothwell, hans Anholdelse i Norge og faengselslir i Dänemark. Einen Auszug aus dieſem Werke bietet Gädeke's Appendix IV. — Stuart John, Mary Q. of Scots, a lost chapter in her history recovered. Notices of James, Earl Bothwell and Lady Jane Gordon and of the dispensation of their marriage. Edinburgh 1874. 4°.

[9] Fr. v. Raumer, Beiträge zur neueren Geſchichte aus dem britiſchen Reichsarchive. Leipzig 1836—1839. 5 Bde. 1. Bd.: Eliſabeth und Maria Stuart.

Digitized by Google

höchſt einſeitigen Quellen beruhend" bei Seite legen heißt. Hierauf verſichert er uns, daß bislang das deutſche Publikum, wenn es nicht zu ausländiſchen Werken greifen wollte, auf die engliſche Geſchichte Ranke's angewieſen geweſen ſei, in der allerdings die Hauptmomente aus Maria Stuarts Geſchichte meiſterhaft dargeſtellt ſeien [1]. Und wirklich, jene wenigen Seiten Ranke's waren bisher in Deutſchland für die Beurtheilung Maria's geradezu maßgebend. Den Einfluß der Ranke'ſchen Darſtellung gegen die neuern Vertheidiger Maria's zu ſchützen und dieſer Darſtellung die großentheils mangelnde Begründung unterzuſchieben, iſt das Hauptziel, das Gädeke ſich in ſeinem Buche vorgeſteckt hat. Wie alſo bei den meiſten hiſtoriſchen Fragen, welche Ranke in ſeinen zahlreichen Werken berührt hat, ſo iſt auch zur Beurtheilung des Standes unſerer Frage in Deutſchland vor Allem jener zauberhafte Bann in Berechnung zu ziehen, in welchem er die proteſtantiſche Geſchichtsſchreibung gefangen hält.

Ranke verdankt ſeinen maßgebenden Einfluß auf die große Leſewelt vorzüglich ſeiner Meiſterſchaft in der Darſtellung, und wir fügen gerne bei, daß er durch fleißige Quellenforſchung und ſcharfſinnige Kritik der vorliegenden Materialien über manche Frage neues Licht verbreitet und ſich dadurch auch in den fachmänniſchen Kreiſen eine immerhin hervorragende Stellung geſichert hat. Aber jene Begeiſterung für ihn, welche ſich in einzelnen dieſer Kreiſe kundgibt, welche z. B. in den paar Maria Stuart gewidmeten Seiten ſeiner engliſchen Geſchichte eine meiſterhafte Darſtellung, kurz eine außerordentliche Leiſtung finden will, dieſe halten wir für übertrieben und unbegründet. Dem blendenden Glanze einer brillanten Erzählung gegenüber iſt es eben, wie ein Recenſent des Froude'ſchen Werkes in ſeiner draſtiſchen Sprache richtig bemerkt, Sache des nüchternen Forſchers, „ſich ordentlich die Augen zu reiben und um ſo ſchärfer zuzuſehen" [2].

Ranke hat zu ſeiner Darſtellung vorzüglich Robertſon benützt, wie auch das betreffende Citat zeigt. Mit ihm hält er die Caſſetten-Briefe „in der Hauptſache ohne Zweifel für echt" und wählt aus den Gründen, welche Robertſon hierfür anführt, den einen aus, „daß dieſe Briefe Umſtände enthalten, die damals ſonſt Niemand wiſſen konnte und die ſich nachher als wahr erwieſen haben". Von den beiden Meinungen, zwiſchen welchen der ſchottiſche Geſchichtſchreiber am Ende ſeines Excurſes den Leſern die Wahl läßt, nimmt Ranke die zweite an, die nicht nur eine nachträgliche Billigung der blutigen That von Seiten Maria's, ſondern auch eine Mitwiſſenſchaft und Theilnahme behauptet. Seine Wahl begründet er damit, daß „man ſie von jeher meiſtens angenommen habe" und daß ſelbſt ihre Anhänger, die eifrigſten Katholiken, ſich damals geneigt gefunden haben, an eine wenigſtens connivirende Theilnahme der Königin zu glauben. Hiefür die bekannte Äußerung des ſavoyi-

[1] Gädeke a. a. O. S. VIII. Dasſelbe R. Pauli in Sybels hiſtor. Zeitſchrift, 1879, Bd. 42 S. 215.

[2] Quarterly Review. 1870. vol. 128. p. 507.

Digitized by Google

ſchen Geſandten aus Gonſalez[1]. Im Übrigen glaubt der Verfaſſer, daß ſich über den Grad der Theilnahme auf Grund der vorliegenden Informationen keine beſtimmte Überzeugung bilden laſſe. — Was nun bei dieſer Darſtellung beſonders meiſterhaft iſt, läßt ſich offenbar ſchwer ſagen. Denn es zeigt ſich weder eine umfaſſende Kenntniß der Quellen, noch werden ſonſt neue Geſichtspunkte aufgedeckt, vielmehr findet ſich da im Weſentlichen nur in einigen Sätzen zuſammengefaßt, was Robertſon genau 100 Jahre früher über dieſen Gegenſtand geſchrieben hatte.

Wie wir oben bemerkten, ſchließt ſich Gädeke vertrauensvoll an Ranke an. Auch in der Darſtellungsweiſe gilt er ihm offenbar als ein Ideal. Denn ſein Hauptſtreben iſt bei der Auswahl und Anordnung des Stoffes gleichfalls darauf gerichtet, eine der gebildeten Welt mundgerechte und lesbare Biographie zu liefern. Hierbei ſcheint es uns freilich, als habe ihn eine etwas übertriebene Furcht vor ſtörender Überfülle des Stoffes in das andere Extrem getrieben, wodurch die Erzählung zuweilen zu dürftig und mager erſcheint. Immerhin verdient dieſe Nachahmung der Ranke'ſchen Darſtellung alles Lob, wenn auch das Abbild hinter dem Vorbilde zumal in der Beſtimmtheit, Einheitlichkeit und Conſequenz der Charakterzeichnung weit zurückbleibt. Doch wie Ranke, ſo will auch Gädeke ſeinem Buche außerdem in den wiſſenſchaftlichen Kreiſen Eingang verſchaffen. Daher die freilich recht lakoniſchen Anmerkungen, die nur für jene, welche in der ältern und neuern Maria-Stuart-Literatur wohl bewandert ſind, verſtändlich ſein können, ſowie die Beilagen, in welchen einige ſpecielle Unterſuchungen angeſtellt werden. In formeller Beziehung läßt ſich alſo gegen das Buch im Weſentlichen Nichts einwenden. Es fällt freilich bei dieſer Anordnung — was ja auch bei den Schriften Ranke's der Fall iſt — der Löwenantheil an der ganzen Leiſtung dem allgemeinen gebildeten Publikum, nicht den fachmänniſchen Kreiſen zu.

Was die Sache angeht, ſo geben ſich trotz des allgemeinen Anſchluſſes an Ranke einige Abweichungen kund. Dieß beſonders in einer zweifachen Beziehung. Während er die Mitſchuld Maria's an der Ermordung ihres Gatten viel entſchiedener und in ausgedehnterem Maße[2] behauptet als Ranke, iſt er andererſeits in der Verurtheilung der Perfidie und Ungerechtigkeit, mit welcher Eliſabeth ihre gefangene Gegnerin dem Tode überliefert, Maria

---

[1] Gonsalez Th., Appuntamientos para la historia de Rey Don Felipe II. de España per lo tocante a sus relaciones con la Reina Isabel da Inglaterra 1558—1576 in den Memorias de la Real Academia de la Historia. t. 7. Zur Beurtheilung dieſer Äußerung liefert Hoſack (I. 275 sqq.) einige wichtige Angaben.

[2] Wir ſehen nicht recht ein, wie der Verfaſſer von ſeinem Standpunkte aus (S. VII) mit Beziehung auf Schillers Drama „von einem Unrecht Melpomene's ſprechen kann, das Klio's unerbittliche Hand ſühnen ſoll". Der Dichter läßt ja Maria bekennen: „Den König, meinen Gatten, ließ ich morden — Und dem Verführer ſchenkt' ich Herz und Hand" (5. Aufz. 7. Auftr.). Vgl. die Strafpredigt, die Kennedy der Königin hält (1. Aufz. 4. Auftr.). Mehr will ja doch der Autor auch nicht behaupten.

Digitized by Google

günſtiger. Letzteres geſchah wohl mit Rückſicht auf die unqualifizirbare Behandlung, welche Froude der Schottenkönigin zu Theil werden ließ.

In Betreff des Hauptpunktes der ganzen Streitfrage verſichert uns zunächſt Gädeke, daß ſich aus dem bis jetzt bekannten Material „ein ſicheres[1] Urtheil über die Schuld Maria's gewinnen laſſe"[2]. — Die Echtheit der Briefe — der ſogenannten Caſſetten-Briefe — kann ſeiner Anſicht nach, wenn man von ihrem Wortlaute abſieht, einem Zweifel nicht mehr unterworfen ſein[3]. Da jedoch dieſe „hiſtoriſche" Sicherheit ſeinen Wünſchen noch nicht genügt, ſpricht er die Hoffnung aus, daß, wenn einmal der hohe ſchottiſche Adel ſeine Familien-Archive öffne, ſich alsdann „aus der Correſpondenz und den Plänen dieſer an den blutigen Ereigniſſen betheiligten Lords auch der Antheil der Königin an der Ermordung ihres Gemahles, ſowie die Echtheit der Schatullenbriefe mit vielleicht mathematiſcher Sicherheit ergeben werde"[4]. Dieſe Hoffnung iſt, wie uns ſcheint, eine unbegründete. Denn vor Allem iſt die gewünſchte Eröffnung jener Archive bereits erfolgt. Schon ſeit 1873 iſt die Royal Commission on historical manuscripts, deren Aufgabe gerade dieſe Eröffnung iſt, in Thätigkeit und hat in ſieben Quartbänden das Inhaltsverzeichniß der für unſere Frage wichtigſten ſchottiſchen Familien-Archive veröffentlicht und dadurch den Forſcher über die hier verwahrten Materialien orientirt. Sodann hätte ſchon der Erfund der ſelbſtverſtändlich ungleich reicheren und wichtigeren Staats-Archive den Verfaſſer vor ſolch' ſanguiniſchen Hoffnungen bewahren müſſen. Denn als Thorpe 1858 für die große, unter der Leitung des Master of Rolls veröffentlichte Sammlung (Calender of State Papers) die auf unſere Periode der ſchottiſchen Geſchichte bezüglichen Actenſtücke aus den öffentlichen Archiven aufgeſucht und in zwei großen Quartbänden verzeichnet hatte, ſah er ſich zu dem Geſtändniß genöthigt: daß unter den von ihm verzeichneten Actenſtücken ſich kein einziges finde, welches eine Theilnahme der Königin am Morde Darnley's erwieſe[5]. Gegenwärtig ſind nach den Nachſuchungen, welche Froude in Hatfield-Houſe in dem Nachlaß Cecils und im ſpaniſchen Staatsarchiv von Simanca angeſtellt hat, die Ankläger Maria's in Bezug auf Quellenforſchung den Vertheidigern ein gutes Stück voraus. — Endlich verſichert uns Gädeke wie im Vorübergehen, die beiden Hauptanklagen: die verbrecheriſche Neigung zu Bothwell und die Theilnahme am Morde Darnley's, ſeien von der Echtheit der Caſſettenbriefe nicht ſo abhängig, daß ſie mit derſelben ſtänden und fielen, könnten vielmehr auch durch andere Beweiſe mit Sicherheit feſtgeſtellt werden[6]. Leider verſäumt

---

[1] Nach Pauli (Sybels hiſtor. Zeitſchr., 1879, Bd. 42 S. 217) hat Gädeke das Für und Wider „ruhig abgewogen und das unendliche Übergewicht nachgewieſen, mit welchem die unläugbaren Beweiſe der Schuld niederſinken".

[2] Gädeke a. a. O. S. IX.

[3] Gädeke a. a. O. S. 381.

[4] Gädeke a. a. O. S. X.

[5] Calendar of State papers relating to Scotland (1509—1589) publ. by Markham John Thorpe. London 1858. 2 vol. 4°. vol. 1. p. XXVI.

[6] Gädeke a. a. O. S. 145.

Digitized by Google

er es aber — ebenſo wie die andern Auctoren —, dieſen überaus wichtigen Nachweis zu liefern.

Nicht minder ſchroff als dieſe Aufſtellungen iſt das Verhalten des Verfaſſers und R. Pauli's, ſeines Recenſenten in der Sybel'ſchen Zeitſchrift, gegen die neueren, Maria günſtigen Publicationen. „Ihr Werth," ſo verſichert uns Gädeke, „muß in den meiſten Fällen ein ſehr zweifelhafter genannt werden."[1] „Die meiſten (dieſer) neuern Arbeiten," heißt es anderswo, „ſind heftige Parteiſchriften, die wohl im Stande ſind, durch nicht ungeſchickte und deßhalb gefährliche Benutzung des Materiales Unkundigen eine völlig verkehrte Anſicht über den Stand der Sache beizubringen."[2] „Der Verſuch der Mehrzahl der neuern Schriftſteller (die Unechtheit der Caſſettenbriefe darzuthun) muß entſchieden zurückgewieſen werden." Pauli ſpricht von einer die Sagenbildung von Neuem fördernden Geſchichtſchreibung, von einer überwiegenden Mehrheit der entweder ultramontanen oder juriſtiſch-advocatoriſchen Fürſprecher[3]. — Ganz beſonders aber muß uns die Beurtheilung intereſſiren, welche Hoſacks Werk in dieſen Kreiſen gefunden hat. Nach Pauli iſt es „die bedeutendſte und gefährlichſte"[4] jener eben gekennzeichneten Tendenzſchriften. Gädeke bezeichnet „die Beweiſe desſelben für die Unechtheit der Caſſetten-Briefe für ganz bedeutungslos"[5]; „die Kühnheit ſeiner Schlüſſe für bewunderungswürdig"[6]. Endlich muß der arme u-Correſpondent der Augsb. Allgem. Zeitung vom 5. Mai 1878, der auf Grund der neuen Publicationen zu behaupten wagte, „daß die von Ranke aufgeſtellte Anſicht ſich kaum mehr allſeitiger Zuſtimmung zu erfreuen haben dürfte", ſein Urtheil als „unmotivirt und voreilig"[7] bezeichnet hören[8].

Alle dieſe Behauptungen laſſen offenbar an Entſchiedenheit nichts zu wünſchen übrig. Durch dieſelben macht ſich aber auch der Verfaſſer ſeine Aufgabe ſehr ſchwierig. Nun iſt der Leſer berechtigt, ja gezwungen, an die zu erwartende Beweisführung einen hohen Maßſtab anzulegen. Sie muß jeden vernünftigen Zweifel ausſchließen; die Gegengründe müſſen ſchagend auf ihre „Bedeutungsloſigkeit" zurückgeführt werden. Überdieß iſt der erſte Ein-

---

[1] Gädeke a. a. O. S. VII. [2] Gädeke a. a. O. S. IX.

[3] Sybels hiſtor. Zeitſchrift, 1879, Bd. 42 S. 213.

[4] Sybels hiſtor. Zeitſchrift a. a. O. S. 214.

[5] Gädeke a. a. O. S. 385. [6] Gädeke a. a. O.

[7] Gädeke a. a. O. S. 381, Anm.

[8] Eine ſolche geringſchätzige Beurtheilung fand Hoſack ſonſt wohl nirgends. Um von Frankreich zu ſchweigen, ſo wollen wir aus England nur die Hauptſätze der eingehenden Beſprechung anführen, welche die Quarterly Review ſeinem Buche widmete. Der bisher offenbar auf dem Standpunkte Robertſons ſtehende Recenſent bezeichnet zwar Hoſacks Buch ebenſo gut als eine Parteiſchrift, wie Froude's Werk. Trotzdem gibt er zu, „daß zumal durch Hoſack die Caſſetten-Briefe als Fälſchungen erwieſen ſeien", und iſt es ihm andererſeits auch wieder „ſehr zweifelhaft, ob damit auch ſchon die Unſchuld Maria's dargethan ſei", ſo hält er es doch „für ausgemacht, daß durch die neueſten Arbeiten der Vertheidiger Maria's die Gegenpartei ſehr geſchwächt worden ſei" (Quarterly Review. 1870. vol. 128. p. 508. 511. 512).

Digitized by Google

druck dieſer Kühnheit ein für den Verfaſſer wenig günſtiger. In Betreff einer dreihundertjährigen Streitfrage ſeine Sätze mit ſolcher Sicherheit aufſtellen, erweckt naturgemäß den Verdacht, es werde da der Verſuch gemacht, durch die Kraft der Behauptung die Schwäche der Beweisführung zu verdecken, ein Kunſtgriff, der bei einer Anzahl von Leſern freilich den gewünſchten Erfolg haben wird. Wir glauben daher, daß der Verfaſſer und ſein Recenſent durch die Sicherheit, mit welcher ſie bei der Unzulänglichkeit ihrer Beweisführung ihre Anklagen gegen Maria vorbringen, und durch den abſprechenden Ton, durch welchen ſie trotz der nicht ſeltenen Schwäche der Widerlegung die Leiſtungen der Gegenpartei unſchädlich zu machen ſuchen, ihrer Sache nicht wenig geſchadet haben, wenigſtens bei jenen Leſern, welche mit der Arbeit Hoſacks vertraut ſind.

Die Hauptleiſtung Gädeke's beſteht im Weſentlichen darin, daß er die von Froude zuſammengetragenen Anklage-Materialien mit etwas mehr Ruhe und einer der hiſtoriſchen Kritik entſprechenderen Methode vorlegt. In dieſer Beziehung wird ſein Buch immer ein erwünſchtes Hilfsmittel ſein, um die auf Grund der neueſten Forſchungen formulirten Beſchuldigungen kennen zu lernen, ohne gezwungen zu ſein, ſich durch mehrere Bände des Froude'ſchen Geſchichts-Romanes hindurchzuarbeiten. Hiernach ſind wir berechtigt, das Buch als eine Anklage-, eine Partei-Schrift zu bezeichnen. Wir würden hierauf keinen beſondern Nachdruck legen, wenn nicht der Verfaſſer derartige Bezeichnungen mit ſolcher Entrüſtung auf die Arbeiten ſeiner wiſſenſchaftlichen Gegner angewandt hätte.

Sein Buch zeigt uns, wie viel man im proteſtantiſchen Deutſchland von der im großen Ganzen ſicher als Schmähſchrift zu bezeichnenden „Detectio" Buchanans im Namen der wiſſenſchaftlichen Geſchichtforſchung noch feſthalten zu können glaubt. Abgeſehen von der Benützung der neueſten Materialien, hat Gädeke's Arbeit keine beſondere Bedeutung für die von ihm vertretene Seite unſerer großen Streitfrage. Er iſt den Anklägern Maria's bei weitem nicht das, was ihren Vertheidigern Hoſack iſt. Gleichwohl wird er bei Leſern, welchen die Darſtellung der Gegenpartei unbekannt bleibt, auf einen gewiſſen Eindruck rechnen können.

Hatte auf dieſe Weiſe Froude, „der bitterſte und leidenſchaftlichſte Gegner Maria's", wie ihn der Recenſent des Quarterly Review nennt [1], ſeinen Vermittler für die deutſche Leſewelt gefunden, ſo lag es im Intereſſe der hiſtoriſchen Unparteilichkeit, daß Hoſack, „der geiſtreichſte, ja wohl auch fähigſte" (wie die Quarterly Review), „der bedeutendſte und gefährlichſte" (wie die Sybel'ſche Zeitſchrift ſich ausdrückt) Vertheidiger Maria's, einer ſolchen Einführung nicht länger entbehre. Dieſem dringenden Bedürfniſſe ſucht Opitz durch ſeine fleißige Schrift abzuhelfen. In derſelben legt uns der Verfaſſer die entſcheidendſte Periode jener immer merkwürdigen Geſchichte vorzüglich nach der

[1] Quarterly Review. 1870. vol. 128. p. 506. „Mr. Froude's is the most bitter, the most vehement and at the same time the most circumstantial attack ever made on the memory of Mary Stuart."

Digitized by Google

Darſtellung Hoſacks dar. Damit iſt nun auch in Deutſchland weiteren Kreiſen das Audiatur et altera pars ermöglicht. Opitz richtet, ſo viel wir aus der Anlage ſeines Buches ſchließen können, dasſelbe an das allgemeine gebildete Publikum. Er wollte nicht eigentlich für die fachmänniſchen Kreiſe ſchreiben, deßhalb hat er den wiſſenſchaftlichen Apparat der nöthigen Quellenangaben bei Seite gelaſſen. Leiſtet er daher auch nicht Alles, was man zur vollen Verwerthung des Hoſack'ſchen Werkes wünſchen konnte, ſo ſind wir ihm doch ſicher ſehr zum Danke verpflichtet für die durch Friſche und Lebendigkeit ſich auszeichnende Erzählung, in welche er die einſchlägigen Partien jenes Buches umgeformt hat. — Freilich iſt Opitz von Hoſacks Vertheidigung der Schottenkönigin vollſtändiger befriedigt, von der Nachweisbarkeit ihrer vollen Unſchuld mehr überzeugt, als wir es ſind. Denn ſo groß auch der Eindruck war, den Hoſacks Darſtellung auf uns machte, ſo blieben uns doch noch zu viele Bedenken übrig, um in derſelben volle Beruhigung zu finden.

Noch erübrigt uns, unſere Leſer mit der Verſchiedenheit der beiden Verſionen bekannt zu machen, welche uns hier als die Geſchichte einer und derſelben Periode geboten werden. — Beginnen wir mit Opitz.

Der erſte große politiſche Fehler, den Maria beging, war, daß ſie die ſtets königstreuen, katholiſchen Gordons dem fanatiſchen Haſſe und der Habgier ihres Halbbruders Murray in ſo grauſamer und ungerechter Weiſe opferte. Die Einſicht in die Perfidie dieſes ihres an England verkauften Verwandten, deſſen Leitung ſie ſich ſo vertrauensſelig hingegeben hatte, drängte ſie zur Wiederverheirathung. Für Darnley entſchied ſich ihr Herz, nachdem durch die Einſprache des engliſchen Hofes jeder nichtbritiſche Gemahl unmöglich geworden, und Dudley, die ihm von Cecil gelegte Schlinge bemerkend, ſich zurückhielt. Die verlorene Herrſchaft ſuchte nun Murray in offener, aber durch die Energie Maria's vereitelter Rebellion wiederzugewinnen. Bald war aber auch der übrige herrſchſüchtige, vom engliſchen Kanzler gewonnene Adel mit dem ſelbſtändigen Regimente unzufrieden, das Maria, zumal mit Hilfe Riccio's, führte. Er fand einen mächtigen Bundesgenoſſen in Darnley, dem Maria den von ihm gewünſchten Antheil an der Regierung bei ſeiner notoriſchen Unfähigkeit nicht geſtatten konnte. So war denn binnen Kurzem eine Verſchwörung im Gange, für welche die Stellung und der Name des königlichen Gatten erfolgreich benützt wurde. Dieſelbe war zunächſt gegen Riccio, ſodann aber auch gegen das Leben der Königin gerichtet. Die Regierung ſollte vorgeblich zunächſt in die Hände Darnley's, in Wirklichkeit aber in die der Häupter der Adelspartei gebracht werden. Der Anſchlag gegen Riccio wurde durch die Vermittlung Darnley's leicht ausgeführt; die gegen die Königin angelegte Piſtole verſagte, ihr Leben wurde geſchont, doch fiel ſie in die Gefangenſchaft der Mitverſchworenen ihres Gemahls. Sehr geſchickt wußte ſie jedoch dieſen wieder für ſich zu gewinnen, mit ihm nach Dunbar zu entfliehen, von wo ſie ſchon nach ſechs Tagen an der Spitze von 10 000 Mann nach Edinburgh zurückkehrte.

Doch bald verwickelten ſich die Verhältniſſe der Königin von Neuem durch das heilloſe Benehmen Darnley's und die von ihr den Mördern Riccio's gewährte Amneſtie, in Folge deren ſie binnen Kurzem wieder von den intriguanten, England dienſtbaren Adelshäuptern umgeben war. Dieſe thaten ſich denn auch bald wieder zu einer zweiten, noch viel gefährlicheren Verſchwörung zuſammen, welche Darnley, Maria und Bothwell dem Verderben weihen ſollte. Letzterer hatte ſich von ihnen bisher ferngehalten, war nicht wie ſie an England verſchachert, vielmehr bisher Maria treu er-

Digitized by Google

geben, welche ſich nun nach dem Morde Riccio's immer mehr ſeiner zu bedienen begann. In ihm erblickten die Verſchworenen einen gefährlichen Rivalen. Darnley hatte in ihren Augen ſein Leben verwirkt durch den ſchmählichen Verrath, den er ſeinen ehemaligen Mitverſchworenen geſpielt hatte. Ihr Plan war, Bothwell durch die Ausſicht auf die Hand der Königin für Ermordung Darnley's zu gewinnen, worauf dann eine Verbindung Maria's mit dem Mörder ihres Gatten Beider Verderben beſiegeln mußte. Bothwell ging ohne Weiteres in die Schlinge, wurde durch einen von den einflußreichſten Perſönlichkeiten mitunterzeichneten Verſchwörungs-Contract (a bond) ſicher und ſorglos gemacht. Maria hatte ſich mit Darnley während deſſen Krankheit wieder ausgeſöhnt. Eben hatte ſie ihn am 9. Februar 1567 ſpät Abends verlaſſen, als unter Leitung Bothwells die Mordthat ausgeführt wurde. Die von Maria mit der Ermittelung und Beſtrafung des Mörders beauftragten Mitverſchworenen Bothwells begannen nun mit teufliſchem Geſchick den Verdacht auf ihn und Maria abzuwälzen, das Gerücht einer ſchon längſt zwiſchen Beiden beſtehenden verbrecheriſchen Verbindung zu verbreiten, ſie für die Verſchleppung und die Erfolgloſigkeit der Unterſuchung des Mordes verantwortlich zu machen, während ſie zugleich andererſeits fortfuhren, Bothwell in ſeiner Sicherheit zu beſtärken und zu der verhängnißvollen Verbindung mit der unglücklichen Königin hinzudrängen.

In dieſer Abſicht ſetzten ſie jene feierliche Gerichtsſitzung in Scene, in welcher Bothwell von allem Verdacht einer Mitſchuld freigeſprochen wurde. Dieſer verſchaffte ſich ſodann in der Ainsley Tavern die ſchriftliche Erklärung des Adels, durch die er Maria als Gemahl empfohlen wurde. Ob zur Unterzeichnung die Lüge Bothwells, Maria wünſche ſelbſt dieſe Erklärung, oder die Furcht vor dem Gefolge, welches das Haus umſtellte, mehr wirkte, iſt nicht mehr zu ermitteln. Nun begann der Sturm gegen die Königin. Dieſe wies das Anſinnen Bothwells entſchieden ab, was Bothwell zur Gewalt trieb. Er entführte ſie am 24. April auf das feſte Dunbar, that ihr Gewalt an. Die Verſchworenen verbreiteten mit verdoppeltem Eifer die Märe von der verbrecheriſchen Neigung der Königin zu ihrem angeblichen Entführer, verſicherten, Alles ſei mit ihrem Wiſſen und Willen geſchehen. Hierdurch hielten ſie das Volk in Ruhe, welches ſich zur Befreiung der Königin erheben wollte. In ihrer Verlaſſenheit erlag Maria dem gewaltthätigen Bedränger und beſiegelte durch die Vermählung ihr beiderſeitiges Verderben.

Nun werfen ſich die ehemaligen Mitverſchworenen Bothwells zu Rächern Darnley's auf und ziehen aus, wie ſie jetzt ſagen, zur Befreiung der vom Mörder ihres Gemahls gefangen gehaltenen Fürſtin. Dieſe hatte nun die Wahl zwiſchen ihrem bisherigen Bedränger und den Mortons, Athols, Lindſay's, von denen ihr Leben ſchon mehrmals bedroht war. Daher konnte erſt der Verrath der königlichen Truppen bei Carberry Hill ſie von ihrem gewaltthätigen „Gatten" trennen. Das Benehmen der verbündeten Lords beſtätigte nur allzu ſehr die Befürchtungen Maria's. Dieſelben riefen nun Murray herbei, den eigentlichen Anſtifter und Leiter des glücklich zu Ende geführten Complottes. Aus ihrer ſtrengen Haft in Lochleven entflohen, verſucht die arme Fürſtin noch einmal das Glück der Waffen. Aber die Niederlage zu Langſide und die voreilige, vertrauensſelige Flucht nach England beſchließt zwar die erſte, leitet aber zugleich die zweite Periode dieſes leidenvollen Daſeins ein. — So ungefähr Hoſack und Opitz. — Hören wir nun Gädeke dieſelben Ereigniſſe erzählen [1].

Man kann Maria nicht das Zeugniß verſagen, daß ſie ſich Anfangs (bis zur Vermählung mit Darnley) auf jede Weiſe bemühte, mit Überwindung ihrer religiöſen

[1] Wir werden uns, ſo viel es angeht, ſeiner eigenen Worte bedienen.

Digitized by Google

Antipathieen, das Vertrauen ihrer Unterthanen zu gewinnen. Sie machte den Reformirten die größten Zugeständnisse, die sie nur verlangen konnten. Das Haupt derselben, Murray, besaß bald einen gebietenden Einfluß in Schottland; er stand zu seiner Halbschwester in einem fast intimen Verhältniß, wurde von ihr mit Ehren überhäuft, zumal, nachdem er die durch diese Haltung der Königin enttäuschten Gordons und Hamiltons — die beiden mächtigsten katholischen Familien des Landes — in kurzem Kampfe niedergeworfen hatte (S. 35 u. 39). — Für Dudley hätte sich Maria wohl entschieden, wenn Elisabeth ihr dann ihr Erbrecht auf die englische Krone bestätigt hätte. Da dieß nicht zu erlangen war, wählte ihr Herz Darnley. Freilich erscheint diese Verbindung immer mehr als ein sorgfältig vorbereiteter Schlag der Katholiken. Die Fäden der Intrigue waren in den Händen von Darnley's Mutter, Marg. Lennox, und Riccio's (S. 54 u. 55).

In Folge dessen trat nun Murray und sein Anhang in eine Opposition zur Königin, die sich bald zur offenen, von Elisabeth unterstützten Rebellion steigerte. Maria warf den Aufstand energisch nieder und zwang die Häupter, sich nach England zu flüchten. Dort sprach Elisabeth aus Furcht vor ihren zahlreichen katholischen Unterthanen dem geflüchteten Murray öffentlich ihre Ungnade aus, während sie ihn heimlich ihres Schutzes versicherte. In ihrer Noth hatte Maria sich an den Papst, wie an den französischen und spanischen Hof gewandt, und umgab sich mit katholischen Rathgebern, unter denen Riccio den bedeutendsten Einfluß besaß. Ein weiteres Vorgehen gegen die Reformirten wurde wohl nur durch das Zerwürfniß verhindert, welches zwischen Riccio und Darnley ausbrach (S. 66 u. 67).

Bei der genaueren Kenntniß, welche die Königin leider zu spät von ihrem Gemahl gewann, erkaltete bald ihre leidenschaftliche Liebe und scheute sie sich mit Recht, den vollen Antheil an der Regierung, wie sie versprochen, ihm nun wirklich zu gestatten. Der Haupthaß Darnley's sowie aller andern Unzufriedenen richtete sich gegen Riccio. Sie einigten sich bald in einer Verschwörung, welche die Beseitigung des verhaßten Italieners, die Erhebung Murray's bezweckte. Cecil war von Allem unterrichtet (S. 69). — Unter der Vermittlung Darnley's wurde der Mord vollzogen. Seit jener Zeit stellte sich bei Maria ein Widerwille gegen ihren Gemahl ein, der sie zuerst zu unwürdiger Behandlung desselben, dann zu jener passiven Haltung und Mitwissenschaft bei seiner Ermordung führen sollte (S. 76).

Maria entrinnt den Händen ihrer Bedränger und setzt sich von Neuem in den Besitz der Herrschaft. Die klägliche Rolle, welche Darnley bei der Verfolgung seiner Mitverschworenen, der Mörder Riccio's, spielt, veranlaßt die Königin, ihn mit äußerster Verachtung zu behandeln. — Murray sah sich enttäuscht. Denn mit der Leitung der Geschäfte werden vorwiegend katholische Rathgeber betraut, den Hauptantheil hat Bothwell (S. 80). Die traurigen Erfahrungen, ihre letzten Erfolge, ihre bevorstehende Niederkunft riefen in Maria das Verlangen nach einer Stütze hervor. Eine solche glaubte sie in Bothwell zu finden. Ihm übertrug sie daher die einflußreichsten Stellen, ohne daß sich jedoch zu dieser Zeit eine Liebe zu ihm bei ihr nachweisen ließe (S. 81).

Unterdessen verschlimmert sich ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl immer mehr in Folge seines kindischen Benehmens. Diesen Umstand suchen seine ehemaligen Mitverschworenen zu benützen, um sich an ihm für den gemeinen Verrath zu rächen, den er ihnen gespielt hatte. Sie suchen Maria für ihre Pläne zu gewinnen. Dieselbe macht jedoch einige schwache, schwerlich ernstlich gemeinte Einwände (S. 93). Bei der Taufe des Prinzen begnadigt sie auf die Bitten Murray's die Mörder Riccio's, welche sogleich die Zahl der gegen Darnley's Leben Verschworenen vermehren (S. 95).

Digitized by Google

— Weihnachten 1566 bringt die Königin mit Bothwell zu. Wie ihre Briefe bezeugen, wird nun ihre Leidenſchaft über die Grenzen des Erlaubten hinausgegangen ſein und eine verbrecheriſche Form angenommen haben (S. 96). Während Darnley's Krankheit heuchelt ſie Ausſöhnung mit ihm, ſucht ihn über die Abſichten ſeiner Feinde zu beruhigen und ſchreibt daneben ihre leidenſchaftlichen Liebesbriefe an Bothwell, der längſt in der Ausſicht auf ihre Hand ſich dem Mordplane angeſchloſſen hatte. Aus dieſen Briefen geht weiter hervor, daß ſie ſich bei dem Complotte mindeſtens paſſiv zu verhalten gedachte. Daß Etwas im Werke war, wußte ſie aus dem Munde der Verſchworenen. Sie überläßt es Bothwell, einen Aufenthaltsort für den König aufzuſuchen (S. 99 u. 100).

Am 9. Februar 1567 erfolgte die Kataſtrophe in Kirk of Field unter der Leitung Bothwells, dem die Verſchworenen die Ausführung gern überließen. Murray kann eine Mitſchuld an der Ermordung nicht nachgewieſen werden (S. 102). Die Haltung der Königin nach dem ſchrecklichen Ereigniß war der Art, daß ſelbſt, wenn an der Unechtheit der Caſſetten-Briefe nicht zu zweifeln wäre, ſie von der Anklage der Mitwiſſenſchaft und der Beſchuldigung, daß ſie die That gebilligt habe, niemals freigeſprochen werden könnte. Als Meiſterin in den Verſtellungskünſten heuchelte ſie Trauer und Entſetzen, that aber nicht das Geringſte zur Verfolgung der Mörder. In derſelben Unthätigkeit verharrte auch ihr Conſeil, in welchem die Verſchworenen die Majorität beſaßen. Als der Volksmund bereits Bothwell und bald auch ſie als die Schuldigen bezeichnete, ſetzte ſie doch in ihrem unverwüſtlichen Leichtſinn die gewohnte Vorſicht außer Acht, ging ſchon am 16. Februar nach Seton-Caſtle, wo ſie einen luſtigen Hof hielt. Unterdeſſen verbreitete ſich die Überzeugung ihrer indirecten Mitſchuld in London, Paris und Madrid (S. 109). Von allen Seiten wurde daher Maria zur Beſtrafung der Thäter aufgefordert. Nichtsdeſtoweniger ertheilte ſie Bothwell in den werthvollſten Geſchenken die deutlichſten Beweiſe ihrer Huld. Endlich am 28. März beſchloß der Staatsrath, gegen Bothwell eine Anklage zu erheben und den Grafen Lennox, den Vater Darnley's, zur Erbringung der Beweiſe zu erſuchen. Doch Lennox wagte nicht zu erſcheinen, als man ihm jegliches Gefolge während der Gerichtsſitzung — 12. April — verweigerte. So wurde denn Bothwell, deſſen Anhänger die meiſten der Richter waren, ohne Weiteres freigeſprochen (S. 114).

Bald verbreitete ſich auch das Gerücht der nahe bevorſtehenden Vermählung der Königin mit dem Mörder ihres Gemahls. Dieſer betrieb nun ſchon die Scheidung von ſeiner Gattin. Am 14. April beſtätigte das Parlament die Freiſprechung Bothwells, worauf derſelbe ſich am 19. in der von ſeinem Gefolge umſtellten Ainsley Tavern von den vornehmſten Mitgliedern des Adels die ſchriftliche Erklärung erpreßte, durch welche ſie die Königin im Intereſſe des Staatswohles um ungeſäumte Verheirathung mit Bothwell baten. Ja, um Maria durch die ihr angethane Gewalt reſignirt erſcheinen zu laſſen und die übergroße Eile der Verbindung zu begründen, wurde am 24. April programmmäßig eine ſcheinbare Entführung der Königin in's Werk geſetzt. Daß übrigens Alles mit ihrem Wiſſen und Willen geſchah, beweiſen die Caſſetten-Briefe und zeigte das Verhalten ihrer Anhänger, die ruhig Alles geſchehen ließen (S. 123). Am 3. Mai erfolgte die Eheſcheidung Bothwells und ſchon am 15. fand die Einſegnung der unglücklichen Verbindung ſtatt. Gleich nach ihrer Vermählung ſcheint jedoch Maria in Folge der ſchlechten Behandlung, welche ſie von ihrem neuen Gatten erfuhr, in eine verzweiflungsvolle Niedergeſchlagenheit verfallen zu ſein (S. 127).

Schon ſeit dem 19. April war unter dem Adel eine Verſchwörung im Gange, welche die Befreiung der Königin aus den Händen ihres „Gemahles", die Beſtrafung

Digitized by Goog

der Mörder Darnley's und die Bewachung des jungen Prinzen zum Zwecke hatte, deſſen Leben man durch Bothwell bedroht glaubte (S. 129). Bereits im Juni ſtanden die Schaaren der Verſchworenen dem Kriegsvolke Bothwells und der Königin gegenüber. Verrath lieferte Maria in die Hände des aufſtändiſchen Adels, während Bothwell entkam. Da ſie ihre Verbindung mit ihm nicht aufgeben wollte, wurde ſie als Gefangene nach Lochleven gebracht. Hier forderten nun die Aufſtändiſchen von ihr die Thronentſagung zu Gunſten ihres Kindes und die Einwilligung in die Proclamirung Murray's als Regenten. Nachdem dieß durch Einſchüchterung von ihr erpreßt war, erfolgte ſogleich die Krönung des Prinzen und die Erhebung Murray's. Zu dieſer Maria ſo ungünſtigen Wendung trug auch die fanatiſche Wuth der Presbyterianer viel bei, welche dieſe Gelegenheit zur definitiven und gänzlichen Ausrottung des Katholicismus benützen wollten (S. 147). — Eliſabeth war über dieſes Vorgehen ihrer Anhänger ſehr ungehalten, da ſie in dieſer Entthronung einer rechtmäßigen Herrſcherin einen gefährlichen Präcedenzfall erblickte. Die Gewogenheit, welche ſie daher momentan Maria zeigte, verlockte dieſe, nach ihrer Flucht aus Lochleven und dem unglücklichen Tage von Langſide in England Schutz zu ſuchen.

Vor dieſer doppelten, in den weſentlichſten Punkten ſich widerſprechenden Darſtellung der erſten Leidensperiode Maria's ſteht noch heutzutage, nach 300jähriger Arbeit, die hiſtoriſche Forſchung. Dieſen Gegenſatz als das Werk confeſſioneller Leidenſchaftlichkeit bezeichnen, heißt die Unkenntniß der einſchlägigen Literatur zur Erregung und Nährung confeſſioneller Leidenſchaftlichkeit mißbrauchen. Die Metamorphoſe, welche die Geſchichte der unglücklichen Schottenkönigin von der „Detectio" Buchanans bis auf die von Opitz gebotene Darſtellung durchgemacht hat, iſt in erſter Linie das Werk proteſtantiſcher Geſchichtſchreiber: des proteſtantiſchen Biſchofs Keith, eines Goodall, W. Tytler, Whitacker, Chalmers, einer Miß A. Strickland, wie ja auch noch in unſeren Tagen unter ihren Vertheidigern der proteſtantiſche Advocat Hoſack die erſte Stelle einnimmt. Dieſe Vertheidiger durch den Vorwurf einer ſentimentalen Verliebtheit in die Schönheit und königliche Hoheit Maria's discreditiren zu wollen, heißt eine gemeine Taktik des Alltaglebens auf das Gebiet wiſſenſchaftlicher Discuſſion übertragen. Nichtsdeſtoweniger glaubte Maurenbrecher[1], mit dieſem Advocatenkniffe Froude's die deutſche Geſchichtſchreibung bereichern zu müſſen. Nach einer ſolchen Geiſtesprobe freuen wir uns — im Gegenſatze zu dem Bedauern Gädeke's —, daß dieſer Auctor uns mit einer Biographie Maria's verſchonte.

Am allerwenigſten war es die erſte Lebensperiode, durch welche Maria das Intereſſe der katholiſchen Welt wachrief, da letztere ſich in den auf die Königin geſetzten Erwartungen getäuſcht ſah. Wir fühlen nicht die geringſte Verſuchung, in Bezug auf dieſe erſte Leidenszeit uns der geſchichtlichen Wahr-

[1] Sybels hiſtoriſche Zeitſchrift, 1868, Bd. 20 S. 222. „Dem Schlußurtheile Froude's gegen die Vertheidiger der Maria Stuart, die ſie für unſchuldig halten, weil ſie ſchön und zugleich Königin war, ſeiner Polemik gegen dieſe falſche Sentimentalität kann ich nur unbedingt beiſtimmen." — „Die Geſchichte der vielberufenen Caſſettenbriefe iſt doch wohl durch Froude zum Abſchluß gebracht." Wohl eine verfrühte Hoffnung!

Digitized by Google

heit zu verschließen, sobald dieselbe uns durch eine ausreichende Begründung erkennbar dargestellt wird. Gegenwärtig aber, nach den Leistungen Hosacks, halten wir uns weniger als je für berechtigt, die Jahre der Gefangenschaft und das gewaltsame Ende der Schottenkönigin als eine schwere, aber wohlverdiente Buße für eine schuldvolle Vergangenheit zu bezeichnen, wie es in Deutschland bisher in Geschichte und Poesie zu geschehen pflegte. Niemand ist zu verurtheilen, dessen Schuld nicht bewiesen wird. Diese Rechtsregel müssen wir um so mehr dieser unglücklichen Fürstin gegenüber beobachten, als sie wehrlos den abgefeimtesten Todfeinden preisgegeben war, die ein Interesse daran hatten, durch Anschwärzung derselben ihre selbstsüchtigen Pläne zu verwirklichen. Was Wunder, daß wir jetzt nach drei Jahrhunderten nicht mehr das ganze Lügengewebe aufdecken können, welches diese um ihr Opfer gezogen.

Franz Ehrle S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Görres-Gesellschaft. Historisches Jahrbuch, redigirt von Dr. Georg Hüffer. I. Jahrgang. 1. Heft. 8°. 183 S. Münster 1880. Preis des Einzelheftes *M.* 3.50. (Abonnementspreis für die vier Hefte des ganzen Jahrganges *M.* 12, für Mitglieder der Görres-Gesellschaft *M.* 8.)

Die Görres-Gesellschaft, deren Programm und erste Leistungen wir früher besprochen haben (Jahrg. 1878, Bd. XVI S. 215 ff.), hat diesem ihrem Programm seither nicht nur durch mehrere schätzenswerthe Publikationen entsprochen, sondern auch den Kreis ihrer Thätigkeit durch Gründung des vorliegenden historischen Jahrbuchs am Anfang des laufenden Jahres abermals bedeutend erweitert. Der Charakter dieser neuen Zeitschrift (denn als solche erscheint das Jahrbuch in vierteljährlichen grünen Heften) ist derjenige einer streng wissenschaftlichen (d. h. fachwissenschaftlichen) Zeitschrift, wie sie das katholische Frankreich schon seit einer Reihe von Jahren in der Revue des Questions historiques besitzt. Rein populäre Arbeiten sind ausgeschlossen, Publikationen ungedruckten Quellenmaterials auf seltene Fälle beschränkt, Specialgeschichtliches nur mit Bezug auf allgemein-historische Gesichtspunkte zugelassen, der Rahmen sonst weit gefaßt, d. h. über die ganze christliche Kirchengeschichte und gleichzeitige Profangeschichte ausgedehnt. Das Jahrbuch soll zunächst ein „literarisches Vereinigungsmittel für diejenigen Historiker bilden, welchen Christus der Mittelpunkt der Geschichte und die katholische Kirche die gottgewollte Erziehungsanstalt des Menschengeschlechts ist. Eine direct apologetische Tendenz verfolgt dasselbe nicht. Akatholiken sind als Mitarbeiter willkommen, „falls in ihren Beiträgen das ausgesprochene Princip nicht angetastet wird". Der preußische Cultusminister, Herr von Puttkammer, hätte aus diesem Programm die wirkliche Gesinnung der deutschen Katholiken gegen ihre protestantischen Mitbürger besser kennen lernen können, als aus irgend einer mißverstandenen italienischen Streitschrift. Er würde aus dem ansehnlichen Verzeichniß der Theilnehmer ersehen haben, daß eine ganze Schaar gebildeter und einflußreicher Katholiken

Digitized by Google

aus allen deutschen Gauen, darunter hochgestellte Weltgeistliche und Mitglieder fast aller Orden, Benedictiner, Dominikaner, Cistercienser, Augustiner, sogar Jesuiten, auch jetzt noch, trotz des Kulturkampfs, die Protestanten absolut nicht als schiuma di ogni nazione oder in ogni nazione betrachten, sondern sie auch jetzt noch ehrerbietig einladen, mit ihnen gemeinsam und friedlich ernster, wissenschaftlicher Forschung zu pflegen. Noch mehr könnte der Herr Cultusminister aus diesem ersten Hefte des historischen Jahrbuchs lernen, wenn er dasselbe mit dem Programm und mit den Leistungen der Sybel'schen Zeitschrift vergleichen wollte. In dieser wird die katholische Kirche unaufhörlich als Abschaum und Feindin der Menschheit bekämpft, angeschwärzt und direct angegriffen, während die katholischen Historiker Deutschlands um des Friedens willen auf eine direct apologetische Tendenz verzichten, und sich mit einer wissenschaftlichen Objectivität der Forschung begnügen, die auch Andersgläubigen die Betheiligung ermöglicht.

Der Inhalt des 1. Heftes ist sehr reich und gediegen. G. Hüffer orientirt über Plan und Charakter der Zeitschrift, v. Reumont theilt interessante Documente über die letzten Stuarts mit, Freiherr v. Helfert zeichnet Nelson im Kampf mit Bonaparte und den Sansculotten Neapels, P. D. Rattinger S. J. hat in einer sehr gründlichen Studie die kirchlichen Verhältnisse Bulgariens zur Zeit des lateinischen Kaiserthums von Byzanz festgestellt, P. A. M. Weiß O. P. die Entwickelung des christlichen Ritterthums auseinandergesetzt. Unter den Recensionen sind Beiträge von J. Janssen, Cardauns, Huckert, Lämmer, Pastor.

Während das „Jahrbuch" die streng wissenschaftliche Richtung des Görres-Vereins repräsentirt, entsprechen die übrigen Vereinsschriften seit 1878 mehr der ebenfalls programmmäßigen Absicht der Gesellschaft, der kirchenfeindlichen, populärwissenschaftlichen Literatur eine solche gegenüberzustellen, „welche sich überall, im Großen wie im Kleinen, von dem Geiste katholischer Welt- und Lebensanschauung erfüllt zeigt". Dabei ist das literaturhistorische Gebiet am meisten begünstigt. Von den acht vorliegenden Vereinsschriften sind vier literaturhistorischen, zwei culturhistorischen, nur eine naturwissenschaftlichen Inhalts, eine geographisch-belletristisch. Unzweifelhaft würde es, bei der herrschenden Richtung der Geister, vortheilhaft sein, wenn das naturwissenschaftliche Element stärkere Berücksichtigung fände. Auch würde es der gemeinsamen katholischen Sache vielleicht förderlicher sein, wenn in Wahl der Stoffe mehr die Erweiterung des katholischen Literaturgebiets, als die Vertiefung einzelner beliebter und schon oft behandelter Stoffe angestrebt würde, zumal wenn solche eben erst von anderen katholischen Autoren oder Zeitschriften ganz im selben Sinne behandelt worden sind.

Eine Studie über G. E. Lessing, von Dr. P. Haffner. I. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1878. 8°. 112 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

In ebenso gründlicher als anziehender Weise skizzirt Herr Dr. Haffner im I. Abschnitt dieser Studie (S. 4—28) das Leben und die Schriften Lessings, im II. (S. 31—65) sein Wirken als Dichter, Dramaturg und Ästhetiker, im III. (S. 66—83) seine Bedeutung als Philosoph, im IV. (S. 85—102) sein theologisches Wirken. Die Darstellung konnte bei der Fülle des Stoffes und bei der Enge des Raumes nur eine sehr knappe und gedrängte sein; die Theilung war insofern keine günstige, als Lessing eben, sowohl als Theologe Literatur trieb, als auch als Literat sich in Theologie mischte, in der Theologie hauptsächlich philosophirte und in der Philosophie sein Leben lang fragmentarisch herumzweifelte; dennoch entspricht die

Digitized by Google

Schrift in hohem Grade dem angestrebten Zweck, nämlich eine Beurtheilung Lessings von durchaus katholischem Standpunkte zu liefern und kurz und klar mit dem nöthigsten Beweismaterial objectiv zu begründen. In Bezug auf Lessings religiöse Bedeutung führt die Studie ziemlich zu demselben Resultat, wie das kurz zuvor erschienene II. Ergänzungsheft dieser Zeitschrift: „Lessings religiöser Entwickelungsgang", dessen Herr Haffner in anerkennenden Worten gedenkt. Während in dieser Schrift bei anscheinend engerem Rahmen die ganze Geistesentwickelung Lessings einheitlicher hervortritt, konnte Herr Haffner bei weiterem Rahmen und sachlicher Theilung die literarische und philosophische Thätigkeit Lessings eingehender präcisiren. Worin die beiden Verfasser in Bezug auf Lessings Spinozismus auseinandergehen, ist für die Gesammtbeurtheilung Lessings von sehr untergeordnetem Belang. Beide Schriften haben nebeneinander sehr freundliche Aufnahme gefunden und dürfen den Katholiken zum nächstjährigen Centenarium von Lessings Todestag bestens empfohlen werden.

Eine Nilfahrt, von Dr. Friedr. Kaiser. II. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1878. 8°. 104 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Daß die Görres-Gesellschaft in den Kreis ihrer Veröffentlichungen zur Pflege der Wissenschaft auch Stoffe wie den vorliegenden zieht, welche in erster Linie der ernstern Unterhaltung gewidmet sind, betrachten wir als einen recht glücklichen Griff. Auch die Ausführung scheint uns eine recht gelungene. Dr. Kaiser hat es verstanden, die Eindrücke seiner interessanten Reise in fließender Sprache und frischen Farben uns vorzuführen. Zugleich weiß er namentlich bei der Schilderung der altägyptischen Denkmäler, auf die beste einschlägige Literatur gestützt, so viel über Kunst und Geschichte einzuweben, als für seinen Leserkreis erforderlich schien, ohne deßhalb seine leichte Nilbarke mit allzuviel Gelehrsamkeit zu belasten. In der That blieb, wie wir meinen, das rechte Maß gewahrt, und das ist kein kleines Lob bei einer Arbeit, wie der vorliegenden, wo so viele bändereiche Werke leicht zum Abschweifen verführen können. Von dramatischer Wirkung ist die Kataraktenfahrt; die Schilderung des Nilvolkes bietet manche humoristische Züge; der eigentliche Glanzpunkt aber, wie auch das Ziel der Reise, sind die Riesenruinen der alten Pharaonen — Luxor-Theben, Karnak, Memphis, die Pyramiden und die Schätze des Museums von Bulak.

Clemens Brentano, von Dr. J. B. Heinrich. III. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1878. 8°. 112 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

In liebenswürdiger Anspruchslosigkeit lenkt der Verfasser dieser anziehenden Lebensskizze die Aufmerksamkeit des Lesers auf die darin enthaltenen Gedichte und Briefstellen Brentano's als auf dasjenige, was hauptsächlich Anziehungskraft besitze und verdiene, und verweist sodann auf die Diel-Kreiten'sche Biographie als „ein musterhaftes Werk, das ich nur benutzen und dem ich nichts hinzufügen kann. Jedoch wird vielleicht nicht Wenigen ein kleineres Bild willkommen sein, und werden selbst die sparsamen Striche dieser kleinen Zeichnung den Überblick und den Genuß des großen Gemäldes erleichtern". Der Vergleich ist insofern zutreffend, als eine kurze, gedrängte Biographie sich zu einer ausführlich detaillirten ähnlich verhält, wie eine Zeichnung zu einem Gemälde. Doch ist im vorliegenden Falle das kleinere Bild weder Copie noch bloße Zeichnung; es ist eine selbständige und überaus wohl gelungene Miniatur, welche nach der Natur, d. h. nach den hauptsächlichen Quellen selbst entworfen, denselben lebensvollen Reiz besitzt, wie das größere Bild, zum Studium des letzteren einladet, und wo solches nicht möglich ist, dasselbe einigermaßen ersetzt.

Digitized by Google

Was einzelne Verschiedenheiten zwischen den beiden Darstellungen betrifft, so nähert sich Dr. Heinrich (S. 78) in Bezug auf die Dülmener Aufzeichnungen mehr der Auffassung P. Schmögers, als der sehr reservirten Darstellung bei Diel-Kreiten (II. 217 ff.), welcher wir den Vorzug geben. Auf anderweitige Details können wir hier nicht näher eingehen.

Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen, von Dr. Fr. Hettinger. I. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1879. 8°. 142 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 2.25.

Dante ist einer der wenigen Repräsentanten des katholischen Mittelalters, welcher auch bei der modernen Welt fast unbedingt Gnade gefunden und welchen sie sogar um einiger mehr politischen als religiösen Irrungen willen zum Ihrigen, d. h. zu einer Art Vorläufer der Reformation und Revolution zu machen versucht hat. Obwohl in der ausgedehnten Dante-Literatur die katholische Anschauung noch immer bei weitem vorherrscht (tiefer blickenden Protestanten und Ungläubigen ist der dogmatische Dichter nie recht sympathisch gewesen), so ist eine Vindication seines katholischen Charakters nicht nur deßhalb werthvoll, weil noch in letzterer Zeit Göschel, Feuerstein, Pfleiderer u. A. ihn in das protestantische Lager hinüberzuziehen versucht haben, sondern auch darum, weil Dante es in reichem Maße verdient, in katholischen Kreisen noch mehr gekannt, studirt und verehrt zu werden. Er ist κατ' ἐξοχήν der Dichter der Scholastik, die schönste Widerlegung zahlloser Vorurtheile, welche gegen die Scholastik noch immer im Schwange gehen, ein herrliches Monument für die ästhetische Harmonie und poetische Fruchtbarkeit der scholastischen Wissenschaft. Nach dieser Seite hin hat Msgr. Hettinger Dante hauptsächlich beleuchtet, indem er erst seine Stellung zu Philosophie und Theologie überhaupt, dann seine Lehre über Gott, Welt, Engel, Paradies und Sündenfall, über die Erlösung, über Maria, die Gottesmutter, über die Tugenden, Gnade, Kirche, Sacramente und die letzten Dinge auseinandersetzt, endlich sein Verhältniß zur Reformation bespricht. 697 Anmerkungen, von denen manche den Keim ganzer Abhandlungen in sich schließen, bieten dem forschenden Leser den gelehrten Apparat eines umfangreichen Werkes, während im Texte die religiöse Weltanschauung Dante's klar, lebendig und gefällig, durchweht von der gewaltigen Poesie des Dichters, am Auge vorüberzieht. In dieser musterhaften Vereinigung von tiefem, umfassendem Wissen und populär anziehender Darstellung finden wir ganz den ausgezeichneten, hochverdienten Apologeten wieder, dessen Werke in Deutschland so viel Gutes gestiftet haben und auch im Auslande zu den bedeutendsten Leistungen auf diesem Gebiete gerechnet werden.

Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland, bis zum Jahre 1520, von Dr. Franz Falk. II. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1879. 8°. 112 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Welche Stellung die Geistlichkeit 1) überhaupt in der ersten Zeit nach Gutenbergs Erfindung zur Druckkunst einnahm, und wie sie 2) im Vollzug des ihr von Christus gegebenen Lehramtes die Presse für das Volk benützte: das sind die zwei Fragen, welche der Verfasser in vorliegender Schrift zu beantworten sucht. Die Antwort auf die erste Frage ist: Die Geistlichkeit hat die neue Erfindung mit Begeisterung als ein göttliches Geschenk begrüßt, an ihrer Anwendung sich selbst betheiligt, vor Allem die Klöster haben sich mit größtem Eifer der neuen Erfindung angenommen, Geistliche haben sie als Correctoren und Editoren unterstützt, Cardinäle und Bischöfe sie mächtig

Digitized by Google

gefördert, sie sogar durch Ertheilung von Abläſſen ausgezeichnet u. ſ. w., kurz, der Clerus war in erſter Linie an der Einführung der Druckkunſt betheiligt, kein Feind, ſondern der mächtigſte Förderer der Preſſe (S. 1—27). Doch bei dieſer Unterſtützung der Preſſe hat der Clerus allerdings nicht in erſter Linie die Verbreitung des Profanwiſſens und weltlicher Unterhaltung, ſondern vor allem die religiös-ſittliche Bildung des Volkes im Auge gehabt. Der Beleuchtung dieſer zweiten Thatſache iſt der übrige, größere Theil der Schrift gewidmet, indem der Verfaſſer überſichtlich die Poſtillen, Heiligen-Leben, Beichtbüchlein, Heiligthums- und Wallfahrts-Schriften zuſammenſtellt, die von 1470—1520 erſchienen ſind (S. 29—79). Daran reihen ſich die nöthigen bibliographiſchen Belege (S. 80—107). Die apologetiſche Bedeutung dieſes Nachweiſes ſpringt in die Augen. Für einen weiteren Leſerkreis iſt die Studie vielleicht etwas zu ſehr „bibliographiſch" gehalten und hätte ſich eher für eine hiſtoriſche oder theologiſche Fachzeitſchrift geeignet.

Bau und Leben der Pflanze, teleologiſch dargeſtellt, von Heinrich Rodenſtein. III. Vereinsſchrift der Görres-Geſellſchaft für 1879. 8°. 104 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Der Verfaſſer, ein ebenſo wackerer Prieſter, als tüchtiger Botaniker und Mitarbeiter an der Zeitſchrift „Natur und Offenbarung", wurde leider vor Abſchluß dieſer Arbeit vom Tode dahingerafft. Dieſelbe war urſprünglich auf einen größeren Umfang angelegt und hat durch nicht unerhebliche Kürzung ihre vorliegende Faſſung erhalten. Was der Verfaſſer anſtrebte, war, das Princip der Teleologie im Pflanzenbau hauptſächlich in drei Momenten: 1) der Stengelconſtruction und der Feſtigkeit der übrigen Pflanzentheile (S. 16—36), 2) im Bau der Ernährungsorgane (S. 37—55), 3) im Bau der Fortpflanzungsorgane (S. 56—94), einfach an der Hand der Thatſachen wiſſenſchaftlich nachzuweiſen. Um auch Nicht-Fachkundigen ſeine Beweisführung zugänglich zu machen, ſchickte er einen einleitenden Abſchnitt über die Elementarorgane der Pflanze und deren Aufgabe voraus. Die Beweisführung ſtützt ſich ſowohl auf eigene Beobachtung und Forſchungen des Verfaſſers (wie z. B. ſeine eingehenden, werthvollen Studien über Biegung der Pflanzenſtengel, S. 29 ff.), als auch auf umfaſſende Kenntniß und ſelbſtändige Kritik der neuern Forſchungen und der einſchlägigen Fachliteratur, und mag als werthvoller Beitrag zu letzterer bezeichnet werden. Im Ganzen iſt der Stoff auch ſo behandelt, daß die Schrift einem weiteren Leſepublikum zugänglich iſt. Nur hätten wir in einer ſolchen populären Schrift die „kurze Abſchweifung" weggewünſcht, welche (S. 93) mit Hilfe der „Pflanzenbefruchtung durch Inſecten" die Schöpfungsgeſchichte mit der darwiniſtiſchen Entwicklungstheorie in Einklang zu bringen ſucht, aber mehr dazu angethan ſcheint, den Laien auf dieſem Gebiet zu verwirren, als ihn aufzuklären.

Die Fürſtin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. (Erſter Theil.) Von Joſeph Galland. I. Vereinsſchrift der Görres-Geſellſchaft für 1880. 8°. 112 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Ein beträchtliches, noch ungedrucktes Quellenmaterial (darunter der ganze handſchriftliche Nachlaß des Münſter'ſchen Miniſters von Fürſtenberg und der vier älteren Brüder Droſte-Viſchering), die von Schlüter & Lieſching herausgegebenen Tagebücher und Briefe der Fürſtin, ſowie zahlreiche andere Documente und Publicationen, welche ſich auf den Freundeskreis der Fürſtin beziehen, ſetzten Herrn Galland in Stand, ein viel vollſtändigeres Lebensbild derſelben zu geben, als dieß Katerkamp vor fünfzig Jahren in ſeinen „Denkwürdigkeiten" liefern konnte. Engverwandte Studien, deren

Digitized by Google

Frucht theilweise schon in den histor.-polit. Blättern Verwerthung fand, theils in einem späteren größeren historischen Werke Verwendung finden soll, begünstigten die Arbeit, und so liegt denn der erste Theil derselben bereits vor — eine mit sorgfältiger Kritik zusammengestellte, wohlgruppirte und sehr schön geschriebene Biographie, die ungefähr bis 1790 reicht, und somit außer dem Jugendleben der Fürstin hauptsächlich ihre Beziehungen zu dem Philosophen Hemsterhuis, ihre Übersiedelung nach Münster, ihre Bekanntschaft mit Fürstenberg und ihre religiöse Umkehr in sich begreift. In den Tagebüchern und Briefen der Fürstin kommt bekanntlich Mehreres vor, was das ideal-verklärte Bild derselben menschlich-realistisch schattirt, vielleicht ein wenig verdüstert. Die Anhaltspunkte zu einer objectiven und gerechten Würdigung dieser Bekenntnisse, welche schon zum Theil von P. Diel in dieser Zeitschr. (VII. 165) angedeutet, zum Theil auch in den histor.-polit. Blättern (LXXXI. 744 ff.), trotz der Schärfe der letzteren Darstellung, gegeben wurden, hat Herr Galland (S. 71) trefflich ausgeführt und damit das Räthsel so ziemlich gelöst, was jene Bekenntnisse bieten mochten.

Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit, von Dr. P. Norrenberg. II. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1880. 8°. 112 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Die „deutsche Vorzeit" ist hier in sehr weitem Sinne genommen: sie reicht von der Urzeit „in den germanischen Wäldern" bis an den Vorabend der französischen Revolution. Diesen langen, aus so verschiedenen Culturepochen bestehenden Zeitraum theilt der Verfasser nur in zwei Epochen: 1) Unter der Hofverfassung (S. 1—39) und 2) Unter dem Zunftregiment (S. 44—104) und beschreibt dann, ohne weitere präcise chronologische Theilung, wie „Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung" in diesen beiden Zeitabschnitten beschaffen gewesen. So weit sich nun das mit wahrem Bienenfleiß aus den verschiedensten historischen und socialwissenschaftlichen Werken zusammengetragene Culturbild innerhalb des Mittelalters hält, weist es im Ganzen schlagend nach, daß die katholische Kirche in beiden Perioden außerordentlich viel gethan hat, um sowohl die Arbeit der Frauen, als deren Erziehung in segensvollster Weise zu organisiren. Wo aber der Verfasser den festen Boden der Geschichte und Culturgeschichte verläßt und sein Culturbild zum Beweise einer social-politischen Theorie zu gestalten sucht (und das geschieht so ziemlich durch die ganze Schrift hin), da drängen sich uns mehrfache Bedenken auf. Vor Allem erscheint uns bedenklich, daß die Begriffe „Frauenarbeit" und „Arbeiterin" nirgends streng begrenzt und erklärt werden, daß der Verfasser die eigentliche Familienarbeit der Hausfrau, die Familienarbeit im weiteren Sinne (der Töchter und Mägde) und die industrielle Arbeit der eigentlichen „Arbeiterinnen" im modernen Sinne nicht gesondert betrachtet, die naturrechtliche Stellung der Familie vernachlässigt und statt dessen das Wohl der „Arbeiterinnen" im strengsten Sinne allüberall zum leitenden Gesichtspunkte nimmt. Bedenklich erscheint es uns weiter, daß er die S. 11 ff. geschilderten Frauenwerkstätten und Frohnhöfe der ersten Karolingischen Zeit nicht etwa als glückliche Organisationen jener Culturperiode, sondern einfachhin als Ideal aufstellt, die Einrichtungen und Organisationen des späteren Mittelalters (des Zunftregiments, wie er sie nennt) mehr oder weniger verwirft, und endlich (S. 101) das „deutsche Bürgerthum" in Bausch und Bogen mit einer Herbheit verurtheilt, welche wir uns nur schwer zu erklären vermögen. Bedenklich endlich erscheint uns, daß er die Reformation nicht als Beginn einer neuen Epoche in Bezug auf Frauenarbeit und Erziehung ansieht, sondern nur als eine untergeordnete Phase in der Periode „Zunftregiment", daß er

Digitized by Google

Luther ohne Einschränkung als Jugendfreund und Schulbeförderer neben den heiligen Hieronymus Aemiliani stellt (S. 80), gleich als ob Luther in keinem Stücke „an der useful education des Mittelalters" gesündigt hätte. Unbeschadet der großen Anerkennung, welche wir den charitativen Bestrebungen des Herrn Verfassers zollen, glauben wir diese Bedenken offen aussprechen zu sollen. Das bemitleidenswerthe Loos, in welchem sich heute der Stand der Arbeiterinnen befindet, darf uns nicht bewegen, die naturrechtliche Stellung der Familie, die historische Stellung des Bürgerthums und das religiös-confessionelle Element in der Auffassung der Frauenfrage hintanzusetzen.

Das Oberammergauer Passionsspiel, mit den Passionsbildern von Albrecht Dürer. Von Franz Schoberl. 12°. 68 S. München, Krüll, 1880. Preis: 45 *Pf.*

Das Oberammergauer Passionsspiel, mit besonderer Hervorhebung seiner herrlichen Musik. Von einem Verehrer des Tonmeisters R. Dedler. 8°. 152 S. Regensburg, Manz, 1880.

The Passion-Play of Oberammergau, with special reference to its musical beauties, by an admirer of the composer R. Dedler. 8°. 152 S. Ratisbon, Manz, 1880.

Als wir vor 20 Jahren Oberammergau besuchten, war daselbst für ein paar Kreuzer ein höchst einfaches Textbüchlein zu haben, worin neben einer kurzen geschichtlichen Einleitung die Texte der Chöre und Recitative standen. Das war gut und reichte völlig aus, um der Vorstellung folgen und sich nachher genau den Text der Gesänge zurückrufen zu können. Diesen Dienst leisten nun auch die drei vorstehenden Textbüchlein, von denen das erste einfach geheftet, die andern zwei blau, mit Goldschnitt, gebunden sind; das erste neben dem Liedertext einen kurzen Abriß der darauffolgenden Handlung und ein zugehöriges Passionsbild nach Dürer gibt, das zweite und dritte aber eine sehr gefühlvolle, stellenweis sentimentale Beschreibung — man könnte fast sagen, eine überschwengliche, dithyrambische Partitur — der Musik. Wir ziehen die erste Beigabe vor. Obwohl das Resums der Handlung stellenweis zu rhetorisch gehalten ist, gibt es doch einen bestimmten Umriß der Scenen. Welchen Vortheil kann aber z. B. während der Vorstellung oder vor- und nachher eine Musikbeschreibung wie die folgende haben (zu Vorstellung III S. 45): „Die allerliebste Violinbegleitung schmiegt sich an diese wehmuthsvolle Sehnsuchtsklage zärtlich an, gleichsam wie der liebevoll erquickende Gedanke an einen wahren Seelenfreund — aber leider entfernten. — Was denn auch dieser schwermuthsvolle Sehnsuchtsgesang voll bangen Schmerzgefühls, wehmüthigster, nur leise erklingender Hoffnung, und innigster, reinster Seelenliebe in allen Wechselgefühlen hinhaucht, wie das vereinsamte Flöten der Nachtigall . . . Es rauscht dahin wie eine zärtliche Erzählung im malerischen Vergleich mit der scheidenden Sonne: Die schwermuthsvolle Abschiedsabendgluth sank hinter rothseidenen (!!) Wolken hinab, die nun immer schwarzblau dunkler und düsterer wurden. Das nun völlig umnachtete Gemüth ist vereinsamt, trostlos" . . . Nun kommt „zauberisches Mondeslicht" . . . „glänzender Juwelenring" . . . „melodisch-weiches Tröstungslicht" . . . „entzückende Tonweisen" . . . „schwärmerische Klagen" — — endlich heißt es im Englischen: „The cloudy atoms have passed away, like strings of pearls and perfume of roses." Welcher Werther oder welche Lotte mag diese Musikbeschreibung geleistet haben?

Digitized by Google

Der ſelige Albert der Große.

(Zur Feier des 15. November 1880.)

Im Anfang dieſes Jahres forderte der Magiſtrat eines ſchwäbiſchen Landſtädtchens das deutſche Volk auf, das ſechste Centenarium eines ſeiner größten Männer — des ſeligen Albert des Großen — am 15. November in würdiger Weiſe zu begehen. Die Aufforderung konnte Verwunderung erregen, ſelbſt bei denen, welche an dem Verdienſte des außerordentlichen Mannes nie auch nur einen Augenblick gezweifelt. Denn der Mann, welchem das Feſt gilt, hat eben wenig oder nichts von dem an ſich, was in unſeren Tagen mit dem lauteſten Jubel und dem ſchillerndſten Pomp gefeiert wird; er iſt weder modern, noch aufgeklärt; weder ein Skeptiker, noch ein Revolutionär; er ſteht nicht in den landläufigen Regiſtern der „Wohlthäter der Menſchheit". Um ſechs Jahrhunderte liegt er vor uns, und er gehört ganz jener glaubenstiefen, glaubenswarmen Zeit an. Er hat nichts von jenem „antirömiſchen Geiſte", durch welchen Occam ſich der modernen Welt anempfahl; nichts von jener zweideutigen Romantik, welche dieſelbe tief gerührt in Abälard verehrt. Er iſt ganz und gar Mönch, er trägt mit der innigſten Liebe und Begeiſterung das weiße Gewand des hl. Dominicus, er iſt von der Kirche mit dem Namen eines Seligen ausgezeichnet.

Doch dieſer einfache, ſchlichte Mönch, gehüllt in jenes Ordenskleid, das durch lügenhafte Tendenzſchreiberei und Tendenzmalerei gleichſam zum Abzeichen inquiſitoriſcher Unduldſamkeit, Unwiſſenheit und Geiſtesknechtung geworden iſt, ſteht als Lehrer, Freund und Mitarbeiter des hl. Thomas von Aquin, dieſem größten Theologen und Philoſophen der katholiſchen Vorzeit, näher als irgend ein Anderer. Er iſt, wie dieſer ſelbſt, ein Repräſentant jener Philoſophie, auf welche Leo XIII. die Wiſſenſchaft des 19. Jahrhunderts als auf die heilſamſte Quelle zeitgemäßer Erneuerung und gründlichen Fortſchritts zurückgewieſen hat.

Digitized by Google

Gipfelt in dem hl. Thomas — dem Doctor angelicus — die systematische Einheit und Erhabenheit des scholastischen Lehrgebäudes, so erblickten schon die Zeitgenossen der beiden großen Männer in Albert den würdigen Repräsentanten der wissenschaftlichen Universalität, welche mit jener Einheit der Forschung Hand in Hand ging. Er erhielt den Ehrentitel Doctor universalis[1]. Gleich ausgezeichnet als Philosoph, Theologe und Naturforscher, auch als Staatsmann von hervorragender Bedeutung, vertritt er in glänzender Weise das encyklopädische Wissen jener Zeit, aber nicht zerfetzt, zerstückelt, haltlos und grundsatzlos wie das des Encyklopädismus unserer Tage, sondern gestützt, zusammengehalten, organisch durchdrungen von dem Lebenshauch einer gesunden Philosophie. Seine wissenschaftliche Forschung zeigt den ganzen Ernst, die Tiefe, die Allseitigkeit, die Gründlichkeit des deutschen Geistes, doch ohne jene nebelhafte Träumerei und jenen Wissensdünkel, durch welche eine gewisse „deutsche Wissenschaft" beinahe zum Sprüchwort unter den Völkern wird. So gut er es verdient hat, daß Fra Angelico sein ehrwürdiges Bild im Kreuzgang von San Marco zu Florenz verewigte, so wohl verdient er es, daß seine Heimathstadt ihm ein Denkmal in Erz setzt. Wenn ein deutscher Gelehrter, so ist er einer Lobrede werth.

Wir wollen indeß diese Lobrede nicht schreiben, sondern bloß mit sorgsamer Kritik der geschichtlichen Angaben ein gedrängtes Bild seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu entwerfen suchen. Zuerst ein Wort über den äußeren Lebensgang des Seligen.

Zu einer Zeit, als der Schwerpunkt des römischen Reiches deutscher Nation noch am Rhein und in den südlichen Gauen, zumal aber in dem Lande lag, auf dessen Bergen die Wiege der Staufen und Welfen stand, wurde Albert 1193[2] aus dem reichsritterlichen Geschlechte[3] derer

---

[1] Schon Ulrich von Straßburg, der berühmte Theologe, sagt von Albert, seinem Lehrer: „Vir in *omni* scientia adeo divinus, ut nostri temporis stupor et miraculum vocari possit."

[2] Für das Leben Alberts schöpfen wir vorzüglich aus: Sighart, J., Albertus Magnus. Sein Leben und seine Wissenschaft. Regensburg, Manz, 1857. — Quetif et Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Paris 1719. t. 1. pp. 162—184. — Vita B. Alberti Doctoris magni ex Ord. Praed. compilatore R. P. Petro de Prussia (Peter Elgast aus Danzig), geschrieben c. 1483 in Köln und ebendaselbst 1486 zum ersten Mal gedruckt. — Hertling, v., in „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. 1.

[3] Von „Grafen" von Bollstatt weiß die Geschichte nichts. Wann das Geschlecht Alberts aus dem zwei Stunden entfernten Stammschloß Bollstatt nach Lauingen übersiedelte, ist nicht bekannt. Eine alte Überlieferung bezeichnet noch jetzt auf dem

Digitized by Google

von Bollstatt in Lauingen, einem Landstädtchen des Lechfelds, geboren. Im politischen wie im kirchlichen Leben rührten und regten sich gewaltige Kräfte, hochragende Gestalten gingen auf und nieder in der wild erregten Fluth. Wir stehen in der Zeit der Kreuzzüge. Frisch war noch im Gedächtniß Aller, klang fort in Lied und Sage das traurige Ende des Kaisers Rothbart (1190). Bald wird sich der Adel des Abendlandes zu jenem wunderbaren Kreuzzuge sammeln, der zur Gründung des lateinischen Kaiserthums und jenen märchenhaften Eroberungen führen soll. Nur wenige Jahre noch, und Innocenz III. wird (1198) den päpstlichen Thron besteigen. Eben strecken die Staufen, auf dem Zenith ihrer Macht angelangt, die eiserne Rechte nach dem goldenen Apfel des Südens aus, der ihrem Geschlechte so verhängnißvoll werden soll. Dort in Sicilien knüpfen sich schon all die Verwickelungen an, die das folgende Jahrhundert mit so viel Kampf und Blut erfüllen sollten.

Der rege Verkehr, der damals den Süden Deutschlands mit Italien verband, wo Heinrich VI. mit den der Kirche entrissenen Herzogthümern und Grafschaften seine Getreuen aus dem Heimathlande abgelöhnt hatte[1], führte den jungen Ritter im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts nach Padua an die Seite eines Onkels zur Vollendung seiner Studien. Und wirklich war diese Universität zur Ausbildung der so allseitigen Geistesanlage Alberts geeigneter, als Paris mit seinem mehr theologischen Gepräge. — Eben sandten der hl. Dominicus und der hl. Franciscus, zwei weitere Lichtgestalten in dem farbenprächtigen Bilde jener Zeit, die ersten Jünger aus zu dem geistigen Kreuzzug, den sie planten. Die mächtige Stimme des großen Predigerbruders Jordanus aus Sachsen erschallt bald auch in Padua. Sie trifft das Herz des vielversprechenden Jünglings und lenkt ihn in die Bahn, die Gott ihm vorbereitet (1223).

Albert brachte in einem Alter von 30 Jahren schon tüchtige Kenntnisse in der Philosophie und den Naturwissenschaften[2] mit in den Orden.

Markte das Wohnhaus der Ritter von Bollstatt. — Auf seine adelige Abkunft deutet hin, wenn Albert erzählt, wie er als junger Mann mit Dienern, Hunden und Falken zur Jagd auszog. De animalibus. l. 8. tr. 2. c. 4. 6. ed. Jammy t. 6. pp. 254. 260.

[1] Wir erinnern nur an den elsässischen Ritter Markward von Anweiler, den Heinrich zum Herzog von Ravenna und der Romagna machte; an den schwäbischen Ritter Konrad von Urslingen, dem er das Herzogthum von Spoleto und die Grafschaft Assisi in den Schooß warf.

[2] Dafür sprechen die naturhistorischen Beobachtungen, welche er schon damals in Norditalien anstellte. So untersuchte er ein Erdbeben (Meteor. l. 3. tr. 2. c. 9. t. 2.

Digitized by

So wurde er denn von seinen Obern, die den ihnen von Gott anvertrauten Schatz wohl zu würdigen wußten, bald nach der Vollendung seiner theologischen Studien im Lehrfache verwandt. In einer Reihe deutscher Convente[1], die um jene Zeit rasch nach einander aufblühten, wirkte er als Lector. So in Köln, dann (nach 1233) in Hildesheim, in Freiburg i. Br., hernach zwei Jahre in Regensburg, in Straßburg, bis er wieder nach dem Hauptconvent in Köln zurückkehrte, der von nun an sein eigentlicher Wohnsitz blieb[2]. Hier hatte er Thomas von Cantipre, den berühmten Theologen Ulrich von Straßburg, den großen Heinrich von Gent und einen hl. Thomas von Aquin zu Schülern. In den Jahren 1245—48 hatte er für das übliche Triennium als Doctor extraneus den ersten Lehrstuhl des Ordens St. Jakob in Paris inne.

Am Dreikönigsfeste 1249, als König Wilhelm von Holland durch Köln kam, war Albert von Paris schon zurückgekehrt. Damals soll er in dem feenhaften Gastmahl, das er dem König bereitete, das Meisterstück in der Magie geliefert haben. 1254 wurde er vom Provinzialkapitel von Worms zum Provinzial von Deutschland gewählt und durchzog als solcher, seine Convente visitirend, die Gaue. Im folgenden Jahr führten ihn die in Paris zwischen den Mendicanten-Orden und der Universität ausgebrochenen Streitigkeiten mit dem hl. Thomas und dem hl. Bonaventura am päpstlichen Hofe zusammen. Doch kaum sah er sich durch Beschluß des Generalkapitels von Valenciennes 1259 seiner wissenschaftlichen Muße zurückgegeben, als ihn 1260 ein Befehl Alexanders IV., trotz seines Widerstrebens und der Einsprache seines Ordensgenerals, auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg erhob. In der Charwoche[3] 1260 langte er als Albert II. in seiner Residenz an, die er, wie auch das Bisthum, in einem höchst trostlosen Zustande vorfand. Während seiner

---

p. 95), das Stickgas in einem alten Brunnen (l. c. c. 12. p. 97), die Färbung eines Marmorblockes (De mineral. l. 2. tr. 3. c. 1. t. 2. p. 238).

[1] Sighart a. a. O. S. 26 ff. Leider haben wir über diese Lebensperiode Alberts nur sehr dürftige Nachrichten.

[2] Daher „Alberto di Colonia" bei Dante (Paradies, übers. von Philalethes, Vers 97—100. Bd. 3. S. 127), der den hl. Thomas im Namen der erscheinenden großen Lehrer der Kirche also sprechen läßt:

„Er, der zur Rechten mir am nächsten stehet,
War Bruder mir und Meister; er ist Albert
Von Köln, und ich bin Thomas von Aquino."

[3] „Feria tertia post Ramos Palmarum". So Hochwart nach einer alten Aufzeichnung in Oefele, Monumenta boica t. 1. p. 207.

Digitized by Google

zweijährigen Verwaltung suchte er, nach Ausweis der uns erhaltenen Actenstücke, vorzüglich die so nöthige Reform der Welt- und Kloster-Geistlichkeit, sowie die Ordnung der bischöflichen Finanzen in's Werk zu setzen. Doch die weltlichen Händel, in welche er sich als Reichsfürst in der kaiserlosen Zeit verwickelt sah, ließen ihm bald sein oberhirtliches Amt als eine unerträgliche Bürde erscheinen. Schon wohl im März[1] (jedenfalls zwischen dem 26. Februar und 11. Mai) 1262 erlangte er von Urban IV. auf seine wiederholten Bitten die Bestätigung seiner Abdankung und kehrte in seine traute Klosterzelle nach Köln zurück. In ihr verbrachte er — kurze Unterbrechungen abgerechnet — die letzten 18 Jahre seines Lebens. Hier starb er am 15. November 1280 und wurde vor dem Hochaltare der Dominicanerkirche bestattet[2].

Dieß ist der Rahmen, der das bedeutungsvolle Leben Alberts umschloß. Suchen wir denselben nun auszufüllen, indem wir die hervorragenden Verdienste aufweisen, welche sich der Selige[3] um die verschiedenen Wissenszweige erwarb.

---

[1] Sighart a. a. O. S. 153.

[2] Später wurde die Leiche Alberts nach dem von ihm begonnenen neuen Chore dieser Kirche übertragen und der hölzerne Sarg in einer vor dem Hochaltar ausgemauerten Höhlung verschlossen (Sighart a. a. O. S. 259). — Als gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Köln die Albertisten-Schule mächtig aufblühte, wollte das einfache Grabmal ihrer Verehrung gegen ihren Meister nicht mehr genügen. Ihre Bemühungen fanden einen mächtigen Förderer in dem Dominicaner-General Salvius Casetta. Doch mußte die Vermittelung Sixtus' IV. angerufen werden, um alle Schwierigkeiten zu überwinden. Die Eröffnung des Grabes erfolgte am 11. Januar 1482. Die Leiche wurde hierauf in einem neuen herrlichen Grabmale niedergelegt. Aus demselben wurde sie zu Anfang dieses Jahrhunderts, als der Vandalismus der französischen Herrschaft den Abbruch der Dominicaner-Kirche decretirte, in die nahe Stiftskirche von St. Andreas geflüchtet. Dort wurden die Überbleibsel der Gebeine und des Hirtenstabes an der Wand beim nördlichen Seiteneingang in einem armen, geschmacklosen Schreine verschlossen, sein Ornat aber in der Sacristei niedergelegt (Bianco, Die alte Universität Köln. Köln, Heberle, 1856. S. 50. — Sighart a. a. O. S. 267). Endlich am 15. November 1859 bereitete die Opferwilligkeit des Baumeisters Weyer und der Eheleute Schallenberg dem Seligen eine würdigere Ruhestätte. Nun beabsichtigt das Festcomité, welches sich in Köln zur entsprechenden Feier des sechsten Centenariums gebildet hat, auch die stilgerechte Ausschmückung der Kapelle, in welcher sich das Grab befindet.

[3] Nach Peter von Preußen hatte schon Johann XXII. († 1334) den Heiligsprechungs-Proceß Alberts eröffnet. Jedoch erst Innocenz VIII. († 1492) scheint kurz nach der feierlichen Eröffnung des Grabes die Erlaubniß ertheilt zu haben, ein Officium zu verfassen und in den Conventen von Köln und Regensburg einen Altar zu errichten. Dann nahm sich Albert IV., Graf von Törring, Bischof von Regens-

Digitized by Google

Beginnen wir mit seinem Verdienste um die Entwicklung der christlichen Philosophie. — Welches war, so müssen wir selbstverständlich vor Allem fragen, der Stand dieser Wissenschaft, als Albert ihre Bearbeitung begann? — Dem christlichen Abendlande war um die Mitte des zwölften Jahrhunderts nach den Stürmen der Völkerwanderungen von der classischen Philosophie des Alterthums gar wenig mehr übrig geblieben. Plato war um jene Zeit in den abendländischen Bibliotheken einzig durch Timäus vertreten[1]. Von Aristoteles fanden sich nachweisbar nur die der Logik angehörigen Schriften De praedicamentis und De interpretatione[2]; er war nur als Logiker gekannt und gefeiert. Und doch bevor diese verlorenen Schätze nicht wiedergewonnen waren, konnte ein bedeutenderer Aufschwung der philosophischen Studien kaum erwartet werden. Es legt eben Gott keine Kraft nutzlos in die Natur. Das Abendland sollte also nicht unabhängig von den Leistungen des Alterthums die schon einmal erreichte Höhe wiedergewinnen.

Als Albert (nach 1210) in Padua seine Studien begann, hatten die übrigen aristotelischen Schriften durch die Vermittelung der arabischen Philosophen den christlichen Westen erreicht, und das Gesammtwissen des Alterthums, wie es der Stagirite encyklopädisch in seinen Schriften niedergelegt hatte, that sich plötzlich vor dem staunenden Auge unserer mittelalterlichen Lehrer auf: die Metaphysik mit ihrer natürlichen Gotteslehre, die Naturwissenschaft, die Psychologie mit der Erkenntnißlehre, die Ethik, das Naturrecht und die Politik. Offenbar schloß diese so plötz-

---

burg, 1616 der Angelegenheit mit besonderem Eifer an. Er suchte in Rom die Erlaubniß nach, das in den beiden Dominicaner-Conventen gefeierte Fest auf seine ganze Diöcese auszudehnen, ließ die nöthigen Nachforschungen anstellen und führte hierüber mit Cardinal Bellarmin, der an der Spitze der Riten-Congregation stand, eine längere Correspondenz. Außer der Feier des Festes wurde nachgewiesen, daß in alten Büchern und Martyrologien Albert als Seliger bezeichnet sei und Wunder von ihm erzählt würden. Endlich wurde 1624 die gewünschte Erlaubniß für die Regensburger Diöcese ertheilt, womit eine Art Seligsprechung gegeben war. Diese Bewilligung wurde von Urban VIII. († 1644) auf alle Dominicaner-Kirchen Deutschlands und Italiens und von Clemens X. († 1676) auf den ganzen Dominicaner-Orden ausgedehnt (Sighart a. a. O. S. 286).

[1] Jourdain, A., Recherches critiques sur l'âge et l'origine des traductions latines d'Aristote. Paris 1819. p. 30 sqq. — Hauréau, Hist. de la philosophie scholastique. 2e ed. Paris 1872. p. 91 sqq.

[2] Abälard († 1142) sagt: „Aristotelis duos tantum Praedicamentorum et Perihermeneias libros usus adhuc Latinorum novit.“ (Cousin, Introduction aux œuvres inéd. d'Abélard. p. 53.)

Digitized by Google

liche und so außerordentliche Bereicherung ihre großen Gefahren in sich. Freilich enthielten die aristotelischen Schriften in schulgerechter Form das Höchste, was die menschliche Natur ohne Beihilfe des übernatürlichen Lichtes erreicht hatte. Aber diesem Höchsten waren Fehler beigemischt, die um so größere Gefahren erzeugten, je gefeierter der Name war, der sie empfahl. Noch mehr Irrthümer hatten die arabischen Übersetzer und Commentatoren hineingetragen. Diese Gefahren, welche zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein zeitweiliges Verbot der meisten Schriften des Aristoteles in Paris veranlaßten, mußten beseitigt werden, doch so, daß der reiche Inhalt dieser Werke der Schule nicht vorenthalten wurde. Gregor IX. betraute am 23. April 1231 mit dieser Aufgabe drei der berühmtesten Pariser Theologen; doch ist nicht bekannt geworden, was dieselben hierfür gethan.

Was nun die Reinerhaltung des Glaubens, was das Interesse der philosophischen Studien im christlichen Abendlande schon längst gebieterisch forderten, was Gregor IX. 1231 den drei Pariser Lehrern, wie es scheint, vergebens aufgetragen hatte: die Vermittelung und Christianisirung der reichen spanischen Wissensschätze: das erkannte Albert als die ihm durch die Zeitverhältnisse auferlegte, als die ihm von Gott gewordene Aufgabe. — Wir haben daher nach dem Gesagten das Hauptverdienst Alberts darin zu suchen, daß er durch seine große Encyklopädie die gesammte neue Literatur in bedeutend bereicherter und verbesserter Form den christlichen Schulen leicht zugänglich machte und durch eine von den Glaubenssätzen ausgehende Kritik derselben jegliche Gefährdung der christlichen Lehre beseitigte.

Höchst beachtenswerth ist die Klarheit, mit welcher er diese seine Lebensaufgabe erkannte, und die Präcision, mit der er demgemäß seinen Arbeitsplan entwarf. Am deutlichsten findet derselbe sich am Eingang seines Commentars zu den Libri Physicorum ausgesprochen [1]. Bei Ab-

[1] Wir verweisen stets auf die einzige Gesammtausgabe der Werke Alberts, welche der Dominicaner Peter Jammy 1651 in Lyon in 21 Foliobänden veröffentlichte. — Bd. 1 enthält die Logik, Bd. 2 die größeren naturhistorischen Abhandlungen, Bd. 3 die Psychologie und Metaphysik, Bd. 4 Ethik und Politik, Bd. 5 die kleineren naturhistorischen Schriften, Bd. 6 die Zoologie, Bd. 7 bis 11 die Commentare zur heiligen Schrift, Bd. 12 die Predigten, Bd. 13 die Erklärung der dem Areopagiten zugeschriebenen Bücher, Bd. 14 bis 16 den Commentar zu den Sentenzen des Lombarden, Bd. 17 und 18 die Summa theologica, Bd. 19 die Summa de creaturis, Bd. 20 das Mariale, Bd. 21 bietet Miscellanea. — Der Dominicaner Natalis Alexander sagt von dieser Ausgabe, sie sei multo labore nullo criterio veranstaltet (Historia eccl. ed. Roncaglia-

Digitized by Google

fassung seiner philosophischen Werke hat er sich folgenden Plan vorgezeichnet. Nach dem Beispiele des Stagiriten beabsichtigt er das ganze Gebiet des natürlichen Wissens zu bearbeiten. „Ich werde daher ebenso viele Bücher wie Aristoteles und in derselben Ordnung und mit denselben Titeln, wie er, schreiben. Wo jedoch in der aristotelischen Bearbeitung ein Buch fehlt, sei es, daß er den Gegenstand übergangen, sei es, daß uns seine Schrift nicht erhalten ist, so werde ich durch ein eigenes Buch diese Lücke ausfüllen.“ [1] „In den einzelnen Schriften werde ich der Eintheilung und Lehre des Philosophen mich anschließen. Doch werde ich dabei nicht einfach seinen Text wiedergeben, sondern ihn vielmehr so umschreiben, daß ich Alles zur Begründung und Erklärung desselben Zweckdienliche einflechte. Außerdem werde ich noch kleine Abhandlungen (digressiones) einschalten, in denen ich die gelegentlich aufstoßenden Zweifel löse und die mißverständlichen Stellen genauer erkläre. Die Umschreibung des aristotelischen Textes wird dieselben Abtheilungen und diese werden dieselben Überschriften aufweisen, wie jener Text selbst; und meine Einschaltungen werde ich stets durch besondere Überschriften kenntlich machen.“ [2] Das leitende Princip bei dieser Einrichtung seiner Schriften war, wie er selbst ausspricht, der Wunsch, seinen Ordensbrüdern auf ihre wiederholten eindringlichen Bitten Bücher in die Hand zu geben, „aus welchen sie mit einer gründlichen Philosophie zugleich auch eine genaue Kenntniß der aristotelischen Schriften schöpfen könnten.“ [3]

Ein Blick auf die sechs großen Foliobände, welche in der Lyoner Gesammtausgabe seiner Werke seine Commentare zu sämmtlichen in jener Zeit bekannten aristotelischen Schriften enthalten, zeigt uns die Ausdehnung und die Genauigkeit, mit welcher er sein obiges Programm ausführte. Auf dem naturhistorischen Gebiete fehlte unter den Werken des Stagiriten eine Bearbeitung der Mineralogie. Albert füllte diese Lücke

---

Mansi. Venetiis 1778. t. 8. p. 109). Jedenfalls wurden einige unächte Schriften aufgenommen und manche ächte ausgeschlossen. Reichhaltige Verzeichnisse anderer Albert zugeschriebenen Abhandlungen siehe in Sighart l. c. S. 293—301. Die in den belgischen Bibliotheken verwahrten handschriftlichen Werke, welche Alberts Namen tragen, führt Jweins (Le B. Albert le Gr. 2e éd. Bruxelles, Goemaere, 1874. p. 72) an.

[1] Op. omnia. Libri 8 Physicorum l. 1. tr. 1. c. 1. t. 1. p. 1.

[2] Op. omnia l. c.

[3] Op. omnia l. c.: „ut talem librum eis componeremus, in quo et scientiam naturalem perfectam haberent et ex quo libros Aristotelis competenter intelligere possent“.

Digitized by Google

durch seine Libri 5 de mineralibus aus. Einem ähnlichen Mangel der aristotelischen Encyklopädie hatte er durch selbständige Abfassung seiner zoologischen Schrift De motibus animalium abgeholfen. Als er aber später im Jahre 1256 während seines Aufenthaltes in Italien in einem Kloster der Campagna die entsprechende aristotelische Abhandlung[1] auffand, bearbeitete er mit Benutzung derselben noch einmal diesen Gegenstand. — Soviel über die äußere Einrichtung und die Zielpunkte seiner großartigen Bearbeitung der neuen Philosophie. Suchen wir nun auch zu dem innern Geiste derselben vorzudringen und die leitenden Grundsätze aufzuweisen.

In Betreff der Verwerthung der vor- und außerchristlichen Wissenschaft huldigte Albert in Theorie und Praxis ganz denselben Anschauungen, welche in dieser Beziehung von den großen Kirchenvätern ausgesprochen und befolgt worden waren. Dieß werden wir ihm als ein besonders großes Verdienst anrechnen, wenn wir einerseits die Sicherheit wahrnehmen, mit welcher er diese Grundsätze aufstellte und durchführte, andererseits die Unsicherheit beachten, in welcher seine Vorgänger, ja auch noch viele seiner Zeitgenossen zwischen blinder Überschätzung und ungerechtfertigter Verurtheilung der neuen Philosophie hin und her schwankten. Es war also vorzüglich Albert, welcher die durch die Völkerwanderung abgebrochene Entwicklung der christlichen Speculation im vollen Maße wieder aufnahm.

Albert ist gleich den großen Kirchenvätern, wie das ja einer heidnischen Philosophie gegenüber nicht anders sein konnte, principiell Eklektiker. „Nach unserer gewohnten Methode wollen wir alles zusammenstellen, was zur Beleuchtung dieses Gegenstandes dienen kann“[2], sagt er an einer Stelle. An einer andern erklärt er es als das einzig richtige Verfahren, „Alles, was immer mit stichhaltigen Gründen erwiesen wird, anzunehmen, gleichviel von wem es vorgebracht wird“[3]. Obgleich er hiernach die ganze philosophische Literatur durchforschen will, ähnlich wie es Origenes in seiner Schule einst gethan hatte, so mußte sich doch selbstverständlich seine Aufmerksamkeit je nach der Werthschätzung auf einzelne besonders hervorragende Auctoren concentriren. Auch in der Wahl dieser bevorzugten Gewährsmänner stimmt er mit dem christlichen

---

[1] Die Schrift περὶ ζῴων πορείας.

[2] Ed. Jammy, De Praedicab. tr. 1. c. 5. t. 1. p. 7.

[3] Ed. Jammy, Lib. 1 Perihermeneias tr. 1. c. 1. t. 1. p. 238. — Vgl. De Praedicam. tr. 1. c. 1. t. 1. p. 95.

Digitized by

Alterthum überein. — „Nur durch das Studium des Plato und des Aristoteles läßt sich eine gediegene philosophische Bildung erreichen.“ [1] Genau kennzeichnet er den Unterschied der von diesen beiden größten heidnischen Denkern eingehaltenen Methode. „Die zwischen diesen beiden Philosophen obwaltende Meinungsverschiedenheit hat darin ihren Grund, daß Plato sich stets mit den abstractesten Begriffen beschäftigte und von ihnen aus (durch Synthese) die grundlegenden Sätze herzuleiten suchte, während Aristoteles dieselben durch Untersuchung der Einzeldinge (durch Analyse) feststellte.“ [2] Auch auf die Verschiedenheit ihrer Darstellungsweise macht er aufmerksam. „Plato und andere der ältern Philosophen pflegen ihre Wahrnehmungen in eine bildliche Sprache einzuhüllen, da sie nicht im Stande waren, dieselben in klaren Worten auszudrücken“ [3], eine Anklage, die er gegen den Stagiriten nie erhebt.

Darin freilich weicht Albert von den Kirchenvätern ab, daß er Aristoteles vor Plato entschieden den Vorzug ertheilt. Derselbe gilt ihm als „der Fürst der Peripatetiker“, als „der gelehrteste, der erste aller Philosophen“. „Darin kommen alle Peripatetiker überein, daß Aristoteles die Wahrheit fand; deßhalb erklären sie auch, die Natur habe diesen Mann gewissermaßen als Norm der Wahrheit aufgestellt und in ihm das Ideal menschlicher Geistesgröße verwirklicht.“ [4] „Sobald es sich um Erörterung der Principien handelt, ist Aristoteles dem Plato vorzuziehen.“ [5] An einer andern Stelle bemerkt Albert: „Außer Aristoteles hat Niemand das gesammte Wissensgebiet bearbeitet.“ [6] „Niemand hat mit größerer Schärfe und Fülle über die verschiedenen Arten der Tugenden, ihre Natur und ihre Bethätigung geschrieben.“ [7] — Daher macht Albert auch aus seinem Anschluß an die Schule des Stagiriten kein Hehl. So erklärt er: „Bei der Bearbeitung der Logik werde ich aus den alten Auctoren alles Stichhaltige zusammenstellen, mich aber dabei besonders an die Sätze der peripatetischen Schule halten, welche mir von allen philosophischen Schulen die bewährteste zu sein scheint.“ [8] Häu-

---

[1] Ed. Jammy, Metaph. l. 1. tr. 5. c 15. t. 3. p. 67.

[2] Ed. Jammy, Com. in l. 2. Sent. d. 1. a. 4. t. 15. p. 8. — Vgl. Metaph. l. 11. tr. 3. c. 7. t. 3. p. 409.

[3] Ed. Jammy, De anima l. 3. tr. 2. c. 10. t. 3. p. 142.

[4] Ed. Jammy, De anima l. 3. tr. 2. c. 3. t. 3.

[5] Ed. Jammy, Ethic. l. 1. tr. 1. c. 7. t. 4. p. 10.

[6] Ed. Jammy, De Praedicab. tr. 2. c. 4. t. 1. p. 19.

[7] Ed. Jammy, l. c.

[8] Ed. Jammy, De Praedicab. tr. 2. c. 2. t. 1. p. 13.

Digitized by Google

figer finden wir in ſeinen Schriften die Verſicherung: „In der vorliegenden Frage werde ich, wie ich auch ſonſt ſtets gethan, mich den Peripatetikern anſchließen.“ [1]

Doch dieſe Vorliebe für den Stagiriten machte ihn nicht blind gegen deſſen Mängel, noch erweckte ſie in ihm jenen denkfaulen Auctoritätsglauben, welchen man der Scholaſtik anzudichten pflegt. Auch ihm galt die Wahrheit über Alles. „Es wäre Unrecht,“ ſo ſagt er, „Jemand ſo anhängen zu wollen, daß man ſeinetwegen die Wahrheit preisgäbe; denn mögen wir auch die Wahrheit und unſere Freunde lieben, ſo geht doch die Wahrheit Allem vor.“ [2] Häufig hebt er hervor, wie ſchwach in rein natürlichen Wiſſenſchaften die Auctoritätsbeweiſe ſind, da ſie ſich doch auf die ſo trügliche menſchliche Vernunft ſtützten [3]. Ebenſo eifert er gegen dieſe vertrauensſelige Leichtgläubigkeit, indem er ihr vorhält, daß ihre viel geprieſenen Alten (priscae auctoritatis viri) eben doch keine Götter geweſen ſeien, ſondern trügliche Menſchen [4]. Dieſe Grundſätze wendet er aber auch auf den Stagiriten an: „Wer glaubt, Ariſtoteles ſei ein Gott geweſen, muß freilich auch annehmen, daß derſelbe in Nichts geirrt habe; wer ihn aber für einen bloßen Menſchen hält, der darf vorausſetzen, daß er ſich zuweilen getäuſcht habe, wie es auch uns zuweilen geſchieht.“ [5] — Häufig klagt er über die Verworrenheit und Dunkelheit der Darſtellung oder Begründung des Philoſophen [6] und ſetzt es ſich zur Aufgabe, ſeine Mängel aufzudecken und ſeine Fehler zu verbeſſern. So überſchreibt er das Kapitel der theologiſchen Summe, in welchem er die Ewigkeit der Welt beſtreitet, einfach: „Über die Irrthümer des Ariſtoteles.“ [7] Er weiſt ihm die beiden unerwieſenen und irrthümlichen Vorausſetzungen nach, auf welche derſelbe ſeinen ganzen Beweis für die Anfangsloſigkeit der Welt gründete [8]. Anderswo bemerkt

---

[1] Ed. Jammy, Analyt. Prior. l. 1. tr. 1. c. 1. t. 1. p. 290. — Cf. De Praedicam. tr. 1. c. 1. t. 1. p. 95.

[2] Ed. Jammy, Metaph. l. 4. tr. 3. c. 2. t. 3. p. 140.

[3] Ed. Jammy, Summa theol. 1. p. tr. 1. q. 5. membr. 2.

[4] Ed. Jammy, Metaph. l. 4. tr. 3. c. 2. t. 3. p. 140.

[5] Ed. Jammy, Physic. l. 8. tr. 1. c. 14. t. 2. p. 332.

[6] Ed. Jammy. „Hoc obscure dicit Aristoteles.“ Analyt. Poster. l. 1. tr. 5. c. 3. t. 1. p. 596. — „In hoc demonstratio obscura valde est.“ De coelo et mundo. l. 1. tr. 2. c. 5. t. 2. p. 35.

[7] Ed. Jammy, Summa theol. 2. p. q. 4. membr. 2. a. 5. t. 18. p. 45 et 59.

[8] Ed. Jammy, Physic. l. 8. tr. 1. c. 14. t. 2. p. 332.

Digitized by Google

Albert: Aristoteles müsse wohl die Behauptung, daß ein Mondregenbogen alle fünfzig Jahre nur zweimal vorkommen könne, einfach Andern nachgeschrieben haben, da er selbst das Gegentheil beobachtet habe[1].

Es war also für Albert die peripatetische Philosophie nicht etwas, was er mit Aufwendung seiner ganzen Geisteskraft mühsam aus den höchst ungenügenden Übersetzungen und den vielfach noch verfänglichern Commentaren herausschälte und als etwas Fremdes, als ein durch das Ansehen „des Philosophen" geheiligtes Erbstück seinen Lesern vorlegt. Nein, er hat sich die Lehre des Stagiriten wirklich zu eigen gemacht, verfügt frei über dieselbe. Dieß zeigen zunächst die zahllosen Citate, welche er bald zur Bekräftigung einer Aufstellung, bald zur Lösung eines scheinbaren Widerspruches aus den so zahlreichen Schriften des Stagiriten anführt. Welch außerordentliche Kraft des Gedächtnisses setzt diese Vertrautheit voraus!

Doch Albert begnügte sich nicht mit Aristoteles. Mit Recht sagt Bischof Haneberg: „Die scholastische Philosophie wird durch keinen Schriftsteller des Abendlandes so umfassend vertreten, wie durch Albert den Großen. Thomas von Aquin wird ihn an Scharfsinn und Präcision übertreffen, an Umfang des Quellenstudiums hat Albert nicht Seinesgleichen. Es ist nicht selten, daß er bei Erörterung einer Frage die Meinung der bedeutendsten Philosophen von Thales bis Themistius, andererseits von Alfarabi bis Moses Maimonides ausführlich bespricht. Ein bedeutender Theil dieser Citate und Referate ist allerdings aus den in der That gelehrten Commentaren des Averroes zu Aristoteles genommen, wie Jedermann finden kann, der etwa die schöne lateinische Venetianer-Ausgabe: Aristotelis opera cum Averrois Cordubensis variis in eadem Commentariis, 1550, vergleichen will; allein es bleibt des gelehrten Materials, das Albert selbständig herbeigeholt hat, immer noch so viel, daß wir seine Ausdauer bewundern müssen. Er benützt außer verschiedenen neuplatonischen Schriften, wie das Buch von den Ursachen, Hermes Trismegistos, auch die Schriften von Maimonides, die Quelle des Lebens von Ibn Gabirol und andere Werke, die Averroes nicht anführt, wie Commentare von Eustratios Nikänos und Michael von Ephesus. Einen sehr umfassenden Gebrauch macht er von mehreren philosophischen Werken des Avicenna, welcher nach Averroes

[1] Ed. Jammy, Meteor. l. 3. tr. 4. c. 11. t. 2. p. 128.

Digitized by Google

mit Alfarabi durch Albert bis zum Ende der ſcholaſtiſchen Periode eine Art Mitherrſchaft in der Schule erlangt hat.“ [1]

Wenn nun auch von einer Mitherrſchaft des Avicenna und noch weniger eines Alfarabi in der Scholaſtik kaum die Rede ſein kann, ſo iſt es doch richtig, daß nach Ariſtoteles dieſer arabiſche Philoſoph [2] von Albert mit beſonderem Eifer verwerthet wurde. Von ihm entlehnte unter Anderem Albert die eigenthümliche Form ſeiner ariſtoteliſchen Commentare. Noch weniger zutreffend iſt der Ausdruck Renan's, der Avicenna den großen Lehrmeiſter Alberts nennt [3]. Das Verhältniß Alberts zu Avicenna iſt nicht das eines Schülers zu ſeinem Lehrer, ſondern das eines Forſchers, welcher mit höchſt ſelbſtändiger Kritik die Leiſtungen eines Vorgängers verarbeitet, das Irrthümliche widerlegt, das Brauchbare verwerthet. — Doch Renan's Behauptung wird noch weit überboten durch das, was Joel (Rabbiner in Breslau) zur Verherrlichung der jüdiſchen Philoſophie von dem Einfluß behauptet, welchen Moſes Maimonides auf Albert ausgeübt haben ſoll [4]. Die Wahrheit iſt auch hier wieder, daß Albert wie der griechiſchen und arabiſchen, ſo auch der jüdiſchen Philoſophie die Materialien entnahm, welche ihm zum Aufbau der chriſtlichen Philoſophie geeignet ſchienen. Wie ſehr er aber auch Maimonides gegenüber ſeine Selbſtändigkeit wahrte, zeigt z. B. ſchon der Vergleich der klaren Grundſätze, durch welche er das Verhältniß von Glauben und Wiſſen beſtimmt, mit den verworrenen und irrthümlichen Behauptungen, welche der jüdiſche Religionsphiloſoph über dieſe Grundfrage ſeiner ganzen Unterſuchung zu Tage fördert [5].

---

[1] Biſchof Haneberg: Zur Erkenntnißlehre des Ibn Sina und Albertus Magnus. In den Abhandlungen der philoſophiſch-philologiſchen Klaſſe der kgl. bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Bd. 11. 1. Abth. S. 191.

[2] Die Commentare des Averroes kamen erſt nach 1230 durch Michael Scotus allmählich zur Kenntniß des chriſtlichen Abendlandes. Albert benutzte einige derſelben, doch nur in beſchränktem Maße, da eben zu ſeiner Zeit Avicenna als der berufenſte Vertreter der arabiſchen Philoſophie galt, — eine Rolle, welche er, wie uns die Schriften des hl. Thomas zeigen, bald an Averroes abgab. Renan a. a. O.

[3] Renan, E., Averroès et l'Averroisme. 3e éd. Paris, Levy, 1867. p. 231.

[4] Joel, M., Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie. Breslau 1876. Bd. 1. „Etwas über den Einfluß der jüdiſchen Philoſophie auf die chriſtliche Scholaſtik.“ — „Verhältniß Albert des Gr. zu Moſes Maimonides.“ — Bd. 2. „Über den wiſſenſchaftlichen Einfluß des Judenthums auf die nichtjüdiſche Welt.“

[5] Vgl. auch die treffenden Bemerkungen Schneids in dem Bericht über die Verhandlungen der Section für Philoſophie (am 29. Auguſt 1877) der Görres-Geſellſchaft. Köln, Bachem, 1878. S. 68 ff.

Digitized by Google

Es zeigt also nach dem Gesagten Albert die Universalität seines Geistes nicht nur durch die Allseitigkeit, mit welcher er zugleich in verschiedenen Fächern Außerordentliches leistet, sondern auch durch jene ganz staunenswerthe Belesenheit und Erudition, die es ihm ermöglichte, durch Verwerthung der gesammten philosophischen Literatur in seinen Schriften der Scholastik eine Grundlage zu geben, so breit und ausgedehnt, wie es der hochstrebende Bau benöthigte. Bei der Beurtheilung dieser seiner Erudition dürfen wir die Schwierigkeiten nicht vergessen, mit welchen im 13. Jahrhundert die Beschaffung und Verwerthung des nur in handschriftlicher Form vorhandenen Materials verbunden war.

Diese geistige Überlegenheit Alberts erkannte, ja anerkannte sogar auch Ritter, trotz seiner ausgesprochenen Abneigung gegen die mittelalterliche Scholastik. „Eines solchen Fleißes bedurfte es," sagt er, von den Arbeiten Alberts sprechend, „um in das mächtige Gebäude der aristotelischen Schriften einzubringen, dazu auch die Lehren seiner Ausleger, wie sie haufenweise diesem Zeitalter herbeiströmten, und wenigstens mittelbar auch die ganze übrige Philosophie der Vorzeit sich anzueignen, ohne dennoch von diesen Massen der Überlieferung sich überwältigen zu lassen. Die Erklärungen, die Albert auch zu den heiligen Schriften, zum Petrus Lombardus schrieb, seine Summe der Theologie, seine erbaulichen Schriften könnten vielleicht dieser großen Aufgabe fremd scheinen, aber sie geben Kenntniß von dem Geiste, in welchem er die Überlieferung der alten Philosophie auszuhalten vermochte, ohne sich von ihr fortreißen zu lassen. Es kam nicht bloß darauf an, die Philosophie des Aristoteles zu kennen und abzuschätzen, sondern der größere Theil der Arbeit bestand darin, sie in den Gedankenkreis einzuführen, welcher sie in der abendländischen Christenheit erwartete. Das hat Albert der Große gethan; ihm ist die aristotelische Philosophie keine fremdartige Überlieferung; er weiß, was von ihr gebraucht werden kann, was zu verwerfen ist. Ebenso stellt er sich den arabischen Aristotelikern und Plato gegenüber. Wir müssen es gestehen, daß er eine Aufgabe gelöst hat, deren Lösung man kaum von einem Menschen erwarten möchte. Alle spätere Philosophie des Mittelalters beruht auf seinen Erfolgen." [1]

Daß dieses Lob nicht überschwänglich ist, zeigt uns die Verwirrung, welche die dermalige spanische Literatur bei manchen weniger geistesstarken Zeitgenossen Alberts verursachte, die argen Irrwege, auf welche sie viele

[1] Ritter, H., Geschichte der Philosophie. Hamburg 1829—53. Bd. 8. S. 185.

Digitized by Google

derselben verlockte. Sodann dürfen wir eben nie vergessen, daß Albert als der Erste dieß weite Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung durchmaß. Mit Recht bezeichnet ihn daher auch Ritter als den Urheber der mittelalterlichen — ja, wir können wohl sagen, der systematischen, christlichen Philosophie. Mit dieser Behauptung ist auch A. Jourdain durchaus einverstanden, indem er die eigentlich scholastische Periode der Philosophie von Albert datirt wissen will[1]. Und in der That, wie in der speculativen Theologie der Name Alexander von Hales einen Aufschwung bezeichnet, der uns zwingt, ihn als den ersten vollberechtigten Vertreter und daher auch als den Begründer der scholastischen Theologie zu bezeichnen, so muß dasselbe vom Namen Alberts mit Bezug auf die scholastische Philosophie behauptet werden.

Denn wenn wir in den Leistungen der vorangehenden, ihm zunächst stehenden Lehrer: eines Wilhelm von Auvergne, Alexander von Hales, die charakteristischen Merkmale der Scholastik suchen: die ausgedehnte Verwerthung des ganzen philosophischen Wissens der Vorzeit, das aristotelische Gepräge mit seiner durch die christlichen Wahrheiten bedingten Färbung — so werden wir bald erkennen, daß wir in ihnen nur die ersten Ansätze der Methode und des Lehrgehaltes vorfinden, welche die scholastische Philosophie kennzeichnen. Fassen wir sodann andererseits die Lehrer in's Auge, welche den Höhepunkt dieser Schule bilden: den heiligen Thomas und Scotus, so nehmen wir zwar einen bedeutenden Fortschritt wahr, aber derselbe ist nicht so sehr ein qualitativer als ein quantitativer. Wir finden bei ihnen weder in der Art der Forschung, noch in der Wahl der Lehrmeinungen neue Bahnen betreten, wohl aber sehen wir, wie sich in den von Albert erschlossenen Gebieten durch sie das Wissen vertieft und klärt, die Methode und Darstellung sich vervollkommnet.

So, um nur einige Lehrstücke zu erwähnen, welche uns zeigen können, in welchem Maße Albert, zumal seinem großen Schüler, dem englischen Lehrer, vorgearbeitet, finden wir schon bei Albert in der so wichtigen Universalien-Lehre den ächt aristotelischen, gemäßigten Realismus der Thomistenschule vorgetragen. In der Psychologie bekämpft er mit nicht geringerem Eifer als der hl. Thomas auch in besonderer Schrift den sog. Averroismus, die Lehre von der Einheit der Denkkraft. Welche

---

[1] Jourdain, A., Recherches critiques sur l'âge et l'origine des traductions latines d'Aristote. Paris 1819. p. 25.

Digitized by Google

Klarheit hat er nicht schon in jene Gebiete gebracht, in welchen die Unzulänglichkeit selbst eines Aristoteles, zumal aber die seiner arabischen Commentatoren, die ärgste Verwirrung angerichtet hatte! Wir erinnern an die Lehre vom Ursprung der Welt, an die Stellung und Natur der Engel, die Einheit des Lebensprincipes im Menschen, das Verhältniß von Glauben und Wissen.

Hiermit wollen wir jedoch den Verdiensten des Aquinaten nicht im Mindesten zu nahe treten. Die Meisterschaft, mit welcher dieser die Methode seines großen Lehrers vervollkommnete, durch eine andere, von Averroes erlernte Art der Erklärung die aristotelischen Schriften noch allseitiger ausnutzte und selbständiger verwerthete; die unübertroffene Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher er die einzelnen Lehrstücke feststellte, mußten naturgemäß die Leistungen Alberts weit in Schatten stellen. Und so kam es denn, daß Albert eigentlich keine eigene philosophische Schule gründete. Was sich eben Gutes in seinem Wissen fand, das Alles fand sich noch besser, weil geläutert und bereichert, in den Geistesfrüchten seines großen Schülers.

Einzig an der Kölner Universität finden wir in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der philosophischen Facultät eine Schola Albertina und Albertistarum. Diese Universität hielt, wie wir schon bei einer andern Gelegenheit hervorhoben[1], die großen Lehrer des Realismus in besonderen Ehren und wehrte das Eindringen der Nominalisten ab. Während in dem 1420 begonnenen Montaner-Colleg die Lehre des hl. Thomas von Anfang an die herrschende gewesen war und später nach einer 1504 gemachten testamentarischen Bestimmung des Mag. Valentin von Engelhard allein vorgetragen werden durfte[2], war die Laurentianer-Burse in ähnlicher Weise dem seligen Albert geweiht worden. Von Laurentius Berungen 1440 eigentlich gegründet und benannt, wurde sie von dessen Nachfolger Konrad Vore von Kampen († 1496) vergrößert. Derselbe fügte jedoch seiner Schenkung eine Clausel bei, welche den nachfolgenden Regenten und Magistri die Vertretung der Lehre Alberts einschärfte[3]. Dieselben entsprachen dieser Mahnung mit größtem Eifer. Besonders die beiden folgenden Regenten der Burse: Jakob von Ambfort oder Amersfort († 1493) und Gerhard von Harderwick († 1503), sowie

---

[1] Diese Zeitschrift, 1880, Bd. XVIII. S. 316.

[2] Bianko, F. J. v., Die alte Universität Köln. Köln 1856. 1. Thl. S. 266.

[3] Bianko a. a. O. S. 274.

Digitized by Google

der Lector Johann von Nürtingen († 1515), zeichneten sich in dieser Beziehung aus, indem sie für die Studenten des Laurentianums eine Reihe philosophischer Handbücher nach der Lehre Alberts (secundum viam Albertistarum) verfaßten [1].

Diese blühende Artisten-Burse war lange der Sitz der nach Albert benannten philosophischen Schule. Schon 1483 hatte sich dieselbe in einem Schreiben an Sixtus IV. gewandt, um die Erlaubniß zur Übertragung der Gebeine ihres verehrten Lehrers nach einer würdigeren Ruhestätte zu erhalten. In seinem Briefe vom 26. April 1483 an den Erzbischof von Köln, in welchem Sixtus diesem die Begünstigung des Vorhabens anempfiehlt, bemerkt er in Betreff der Schule Alberts, „daß sie an dieser Universität großes Ansehen besitze". — Am Feste des Seligen, welches zumal seit 1624 von der gesammten Universität in der Dominicaner-Kirche mit besonderem Pompe gefeiert wurde, pflegte die nachmittägliche Festpredigt abwechselnd von einem Dominicaner und einem der Lehrer des Laurentianums gehalten zu werden [2].

Immerhin konnten die Differenzen zwischen der via Albertistarum und der via Thomistarum weder zahlreich noch bedeutend sein, und so war denn auch dem philosophischen Handbuche der Montaner-Burse [3] eine Abhandlung angehängt: De Concordantia dictorum Thomae et Alberti. — Fürwahr, diese Concordantia enthält für Albert kein geringes Lob, wie denn nothwendigerweise ein Theil des den Schüler umleuchtenden Ruhmesglanzes auf den Lehrer zurückstrahlen mußte.

So bleibt es auf dem philosophischen Gebiete Alberts nicht leicht zu hoch anzuschlagendes Verdienst: erstens dem christlichen Abendlande die Schätze des Alterthums mit den neuen, von den arabischen und

---

[1] So lautet z. B. der Titel eines dieser Schulbücher: Librorum de coelo et mundo commentarii secundum doctrinam divini Antistitis Magni Alberti per honorandum virum Art. Mag. ac S. Theol. Lic. Mag. Joannem de Nurtingen ad utilitatem baccalaureorum ac scholasticorum Gymnasii Coloniensis, quod Lauretum seu Laurentii Bursam vocant. H. Quentel, 1508. Das Titelbild stellt Albert im bischöflichen Ornate mit einem Heiligenscheine auf seinem Lehrstuhl dar. — Unter ähnlichem Titel veröffentlichte Gerhard von Harderwick Commentare zu den Summulae des Petrus Hispanus 1493 und 1497, zu den Libri Hermeneias 1486, supra veterem artem Aristotelis 1486, zu den Libri de anima 1497; Jakob von Ambfort zu den Libri peri geneos (findet sich obigem Werke Joh. von Nürtingen beigebunden). Vgl. Bianko a. a. O. S. 276 ff., 318 u. Hartzheim S. J., Bibliotheca Coloniensis, p. 97.

[2] Bianko a. a. O. S. 50 ff.

[3] Siehe die Beschreibung dieses merkwürdigen Druckes bei Bianko a. a. O. S. 264.

Digitized by Google

jüdiſchen Forſchern gebotenen Bereicherungen in ihrer ganzen Fülle und in geläuterter Form vermittelt, und ſodann in dem hl. Thomas der Kirche den Fürſten der chriſtlichen Speculation herangebildet zu haben.

(Schluß folgt.)

Franz Ehrle S. J.

Joost van den Vondel.

(Fortſetzung.)

11. Lucifer. Orpheus. Salmoneus.

Im Januar 1654 vollendete Vondel das berühmteſte ſeiner Trauerſpiele, den „Lucifer", ſchon merkwürdig dadurch, daß Vondel in demſelben, wie Johannes Scherr ſagt[1]: „den Stoff Miltons 14 Jahre vor Milton in wirklich erhabener Weiſe behandelt" hat. Erſt zehn Jahre ſpäter (1664) erſchien die „Sarcotis" des Jeſuiten Jakob Maſenius, welche, ebenfalls denſelben Stoff behandelnd, ſpäter dem ſchottiſchen Kritiker, William Lauder, Anlaß und Vorwand bot, die Originalität des „Verlorenen Paradieſes" zu beſtreiten[2]. Zwar haben engliſche Kritiker den literariſchen Betrug aufgedeckt, welchen Lauder begangen, indem er Verſe aus einer lateiniſchen Überſetzung des „Verlorenen Paradieſes" in die „Sarcotis" einſchob und dann Milton anſchuldigte, ſein engliſches Gedicht nach dieſem Vorbild verfaßt zu haben. Allein während ſo die Autorſchaft Miltons im Weſentlichen gerettet wurde, iſt es ziemlich wahrſcheinlich, daß er die „Sarcotis" nicht nur gekannt, ſondern auch in einigen Partien nachgeahmt habe[3]. Vondel dagegen kam in Behandlung des Stoffes nicht nur Beiden zuvor, ſondern man kann ſogar die Frage aufwerfen, ob Milton nicht Vondels Dichtung gekannt und wenigſtens Anregung daraus geſchöpft habe. Bekanntlich wollte er den Sündenfall zuerſt dra-

---

[1] Allgemeine Geſchichte der Literatur. 5. Aufl. 1875. II. 316.

[2] Die Sarcotis erſchien zuerſt in der Palaestra eloquentiae ligatae Dramatica. Pars III. Coloniae, ap. J. Busaeum. 1664. Lauder benützte ſie zu ſeinem Angriff auf Milton erſt faſt ein Jahrhundert ſpäter, zuerſt in einem Artikel in Gentleman's Magazine Januar 1747, dann in einem eigenen Werk.

[3] Vgl. Saint-Marc Girardin, Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne. Paris 1835. p. 320—341. De Backer II. 1135. 1136.

Digitized by Google

matiſch ausführen, ſkizzirte zwei Entwürfe zu einer dramatiſchen Behandlung und wandte ſich dann erſt der epiſchen Form zu.

Für uns Deutſche iſt es auch nicht ohne Intereſſe, daß dieſes merkwürdige Seitenſtück zum „Verlorenen Paradieſe“ des Milton und zur „Sarcotis“ des Kölner Profeſſors J. Maſenius, dem damaligen Oberhaupte Deutſchlands, „dem unüberwindlichſten Fürſten und Herrn Ferdinand III., erwählten Römiſchen Kaiſer, allzeit Vermehrer des Reiches“, in ſehr feierlicher, aber ebenſo herzlicher Zueignung gewidmet iſt.

„Die Chriſtenheit,“ ſo heißt es da, „wird beſtändig wie ein Schiff auf wilder See von allen Seiten und gegenwärtig von Türken und Tataren beſtürmt und erheiſcht in der Gefahr des Schiffbruchs auf's Dringendſte dieſe einmüthige Ehrfurcht für das Kaiſerthum, um dem Erbfeind des Chriſtennamens Einhalt zu gebieten und den Reichsboden und ſeine Grenzen gegen den Einbruch barbariſcher Völker zu ſichern und zu ſtärken; weßhalb Gott zu danken iſt, daß es ihm gefallen hat, Anſehen und Krone des heiligen Römiſchen Reiches vor des Vaters Hingang auf dem jüngſten Reichstag ſeinem Sohne Ferdinand IV. zu ſichern, ein ſegensreiches Ereigniß, welches vielen Völkern Muth einflößt, im Vertrauen auf welches die Poſaune unſerer Niederdeutſchen Muſen ſich erkühnt, den überwundenen Lucifer in Michaels Triumphzug vor dem Throne Hoch-Deutſchlands vorüberzuführen.“

Über die Wahl des Stoffes wie über die Entſtehung des Stückes haben wir keine näheren biographiſchen Angaben. So viel ſteht indeß feſt, daß es für die Bühne beſtimmt war und daß der Dichter dabei von ſeiner Vorliebe für religiöſe Stoffe geleitet wurde. Der Stoff trug in dieſem Fall allerdings nicht, wie „Petrus und Paulus“, die „Jungfrauen“, „Maria Stuart“, ein direct katholiſches Gepräge. Er ſtand auf einem allen gläubigen Chriſten gemeinſamen Boden. Vielleicht daß aber gerade dieſe Rückſicht bei der Wahl des Dichters nicht ohne Einfluß blieb. Ganz gewiß aber wurde dieſe von der Begeiſterung beſtimmt, mit welcher Vondel an dem Princip der Autorität hing und alle und jede Revolution verabſcheute.

Mit ſeinen religiöſen Anſchauungen hatten eben auch ſeine politiſchen im Laufe der Zeit einen gewaltigen Umſchwung erfahren. In überſtrömender Bewunderung hatte er als Jüngling dem Kampfe zugejauchzt, durch welchen die Niederlande ſich zugleich von Spanien und von Rom, von ihrem legitimen Souverän und von der katholiſchen Kirche losgeriſſen. Die Revolution war ihm eine glorreiche That der Freiheit, ſo groß, ſo herrlich, wie ſie Göthe in ſeinem Egmont, Schiller in ſeiner ſog. Geſchichte zu feiern ſuchte. Er war Geuſe von Herzen und nahm

Digitized by Google

die alten Schlagworte der Geusen für baare Münze. Wie er in religiöser Hinsicht über die Berechtigung, Güte und Herrlichkeit des „Abfalls" enttäuscht ward, haben wir schon gesehen. Aber damit stellte sich auch zugleich eine tiefe Enttäuschung über den politischen Charakter der Revolution ein.

Was war denn an der hochgepriesenen Freiheit, die er selbst so begeistert besungen hatte? Im Namen dieser „gebenedeiten" Freiheit sah Vondel nicht bloß die Gewissensfreiheit, sondern auch die politische Freiheit unter das Joch eines gehässigen Parteiregiments gebeugt, geknebelt, zertreten. Oldenbarneveldt auf dem Schaffot, Grotius im Kerker von Leeuwenstein und dann für immer verbannt — war das Freiheit? Die protestantischen Inquisitionsgerichte gegen die Remonstranten, die elende, maschinenmäßig geregelte Polizeimaßregelung der Katholiken — war das Freiheit? Das unermüdliche Streben der Oranier nach Erweiterung ihrer Macht und die servile Heeresfolge ihrer calvinistischen Prädicanten — war das Freiheit? So schlimm wie sie hatte Alba nicht gehaust.

Bald nachdem Vondel katholisch geworden, gab die englische Revolution der „Freiheit" noch eine traurigere Beleuchtung. Der Königsschlächter Cromwell errichtete in ihrem Namen sein soldatisches Tyrannenregiment und knebelte mit seinen Schlächterhunden das freie England so, daß es sehnsüchtig nach seinem König zurückseufzte.

In Holland suchte der junge Wilhelm II. von Oranien, kaum zur Herrschaft gelangt (1647), die Statthalterwürde nur zur Vergrößerung seiner Hausmacht auszunützen, vergriff sich an den Beamten und Feldherren der Republik, warf widerspänstige Staatsmänner in's Gefängniß und ließ sogar seine Truppen auf die freie Stadt Amsterdam losmarschiren, um die Provinz Holland unter seine militärische Oberhoheit zu beugen. Nur der Freiheitssinn und Muth der Bürger retteten Stadt und Freiheit. Das geschah nur einige Jahre, bevor Vondel seinen Lucifer schrieb. Durch unaufhörlichen Parteizwist und egoistischen Ehrgeiz war die Republik fast an dem Punkte angelangt, einer Militärdictatur zu verfallen.

Woher diese Zerrissenheit? diese Zersplitterung? Sie wies hinauf in dieselbe Zeit, wo durch die Trennung von Rom die apostolische Succession aufhörte und die religiöse Zerfahrenheit begann. Die Revolution war das Kind der Reformation. Von ihren Tagen her schrieb sich die Auflösung der europäischen Völkerfamilie in getrennte feindliche Nationen, von ihr her schrieb sich der stete Hader, das ruhelose Parteigetriebe, die Knechtung der Völker im Namen der Freiheit.

Gottgeheiligte Autorität, ruhend auf dem Felsen der Kirche und im christlichen Glaubensbewußtsein der Einzelnen, hatte einst den Völkern Europa's Einheit und Freiheit gewährt. Sie stürzten jene Autorität und erhielten dafür Fürstenabsolutismus, Glaubenszwang, Rebellion, Soldatenherrschaft, die Tyrannei wechselnder Parteien zum Antheil. Diese Ergebnisse, welche

Digitized by Google

Vondel überall als Frucht der „freien" Forschung entgegentraten, lenkten seinen wahrhaft freisinnigen Geist von dem erträumten Trugbilde der Freiheit auf die Grundlagen jener früheren Rechts- und Staatsordnung zurück, auf welchen einst das christliche Europa sich aufgebaut hatte.

Doch auch das Mittelalter hatte seine Revolutionen, auch die alte Welt hatte die ihren. Auch vor den Männern der Reformation hatten ehrgeizige, stolze, unbotmäßige Geister schon die Fackel der Zwietracht in die bestehende Ordnung der Dinge geschleudert und ganze Völker, ganze Zeiträume in's Unheil gestürzt. Das innere störende Princip, das auch den Frieden der Niederlande untergrub, lag tiefer, als die Verhältnisse und Bewegungen des letzten Jahrhunderts; es war immer da in der Menschheit, es reichte noch höher hinauf: mit der Rebellion des ersten Engels gegen Gott begann die Reihe der Revolutionen. Was die Titanensage nur in dunkeln Umrissen mythenhaft andeutete, darüber gab dem Dichter sein Glaube volle und klare Gewißheit: daß die Tragik der Menschengeschichte schließlich in der Empörung gegen Gott, in dem Geheimniß der Sünde wurzelt, daß der Stolz der Creatur, der Mißbrauch des freien Willens die friedliche, ursprüngliche Weltordnung gestört und Katastrophe um Katastrophe über die Menschheit hereingeführt hat.

Nicht die eine oder die andere dieser Betrachtungen, sondern sie alle zusammen in ihrer innern Gedankenverbindung, angeregt von den schmerzlichen politischen Erfahrungen, welche der Dichter im Laufe eines halben Jahrhunderts gemacht, inspirirten den Lucifer und leiteten die Ausführung des großartigen Stoffes. „Diesem unglücklichen Vorbild Lucifers," so sagt Vondel in der Widmung, „des Erzengels und einstmals des herrlichsten über alle Engel, folgten seither, fast durch alle Jahrhunderte hin, die rebellischen Gewalthaber, von denen die alte und die neue Geschichte zeugt, und sie zeigen, wie Gewalt, Schlauheit und listige Anschläge der Ungerechten, ob auch vermummt in den Schein des Rechts und der Gesetzlichkeit, eitel und kraftlos sind, so lange Gottes Vorsehung über den heiligen Mächten und Stämmen waltet, zur Beruhigung und zum Frieden der verschiedenen Staaten, die ohne ein gesetzliches Oberhaupt in keiner bürgerlichen Gemeinschaft bestehen können, weßhalb Gottes Wort selbst, zum Besten des Menschengeschlechts, diese Autorität wie seine eigene im selben Athemzug befestigt hat, indem es gebot, Gott und dem Kaiser zu geben, was Jedem von Rechtswegen zukömmt."

Wir sehen, wie innig hier die politischen Anschauungen Vondels mit seiner Auffassung des tragischen Stoffes zusammenhängen. Doch wie man deßhalb jene in's Auge fassen muß, um die Dichtung richtig zu würdigen, so wäre es durchaus verfehlt, in dem Stücke selbst nur oder vorzugsweise eine politische Allegorie, sei es auf Cromwell, sei es auf Wilhelm den Oranier, erblicken zu wollen [1].

---

[1] Vondel selbst nennt Cromwell einen „vermombe Lucifer". Über die Anspielungen auf den Abfall der Niederlande vgl. Dr. Jonckbloet im Overijselschen Al-

Digitized by Google

In der Ausführung hielt er sich ganz an den dogmatisch-religiösen Stoff und vertiefte sich zunächst darin mit jener Gewissenhaftigkeit, mit welcher er immer die Vorstudien zu seinen Dramen zu machen pflegte.

Er kennt genau die Bibelstellen bei Isaias[1] und Ezechiel[2], von welchen der höchste der gefallenen Engel den Namen Lucifer sich herschreibt. Er weiß, daß daselbst zunächst vom Sturz der Könige von Babylon und Tyrus die Rede ist, daß sich aber die bildliche Beziehung auf die Engelwelt sowohl auf den Ausspruch Christi bei Lucas[3], als auf die uralte Überlieferung der Väter stützt. Während hiermit der Stolz als Hauptursache des Falles bezeichnet ist, geben der hl. Petrus[4] und Judas[5] Thaddäus weitere Aufschlüsse über die Zahl und über das traurige Loos der gefallenen Engel, über einen Kampf zwischen guten und bösen Engeln, über eine bevorzugte Stellung des hl. Michael in diesem Kampfe. Daß Neid gegen die Menschen sich dem Stolze der abtrünnigen Engel gesellte, entnahm er der Lehre der Väter, besonders der hierauf bezüglichen Stelle des hl. Cyprian[6], die er im Vorbericht anführt: „Auf die Majestät der Engelsnatur vertrauend, überließ sich jener, der Gott so angenehm und theuer war, nachdem er den Menschen nach dem Bilde Gottes geschaffen sah, in bösem Neide der Eifersucht, ward selbst durch seine Eifersucht gestürzt, ehe er seinen Rivalen durch die Gewalt seiner Eifersucht stürzen konnte, ward gefangen, bevor er fing, fiel dem Untergang anheim, ehe er den Untergang bereiten konnte, und verlor selbst das, was er früher war, während er von Neid getrieben dem Menschen die Gnade der Unsterblichkeit entriß." Wie dieser Neid sich genauer entwickelte, darüber hielt sich Vondel an die Erklärungsweise angesehener Theologen, welche, gestützt auf den Hebräerbrief (1, 6), annahmen, daß Gott den Engeln den Plan der Menschwerdung geoffenbart und von ihnen die Anbetung des Menschgewordenen verlangt, und daß in der Empörung gegen diesen Heilsplan (welche Stolz und Neid zugleich in sich schloß) die Sünde der Engel bestanden habe[7]. So wächst die ganze Tragödie aus einem tiefen, dogmatischen Kern hervor, welcher keimartig die ganze Lehre von den Engeln in sich schließt.

Erst in der weiteren dichterischen Ausschmückung, zu welcher Vondel übrigens bestmöglichst die theologische Lehre und Überlieferung herbeizog, wird die innere Verwandtschaft sichtbar, welche die Rebellion Lucifers mit allen Revolutionen gemein hat, indem der Dichter eben genöthigt ist, die unsichtbaren Geister als menschliche Wesen zu zeichnen. Da gestaltet sich denn die

---

manak voor Oudheid en Letteren, 1850. In seiner Literaturgeschichte betont er den allegorischen Charakter des „Lucifer" wohl zu sehr. Van Vloten, Jonckbloets zoogenoemde Geschiedenis, p. 34.

[1] Is. 14, 12 ff. [2] Ezech. 28, 1 ff. [3] Luc. 10, 18.

[4] 2 Petr. 2, 4. [5] Judas 1, 6.

[6] Cypr. de zelo et liv. (bei Aug. de Bapt. c. Don. c. 8). Daneben beruft sich Vondel auch auf Gregor d. Gr. und den hl. Bernhard.

[7] Vgl. Suarez, De Angelis. l. VI. c. 13. n. 13 sq. und c. 15. n. 24 sq.

Digitized by Google

Engelwelt zu einer Doppelordnung, welche nicht undeutlich die damalige Staatsordnung der Niederlande spiegelt. Lucifer, Gottes Statthalter (stedehouder), nimmt den Erzengeln Michael, Gabriel, Raphael gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie die oranischen Statthalter gegenüber den selbständigen Regierungen der Einzelstaaten, oder vielleicht besser gesagt, wie Wilhelm, der erste Oranier, gegenüber der spanischen Herrschaft. Denn ursprünglich ist zwischen dem Statthalter und den Erzengeln kein Dualismus vorhanden, er gehört mit in die einheitliche, harmonische Ordnung, von den andern Engeln ebenso geliebt und verehrt, wie von Gott bevorzugt.

Wie Wilhelm der Schweigsame, einst der Günstling Karls V., auch von Philipp II. ausgezeichnet, zum Statthalter über Holland und Utrecht, zum Ritter des goldenen Vließes, zum ersten Mitglied des Staatsrathes erhoben wurde, so steht Lucifer am Beginn des Stückes als der Liebling Gottes da. Aber der Liebling ist doch darum nicht der unumschränkte Herr — es muß noch für Andere Raum bleiben. Doch das gerade erträgt der Liebling nicht. Was die Niederländer zur Empörung führte, das war im Grunde Neid auf die vielen Fremden, die Spanier, die Philipp zu den höchsten Staatsämtern berief. Adam, der Mensch, ist der „Granvella", dessen Erhöhung der stolze Lucifer nicht erträgt. „Plakkaten" heißen die Erlasse, welche Philipp II. gegen die Protestanten erließ — „Plakkaten" heißen die Befehle, in welchen Gabriel zur Anerkennung der göttlichen Decrete auffordert. An Wilhelm den Oranier richtete Philipp hauptsächlich die Forderung, die Plakkaten" auszuführen — Lucifer wird mit der Ausführung der „Plakkaten" betraut. Trotz aller erlangten Bevorzugung stellt sich Wilhelm — und ebenso Lucifer — an die Spitze der Mißvergnügten und kündigt seinem Herrscher den Gehorsam auf. Wie die Geusen über Granvella, so klagen die Luciferisten über Adam, den „Niedriggeborenen", den „Erdwurm", den „Fremdling", den „Gemeinen", der die Krone tragen soll und die Macht des Statthalters bedroht. Wie die Häupter der Geusen die Livreen ihrer Diener auf Brederode's Rath abschafften, so gebietet Lucifer den Seinen, den Hofschmuck und ihre Livreen abzulegen. Die Klagen der widerspänstigen Engel sind jene der Geusen — Klagen über fremde Söldner im Land, über Rechtsbruch und Verletzung der Verträge, über Umstoß der alten Ordnung. Dem eigentlichen Kampf gehen noch Unterhandlungen vorher, wie sie Ludwig von Nassau, Philipp von Marnix und Heinrich von Brederode mit Margaretha von Parma führten. Apollion, Belial und Beelzebub bringen dieselben Sophismen vor und wenden dieselben demagogischen Künste an, wie die Unterhändler der Geusenpartei[1]. Michael

[1] Erst sollen die Massen aufgeregt und ihre Klagen geschürt werden. Apollion und Belial denken dabei ihrem Freunde Beelzebub dieselbe Rolle zu, die Brederode bei dem niederländischen Aufstand spielte:

„Dann diente Beelzebub, ein Fürst von großem Ansehn,
Sein Wappen ihrem Recht und ihrer Klage anzuhängen."

Denn Brederode führte als Wappen den Löwen der Grafen von Holland, von denen

Digitized by Google

entläßt sie mit derselben Antwort, wie Margaretha von Parma die niederländischen Unterhändler. Wie die Geusen bei ihrem Aufstand gegen den Herzog von Alba dem König noch Treue bis zum Bettelsack gelobten, so eifern die Luciferisten für Gott und Lucifer, für Gottes Reich, für Gottes Recht, für Gottes Ehre gegen die Ausländer und Fremden, die seinen Namen erniedrigen. Lucifer führt bei seiner Krönung dieselbe Sprache, wie der große Schweiger, als die Geusen ihn zum Führer erkoren. Dieselbe Analogie zieht sich auch in den Kampf der Engel hinein — gleich Wilhelm bleibt Lucifer saevis tranquillus in undis; gleich ihm wird er dreimal zurückgeschlagen und dringt dreimal wieder vor; zwei Drittel der Niederländer bleiben treu, ein Drittel fällt ab — zwei Drittel der Engel bleiben treu, ein Drittel stürzt in den Untergang. Die Verwandlung Lucifers in ein Ungeheuer, das aus sieben Thieren zusammengesetzt ist (Drache, Löwe, Schwein, Esel, Affe, Wolf, Rhinoceros) wird auf die sieben Todsünden gedeutet, doch ist die Vermuthung van Lenneps nicht unbegründet, daß Vondel an die sieben Provinzen gedacht haben mag, die seit dem Abfall unter der Führung des Oraniers standen und in traurigem innerem Parteihader die bittern Früchte ihres Abfalls ernteten.

So verkörpert sich das erhabene Mysterium des Falles der Engel in den Gestalten und Farben einer noch nicht weit entliegenden Zeitgeschichte. Nicht gesuchte Anspielung, sondern innere Verwandtschaft rückt den ältesten Kampf der Geisterwelt in das lebendige Interesse der Gegenwart, gibt dem Unsichtbaren faßliche Form und lebendige Färbung und durchglüht die Dichtung mit lebensvoller Wärme und Leidenschaft. Dem Fremden, Fernestehenden kann

---

er abstammte, und war bei der Menge sehr beliebt. Aber das sollte nicht rasch, sondern vorsichtig, mit Winkelzügen geschehen:

Niet plotsling, maar allengs, en als door zijdegangen.

Der Statthalter (Lucifer) sollte den Widerstand mit seiner Macht unterstützen, erst sich verstellen und im Rath seine Vorstellungen machen, dann aber, zurückgewiesen, sich an die Spitze des Aufstandes stellen:

„Im Rathe mag er seine Vorstellungen machen
Und ducke sich ein Weilchen, dann geb' er die Sporen
Und fliege zu dem aufständischen Heer,
Das einen Führer braucht."

Genau die Taktik Wilhelms von Oranien. Beelzebub (Brederode) regt die Massen so auf, daß sie sofort losschlagen wollen. Er hält sie aber zurück und reicht erst eine Bittschrift (smeekschrift) in ihrem Namen ein, wie Brederode 1566 in Brüssel:

Ik wil u voortreên naar den troon van 't groot paleis,
En ons gerechtigheid bemiddelen door peis.

Die Forderung der Luciferisten lautet wie jene der Geusen:

Men stell' geene amptenaars van 't hemelsch vaderland
Beneden 't aardsch geslacht.

Digitized by Google

jene ursprüngliche Kraft und Frische des Zeitcolorits nur durch eingehende Commentation zugänglich gemacht werden. Wir müssen uns darum begnügen, die Dichtung kurz nach ihren theologischen Grundlinien zu skizziren.

Der Schauplatz des Stückes ist der Himmel. Die handelnden Personen sind die drei Erzengel: Gabriel, der Herold der göttlichen Geheimnisse, Raphael, der Seelenarzt und der Beschirmer, Michael, der Feldoberste der himmlischen Heerschaaren, Uriel, dessen Schildknappe, und ein Chor von guten Engeln; ihnen gegenüber Lucifer, der Statthalter Gottes, die rebellischen Engelsfürsten (Oversten): Beelzebub, Belial, Apollion und eine Schaar aufrührerischer Engel, Luciferisten. Während Lucifer sein gigantischer Stolz charakterisirt, zeigt sich Beelzebub als neidischer Aufwiegler, Belial als schlauer, boshafter Unterhändler; Apollion ist gewissermaßen als der Geist der Wollust und des Sinnengenusses angedeutet.

Von einer Luftfahrt nach der Erde zurückgekehrt, schildert der Feldoberste Apollion seinen Genossen Belial und Beelzebub, was er geschaut: das herrliche Wohnhaus, das der Höchste seinem Liebling, dem Menschen, gebaut; den Wonnegarten, in welchem sich alle Pracht und Schönheit der sichtbaren Schöpfung vereinigen; die königliche Herrschaft, die Adam über alle Reiche der Natur ausübt; das Glück des ersten Menschenpaares, das, von dem Segen des Allmächtigen begleitet, das ganze Erdenrund bevölkern, das Glück der Gotteskindschaft auf Tausende, ja Millionen von Nachkommen vererben und in seliger Unsterblichkeit das Loos der Engel theilen soll. Nur in kurzen Fragen und Bemerkungen unterbrechen die beiden andern Himmelsfürsten die hinreißende Schilderung des Paradieses, die Zug um Zug in allen dreien den Keim des Neides erweckt und steigert. Dann erscheint Gabriel, der Engel der Menschwerdung, verkündet das Herniedersteigen des ewigen Wortes auf die Erde und dessen gnadenreichen Bund mit der menschlichen Natur, und fordert die Engel auf, sich in Demuth und Liebe vor Gottes Rathschluß zu beugen. Während die drei Fürsten schweigend vor sich hinstarren, leistet der Chor der Engel in majestätischem Gesang die verlangte Huldigung.

Strophe.

Wer thront so hoch, wer thront so tief
Im unerforschten Schooß des Lichts?
Nicht Zeit mißt ihn, nicht Ewigkeit,
Kein Kreis umspannt ihn mit Grenzen.

Digitized by Google

Ohne Gegengewicht beſteht er in ſich,
Ohne Stütze von Außen ruht er in ſich,
Und umfängt in ſeinem Weſen,
Was um ihn und in ihm, wandellos,
Den einen, einigen Mittelpunkt kreist,
Der Sonnen Sonne, der Geiſt, das Leben,
Des Erforſchten Seele, des Unerforſchten,
Das Herz, die Brunnader, der Ocean,
Der Born alles Guten, das ihm nur entquillt,
Durch ſeine Gnade allein beſteht,
Sein Allvermögen, ſeine Weisheit,
Die aus dem Nichts es rief in's Sein,
Eh' dieſer Palaſt, der Himmel der Himmel,
Die Zinnen ſtrahlend hob empor,
Wo wir mit dem Fittig das Auge verhüllen
Vor allen Glanzes Majeſtät,
Und ſchwindend ſinken in heiliger Scheu
Auf das Antlitz nieder. Wer iſt er?
Nennt ihn, beſchreibt ihn mit Seraphsfedern —
Oder reicht kein Gedanke, kein Wort hier aus?

Gegenſtrophe.

Das iſt Gott — das unendliche, ewige Weſen
Von allen Dingen, die Weſen haben.
Vergib uns Du, nicht würdig zu preiſen,
Von Allem was lebt und des Lebens entbehrt
Nicht ausgeſprochen noch auszuſprechen,
Vergib uns Du und ſprich uns frei,
Daß keine Zunge, kein Bild, kein Zeichen
Dich melden kann. Du warſt, Du biſt,
Du bleibſt Dir gleich. Alles Engelwiſſen,
Alle Engelsſprache, ſchwach, unzulänglich,
Iſt nur Entheiligung und Schmähung.
Denn Jeder trägt ſeinen eigenen Namen
Außer Dir. Wer aber kann Dich nennen
Bei Deinem Namen? Wer wurde geweiht
Zu Deinem Orakel? Wer darf ſich rühmen?
Denn Du allein biſt, der Du biſt,
Dir ſelbſt bekannt und Niemand ſonſt.
Dich ſo zu kennen, wie Du wareſt,
Strahlender Quell der Ewigkeit,
Wem iſt dieß Licht geoffenbaret?
Wem iſt des Glanzes Glanz erſchienen?
Das Schau'n iſt höh're Seligkeit,
Als wir von Deiner Gnad' entlehnen,
Das überſchreitet Maß und Ziel
Von unſerm Können. Wir veralten
In unſrer Dauer. Du nimmermehr.

Dein Wesen muß uns tragen, stützen:
Erhebt die Gottheit, singt ihr Lob.

Schlußstrophe.

Heilig, heilig, aber heilig,
Dreimal heilig! Preis sei Gott!
Außer Gott ist nirgends Frieden,
Heilig ist sein Machtgebot.
Laßt anbetend uns umfangen
Seinen Rathschluß und Befehl,
Laßt uns überall verkünden,
Was der treue Gabriel
Kam als Herold uns zu lehren;
Laßt uns Gott in Adam ehren;
Alles, was Gott will, ist gut.

Das ist die kurze, einfache Exposition. Gott, Engelwelt, Menschenwelt, das Paradies, der göttliche Weltplan treten in wenigen grandiosen Zügen vor unser Auge. Die Schönheit des ewigen Rathschlusses rafft den Geist hin, einzustimmen in das herrliche Chorlied der Huldigung. Aus dem Wonnegarten des irdischen Paradieses entrückt uns der Dichter gleichsam in das selige Schauen der Gottheit, in den Jubel des himmlischen Paradieses hinüber. Der ungeheure Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf, die unbegreifliche Liebe Gottes zum Engel und Menschen, die Harmonie beider Welten, der Geisterwelt und der Menschenwelt, läßt eine Störung dieser Ordnung, eine Rebellion als Wahnwitz, als grenzenloses Unglück, fast als Unmöglichkeit erscheinen. Und doch, der freie geschöpfliche Wille ist da und mit ihm das Geheimniß der Sünde. Über den Sonnenglanz des Paradieses lagert sich die düstere Wolke des Ehrgeizes und des Neides. In den rauschenden Huldigungseid des Engels mischt sich das rebellische Losungswort des Aufruhrs: Non serviam!

Jetzt tritt Lucifer auf, der schöne Morgenstern der Geisterwelt. Wenn auch bereits umdüstert von Stolz und Neid, schwebt die Gottesidee noch groß und gewaltig seinem Geiste vor. Trauernd will er vor dem Allmächtigen die Waffen strecken, dem „Sohn des sechsten Tages" den Vorrang räumen und sich in dumpfem Groll dem Unvermeidlichen fügen. Doch Beelzebub tritt ihm als Stimmführer seiner eigenen Leidenschaft entgegen, malt ihm das Unvermeidliche als unerträgliche Demüthigung vor, verhüllt ihm den Gottesgedanken mit dem täuschenden Gaukelbild eigener Macht, und Lucifer umfaßt den Plan des Aufruhrs als den einzigen Ausweg aus seinem innern Kampfe, als eine verhängnißvolle Nothwendigkeit, die sich nicht mehr bewältigen läßt. So findet ihn Gabriel, welcher kommt, seine Huldigung entgegenzunehmen. Umsonst beruft sich der Bote der Menschwerdung auf die unumstößlichen Rechtstitel der göttlichen Forderung. Jeder dieser Titel drängt den ein-

Digitized by Google

mal irre gegangenen Geist weiter auf der schiefen Bahn. Er erklärt die Menschwerdung als eine Erniedrigung Gottes und gibt seinem Aufruhr den gleißnerischen Vorwand, Gott selbst gegen jene Erniedrigung zu beschirmen. Er will nicht warten, bis der menschgewordene Gott das räthselhafte Buch seiner Geheimnisse entsiegeln, seine Erniedrigung in die höchste Glorie verwandeln wird. Er will selbst wissen, richten, selbst der Erste sein. Feierlich schleudert er Gott den Absagebrief zu:

Bei meiner Krone, Alles setz' ich d'ran!
Hoch über aller Himmel Sternenglanz,
Hoch über allen Kreisen dieser Welt,
Auf ihren Zinnen bau' ich meinen Thron.
Der Himmel Himmel fordr' ich zum Palast,
Zum Thron den Regenbogen mir, zum Mantel
Das Sternenzelt, zum Schemel mir den Erdball.
Auf einem Wolkenwagen, hoch und schnell
Will ich, durch Luft und Licht, mit Blitz und Donner
Zu Staub zermalmen, wer sich widersetzt,
Sei's oben, unten, sei's der Feldherr selbst.
Ja, eh' wir weichen, soll dieß Himmelsblau,
So fest, so stolz gebaut, mit seinem hehren Bogen
In Trümmer geh'n, vor unserm Aug' zerstieben,
Soll ausgerenkt aus allen seinen Fugen,
Ein mißgestalter Rumpf, der Erdball schau'n
Des ganzen Weltalls wunderbare Pracht
Zerstört, verwirrt in's Chaos wiederkehren —
Laßt seh'n, wer Lucifer Trotz bieten kann.

Trotzig wie er, gesellen sich die bisherigen Engelsfürsten Beelzebub und Apollion dem vermessenen Aufrührer bei und verwandeln den lichten, friedlichen Himmel in eine Stätte finsterer Verschwörung. Belial und Apollion ziehen aus, unter den himmlischen Heerschaaren den Aufruhr zu predigen. Trauernd sieht der Chor das Licht des Himmels umdüstert und den Frieden der Geisterwelt gestört. Das ist der zweite Act.

Der Brand greift nun um sich. Luciferisten und Chor suchen einander in brüderlichem Wechselgespräch gegenseitig für ihre Sache zu gewinnen. Apollion und Belial schüren die Aufregung; Beelzebub, dieselbe anscheinend zurückdrängend, steigert sie mit demagogischen Künsten auf's Äußerste. Während er dem herbeikommenden Feldherrn Michael die Zusammenrottung gleißnerisch zu vertuschen sucht, treten die Luciferisten offen hervor und kündigen den Gehorsam auf. Michael sammelt die treuen Engel um sich, die gefallenen erwählen Lucifer zu ihrem Feldherrn. Als wackere Aufrührer pochen sie alle auf ihre angeblich

Digitized by Google

verletzten Rechte, und Lucifer ruft, als erwählter Herrscher von Volkes Gnaden, die drei Haupträdelsführer zu Zeugen auf, daß er nur aus Noth dem allgemeinen Ruf Folge leiste.

Lucifer. Ich tröste mich, Gewalt zu wehren mit Gewalt.
Beelzebub. So steig empor die Stufen, wack'rer Held!
Nimm deinen Thron, Statthalter, laß uns schwören!
Lucifer. Fürst Beelzebub, Ihr zeugt, und Ihr, durchlaucht'ge Herren,
Apollion, Ihr zeugt, Ihr zeugt, Fürst Belial,
Daß ich aus Zwang nur dieser Last mich beuge,
Herr über dieses Gottesreich zu sein,
Um Noth und Jammer von ihm abzuwehren.
Beelzebub. Die Fahne her, den Fahneneid zu schwören:
Treu Gott zu sein, treu unserm Morgenstern!
Luciferisten. Wir schwören's beiden: Gott und Lucifer.
Beelzebub. Bringt Weihrauch nun, ihr gottgetreuen Schaaren!
Bringt Lucifer das Weihrauchopfer dar
Und süßen Duft aus reichgefüllter Schale!
Steckt Lichter an! Laßt eure Fackeln lodern!
Stimmt ihm ein Loblied an, laßt Sang, Musik,
Posaunen und Schalmeien ihm erklingen,
Gebt ihm in frohem Festzug das Geleite.

Der Chor der Luciferisten folgt diesem Aufruf und gibt Lucifer zum Krönungszuge feierliches Geleit. Der Chor der guten Engel betrauert den ausgebrochenen Bürgerzwist des bisher so friedlichen Geisterreiches.

Im folgenden (IV.) Act stehen sich die beiden Parteien als geschlossene Heerlager gegenüber. Fürst Michael waffnet sich zur Schlacht. Lucifer hält Kriegsrath. Liebe und Freundschaft drängt Raphael, noch einen Versuch zu machen, den stolzen Engel zur Pflicht zurückzuführen und den bewaffneten Aufstand durch seine Unterwerfung beizulegen.

Raphael. Erbarmen, Lucifer! Schon' dein. Nicht trage
Den Harnisch wider mich, der ich in Trauer
Um dich hinschmachte. Rettung bring' ich dir,
Der Gnade Balsam. Aus der Gottheit Schooß
Stieg ich hernieder, die nach ihrem Rathschluß
Dich über zwölf gekrönte Legionen
Als Fürsten auf den Ehrenthron berief.
Welch finstre Wuth hat deinen Geist verwirrt?
Sein Ebenbild, sein Siegel hat der Höchste
Auf's Haupt dir, an die heil'ge Stirn geprägt,
Mit Schönheit dich, mit Weisheit und mit Huld,
Mit Allem überströmt, was ungemessen
Des Reichthums unerschöpftem Born entquillt.
Aus Wolken strahltest du von Thau und Rosen

Im Paradies, vor Gottes Sonnenglanz.
Perlen, Smaragden streiften dein Gewand,
Türkis, Diamant, Rubin und lautres Gold;
Das schwerste Scepter ward in deine Rechte
Gedrückt, als unter Trommel- und Posaunenschall
Du rauschend stiegst durch der Gestirne Kranz
Empor an's Licht. Und du willst ruchlos nun
Vom Thron dich stürzen, all die Pracht zerstören
Und Herrlichkeit? Du willst den hehren Glanz,
Der uns verdunkelt, der den Himmel ziert,
Umschaffen zum verworr'nen grausen Knäuel
Von Schreckgestalten, wüsten Ungeheuern,
Geierklauen, Drachenköpfen, Schreckniß, Greuel?
Tief unten sollen dich des Himmels Augen,
Die Sterne, schauen, jeder Ehre bar,
Der Macht beraubt, der Majestät entkleidet,
Weil du geschändet deine alte Treue?
Gott wend' es ab, deß Antlitz ich erschaue
Im sel'gen Licht, wo wir zu sieben stehen,
An seinem Throne dienen, zittern, beben
Vor seiner Majestät, die uns umstrahlt,
Erquickt, belebt, was immer lebt und athmet.
Fürst! Laß mein Bittwort dir zu Herzen gehen;
Du kennst mein treues Herz, um dich bekümmert.
Reiß' ab den trotzigen Kamm, schüttle ab den Harnisch,
Wirf aus der Hand die Streitart, wirf den Schild
Aus deiner andern. Streb' nicht höher! Beuge,
O beuge dich und streck' dein stolzes Banner,
Und senk' den Fittig vor der Gottheit Glanz,
Eh' von des Ruhmes Thron, den höchsten Zinnen
Er dich zermalmend schmettert in den Staub,
Wo von dem Stamm der Geister keine Wurzel,
Kein Zweig, kein Leben, kein Gedächtniß sprießt!
Das wär' ein Leben voller Pein und Qual:
Verzweiflung, Tod, des ew'gen Wurmes Nagen,
Zähnknirschen magst alsdann du Leben nennen.
O beuge dich! Halt ein! Noch biet' ich Gnade;
Ergreif' den Ölzweig. Nimm! Sonst ist's zu spät.

Lucifer. Nicht Drohung hab' ich, Herr, verdient, nicht Zorn.
Mein Heer hat Gott und Lucifer geschworen,
Unter des Himmels Eid dieß Banner aufgepflanzt.
Streut aus im Himmel, was ihr wollt: ich fechte
Den Krieg für Gott, zum Schutze seiner Chöre,
Für ihr verbrieftes, angestammtes Recht,
Das ihnen zukam durch die Erstgeburt,
Eh' Adam sah die Sonne, eh' der Tag
Sein Paradies beschien. Kein Königsjoch
Von Menschen soll der Geister Nacken quälen,
Kein Engel soll mit seinem freien Hals

Digitized by Google

Als Sklav und Diener stützen Adams Thron;
Soll' auch ein Pfuhl uns allesammt verschlingen
Mit so viel Sceptern, Kronen, Licht und Pracht,
Als Gott aus seinem Busen uns bescheerte
Für jetzt und immer; berste, was da birst.
Ich steh' für's heil'ge Recht, durch Noth gezwungen,
Durch Klagen, Seufzer Tausender von Zungen,
Trotz meines Widerstands vorangedrängt.
Geh', sage das dem Vater, unter dem
Für's Vaterland ich dienend hob das Banner.

Raphael. Wozu verblümst du, Fürst, dein wahres Sinnen
Vor dem allseh'nden Aug'? Ihm hehlst du nichts.
Ein Strahl von seinem Haupt enthüllt dein Dunkel,
Den Ehrgeiz, der so plump dich aufgebläht.
Wie quält dein Geist sich, das Gespenst zu bergen!
Mir graust davor, es sträuben sich die Haare.
Verirrter Morgenstern, o schone dein!
Kein Trug verhüllt dich dem Allwissenden.

Lucifer. Trug, Ehrgeiz? Wo ließ ich's an Pflichttreu' fehlen?

Raphael. Was hast im Herzen heimlich du gesprochen?
„Aufsteigen will ich zu des Himmels Spitze
Durch alle Wolken, alle Sterne hin,
Gott selbst gleich, Gnade keiner Macht erweisen,
Die huldigend mir nicht den Lehnseid leistet,
Und keine Majestät erheb' ihr Scepter,
Bis ich belehne sie von meinem Throne!"
Verhüll' dein Antlitz, senke Knie' und Fittig!
Begehre über uns nicht höh're Macht.

Lucifer. Wie? Bin ich Gottes Stellvertreter nicht?

Raphael. Beschränkte Macht gab dir der Unumschränkte.
In seinem Namen nur gebietest du.

Lucifer. Wie lange? Bis Fürst Adam uns beschämt
Und über unsre Engelwelt erhaben
Im Himmel an der Seite Gottes thront.

Raphael. Will Gott die höchste Macht mit Mindern theilen,
Setzt er die erste Kron' dem Menschen auf,
Salbt er zum König ihn, zum Haupte Aller,
Die heut' und jemals Kron' und Scepter führen,
Lern' dich demüthig beugen seinem Rathschluß.

Lucifer. Das ist der Wetzstein, der mein Schlachtschwert schärft.

Raphael. Sinnlos schärfst du's für deinen eig'nen Nacken.
Bedenke, wo wir steh'n. Der Himmel duldet
Haß, Mißgunst, Neid und Hoffart nicht; sein Zorn
Droht diesen Schandfleck rächend auszutilgen.
Verstellung hilft nicht. Niemand deckt den Frevel
Vor der allseh'nden Sonne, vor dem Auge,
Das Alles schaut. O Freund! Wo ist dein Glanz?

Digitized by Google

Doch alle Gründe der Vernunft, der Liebe, der Freundschaft — alle Verheißungen und Drohungen scheitern an dem Ehrgeiz des aufrührerischen Engels. Obschon ihm die Hoffnungslosigkeit seines Anschlags quälend vorschwebt, stürzt er sich verzweifelnd in den Kampf, während der Chor der guten Engel zum letzten Mal um Gnade für ihn fleht.

Bei Beginn des letzten Actes (V.) ist die Geisterschlacht schon geschlagen. Aus dem Kampf zurückgekehrt, erzählt Uriel, der Schildknappe Michaels, dem Erzengel Raphael den Verlauf des ganzen Treffens, den Auszug der beiden Heere, den Zusammenstoß, das Handgemenge, Michaels Sieg, Alles mit den Farben einer gewaltigen Feldschlacht, in lebendigster Anschaulichkeit, aber zugleich in grandiosen, erhabenen Zügen. Es ist ein Meisterstück dramatischer Schlachtmalerei. Vom Siegeslied der Seinen umrauscht, betritt Michael die Bühne und rückt die vollzogene Katastrophe, so weit möglich, in die Gegenwart. Doch die Schlacht und Überwindung der himmlischen Kriegsheere ist nur der erste Theil der Katastrophe. Während Michael demüthig und ernst seinen Sieg feiert, erscheint als zweiter Bote Gabriel und bringt die Schreckensnachricht vom Fall der ersten Menschen. In eine Wolke sich hüllend, hat der entthronte und geschlagene Lucifer sich auf die Erde niedergelassen und durch boshafte List die Menschheit in seinen Fall verstrickt. Die Seligkeit des Paradieses, welche am Beginn des Stückes so glänzend sich aufthat, ist gestört, der Friede gelöst, die Unschuld verloren. Mit den ungehorsamen Engeln, die besiegt in den Abgrund taumeln, stürzt eine zweite Welt, die von Engeln beneidete Ordnung der ursprünglichen Gerechtigkeit, der gottgeheiligten Menschheit, in Trümmer. Der ganze Bau des ersten göttlichen Weltplanes sinkt ein. Engel und Menschen zieht der Stolz des vermessenen Lucifer mit sich in den Abgrund, in ein Verderben, aus dem die Menschheit sich aus eigener Kraft nicht mehr emporraffen kann, aus dem sie nur die Demuth eines menschgewordenen Gottes wieder erhebt. Die ganze erschütternde Tragik des Sündenfalls hat Vondel hier in einen Brennpunkt zusammengefaßt, und mit dramatischer Unmittelbarkeit tritt sie vor uns, indem Michael, der Sieger, das Strafurtheil der göttlichen Gerechtigkeit verkündigt, der Chor auf den Trümmern der untergegangenen Welt das Rorate coeli anstimmt.

Michael. Uriel! Schildknappe, der das Recht du wahrst,
Das Unrecht strafst, ergreif' dein Flammenschwert.

Digitized by Google

Flieg' hin und treib' die Zwei aus Eden fort,
Die Gottes erſte Forderung ſo blind,
So ſchnöd' verletzten. Stell' dich an das Thor,
Bewache das entweihte Paradies;
Wehr' die Verbannten ab vom Baum des Lebens,
Laß ſie nicht pflücken von dem heil'gen Obſt,
Nicht Speiſe koſten der Unſterblichkeit.
Als Wache ſtell' ich dich vor Hof und Baum,
Daß Adam draußen ſchweiſe, früh und ſpät
Das Feld umack're und die träge Scholle.

Ozias, deſſen Hand die Gottheit ſelbſt
Den ſchweren, diamant'nen Hammer ſchenkte
Und Ketten von Rubin und ſpitze Klammern,
Geh' hin, fang' ein und ſchlag' in deine Feſſeln
Dieß Heer von Höllenthieren, Löwen, Drachen,
Die wutherfüllt uns dräu'n. Säub're die Luft
Von dem verfluchten Schwarm, kette ihren Nacken,
Die Tatzen feſt!
Des Höllenpfuhles Schlüſſel
Sei, Azarias, deiner Hut vertraut.
Pferche unſere Feinde in die grauſen Höhlen.

Und du, Macedo, nimm den Feuerbrand,
Steck' an den Schwefelſee im Bauch der Erde
Und quäle Lucifer, des Unheils Stifter,
In ew'ger Gluth, gemengt mit eiſ'gem Froſt,
Wo Trauer, Wuth, Verſtocktheit, Hunger, Durſt,
Unſühnbarkeit, vermeſſ'nen Frevels Rache,
Gehüllt in Rauch, der Gottheit Glanz entzogen,
Den Fluch bezeugen, den der Herr der Welt
Heilig, gerecht, endgiltig hat gefällt,
Indeß der Sproſſe aus Adams Stamm geboren
Glorreich erneuert, was die Schuld entſtellt,
Und Alles herſtellt, was der Menſch verloren!

Chor.

Komm', der du der Schlange Haupt
Sollſt zertreten, von der Erbſchuld
Adams die geſunk'ne Menſchheit
Retten, und für Eva's Kinder
Einſt ein ſchön'res Paradies
In des Himmels Raum erſchließen!
Komm', Erlöſer, komm'! Wir zählen
Die Jahrhunderte, die Jahre
Und die Tage und die Stunden,
Da du nahſt mit deiner Gnade,
Die Natur, des Fluchs entbunden,
Wiederherſtellſt, ſchön're Pfade

Digitized by Google

Führest, und der Engel Throne,
Jetzt verwaist und öd und leer,
Füllst mit einem sel'gen Heer!

„Lucifer" kam bald nach seiner Vollendung zweimal auf die Amsterdamer Bühne — am 2. und am 5. Februar 1654. Die Bühnendirection hatte unter großem Kostenaufwand eigens einen Bühnenhimmel mit complicirten Apparaten für das Stück einrichten lassen. Es fand unter den Freunden der Poesie und der Schauspielkunst begeisterte Aufnahme, erregte aber ebenso der Zionswächter höchsten Zorn. Sie entdeckten in dem Stück „unheilige, unkeusche, abgöttische, falsche und ganz vermessentliche Dinge, spitzfindige Ausgeburten eines menschlichen Gehirns". Von mehreren Kanzeln ward der Kreuzzug gegen Vondel und gegen seinen Lucifer gepredigt. Es sei Frevel, hieß es, solche biblische Stoffe, ja sogar den ganzen Himmel mit seinen Engeln auf die Bühne zu bringen. Es sei Entheiligung, das Heilige und Göttliche so mit dem Menschlichen zu vermengen und zum Bühnenspiel herabzuziehen. Der ärgste der Polterer war Peter Wittewrongel, ein Seeländer. Er predigte fast täglich gegen das Theater und nannte die Schauspiele „Schulen der Eitelkeit, Götzenhügel der Sünde, Überbleibsel des Heidenthums, Anleitung zu Sünde, Gottlosigkeit, Unreinigkeit, Leichtfertigkeit und Zeitverlust". Noch am 5. Februar, an welchem „Lucifer" zum zweiten Mal gegeben werden sollte, versammelte sich der Kirchenrath, um dieser Religionsgefahr zu steuern. Das Protocoll darüber lautet:

„Vormittags nach Abgang der Diaconen Wird dem Kirchenrath Bekannt ghemacht, daß eine Tragödi ghemacht ist durch Joost vanden Vondel ghenannt Luisevaers Trauerspiel, von dem Fall der Engelen handelnde und auf eine Fleischliche manier die hohe materie von den Tiefen Gottes mit vielen ärgerlichen und ungeregelten Erdichtungen wird fürgestellet, daß diese selbige Tragödi diesen Tag wieder soll gespielet werden und der Kirchen Rath urtheilet, daß dieß eine große Ungeregeltheit ist, hatt Ghecommittiret daß D. Rüleus und D. Langhelij mit dem Bruder Elyson dieß den Edeln Bürgerm. soll remonstriren und zu ersuchen, daß Jhro Achtbarkeiten dieß mit Jhrer Autorität sollen wehren, daß diese Tradedye nicht gespielt wird und zu diesem Ende Jhro Achtbarkeiten und Edeln in particulari zu begrüßen. Also rapportiren Dieselben Brüderen daß sie selbsto Jn Dero Häusern wie auch in dem Platz, wo Jhro Achtbarkeiten versammelt waren, gethan haben, und haben zur Antwort empfangen, daß Jhro Achtbarkeiten durch viele Occupationes verhindert wären, dasselbe (die Aufführung des ‚Lucifer') diesen Abend zu wehren, aber daß es morgen soll verboten werden und Ordre soll gestellt werden, daß es nach diesem Tag nit mehr gespielet soll werden. Die Versammlung versteht,

Digitized by Google

daß gegenwärtig nichts mehr daran zu thun Ist und dasselbe dabei zu lassen.“ [1]

Der Lärm der Zeloten wurde so groß, daß die Stadtbehörden sich wirklich einschüchtern ließen und die fernere Aufführung des Stückes verboten.

Vondel schrieb nun einen „Bühnenschild oder Vertheidigungsrede des Bühnenrechtes“ (Toneelschild of Pleitrede voor het Toneelrecht).

Ausgehend von dem einfachsten Begriff der dramatischen Kunst, wies er darin nach, daß sie ihrer Natur nach ein ebenso gutes Existenzrecht habe, wie andere Künste, denen sie verwandt sei und deren Berechtigung sich allgemeiner Anerkennung erfreue, wie die Redekunst, die Malerei, besonders die Historienmalerei. Dann machte er den sittigenden Zweck geltend, den die Tragödie im Sinne des Aristoteles und der Alten verfolgt, ebenso die Berechtigung des Schauspiels als einer an sich harmlosen, nützlichen Abspannung und Erholung. In schlagender Beweisführung wies er vor Allem den gegen seinen Lucifer erhobenen Vorwurf der Abgötterei zurück, indem er dem lendenlahmen, unsichtbaren Puritanerchristenthum seiner zelotischen Gegner die ganze Heilsökonomie des Alten und des Neuen Bundes gegenüberstellt, welche wesentlich den Charakter der Sichtbarkeit hat, das Göttliche in den Kreis des Menschlichen herabzieht und das Unsichtbare durch Zeichen und Träume, Bilder und Worte, sichtbar und greifbar dem Menschen offenbart. Für den bildenden Einfluß des Schauspiels berief er sich gegen seine zelotischen Lästerer auf das Beispiel der Gesellschaft Jesu, „deren Geschick und Tüchtigkeit in Leitung, Regelung und sittlicher Heranbildung der lernbegierigen Jugend allgemein anerkannt wird, die sich aber gerade zu diesem Zwecke frommer und erbaulicher Bühnenstücke und Bühnenvorstellungen mitbedient, weit entfernt von Leichtfertigkeit und Verderbniß der Sitten, welche sie auf's Tiefste haßt“ [2]. Anspielend auf den griechischen Namen der Schauspieler ὑποκριταί geißelte er

[1] Siehe diese Protocolle bei J. A. Alberdingk-Thijm, Portretten. S. 232. 233.

[2] Über den pädagogischen Nutzen der Jugendbühne hatte sich Vondel schon in dem „Vorbericht“ zum Lucifer ausgesprochen: „Das Ziel und Augenmerk der gesetzmäßigen (wettige) Tragödie ist, die Menschen durch Furcht und Mitleid zu rühren (vermurwen). Schüler und aufstrebende Jünglinge werden durch das Spiel in Sprache, Beredtsamkeit, Weisheit, Zucht, guten Sitten und Anstand gefördert: es verleiht dem zarten Gemüth Sinn für das Fügliche und Schickliche, der auch im Alter fortdauert. Ja, es geschieht zuweilen, daß übersliegende Talente, die durch keine gewöhnliche Mittelmäßigkeit zu beugen noch zu bezähmen sind, durch geistreiche Fictionen und erhabenen dramatischen Schwung angezogen werden; gleichwie eine edle Lautensaite anklingt und Antwort gibt, sobald eine gleichartige auf denselben Ton gestimmt und von einer geistigen Hand gerührt wird, welche den Geist des Unmuths selbst aus einem besessenen und verstockten Saul auszutreiben vermag.“ Männer wie Petavius und Avancinus haben solche Schuldramen geschrieben, und Jünglinge, wie der sel. Joh. Berchmans, nahmen an solchen Aufführungen theil.

Digitized by Google

derb den frömmelnden Mummenschanz und die Splitterrichterei der theaterfeindlichen Kanzelkomödianten und verwahrte sich zum Schluß gegen die von ihnen zu Hilfe gerufene Polizei. Er gab dem „Amphiktyonenrath der freien Niederlande" zu bedenken, ob es nicht besser wäre, „Bühnenspiel und Bühnentanz durch allgemeinen Rathsbeschluß überall abzuschaffen und das Theater mit diamantnem Riegelschloß, von Vulkan, dem Waffenschmied der Götter, geschmiedet, auf ewig zu schließen und zu versiegeln".

Trotz der „Niederländischen Freiheit" und seiner andern guten Gründe erwirkte Vondel keine Zurücknahme des Verbots. Der Kirchenrath hatte aber auch jetzt noch keine Ruhe. „Dieweilen die Tragödi von Joost vanden Vondel ghenannt Lucifars Trauerspiel Im Druck öffentlich zum Verkauf aushängt, in welcher viele Schändliche Dinge verfaßt sind", resolvirte er am 12. Februar, es solle an Bürgermeister und Rath ein neues Gesuch gestellt werden, „es möge Ihro Achtbarkeiten belieben durch Ihro Autorität die gemeldte Tragödi zu beschlagnahmen und das Verkaufen Selbiger zu verbieten". Die zwei Abgeordneten Dr. Ruley und Dr. Langhely brachten am 19. den Bescheid, daß die Bürgermeister ꝛc. „im Anfang einige Difficultät hatten, sagende, daß die Leute nur um so begieriger sein würden, dasselbige zu kaufen". Die Brüder stimmten hiermit nicht überein und „bewiesen das große Unheil, das daraus sollte entstehen können und daß hier pericula (!) in mora wäre". All ihrer Beredtsamkeit ungeachtet konnten die Ehrwürdigen für dießmal nicht mehr vom Stadtrath herausbekommen. Die Versammlung vernahm dieß mit „großer Betrübniß" und beschloß „alle möglichen Mittel gegen dieses lästerliche Buch anzuwenden". Noch einmal erschienen dieselben Herren bei Bürgermeister und Rath und erlangten endlich am 26. Februar den Bescheid, daß — nicht etwa aus seitheriger Kenntnißnahme des Sachverhalts, sondern — „aus Respect vor dem Kirchenrath die obgemeldte Tragödi soll mit Beschlag belegt werden". Die Gesandten bedankten sich bei Bürgermeister und Rath mit all dem Dank, der sich für die Abwendung einer so großen Gefahr, wie die Lesung des „Lucifers" mit sich brächte, gebührte.

Doch es war zu spät. Die erste Auflage des Stückes (1000 Exemplare) war schon binnen einer Woche vergriffen, eine zweite im Druck, ehe die Prädicanten sie hindern konnten, und nun folgte Auflage nach Auflage: der Lucifer wurde eines der gelesensten und berühmtesten Gedichte der niederländischen Literatur.

Auf die Verunglimpfungen, welche er von den Kanzeln herab und durch zahlreiche Schmähgedichte erlitt, antwortete Vondel dießmal nicht im Tone volksthümlicher Satire, sondern in zwei Gedichten, welche seine geistige Überlegenheit im freien lyrischen Schwung und unbesieglicher Sangeslust zur Geltung bringen: „Orpheus' Tod" und „Der Sängerstreit zwischen Apollo und Pan". Der Reichthum an Reimen macht es unmöglich, das Metrum ohne Künstelei nachzuahmen; wir wollen aber

Digitized by Google

doch versuchen, wenigstens den Inhalt und die frohe Laune des einen wieder zu geben. Orpheus ist Vondel selbst — sein Titanensang ist der Lucifer — der Wald voll Masten die Rhede von Amsterdam — und in den betrunkenen Bacchanten mochten sich die wackeren Prädicanten wiedererkennen, die nach Triglandts Beispiel gerne in's Glas guckten.

Orpheus' Tod.

Als im dichten Mastenwalde
Orpheus in die Leier schlug,
Als aus seinem Mund erschallte
Süßen Liedes Frühlingsflug:

Folgten Himmel, Erd' und Wogen
Tanzend seines Spieles Klang,
Kam der Vögel Schaar geflogen,
Lauschte stumm das Wild dem Sang.

Blumen aller Farben weben
Sich in's dunkle Waldesgrün,
Ihm zum Teppich. Reines Leben,
Trotz dem Neide froh und kühn!

Lorbeer kränzt die blonden Locken,
Wie er Göttern wird geweiht,
Reiner Wolle weiße Flocken
Wob die Mutter ihm zum Kleid.

Und so griff er in die Saiten
Mit des Plectrums Silberstab;
Sang von der Titanen Streiten,
Sang von der Titanen Grab.

Sang, wie stolz die Riesenrotte
Des Olympiers Schloß bestürmt,
Fels auf Fels mit frechem Spotte
In vermess'nem Trotz gethürmt.

Sang, wie sie den Widder zückten,
Thürme stürzten, Streich auf Streich,
Fackeln warfen, Götter schickten
In des Orkus finstres Reich.

Sang, wie in des Kampfes Wellen
Endlich Zeus den Blitzstrahl schwang
Und die trotzigen Rebellen
In der Hölle Kerker zwang.

Süß sang er. Die Töne flossen
Milch und Honig gleich vom Mund:
Los von ihren Wurzelsprossen,
Drängen sich die Bäume rund.

Flüsternd neigen mit den Zweigen
Sie den Lippen sich zum Kuß,
Und der Thierwelt bunter Reigen
Schaart sich um des Sängers Fuß.

Klagend, jubelnd seine Lieder
Singt im Busch die Nachtigall,
Tausend Vögel trillern wieder
Ihren süßen Freudenschall.

Fromm und freundlich zwischen Rosen
Wie ein Lamm der Löwe ruht,
Während traut die Tauben kosen;
Sänger steh'n in Gottes Hut.

Doch indeß der Macht des Sanges
Lauschend huldigt die Natur,
Wirren Blickes, schwanken Ganges,
Zieh'n Bacchanten durch die Flur.

Seh'n den Sänger und zu Füßen
Alles ihm, was lebt und webt,
Hören den Gesang, den süßen,
Der den weiten Wald durchschwebt.

Aber Mißklang ihren Ohren
Ist's, was Fels und Baum entzückt,
Qual ist's den betrunk'nen Thoren,
Was die ganze Welt beglückt.

Brüllend, in gelösten Reihen,
Toll und voll und krank vom Wein,
Dringt die Schaar mit wildem Schreien
In den Kreis des Sängers ein.

„Welch' Gezirpe! Welch' Geklimper
Störet unsern Freudenzug?
Schweige doch, du armer Stümper!
Haben deines Sangs genug.

„Das ist einer von der Bande,
Die Apollo's Leier führt,
Die kein Weinlaub schmückt, o Schande!
Die kein voller Becher rührt,

Digitized by Google

„Die nur And'rer Freude ſtören,
Weil ſie Freude nie gekannt.
Mögen Götter auch beſchwören,
Daß Apoll' ihn Sohn genannt:

„Auf ihn! Schlagt den Menſchen nieder!
Hauet ein! Es ſei euch Luſt!
Reißt ihm die verhaßten Lieder
Mit der Seele aus der Bruſt!"

Und die raſenden Mänaden
Stürmen auf den Sänger ein:
„Keine Schonung! Keine Gnade!"
Sauſend hagelt Stein auf Stein.

Es verſtummt des Liedes Quelle,
Von dem ſpitzen Schaft durchbohrt;
Dunkel ſtrömt die Purpurwelle,
Tod des Sängers Aug' umflort.

Bebend zucken ſeine Glieder,
Und die mächt'ge Bruſt ſinkt ein,
Schweigend rollt die Leier nieder
Auf das kalte Felsgeſtein.

Charon mochte er bezwingen
Mit des Liedes Zauberwort,
Pluto rühren, lebend bringen
In des Orkus tiefſten Hort;

Die Verlor'ne, die Entſeelte,
Ach! Eurydice voll Schmerz
Mocht' er wieder als Vermählte
Drücken an ſein liebend Herz;

Lamm und Leu mocht' er verſöhnen,
Zähmen wilde Tigerbrut:
Bacchus weinberauſchte Söhne
Sänftigt keines Liedes Gluth.

Die zerriſſ'nen Glieder ſtreuen
Tobend ſie durch Wald und Feld:
Keines Todtenopfers freuen
Soll ſich der beſiegte Held.

Sieh! Da ſinkt die frohe Laute
Und der liederreiche Mund
Und der Silberſtab, der traute,
In des Hebrus tiefſten Grund.

Doch kaum iſt ſein Lied verklungen,
Kaum die Finger ſtarr und kalt,
Braust empor von tauſend Zungen
Mächt'gen Trauerſangs Gewalt.

Nymphen klagen und Dryaden
Weinend zum Olymp empor,
Fels und Wald und Haide laden
Sich zum dumpfen Trauerchor.

Starr die Götter ſteh'n, beim Mahle
Durch den Wehruf aufgeſtört.
Bacchus rächt den Tod mit Qualen,
Die kein menſchlich Ohr gehört.

Mit der Schaar der Pieriden
Steigt Apoll von ſeinen Höh'n,
Um im öden Thal hienieden
Seines Sohnes Grab zu ſeh'n.

Aus dem gold'nen Köcher treibt er
Einen Strahl von Sonnenlicht,
Auf die Wand des Felſens ſchreibt er
Trauernd dieſes Grabgedicht:

„Gönnet Orpheus, meinem Sohne,
Gönnt ihm ſüßen Frieden hier;
Ihn ſchmückt mit der Sangeskrone,
Reiner Tugend Siegeszier."

Plectrum aber hing und Leier
Phöbus in des Himmels Raum,
Dort in nächtlich ſtiller Feier
Glänzen ſie in Silberſchaum,

Während froh im Land der Geiſter,
Orpheus' Geiſt den Reigen führt
Und, im Jubelſang ein Meiſter,
Freudig alle Herzen rührt.

Einſam auf des Meeres Fluthen
Treibt ſein Haupt nach Lesbos' Strand,
Bringt den Freunden dort des Guten
Grauſer Todesbotſchaft Pfand.

Hinter ihm ſchießt eine Schlange
Züngelnd durch die See daher,
Lechzt, daß ſie die Beute fange,
Peitſcht in wildem Grimm das Meer:

Sieh'! Da ſtrahlt vor ihrem Rachen
Gott Apoll im Flammenſchein,
Wandelt jäh den gier'gen Drachen
In ein Bild von Marmelſtein.

Klaffend reckt das Ungeheuer
Heute noch ſein Angeſicht.
Zage nicht! Sein neidiſch Feuer,
Drohen kann es, beißen nicht.

Digitized by Google

So überlebte es der Amsterdamer Orpheus mit gutem Humor, daß das herrlichste seiner Dramen polizeilich von der Bühne ausgeschlossen wurde. Um die Bühnenverwaltung für die großen Ausgaben zu entschädigen, welche die Maschinerien zum Lucifer verursacht hatten, schrieb Vondel zwei Jahre später (1656) den Salmoneus, ein Stück, wobei jene Maschinerien zur Anwendung kommen konnten und das zugleich die Grundgedanken des Lucifers in mythologischem Gewande wieder auf die Bühne brachte. Wie Lucifer Gott gleich sein will, so will der König von Elis, Salmoneus, sich an Jupiters Stelle setzen, baut sich ein Heiligthum, läßt sein Bild verehren und will sich endlich selbst in feierlichem Triumphfest als Höchster der Götter anbeten lassen. Aber mitten in seiner Apotheose trifft ihn der Blitz. Gegen Salmoneus und Jupiter konnten die frommen „Gottesmänner" die Polizei nicht in's Feld rufen; Vondel benützte aber die Gelegenheit, das Bühnenrecht noch eindringlicher als früher zu vertheidigen.

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft.

(Schluß.)

Bevor wir zum Schlusse den Übergang von der Vorzeit zur Neuzeit noch etwas näher in's Auge fassen, müssen wir erst noch den untergeordneten Zweigen des Naturwissens unsere Aufmerksamkeit zuwenden, deren wir, in Anbetracht ihrer geringeren Bedeutung während der patristischen Zeit und des Mittelalters, in unseren beiden letzten Aufsätzen keine Erwähnung gethan haben. Jedoch begnügen wir uns damit, bloß einige wenige jener Wissenszweige herauszugreifen, indem das von diesen Gesagte auch auf die übrigen, soferne sie überhaupt vorhanden waren, seine Anwendung findet.

Machen wir mit der Zoologie den Anfang. Keineswegs fehlt es hier an wirklich überraschender Naturbeobachtung. So namentlich beim hl. Basilius, der, man darf wohl sagen, alle seine Vorgänger und Nachfolger um Haupteslänge überragt. Mit welcher Liebe werden nicht Homil. VIII. n. 4 die Verhältnisse des Bienenstaates erörtert! wie

Digitized by Google

sinnig werden ebendaselbst n. 8 die Frauen angewiesen, beim Spinnen der Seide der Veränderungen des Seidenwurmes als eines Sinnbildes der Auferstehung zu gedenken; Homil. IX. n. 3 der Mensch angeleitet, nach dem Beispiele der Ameise, welche für den Winter Vorräthe aufspeichert, sich Schätze zu sammeln für das Jenseits! Vollends glaubt man sich in's 19. Jahrhundert versetzt, wenn man den Verfasser der fälschlich dem hl. Augustinus beigelegten Schrift De mirabilibus Sacrae Scripturae l. I. c. 7 die so richtige thiergeographische Bemerkung machen hört, das Vorkommen der gleichen Säugethierarten in Irland und auf dem Continent spreche für einen vormaligen Zusammenhang beider.

Neben all dem macht sich aber dann doch wieder frühzeitig eine gewisse Schwäche für naturgeschichtliche Fabeln fühlbar. Bereits der hl. Clemens von Rom[1] eröffnet die stattliche Reihe derjenigen kirchlichen Schriftsteller, welche mit arglosser Andacht des Vogels Phönix gedenken, und selbst der verhältnißmäßig so naturkundige hl. Basilius entgeht nicht immer ähnlichen Mißgriffen. Freilich der Mittheilung, daß der Papageifisch wiederkäue, fügt er ein vorsichtiges „wie Einige erzählen" bei, und von den berghohen Walen des atlantischen Oceans weiß er aus „Berichten von Augenzeugen"; allein das Stückchen vom Krebs, der den Schalthieren zuvor listiger Weise ein Steinchen zwischen die Schalen schiebt, um sie ungefährdet verspeisen zu können, theilt er doch ohne Randglosse mit, so gut wie dasjenige von der Giftviper, die sich, nachdem sie vorerst ihr Gift von sich gegeben, mit der Muräne begattet, und dasjenige vom Adler, der von zwei Jungen eines jedesmal zum Neste hinausstößt. Außer den Cicaden und den geflügelten Insecten überhaupt läßt er auch Mäuse und Frösche auf dem Wege der generatio aequivoca in's Dasein treten[2]. Im Heraëmeron-Commentar des heiligen Eustathius von Antiochien[3] treten die Riesenwale des atlantischen Oceans zuerst unter dem Namen der schrecklichen Aspidochelone auf, eines Thieres, das, einer riesigen Felseninsel zum Verwechseln ähnlich, die Schiffe, welche unvorsichtiger Weise an ihm anlegen, in die Tiefe hinabzieht, die kleineren Fische aber durch einen Wohlgeruch, welchen es ausströmt, in seinen Rachen lockt. Eben hier findet sich die rührende Geschichte vom Pelikan, der zuerst seine ungeberdigen Jungen tödtet, dann

[1] 1 Cor. 25.
[2] Vgl. Homil. VII. 2—6; VIII. 6; IX. 2.
[3] Bei Migne, Patrol. Graeca. t. XVIII.

Digitized by Google

drei Tage lang betrauert und endlich mit dem eigenen Herzblute wieder zum Leben erweckt. Das Elenthier nimmt nach Art des Chamäleons die Farbe der Gegenstände an, in deren Nähe es sich befindet. Der Greif bedeckt mit seinem Schatten ein ganzes Landgut und trägt mit Leichtigkeit einen Löwen als Beute davon. Der hl. Isidor von Seviglia läßt im zwölften Buche seiner Origines aus faulendem Kalbfleisch Bienen, aus Pferdefleisch Scarabäen, aus Maulthieren Heuschrecken, aus Krebsen Scorpione entstehen u. s. w.

Und was das Schlimmste ist, diesen Thierfabeln dient die Auctorität derjenigen Kirchenschriftsteller, welche sie zuerst in Umlauf gesetzt haben, bei Späteren als Gewähr; sie werden gewissermaßen ein Gemeingut der ascetischen Literatur, ohne daß es Jemanden einfiele, sie auf den Sachverhalt zu prüfen. Was zerstreut in verschiedenen älteren Autoren sich findet, wird sogar eigens gesammelt und, mit mehr oder minder artigen Nutzanwendungen versehen, dem christlichen, vorab dem klösterlichen Leser zur Erbauung geboten. Wohl eines der gelungensten Producte dieser Art ist des hl. Petrus Damiani Schrift De bono religiosi status et variarum animantium tropologiis. „Sogar von den Thieren vermöge der Mensch zu lernen, was er nachahmen und wovor er sich hüten, was er mit Nutzen sich aneignen und was er mit Recht verabscheuen solle" — so faßt der Heilige selbst im zweiten Kapitel die Tendenz der Schrift. Wie der von den Jägern verfolgte Löwe seine Spur mit dem Schweife verwischt, so soll der Mensch die Sündhaftigkeit seines früheren Wandels durch ein neues besseres Leben tilgen; Igel, Fuchs u. a. m. sind Bilder des bösen Feindes, der Polyp ist ein Bild der Häretiker, Wasserschlange, Regenpfeifer und Phönix sind Bilder des Erlösers u. s. w. Vom 12. Jahrhunderte ab mehren sich die, zum Theil von anonymen Autoren verfaßten Schriften verwandten Inhaltes: das Grundkapital zoologischer Anekdoten bleibt im großen Ganzen dasselbe und wird nur selten durch eine neue Fabel vermehrt. Neben diesen immer noch in erster Linie der Erbauung dienenden „Moralitätenbüchern" entwickelt sich dann das mehr naturgeschichtliche Genus der Bestiarii, Physiologi oder „Thierbücher". Bereits 494 findet sich ein von Häretikern verfaßter, fälschlich dem hl. Ambrosius zugeschriebener Physiologus unter den von Papst Gelasius I. und den zu Rom versammelten Bischöfen als apokryph zurückgewiesenen Schriften; späterhin indessen finden wir die Physiologi bei Hoch und Nieder gar wohl gelitten. Regelmäßig kehrt in denselben die Beschreibung von etwa vierzig, theils wirklichen, theils fabelhaften Arten

Digitized by Google

sammt obligaten Anekdoten wieder. Auch die bereits erwähnten größeren kosmographischen Werke des hl. Isidor, des Rhabanus Maurus, des Vincenz von Beauvais, des Honorius von Autun, des Cardinals von Ailly u. A. enthalten regelmäßig einen zoologischen, dem Inhalte nach mit den Physiologi zusammenfallenden Abschnitt. — Von naturgeschichtlicher Forschung ist im Grunde in allen diesen jüngeren Werken wenig zu verspüren, es sind mehr nur höchst dürftige Zusammenstellungen, naturhistorische Lesebücher.

„Jedenfalls," bemerkt nicht mit Unrecht Dr. Zöckler a. a. O. S. 337, „gewähren die vom Geiste der Kritik gänzlich verlassenen Zusammenstellungen traditioneller Naturthatsachen und Naturfabeln, wie sie die größte Mehrzahl der genannten Schriften darbietet, ungefähr den nämlichen Eindruck, wie die von kindlicher Hand fleißig, aber ohne kunstgerechte Anleitung und ohne irgendwelches feste Princip angelegten Naturaliensammlungen unserer Knabenzeit. Diese ohne alle Vorsicht getrockneten, längst verblichenen Pflanzen, diese in trüben Spiritusgläsern verwahrten Amphibien, diese meist herzlich schlecht aufgespannten und noch schlechter geordneten Insecten gewähren sogar für einen rein descriptiven Naturunterricht eine nur höchst unvollkommene Anleitung. Ihr Werth für eine spätere Zeit beschränkt sich wesentlich auf den Einblick in die Eigenthümlichkeit eines oder einiger längst von uns zurückgelegten Stadien unserer jugendlichen Schulzeit. Sie können also kaum ein anderes als ein historisch-psychologisches oder bildungsgeschichtliches Interesse beanspruchen."

Ganz richtig. Es bleibt eben bei dem schon wiederholt angezogenen Ausspruche des hl. Vincenz von Lerin: die Menschheit, die Völker haben ihre verschiedenen Lebensalter, gleichwie der Einzelmensch selbst. Sind doch auch wir Kinder gewesen und brauchen uns dessen nicht zu schämen.

Auch hier finden wir, was wir bereits bezüglich der Erd- und Himmelskunde zu constatiren Gelegenheit hatten, daß die Überlieferung die Stelle der noch fehlenden wissenschaftlichen Beobachtung vertreten muß, eine Überlieferung, die fast in allen Hauptpunkten im klassischen Alterthum wurzelt und, weil sie vorwiegend durch die gleichen Kanäle wie die kirchliche Tradition vermittelt wurde, zu ehrwürdig erschien, als daß man sie verwerfen sollte.

Wir wundern uns über die Menge barocker Fabeln, welche in jene zweideutige Überlieferung mit eingeflossen sind — aber welchen Umständen verdanken denn unsere heutigen zoologischen Leistungen ihr kritisch wissenschaftliches Gepräge? Der von ihren Verfassern, oft um den

Digitized by Google

Preis weiter Reisen, gewonnenen eigenen Anschauung oder, wo diese aufhört, der fachmäßigen Reife der von ihnen zu Rathe gezogenen Gewährsmänner. In dem Maße, als diese zweifache Grundlage schwindet, berührt sich auch heute noch das Gebiet der Naturwissenschaft mit demjenigen der Fabel. Oder welche Fabeln waren nicht vor wenigen Jahrzehnten noch im Schwange über das Quellgebiet des Nils und die Hydrographie Innerafrika's? welche sind jetzt noch im Schwange auf dem Gebiete der Paläontologie, der Urgeschichte und der Artenbildung? Wahrlich, da braucht sich ein hl. Petrus Damiani vor einem Ernst Häckel noch lange nicht zu schämen. Und ist doch heute, da wir 1880 schreiben, die „Seeschlange", dieser letzte und würdige Stammhalter der Aspidochelonen, noch keineswegs begraben! — Wer sind z. B. die Gewährsmänner, auf welche sich ein hl. Basilius bei Wiedergabe solcher Thierfabeln beruft? sind es etwa fachmännisch geschulte Zeugen? Nichts weniger als das! Gewöhnliches Fischer- und Schiffervolk ist es, Handelsleute und Reisende. Je auffallender in fernen Gegenden ein Naturvorgang an und für sich erschien, desto näher lag derartigen Gewährsmännern die Versuchung der Übertreibung, und die Übertreibung mußte um so kolossalere Verhältnisse annehmen, durch je mehr Mittelglieder die Wundermäre sich fortpflanzte. Zudem geht dieser ganze Fabelschatz auf den Orient zurück; bekannt ist aber, wie sehr die Phantasie gerade der Orientalen zu Übertreibungen hinneigt. Ein guter Theil jener in altkirchlichen Schriften wiederkehrenden Thierfabeln sodann betrifft die Meeresthiere: aber gerade dieser Naturbereich entzieht sich ja am meisten der menschlichen Beobachtung, und noch zur Stunde ist unsere Kenntniß zumal der in den Meerestiefen hausenden Geschöpfe, wie uns die neuesten Tiefseeforschungen zum Bewußtsein gebracht haben, eine äußerst dürftige.

Daneben wollen wir nicht verhehlen, daß einzelne zoologische Verirrungen der christlichen Vorzeit eine biblische Unterlage zu haben schienen, deren Haltlosigkeit bei dem damaligen Stande der Exegese nur schwer hätte erkannt werden können. Hierher gehört zunächst die Annahme einer generatio aequivoca, die, neben classischen Auctoritäten wie Virgil, eine Bestätigung zu finden schien in den in der Genesis gebrauchten Wendungen „Es bringe hervor die Erde", „Es bringe hervor das Wasser", namentlich aber in Gen. 1, 20, wo nach der Fassung der Septuaginta und der Vulgata ein Wasserursprung nicht nur der Fische, sondern auch der Vögel behauptet wird. Diese Wendungen

Digitized by

mochten auf den Gedanken hinleiten, daß wenigstens im Zeitenanfang die Arten auf dem Wege der generatio aequivoca entstanden seien; von da aber war zur weiteren Auffassung, daß auch seither Arten und Individuen auf gleichem Wege entständen, nur noch ein Schritt. Auch die Art, wie das apokryphe, aber im christlichen Alterthum mehrfach hochangesehene 4. Buch Esdras (6, 48) die Thierschöpfung erzählt, drängte fast zur Annahme einer generatio aequivoca, wie auch (V. 50 ff.) der Existenz ganz unglaublich großer Ungeheuer hin. — Vor Allem aber kam dem Vogel Phönix eine biblische Beglaubigung zu gute, deren zweideutiger Charakter damals leicht übersehen werden konnte. Eine in hohes Alter hinaufreichende jüdische Auslegung fand in der Stelle Job 29, 18 den Wundervogel ausdrücklich erwähnt. „In meinem Neste will ich sterben, wie den Sand vermehren meine Tage", lautet nach der wohl richtigeren Übersetzung der hebräische Text; der Sand als Bild einer beträchtlichen Zahl ist ein der Bibel durchaus geläufiger Vergleich. Jedoch wahrscheinlich das Streben, in den beiden Vershälften einen vollendeteren Parallelismus nachzuweisen, veranlaßte die jüdischen Ausleger, statt „Sand" „Phönix" zu übersetzen[1]; der Grundidee geschah kein Eintrag, da auch der Phönix ein treffendes Bild der Langlebigkeit ist. An diese jüdische Übersetzung klingt auch an das „palma" der Vulgata, welches selbst auf das zugleich die Palme und den Phönix bezeichnende φοῖνιξ der Septuaginta zurückgeht. In ähnlicher Weise verstand bereits Tertullian das φοῖνιξ in Psalm. 91, 13 („justus ut palma florebit") vom Phönix.

Aber kaum hatten die denkwürdigen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts den Gesichtskreis erweitert, so eilten auch schon mit dem Strome goldgieriger Abenteurer zahlreiche Welt- und Ordensgeistliche in die neuerschlossenen Länder und waren rastlos bemüht, dieselben nicht nur dem Kreuze des Erlösers, sondern auch der christlichen Wissenschaft dienstbar zu machen, „wie denn überhaupt," bemerkt der Protestant Dr. Zöckler a. a. O. S. 555, „die wissenschaftliche Entdeckungsgeschichte der neuen Welt, beides die natur- wie die sprach- und religionswissenschaftliche, nur ganz mittelbarer Weise dem Verdienste der Conquistadoren selbst, weit unmittelbarer vielmehr dem der in ihrem Gefolge

[1] Selbst unter Voraussetzung der Correctheit dieser Übersetzung würde keineswegs folgen, daß die heilige Schrift die Existenz des Phönix lehre: es kann dieselbe sehr wohl eines Vergleiches sich bedienen, ohne damit die wirkliche Existenz des Vergleichsobjectes behaupten zu wollen.

Digitized by Google

hinziehenden Missionare, sowie theilweise, was wenigstens naturwissenschaftliches Beobachten und Sammeln betrifft, dem der ihre Expeditionen begleitenden Ärzte zuzuschreiben ist."

Von der Botanik ist noch weniger zu melden, als von der Zoologie. Treffenden Beobachtungen begegnet man auch hier. So beim hl. Basilius, wenn er Homil. V. n. 8 aus dem im Bernstein nicht selten eingeschlossenen Thierlein dessen ursprüngliche Harznatur erschließt; bei Albert dem Großen, wenn er sich in Betrachtungen ergeht über die geometrische Regelmäßigkeit der Blattformen, den Bau der Blattnerven, den Pflanzenschlaf u. A. m., Betrachtungen, in welchen man „die Bausteine zu einer Morphologie des Pflanzenreiches" begrüßt hat. Fabelhaftes findet sich auch hier, freilich, wie dieß die Natur der Sache mit sich bringt, in ungleich geringerem Maße, als auf zoologischem Gebiete. In den Imagines mundi und verwandten Werken fehlt selbstverständlich der obligate, durchweg höchst dürftige Abschnitt über die Pflanzen nicht. Den Bestiarii oder Thierbüchern endlich treten die Herbarii oder Kräuterbücher ebenbürtig zur Seite, in denen jedoch, wie schon ihr anderer Titel Horti sanitatis bekundet, das medicinische Interesse das rein botanische überwiegt; es sind populär-medicinische Hilfsbücher, die vieles Absurde und wohl auch Abergläubisches enthalten.

Wir hätten hiermit den Boden der Heilkunde betreten. Bei mehreren Kirchenvätern, zumal beim hl. Gregor v. Nyssa [1], Basilius [2] und dem an Letzteren sich anlehnenden hl. Ambrosius [3], finden sich recht zutreffende Betrachtungen über den Bau des menschlichen Körpers, Structur und Bestimmung seiner einzelnen Organe. Daß verfehlte Erklärungen auch hier vorkommen, ist selbstverständlich. Namhafte Verdienste um die Förderung der Heilkunde im Abendlande erwarben sich die Benedictiner von Monte-Casino. Maßgebend blieb auf diesem Gebiete das ganze Mittelalter hindurch Galen, gleichwie in der Philosophie Aristoteles. Ein durchgreifender Fortschritt war auch hier nicht eher möglich, als bis man sich entschloß, bei Erforschung des menschlichen Organismus dem experimentirenden Verfahren die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Was nun die an die Diener der Kirche ergangenen Verbote der Ausübung der Heilkunde betrifft, so ist allerdings wahr, daß, nach

---

[1] De hominis opificio.
[2] Homil. in „Attende tibi ipsi".
[3] Hex. lib. VI.

Digitized by Google

dem Vorgange des Provinzialconcils von Rheims 1131, der neunte Kanon des zweiten Lateranconcils 1139[1] ein solches Verbot statuirte. Hervorgerufen wurde dasselbe jedenfalls durch das Überhandnehmen ärztlicher Praxis in geistlichen Kreisen. Wie zahlreich um eben jene Zeit in den Reihen der Bischöfe, Äbte, Welt- und Ordensgeistlichen die prakticirenden Ärzte waren, ersehe man aus Friedrich Hurter, Geschichte Papst Innocenz' des Dritten und seiner Zeitgenossen (III. 424; IV. 586; 2. Aufl. Hamburg 1844). Verfaßte doch sogar ein Lehrer zu Padua eigens eine Schrift zum Erweis des paradoxen Satzes, nach göttlichem Rechte komme die Ausübung der Heilkunde den Geistlichen zu und nur durch deren Nachsicht sei sie auf die Laien übergegangen; eines Satzes, welchen 1696 der französische königliche Leibarzt Agnanus, freilich mit ebenso geringem Erfolge, wieder an's Licht zog[2]. Jenes Überhandnehmen mußte aber den Hirten der Kirche um so bedenklicher erscheinen, als es eine bedeutende Anzahl ihrer Diener zu einem dem theologischen Gebiete so fernliegenden Studium abzog, sowie zu einer Praxis, welche zugleich ebenso lucrativ wie der Wahrung des Cölibates gefährlich war. Die Wissenschaft aber schuldet der Kirche geradezu Dank dafür, daß sie mit diesem ihr selbst so förderlichen Verbote erst dann hervortrat, als sich bereits im Abendlande eine selbständige medicinische Wissenschaft ausgestaltet hatte. Noch strenger, weil mit dem geistlichen Stande noch weniger harmonirend, wurde etwas später[3] die Ausübung der Chirurgie den Geistlichen untersagt.

Wie schon der hl. Isidor das vierte Buch seiner Origines und Vincenz von Beauvais das dreizehnte Buch seines Speculum naturale einer compendiösen Darstellung der zeitgenössischen Heilkunde gewidmet hatten, so fehlte es auch später nicht an medicinischen Schriftstellern geistlichen Standes[4]. War doch sogar Papst Johann XXII. vor seiner Erhebung gefeierter Arzt und medicinischer Schriftsteller gewesen. Nicht das Lesen medicinischer Bücher untersagen die Decrete der Concilien von Tours (1163), Montpellier (1195) und Paris (1212)[5], sondern einzig die Betheiligung an medicinischen Vorlesungen auf den Hochschulen, wie sowohl aus dem Contexte als aus der authentischen

[1] Bei Harduin (Paris 1714), VI b. 1192. 1209.
[2] Vgl. Benedict XIV., De Synodo dioecesana. l. XIII c. 10 n. 5.
[3] 1215, im 18. Kanon des vierten Lateran-Concils; bei Harduin, VII. 35.
[4] Vgl. Hurter a. a. O., IV. 587.
[5] Bei Harduin a. a. O., VI b. 1598. 1936. 2009.

Digitized by Google

Erklärung Honorius' III. (1225) und Bonifaz' VIII.[1] hervorgeht. Diese allgemeinen Verbote jedoch schlossen einzelnen geistlichen Personen gewährte Indulte oder Dispensen keineswegs aus. Derartige vereinzelte Fälle kommen auch jetzt noch in Europa vor, den Missionären bei den Heidenvölkern aber gestattet die Kirche die ärztliche Praxis sogar ziemlich allgemein. Über päpstliche Leibärzte oder Leibchirurgen aus dem Welt- oder Ordensklerus vgl. G. Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica, Venezia 1842. XIII. 109 ss., XLIII. 120 ss.

Daß die Kirche, in Folge ihrer in der alttestamentlichen Anschauungsweise sowie im Auferstehungsglauben wurzelnden Ehrfurcht gegen die Leiber der Verstorbenen, einer planlos und mit ganz unzureichenden Instrumenten in den Leichen wühlenden Anatomie nicht sonderlich zugethan war, läßt sich unschwer begreifen[2]. Das Gleiche gilt von einer anderen Hilfswissenschaft der Heilkunde, der Chemie oder Alchymie, welche in ihrer medicinischen Verwendung von mancherlei Aberglauben befleckt war, als Goldmacherkunst auf mehr als auf Verachtung keinen Anspruch hatte. Die Wissenschaft der Chemie war im Grunde noch nicht geboren und konnte darum von der Kirche dermalen auch nicht verwahrlost werden.

Unbestreitbar sind die Fortschritte der Physik; nur muß man, um dieselben richtig zu ermessen, den Vergleich nicht mit der Gegenwart, sondern mit dem classischen Alterthume ziehen und sich nicht wundern, wenn in der Regel die technische Verwerthung der wissenschaftlichen Begründung vorauseilt. Auf dem Gebiete der Optik ist die Erfindung des Fernrohrs mindestens vorbereitet, diejenige der Augengläser (spätestens zu Anfang des 14. Jahrhunderts) vollzogen; auf dem Gebiete der

---

[1] Decr. Greg. l. III tit. 50 c. 10; ibid. tit. 24; vgl. auch Schmalzgrueber S. J. in Decr. Greg. l. III tit. 50 § 3 n. 77 sqq.

[2] „Bonifaz VIII. untersagte jegliche Vornahme anatomischer Sectionen (1294), Johann XXII. durch die Bulle ‚Spondent pariter' (1317) alles Studium der Chemie" — sagt Zöckler a. a. O. S. 342. Daß der am 24. December 1294 gewählte Bonifaz VIII. gleich in der ersten Woche seines Pontificates Muße gefunden, eine Verordnung über Anatomie zu erlassen, ist kaum glaublich. Gemeint ist jedenfalls Extravag. Commun. l. III tit. 6 c. 1 vom Jahre 1300, enthaltend die Verurtheilung der gräßlichen Praxis, Leichen vornehmer Personen zu zerschneiden und abzukochen, um sodann das Fleisch vom Skelett abzulösen und letzteres an den entfernten Ort der Bestattung zu versenden. Saubere Anatomie das!! — Die Verordnung „Spondent" findet sich ebendas. l. V tit. 6 und ist gegen die Goldmacherkunst und Falschmünzerei gerichtet.

Digitized by Google

Akustik bezeichnet die Orgel einen bemerkenswerthen Fortschritt gegenüber allem, was das Alterthum aufzuweisen hat; der kunstreiche Mechanismus der Uhr verdrängt das bescheidene Stundenglas; den Lauf der Schiffe leitet die Magnetnadel. Fast wie eine prophetische Ahnung einer der überraschendsten Errungenschaften unseres Zeitalters klingen die Worte Roger Baco's[1]: „Es können Wasserfahrzeuge gemacht werden, welche rudern ohne Menschen, so daß sie wie die größten Fluß- und Seeschiffe dahinsegeln, während ein einziger Mensch sie regiert, mit einer größeren Schnelligkeit, als wenn sie voll rudernder Menschen wären. Auch können Wagen gebaut werden, die ohne ein Thier in Bewegung gesetzt werden mit einem unermeßlichen Ungestüm."

Das entscheidende Hinderniß, welches in allen diesen Wissenschaften wiederkehrt, das Experiment, wo solches versucht wird, lahm legt, und dem Fortschritte unüberschreitbare Grenzen zieht, ist — der Abgang der erforderlichen Instrumente.

„Es fehlte das Rüstzeug zu experimentirender Befragung der Natur, die geeignete Armatur zur Erzielung umfassenderer und correcterer Beobachtungsresultate, als die längst bekannten, den herkömmlichen Theorien und Systemen zu Grunde liegenden. Und nicht bloß die Himmelsforschung liegt wegen dieses Mangels an Instrumenten gleichsam noch ohnmächtig, wie mit gelähmten Flügeln am Boden: auch der Inbegriff aller übrigen Disciplinen der Physik sowohl als der beschreibenden Naturkunde ermangelt noch der gehörigen Apparate, ja großentheils selbst noch der Erkenntniß von deren Nothwendigkeit. So bleibt denn die Naturgeschichte der drei Reiche noch auf elementarster Kindheitsstufe stehen.... Was für die Astronomie das Fehlen des Teleskops, das hatte für diese Zweige der organischen Naturkunde der Mangel des Mikroskops zu bedeuten.... In entsprechender Weise litten mehrere der wichtigsten Zweige der physikalischen Forschung darunter, daß die für sie erforderlichen Instrumente noch fehlten. Der Meteorologie und Aërostatik fehlen Thermometer und Hygrometer, Barometer und Luftpumpe. Der Statik und Mechanik fehlen Pendel und Pendelbeobachtungen, der Elektricitätslehre fehlt die Elektrisirmaschine. Der Optik mangeln bei aller Bedeutsamkeit des von Maurolycus und Porta als Erfindern des Winkelspiegels, der Dunkelkammer u. s. w. Geleisteten doch gerade die für den ganzen Umkreis ihrer Forschungen vorzugsweise unentbehrlichen

[1] Mitgetheilt bei Zöckler a. a. O. S. 351.

Digitized by Google

Haupterperimentirmittel, die nämlichen, die schon Roger Baco postulirt oder doch geahnt hatte und deren Fehlen weder der Astronomie noch der Physiologie für's Erste ein weiteres Vordringen gestattete." [1]

Aber weßhalb erfand das Mittelalter jene so nothwendigen Instrumente nicht? — Sonderbar vorwitzige Frage, die lebhaft an des Columbus Ei erinnert! Und doch löst sich, bei näherem Zusehen, ein gutes Theil der dießbezüglichen Klagen wider die kirchliche Vorzeit in diese eine Frage auf. Als Antwort diene der Hinweis auf den Umstand, wie das Mittelalter auf dem Gebiete der Wissenschaft seine Hauptthätigkeit dem speculativen Denken zuwandte, nichtsdestoweniger aber auch durch großartige Erfindungen sich genugsam um den Fortschritt der Menschheit verdient gemacht hat. Vernehmen wir hierüber einen gewiß unparteiischen Zeugen, Fr. v. Hellwald [2]:

„Was ich bisher über die Zustände im Mittelalter vorgebracht, läßt erkennen, wie die materielle Cultur sich in diesem Jahrtausende zu unerhörter Höhe emporschwang. Der menschliche Geist, noch nicht befähigt, die höchsten Probleme der Speculation" — lies: des exacten Wissens, und denke vor Allem an Darwin — „in ihrer Tiefe zu ergründen und darum am Glauben hangend, wandte sich der Verbesserung seiner materiellen Verhältnisse zu; unaufhörlich arbeitete man an der Verfeinerung der Lebensgenüsse, die der intellectuellen Cultur wieder zu gute kamen. So reiht sich denn im Mittelalter Erfindung an Erfindung, worunter jene des Schießpulvers und des Buchdruckes nur wegen ihrer augenscheinlicheren Wirkungen hervorgehoben zu werden verdienen.... Jede dieser Erfindungen hat ihre Vorgeschichte, aus der sie als nothwendiges Product einer langen Entwicklungreihe erkannt wird.... Die Höhe der Industrie im 15. Jahrhundert setzt an sich eine ganze Menge technischer Verbesserungen voraus, weil ohne diese ein solcher Aufschwung überhaupt nicht denkbar wäre. Die Erfindung der Uhren allein erhebt den mittelalterlichen Scharfsinn weit über jenen des Alterthumes, welches um die Mitte des 15. Jahrhunderts in allen Punkten überflügelt war.... Hätten die Scholastiker, deren Verdienste nur leichtfertige Beurtheiler herabsetzen konnten, nichts Anderes geleistet, als dieses alte hellenische und das neue arabische Wissen zu verbreiten, so müßten sie uns schon ehrwürdiger erscheinen, als die Urheber aller späteren Fortschritte; doch

[1] Zöckler, a. a. O. S. 523 ff.

[2] Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung, S. 641 ff.

Digitized by Google

gewähren auch ihre selbständigen Leistungen das beglückende Schauspiel einer beschleunigten Entwicklung."

Die Stunde des Aufschwunges der Naturwissenschaften mußte schlagen, und sie schlug. Wir können diesen Aufschwung auch bezeichnen als die Befreiung von den Banden einer mit der Weiterentwicklung des Naturwissens unvereinbaren Traditionsgläubigkeit. Man hatte Naturthatsachen und Naturerklärungen auf den Grund hin angenommen, weil Aristoteles oder Plinius, Basilius oder Beda sie ausgesprochen hatten: eine Wissenschaft der Natur soll aber nicht auf menschlichem Glauben, sondern auf Beobachtung beruhen. Daß diese nunmehr in jenes Stelle eintrat, damit vollzog sich jener Aufschwung im Bereiche des Naturwissens, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts seinen Anfang nahm.

Damit ist keineswegs gesagt, es sei jene die Entwicklung der Wissenschaft in den vorangegangenen Epochen hemmende Traditionsgläubigkeit vom Bösen gewesen. Sie war vielmehr eine Nothwendigkeit. Wie die Entwicklung des Einzelnen, so durchläuft auch die natürliche Entwicklung der Menschheit verschiedene Altersstufen: der Mann erforscht und weiß, das Kind glaubt. So muß es sein, einzig in Sachen des übernatürlichen Glaubens bleiben wir Alle zeitlebens Kinder.

Selbst die zahllosen naturwissenschaftlichen Irrthümer, welche die christliche Vorzeit in Folge jener Traditionsgläubigkeit überkam, waren eine Nothwendigkeit von dem Augenblicke an, wo es im göttlichen Rathschlusse feststand, daß das Christenthum zu einer Zeit in die Welt eintreten sollte, da dieselbe in einer Menge derartiger Irrthümer bereits befangen war. Hier trifft die Schuld, soferne überhaupt eine solche vorhanden, nicht die christliche, sondern die vorchristliche Welt.

Wann sollte jener Aufschwung eintreten? — Der Augenblick, wann der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Manne wird, läßt sich nicht vom Zifferblatte ablesen: aus den sich offenbarenden Wirkungen schließt man auf den Grad erreichter Reife zurück. Daß das Abendland unter dem Einflusse des Mittelalters jenen Grad speculativer Reife erreicht hatte, welcher die nothwendige Vorbedingung einer fruchtbaren Entwicklung der Empirie ist, zeigt gerade der Umstand, daß der Aufschwung der letzteren mit dem Schlusse des Mittelalters zur Thatsache wurde. Man hat einen Antagonismus der neuen gegenüber der älteren Geistesrichtung wahrnehmen wollen: wahr ist, daß jene über gewisse Auswüchse der letzteren, diese über Excentricitäten der ersteren

Digitized by Google

ihr Verwerfungsurtheil ausspricht — aber nicht die Auswüchse bestimmen die Individualität des Zeitalters. Der neuere Aufschwung des empirischen Wissens ist darum nicht minder die Frucht der vorangegangenen speculativen Reife; nur vergesse man nicht, daß die Frucht darum nicht aufhört, des Baumes Frucht zu sein, weil ihre äußere Erscheinung von derjenigen der Blätter und Blüthen gewaltig absticht.

Auf welchem speciellen Gebiete des Naturwissens mußte wohl am ehesten der Übergang sich anbahnen? — Ein Gebiet eignete sich hierfür wie kein anderes: dasjenige der Erdkunde. Einmal hatte hier der Aufschwung nicht die Erfindung irgend welcher Instrumente zur Vorbedingung, sondern einzig, mit den allbereits vorhandenen Mitteln, eine kühne That. Auf keinem Gebiete sodann konnte der erste Schlag gegen den bisher freilich unvermeidlichen, sachlich indessen durchaus unzugänglichen Autoritätenglauben in der Naturkunde wuchtiger und erschütternder geführt werden, als eben auf dem Gebiete der Erdkunde. Gegen ein neues Himmelssystem mochte man allenfalls in's Endlose disputiren: die Existenz neuentdeckter Continente, mit ihren Bewohnern und Producten, ließ sich nun einmal nicht wegläugnen.

Die Fülle unabweisbarer Argumente für die Existenz einer Antöken- und Antipodenwelt, die unerwarteten Aufschlüsse über Größe und Gestaltung des Planeten, über eine zu 4 Esdr. 6, 42[1] so wenig stimmende Vertheilung von Land und Meer, mußten es selbst den zähesten Geistern bis zur Evidenz nahe legen, daß es für die Feststellung von mit der Offenbarung nicht in engerem Zusammenhang stehenden Naturthatsachen denn doch noch ein anderes Kriterium gebe, als die Auctorität antiker Philosophen und altkirchlicher Schriftsteller oder einer am blinden Buchstaben haftenden Exegese — die Naturbeobachtung. In keiner Weise konnten die Geister fruchtbarer vorbereitet werden auf die gewaltige Umgestaltung und Erweiterung der Himmelskunde, welche Copernicus anzubahnen berufen war, als durch diese kaum minder gewaltige Umgestaltung und Erweiterung der althergebrachten Erdkunde.

Für die Verwirklichung der großen That war nun ein Land der alten Welt geeigenschaftet, wie kein anderes: die iberische Halbinsel.

---

[1] Die in der christlichen Vorzeit vielfach herangezogene Äußerung des apokryphen Buches lautet: „Am dritten (Schöpfungs-) Tage hießest Du die Wasser sich sammeln auf dem siebenten Theil der Erde; sechs Siebentel aber trocknetest und festigtest Du."

Digitized by Google

Die erste Erweiterung des geographischen Gesichtskreises, unter dem Einflusse des Christenthums, war nach dem continentalen Osten, nicht nach dem oceanischen Westen erfolgt. Die maßgebende Rücksicht auf die Ausbreitung des Evangeliums hatte hingedrängt nach den Völkern des Aufganges, deren Existenz feststand und deren Heimath jedenfalls nicht für unerreichbar galt, wie die Wohnsitze der Antöken und Antipoden. Und so sehen wir gleich in den ersten christlichen Jahrhunderten den ganzen, dem classischen Alterthum bekannten Orient in den Bereich der Glaubenspredigt gezogen. Ja selbst, als hier bereits Spaltungen die Expansionskraft der Kirche gelähmt hatten, drangen noch im 7. Jahrhundert nestorianische Glaubensboten, möglicherweise den Spuren rechtgläubiger Vorgänger folgend, bis in das Herz China's vor. Deßgleichen muß von der afrikanischen Mittelmeerküste aus, nach der Zahl der Bischöfe zu schließen, die frohe Botschaft ziemlich tief in Nordafrika eingedrungen sein. Da schob sich jedoch vom 7. Jahrhunderte ab der eiserne Ring des Islams zwischen die christliche Welt einer-, Ostasien und Afrika andererseits ein: wer wollte hier es der Kirche zum Vorwurfe machen, daß sie auf ein weiteres Vordringen in dieser Richtung vorläufig verzichtete? Sie mußte sich mittlerweile damit begnügen, unsere Kenntniß des europäischen Ostens und Nordens zu erweitern. Aber der Westen? Alle Kräfte fanden hier vorerst noch Beschäftigung übergenug im alten Europa; die erforderliche Seetüchtigkeit fehlte; materielle Interessen, bei solchen gefährlichen und kostspieligen Unternehmungen ein unentbehrlicher Factor des Gelingens, lockten nicht nach jener übel beleumundeten Weltgegend, denn der Gedanke, den reichen Osten auf dem Westwege zu erreichen, ist jüngern Datums. Der skandinavische Norden war zu beschränkt in seinen Hilfsmitteln, um der gewaltigen Aufgabe sich unterziehen zu können. Zudem hätte ihn seine bereits bestehende Beziehung zu Island darauf angewiesen, über das vorläufig aufgegebene Grönland den Weg nach dem Eingangs des 11. Jahrhunderts entdeckten und seit dem 14. Jahrhundert vergessenen Vinland wieder aufzusuchen — ein wenig verlockendes Unternehmen. Frankreich und England hatten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen gegenseitig aufgerieben, oder aber gemeinschaftlich geblutet auf den Schlachtfeldern Syriens, nie hatte sich ihr Blick gegen Westen gekehrt. Die Unternehmungen der italienischen Republiken hatten sich, da Nordwestafrika und Südspanien in den Händen der Muselmänner sich befanden, nothgedrungen auf das Mittelmeerbecken eingeschränkt gefunden, auch sie hatten den Ausblick nach Westen ver-

Digitized by Google

loren. Spanien und Portugal dagegen wohnten an der atlantischen See; vor ihnen öffnete sich das angeblich undurchschiffbare Westmeer, weitete sich der Ocean in der Richtung der als ungastlich verschrieenen heißen Zone. Ein Zweifel und eine That, und vielleicht war hier eine Welt gewonnen! — Für's Erste freilich hatten auch Spanien und Portugal keine Muße zu einem Ausblick über's Meer, oder zu Probefahrten in die von den Mauren frequentirten nordwestafrikanischen Gewässer. Gleichzeitig mit dem Niedergange der islamitischen Macht in jenen Gegenden hebt aber auch sofort das Zeitalter der Entdeckungen an: unter den Mauern von Ceuta läßt Heinrich der Seefahrer seine weitgehenden Pläne reifen, und im Lager vor Granada unterzeichnet Isabella das Übereinkommen mit Columbus. Weit entfernt somit, daß der Zeitpunkt der großen Entdeckungen und mit ihnen des Aufschwunges der Naturwissenschaften etwa durch Säumigkeit des Mittelalters wäre hinausgeschoben worden, ist derselbe vielmehr so frühzeitig eingetreten, als dieß nach Maßgabe der Verhältnisse überhaupt nur möglich war.

Aber nicht nur die geographische Lage seines Vaterlandes, der Gang seiner Geschichte, seine ritterliche, Abenteuer liebende Sinnesart befähigte in hervorragender Weise das Volk der iberischen Halbinsel zu den Großthaten, die es vollbringen sollte. Große Thaten sind die Frucht großer Ideen, und eine solche Idee lebte und glühte in der Brust dieses Volkes: es war die Idee der Kreuzzüge. Sonderbar mag es klingen, doch ist es nicht minder die Wahrheit und ein neuer Beweis für den engen Zusammenhang zwischen Christenthum und Culturfortschritt: die Idee der Kreuzzüge hat die großen Entdeckungen jener Zeit veranlaßt. Wie überhaupt die Kreuzzüge den Anstoß zum maritimen Aufschwunge Europa's, zunächst der italienischen Republiken, gaben, so wirkt in den Entdeckungen Portugals wie Spaniens die Idee der Kreuzzüge fruchtbar fort. Sind es doch geradezu diejenigen Kräfte, welche durch die endgiltige Bewältigung der Mauren auf der iberischen Halbinsel und der unmittelbar gegenüberliegenden afrikanischen Küste frei geworden, welche sich nunmehr auf die Erforschung unbekannter Welten werfen. Ja, die Einwirkung ist eine noch viel directere. Der große Genueſe sucht im reichen Westen die Mittel zur Wiederaufnahme der Kreuzzüge. Vor Allem aber ist es bei ihm, wie bei Heinrich dem Seefahrer, in Spanien wie in Portugal, die Idee der Kreuzzüge selbst, welche, einerseits freilich im Bunde mit den materielleren Motiven der Machterweiterung und Bereicherung des Mutterlandes, andererseits jedoch ihrer älteren, mehr

Digitized by Google

irdischen Fassung als einer Befreiung des Grabes des Erlösers allmählich entkleidet und als ein geistiger Kreuzzug zur Erweiterung des Reiches Christi gefaßt, die Triebfeder und das Lebensprincip jener denkwürdigen Unternehmungen ist. Die Idee der Kreuzzüge hat Christoph Columbus, hat Ignatius von Loyola und mit ihnen den ganzen staunenswerthen Aufschwung des Weltverkehrs wie der katholischen Weltmission gezeugt.

Die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen, hervorgegangen aus der Idee der Kreuzzüge, brechen im Bereiche der Geographie den Zauber des althergebrachten Autoritätenglaubens, und nun folgt auch auf den übrigen Gebieten des Naturwissens ein Schlag dem anderen. 1543 tritt des Copernicus Buch „De revolutionibus orbium coelestium" an's Licht; und ebenso beginnt es auch anderwärts zu tagen, wenngleich vorläufig, in Folge des noch immer nicht gehobenen Mangels an Instrumenten, die Forschung noch in ihren Anfängen verbleibt. Leonardo da Vinci († 1519) beobachtet zuerst die Schichtenablagerungen und Versteinerungsbildungen; Georg Agricola (Bauer, † 1555) wird der Begründer der deutschen Bergbau- und Hüttenkunde; Vesalius († 1564) wird Reformator der Anatomie, wie Paré († 1590) derjenige der Chirurgie; Cäsalpin († 1603) und Lobelius († 1616) bereiten dem natürlichen System der Botanik die Wege u. s. w. Die Ideen, welche das 16. Jahrhundert geweckt, bringt dann das 17. zur Reife. Die zwei ersten Jahrzehnte desselben begrüßen die Entdeckung des Teleskops und des Mikroskops, sowie der für die Himmelskunde erst später durch Newton fruchtbar gemachten Fallgesetze; durch seine Beobachtungen über den Blutumlauf, sowie über den thierischen Zeugungs- und Entwicklungsproceß legt Harwey den Grund zur Neugeburt nicht nur der Medicin und der Zoologie, sondern der gesammten organischen Naturkunde. Ungefähr in die Mitte des Jahrhunderts fallen mehrere der wichtigsten physikalischen Entdeckungen, als diejenige des Luftdruckgesetzes und des Barometers durch Torricelli (1643), des hydrostatischen Grundgesetzes und der Verwendung des Barometers zu Höhenmessungen durch Pascal (1647), der Luftpumpe durch O. v. Guericke (1650) u. a. m.

Eine unmittelbare, nothwendige Folge dieser Erweiterung der gesammten Naturkunde war die beschleunigte Überleitung der Profanforschung aus den Händen des Klerus, in denen sie sich im Mittelalter zumeist befunden hatte, in diejenigen berufsmäßiger, vorwiegend dem Laienstande angehöriger Gelehrten. Eine

Digitized by Google

Beeinträchtigung oder Zurückdrängung der Kirche lag hierin nicht, sondern lediglich eine naturgemäße Weiterentwicklung, ein Fortschritt.

Immerhin barg die Bewegung eine ernste Gefahr. Die Grenze zwischen kirchlichem und Profanwissen trat dazumal noch weit weniger bestimmt hervor, als dieß heutzutage der Fall ist. Wie leicht konnte nicht die Neuerungssucht zu Übergriffen veranlassen, wie leicht mit der profanwissenschaftlichen zugleich die kirchliche Überlieferung in Mißcredit gerathen! Sollte die Bewegung ihren geordneten Verlauf zum Heile der Menschheit nehmen, so war unbedingt erfordert, daß die Kirche an die Spitze derselben trete, daß sie dieselbe leitete und überwachte. Sie mußte der mündig gewordenen Profanwissenschaft ihr Erbtheil aus dem gemeinsamen Schatze der Überlieferung zuweisen. Unter ihrer Führung allein war dem Menschengeiste ein rascher, probehaltiger und umfassender Fortschritt im ganzen Bereiche des exacten Wissens gesichert, welcher selbst dann wieder der speculativen Weiterbildung mächtigen Vorschub geleistet hätte.

Die Kirche hatte diese ihre Aufgabe sofort begriffen. Schon der verwandten, zeitgenössischen Bestrebungen auf den Gebieten des Humanismus und der Kunst hatte sie sich mit rückhaltloser Wärme angenommen. Weit entfernt, dem durch die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen bezeichneten Aufschwung des Menschengeistes hemmend in den Weg zu treten, förderte und segnete sie vielmehr von Anfang an seine Bestrebungen und suchte dieselben, ihrer Heilssendung eingedenk, für die Rettung der Seelen fruchtbar zu machen. Als die Kunde von der Entdeckung der neuen Welt zu Rom einlief, las der Papst bis tief in die Nacht seiner Umgebung die Berichte aus Spanien vor. Die Regungen auf astronomischem Gebiete fanden bereits ein halbes Jahrhundert vor Copernicus an Päpsten und Cardinälen die eifrigsten Förderer. Welche Erfolge im Bereiche des gesammten Wissensfortschrittes, sowie der Verbreitung von Religion und Gesittung hätte nicht das christliche Europa des 16. Jahrhunderts zu verzeichnen gehabt, hätte es seinen geistigen Krafteinsatz einträchtig und ungeschmälert der großen, durch Columbus und Copernicus ihm nahe gelegten Aufgabe zugewendet! Doch es sollte anders kommen. Auf das 15. Jahrhundert folgte das Jahrhundert religiöser Empörung, politischer Zerfahrenheit, culturellen Rückschrittes — das Jahrhundert der sog. Reformation.

Und hiermit erledigt sich eine Illusion, welcher man sich akatholischerseits begreiflicherweise nur zu gerne hingibt. Weil die Anfänge jenes

Digitized by Google

Aufschwunges mit dem Ausbruche der Reformation zeitlich ungefähr zusammenfallen, und weil diese wie jener einen Bruch mit dem Autoritätsglauben in sich schließen, so hat man beide als gleichberechtigte Bewegungen, wohl gar die religiöse Gährung als die Ursache beider auffassen zu dürfen geglaubt: in Sachen des Glaubens wie der Wissenschaft, meint man, ringt sich der dem römischen Zuchtmeister entwachsene Menschengeist zu der ihm zukommenden Freiheit empor. Nichts ist verkehrter als diese Vorstellung. Besteht auch zwischen beiden Bewegungen eine Verwandtschaft, so doch keineswegs eine Gleichberechtigung. Die Reformation ist ein Excess in eben der Richtung, nach welcher der wissenschaftliche Aufschwung ein naturgemäßer, naturnothwendiger Fortschritt ist. Die Wissenschaft tritt zur Kirche in das Verhältniß einer gewissermaßen mündig gewordenen, die Reformation in dasjenige einer unbotmäßigen Tochter. Während jener überall, wo sie sich mit der Offenbarung nicht berührt, volle Selbständigkeit zukömmt, muß in Glaubenssachen eine gewisse Unmündigkeit des Einzelnen nun einmal so lange dauern, als das von Christus eingesetzte kirchliche Lehramt währt, d. h. bis an's Ende der Welt. Aller menschliche Dünkel vermag hieran nichts zu ändern.

Der Aufschwung und Ausbau des exacten Wissens, auf Grundlage nicht mehr der Autorität, sondern der Beobachtung, wäre auf Grund der scholastischen Geistesentwicklung ebensowohl erfolgt, wenn auch die Reformation nicht eingetreten wäre, wie er ja auch factisch vor deren Ausbruch seinen Anfang nahm[1]. Er wäre zwangloser, naturgemäßer, rascher und fruchtbarer erfolgt. Allein die letzte, vorreformatorische Epoche des Mittelalters war eben eine Epoche kirchlichen Niederganges gewesen. Wie die Scholastik mehrfach unfruchtbarer Erstarrung und mit ihr der Mißachtung verfallen war, so hatten auch der andauernde Zwiespalt zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, das unselige Schisma und, im Gefolge desselben, die Erschlaffung des Eifers und die Lockerung der Sitten das Ansehen der kirchlichen Autorität empfindlich erschüttert. Dergestalt gottentfremdet und gottverlassen, erlag dann der Menschengeist der Versuchung, zugleich mit dem profanwissenschaftlichen auch den religiösen Traditionsglauben über Bord zu werfen; er erlag ihr zum schweren Schaden, nicht des eigenen Heiles allein, sondern auch

[1] 1505, im Jahre da Luther in's Kloster ging, starb Columbus, und zwei Jahre später begann Copernicus sein System niederzuschreiben.

Digitized by Google

der eigenen Entwicklung. Nicht genug, daß der Glaubensstreit und die durch ihn verursachten Wirren die edelsten Kräfte verzehrte, daß er die Culturentwicklung hemmte und vielfach auf abschüssige Bahnen lenkte: die katholische Kirche selbst sah sich nunmehr in die Nothwendigkeit gedrängt, verschärfte Wache zu halten für die Reinerhaltung der kirchlichen Tradition. Wie leicht konnte es nunmehr kommen, daß, bei der Unsicherheit der Grenzen zwischen kirchlicher und profanwissenschaftlicher Überlieferung, das Verlassen der Tradition selbst in profanwissenschaftlichen Fragen das Mißtrauen und den Widerspruch sogar kirchlicher Behörden wachrief? Was Wunder z. B., daß in einem so ausnehmend schwierigen Falle, wie die Galilei-Frage einer war[1], gegenüber einer noch völlig unzureichend erhärteten, mit den Überzeugungen nahezu der gesammten Gelehrtenwelt in schreiendem Widerspruch stehenden und dazu noch in leidenschaftlicher Weise verfochtenen Hypothese, selbst Congregationen, die ja keine Verheißung der Unfehlbarkeit empfangen haben, einem Irrthum verfielen? Ein zeitweiliges Hemmniß des astronomischen Fortschrittes auf katholischer Seite hat jene Verpönung der Heliocentrik durch die Congregationen des Index und des heiligen Officiums allerdings geschaffen. Sind doch dergleichen Hemmnisse, welche ihren Grund in der menschlichen Schwäche haben, von der Kirche Gottes keineswegs ausgeschlossen, in Hinsicht auf den Fortschritt nicht einmal des kirchlichen, geschweige denn des profanen Wissens; oder hat nicht, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Unklarheit über die Unzulässigkeit eines mehrfachen Literal-Schriftsinnes, sowie über das Verhältniß dieses zum geistigen Sinne eine geraume Zeit lang den Aufschwung der exegetischen Wissenschaft fühlbar beeinträchtigt? Aber auf wen fällt in unserem Falle die Hauptschuld an dem eingetretenen Hemmnisse, wenn nicht gerade auf den Protestantismus, der eben damals der Kirche eine mißtrauische Defensive jeglicher Neuerung gegenüber aufgezwungen hatte? Die Reformation hat den Fortschritt des Naturwissens nicht gefördert, sondern aufgehalten; und mag auch unter seiner Ägide auf manchen Punkten der Bruch mit einer irregegangenen profanwissenschaftlichen Tradition jäher und vorsichtsloser erfolgt sein, als er sich unter dem Einflusse der katholischen Kirche würde vollzogen haben, so dürfen doch untergeordnete Vortheile nimmermehr überschätzt

[1] Vgl. die ausführliche Erörterung dieser Frage in dieser Zeitschrift 1878. XIV. S. 113 ff. 254 ff. 389 ff.

Digitized by Google

werden im Zusammenhalt mit den vielen beschämenden Irrungen, in welche sich die dem Glauben entfremdete Naturforschung verloren hat und noch täglich verliert.

Sonderbar! Wäre es dem Protestantismus von Anfang an heiliger Ernst gewesen mit seinen religiösen Grundanschauungen, wären dieselben den Meisten etwas mehr gewesen als ein Vorwand, um der eigenen Geisteshoffart zu fröhnen, von lästigen Gesetzen sich loszusagen und Kirchengut einzusäckeln, so hätte, müßte man annehmen, kein Religionsbekenntniß *als solches* den Bruch mit einer verfahrenen profanwissenschaftlichen Tradition mächtiger fördern müssen, als gerade das protestantische, welches ja eben aus dem Bruche mit der kirchlichen Tradition hervorgegangen war. Und doch gerade der Protestantismus im ersten Jahrhundert seines Bestehens haftet auf dem Gebiete des Naturwissens, noch zäher selbst als die verlästerte Mutterkirche, an dem alten und veralteten Autoritätenglauben. Wir begnügen uns zum Belege unserer Behauptung ausschließlich mit den von Dr. Zöckler selbst zugestandenen Thatsachen.

Die protestantisch-orthodoxe Doctrin, so werden wir belehrt, fällt alsbald in die scholastische Art und in den Aristotelismus zurück. „Die nächsten Jahrzehnte nach Kepler's Tode und nach Galilei's Verurtheilung gehören dem wiederhergestellten Aristotelismus oder Ptolemäismus. Die scholastische Orthodoxie des Lutherthums und des Calvinismus duldete keine andere Weltansicht, als die der Kirchenväter und der früheren Scholastiker, wie man meinte, die einzige, welche dem Wortlaut und Geist der Schrift entspräche. *Für den Standpunkt eines Kepler*, der bei aller Hochachtung für die Zeugen der kirchlichen Vergangenheit doch die durch Beobachtung und Berechnung erkannte naturwissenschaftliche Wahrheit höher stellte, *hatte diese Theologie kein Verständniß*" (S. 538). „*Anticopernicanisch bleibt die naturwissenschaftliche Weltansicht des Katholicismus, des Lutherthums und des Calvinismus bis zum Schlusse unseres Zeitalters*", d. i. bis 1675 (S. 619). (Letztere Stelle gibt Zöckler selbst in Sperrdruck.) — „Mit dem Abschlusse der lutherischen Symbolbildung durch die Concordienformel zog auch auf dem Gebiete der Schöpfungslehre mehr und mehr ein Geist dogmatischer Starrheit und polemischer Härte ein. Das Interesse am Naturgebiete als einem selbständiger, wissenschaftlicher Erklärung bedürftigen Factor des theologischen Erkenntnißbereiches erkaltet mehr und mehr."

Gehen wir auf Einzelheiten über, so erfahren wir S. 591, wie *Luther* die heliocentrische Lehre des Copernicus „als den superklugen Einfall eines ‚Narren, der die ganze Kunst Astronomiae umbkehren wolle', verspottet und ihr als biblische Widerlegung kurzerhand die bekannte Josua-Stelle entgegenhält". *Melanchthon* „hat seine ganz und gar anticopernicanischen Vorstellungen ausdrücklich und in doctrinärer Form in seinen ‚Anfangsgründen der Physik' ausgesprochen (S. 668); die Kunst des Nativitätstellens vertheidigte er nicht bloß, sondern übte sie auch praktisch aus" (S. 560), und nahm überdieß „zwischen den Augen und den Gestirnen eine nähere Verwandtschaft oder Correspondenz an" (S. 592). *Caspar Cruciger* († 1548),

Digitized by Google

Luther's Gehilfe bei Übersetzung der Bibel, war, wenngleich einer der frühesten Anhänger des copernicanischen Systems, „gleich allen den Angehörigen dieser Schule Vertreter astrologischen Aberglaubens". Ebenso huldigte Melanchthons Schüler, der Wittenberger Superintendent und Professor Paul Eber († 1569), „den astrologischen Wahnvorstellungen und dem Kometenaberglauben seiner Zeit". Martin Chemnitz († 1586) war „eifriger Astrolog und Astronom", der Kirchenlieds-Dichter Christoph Knoll († 1621) „Horoskopist" (S. 560 f.). Auch der württembergische Reformator Johann Brenz († 1570) war „astrologie-gläubig wie Melanchthon und wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen" (S. 592). Die Häupter der Reformirten „waren sämmtlich, Zwingli selbst nicht ausgenommen, astrologischem Aberglauben zugänglich" (S. 600). Hieronymus Zanchi († 1590) hält nicht nur an der Sphärentheorie entschieden fest, sondern entwickelt obendrein eine ganze Theorie des Einflusses der Kometen auf die irdischen Geschicke (S. 711). Des bekannten Genfer Theologen Lambert Danäus († 1596) „physikalische und physiologische Vorstellungen erscheinen im Ganzen recht altfränkisch und retrograd. Auf die Frage, ob die Erde stille stehe, läßt er den Präceptor ein kräftiges Ja! antworten. Er glaubt noch an beschuppte Seeungeheuer von Inselgröße als die wahren Leviathane der heiligen Schrift, erzählt von giftigen geflügelten Drachen, deren Speise der Wind sei, hält an der thatsächlichen Existenz von Satyrn, Faunen, Lamien u. dgl. Ungeheuern fest und statuirt eine Einwirkung Satans auf solche Geschöpfe, um die Menschen mittelst ihrer zu erschrecken ꝛc." (S. 708). Auch der vorhin genannte Zanchi „glaubt an riesige Seeungethüme, wie Strabo und Plinius sie schildern, und scheint selbst die Phönixsage noch ohne Bedenken für wahr zu halten" (S. 712); und der Mansfelder Decan Simon Musäus († 1576) kennt im arabischen Meere Wale von 600 Schuh Länge und 300 Schuh Breite, „welches wohl zu glauben ist, sintemal heut bei Tage Fischgreten und Ribben, wie große Balken dick und lang, gesehen werden" (S. 675). — Als einen durchaus auffallenden Zug möchten wir zum Schluß noch erwähnen, daß diejenigen Zweige des Naturwissens, in welchen protestantische Geistliche jener Zeit die namhaftesten Leistungen aufweisen, gerade die medicinischen Fächer sind, diejenigen also, deren Gegenstand sich mit der Offenbarung am allerwenigsten berührt, ihrem Einflusse somit auch am wenigsten zugänglich ist (vgl. S. 559 ff.).

Aus diesen wenigen Andeutungen dürfte klar ersichtlich sein, wie unschuldig die Reformation an dem mit Columbus anhebenden Aufschwunge des gesammten Naturwissens ist.

Unsere letzten Erörterungen bewegten sich ganz auf neuzeitlichem Boden; wenden wir zum Schlusse den Blick noch einmal auf die christliche Vorzeit.

Einen ähnlichen Verlauf, wie das Wachsthum des Einzelnen, nimmt auch die geistige Entwicklung der Menschheit in übernatürlicher wie in natürlicher Hinsicht. In naturgemäßer Weise, hier wie dort, geht die Entwicklung vor sich, und darum allmählich, langsam, stufenweise. Diese Langsamkeit ist nicht Fehler, sondern Gesetz. Wie im Keime ist schon von Anfang an vorhanden, was im Zeitenverlauf sich ausgestalten, ist

Digitized by Google

im Triebe bereits gegeben, was später in's Dasein treten soll. Aber Blätter und Blüthen und Früchte haben jedes seine Zeit; eine andere ist die Reife des Kindes, eine andere diejenige des Knaben, des Jünglinges, des Mannes; und diese Aufeinanderfolge ist kein Säumniß der Natur, sondern harmonische Ordnung. Hat nicht auch das Kind an Blumen, Schmetterlingen und Vögeln seine Freude? und doch gelangt erst in späteren Jahren der Naturforscher zur Reife.

Ähnlich vollzieht sich die geistige Entwicklung der Menschheit. Naturfreudig war die Offenbarung von der Wiege an, aber die Menschheit war damals noch nicht reif für den wissenschaftlichen Ausbau der Naturerkenntniß. Die christliche Offenbarung hat die Menschheit von dem Punkte ihrer Entwicklung aus weitergeführt, auf welchem sie dieselbe vorgefunden hatte. In dem Geiste der römisch-griechischen Welt hat sie zunächst, durch den Vergleich ihrer Grunddogmen mit den philosophischen Zeitanschauungen, das speculative Denken geläutert, geschärft und erhoben. Hinausgeworfen dann unter die Stämme der „Barbaren", hat sie diese langsam und schrittweise herangezogen zum Vollgenuß der übernatürlichen Güter sowohl, als zur Aneignung classischer Bildung und Wissenschaft: in der Scholastik erreicht die speculative Durchbildung der Menschheit ihren ersten glänzenden Abschluß. Aber die speculative Reife ist selbst wieder der Kern, aus welchem naturnothwendig das exacte Wissen üppig erblühen muß. Darum beginnt mit dem Abschluß des Mittelalters, und als das eigenste Ergebniß der kirchlichen Vorzeit, die Epoche des Aufschwunges zunächst der Erd- und der Himmelskunde, und mit ihnen aller anderen Zweige des Naturwissens. Dem wohlthätigen Einflusse der Kirche durch die Reformation großentheils entzogen, vollzieht sich derselbe gleichwohl, kraft des dem Menschengeiste eigenen Triebes nach Naturerkenntniß und der von der christlichen Vorzeit empfangenen Impulse, zu ungeahnter, herrlicher Entfaltung, die jedoch nur in der Wiederkehr zur Kirche ihre naturgemäße Vollendung zu erreichen vermag.

Der Mann, welcher, zu körperlicher Vollkraft und geistiger Reife gediehen, die seinem Kreise entsprechenden Kenntnisse umspannt, durchdringt und fruchtbar erweitert, er schämt sich nicht der Jahre, welche die erste Entwicklung des Körpers, die mühsame Erlernung der Anfangsgründe ausgefüllt hat: sind sie doch insgesammt die Stufen einer selben und einheitlichen Entwicklung, Triebe und Blüthen, welche im Keime die späte Frucht enthielten. So sind auch die Zeiten vor uns ebenso

Digitized by Google

viele Lebensalter der einen, dem Vollmaß geistiger Reife in Christo entgegenreifenden Menschheit. — Seien wir bescheiden und gerecht!

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die Reform unserer Gymnasien.

XII. Die Erziehungslosigkeit und die Mißerziehung am heutigen Gymnasium.

Der Klageruf: „Unsere Gymnasien erziehen nicht mehr!“ erscholl bereits vor etlichen Jahrzehnten aus dem Munde der Besten und ist jetzt nahezu allgemein geworden. Auf dem Nürnberger Philologentag 1877 hob der Professor Baumeister aus Karlsruhe hervor: „Die Höhe der Bildung eines Volkes hängt nicht von der Abrichtung auf eine möglichst große Summe von Kenntnissen ab, und der Unterricht macht doch überhaupt nur einen Theil der gesammten Cultur aus. Eine große Summe von Kenntnissen, ja selbst ein hoher Grad von guter, wissenschaftlicher Bildung macht noch nicht sittlich gut, macht noch nicht glücklich! Es gehört in der That viel mehr dazu, als der bloße Unterricht. Die Schule muß vor Allem die sittliche Erziehung des Menschen in's Auge fassen; sie muß das Gefühl veredeln, den Willen fest machen, die Thatkraft üben; sie muß den Menschen mit einem eisernen Fonds religiös-sittlicher Vorstellungen erfüllen und diese in Gesinnung zu verwandeln suchen.“ — Leistet nun das heutige Gymnasium in der Jugenderziehung dasjenige, was man von ihm verlangen muß? Im Großen und Ganzen — nein! wobei wir jedoch freudig zugestehen, daß es unter Lehrern und Schülern recht ehrenwerthe Ausnahmen gibt, aber nicht wegen, sondern trotz der heutigen Schuleinrichtungen. Und seit dem Sommer 1878 wird der Greuel der Verwüstung auf dem Felde der Erziehung durch die Schule selbst von den bisherigen Gönnern der modernen Ideen eingestanden.

Konnte man bessere Erfolge erwarten aus einem Systeme, das auf den Grundsätzen des verschwommenen und verkommenen Rousseau, des Trinitätsläugners Basedow und des kritisch-helleniſtischen Wolf aufgebaut wurde und in einer bewußten oder unbewußten Gegnerschaft gegen das positive Christenthum wurzelte?

Digitized by

In der That ſind die Mißerfolge der Neuſchule in der Erziehung noch unvergleichlich größer, als im Unterrichte ſelbſt. Entweder wird — allgemein geſprochen — gar nicht, oder, wo es dennoch geſchieht, meiſtens falſch erzogen. Wir ſprechen daher von der Erziehungsloſigkeit und von der Mißerziehung am heutigen Gymnaſium.

I. Die Erziehungsloſigkeit.

Ein Grundirrthum der modernen Pädagogik auch an den Gelehrtenſchulen iſt die Läugnung der Erbſünde und der gefallenen Natur des Menſchen, zugleich die reichlich ſprudelnde Quelle der Revolution, beſonders auf geſellſchaftlichem Gebiete. Nach der Lehre des Chriſtenthums bleibt im Getauften, nach der Tilgung der Erbſchuld, doch die Begierlichkeit (concupiscentia) als glimmender Docht der ſpäter entbrennenden Leidenſchaften zurück. Deßhalb iſt es eine heilige Pflicht des Lehrers, nicht bloß den Schüler zu unterrichten, ſondern auch den jugendlichen Charakter zu bilden zur Niederkämpfung der Leidenſchaften und zur Übung des Guten, zu einem übernatürlichen Leben aus dem Glauben und mit der göttlichen Gnade, die uns vorzüglich in den Sacramenten der Kirche mitgetheilt wird.

Aber ſchon hier ſind wir auf einem der Neuſchule unliebſamen Gebiete angelangt. Moderne Philologie und chriſtliche Erziehung — welche Gegenſätze! Was noch „chriſtlich“ iſt am Gymnaſium, das hat der Religionslehrer in wenigen wöchentlichen Stunden ſeines Faches zu beſorgen, die Gelehrtenſchule ſelbſt gehört dem Hellenismus und dem reinen Menſchenthum, den Idealen Rouſſeau's, Baſedows und Wolfs. Der Grundcharakter der Neuerungen im Gymnaſialweſen war eine gewiſſe Gegnerſchaft gegen die im Grunde chriſtliche alte Schule; im Weſen einander gleich, ſtrebten ſie darnach, ein neues Geſchlecht zu bilden, das heller ſehe, als die vorhergehenden Geſchlechter, das, von den Schlacken des Aberglaubens befreit, an der Hand der Natur und des klaſſiſchen Alterthums weiſer und glücklicher ſein werde. Seit Wolf hatte ſich „die Philologie von der Theologie emancipirt“: die Laiſirung der Lateinſchulen wurde grundſätzlich betrieben, den Theologen das Lehramt an denſelben immer ſchwerer gemacht, das „Theologiſche“ von der neuen Alterthumswiſſenſchaft ganz auf die Seite geſetzt oder gar bekämpft, und eine allſeitige Gleichgiltigkeit gegen poſitives Chriſtenthum nicht mehr als Unzier des Lehrers anerkannt. Man ſtand auf dem Boden des lauteren Men-

Digitized by Google

schenthums und wollte nur noch lehren; denn was sonst aus den jugendlichen Geistern emporsproßte, war ja natürlich, also gut. Wolf selbst ließ einen Schatten von Erziehung höchstens an den untersten Klassen zu und hielt insbesondere die Anwendung religiöser Grundsätze dabei für fehlerhaft („vel honestissimis consiliis peccatur ab iis, qui educandi rationes omnes ad unam religionem vel ethicam virtutem referendas arbitrantur"). Ihm aber folgen weitaus die meisten Lehrer, und so ist die grundsätzliche Erziehungslosigkeit ein unheilvolles Merkmal unserer Gymnasien geworden [1]. Zum Christen mag höchstens der Religionslehrer den Jüngling heranbilden, das Gymnasium als solches kennt nur den Menschen, und der „Mensch" wächst von selbst.

Man mißverstehe uns nicht! Wir sagen nicht: alle Gymnasiallehrer der neueren Zeit sind Anhänger des Naturalismus und Abtrünnige des Christenthums. Dieß wäre eine Übertreibung und Verleumdung, die von so manchen ehrenwerthen Ausnahmen Lügen gestraft würde. Was wir sagen, gilt nicht sowohl den Personen, als vielmehr dem ganzen Systeme, das auf die Erziehungslosigkeit hinausläuft, und gegen welches der beste Schulmann kaum etwas ausrichten kann, am wenigsten unter einem liberalen Unterrichtsminister, der mit tausend knechtischen Augen sieht und ebensolchen Ohren hört. Daher ist die allgemeine Klage über die Vernachlässigung der Erziehung begründet und berechtigt. „Man erzieht jetzt selten Menschen mit individuell ausgeprägtem Wesen," klagte der Saargemünder Director Alexi in einem Vortrage 1878 [2], „sondern meist mittelmäßige Durchschnittsmenschen, die nur für das Examen oder den Broderwerb arbeiten, die nirgends mehr in die Tiefe der Wissenschaft eindringen, sondern die innere Hohlheit durch einen angelernten Wissenskram und nichtssagende Phrasen verdecken." Ja, unsere Zeit hat sich an diese auf den Gelehrtenschulen verzogenen „Durchschnittsmenschen" so sehr gewöhnt, daß ein Mann von Charakter und geistiger Selbständigkeit wohl niemals ein härteres Loos hatte, als in dieser

[1] Damit man uns nicht der Übertreibung beschuldige, führen wir die Worte Roths (Gymn.-Pädagogik, S. 43) an: „Es ist nicht zu bestreiten, daß eine Unzahl von Gymnasial-Lehrern die Erziehung der Jugend zum christlichen Glauben und Leben mit Entschiedenheit nicht als Princip für ihren Beruf anerkennen und dem Christenthum in der Schule nur so vielen Raum zugestehen, als dem Religionsunterricht zugemessen ist; daß also die Idee der Erziehung zu christlichem Glauben und christlichem Leben factisch aufgehört habe, Lebensprincip für die gelehrten Schulen zu sein."

[2] Köln. V.-Z., 18. April 1879.

Digitized by Google

ſchwächlichen Epigonenzeit, in welcher Alles und Alles zur vorſchriftsmäßigen Schablone wird.

Über dieſes pädagogiſche Thohu Wabohu hilft man ſich mit klingenden Redensarten weg. Seit Wolf geiſtert in den Amts- und Schulſtuben die „harmoniſche Bildung" des Jünglings, unter der man ſich Alles und Nichts denken kann, die „Humanität", von welcher Niemand weiß, was ſie ſei, die „höhere Bildung", die über die Erde und Natur nicht hinauskommt.

Thatſächlich ſetzt ſich das heutige Gymnaſium ſtolz über die Erziehung, beſonders die chriſtliche, hinweg, wenn man nicht das hohle Moraliſiren, das bisweilen vorkommt, aber zumal in den höheren Klaſſen von den Schülern verabſcheut wird, als erziehliche Thätigkeit hinnehmen ſoll.

Da man jedoch die Erziehungspflicht der Schule nimmermehr läugnen kann und trotzdem vor der thatſächlichen Mißkennung derſelben ſteht, ſo hat man eine amtliche Ausflucht erfunden; denn wo Begriffe fehlen, da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein. Der ehemalige Cultusminiſter Falk ſprach in ſeiner vielgenannten Schulrede (Januar 1879) von der „Erziehung durch den Unterricht". Da haben wir das nämliche Ding, das wir ehrlicher Erziehungsloſigkeit nennen. Denn beſteht die ganze pädagogiſche Thätigkeit nur in dem Unterrichte, ſo gibt es überhaupt keine Erziehung mehr, da ſich der Unterricht an die Erkenntniß richtet, während die Erziehung den Willen und die That erfaßt, d. h. darin beſteht, daß die Jugend durch Gewöhnung eine gewiſſe Leichtigkeit gewinnt, die Leidenſchaften und alles Böſe zu meiden, das Gute und Gott Wohlgefällige trotz etwaiger Schwierigkeiten zu thun. Zwar muß der Wille den Gegenſtand, nach welchem er ſtrebt, zuerſt erkannt haben (ignoti nulla cupido); aber es wäre ein gefährlicher Irrthum, zu wähnen, daß die Erkenntniß des Guten, alſo der Unterricht in demſelben, ſchon hinreiche zur Heranbildung ſittlicher Menſchen. Schon die Ovidiſche Medea klagt: „Video meliora proboque; deteriora sequor"; und ähnlich bekennt der hl. Paulus (Röm. 7, 15), daß er — ohne die Gnade — nicht das Gute thue, das er wolle, ſondern das Böſe, das er nicht wolle. Der Verbrecher weiß ſehr wohl, daß ſeine That ſchlecht und ſtrafwürdig iſt: nicht am Erkennen fehlt es ihm, ſondern am Wollen des Guten. Das liberale Sprüchlein von der Moraliſirung der Völker durch Unterricht iſt durch die Verbrecherſtatiſtik Italiens und des neudeutſchen Reiches aus dem jüngſten

Digitized by Google

Jahrzehnte ſo durchlöchert worden, daß es mit Ehren nicht mehr kann gedruckt werden. Somit iſt die Phraſe von einer „Erziehung durch den Unterricht“ nichts Anderes, als ein verhülltes Eingeſtehen der Erziehungsloſigkeit, dieſes großen Übels unſerer heutigen Gymnaſien.

Wo ruht denn überhaupt letzten Ortes die Sittlichkeit des Menſchen? Im Gewiſſen! Die Norm des Gewiſſens aber iſt der Glaube an Gott, den gerechten Richter. Somit fällt die religiöſe und die ſittliche Erziehung als gleichbedeutend zuſammen. Aber der unſer Gewiſſen regelnde religiöſe Glaube iſt nicht ein vager, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebender „Naturglaube“, ſondern dieſe poſitive Religion und Kirche, welcher die Gymnaſiaſten angehören. Sollte daher irgendwie — und die Thatſache ſteht feſt — durch das moderne Schulweſen die Jugend gleich am Beginne ihrer gelehrten Bildung am Glauben Schaden leiden, ſo muß gleichzeitig ein Rückgang in der Sittlichkeit ſich einſtellen.

Aber wir ſollen nicht etwa zu rein menſchlicher, ſondern zu chriſtlicher, übernatürlicher Tugend erziehen, welche nur durch die Gnade möglich iſt. Man ſpreche uns deßhalb nimmermehr von einer chriſtlichen Erziehung an Anſtalten, wo die Schüler nicht zu innigem Umgange mit Gott und zum Empfange der Gnadenmittel, der heiligen Sacramente, angeleitet werden. Thut nun unſer heutiges Staatsgymnaſium als ſolches dieſer Pflicht genug? Ja, wagt es auch nur das Wort „chriſtliche Erziehung“? Der Religionslehrer mag es in ſeinem Fach als eſoteriſche Weisheit behandeln, die Lateinſchule ſelbſt iſt rein menſchlich geworden, ihre Heiligen ſind Cicero und Platon; der Lehrer der Zoologie und Phyſik wird hundertmal die „Natur“ preiſen, bevor der Name Gottes und ſeines Chriſtus über die Lippen kommt.

Das Mildeſte alſo, was wir in dieſer Beziehung der Neuſchule vorwerfen können, iſt die Erziehungsloſigkeit.

II. Die Mißerziehung.

Wohl nirgends mehr als in Sachen der Erziehung gilt das Wort des Herrn, daß, wer nicht mit ihm ſammle, zerſtreue, daß der gegen ihn ſei, der nicht mit ihm ſei. Schon der Umſtand, daß unſer Gymnaſium nicht erzieht, ſchließt den ſittlichen Rückgang der ſtudirenden Jugend ein, weil es im geiſtigen Leben keinen Stillſtand gibt, alſo derjenige zurückſchreitet, der nicht voranſchreitet. — Aber es treten noch ganz poſitive Mißſtände hinzu, welche den Vorwurf einer wirklichen Mißerziehung begründen.

Digitized by Google

1. Auf Seite unserer Philologen begegnet uns so oft die Überschätzung des klassischen Heidenthums, jener humanistische Schwach- und Unglaube, welcher bereits den Humanisten des 16. Jahrhunderts anklebte, der seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts unsere Anstalten immer mehr durchsäuert und zu Pflanzstätten eines unchristlichen Geistes gemacht hat. Der bonus Ciceronianus et malus Christianus ist fast ein stehender Typus geworden, da die Lehramtscandidaten schon großentheils vom Gymnasium derartige Anschauungen mitbrachten, auf der Universität dieselben mit vollen Zügen einschlürften und beim Staatsexamen am allerwenigsten auf christlichen Sinn, auf die Befähigung zu christlicher Jugenderziehung geprüft wurden, ja unter liberalen Unterrichtsministern jede Maßregelung befürchten mußten, wenn sie sich in Wort und That als überzeugungstreue Söhne ihrer heiligen Kirche bewährten [1].

In solchen Händen bieten nun die heidnischen Schriftsteller eine große Gefahr für die Schule: sie werden zu einer wahren Wiedergeburt des Heidenthums (Renaissance) in den herrschenden Klassen des Volkes. Schon Origenes (ep. ad Greg. 2. 3) äußert: „Für Manche ist es ein Übel, mit den Ägyptern, d. h. den profanen Wissenschaften, zu verkehren, nachdem sie sich zum Gesetze Gottes (Christenthum) bekannt haben.... Durch die Erfahrung belehrt, behaupte ich, daß nur Wenige das Nutzbare Ägyptens (des Heidenthums) mitnehmen und es zum heiligen Dienste Gottes benützen; Viele aber gleichen dem Idumäer Ader. Ich meine diejenigen, welche aus der griechischen Weisheit irrgläubige Sätze erzeugen und ihre Erfindungen den heiligen Schriften anhängen, ihre Götzenbilder in Dan aufstellen und so an den Grenzen der Heiden wohnen." Nur sorgfältiges, aufmerksames und gläubiges Studium der heiligen Schrift mit Gebet könne dagegen schützen [2]. Der hl. Basilius der Große verfaßte eine eigene Warnungsschrift an die Christen: „Über das Lesen der heidnischen Bücher" (de leg. libr. gent.); die gewissenhafte Unterscheidung des rein

---

[1] Hist.-pol. Bl., Bd. 35. S. 415. — Katholik, 1878, Nov. und Dec., N. 37 und 44, „Briefe eines katholischen Schulmannes an einen Collegen". — Der höhere Unterricht und die christliche Weltanschauung, von einem Rheinländer. Freiburg 1879.

[2] Cf. Pseudo-Orig. in prooemio ad philosophumena; — Clem. Alex., Strom. I, 2. — Mehreres bei P. Bened. Braunmüller O. S. B., „Beiträge zur Geschichte der Bildung in den drei ersten Jahrh. d. Christenthums", Mettener Progr. auf 1854—55. S. 32 ff.

Digitized by Google

Heidniſchen vom allgemein Vernünftigen und vom Chriſtlichen iſt ſo alt, wie das Chriſtenthum überhaupt, wird aber von der Neuſchule meiſtens vernachläſſigt, ſo daß unſere Jünglinge unmerklich in jenen unheimlichen Gedankenkreis verfallen, der durch Chriſti Werk auf ewig begraben ſein ſollte. Was die Chriſten von Anfang an aus den Claſſikern lernen wollten, war nur die Übung des jugendlichen Geiſtes und die ſchöne äußere Form, nicht die helleniſtiſche Weltanſchauung und der heidniſche Sinn. Ja, Tertullian, der gerne das Kind mit dem Bad ausſchüttet, nennt gar die griechiſchen Philoſophen die „Patriarchen aller Ketzer" und verlangt in gewohnter Übertreibung, daß die Chriſten gar keine heidniſchen Schriftſteller leſen ſollen. Ihm nachtretend haben in den fünfziger Jahren der ſonſt ſo verdiente Abbé Gaume und ſeine Anhänger den Stab über die heidniſchen Claſſiker *überhaupt* gebrochen und der ausſchließlichen Leſung chriſtlicher Schriftſteller in den Schulen das Wort geredet; im guten, jedoch zu heißen Eifer waren ſie zu weit gegangen, da der Mißbrauch allein vom Übel, der gute Gebrauch nützlicher Dinge nicht wegen des Mißbrauches zu verwerfen iſt. Man hebe den Mißbrauch und belaſſe den Gebrauch! Der Streit iſt längſt entſchieden, geht uns alſo nicht mehr an [1]. Seit den erſten Jahrhunderten bis heute wurden heidniſche Auctoren in den chriſtlichen Schulen, aber auf *chriſtliche Weiſe*, geleſen; die religiöſen Orden, welche an Gymnaſien wirkten, merkten hieraus nicht den geringſten Schaden, ja ſie erzogen wahrhaft chriſtliche Gelehrte: Beweis genug, daß nur der ungläubige Mißbrauch des Alterthums die jungen Herzen vergiftet.

Daß nun ſolcher Mißbrauch des Alterthums von der neueren Philologie getrieben worden iſt und noch getrieben wird, iſt nicht zu läugnen. Statt die ſchöne *Form* der Alten ausſchließlich zum Vorbilde zu nehmen, das menſchlich Wahre in ihren Gedanken anzuerkennen, das Falſche als heidniſche Blindheit zu verwerfen, durch das Licht des Chriſtenthums zu erleuchten und ſo der geoffenbarten Wahrheit dienſtbar zu machen, hat man das Griechenthum und Römerthum in Bauſch und Bogen als Bildungs- und Erziehungsmittel unſerer chriſtlichen Jugend aufgeſtellt und die Gymnaſien vielfach zu Brutſtätten eines neuen Heidenthums erniedrigt. „Die Frucht ſolcher Gymnaſialbildung aber,"

---

[1] *Daniel* S. J., Claſſiſche Studien in der chriſtl. Geſellſchaft. Deutſch, Freiburg 1855. — *Kleutgen* S. J., Die heidniſchen Schriftſteller in den chriſtl. Schulen. (Die alten und die neuen Schulen, 2. A. S. 96 ff.)

Digitized by Google

sagen die Historisch-politischen Blätter (Band 35, Seite 415), „ist eine Zersetzung des christlichen Bewußtseins und Lebens der jungen Leute durch heidnische Ingredienzien in solchem Grade, daß für sie freilich von der Hochschule Alles zu fürchten steht, wie es denn Thatsache ist, daß unter den von der Universität Zurückgekehrten, mit Ausnahme der Theologen, solche Männer als Seltenheit zu betrachten sind, welche ihrem katholischen Glauben noch treu geblieben sind. Ein Umschwung an den Gymnasien ist aber deßhalb sobald nicht zu erwarten, weil ihre Lehrer ... in der Regel den nämlichen Geist wieder in sich aufnehmen. Und wenn auch einzelne Männer den christlichen Sinn rein bewahren und darnach wirken wollen, so wird es ihnen immer schwer fallen, das Princip in der Praxis zur Anwendung zu bringen, da sie für ihre Richtung erst Bahn brechen sollen, und die vorhandenen philologischen Hilfsmittel selbst ihnen fortwährend im Wege stehen." [1]

Die Überschätzung des Heidenthums hat an unseren Lateinschulen das christliche Licht, die wahre Centralsonne alles Unterrichtes und aller Erziehung, unter den Scheffel gestellt, aus dem Mittelpunkte an die Peripherie gerückt und der Obhut eines ziemlich unmächtigen Fachlehrers übergeben, der in wenigen Stunden dasjenige, was der heidnische Antiquarius in den vielen Stunden zertreten hat, unmöglich neu pflanzen kann. So ist die Grundlage aller Erziehung, die Religion des Christenvolkes, unterwühlt, und das Neu-Heidenthum den jugendlichen Herzen desto gefährlicher, in je schöneren Formen es sich darbietet und je verführerischer es den erwachenden Leidenschaften schmeichelt.

---

[1] Als Gegengewicht gegen die Heiden wurden bereits in den ersten christlichen Jahrhunderten neben den Classikern auch Bücher der heiligen Schrift gelesen. Die apostolischen Constitutionen (IV, 11) verlangen: „Unterrichtet eure Söhne im Worte des Herrn; von Kindheit an lehret sie die heiligen Schriften." Mit diesem altchristlichen Gebrauche stimmt das Statut der alten katholischen Universität Paris: „Quibus (sc. ceteris disciplinis) si addatur quotidiana Scripturae sacrae quantulacunque mentio, hoc velut divino sale reliqua puerorum studia condientur ... Petamus sane a profanis scriptoribus sermonis elegantiam et ab iis verborum optimam supellectilem mutuemur ... Sed absit, ut in iis, quemadmodum olim Augustinus de suis magistris conquerebatur, incautis adolescentibus vinum erroris ab ebriis doctoribus propinetur. Qui autem poterimus id vitare periculi, nisi tot profanis ethnicorum hominum vocibus inseratur divina vox, christianisque scholis, ut decet, quotidie intersit, imo praesideat unus hominum magister Christus!" Noch 1703 wurde dieses Statut vom Parlamente mit den Worten eingeschärft: „Les écoliers ne passent jamais un jour sans apprendre par coeur une ou deux maximes de l'Ecriture sainte." Rollin, La manière d'enseigner ... 4e éd. p. XX et suiv.

Digitized by Google

2. Das zweite Element der Mißerziehung sind die sogenannten „Naturwissenschaften", die erfahrungsmäßig von unserer in der Empirie befangenen Gegenwart als Haupthebel gegen die göttliche Offenbarung angewendet werden, wie uns die verschiedenen Naturforscherversammlungen klar beweisen. Wenn der Wiener Prosector Rokitansky nicht an das Dasein einer Seele glaubte, weil er in den Tausenden von ihm zerschnittener Leichen keine Spur von ihr entdeckt hatte, so hängt nach Dr. Frauenstädt „der ganze Culturfortschritt davon ab, daß dem supranaturalistischen Glauben immer mehr Terrain entzogen wird"; denn „anstatt den atheologischen Materialismus zu schwächen, sollte man bedenken, wie viel Gutes er stiftet, und wie viel die Menschheit ihm zu verdanken hat, wie sehr hingegen die supranaturalistische Theologie — sei es nun, daß sie mehrere Götter oder nur Einen die Welt beherrschen ließ, daß sie polytheistischer oder monotheistischer Supranaturalismus war — die Menschheit in Erkenntniß der Wahrheit und im praktisch-moralischen Fortschritt aufgehalten hat". Ob nun auch an unseren Gymnasien die Naturfächer im Sinne eines Frauenstädt, Büchner, Cotta, Burmeister, Virchow, Moleschott, Vogt, Roßmäßler, Müller, Ule, Czolbe, Häckel, Brehm ꝛc. gegeben werden, darüber belehren uns gewisse Landtagsverhandlungen und die tägliche Erfahrung. Schon im Jahre 1854[1] klagten die piemontesischen Bischöfe in einer Eingabe an den König über die dortigen Gymnasien: „An einigen Orten benützt man den Unterricht, um den Geist der Jugend mit falschen Ideen und Doctrinen anzufüllen, an andern, um das Herz zu verderben. Die Weltgeschichte mußte dazu dienen, den Papst, die Bischöfe und Diener der katholischen Religion zu verleumden; die Geologie, die Naturgeschichte und selbst das Zeichnen werden gebraucht, um den Pantheismus einzuflößen, die Schamhaftigkeit zu verletzen, die Gemüther zur völligen Sittenverderbniß vorzubereiten." Somit hat sich außer der Philologie auch die Kenntniß der Natur von der „Theologie" emancipirt — und da soll man nicht von Mißerziehung sprechen!

3. Die nothwendigen Folgen eines solchen Unterrichtes sind: Kälte, Verachtung, ja Haß gegen das Christenthum.

Huldigt doch das Organ der liberalen Lehrerschaft Bayerns der Ansicht, „das Christenthum vergifte die Schule"[2], ein Geständniß, das

[1] Ami de la religion, 13 Mai 1854.

[2] „Germania", 18. Aug. 1875. — Die bayerische Lehrerzeitung (1871, Nr. 30) verlangt in einem Aufsatze „Neue Gesichtspunkte" als Basis der modernen Pädagogik

Digitized by Google

wie ein greller Blitz die finstern Abgründe erhellt, in welche unsere Gymnasialerziehung vielfach versunken ist. Seit der Ära Rousseau-Basedow-Wolf ist die Gelehrtenschule mehr und mehr zu einer Pflanzstätte religiöser Gleichgiltigkeit und der hieraus entspringenden Folgen geworden. Der Verfasser der Schrift „Der Societät Jesu Lehr- und Erziehungsplan" (Landshut 1833, Seite 5) klagt bereits in seinen ungleich besseren Tagen: „Siehe unsere Jugend an, zumal jene, welche den Gelehrtenschulen zugethan ist! Mir grauete, von ihr eine Schilderung zu geben. Daran zweifelt doch kein Einsichtiger mehr, daß alles revolutionäre Treiben in Europa eine Folge ist unserer Schulen, welche so offenbar zum Antipoden aller positiven Religion und besonders des katholischen Christenthums sich erhoben haben. Dieser Geist liegt, wenn auch nicht immer in offenbaren Ausdrücken kennbar, doch heimlich und tieferblickenden Augen kennbar in den Lehr- und Erziehungsplänen, die seit dreißig und vierzig Jahren an das Licht getreten; alle haben die Anlage in sich, die Jugend zu dechristianisiren; und es ist so listig angelegt, daß es manche der Bessern und Besten nicht merken, ja vielmal selbst ohne ihr Wissen zum Verderben wirken, vielmal, das Übel auch merkend, es nicht zu verhindern wagen."

Wir denken bei diesem Schauder der Verwüstung nicht an ein einzelnes Land; denn das nämliche Unheil tritt in allen liberalisirten Staaten unseres Erdtheils auf, hat darum den obersten Wächter des Christenthums, den heiligen Vater zu Rom, schon wiederholt zu den bittersten Klagen und ernstlichsten Warnungen veranlaßt. Papst Gregor XVI. schildert in seinem Rundschreiben Mirari vom 15. August 1832 den Ruin des Glaubens und der Sitten der Jugend durch die schlechten Gelehrtenschulen, die darauf ausgehen, die von Gott gestiftete Kirche dem Hasse der Völker auszuliefern, die ungeheuerlichsten Irrlehren zu verbreiten, die Herzen der Jugend in religiöser und sittlicher Beziehung abgründlich zu verderben [1].

---

nicht mehr und nicht weniger, als die Darwin'sche Abstammungs-Theorie. Dr. Dippel, Christl. Gesellschaftsl., Regensburg 1873. S. 382.

[1] „Divina Ecclesiae auctoritas oppugnatur, ipsiusque juribus convulsis, substernitur ipsa terrenis rationibus, ac per summam injuriam odio populorum subjicitur in turpem redacta servitutem. Debita Episcopis obedientia infringitur, eorumque jura conculcantur; personant horrendum in modum Academiae ac Gymnasia novis opinionum monstris, quibus non occulte amplius et cuniculis petitur catholica fides, sed horrificum ac nefarium ei bellum aperte jam et propalam infertur. Institutis enim exemploque praeceptorum, corruptis adole-

Digitized by Google

Im nämlichen Sinne klagen die bayerischen Bischöfe auf der Freisinger Conferenz (1850): „Wenn die Bischöfe es nicht unerwähnt lassen, daß ihrer Wahrnehmung nach der Verfall der Religion und Sitten unter den Studirenden ... auf eine wahrhaft erschreckende Weise seit den letzten drei Jahren zugenommen hat, so genügen sie hiermit nur einer schmerzlichen Pflicht.“ [1]

Wenn daher unsere gebildeten Stände so manchfach durch widerchristliche Gesinnung im schneidendsten Gegensatze zu unserem guten Volke stehen, so müssen wir die Schuld hiervon ganz besonders unseren Gymnasien zuschreiben. „Was die Familie bildet,“ sagt Bischof von Ketteler [2], „gehört noch vorwiegend dem Christenthum an; was die mittlere und höhere Schule bildet, ist schon großentheils dem modernen Unglauben zugefallen. Die Familie ist noch wesentlich christlich ... Dieser Grundpfeiler steht noch und hält die Gesellschaft, wenn er auch schon vielfach erschüttert ist. Das öffentliche Leben aber ist vorwiegend unchristlich, ungläubig: und dieses ist hervorgegangen aus unseren Schulen.“

4. Ist es dann ein Wunder, wenn die Unsittlichkeit bei der studirenden Jugend so große Verwüstungen anrichtet? Gerade in den Jahren der erwachenden Leidenschaften (calente juventute), in welchen die wirksame Furcht Gottes und die innigste Hingabe an himmlische Dinge die einzige Rettung vor früher Entweihung wäre, ist das unbezahlbare Kleinod der Religion vom pädagogischen Wahnsinne längst in den Staub getreten. Unter solchen Umständen ist die Lectüre der Alten und vorzüglich der Dichter erst recht gefährlich. Klagt doch schon Cicero über die Verweichlichung und Entsittlichung der Gemüther durch das Lesen gewisser Dichter. Das in solchen Dingen überaus blinde Heidenthum suchte, ähnlich wie der emancipirte Theil unserer heutigen Belletristen, gerade im „Pikanten“ einen vorzüglichen Reiz, wie der weichlich-lüsterne Catull selbst eingesteht; und eben deßhalb hüteten sich nach den Worten Martials [3], des Lieblingsdichters Domitians, die ernsteren

---

scentium animis, ingens religionis clades morumque perversitas teterrima percrebuit.“

[1] Collectio Lacensis, t. V, col. 1180 c.

[2] Freiheit, Autorität und Kirche. 4. A. Mainz 1862. S. 206 f.

[3] Z. B. I, 36 ad Corn.:

Versus scribere me parum severos,
Nec quos praelegat in schola magister,
Corneli, quereris.

Digitized by Google

Lehrer wohl, ihren Zöglingen unterschiedslos Gedichte vorzulesen. Der ernste Juvenal warnt jeden Lehrer in seinen berühmten Versen, das sittliche Gefühl der Jugend auch nur im Entferntesten zu verletzen[1]; und seinem Rathe sind alle christlichen Erzieher gefolgt. So lange die Lateinschule christlich war, bekamen die Schüler nur vom Schmutze gereinigte Ausgaben in die Hände, bis es da und dort, zum Glücke in Österreich nicht, unsern philologischen Antiquaren einfiel, daß auch der classische Unrath lauteres Gold, sogar für die Jugend sei, und daß man ihr die sauberen „Bröcklein" nicht vorenthalten dürfe, vorausgesetzt, daß die Texteskritik lesbare Ausgaben hergestellt habe. Und was geschieht? Wenn auch der Lehrer die schlüpfrigsten Stellen überschlägt, so sind nicht selten gerade die zweifelhaftesten und unfleißigsten Schüler ruhelos hinter denselben her, bis sie Alles „heraushaben". Wir könnten schreiende Beispiele anführen, die wir jedoch lieber unterdrücken wollen. Heißt aber dieß nicht Öl in's Feuer gießen und die jugendliche Unschuld gewerbsmäßig in den Schmutz hinabziehen? So arbeiten eine ungläubige Philologie und eine materialistische Natur-„Wissenschaft" dahin, daß unsere Gymnasien großentheils Pflanzstätten des Abfalls von Gott und den ewigen Sittengesetzen geworden sind.

5. Und das Ende vom Liede? Nun ja, der Mangel an Idealismus, der schnöde Dienst der Materie, die Verrohung und Zügellosigkeit — an einem leider sehr großen Theile unserer studirenden Jünglinge. Vollends in und mit dem Culturkampfe sind alle Dämme eingerissen worden, so daß sich die schlammigen Gewässer der Tiefe gerade auch über die deutschen Gymnasien hinwälzten. Im Jahresberichte des Studienrectorats Kaiserslautern für 1875 heißt es unter Anderem: „Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß im Lerneifer, Pflichtsinne, überhaupt in der moralischen Haltung der Jugend im Allgemeinen ein Rückgang wahrzunehmen ist ... Die Hauptursache dieser und anderer unerfreulicher Erscheinungen liegt in den Verhältnissen, in denen die Jugend zur Zeit heranwächst. Die Genußsucht, besonders das Vorausgreifen von Genüssen, die späteren Jahren vorbehalten sind,

[1] Sat. XIV.:

Nil dictu foedum visuque haec limina tangat,
Intra quae puer est ...
Maxima debetur puero reverentia; si quid
Turpe paras, ne tu pueri contemseris annos.

Digitized by Google

nimmt merklich zu, lähmt die Energie des Wollens und Handelns, beherrscht die Phantasie und erschwert dadurch sehr fühlbar den Lehrern die Arbeit der geistigen und sittlichen Ausbildung der Jugend." Der Herr Rector durfte freilich nicht sagen, daß die Schuld größtentheils am Systeme selbst liege, und daß auch der beste Lehrer darunter leide; statt dessen klagt er, daß die Jugend sich über die Auctorität des Hauses und der Schule hinwegsetze, und kommt zu dem Schlusse, daß Eltern, Lehrer und Schulvorstände den Schwerpunkt ihres Wirkens nicht einseitig in die intellectuelle Ausbildung der Jugend, in die möglichst reiche Ausstattung derselben mit praktisch verwerthbaren Kenntnissen legen müssen, sondern mehr noch in die sittliche Erziehung auf Grund wahrer Religiosität, in die Heranbildung ehrenhafter, zuverlässiger Charaktere, vaterlandsliebender und echt deutschgesinnter Jünglinge [1].

Die trostlosen Folgen der Mißerziehung auf unseren Gymnasien sind so schreiend, daß mit dem Juni 1878 selbst die liberale Presse das Übel nicht länger verschweigen konnte. Die Selbstmorde und Duelle von Gymnasiasten, die geheimen Gesellschaften, der Hochmuth und die Genußsucht im Bunde mit dem weltkundigen Unfleiße und dem schlechten Erfolge der Reife-Prüfungen jagten Schrecken ein [2]. Schade für so vielen redlichen Fleiß, Opferwilligkeit, ja Gewissenhaftigkeit der besseren Lehrer! Sie konnten den Strom des Verderbens nicht aufhalten.

Und dieselben Erscheinungen zeigen sich in Italien, Frankreich, Belgien, kurz überall — wo der Staat das Schulwesen in die Hand genommen hat. Ist es denn anders möglich? Der Staat kann zwar Soldaten drillen und Beamte controliren, aber erziehen, sittlich und christlich erziehen, kann er in Ewigkeit nicht, weil dieß nicht in seinem Berufe, sondern in jenem der Kirche und der Familie liegt.

Wie ist es denkbar, daß ein einziger Mann, der jeweilige Unterrichtsminister, eine so erdrückende Last trage, wie die Erziehung einer ganzen Nation, daß er alle nothwendigen oder zweckmäßigen Schulen und Lehranstalten errichte, die tauglichsten Professoren auswähle, die Lehrgegenstände und die Lehrweise bis in's Einzelne bestimme, die Lehrbücher aller Art prüfe und billige, in allen Zweigen des Wissens, der Kunst, der Gewerbe, zwischen den verschiedenen Theorien, Lehrgängen

---

[1] „Germania", 18. Aug. 1875. Vgl. die Nr. vom 22. Oct. 1879.

[2] Wir müßten einen ganzen Band schreiben, wenn wir auch nur unsere eigenen Sammlungen benützen wollten. Lesenswerth ist der Aufsatz über die Verwilderung der studirenden Jugend im Februarhefte 1879 des Mainzer „Katholik".

Digitized by Google

und praktischen Anwendungen unterscheide, die Bedingungen der Zulassung und Ausschließung der Schüler festsetze, die Lehrer aller Anstalten überwache und leite! Wahrlich, der „allmächtige" Staat und sein Unterrichtsminister maßt sich eine wirklich göttliche Allwissenheit und Allweisheit an, wie sie ein menschliches Institut nie hat und nie haben kann; er übt eine Allgewalt aus, wie sie von der Kirche, trotz zahlreicherer und berufenerer Organe, nie und nirgends beansprucht worden ist, eine allseitige Reglementstyrannei, die sich Eingriffe in die heiligsten Rechte der Einzelnen, der Familie und der Kirche erlaubt. Und am Ende ist der ganze Erfolg — ein Rückgang in Wissenschaft und Tugend bei unerschwinglichen Opfern an Geld und Mühe.

Dieß ist die Überzeugung aller Christgläubigen innerhalb und außerhalb Deutschlands[1]. Die gefährlichste aller Centralisationen ist die des Unterrichtes, sei es an deutschen oder Latein- oder Hochschulen, das sehen wir an den pädagogischen Mißerfolgen des heutigen Gymnasiums. Wenn dieselben auch nie genug beklagt werden können, so haben sie doch das eine Gute an sich, daß sie dem Volke die Augen öffnen und den Ruf nach Unterrichtsfreiheit verallgemeinern. Der Zwang und der Unverstand können dann am wenigsten aufrecht bleiben, wenn die heillosen Früchte der beiden offen vor Aller Augen an den Zweigen hängen.

(Fortsetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

Unsere Erfolge im Culturkampfe.

Die Friedensverhandlung Preußens mit Rom ist abgebrochen, das „Friedensgesetz" verstümmelt. Die Katholiken sahen sich gezwungen, gegen dasselbe zu stimmen. Der Kampf ist also noch nicht beendet nach neun Jahren unseliger Dauer.

Ist denn alles Mühen und Ringen vergeblich gewesen? Das katholische Volk verneint diese Frage. Ungebrochen ist sein Muth, un-

---

[1] Noch ungleich stärker, als wir, sprach sich die siebente Versammlung der „Evangelischen Allianz" zu Basel am 3. Sept. 1879 gegen das Schulmonopol und die Erziehungsfrüchte des modernen Staates aus.

Digitized by Google

entwegt seine Ausdauer. Frisch nimmt es wieder den Kampf auf, wie die Versammlungen von Dortmund, Köln, Trier und andern Städten beweisen. Mit solchem Sinn unternimmt man keine Danaidenarbeit. Und das katholische Volk hat Recht. Es hat im Culturkampf große Erfolge gewonnen, ja größere, als es hoffen durfte.

Wenn wir von Erfolgen reden, so müssen wir uns klar machen, von welchen Erfolgen einzig die Rede sein konnte. Das hat ein bündiges Wort des unvergeßlichen v. Malinckrodt deutlich ausgesprochen: „Sie können uns unter die Füße treten, Sie können uns vernichten, aber die Freiheit bewahren wir, daß wir unserer Überzeugung nicht untreu werden." Dem Staate steht die gewaltigste physische Macht, der Kirche die größte moralische zu Gebote. Die physische Macht kann im Kampfe mit der moralischen nur zertreten und vernichten, und wahrlich, sie hat im Culturkampf dieses Zerstörungswerk in einem Maße vollbracht, daß nun selbst die Minister darüber bedenklich werden. Zertreten sind Klöster und Ordensschulen, verödet Knabenconvicte und Priesterseminarien, aufgehoben die ordentliche Verwaltung von vielen Diöcesen und 1400 Pfarreien, vernichtet der religiöse Friede und die kirchliche Freiheit. Doch das Zerstörungswerk ist kein Erfolg, da der Staat ja hierdurch gegen sein eigenes Fleisch wüthet, gegen seine loyalsten Bürger vorgeht. Der Kirche konnte es nun nicht einfallen, diese physische Macht durch physischen Widerstand besiegen oder auch nur hindern zu wollen; sie mußte das Zerstörungswerk geduldig über sich ergehen lassen; ihr Erfolg, ihr Sieg konnte in nichts Anderem bestehen, als in dem, was Malinckrodt mit den obigen Worten ausgesprochen, nämlich im unbeugsamen Festhalten an ihrer Überzeugung, an ihren Principien. Haben die Katholiken diesen Sieg errungen? Ja, und zwar in einem Maße, das die höchste Bewunderung verdient. Keiner der Bischöfe hat auch nur für einen Augenblick gewankt; freudig haben sie Entbehrungen, Gefängniß, Exil über sich genommen; und nach diesem hehren Beispiel beharrte der ganze Klerus unerschütterlich in der Stellung, welche ihm vom Glauben angewiesen worden. Nur einige Wenige sind „Staatspastoren" geworden. Aber sie verschwinden unter den 7000 Priestern in Preußen. Auch das katholische Volk hat unbeugsam an den kirchlichen Grundsätzen festgehalten. So wenig über die Priester die Sperrung des Gehaltes, so wenig hat über das Volk die Sperrung des Gottesdienstes etwas vermocht. Wie die Wahlen zeigen, nimmt die Zahl der kirchlichtreuen Katholiken noch immer zu. Mehrere Wahlkreise

Digitized by

sind in jüngster Zeit von ihnen erobert worden. Und wie viele von den Wenigen, die sich Anfangs durch das Geschrei und Geschreibsel der Gegner berücken ließen, haben diesen Schritt bereut! So steht das gesammte katholische Volk trotz aller Anstrengungen der Feinde wie eine eherne Mauer da. Alle darauf gefallenen Schläge haben sie gestählt. Ein herrlicher Anblick besonders in unserer dem Materialismus verfallenen Zeit! Groß ist der Heroismus eines einzelnen Martyrers, der unerschütterlich die Wahrheiten seines Glaubens bekennt. Wunderbarer indeß ist der Heroismus eines ganzen viele Millionen umfassenden Volkes, das mit derselben Standhaftigkeit trotz aller Verheißungen und Drohungen und Chikanen und Leiden an den Grundsätzen seiner Religion festhält. Wo hat die Geschichte ein solches Schauspiel gesehen? Auch in andern Zeiten, auch in andern Ländern blieben Katholiken bei ähnlichen Wechselfällen treu ihrem Glauben; aber leider trübte der Abfall Vieler diesen Triumph. In ähnlichen Streitigkeiten mit der Kirche zogen römische und deutsche Kaiser, französische und englische Könige, italienische und südamerikanische Republiken jedesmal eine große Zahl Katholiken, selbst Priester und Bischöfe, auf ihre Seite. Ebenso steht den glaubenseifrigen Katholiken anderer Länder eine gewaltige Masse liberaler und lauer gegenüber. In Preußen dagegen herrscht unter Millionen Katholiken die größte Einmüthigkeit im Kampfe für die religiösen Wahrheiten, für die idealsten Güter, für die edelsten Freiheiten, im Kampfe gegen drohenden Absolutismus und Byzantinismus des modernen Staates, gegen die Russificirung des kirchlichen Lebens. Dieses unbeugsame Festhalten des ganzen Volkes an den Grundsätzen seiner Kirche ist der erste große Erfolg und die Wurzel aller andern Erfolge, wie ja auch der Glaube für den Katholiken Grundquell des ganzen sittlichen Verhaltens und Norm des ganzen Lebens ist. Sogar Gneist hat das widerwillig zugegeben mit den Worten: „Roms Kraft beruht auf der Unveränderlichkeit seiner Principien."

Der zweite Erfolg ergibt sich aus dem ersten. Alle Pläne der Culturkämpfer sind zu Schanden geworden. Nach Friedberg sollte der Staat dahin wirken, „daß der Kirche die Macht über das Volk entrissen werde"; darum sollte Auflösung die enggeschlossene kirchliche Einheit zerstören. Der „Kampf gegen Rom", so erklärte Falk am 29. Januar 1874, ist in der altkatholischen Bewegung das „Moment, welches mit den Intentionen der Staatsregierung übereinstimmt". Und nun, wie ist der Versuch gelungen? Hören wir eine protestantische Stimme, welche trotz

Digitized by Google

ihrer sonstigen Mäßigung Sympathien mit dem Altkatholicismus offen zur Schau trägt. Der „Reichsbote" schrieb bei Anlaß des Scheidebriefes von Sybels: „Bekanntlich hat der Staat durch diesen Kampf mit Rom das Ansehen des Papstes und die Anhänglichkeit des katholischen Volkes an ihn nur ganz außerordentlich befördert... Sobald die protestantische Regierung mit ihrem liberalen Parlament ihre Hand an die alten Ordnungen legte und die sog. Maigesetze machte — war in der katholischen Kirche plötzlich aller Meinungsstreit verstummt, und den Culturkämpfern gegenüber waren alle Katholiken einig; selbst die sonst kirchlich Gleichgiltigsten standen fest und treu zu ihrer Kirche. Die Festigkeit wurde durch jedes neue Maigesetz gestärkt, und so wirkten diese Gesetze das Gegentheil von dem, was sie wirken sollten." So ist es in der That. Die Trübsal glich einem Feuer, das Alle: Papst, Bischöfe, Klerus und Volk, immer fester zusammengeschweißt, die Liebe geläutert und dadurch die Liebesmacht der Kirche vergrößert, die Ehre des Klerus erhöht, das katholische Bewußtsein gehoben, das kirchlich-religiöse Leben gekräftigt hat. Diese Erfolge blieben aber nicht auf Deutschland beschränkt. Die Katholiken Preußens und Badens sind ein Schauspiel geworden der ganzen katholischen Welt, Alle erfreuend, anspornend, ermuthigend. Und der Altkatholicismus? Nun ja, beispiellos ist es in der Geschichte, daß eine Secte, die so von der Presse, „den Wissenschaftlichen", den Reichen, den Geheimbünden, den Gewalthabern protegirt wurde, trotzdem einen so kläglichen Verlauf genommen.

Der dritte Erfolg ist die Stärkung des Centrums. Auf dessen Sprengung hatte es der Culturkampf abgesehen, aber dieser „Thurm", um mich eines Bismarck'schen Ausdruckes zu bedienen, ist noch immer „unüberwindlich". Auch das neueste Gesetz hat in dieser Beziehung dasselbe Fiasko aufzuweisen, wie die früheren. Das beweisen die schon erwähnten Versammlungen von Köln, Trier, Geldern und andern Orten. Die Zahl der Abgeordneten des Centrums hat sich während des Culturkampfes fast verdoppelt.

Der vierte Erfolg ist das Wachsthum der ultramontanen Presse. Nirgends auf der ganzen Welt hat diese Presse eine derartige Verbreitung, Macht, Größe, als sie solche in Folge des Culturkampfes in Preußen und besonders in den Rheinlanden erhalten hat.

Der fünfte Erfolg ist der Beginn der Deroute unserer Gegner im Kampfe. Als Zeichen hiervon hat das neueste Gesetz große Bedeutung, obwohl es den Katholiken nur Weniges bietet und selbst das Wenige

Digitized by

durch unnöthige Beigaben von unkatholischen Bestimmungen für sie unannehmbar gemacht hat.

Früher hieß es: keine Änderung der Maigesetze, bevor die Katholiken sich denselben unterwerfen. Daher erhob man die strenge Forderung des Eides auf die Gesetze. Auf den Nothstand aber hatte man geradezu seine Hoffnung gesetzt. Falk sprach es offen aus: daß, wenn das wahre religiöse Bedürfniß so mächtig werde, daß es nicht unbefriedigt bleiben dürfe, die Gemeinde dahin kommen werde, auch im Widerspruch mit den „hergebrachten Formen" Geistliche, die der Bischof weder ernannt noch bestätigt habe, anzunehmen. Nun, diese Hoffnungen sind zu Wasser geworden. Der Nothstand hat, weit entfernt, dieselben zu verwirklichen, nur das Volk gegen die Regierung erbittert. Darum erklärte, auch ohne daß die Unterwerfung geschehen ist, Herr v. Puttkammer wiederholt und feierlich: „Die Regierung trägt eine schwere moralische Verantwortlichkeit, und diese erblickt sie darin, daß es ihre Pflicht ist, bis an die äußerste Grenze dessen, was mit den unveräußerlichen Rechten des Staates vereinbar ist, zu gehen, um ihre katholischen Mitbürger aus ihrem gegenwärtigen geistlichen Nothstande zu befreien." Man hat sogar die Vollmacht gegeben, von der Pflicht jenes Eides auf die Gesetze zu dispensiren, und den Anfang gemacht, die Härte der Gottesdienstsperre zu mindern.

Früher pochte man immer darauf, daß die Maigesetzgebung die Grenzen zwischen Staat und Kirche so gut geregelt hätte; jetzt ist man ziemlich allgemein der Meinung, daß sie in ihren Bestimmungen über die Absetzung der Bischöfe und anderen Geistlichen (die sogen. „Entlassung aus dem Amte") zu weit gegangen ist, und so hat man denn die Abänderung des betreffenden Artikels votirt. „Man kann zugeben," so heißt es in den Motiven des neuesten Gesetzes, „daß, da die Besetzung der kirchlichen Ämter grundsätzlich der Kirchengewalt gebührt, folgeweise auch die Entziehung derselben nicht in die staatliche Zuständigkeit fällt." Consequent hat man demgemäß „die Grenzlinie zwischen Staat und Kirche dahin berichtigt, daß künftig nicht mehr die Entlassung aus dem kirchlichen Amte auszusprechen ist". Noch andere „Berichtigungen der Grenzlinie" werden folgen, wenn es anders dem Minister Ernst ist mit seinen Worten: „Wir dürfen nicht unsern Standpunkt in den Sinn von Hunderttausenden (besser Millionen) katholischer Mitbürger hineindrängen und von ihnen Anschauungen verlangen, die nun einmal nicht in ihren Gemüthern stecken" (Sitzung vom 21. Juni, Stenogr. Ber. S. 2231); wenn anders Bennigsen und die ihm folgenden Nationalliberalen es ehrlich meinen mit ihrem Ausspruch: „Wir sollen hier die schwierigsten Verhältnisse ... so zu regeln suchen, daß weder der Staat noch die Kirche, die das gar nicht können, ihre Principien opfern" (l. c. S. 2224).

Auch das protestantische Volk ist des langwierigen, unnützen Kampfes herzlich müde. Selbst der pommer'sche Bauer verlangt, wie der Minister bezeugte, nach dem Frieden, und auch der Primipilar aller „Culturpauker", Herr von Sybel, Ehrenpräsident des deutschen Vereins, hat denselben abfällig kritisirt. Die Ratten verlassen das Schiff, wenn es anfängt zu sinken. Sicher ist das Schwierigste erreicht, die erste Bresche geschossen. Daß man den Rückzug durch eine Kanonade zu verdecken sucht, darf uns nicht wundern, und so erklärt es sich, daß man auch jetzt noch hoch und theuer versichert, an den Maigesetzen festhalten zu

Digitized by Google

wollen, daß sogar der Cultusminister erzürnt den Katholiken vorwarf: „Sie werden in einem dauernden Krieg mit dem preußischen Staat sich befinden müssen, es sei denn, daß Sie Ihre Hoffnung richten auf große Katastrophen.“ Nein, Excellenz, es gibt noch ein Drittes, daß Sie mit Ihren Collegen „ein wenig mehr Licht“ bekommen. Schon ist anerkannt worden, es sei eine heilige Pflicht, zur Abhilfe des Nothstandes bis zu der äußersten Grenze dessen, was mit den unveräußerlichen Rechten des Staates vereinbar sei, zu gehen und nicht von den Katholiken die Aufgebung ihrer Grundsätze und Anschauungen zu verlangen. Nun, es wird doch nicht so gar viel Licht erfordert, um die Wahrheit des bei der Krönung ausgesprochenen Königswortes Wilhelms I. einzusehen, daß die damaligen verfassungsmäßigen Verhältnisse der katholischen Kirche „wohlgeordnet“[1], also nicht im Widerspruch mit den Grundrechten des Staates, seien. Es ist doch eine klare, offenbare Wahrheit, daß das Freigeben des Messelesens, des Krankenölsegnens, der Spendung der Sacramente, wie es in allen civilisirten Staaten gestattet ist, die staatlichen Grundvesten nicht erschüttert. Gar leicht ist zu begreifen, besonders für einen conservativen Minister, daß die Haltung der Verträge, wodurch den Katholiken freie Ausübung ihres Cultus zugesichert wurde, nicht den unveräußerlichen Rechten des preußischen Staates widerstreitet; daß ferner der kirchliche Friede, welcher, wie Lasker gestanden, nöthig war, um das deutsche Reich unter Dach und Fach zu bringen, auch besser mit dessen Wohlfahrt vereinbar ist, als der grause Unfriede, der in Folge der Maigesetze sein Inneres zerreißt. Wie sehr endlich dieselbe Gesetzgebung den Principien der katholischen Kirche, die diese nun einmal, wie sogar Bennigsen eingestehen mußte, nicht aufgeben kann, widerspricht, dieß vermag das unerschütterliche, mit den größten Opfern behauptete Non possumus des Papstes, der Bischöfe, des Klerus und des katholischen Volkes jedem Unbefangenen ohne Mühe zu beweisen.

„Nur zwischen Glauben und Vertrauen ist Friede.“

Dieses Dichterwort gibt den einzigen Weg zum Frieden an. Der Minister verlangte, daß man mit Vertrauen ihm entgegenkäme. Niemand

---

[1] Culturkämpfer schmähen immerfort auf die damalige verfassungsmäßige Stellung der Kirche; nicht so König Wilhelm I.; er sagte in jenem feierlichen Augenblicke: „Es gereicht Mir zur Genugthuung, die Verhältnisse der katholischen Kirche für den Bereich Meines ganzen Staates durch Geschichte, Gesetz und Verfassung wohlgeordnet zu wissen.“

Digitized by Google

verweigert ihm dasſelbe; aber auch das katholiſche Volk mit ſeinem Epiſkopat und Klerus hat Anſpruch auf Vertrauen. Man möge alſo endlich glauben, was eine ungezählte Schaar von Ehrenmännern mit der größten Standhaftigkeit betheuert, daß nämlich die Maigeſetze den Grundſätzen ihrer heiligen Religion widerſtreiten. Dann wird man aufhören, von den Katholiken zu verlangen, was ihnen moraliſch unmöglich iſt; und der Friede wird heimkehren.

Aller Anfang iſt ſchwer. Die Änderung der Maigeſetze hat begonnen. Das „wenig mehr Licht", welches zur Weiterführung des Angefangenen nöthig iſt, wird auch nicht ausbleiben, es ſchimmert ſchon durch den erſten Riß. Wir hoffen auf Gott. Er allein konnte dem katholiſchen Volk die Beharrlichkeit in den Grundſätzen ſeines Glaubens geben. Er, der hiermit das Werk angefangen hat, wird es auch vollenden.

G. Schneemann S. J.

Clemens Brentano's „Chronika eines fahrenden Schülers" im erſten Entwurf.

(Mitgetheilt von Wilhelm Kreiten S. J.)

Zur Orientirung.

Zu den namhaften und berühmteſten Torſo's der modernen deutſchen Dichtung gehört anerkanntermaßen das wundervolle Bruchſtück von Brentano's „Chronika eines fahrenden Schülers". „Die unvergleichliche Gedanken- und Gefühlstiefe Brentano's iſt nach unſerer Meinung kaum jemals ſo reich, ſo rein und zugleich ſo ſchlicht zum Ausdrucke gekommen, wie in dem herzbeſtrickenden Chronika-Fragmente." [1] Es ſind freilich nicht weltbewegende Probleme und „Menſchheitsfragen", wie ſie nach dem erſten Theile des Fauſt zu immer neuen mißlingenden Verſuchen einer Löſung, d. h. Fortſetzung der Tragödie, herausforderten. Auch ſind es nicht die großartigen Grundzüge und kühngezogenen Fluchtlinien der Schiller'ſchen Fragmente des Demetrius und der Templer, was in der Chronika zum Ausbau drängt. Es iſt im Gegentheil gerade das Stille, Demüthige, Treuherzige und Kindliche in Anlage und Durchführung, in Gedanke und Sprache, was zu einer Fortſetzung des Fragmentes reizt, bis der wirkliche Verſuch einer ſolchen die ganze Schwie-

[1] Dr. F. Hülskamp, Liter. Handweiſer Nr. 269. Sp. 454.

Digitized by Google

rigkeit erfassen, von der andern Seite aber auch die innere Vollendung und unerreichte Vortrefflichkeit des Brentano'schen Bruchstückes sozusagen mit Händen greifen läßt. Noch in der allerletzten Zeit ist der Versuch einer derartigen Fortsetzung gemacht [1], aber, bei allen sonstigen Vorzügen des Werkes als selbständiger Dichtung, doch als Ergänzung des Brentano'schen Fragmentes von der Kritik zurückgewiesen worden [2].

Abgesehen von der jedem Dichter und erst recht dem gemüth- und phantasievollen Brentano eigenen und niemals vollständig von einem zweiten zu erreichenden Originalität, bot schon gleich die Frage: „Wie ist die dichterische Fabel weiterzuführen?" eine unübersteigliche Schwierigkeit. In der Einleitung zum gedruckten Fragment spricht sich freilich Brentano kurz darüber aus. „Die Erzählung," sagt er, „sollte nur die Einfassung mehrerer schöner altdeutschen Erzählungen sein, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritters Veltlin von Thürlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt." [3] Grundgewebe also sollte die Wiedergabe dessen sein, was der fahrende Schüler in Straßburg erlebt, resp. der Aufzeichnung werth erachtet, mit anderen Worten, nicht Johannes, sondern der Ritter und seine Töchter in erster Linie sollten die Hauptpersonen abgeben. Wie wenig von diesem eigentlichen Stoff in dem gedruckten Bruchstück enthalten ist, dürfen wir hier als bekannt voraussetzen; was wir dort lesen, ist wesentlich die Jugendgeschichte des Schülers und auch diese nur halb; von der möglichen Verwicklung des oben bezeichneten Hauptthema's finden wir auch nicht den leisesten Ansatz. Der Fortsetzer sah sich daher auf seine eigene Erfindungsgabe angewiesen und — beschränkt.

In etwa anders würde sich die Sache gestalten, wenn der untenfolgende ursprüngliche Entwurf der Chronika zum Ausgang einer Fortsetzung genommen werden sollte. Brentano selbst mag bei seiner zweiten Bearbeitung des Stoffes den ersten Grundplan schon vergessen oder geändert haben, sonst würde er schwerlich von den drei Töchtern des Ritters und von der Abfahrt des Schülers sprechen. Die sachliche Skizze des ersten Entwurfes ist nämlich folgende: Johannes, der fahrende Schüler, wird vom Ritter Veltlin aufgenommen und zum ständigen Schreiber und Vorleser ernannt. Am ersten Morgen des Zusammenseins theilt der Schüler dem Ritter die Geschichte seines Ursprunges mit, wie auch er der Sohn eines Ritters sei — und zwar der eheliche Sohn — ein Punkt, der in der gedruckten Bearbeitung leider im Dunkeln gelassen war. Während der Lesung treten vier Jungfrauen in den Garten und werden dem Schüler als die Kinder des Ritters vorgestellt, obgleich bloß zwei von ihnen, Ottilia und Gundelindis, seine leiblichen Töchter sind. Die dritte, Pelagia, ist ein Waisenkind, das Veltlin von

---

[1] Chronika eines fahrenden Schülers. Von Cl. Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. v. d. Elbe. Heidelberg, Winter, 1880. 8°. 269 S.

[2] Vergl. Liter. Handw. a. a. O.

[3] Vergl. Diel S. J., Ausgewählte Schriften. B. II. S. 3.

Digitized by Google

ſeiner Kreuzfahrt aus dem Orient mitgebracht und an Kindesſtatt angenommen hat. Gleichfalls adoptirt iſt das vierte Mädchen, Athala, die Milchſchweſter Gundelindis'. Während der Dichter uns dieſe Perſonen vorführt, weiß er in der geſchickteſten und mannigfaltigſten Weiſe auch ſofort anzudeuten, welche Rolle dieſelben in der Erzählung zu ſpielen haben, und eröffnet dem geübteren Auge einen ſolchen Ausblick in den ferneren Verlauf der Geſchichte, ihren inneren Organismus und poetiſchen Horizont, daß jedem Verſtändigen ſofort der Muth ſchwindet, an eine Möglichkeit der Fortſetzung — es ſei denn durch einen zweiten Brentano — auch nur zu denken. Die Chronika ſollte eben kein Intriguenſtück, ſondern ein Cyclus von Charakter- und Stimmungsbildern geworden ſein, und man braucht eben nicht ſehr bewandert in der Brentano'ſchen Charaktergallerie zu ſein, um zu wiſſen, daß allüberall ein Stück Clemens durchblickt und Clemens ſelbſt eben ein außerordentlicher Charakter war. So ſind auch Pelagia und Athala ganz ihm zugehörige Geſtalten, zwei ganz ſubjective Schöpfungen ſeines Herzens mehr noch als ſeiner Phantaſie. Ja noch mehr. Wir haben hier eine der rührendſten Variationen jenes Grundmotivs, das ſich durch die drei Hauptſchöpfungen des Dichters: Chronika, Gründung Prags und Romanzen vom Roſenkranz hindurchzieht und in einfachſter Formel auf die drei Hauptrichtungen der Seelen zurückzuführen iſt. So erhalten wir das jeweilige Dreigeſtirn: Roſarosa, Roſadora, Roſablanka; die Drillingstöchter des Krokus und die uns hauptſächlich beſchäftigenden Kinder Veltlins. Wir ſagen abſichtlich „Dreigeſtirn" auch für den letztern Fall, denn wie Athala und Pelagia beide nur Adoptivtöchter, ſo ſind ſie beide auch Ausdruck der zwiſchen den beiden feſten Polen menſchlichen Strebens ſchwankenden Geſinnung. In den wunderbar leidenſchaftlichen Romanzen vom Roſenkranz tritt uns in Roſarosa die ernſte, durch Verſuchung und Kampf zum Sieg gelangte Unſchuld entgegen, wie ſie bereits zum Himmel zu ſchweben ſcheint. Roſadora, die Künſtlerin, ſchwankt trotz allem Idealismus zwiſchen Zeit und Ewigkeit; ja, die Welt fliehend, um ihre Kunſt dem Heiligen und ihr Leben dem Unvergänglichen zuzuwenden, muß ſie unfreiwillig nach dem freierwählten Tode mit ihrem ſeelenloſen Leibe noch der Weltluſt dienen. Roſablanka endlich neigt ſich ſpielend in unbefangener Reinheit zur Erde; auch ſie iſt gut und edel, aber noch irdiſch geſinnt, wie die irdiſche, wenn auch reine Liebe, die ſie im Herzen trägt. Dieſelben Typen begegnen uns in der Chronika, und zum Überfluß weist uns der Dichter noch ausdrücklich darauf hin, wenn er den alten Ritter ſagen läßt:

„Du meinſt alſo, Johannes, es gebe dreierlei Arten von gottgefälligen Menſchen: die geiſtlichen, welche ihr ganzes Leben ſchon vor dem Tode bloß dem Herrn aufopfern, und die weltlichen, welche in häuslicher Treue und Zucht ihre Kinder zur Gottesfurcht und Arbeit erziehen; dann aber noch welche, in denen ſich beides verbinde. Ich muß dir wohl geſtehen, daß ich früher ſolcher Menſchen nicht gedacht habe und nun gar wohl begreife, wie ſie auf gefährlicher Bahn zwiſchen Himmel und Erde wandeln, denn ſie können leicht ſtraucheln, und ſollten ſie wohl ſich mit ihren Künſten und

Digitized by Google

tiefen Gedanken zu Gott halten, damit sie nicht mächtige Diener der Welt werden."

Der Leser fühlt, wie tief und wahr diese schlichte Gegenüberstellung, wie ernst und begründet die Mahnung an das Zwitterwesen der Kunst und seine Vertreter ist. Ebenso schön ist aber, was unmittelbar voraufgeht, wenn es heißt: „Ottilia, die Braut des Himmels, und Gundelindis, die Braut der Erde, könnten in Pelagia's Schooß sich die Hände reichen", und es sei, „als müßte man Pelagia (die Kunst) den seligen Bund des Himmels und der Erde nennen". Ob es unbewußter oder beabsichtigter Symbolismus ist, wenn gerade Pelagia, die heitere, heilige Kunst, als Adoptivkind des deutschen Ritters aus dem Orient kommt, eine Frucht der Kreuzfahrt, können wir dahingestellt sein lassen, da es der objectiven Schönheit und Tiefe des Gedankens keinen Eintrag thut. Als dunkle Seite zu Pelagia haben wir die arme Athala mit ihrem „unglücklichen Gemüth. Sie ist stets voll Zweifel und Besorgniß und kann ihre Hoffnung nicht recht von irdischem Gut abwenden. Auch bei der kleinsten Verrichtung ist sie zum Voraus eines übeln Ausgangs besorgt, und wenn es dann gelingt, so hat sie keine Freude und nennt es Zufall". Man braucht eben nicht lange durch's Leben gegangen zu sein, um solch' einem „unglücklichen Gemüthe" zu begegnen, aber unseres Wissens fiel es nur Brentano ein, dasselbe als künstlerisches Motiv in dieser Form zu verwerthen, weil vielleicht keiner es so tief an sich empfunden, als er.

Die vier Töchter Veltlins mit ihren verschiedenen Charakteren sollten also den Grund der Erzählung abgeben. Da überdieß Ottilia und Gundelindis ihren Beruf schon unwiderruflich gewählt, und die Eine auf den Tag ihrer Einkleidung im Stift, die Andere auf die Rückkehr des Verlobten wartet, so erübrigen dem Dichter zur künstlerischen Entwickelung nur noch die zwei mehr unfertigen Charaktere und noch unbestimmbaren Existenzen Pelagia's und Athala's. Trügt der allgemeine Eindruck nicht, so ist Letztere einem düsteren Schicksal mit traurigem, aber freigewolltem Ausgang geweiht, während Erstere sich immer heiterer verklären und reiner erheben soll.

Soviel über die Andeutungen betreffs des ursprünglichen Planes, sofern dieselben in dem ersten und weiteren Auftreten der Töchter Veltlins zu finden sind. Der anderweitige Verlauf des Bruchstückes bietet in dieser Beziehung nur noch wenig Greifbares, um so reicher dagegen ist er an poetischen Schönheiten und tiefernsten Gedanken. Wir wollen jedoch hier dem Urtheil des Lesers nicht vorgreifen und werden uns an den betreffenden Stellen des Abdruckes mit einigen Andeutungen begnügen müssen.

Wir geben in den folgenden Blättern den getreuen Wortlaut der ersten Fassung der Chronika, wie er sich in einer uns gütigst zur Verfügung gestellten Abschrift aus dem Böhmer'schen Nachlaß findet. Diese Copie ist bisher die einzige Quelle für den alten Text und wird es auch wohl bleiben müssen, da wenig Hoffnung vorhanden zu sein scheint, des Brentano'schen Autographs jemals wieder habhaft zu werden. Von dem Bestehen selbst der gegenwärtigen Abschrift wußte man lange Zeit nichts, und so kam es, daß P. J. B. Diel S. J. in den Anmerkungen zu seinen „Ausgewählten Schriften

Digitized by

Clemens Brentano's" (I. S. 605) mit gerechter Trauer mittheilen mußte: „Die alte Bearbeitung aus dem Jahre 1803 ist leider noch in den letzten Jahren verloren gegangen." Um so größer war daher die Freude, als im Jahre 1874 die Böhmer'sche Abschrift entdeckt und demselben P. Diel zur Benutzung für seine geplante Biographie des Dichters und eventuell zur selbständigen Herausgabe übermittelt wurde. Die Benützung für die größere Lebensbeschreibung Brentano's ist erfolgt[1]; für eine würdige äußere Ausstattung des Textes in einer geplanten illustrirten Buchausgabe schienen die „schlechten Zeiten" zu bedenklich. Wenn aber erst, so dachten wir, das Werk, wie wir es heute für die Leser der „Stimmen" veröffentlichen, von der zuständigen Kritik günstig aufgenommen ist, wird sich vielleicht eher ein Buchhändler finden, der zur würdigen Fassung dieses literarischen Schmuckes dasselbe wagen wird, was akatholische Geschäfte zu Dutzenden für minder echte Waare alljährlich mit Gewinn versuchen.

Schließlich noch ein Wort, um den Verdacht von uns abzulenken, als litten wir an der allgemeinen Krankheit „gelehrter Edirer" von Fragmenten und Urlesarten. Diese Krankheit besteht nämlich bekanntermaßen in der Überzeugung, das Älteste und Unbekannteste, das nur durch Erudition und Forscherakribie zu Eruirende und Completirende — sei auch immer das Beste und Schönste. Dem gegenüber bemerken wir, daß ein genauer Vergleich der beiden Bearbeitungen des Fragmentes, insofern sie parallel neben einander laufen, zweifelsohne zu Gunsten der neueren, d. h. der gedruckten Redaction, ausfallen und einen nennenswerthen Fortschritt bei Brentano selbst constatiren wird. Nach des Dichters eigener Angabe stammt der erste Entwurf der Chronika aus dem Jahre 1803, und wer den ganzen Werth des Gedichtes kennen will, muß sich in jene für den Dichter äußerst traurige Epoche des Marburger Aufenthaltes zurückdenken[2]. Eben hatte Clemens die geschiedene

---

[1] Vergl. Diel-Kreiten: Clemens Brentano, ein Lebensbild. I. 70 ff., 185 ff.

[2] Wir glauben an dem Jahre 1803 festhalten zu müssen, wenngleich auf den ersten Blick das Jahr 1802 als das richtige erscheint und als solches auch von einer höchst achtbaren Autorität angenommen wird. Brentano spricht nämlich in der Einleitung zur späteren Fassung von einem Zeitraum von 15 Jahren, vor welchem es ihm Freude gemacht, die Geschichte ein erstes Mal niederzuschreiben. Nun aber schrieb er dieß im Jahre 1817, und so sind wir nothwendig auf das Jahr 1802 statt 1803 als auf das Entstehungsjahr des ersten Entwurfs der Chronika verwiesen. So unwidersprechlich dieser Beweis scheint, dürfte er doch wohl einer Widerlegung fähig sein.

Vorab wenn der Dichter sagt: „vor 15 Jahren", so kann er unter dieser runden Zahl ebenso wohl 14 als 16 Jahre unbeschadet der Wahrheit meinen, und falls sonstige Gründe vorhanden sind, wird sich der Historiker an diesen 15 Jahren ebenso wenig aufhalten, als er es bei anderweitigen, offenbar ungenauen selbstbiographischen Daten thut. Von solchen inneren Gründen führen wir folgende an:

1. Beim besten Willen wird man in dem äußerst unruhigen Jahre 1802 kaum eine geeignete Zeit finden, in welche die stille, friedvolle Dichtung der Chronika verlegt werden könnte, wohingegen vom Jahre 1803, das der Dichter selbst „ein Jahr der Arbeit" nennt, sonst keine nennenswerthe literarische Frucht namhaft zu machen wäre,

Digitized by Google

Sophie Mereau „geheirathet" und lebte nun von seiner Familie gemieden und durch mehrfaches Zusammentreffen der Umstände von seinen besten Freunden Savigny, Arnim und Creuzer getrennt einsam ein Leben voll „Arbeiten und Sorgen". Je mehr Brentano zu jener Zeit praktisch seiner Kirche entfremdet war, um so angenehmer muß der gläubige Ton und die Herzensfrömmigkeit der Dichtung auffallen. Wohl mag mancher verschwommene Gedanke, manche halbe Wahrheit mit unterlaufen — der Dichter wußte es eben damals nicht besser. In dieser inhaltlichen Beziehung ist der Vergleich zwischen den beiden Versionen der Chronika so interessant, das gedruckte Fragment ist eben zum ungedruckten, was der reumüthig zum praktischen Christenthum zurückgekehrte Clemens des Jahres 1818 zu dem Romantiker von 1803 war. Nicht minder anregend ist das Nebeneinanderhalten der zwei Redactionen vom literarischen Standpunkt. Oft steht der Leser überrascht da, wie ein einziges Wort des ersten Entwurfs dem Dichter bei der zweiten Bearbeitung Stoff zu den herrlichsten Betrachtungen wurde u. s. w., wie er Manches abkürzte, Anderes ausführte, kurz, mit einem durch Übung geschärften Auge bis in die einzelnen Stildetails glückliche Änderungen anbrachte.

Auch in der ursprünglichen Form ist die Chronika, wie schon oft bemerkt wurde, leider Fragment geblieben, wenn sie auch weit umfangreicher ist, als in der gedruckten Bearbeitung. In der Einleitung zu letzterer sagt Brentano, das Gedicht „sei unterbrochen geblieben", weil „der Sinn der Leser zu fehlen schien". Es mögen jedoch andere Gründe und besonders die üble Gewohnheit, Alles nur stoß- und stückweise zu thun, das Ihrige zu dieser nicht genug zu

---

als eben die Chronika. Auch dürfte es als entscheidend in die Wagschale fallen, daß Brentano in seinen Briefen sogar viel unbedeutendere Arbeiten, die nie das Tageslicht erblickten, genau aufzählt, indessen er von einem Werke, das der Chronika ähnlich wäre, gänzlich schweigt.

2. Das Jahr 1802 war in keiner Hinsicht ein „pädagogisches", wohl aber das folgende mit seiner Ehe und dem ersten Kindersegen. Verrathen doch auch manche Stellen nur zu deutlich den jungen Gatten voll Zärtlichkeit.

3. Endlich — und dieser Grund scheint uns durchschlagend — konnte Clemens 1802 noch jenes tiefe Studium der Volksliteratur nicht gemacht haben und noch keineswegs so vertraut mit dem Geist und Ton der alten Dichtungen sein, wie es doch nach dem einstimmigen Urtheil aller Kritiker für den Dichter der Chronika erforderlich war. Erst 1802 begann Clemens seine Volksliedersammlung mit einigem Nachdruck, ebenso sein Studium anderer Documente mittelalterlicher Dichtungen. Die Reisen des Jahres 1802, die Liebesnöthen und die Düsseldorfer Opernstudien scheinen aber nicht geeignet, uns zu zwingen, daß Brentano schon in jenem Jahre auch bereits in den tieferen, reineren Geist jener Volksdichtungen eindrang. Wohl aber konnte dieß in der Vereinsamung und theilweisen Verinnerlichung geschehen, welche zu des Dichters Trauer der Ehe gefolgt waren.

Aus diesen Gründen, für deren besseres Verständniß wir der Kürze halber auf die Behandlung der betreffenden Epoche im Lebensbilde (I. S. 162 ff.) verweisen müssen, glauben wir uns von dem steifen Festhalten an der runden Zahl 15 entschuldigt und zur Annahme des Jahres 1803 vollauf berechtigt.

Digitized by Google

bedauernden Unterbrechung beigetragen haben. Noch mehr ist zu beklagen, daß die spätere Bearbeitung, welche zuerst 1818 in der „Sängerfahrt" erschien, einen dem Anfang entsprechenden Abschluß nicht gefunden hat. In ihr besäßen wir nicht bloß ein Meisterwerk des Dichters, sondern auch eine der populärsten, reinsten und tiefsten Prosaschöpfungen der Neuzeit überhaupt.

Nach dieser Orientirung geben wir nachstehend den Text der ersten Fassung.

Altes erstes Manuscript-Fragment von der Chronika des fahrenden Schülers[1].

In dem Jahre, da man zählte nach Christi unsers lieben Herrn Geburt 1358 im lieblichen Monat Mai, hörte ich, Johannes, die Schwalbe früh an meinem Kammerfenster singen, als ich erwachte, und ward innig durch den Morgengesang des Vögeleins erbaut, bedachte auch auf meinem Lager, wie die Schwalbe in ewiger Seligkeit lebt, gegen den kalten Winter in ferne wärmere Lande zieht und, der Heimath getreu, gegen den Frühling wiederkehrt; so nicht der Mensch, der wohl viel Leid und Weh im Herzen erdulden muß, ehe ihm wieder ein freundliches Glück, ein Frühling erblüht.

Da ich so in meinen einfältigen Betrachtungen versunken war und das Vögelein auf seine Art auch immer fortfantasirte wär' ich beinahe wieder eingeschlummert, als die Wächter auf dem Münster bliesen, welches ich vorher noch nie gehört hatte, da ich in Straßburg so früh noch nicht erwacht war. Es ward mir auch da sehr wehmüthig um das Herz, denn mir fiel ein, wie nun heute mein zwanzigster Geburtstag angekommen war und wie mir es viel besser geworden, als die letzten Jahre, wo ich meinen lieben Geburtstag wohl auf freiem Felde, in einem zerrissenen Mäntelein empfangen und mit einem Bissen Almosenbrod bewirthen mußte. So ist es doch eine Freude einen Geburtstag zu haben, dachte ich bei mir selbsten und glaubte wohl in meiner Einfalt, die Schwalbe sei nur gekommen mir Glück zu wünschen, wie auch der Thürmer nur allein geblasen habe, mir eine Ehre zu erweisen, was doch ein eitler Wahn gewesen, da die Schwalbe bloß ihrer eignen Frühlingslust wegen gesungen und der Thürmer vielleicht gerne noch eine Stunde geschlafen hätte, wenn er seinem Amte gemäß nicht um vier Uhr des Morgens blasen müßte.

Da die Bäume nun so anmuthig mit ihrem zarten Laube vor meinem Stüblein im Garten rauschten, sprang ich von meinem Lager und kleidete mich nicht ohne Thränen in mein neues Gewand an, welches mir mein gütiger Ritter verehrt und gestern Abend durch seinen Diener auf die Kammer geschickt hatte. Es war dieß aber ein feines Wamms und ein zierliches Unterkleid, so ich vorher nie getragen, und ich kam mir ganz wunderbar und stolz vor, doch währte meine Eitelkeit nicht lange. Mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang an das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich

[1] Diese Überschrift befindet sich im Manuscript.

Digitized by Google

durch den Sonnenschein, und es war mir, als seien alle seine Löcher so viel Lippen und alle seine Fetzen so viel Zungen, die mich meiner früheren Hoffart zeihen wollten.

Ich nahm mein Mäntelein herab und legte es um und gedachte, indem ich die Treppe hinab in den Garten ging: wie ich ein armer fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden sind wir Alle arm und müssen mannigfach mit unserem Leben herumwandeln und immer lernen und bleiben doch arme Schüler.

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht gesehen, denn mein gnädiger Herr Ritter war den Abend spät angekommen und ich im Dunkeln nach meinem Gemach in das Sommerhäuslein geführt worden, da ergriff mich nun neuerdings eine wunderbarliche Unruhe, denn ich war herabgegangen, um meine Morgenandacht im Freien zu verrichten, fand mich aber von dem schönen Garten und dem freundlichen Sonnenschein fast eben so sehr wie von meinem neuen Gewand überrascht. Ich fand mich gleich einem neugebornen Kindlein, welches noch nicht beten kann und erst durch einige Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens seine Händlein zum Danke falten lernet. Der fröhliche Mai, das lustige Singen der Vöglein, der helle Sonnenglanz, der über die mannigfaltigen Kräuter und Blumen ausgegossen war, alles das war mir, als hätte ich es nie vorher gesehen und ich wüßte auch nicht, was aus all' der Freude werden sollte.

So wie die lieben Kinder durch die süßen Blumen gehen und sie brechen und Kränzlein winden und sich bei den Händen fassen und mit den Kränzlein in den Locken im Zirkel tanzen, gleichsam selbst ein lebendiger Blumenkranz, wie sie aber nicht gedenken der Frucht des heißen Sommers und des Todes im trüben Herbste und der Ruhe im kalten tiefsinnigen Winter, also wandelte auch ich armer Schelm wie ein einfältiges Kind durch den Garten und konnte vor tiefer Freude an meinem neuen Glücke, das ich gestern noch nicht gedacht hatte, nicht zum Gebete kommen.

Da ich nun so in meiner Unschuld fortschritt, kam ich an ein kleines Heiligenhäuslein, welches dicht in Gebüschen verborgen war und in dem eine Lampe brannte. Da sah ich an den Wänden sehr schöne hölzerne Bilder, die mancherlei Geschichten aus dem Leiden unseres Herrn Jesus Christus treulich abbildeten. Das größte Bild in der Mitte der Kapelle stellte den lieben Herrn dar, wie er am Ölberge kniet und betet; dabei stand auch ein Kästlein mit vielen Heiligthümern und ich konnte mich auch nicht länger enthalten, kniete nieder und dankte mit weinenden Augen Gott, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen und mich durch seine ewige Barmherzigkeit erhalten und dem guten Ritter übergeben hatte, gelobte auch ferner fromm und fleißig zu sein und die Künste, die ich mit seinem göttlichen Beistand mit meinen schwachen Sinnen erlernt hatte allezeit zum Nutzen und Frommen guter Menschen und zur Mehrung seiner Verehrung anwenden wollte. Da ich so gebetet hatte legte ich zum Opfer meiner Andacht ein gülden Band zu den Füßen des Bildes welches ich einmal von einer frommen Einsiedlerin erhalten der ich ein andächtiges Lied gefertigt hatte, ich hatte es seither als

Digitized by Google

Zeichen in meinem Gebetbuche liegen. Dann wendete ich mich und trat wieder in den Garten, der sich mir nun ganz verwandelt hatte; so mag nichts von dem Gemüthe des Menschen Stand haben, welches alle Dinge nach sich umgestaltet. Da ich nun fromm und andächtig gewesen war, erschienen mir alle die rothen, leibfarben und weißen Röslein, jene Blumen durch die König Asverus in seinem Schloßgarten zu Susa gewandelt, seines Zornes zu vergessen und es war mir, als sei der liebe Gott auch durch diese Blumen gegangen und sei hier freundlich gegen mich armen Jungen geworden, denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir viel Licht im Herzen aufgegangen, und ist mir der Frühling zuerst ein weiser Lehrer in meinem Leben geworden. Besonders aber hat mein Herz der hohe Münsterthurm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang herfürtrat und er so allmächtig vor mir in die Wolken ragte: alles Menschenwerk hat etwas Erschreckendes und das Gemüth muß lange darauf verweilen bis es Trost findet. Die gewaltige Künstlichkeit dieses wunderwürdigen Thurmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen und ich gedachte bei mir mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen in finstern Wäldern und bei den stürzenden Wasserfällen in einsamen Thälern recht in der Einsamkeit ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt, als bei dem Anblick des Münsterthurmes. Wenn ich die Blüthen und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen und erschrecke nicht wenn sie sich bewegen und hin und her neigen mit Rauschen, aber wenn ich so den ungeheuren Thurm ansehe, mit den vielen Säulen, Thürmlein und Schnörkeln, die immer auseinandersteigen und durchsichtig sind, wie das Gerippe eines Blattes, ach! so kommt es mir vor wie der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn nun ausführen sollte und wie nun so ein hohes Werk durch vieler Menschen Hände vollendet, ja an dem auch manches Leben sich todt gearbeitet hat, wie dieser Thurm dasteht stolz und eisern, wie er kein Herz hat und keinen Verstand, ja wie er ein recht unvernünftiger Thurm ist und doch da steht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen und brauche es keinem Menschen zu danken, — das ist, was mir den Anblick so erschütternd machte, da doch in den Blumen und Bäumen, ja selbst in den harten Felsen eine Seele zu wohnen scheint, welche gleich dem Menschen athmet und fühlt, sich im Frühling mit ihm erfreut und im Winter mit ihm trauert; und doch konnte ich meine Augen nicht von ihm wenden.

Es ist etwas Wunderbares um das Menschenherz, daß es immer zu dem Unbegreiflichen hinstrebt, als sei dort das Ende seiner Laufbahn, dort sei der Schlüssel zum Himmel, und alles Irdische sei blos ein Rufen aus der Ferne, das zu unseren Ohren bringt, ein heiliger Bote Gottes, der vor unsere Augen tritt, und uns durch seinen Glanz und seine versprechende Miene ein Bild unseres zukünftigen Lebens geben muß. Also ist mir auch immer meine Drangsal als eine Sehnsucht nach einem besseren Leben erschienen, alle meine bitteren Stunden waren die kalten duftigen Tage, die nach dem Winter kommen und denen der liebliche Frühling ganz mit Blumen und grüner

Digitized by Google

Luſt bekleidet und mit der ſüßen Muſik der Vöglein angethan, auf dem Fuße folgt.

In dieſen Betrachtungen war ich wieder in den Laubgang getreten, als der Thürmer auf dem Münſter blies: „In ſüßen Freuden geht die Zeit," — da wollte ich wieder nach meinem Sommerhäuslein gehen, ſah aber meinen Herrn und Ritter gar tiefſinnig unter einem Baume im Sonnenſcheine ſitzen und hatte den Muth nicht vorbeizugehen, denn ich wußte nicht, ob ich ihn ſtöre.

Ich ſtellte mich darum an einen Baum in ſeiner Nähe beſcheiden hin, nahm meinen Hut in die Hand und wartete, ob er vielleicht ſeine Augen nach mir wenden würde. Der Anblick meines gnädigen Herrn und Wohlthäters aber erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Er hatte ein ſchneeweißes Haar, über das wohl viel Sorgen mochten hingeflogen ſein, ich hatte ihn geſtern nicht recht geſehen, da es ſchon dunkelte als er mich vom Wege aufraffte, und ich hatte lange keinen ſo frommen alten Ritter geſehen, der mit allen ſeinen Mienen ein ſolches Vertrauen erregte.

Gott gebe, daß du ſo in Ehren grau werdeſt, dachte ich bei mir, und fühlte mich mit ganzem Herzen zu dem lieben Ritter hingezogen. Er aber ſchien ſehr betrübt zu ſein, ſeufzte auch oft und tief und die kleinen Vöglein, die über ihm in den Zweigen ſo luſtig ſangen, konnten ihn nicht tröſten.

Da ich ſo eine Weile nach meinem Herrn Ritter geſehen hatte, wendete er die Augen von ungefähr nach dem Orte wo ich ſtand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Was machſt du, Johannes, daß du ſo ſtille daſtehſt?" Worauf ich ihm höflich entgegnete: „„Ich wollte eure Ruhe nicht ſtören, Herr, ihr ſcheint mir in ſchweren Gedanken."" Der Ritter ſprach hierauf: „Wie gefällt dir deine neue Heimath, biſt du froh?"

„„Herr ſollte ich nicht froh ſein, da ich nun weiß wo ſchlafen, da ich weiß wo Brod finden und wem dienen? Da weiß ich nun auch wo beten und wen lieben. Herr, meine Heimath gefällt mir wohl, Gott gebe, daß ich ihrer würdig ſei und auch ihr wohl gefalle.""

„Johannes deine Rede gefällt mir, wenn dir das ernſt iſt, ſo ſind wir Geſellen. Aber wenn du mir gefallen willſt, was wirſt du dann thun? Wirſt du mir etwas geben wollen, da du nichts haſt?"

„„Herr, ich bin euer Schuldner vor der Welt in Ewigkeit, denn ich kann euch kein Wamms für das Wamms geben, das ich trage, aber vor Gott gebe ich euch einen guten Zahlmann, denn ich gebe euch mein Herz.""

„Und wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte, ſo hätte ich doch noch das Wamms zu Gute. Wie denn, Johannes?"

„„Herr, ihr rechnet ſtreng — doch habe ich Eins, das ihr nimmer mit allen Gaben einholen werdet, denn es iſt raſch und fliehet davon, auch werdet ihr es nie mit eurer Macht verkürzen können, denn es iſt lieblich und luſtig anzuſehen und ihr werdet euch deſſen ſo erfreuen, daß ihr es nicht laſſen möget, wenn ich es euch geben könnte.""

„Was iſt dieß für ein Kleinod mit dem du ſo prahleſt?"

„„Herr, es iſt die Jugend, die will ich euch geben, wie ich kann, denn

Digitized by

ihr ſollt euer Alter vergeſſen bei mir, ſo will ich euch erfreuen mit mancherlei Reden und Gedanken.""

Aber was ich da zuletzt geſprochen hatte war thöricht und war ein ſchlechter Anfang meiner verſprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward wiederum ſtille und betrübt, weil ich ihn an ſein Alter erinnert hatte, ſo glaubte ich. Da redete ich ihn wiederum an.

„„Herr, ich habe euch mit thörichten Worten erzürnet.""

„Das haſt du nicht, Johannes ſondern ich bedachte, ob dein ſtolzer Muth wohl meine Sorgen zerſtreuen könne, wie du mir verſprachſt, aber das mag wohl nicht ſein. Haſt du mich nicht gefunden hier im Grünen in einem luſtigen Garten, bei dem fröhlichen Singen der Vögel und bei Sonnenſchein, nachdenklich und betrübt. Wirſt du können, was der Frühling nicht kann? — So du aber Künſte gelernt haſt, die ich nicht beſitze, ſo wirſt du mein Schuldner nicht ſein. Setze dich zu mir und ſage mir treulich, wie du zur Armuth gekommen biſt in Gutem, und wie es ſich mit dir begeben, bis ich geſtern an der Eiche dich gefunden habe und dann ſollſt du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Recenſionen.

Das Eigenthum in ſeiner ſocialen Bedeutung. Von **Adolph Samter.** XXIX u. 503 S. Jena, Guſtav Fiſcher, 1879. Preis: *M.* 9.

Je drohender und allgemeiner von Jahr zu Jahr die ſocialiſtiſche Bewegung wird und je mehr man ſeit dem Erſcheinen des Marx'ſchen „Kapitals" bemüht iſt, für dieſelbe eine wiſſenſchaftliche Grundlage zu gewinnen, um ſo unabweisbarer tritt an die Wiſſenſchaft die Forderung heran, der Eigenthumsfrage, um die ſich ſchließlich die ganze ſociale Frage dreht, ihre volle Aufmerkſamkeit zuzuwenden und ſie allſeitig und eingehend zu erörtern. Daher muß uns jede ernſtliche und umfaſſende Unterſuchung über die geſellſchaftliche Bedeutung des Eigenthumsrechts, von welcher Seite ſie auch kommen mag, willkommen ſein. Als ſolche können wir das vorliegende Werk von Samter bezeichnen. Der Standpunkt des Verfaſſers iſt zwar der materialiſtiſche, und in Folge davon ſind eine Reihe von Irrthümern unvermeidbar, ja vermag er die tiefſte Bedeutung des Eigenthums nicht zu erfaſſen: aber ſeine Ausführungen zeugen immerhin von ernſtlicher, langjähriger Prüfung des Eigenthums und führen ihn öfters zu Ergebniſſen, die wir vom chriſtlichen Standpunkt unbeanſtandet annehmen können.

Nach einer längern Erörterung des Eigenthumsbegriffes und der Eigenthumsarten (S. 1—77) ſtellt er in einem Überblick die hauptſächlichſten Geſtaltungen dar, die das Eigenthum im Laufe der Geſchichte genommen (S. 78—223). Hier kommt er zum Schluſſe, daß das Eigenthum ſtets zwiſchen Gemeineigenthum und Privateigenthum in den Händen Weniger wie zwiſchen zwei Polen in Pendelſchwingungen hin und her geſchwankt. Im Anfang finden wir, ſo behauptet er, hauptſächlich Gemeineigenthum, ja in Bezug auf Grund und Boden ziemlich ausſchließlich. Dieſes Gemeineigenthum ging allmählich in den Privatbeſitz über, bis ſich ſchließlich faſt das ganze Eigenthum in den Händen Weniger concentrirte, während die große Maſſe des Volkes in völliger Abhängigkeit, ja vielfach in größtem Elend ſchmachtete. So war es bei den Römern, wo wenigen Patriciern eine Unzahl brodloſer Plebejer und Sklaven gegenüberſtanden; ſo im Mittelalter, wo die Herrſchaft weniger Großgrundbeſitzer eine überwiegende Mehrheit von Hörigen und Leibeigenen bedrückte; ſo endlich iſt es auch in der neuern Zeit wieder, wo die Geſellſchaft ſich immer mehr in zwei einander feindlich gegenüberſtehende Klaſſen theilt: in wenige überreiche Kapitaliſten und ein Heer abhängiger Lohnarbeiter, die ein für unſere Cultur wenig ſchmeichelhaftes Proletarierleben führen.

Digitized by

Durch diese historische Skizze hat der Verfasser den Unterbau für den Haupttheil seines Werkes, die theoretischen Untersuchungen über die Inhaber oder Träger des Eigenthums (S. 224—308) und über die gesellschaftlichen Functionen desselben (S. 309—503), gewonnen. Die Bedeutung bezw. Nothwendigkeit des Eigenthums sowohl für die einzelnen Individuen und die freien Personenverbände (Familie, Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, Corporationen) als die Zwangsgemeinschaften (Gemeinde, Staat) wird ausführlich und mit stetiger Unterscheidung der verschiedenen Eigenthumsarten (Nutzeigenthum, Productiveigenthum für den eigenen und den gesellschaftlichen Bedarf, Leiheigenthum) besprochen. Durch diese Erörterungen gelangt der Verfasser zum Schlusse, daß weder ausschließliches Privateigenthum, wie es heute besteht, noch ausschließliches Gemeineigenthum, wie es die Socialisten anstreben, berechtigt ist, sondern beide gleichmäßig neben einander bestehen müssen. „Privateigenthum, Eigenthum der freien Genossenschaften, Gemeinde- und Staatseigenthum in's Gleichgewicht zu bringen, das ist die Aufgabe der vor uns liegenden Zukunft" (S. 502). Die heute bestehende Trennung der Arbeit und des Eigenthums, die crasseste Einseitigkeit im Leben des Menschengeschlechtes, darf nicht verewigt werden. Dieselbe steht in unzertrennlichem Zusammenhang mit der einseitigen Ausbildung des Privateigenthums, die, wie geschichtlich und begrifflich bewiesen, dem Wesen des Eigenthums widerspricht (S. 501). Es gilt also, der überwiegenden Herrschaft des Privateigenthums ein Ende zu bereiten. Das Privateigenthum erkennt es selbst, daß es für die Anforderungen der Gegenwart nicht mehr ausreicht, es gestaltet sich aus eigener Initiative zum gesellschaftlichen Eigenthum der freien Personenverbände. Auch der Staat erkennt es, er kann, will er seine Aufgabe erfüllen, nicht länger Anstand nehmen, ganze Eigenthumsgebiete (Eisenbahnen u. s. w.) an sich zu ziehen. Das genossenschaftliche wie das Staatseigenthum drängt ersichtlich dahin, Geltung zu erlangen. — Daneben aber muß das Privateigenthum bestehen bleiben. Wiederholt und nachdrücklich betont der Verfasser die Nothwendigkeit des Privateigenthums auch an Productionsmitteln zum Bestand der Gesellschaft. Ja, er behauptet mit Schäffle, nur auf Grundlage des Privateigenthums lasse sich das große ökonomische Princip, Vereinigung des geringsten Kostenaufwandes mit dem größtmöglichen Nutzen, bewahrheiten. Allein, und dieß ist allerdings ein sehr beachtenswerther Gedanke, die Production der Güter ist eben nicht das Höchste. Das Eigenthum ist dem Gesammtwohl der Gesellschaft dienstbar. Es handelt sich in letzter Instanz nicht um Güter, sondern um Menschen. Es muß daher zugleich mit der Production auch für eine möglichst allgemeine Vertheilung der Güter gesorgt werden. Was nützt Überfluß an Gütern, wenn dieselben schließlich nur Wenigen zu statten kommen? Für die Vertheilung der Güter aber erweist sich das ausschließliche Privatvermögen als unzureichend, ja als schädlich, wie es die Gegenwart uns lehrt. Das ist also die Aufgabe der Zukunft, dem Privateigenthum das Gemeineigenthum in seinen verschiedenen Abstufungen als Gleichgewicht und Correctiv entgegenzustellen.

Digitized by Google

Um näher zu kennzeichnen, welche Rolle Samter dem Gemeineigenthum zuweist, wollen wir beispielsweise seine Erörterungen über das Staatseigenthum kurz unsern Lesern vorführen. Zuerst wird darauf hingewiesen, daß der Staat zur Erfüllung seiner Zwecke, zu denen Samter auch die Ausgleichung der im Laufe der Geschichte entstandenen gesellschaftlichen Ungleichheiten zählt, des selbständigen Eigenthums bedarf, daß das bloße Steuereinkommen, bei dem er eine Art Proletarierdasein führt, nicht genügt. Dieses Eigenthum soll und darf dann der Staat nicht ausschließlich durch Beamte verwalten; er kann es durch die Gemeinde, durch freie Genossenschaften, ja sogar durch Einzelpersonen bewirthschaften lassen; bei dieser Verwendung würde das Eigeninteresse, auf das so ungerne verzichtet wird und mit dem unsere Gesellschaft nahezu Abgötterei treibt, wieder in volle Thätigkeit gesetzt. Näher auf das Einzelne eingehend, weist dann der Verfasser nach, wie der Staat durch sein Eigenthum in verschiedenster Weise in die Gütervertheilung zur Erreichung einer größeren gesellschaftlichen Gleichheit eingreifen kann. Schon bei der Production für den Eigenbedarf vermag er im Vertheilungsinteresse des Volkseinkommens Großes zu leisten. Die Bedarfe des Staates (bezw. der Gemeinden) sind schon jetzt sehr groß und nehmen noch immer zu. Er hat deßhalb als riesiger Consument große Summen an Arbeitslöhnen zu bezahlen. Heutzutage schließt er sich nun dem Kapitalismus an und kauft auf Grund der allgemeinen Concurrenz die „Waare" Arbeit auf dem Markte zu den billigsten Preisen und drückt dadurch die Arbeitslöhne herunter. Aber er braucht dieß nicht zu thun. Das (vorausgesetzte) Productiveigenthum des Staates kann und soll für den Eigenbedarf desselben in der Weise verwendet werden, daß die Interessen der Arbeiter gewahrt bleiben. Dem Staat soll nicht der Erwerb, sondern das Gesammtwohl Zweck sein. Aber nicht nur für den eigenen, auch für den gesellschaftlichen Bedarf muß der Staat mit seinem Eigenthum productiv auftreten, um so der Production eine für die Gesellschaft nützliche Richtung zu geben, auf die Löhnungen der Arbeiter Einfluß zu gewinnen und dadurch die Lage der Arbeiterklasse zu heben. Zu den Gebieten, auf denen der Staat nothwendig productiv auftreten sollte, rechnet Samter hauptsächlich die Gewinnung von Rohproducten, namentlich die Forstcultur und den Bergbau; sodann die Herstellung der Arbeiterwohnungen, für die von den Privatkapitalisten, Ausnahmefälle abgerechnet, zu wenig gesorgt wird und die mit ein Grund der gedrückten Lage unserer Arbeiterbevölkerung sind. — Bei seiner Productionsthätigkeit muß dem Staat als Ziel die Verbesserung der Lage der Arbeiter vorschweben. Daher soll er das Bestreben haben, möglichst hohen Lohn zu bezahlen (!). Der Verfasser verhehlt sich zwar die Schwierigkeit dieser Bestrebung nicht, aber er meint, es sei schon überaus wichtig, daß, während es im Wesen der Privatwirthschaft liegt, immer auf Ermäßigung der Arbeitslöhne hinzuarbeiten, im Staate eine sociale Macht existire, deren Bestreben auf Erhöhung des Arbeitslohnes gerichtet ist. — Den Hauptnutzen bei der staatlichen Productivthätigkeit glaubt er aber darin zu finden, daß dieselbe Vielen die Möglichkeit selbständiger Wirthschaft gäbe. Heute muß der bei weitem größte Theil der

Digitized by Google

Bevölkerung Zeitlebens in völliger Abhängigkeit arbeiten, und kaum je gelingt es einem Arbeiter, sich zu einem selbständigen Productivgeschäft emporzuringen. Da außerdem die kapitalistische Productionsweise große Summen erfordert, so wird die Zahl derer, die wirthschaftlich selbständig thätig sein können, immer kleiner, dagegen die Zahl derjenigen, die sich den unproductiven Erwerbszweigen als Kleinhändler, Gastwirthe u. dgl. zuwenden, immer zahlreicher. Und doch ist es überaus wichtig, daß die selbständige, productiv thätige Klasse, die den eigentlichen Kern der Bevölkerung abgeben muß, sich ausdehne und erstarke. Vieles kann in dieser Beziehung das Genossenschaftswesen thun. Aber es ist hauptsächlich die Aufgabe des Staates, den Einzelnen den Boden zu selbständiger Productionsthätigkeit zu verschaffen. Er vermag dieß, wenn er das Eigenthum nicht ausschließlich in Händen von Privaten läßt, sondern es an sich nimmt und durch einzelne Gewerbsleute zu verwenden sucht. Freilich vollzieht sich die wirthschaftliche Selbständigkeit der Arbeiter dann unter der Ägide des Staates, aber es ist doch etwas ganz Anderes, ob der Einzelne es mit dem Eigennutze eines Privatkapitalisten oder mit dem Staat zu thun hat, der dem unter seiner Obhut Thätigen so viel als möglich geben soll (!) (S. 446). Aber, könnte man einwenden, erhält der Staat durch die gemachten Vorschläge nicht eine nie geahnte Macht und eine Autonomie über alles wirthschaftliche Leben? Diesem Bedenken begegnet der Verfasser durch den weitern Vorschlag, das Staatseigenthum sei zum größten Theil der Verwaltung der Gemeinden unter staatlicher Obercontrole zu überweisen. Dadurch würden die Gemeinden zu Regulatoren und Trägern der Gewalt und zu Bollwerken der Volksfreiheit erhoben. — Die Frage, welche Gattung von Productivgütern der Staat am füglichsten an sich nehme, erklärt Samter für ein Problem der Zukunft. Doch entscheidet er sich schließlich für die Ansicht, Staatseigenthum und Privateigenthum sollten zur Vermeidung von Conflicten auf verschiedenen Gebieten liegen. Besonders eigne sich als Staats- (bezw. Gemeinde-) Eigenthum der Grund und Boden. Man könne also den Einzelnen und den freien Personenverbänden soviel Grundbesitz überlassen, als sie zum Selbstbedarf benöthigen und selbst bewirthschaften können, das Übrige sei dem Staate zu überweisen. Unter andern Gründen, durch die er diese Überweisung des Grundbesitzes an den Staat als ersprießlich oder gar nothwendig hinstellen will, führt er auch den weitgehenden Ausspruch von John Stuart Mill an: „Das Grundeigenthum hat gleichsam von Natur aus einen Geleitsbrief, daß es der Allgemeinheit, d. h. der Gesellschaft, verbleiben soll, und es entspricht der Gerechtigkeit und einer vernünftigen Weltordnung, daß solches geschehe" (S. 455).

Dieß sind die Hauptzüge des im vorliegenden Werke niedergelegten Systems. Wir haben dasselbe nicht deßhalb so ausführlich dargestellt, weil wir es irgendwie billigen. Im Gegentheil, wir glauben, daß es trotz theilweisen Festhaltens am Privateigenthum dem Socialismus ein gutes Stück, ja viel zu weit entgegengeht. Außerdem wird der Leser über die Grundfrage, wo denn der Staat sein großes Eigenthum hernehmen solle, völlig im Dunkeln gelassen. Endlich wird, um nur noch einen Punkt herauszuheben, mit Recht

Digitized by Google

gefragt, wie es möglich ſei, daß zwei ſo grundverſchiedene Syſteme: das privatkapitaliſtiſche auf Grund der allgemeinen Concurrenz und das ſtaatliche, das ſich nach ganz andern Anſchauungen geſtalten und auf Erhöhung der Löhne bedacht ſein ſoll — ſich gleichzeitig neben einander vertragen und entwickeln können. Obwohl wir aber das ganze Syſtem für unhaltbar anſehen, ſo verdient es doch unſere Beachtung nicht nur, weil es auch von andern geſchätzten Nationalökonomen der Hauptſache nach vertreten wird, ſondern auch weil es für den gottentfremdeten Liberalen, der es überhaupt noch irgendwie ehrlich mit dem allgemeinen Volkswohle meint und der deßhalb die heutigen Zuſtände als unbefriedigend erkennt, die einzig mögliche Löſung der ſocialen Frage iſt. Das Genoſſenſchaftsweſen ſetzt, ſoll es irgendwelche reorganiſatoriſche Bedeutung haben, eine moraliſche und religiöſe Grundlage voraus, die ſich in der liberalen, ja ſelbſt im Großen und Ganzen in der akatholiſchen Bevölkerung nicht findet. Daher bleibt dem Liberalen nichts übrig, als den allmächtigen Staat zum oberſten Brodherrn zu ernennen und ihn mit der Kornvertheilung an die hungrigen Plebejer zu betrauen. Der halb oder ganz ſocialiſtiſche Staat iſt zugleich die Conſequenz und der Rückſchlag des auf's Äußerſte getriebenen liberalen Individualismus.

Wie jedem Irrthum, ſo liegt übrigens auch dieſer halbſocialiſtiſchen Theorie eine unbeſtreitbare Wahrheit zu Grunde. Dieſelbe beſteht darin: um aus dem alles überwuchernden Individualismus in den Eigenthumsverhältniſſen und der damit zuſammenhängenden Unſicherheit des Beſitzes herauszukommen, muß das Eigenthum wieder in größerem Umfange an wohl organiſirte Genoſſenſchaften und Corporationen übergehen und wieder theilweiſe „gebunden“ werden. Aus dieſer Prämiſſe, die Samter ganz und voll zugibt, hätte er folgerichtig dem katholiſchen Mittelalter näher gebracht werden ſollen, als es in der That der Fall iſt. Denn ſoweit das Gemeineigenthum möglich und zuläſſig iſt, war es in der Blüthezeit des katholiſchen Mittelalters, namentlich in Deutſchland, verwirklicht und ſorgte in einem viel höhern Grade, als es heute der Fall iſt, für die gleichmäßige Vertheilung der Güter (deſſen, was Samter das Nutzeigenthum nennt). Die Beſitzthümer der Genoſſenſchaften, Innungen und beſonders der Klöſter, Stifter und Kirchen waren in der That öffentliche, der Speculation entzogene und über das ganze Land verbreitete Gemeingüter, deren Nutzen ſich über alle Klaſſen, namentlich die untern, ausdehnte und die Unzähligen eine vor allen Schwankungen und Kriſen, wie ſie heute auf den Arbeitern laſten, geſchützte Exiſtenz ſicherten. Indem der revolutionäre Liberalismus dieſe von ihm verſchrieenen Güter „todter Hand“ dem „Nationalreichthum“ erobern wollte und zu dieſem Zwecke auf den öffentlichen Markt warf, hat er das Geſammtwohl namentlich in Bezug auf die Arbeiterbevölkerung tief geſchädigt. Denn heute befinden ſich alle dieſe ehedem wahrhaft „nationalen“ Güter in den Händen von Privatbeſitzern, die ſie nicht zum öffentlichen Wohl, ſondern nur zu ihrem perſönlichen Intereſſe ausbeuten. — Statt dieſes anzuerkennen, läßt ſich Samter durch ſeine antireligiöſen Vorurtheile zur Anklage verleiten, die Klöſter und Kirchen im Mittelalter hätten durch übertriebenen Eigenthumserwerb, durch Veranlaſſung

Digitized by

und Annahme von Schenkungen und Stiftungen den übermäßigen Großgrundbeſitz gefördert und dadurch zum Untergang der freien Bevölkerung und der Freiheit ſelbſt beigetragen (S. 172). Zur Widerlegung dieſer ungerechten Anklage diene uns zunächſt das eigene Geſtändniß Samters: „Da die Kirche ihren Erwerb nicht allein in geſchloſſenen Höfen, die mit den grundhörigen Bauern auf ſie übergegangen, ſondern auch in vielen einzelnen Stücken machte, für deren Bau ſie ſelber ſorgen mußte, ſo eröffnete ſich für eine Menge Beſitzloſe die Ausſicht, geliehenen Beſitz zu erhalten, und zahlreiche Hände, die früher durch Knechtſchaft gelähmt waren, fanden Beſchäftigung und Unterhalt“ (S. 173). Sodann iſt an die Thatſache zu erinnern, daß der weitaus größte Theil der klöſterlichen und kirchlichen Beſitzungen durch Schenkungen und Stiftungen reicher Fürſten und Großgrundbeſitzer oder durch Urbarmachung unbewohnter Landſtriche und Wälder entſtanden. Nur der geringſte Theil beſtand aus Vermächtniſſen einzelner Freien. Wenn manche freie Bauern ſich mit ihrem Beſitz unter den Schutz der Klöſter ſtellten und zu ihnen in ein Abhängigkeitsverhältniß traten, ſo geſchah dieß bei den nicht ſelten rechtloſen Verhältniſſen zu ihrem eigenen Nutzen. Die von den Klöſtern und Kirchen abhängigen Bauern hatten ein geſichertes Daſein und erfreuten ſich zahlreicher Privilegien, um die ſie die heutigen „freien“ Arbeiter beneiden würden. Was endlich die Leibeigenen angeht, ſo iſt bekannt, wie die Kirche bemüht war, ihr Loos zu lindern, und wie ſie beſtändig durch milde Mittel die Leibeigenſchaft zu verdrängen ſtrebte, was ihr auch ſchließlich gelang. (Vgl. Hergenröther, Kirchengeſchichte, I. p. 577.) Wie man deßhalb die Kirche, die einzige Schirmerin der Freiheit des Volkes im Mittelalter, beſchuldigen könne, am Untergang der Freiheit mitgewirkt zu haben, iſt in der That höchſt unbegreiflich.

Auf einzelne Partieen des übrigens anregend und mit großer Liebe für ſeinen Gegenſtand geſchriebenen Samter'ſchen Werkes näher einzugehen, geſtattet uns der Raum nicht. Wir greifen daher nur noch den einen oder andern Punkt heraus, der beſonders der Berichtigung bedarf. Der geſchichtliche Überblick, der ſich nur mit der Urzeit, den Römern, dem Mittelalter und der Neuzeit befaßt und ſich zudem auf Zuſammenſtellungen aus Mommſen, Maurer, Arnold u. ſ. w. beſchränkt, iſt gar zu lückenhaft. Nur ſo iſt es dem Verfaſſer möglich geworden, wenigſtens mit einigem Schein das Gemeineigenthum als die urſprüngliche Eigenthumsform, namentlich an Grund und Boden, hinzuſtellen. Schon allein das älteſte und ehrwürdigſte Geſchichtswerk, die heilige Schrift, die ihm aber gänzlich unbekannt zu ſein ſcheint, hätte ihm bewieſen, daß das Eigenthum, auch an Grund und Boden, ſowohl begrifflich als thatſächlich vollſtändig ausgebildet war und zu Rechte beſtand, noch bevor es öffentliche Gemeinweſen gab. Dadurch wäre er auch zur Überzeugung gekommen, daß der von ihm aufgeſtellte Eigenthumsbegriff unhaltbar iſt. Samter definirt nämlich das Eigenthum als „die den Einzelperſonen, den Perſonenverbänden, den geſellſchaftlichen Gemeinſchaften (Staat und Gemeinde) von der Rechtsordnung zuertheilte ausſchließliche Herrſchaft über Sachen“ (S. 36). Der Staat hat das Eigenthumsrecht, das vor ihm

Digitized by Google

und unabhängig von ihm ſchon exiſtirt, anzuerkennen und nach den Bedürfniſſen des allgemeinen Wohles geſetzlich zu ordnen, aber er gibt es nicht und kann es auch nicht nehmen. — Als vollſtändig verfehlt ſei noch ſchließlich ein Beweis bezeichnet, mit dem Samter die Nothwendigkeit des Privateigenthums darthun will und den er dem Begriff der Perſönlichkeit entnimmt. Nach ihm wäre nämlich ein Menſch ohne Eigenthum gar keine Perſon. „Der Puchta'ſche Satz: ‚Kein Vermögen ohne Perſon' kann auch umgekehrt gefaßt werden: ‚Keine Perſon ohne Vermögen'" (S. 10, 53 und beſonders S. 316). Demgemäß ſpricht er auch von dem Kinde als einer werdenden Perſon. Aber er geſtatte uns die Frage: Hört denn der Schiffbrüchige, der von Allem entblößt am Ufer ſtrandet, auf, eine Perſon zu ſein? oder verzichtet derjenige, der ſich freiwillig aus Liebe zu Gott ſeines Eigenthums begibt, auf ſeine Würde als Perſon?

Victor Cathrein S. J.

Les sociétés secrètes et la société ou philosophie de l'histoire contemporaine par *N. Deschamps*. 3e édition entièrement refondue et continuée . . . par *Claudio Jannet*. Zwei ſtarke Bände gr. 8°. CX u. 336; IV u. 685 S. Avignon, Seguin Frères, 1880. Preis: *M.* 12.

Der ſelige Biſchof von Mainz, W. E. v. Ketteler, hatte vor 20 Jahren den Gedanken ausgeſprochen, „daß ein recht wiſſenſchaftlich gehaltenes Werk über die Freimaurerei eine der wichtigſten Anforderungen der Gegenwart ſcheint"; er hatte den Umfang dieſes Werkes genauer ſo angegeben: „Eine ſtreng wiſſenſchaftliche und kritiſche Darſtellung des Urſprunges, der Geſchichte, des Weſens, der Gebräuche und der Symbole der Freimaurerei, ihrer Stellung und ihres Einfluſſes in dem modernen Staatsleben wäre eine unausſprechlich verdienſtliche Arbeit. Sie würde endlich das Dunkel dieſer geheimen Geſellſchaft aufheben und ein gründliches Urtheil über ſie möglich machen." Hieran ſchloß der hochverdiente Biſchof den Wunſch: „Möchten doch einige tüchtige junge Gelehrte dieſe wichtige Arbeit unternehmen!" [1]

Mit Recht verlangte v. Ketteler „einige tüchtige junge Gelehrte" für dieſe Rieſenarbeit, die nicht bloß den freimaureriſchen, ſondern alle mit ihm irgendwie zuſammenhängenden Geheimbünde umfaſſen müßte und eine anſtändige Bibliothek ausmachen dürfte, die etwa in folgende Gruppen zerfallen würde: 1) Urſprung und Geſchichte jedes Geheimbundes, Zuſammenhang mit dem freimaureriſchen Centralbunde; 2) Grundweſen der ſämmtlichen Bünde und ſpecieller Zweck jedes einzelnen derſelben; 3) Gebräuche, Symbole, Geheimwörter in ihrer Beziehung zur Grundtendenz; 4) Stellung und Einfluß der geheimen Geſellſchaften in den einzelnen Staaten, ihre Geſammtwirkung in den ſogen. modernen Ideen; endlich 5) das geſellſchaftliche Programm und Wirken der Geheimbünde. — Jede einzelne Gruppe würde mehr als eine „tüchtige und junge" Kraft erfordern.

[1] W. E. v. Ketteler, Freiheit, Autorität und Kirche, 4. A., S. 230 f.

Digitized by Google

So lange jedoch das Umfassende und Vollkommene nicht möglich ist, sehe Jeder, wie er's treibe, und bestrebe sich insbesondere die katholische Welt, in dem gefährlichsten Geheimbunde der Welt nicht etwa einen Verein von liberalen Lebemännern zu erblicken und von „Übertreibungen" zu reden, wenn katholische Schriftsteller nach ernsten Studien die schauerlichen letzten Pläne der Brüderschaft an's Licht ziehen. Mögen die deutschen Brüder auch um Pferdelängen hinter jenen anderer Länder zurück sein, weil eben Deutschland nur erst die Anfänge der Revolution durchlebt hat, so folgt daraus nicht, daß ihr Endziel ein anderes sei, als überall. Wem die wiederholten Warnungsrufe des heiligen Stuhles, insbesondere Pius' IX., nicht hinreichten, dem sollten doch endlich der Culturkampf in Deutschland, die Vorgänge in Belgien, Frankreich und Italien die Augen öffnen.

In diesem Punkte haben die praktischeren Franzosen schneller als wir die wahre Quelle der Übel des letzten Decenniums erkannt und neuestens in einer Reihe von Schriften den Geheimbund entlarvt. Unter diesen letzteren nimmt das von N. Deschamps verfaßte und in der zweiten und dritten Auflage von Claudio Jannet, Professor der National-Ökonomie, erweiterte und fortgeführte Werk „Les sociétés secrètes" einen hervorragenden, wo nicht den ersten Platz ein.

N. Deschamps hatte die hierzu nöthigen Documente während zwanzig Jahren gesammelt, wurde aber im Augenblicke, als der Druck des ersten Bandes begann, in die Ewigkeit abberufen; der dritte Band war noch nicht im Manuscripte fertig und mußte erst aus den hinterlassenen Materialien in's Reine gearbeitet werden, so daß die erste Auflage endlich 1876 erschien. Das Werk fand in Frankreich freudige Aufnahme, so daß jetzt bereits die dritte Auflage in zwei stattlichen Groß-Octav-Bänden versandt worden ist. Obgleich nämlich Claudio Jannet eine größere Abhandlung über das Grundwesen des Geheimbundes in 110 Seiten dem ersten Bande voransschickte und die geschichtlichen Theile des Werkes, so weit sie auf Frankreich und Belgien Bezug haben, bis Ende 1879 fortführte, so gelang es ihm dennoch durch die Wahl kleinerer Schrift für die längeren Auszüge aus geheimbündlerischen Documenten, die früheren drei auf zwei Bände zu reduciren. Daß die Ausstattung glänzend ist, versteht sich bei derartigen in Frankreich gedruckten Werken von selbst.

Wir können natürlich den Inhalt des auf langjähriger Urkundensammlung beruhenden Werkes nur in den äußersten Umrissen angeben. Nächst der Einleitung (I—CX) über die Entstehung der Revolutionen aus den Geheimbünden und die beiderseitige principielle Wahlverwandtschaft folgen zwei Bücher, das erste sechs, das zweite fünfzehn Kapitel mit mehreren Unterabtheilungen enthaltend.

Das erste Buch: „Die Lehren der Freimaurerei und die Revolution", behandelt 1) die freimaurerische Grundidee und die Revolution; 2) die Geheimbünde im Vernichtungskampfe gegen jede Religion; 3) gegen jede Moral; 4) gegen die Familie; 5) gegen die bürgerliche Gesellschaft; 6) gegen das Eigenthum.

Digitized by Google

Das zweite Buch ſchildert „die Thätigkeit der geheimen Geſellſchaften in der Geſchichte der Neuzeit". 1) Uranfänge der Freimaurerei; 2) die maureriſche Secte ſeit Aufhebung der Templer bis zum 18. Jahrhundert; 3) Ausbreitung der Maurerei im 18. Jahrhundert und die Philoſophen; 4) die Vernichtung des chriſtlichen Unterrichtes als maureriſches Hauptziel und daher die Unterdrückung der Geſellſchaft Jeſu; 5) Vorbereitung zum Ausbruche der großen Revolution; 6) die große Revolution in Frankreich und Europa von 1789—1800; 7) Napoleons Dictatur; 8) die geheimen Geſellſchaften von 1815—1830, Carbonari und Liberale; 9) der Krieg gegen das Papſtthum, die Weltrepublik; 10) die Vernichtung des Kirchenſtaates und die italieniſche Einheit; 11) Preußen und das freimaureriſche Kaiſerreich; 12) die Republik von 1870 (in Frankreich) und der Krieg gegen die chriſtliche Schule; 13) die Freimaurerei in Belgien; 14) die allgemeine Republik, die Internationale und der Socialismus; 15) der ruſſiſche Nihilismus; Anhang von Documenten (A—G).

Es gibt nun eine doppelte Weiſe der Behandlung der freimaureriſchen Lehre, eine mehr philoſophiſche oder wiſſenſchaftliche, welche die Principien des Geheimbundes aus der Grundidee desſelben nachweist, in den Ritualien und Geheimſchriften verfolgt und ſchließlich durch unanfechtbare Ausſprüche der Logenhäupter und durch ihre Werke a posteriori gegen jede maureriſche Entſchuldigung und Ausflucht ſicherſtellt. Wir haben dieſen Gang in unſeren beiden Werken über Freimaurerei: „Der Götze der Humanität, oder das Poſitive der Freimaurerei" (Freiburg, Herder, 1875), und: „Der ſtille Krieg gegen Thron und Altar, oder das Negative der Freimaurerei" (2. A. Amberg, Habbel, 1876) eingehalten.

Die zweite Methode — wir möchten ſie die realiſtiſche oder empiriſche nennen — faßt das freimaureriſche Wirken, ſo wie es ſich hiſtoriſch im Sturmlaufe gegen die heiligſten Einrichtungen der Menſchheit darſtellt, citirt die Reden und Werke der Geheimbündler, greift alſo unmittelbar hinein in's friſche, volle Leben. Dieſe Behandlungsweiſe gefällt unſeren weſtlichen Nachbarn viel beſſer, als die erſtere, die mit der Theorie beginnt und zur Praxis überleitet, daher im Grunde über der letzteren ſteht.

Das vorliegende Werk Deschamps' trug in ſeiner anfänglichen Geſtalt den Charakter der zweiten Methode vielleicht zu ſehr an ſich. Erſt der Bearbeiter und Fortſetzer des Werkes in der zweiten und dritten Auflage, Claudio Jannet, iſt mit Benützung meines inzwiſchen erſchienenen Werkes näher auf die freimaureriſche „Humanitäts"-Idee eingegangen und hat das Werk weſentlich gefördert.

Bei einem Buche von mehr als 1100 Seiten, das einen ſo umfaſſenden Stoff und ſo viele Länder behandelt, gäbe es vielleicht im Einzelnen da und dort etwas auszuſtellen; mancher Punkt, wie z. B. der Zuſammenhang der Loge mit den Albigenſern, Templern, Saint-Simoniſten, Fourrieriſten und Phalanſteriern, ja mit den Gnoſtikern und Manichäern, müßte in Deutſchland viel zwingender nachgewieſen werden, als es in Frankreich nöthig iſt, wo die gros-bonnets der Loge ſelbſt jene Ahnen ſich zuſchreiben. Auch wünſchten

Digitized by Google

wir die eine und andere Partie des destructiven Wirkens der Freimaurer noch lebendiger und leibhaftiger herausgearbeitet, wozu dem verdienstvollen Herrn Jannet die zweite, stark vermehrte Auflage des „Stillen Krieges" genügenden Stoff bieten würde. Auch vermissen wir ein alphabetisches Personen- und Sachregister am Schlusse. Da das vortreffliche Werk eine vierte Auflage erleben dürfte, so würde es in noch vollkommenerer Bearbeitung neuen Nutzen stiften.

Jedoch wir lassen uns nicht auf eine nörgelnde Kritik ein, sondern freuen uns aufrichtig über das Buch und empfehlen es angelegentlich den deutschen Katholiken, besonders auch darum, weil es die neuesten Anschläge der Geheimbündler in Frankreich und Belgien actenmäßig darlegt und überhaupt Genauigkeit in den Beweisen und in den Citaten an der Stirne trägt. Daß es im vollsten katholischen Geiste, voll Wärme für die ewigen Güter der Menschheit und mit dem den Franzosen eigenen praktischen Blicke geschrieben ist, müssen wir nicht erst hervorheben.

M. Pachtler S. J.

Heinrich III. von Brandis, Abt zu Einsiedeln und Bischof zu Konstanz und seine Zeit. Von P. **Anselm Schubiger**, Conventual des Stiftes Einsiedeln. X u. 378 S. Freiburg i. Br., Herder, 1879. Preis: *M.* 5.

Es war ein glücklicher Gedanke, das Jubiläum des hl. Benedict, dessen Orden Jahrhunderte hindurch eine Leuchte der Wissenschaft für die ganze gebildete Welt geworden, durch wissenschaftliche Festschriften zu verherrlichen. Zu den besten derselben gehört diese vortreffliche Arbeit des Herrn P. Schubiger, welche die Geschichte eines großen Ordensgenossen, Heinrichs III. von Brandis, Abtes von Einsiedeln (1349—1357) und Bischofs von Konstanz (1357—1383), mit der den gelehrten Benedictinern eigenen Sorgfalt, Kritik und Wahrheitsliebe behandelt. Es war freilich unmöglich, das Leben jenes Mannes und seiner Zeit in einem vollkommen einheitlichen Gesammtbild zu beschreiben, da derselbe nicht leitend, beseelend und bestimmend auf die größeren Zeitereignisse eingewirkt, sondern nur eine untergeordnete Bedeutung zu ihnen gehabt hat. Nichtsdestoweniger ist dieses Buch, welches seine Lebensschicksale erzählt, ein höchst interessantes geworden, reich an Detail und einer großen Fülle von Einzelmaterial. Von Brandis ist zwar vorwiegend ein Mann des Bureau's, wenigstens sehen wir ihn meistens in seiner bischöflichen Kanzlei mit Verordnungen, Administration, mit Geld- und Vermögensangelegenheiten, mit Stiftungen und Gründungen zu kirchlichen Zwecken, mit der Hebung klösterlicher Genossenschaften durch Unterstützungen, durch Einverleibung von Pfarreien in dieselben u. dgl. beschäftigt; aber aus der Natur sowohl wie aus der Menge dieser Actenstücke und aus den mitunter schweren Opfern, die er sich in Ausübung seiner Pflicht auferlegen mußte, geht der unwidersprechliche Beweis hervor, daß er ein äußerst thätiger, für das Wohl seines Bisthums sehr besorgter, dabei geschäftsgewandter, milder und segensreich wirkender Bischof war.

Digitized by Google

Mit wahrem Bienenfleiß und mit dem Aufwand großer Beleſenheit hat der Verfaſſer Alles geſammelt, was auf das Leben und die Thätigkeit Heinrichs von Brandis als Abt und Biſchof Beziehung hat. Während aber dieſe Thätigkeit in der eigentlichen, durchaus chronologiſch gehaltenen Biographie zu ſehr in's Einzelne ſich verliert, um dem Leſer einen leichten Geſammtüberblick über die Bedeutung und die vielſeitige Wirkſamkeit des muſterhaften Mannes zu gewähren, ſammelt das letzte Kapitel die Lebensmomente und die mannigfaltigen Beziehungen des Konſtanzer Biſchofs in größeren Zügen zuſammen, führt nochmals die ſchon erzählten Einzelheiten, jedoch kürzer und unter allgemeinere Rubriken gegliedert, dem Leſer vor Augen. Dieſe Art der Behandlung, dieſe Doppelbiographie möchten wir ſagen, bietet nicht zu verkennende Vortheile. In der erſten größeren wird uns der Biſchof in ſeiner täglichen Arbeit, in ſeiner Kanzlei, auf ſeinen Reiſen vorgeführt, und hier findet ſich reiches Material für die nähere Kenntniß der damaligen Sittengeſchichte, mancher werthvolle Aufſchluß über die Anwendung des Interdicts, über das religiöſe Leben, über die Zuſtände der Klöſter, über die Reibungen zwiſchen der Junkerſchaft und den Gemeinbürgern u. dgl. In der zweiten tritt das rein Perſönliche des Biſchofs ſtärker in den Vordergrund.

Wir zweifeln nicht, daß der Verfaſſer uns einige Bemerkungen geſtatten wird, zumal dieſelben ihm zeigen werden, mit welchem Intereſſe wir ſein Buch nicht bloß geleſen, ſondern geprüft haben.

Die Beſchuldigung des „Ungeſtüms“ gegen den päpſtlichen Legaten Philipp de Cabaſſole (nicht Labaſſole) S. 163 ſcheint uns nicht gerechtfertigt, auch nicht mit der Berufung auf Damberger, der ohne Beweis behauptet, der Papſt habe in ſeiner Ernennung einen Mißgriff begangen; dieſe Angabe ſtützt ſich auf den für jene Zeit nicht ſehr zuverläſſigen Trithemius. Das zweite Leben Innocenz' VI. bei Baluzius, Vitae Pap. Aven. I. 350 und Muratori, Rer. It. Scr. III. II. 605 erwähnt ausdrücklich gegen die von Damberger und Tritheim behauptete Erfolgloſigkeit der Sendung: Philippus . . . promissum subsidium a Clero Alemanniae sustulit et recepit. Die Lebensnotizen über Cabaſſole bei Baluze (I. 1019) und Ciacconi (Oldoin) (II. 566) erzeugen keine ungünſtige Idee über dieſen Mann.

Die Stelle S. 203 gegen Innocenz VI. und deſſen Nepotismus, dem er „wie kaum ein anderer ſeiner Vorgänger“ verfiel, iſt doch wohl übertrieben. Der Nepotismus des Papſtes beſtand darin, daß er ſeinen Bruders- und ſeinen Schweſterſohn zur Cardinalswürde erhob — ein Vergehen, das nicht ſchärfer beurtheilt zu werden verdient, als die Verwandtenliebe Heinrichs von Brandis. Was insbeſondere die Anſchuldigungen gegen den Schweſterſohn, den Cardinal von Pampeluna, Peter de Monteruco, betrifft, ſo ſcheinen ſie großentheils nicht ſtichhaltig. Er wurde nicht „in der letzten Lebenszeit“ des Papſtes (1361), ſondern ſchon 23. Dec. 1356 Cardinal; er betheiligte ſich 1378 nicht an der Wahl des Gegenpapſtes Clemens' VII., da er ſich weit weg vom Wahlorte, in Avignon, befand, hing aber nachträglich dem ſchismatiſchen Papſte an und ſtarb 1385. Ein ſehr ſchlimmer Mann ſcheint er indeſſen nicht geweſen zu ſein, denn der berühmte Cardinal Albornoz hatte ſo viel Vertrauen

Digitized by Google

zu ihm, daß er ihn 1367 sterbend zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte. Sollte vielleicht hier eine Verwechslung desselben mit einem späteren Cardinal von Pampeluna, Martin Salva († 1403), vorliegen, welcher im Schisma eine viel hervorragendere Rolle spielte? Von den acht Cardinälen, welche Innocenz 1361 ernannte, lebten 1378 beim Ausbruch des Schismas nur noch drei, und alle drei waren zur Zeit der Gegenwahl in Avignon.

Johann Schadland war nicht, wie es S. 250 heißt, Patriarch von Konstantinopel, starb auch nicht am 1. April 1404, sondern bereits 1373 in Koblenz. Jene Angabe ist wahrscheinlich aus P. Gams entnommen, sie wird aber berichtigt durch Schannat, Hist. Ep. Wormat. I. 401, der das Epitaphium mittheilt. — Doch das sind Dinge, welche, wie sie den hohen Werth des Ganzen nicht verringern, so auch nicht unserer Anerkennung Eintrag thun sollen.

R. Bauer S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Theotimus, oder: Die Liebe Gottes, vom hl. Franz von Sales. Für Gläubige jeden Standes bearbeitet von J. Brucker S. J. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Chur. 16°. 480 S. Einsiedeln, Gebr. Karl und Nikolaus Benziger, 1880.

Das große Gnadenmittel des Gebetes. Vom heiligen Kirchenlehrer Alphons Maria von Liguori. Aus dem größeren Werke des Heiligen über das Gebet. Neu übersetzt von P. Andreas Hellbach C. SS. R. Mit Erlaubniß der Obern. 16°. 152 S. Regensburg, Friedrich Pustet, 1880.

Wenn wir in der Lage sind, unsern Lesern hier zwei Werkchen der beiden neuesten Kirchenlehrer zu empfehlen, die in neuen, vortrefflichen Bearbeitungen soeben die Presse verlassen haben, so gereicht uns das um so mehr zur Freude, als die Bearbeiter gerade die werthvollsten und nützlichsten Schriften der zwei Heiligen ausgewählt haben. Der „Theotimus" oder die Abhandlung von der Liebe Gottes ist anerkanntermaßen das Meisterwerk des hl. Franz von Sales, und dieser selbst bezeichnet es als die Frucht seiner vielen Erfahrungen im Dienste der Seelen und einer vierundzwanzigjährigen Ausübung des Predigtamtes. Die Abhandlung über das Gebet aber hält der hl. Alphons von Liguori (Einl.) für das nützlichste aller von ihm verfaßten Werke, und darum fügt er den Wunsch bei: „Stände es doch in meiner Macht, dieses Büchlein dergestalt zu vervielfältigen, daß ich es allen Gläubigen auf der ganzen Welt in die Hand geben könnte, damit ein Jeder sich überzeugen möchte, wie nothwendig für uns Alle das Gebet ist, um selig zu werden!" — Beide Bearbeitungen bezwecken nur, die Schriftchen einer möglichst großen Anzahl von Lesern, auch den weniger Gebildeten, zugänglich und vollkommen verständlich zu machen. Daher beschränken sich die Änderungen auf Auslassungen und eine übersichtlichere Anordnung; im Übrigen ist das Original rein und treu wiedergegeben.

Digitized by Google

Eucharistischer Monat. Einunddreißig Communion-Betrachtungen von P. X. Lercari S. J. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. J. Ecker. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. 12°. 64 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: 60 *Pf.* Elegant gebunden in Leinwand mit reicher Pressung in Gold und Schwarz *M.* 1.20.

Die kernhaften, tieffrommen Erwägungen des P. Lercari bieten eine Fülle von Betrachtungsstoff über die hochheilige Person des eucharistischen Heilandes. Sie wollen durch ihren Wechsel die Andacht beim Empfange des hochheiligsten Sacramentes erleichtern und fördern. Die einunddreißig Vorbereitungen und Danksagungen werden daher allen Priestern, aber auch den übrigen Gläubigen, welche sich oft dem Tische des Herrn nahen, eine sehr willkommene Gabe sein. Die einfachen aber geschmackvollen Vignetten, die Schwabacher Lettern und der Druck in Schwarz und Roth verleihen dem Werkchen eine recht anmuthige Gewandung.

St. Francisci Blüthengärtlein. Deutsch von Dr. Franz Kaulen. Zweite Auflage. (XVIII und 349 S.) Mainz, Kirchheim. MDCCCLXXX.

Das vorliegende Büchlein ist das schönste Spiegelbild der lauteren Gottesliebe, der kindlichen Einfalt und der das ganze Leben verklärenden Frömmigkeit des seraphischen Heiligen und seiner ersten Genossen. Wer sich aus unserer kalt berechnenden, egoistischen Zeit in dieses sonnige Gärtlein flüchtet, findet daselbst Labung und Erquickung für Geist und Gemüth. Es wird ihm wohl, sein Herz erweitert sich und hebt sich himmelwärts, sobald er den reinen, kräftigen, würzigen Hauch des Tugendlebens in sich aufnimmt, der ihm aus den zarten und farbenreichen Blumen entgegenweht. Dem „Blüthengärtlein" reihen sich würdig an: ein Bericht und Erwägungen über die Wundmale des heiligen Franciscus, Züge aus dem Leben des Bruders Juniperus, sowie eine ausführlichere Lebensbeschreibung des gottseligen Bruders Ägidius, und „unterschiedliche Weisungen und erbauliche Reden" dieses heiligmäßigen Ordensmannes. Mit großem Geschick hat Dr. Kaulen die schwierige Aufgabe gelöst, den naiven Ton des alten italienischen Originals nach Möglichkeit wiederzugeben. Im „Vorbericht" heißt es: „So will ich dem Abhilfe thun und schreiben, wie die Leute vor Alters gesprochen haben; und vermein ich, daß es alsdann einfältiger und herzlicher zu lesen sei." Daß die Übersetzung wirklich das Richtige getroffen hat, erhellt schon aus dem Umstande, daß für das anspruchslose Büchlein eine zweite Auflage nothwendig wurde.

Die christliche Arbeiter-Corporation zu Val-des-Bois, dargestellt von Léon Harmel. Mit einem Vorwort von Dr. Christoph Moufang, Domcapitular zu Mainz. Aus dem Französischen. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim, 1879.

Im Interesse der guten Sache machen wir noch nachträglich auf das vorliegende vortreffliche Werkchen aufmerksam. Die von den edlen Gebrüdern Harmel unter ihren Arbeitern in Val-des-Bois durchgeführte Organisation auf religiöser Grundlage ist in ihrer Art ein wahres Muster, das seinen wesentlichen Zügen nach allgemeine Beachtung und Nachahmung verdient. In mehr denn einer Beziehung ist die Geschichte von Val-des-Bois lehrreich. Insbesondere zeigt sie uns so recht klar die Nothwendigkeit der Mithilfe der katholischen Kirche zur Hebung und Verbesserung des Arbeiterstandes. Selbst die edelsten und großmüthigsten Bestrebungen einzelner christlicher Menschen-

Digitized by Google

freunde werden ohne die ungehemmte Mitwirkung der katholischen Kirche mit ihren zahlreichen Gnadenmitteln sich meistens als ohnmächtig erweisen. Namentlich ist das katholische Vereinswesen auf kirchlicher Grundlage, wo möglich unter dem Einfluß katholischer Ordensgenossenschaften, berufen, helfend und reorganisirend in die vielfach so traurigen Verhältnisse der Arbeiterbevölkerung einzugreifen. Mag einer deßhalb noch so sehr von Liebe zu dem „gemeinen Mann" und dem „armen Volke" überfließen, wenn er die katholische Kirche in der Erfüllung ihrer göttlichen Sendung auf jede Weise hindert und die katholischen Orden, diese Heimstätten der christlichen Charitas, verfolgt, so ist ihm nicht zu glauben, es ist ihm nicht Ernst. — Eine andere Lehre, die uns das Beispiel der Gebrüder Harmel mit ihrer „Familie von Val-des-Bois" ertheilt, ist die, daß die wahre christliche Liebe, obwohl sie Alles nur um Gottes willen thut, doch schon hienieden vielfach den reichsten Lohn erntet — in der Liebe und treuen Anhänglichkeit derjenigen, denen sie die Wohlthaten erwiesen, ja selbst in nicht unerheblichen materiellen Vortheilen. „Die politischen Bewegungen," schreibt der Verfasser, „die Revolution von 1848 und die Ereignisse von 1870—71 haben weder unsere Arbeiter berührt, noch hat unsere Arbeit nachgelassen. Wir rühmen uns dessen nicht, wir verdanken es Gott allein, ohne seinen Schutz würde es anders geworden sein" (S. 36). Möge das Beispiel dieser edlen Menschenfreunde im besten Sinne des Wortes vielfache Nachahmung finden.

Die Entwicklung des Frankfurter Schulwesens im letzten Jahrzehnt. Von E. F. A. Münzenberger, Stadtpfarrer. 8°. 266 S. Frankfurt a. M., Fösser, 1880. Preis: *M.* 1.80.

Wohl wissend, daß wer die Schulen besitzt, auch Herr der Zukunft ist, sucht sich der Liberalismus überall mit wahrer Wuth der Schulen zu bemeistern. Mit Hintansetzung der heiligsten und verbürgtesten Rechte ist er allerorts bestrebt, die Schulen zu verstaatlichen und zu entchristlichen. Unversöhnlich ist besonders der Haß, mit dem er das katholische Schulwesen zu vernichten trachtet. Hier gilt es katholischerseits mit aller Entschiedenheit und rastloser Energie für die Schulfreiheit und den confessionellen Charakter der Schulen einzutreten. Wer in einem concreten und anschaulichen Bilde aus jüngster Zeit das Gebahren des Liberalismus in Bezug auf die katholischen Schulen kennen lernen will, nehme die vorliegende fleißig und mit Sachkenntniß gearbeitete Schrift zur Hand; auch in weitern Kreisen wird sie anregend und belehrend wirken. Hoffentlich werden wir bald auf die Broschüre zurückkommen.

Canon Missae ad usum Episcoporum ac Praelatorum solemniter vel private celebrantium. Fol. 252 S. Ratisbonae, Fr. Pustet, 1880. Preis: *M.* 24.

Diese Prachtausgabe des Meßcanons für Pontificalämter wie für bischöfliche Privatmessen empfiehlt sich ebensosehr durch ihre praktische Anordnung mit Rücksicht auf den liturgischen Gebrauch, als auch durch ihre solide und glänzende Ausstattung. Sie ist ein wahres Meisterstück von Typographie. Das Ganze ist auf das beste italienische Handpapier (Miliano in Fabriano) gedruckt. Jede Seite ist mit einer stilgerechten Einfassung von Prof. Klein in Wien geschmückt. Ein herrliches Farbendruckbild, darstellend „die tägliche Erneuerung des eucharistischen Opfers", von demselben Künstler, ist sehr passend am Beginne des Ordo Missae angebracht, da das Buch an dieser Stelle längere Zeit aufgeschlagen auf dem Altare steht; ein zweites größeres Bild in Schwarzdruck, den Gekreuzigten darstellend, eröffnet den Canon,

Digitized by Google

während dreizehn andere Zeichnungen Klein's (meist identisch mit denjenigen, welche wir schon früher in dieser Zeitschrift [XIV S. 107] besprochen haben) die übrigen Hauptpartien des Buches zieren, 16 Anfangs- und Schlußvignetten passend die leeren Räume ausfüllen. Zum Gebrauch für Visitations- und Firmungsreisen ist am Schluß der Ritus Confirmationis und Consecrationis Patenae et Calicis als Appendix beigefügt in kleinerem Druck, der indeß zum liturgischen Gebrauch hinreichen dürfte, während er den Vortheil hat, das Gewicht des Bandes nicht in lästiger Weise zu vermehren.

Praecepta Eloquentiae in usum scholae collegit, illustravit P. Urbanus Drecker S. J. Editio altera emendata et aucta. Kl. 8°. 186 S. Bonnae, P. Hauptmann, 1880. Preis: *M.* 2.50.

Dieß kurze Handbuch der Beredtsamkeit, das wir schon früher (1878, B. XIV S. 438) seiner Reichhaltigkeit, Klarheit und gedrängten Kürze wegen empfohlen haben, hat durch abermalige Umarbeitung in mancher Hinsicht noch gewonnen und stellt sich würdig den Handbüchern der PP. Kleutgen und Schleiniger zur Seite, aus denen der Verfasser vielfach geschöpft hat, indem er sich zum Ziele setzte: ut quantum fieri posset, utriusque virtutes in unum coalescerent et illius succincta explicandi ratio cum hujus copia rerum et exemplorum conjungeretur. Dieß Ziel ist in hohem Grade erreicht.

Abriß der Rhetorik zum Gebrauche für Gymnasien. Von Nikolaus Schleiniger S. J. Zweite Auflage. 179 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 1.80.

Während das Handbuch des P. Drecker die allgemeine Rhetorik hauptsächlich als Vorschule für die geistliche Beredtsamkeit behandelt, hält sich dasjenige des P. Schleiniger genauer in dem weiteren Rahmen der Rhetorik überhaupt und gibt von dieser einen sowohl inhaltlich sehr vollständigen, als pädagogisch trefflich angeordneten Abriß, der als Schulbuch die größte Anerkennung verdient. Die „Grundzüge der Beredtsamkeit" von demselben Verfasser (schon in dritter Auflage erschienen) haben dagegen schon ein eingehenderes Privatstudium oder eine ausführlichere Behandlung des Faches im Auge, als sie heutzutage die meisten Studienordnungen verstatten.

Digitized by Google

Miscellen.

Zur Schulstatistik von England und Wales. Das Verhältniß des Staates zur confessionellen Schule in England wurde bereits früher (1873. IV. 241 ff.) in dieser Zeitschrift auseinandergesetzt; auch haben wir wiederholt von den erfreulichen Fortschritten Notiz genommen, welche das katholische Volksschulwesen, Dank der unermüdlichen, opferwilligen Thätigkeit der Katholiken, in England gemacht hat (X. 242, XVII. 330, XVIII. 566). Zur genaueren Beleuchtung dieser Erfolge geben wir heute nach officiellem Bericht (Report of the Committee of council on Education. London. Eyre & Spottiswood, 1878) eine kurze Statistik über die Fortschritte, welche das Volksschulwesen in England und Wales überhaupt während der letzten Jahre (von 1868 bis 1878) gemacht hat. Unsere Angaben beschränken sich auf die vom Staate subventionirten Schulen. Die der nicht subventionirten ist übrigens verhältnißmäßig zu jenen verschwindend klein.

Die Schulen zerfallen in vier Gruppen: 1) jene der Hochkirche, 2) jene der Dissenters, 3) jene der Katholiken und 4) jene, welche dem staatlichen, confessionslosen Schulcomité (School Board) unterstehen. Was die Schulräume betrifft, so ist 8 □′ Flächenraum per Kopf berechnet. Die Zahl der bei der Inspection anwesenden Schüler ist durchweg größer, als die Durchschnittszahl des täglichen Schulbesuchs, weil es im Interesse der Schulen ist, möglichst viele Schüler zur Inspection und Prüfung zu stellen. Wir geben zunächst einen Überblick über den Stand der Tagschulen vom 31. August 1876—77.

31. August 1876—1877.	Hochkirche.	Dissenters.	Katholiken.	School-board.	Summe.
1. Schulgebäude . . .	10 472	1 974	659	2 082	15 187
2. Schulräume	14 701	2 729	1 115	3 488	22 033
3. Fassend Schüler . .	2 171 639	563 485	213 172	705 122	3 653 418
4. Factische Schülerzahl:					
a) Durchschnittszahl .	1 273 041	332 140	117 969	427 533	2 150 683
wovon Knaben . .	691 322	190 351	59 120	236 828	1 177 621
Mädchen . .	581 719	141 789	58 849	190 705	973 062
b) bei der Inspection anwesend	1 552 062	414 597	139 523	527 016	2 633 198
wovon Knaben . .	824 230	232 127	69 330	285 307	1 410 994
Mädchen .	727 832	182 470	70 193	241 709	1 222 204
	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.
5. Staatszuschuß . . .	906 709 11 3	245 110 17 8	83 185 11 7	308 269 17 11	1 543 225 18 5

Neben den eigentlichen Elementar-(Tag-)Schulen (Day-schools) bestehen aber noch an vielen Orten Abendschulen (Night-schools), in welchen dem schulpflichtigen Alter entwachsene Personen ihre Elementarschulbildung nachholen, vervollständigen oder erweitern können. Diese Abendschulen werden meist in den auch für die Tagschulen bestimmten Schulräumen gehalten. Für die Hochkirche finden wir nur 30, für die Dissenters 63, für den School-board 7 Gebäude angegeben, welche ausschließlich als Abendschulen dienen; für die Katholiken keine. Wir geben in folgender Tabelle die Zahl der für Abendschulen verwendeten Räume ohne Rücksicht, ob sie zugleich für Tagschulen dienen und somit in der vorigen Tabelle bereits einbegriffen sind, oder nicht.

Digitized by Google

31. August 1876—1877.	Hochkirche.	Dissenters.	Katholiken.	School-board.	Summe.
1. Schulräume . . .	1 078	340	62	253	1 733
2. Factische Schülerzahl:					
a) Durchschnittszahl .	31 992	14 269	3 722	7 802	57 785
wovon Knaben .	26 997	11 312	1 956	6 051	46 316
Mädchen .	4 995	2 957	1 766	1 751	11 469
b) bei der Inspection anwesend . .	27 729	12 866	3 043	6 565	50 203
wovon Knaben .	23 453	10 124	1 681	5 062	40 320
Mädchen .	4 276	2 742	1 362	1 503	9 883
	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.
3. Staatszuschuß . . .	18 391 16 7	6 151 11 11	1 518 2 6	3 231 1 6	24 292 12 6

Es beläuft sich demnach der gesammte, für Tag- sowohl als für Abendschulen geleistete, Staatszuschuß auf:

L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.
920 101 7 10	251 262 9 7	84 653 14 1	311 500 19 5	1 567 518 10 11

Wir lassen zunächst eine mit dem Jahrgang 1867—1868 beginnende Übersicht der staatlichen Jahreszuschüsse folgen, zum Zwecke eines umfassenderen Überblickes der staatlichen Subventionirung der confessionellen bezw. katholischen Schulen.

A. Hochkirche.

bis 31. August.	Schul-gebäude.	Durchschnitts-Schülerzahl.	Einnahmen.				Ausgaben.	
			Staatszuschuß.	Anderweitige Einnahmen.	Gesammt-Einnahmen.	per Schüler L. s. d.	Gesammt-Ausgaben.	per Schüler L. s. d.
1868	5 781	754 116	307 080	674 269	981 349	1 6 0¼	983 198	1 6 0¾
1869	6 103	808 364	343 330	696 196	1 039 526	1 5 8½	1 037 526	1 5 8
1870	6 382	882 432	385 840	744 894	1 130 734	1 5 7½	1 130 260	1 5 7½
1871	6 724	933 820	419 368	777 153	1 196 521	1 5 5¾	1 204 133	1 5 9¼
1872	7 328	972 339	478 390	857 276	1 335 666	1 7 5¾	1 345 140	1 7 8
1873	8 051	1 014 117	549 426	953 229	1 502 655	1 9 7½	1 525 169	1 10 1
1874	8 799	1 124 532	618 671	1 084 746	1 703 417	1 10 3½	1 738 325	1 10 11
1875	9 466	1 203 788	683 217	1 208 204	1 891 421	1 11 6¼	1 919 694	1 11 11½
1876	10 076	1 246 336	739 404	1 316 207	2 055 611	1 13 2½	2 083 858	1 13 7
1877	10 502	1 305 033	801 591	1 392 441	2 194 032	1 13 8	2 230 391	1 14 0¼
			5 326 317	9 704 615	15 030 932	1 9 3¾	15 197 694	1 9 7¼

B. Dissenters.

1868	1 313	201 631	83 255	182 081	265 336	1 6 3¾	269 372	1 6 8½
1869	1 414	217 438	93 663	189 091	282 754	1 6 0	285 904	1 6 3½
1870	1 549	247 592	110 535	209 907	320 442	1 5 10½	323 320	1 6 1½
1871	1 691	272 098	124 967	230 026	354 993	1 6 4½	357 757	1 6 3½
1872	1 980	304 849	140 157	267 786	407 943	1 6 9	421 393	1 7 7¾
1873	1 999	304 169	164 298	285 926	450 224	1 9 7¼	462 757	1 10 5
1874	2 042	329 228	188 655	316 354	505 009	1 10 8¼	515 830	1 11 4
1875	2 086	341 094	195 787	339 837	535 624	1 11 6¾	547 665	1 12 2½
1876	2 065	341 060	205 866	353 062	558 928	1 13 3	569 001	1 13 8¾
1877	2 037	346 409	218 228	362 201	580 429	1 13 10½	588 238	1 14 2¼
			1 525 411	2 736 271	4 261 682	1 9 4½	4 341 237	1 9 10¾

Digitized by Google

C. Katholiken.

bis 31. August.	Schulgebäude.	Durchschnitts-Schülerzahl.	Einnahmen.						Ausgaben.			
			Staatszuschuß.	Anderweitige Einnahmen.	Gesammt-Einnahmen.	per Schüler L.	s.	d.	Gesammt-Ausgaben.	per Schüler L.	s.	d.
1868	312	62 400	24 590	37 130	61 720	0	19	9¼	61 712	0	19	9¼
1869	328	67 768	27 951	39 443	67 394	0	19	10½	66 765	1	5	8
1870	350	71 666	31 665	42 570	74 235	1	0	8½	73 443	1	0	6
1871	383	80 203	35 923	47 994	83 917	1	0	8¾	81 780	1	0	4¾
1872	464	84 546	39 059	59 482	98 541	1	3	3¾	100 413	1	3	9
1873	524	90 274	45 479	70 769	116 248	1	5	9	124 062	1	7	5¾
1874	567	100 213	54 331	82 171	136 502	1	7	3	144 628	1	8	10¼
1875	598	109 299	62 282	91 942	154 224	1	8	3¾	160 410	1	9	5
1876	623	113 801	69 065	101 981	171 046	1	10	2¼	176 264	1	11	0½
1877	659	121 691	73 839	113 182	187 021	1	11	1¼	193 852	1	12	0
			464 184	686 664	1 150 848	1	5	6½	1 183 329	1	6	2½

D. School-board.

1872	82	6 472	2 876	6 365	9 241	1	8	6½	9 176	1	8	4¼
1873	520	54 939	12 869	84 050	96 919	1	15	3½	94 652	1	14	5½
1874	838	125 353	37 886	185 268	223 154	1	15	7¼	221 774	1	15	4½
1875	1 140	231 381	79 254	333 588	412 842	1	17	2¾	409 727	1	16	11
1876	1 604	333 234	143 784	525 507	669 291	2	1	4¾	669 088	2	1	4½
1877	2 089	435 335	219 918	656 882	876 800	2	1	4¼	876 528	2	1	4¼
			496 587	1 791 660	2 288 247	1	19	5¾	2 280 945	1	19	4¼

Gesammtüberblick von 1872—1877.

1872—1877.	Einnahmen.			Ausgaben.
	Staatszuschuß.	Anderweitige Einnahmen.	Gesammt-Einnahmen.	
Hochkirche	3 870 699	6 812 103	10 682 802	10 842 577
Dissenters	1 112 991	1 925 166	3 038 157	3 104 884
Katholiken	344 055	519 527	863 582	899 629
School-board . . .	496 587	1 791 660	2 288 247	2 280 945
	5 824 332	11 048 456	16 872 788	17 128 035

Digitized by Google

Joost van den Vondel.

(Fortsetzung.)

12. Lebenswinter und Dichterfrühling.

Bis zum Jahre 1657 erfreute sich Vondel einer in zeitlicher Hinsicht günstigen Lage. Er stand pecuniär ganz unabhängig, war sogar bei einem ansehnlichen Wohlstand, ein geachteter Bürger, ein gefeierter Poet. Obwohl seine literarische Thätigkeit ihn nicht bereicherte, verschaffte sie doch seinem Namen Ansehen unter allen Ständen. Königin Christine von Schweden beschenkte ihn 1644 mit einer goldenen Kette. Die Amsterdamer Malergilde gab ihm zu Ehren am St. Lucastag (18. October) 1653 ein großes Fest. An die hundert Maler, Dichter und Liebhaber versammelten sich dazu auf St. Joris Doelen (Schützenplatz); einer der Maler verkleidete sich als Apollo, Vondel mußte sich auf einem erhöhten Thron an die Spitze der Tafel setzen und wurde von Apollo feierlich mit dem Lorbeer gekrönt. Er verdiente solche Anerkennung um so mehr, je weniger er nach Ruhm und Gewinn trachtete. Wie die Sammlung seiner kleineren Gedichte ohne seine vorherige Zustimmung oder gar Initiative veranstaltet wurde, so gaben Freunde seine Übersetzung der Oden und der Ars Poetica des Horaz ohne seine Zustimmung zum Druck, und er hörte erst davon, als das Manuscript schon im Druck war. Still und anspruchslos lebte er zu Hause seinen Studien, dichtete, übersetzte, schrieb Stücke für das Theater und ließ sich durch Lob und Anerkennung ebenso wenig aus dem Gleichgewicht bringen, als durch die gehässigen Angriffe seiner Gegner und durch den ungünstigen Erfolg, den, seiner religiösen Gesinnung halber, mehrere seiner Dramen auf dem Theater hatten. Sein Hauswesen führte die treue Tochter Anna, die „Klopjen" (Nönnchen) war, d. h. durch das Gelübde ewiger Jungfrauschaft Gott getraut, ihrem greisen Vater aber mit der opferwilligsten Hingebung als wackeres Hausmütterchen zur Seite

Digitized by

stand. Wie Königin Christine und viele andere hohe Damen jener Zeit, hatte die schlichte Amsterdamer Bürgerstochter tüchtige Kenntnisse im Lateinischen, so daß sie nicht nur die Leistungen ihres Vaters bewundern und bewundern hören, sondern an seinen Studien Antheil nehmen und dieselben mitgenießen konnte. Auch mit dem Sohne des Dichters, der die Kaufmannschaft erlernt und das Geschäft übernommen hatte, ging es anfänglich gut — wenigstens erträglich. Er heirathete 1643 Aeltje Adriane van Bancken und wirthschaftete so, daß das Geschäft nicht gerade zurückging. Aber voran ging es auch nicht. Er war nicht der Mann dazu, wie Brandt sagt[1]. Leider starb Adriane schon nach ein paar Jahren in der Blüthe ihres Alters und hinterließ dem jungen Wittwer drei Kinder. Im Jahre 1650 ging er eine zweite Ehe ein mit der Wittwe Baartje Hooft aus Amersfort. Diese Ehe war das Unglück der ganzen Familie und führte über den bereits betagten Dichter eine Katastrophe herein, wie ihm eine schmerzlichere kaum hätte zu Theil werden können. Denn nun begann im Hause seines Sohnes eine leichtsinnige Mißwirthschaft, welche denselben in Schulden stürzte, so daß der Bankbruch vor der Thüre stand. Vergebens setzte der greise Vater sein eigenes Vermögen ein, um, wenn möglich, diese Schande von den Seinigen abzuwenden. Vergebens reiste er nach Kopenhagen, um rückständige Schuldforderungen seines Sohnes einzutreiben. Es blieb nichts übrig, als denselben nach Ostindien auswandern zu lassen, woher der Vater nie mehr etwas über ihn vernahm. Der tiefe Schmerz, welchen Vondel über alle diese Unglücksschläge empfand, durchklingt erschütternd das ganze Trauerspiel: „David in der Verbannung", welches er 1660 dichtete.

Doch nicht bloß sein ehrlicher Name war durch den unwürdigen Sohn in Schande gebracht, auch sein eigenes Vermögen — von 40 000 Gulden, das seine frühere Wohlhabenheit als eine sehr beträchtliche erscheinen läßt — war dahingerafft, der reiche, angesehene Bürger als siebenzigjähriger Greis nahezu an den Bettelstab gebracht.

---

[1] Wir folgen hier hauptsächlich Brandt's Bericht, der im Wesentlichen verläßlich ist und an den sich die anderen Biographen anlehnen. J. A. Alberdingk-Thijm (Portretten, S. 105) nimmt an, daß der „nüchterne, farblose, aber ehrliche Brandt" in Bezug auf Joost den Jüngern hauptsächlich aus späteren, retrospectiven Klagen des Vaters geschöpft habe, dessen Werke selbst von 1650—1656 durchaus keine gedrückte Stimmung verriethen, der aber später die über ihn hereingebrochene Katastrophe schmerzlicher empfunden zu haben scheine.

Digitized by Google

Seine Freunde, vor Allem sein Neffe Hans de Wolf, wandten sich für ihn an Anna van Hoorn, die Frau eines der regierenden Bürgermeister, Cornelis van Vlooswijk. Durch die Fürsprache dieser edeln Frau erhielt der verarmte, greise Dichter 1658 eine Anstellung an der Amsterdamer Leihbank mit einem Jahrgehalt von 650 Gulden. Als Gehilfe des Buchhalters konnte der Fürst der niederländischen Literatur nun Tag für Tag von seiner ärmlichen Wohnung zu dem entlegenen Vorburgwall gehen, um dort die Pfänder einzuschreiben und entblößten Hauptes den Herren des Comptoirs zu Diensten zu stehen. Erst nach zehn Jahren versetzte man den achtzigjährigen Beamten in die Reihe der Emeriti und gab ihm eine kärgliche Pension.

Ein an die Güter dieser Erde und ihr Glück hingegebener Geist hätte einen solchen Schicksalswechsel wohl kaum ertragen. Er hätte darunter zusammenbrechen müssen. Vondel bestand den harten Schlag mit einem Muth, mit einer Seelengröße, ja mit einem Frohmuth und einer Geistesfrische, zu der man in der Literaturgeschichte kaum ein analoges Beispiel findet. In dieser Zeit, wo er größtentheils als Beamter auf dem Pfandhause von Amsterdam arbeitete, vom 70. bis zum 85. Lebensjahre, schrieb er nicht bloß etwa eine reichhaltige Sammlung von Lyrica, Epigrammen, Gelegenheitsgedichten, sondern übersetzte metrisch in classisches Niederdeutsch eine ganze Reihe von Stücken lateinischer und griechischer Classiker, verfaßte ein Epos, drei umfangreiche Lehrgedichte und dichtete zehn Trauerspiele, — eine Fruchtbarkeit, die fürwahr einem Dichter in den günstigsten Jahren, unter den glücklichsten Lebensverhältnissen Ehre machen würde, geschweige denn einem Greise, der, aus einer unabhängigen Muße eines langen, glücklichen Lebens durch die schmerzlichsten Familienereignisse in traurige Abhängigkeit versetzt, mit den Sorgen einer kümmerlichen Existenz zu kämpfen hat. Die Arbeitsamkeit dieses Greises müßte unser Erstaunen und unsere Theilnahme erwecken, wenn seine dichterischen Leistungen auch dem Feuer und der Kraft seiner Jugend nicht mehr entsprächen, wenn sie über eine bescheidene Mittelmäßigkeit nicht mehr hinausreichten. Doch das ist nicht der Fall. Die Dichtungen dieser seiner letzten Periode reihen sich würdig denen seiner Mannesjahre an. Das Unglück hat die schöpferische Gluth seiner Seele nicht zu ersticken vermocht. Der Frühlingshauch jugendlicher Kraft begleitet ihn bis an die Schwelle des Grabes.

Digitized by Google

13. Jephte. Samson. David in der Verbannung. David wieder auf dem Thron. Adonias. Die Batavischen Brüder. Phaëton. Adam. Zungchin.

So anziehend es wäre, dem Dichter in dieser letzten Zeit Jahr für Jahr zu folgen und im Anschluß an seine kleineren Dichtungen gleichsam die ganze Zeitgeschichte mit zu leben, so würde das doch zu weit führen. Wir müssen uns begnügen, das Hauptsächliche in einigen Umrissen andeutungsweise zu skizziren. Das sieht man schon aus den Namen seiner Stücke, daß dieser Greis nicht mit dürren Fingern in alten Entwürfen, Plänen, Fragmenten herumkramt, daß er nicht elegisch der Vergangenheit nachdämmert, sondern Jahr für Jahr noch neue, ganz neue Arbeiten übernimmt. Fast jedes dieser Jahre bringt ein, zwei oder sogar mehrere größere Werke, von sehr verschiedenem Inhalt und von mannigfaltiger Form.

Zunächst nun ein Wort von seinen Tragödien. In der äußern Architektur derselben ist ein Fortschritt nicht zu erkennen. Vondel hing mit der größten Gewissenhaftigkeit an der Aristotelischen Norm, suchte sie tiefer zu erfassen und besser zum Ausdruck zu bringen, dachte aber gar nicht daran, neue, freiere Formen zu schaffen, Fesseln zu sprengen oder gar die bunteste Willkür zum Gesetz zu erheben. Daß er alle Mittel besessen hätte, ein modernes Drama zu Stande zu bringen, Menschenkenntniß, Leidenschaft, glühende Phantasie, gewaltige Erfindungsgabe, Leichtigkeit des Dialogs, Reichthum und Meisterschaft der Sprache, Fülle und Schärfe der Charakteristik, tiefe Auffassung des Tragischen und lebendiges Erfassen des Menschenlebens, das wird Jeder zugeben müssen, der nicht irgend einem übelwollenden Kritiker nachredet, sondern die Stücke Vondels selbst aufmerksam prüft. Aber sich frei seinem Dichtergenius zu überlassen, hielt er nun einmal für eine Sünde, zum wenigsten für keine Kunst. Wer darum das Kind mit dem Bad ausschütten und ihm dramatische und dramaturgische Bedeutung absprechen will, der mag das thun: das braucht jedenfalls keine Kunst. Gewiß ist, daß Vondel in dieser Periode die Fehler der sog. Stücke des Seneca durchschaut hat, sich deßhalb dem Sophokles und Euripides zuwandte und vor Allem den Erstern in der Ausführung seiner dramatischen Stoffe nachzuahmen suchte. Hat er nun auch Sophokles nicht in Allem erreicht, so hat er doch dem biblischen Drama eine Fassung gegeben, welche der einfachen Größe, Kraft und Harmonie der alten Tragödie sehr nahe kommt und

im lyrischen Schwung der Chöre sie vielfach erreicht. Was die Handlung betrifft, so haben die meisten Tragödien Vondels mehr Handlung und Leben, als z. B. der „Ödipus auf Kolonos"; der Dialog ist dem ruhig getragenen der antiken Tragödie nachgebildet und die Charakterzeichnung so reich und mannigfaltig, so kräftig und, wo es sein soll, leidenschaftlich, daß sie allein hinreicht, Vondel als einen bedeutenden Tragiker zu legitimiren. Wie bei den Alten, namentlich Euripides, sind die Reden mitunter etwas lang und werden dem ausschließlichen Freunde des „Modernen" nicht zusagen; aber sie sind nicht um ihretwillen da, sondern um der Charakteristik und der Handlung willen, dramatisch gedacht und ausgeführt.

Über die einzelnen Stücke dürfen wir uns um so kürzer fassen, da der biblische Stoff ja Jedermann bekannt ist und Vondel sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, ja fast mit Scrupulosität an dasjenige hielt, was die heilige Schrift darüber bot. Nur innerhalb der von ihr gegebenen Anhaltspunkte erlaubte er sich freie Fiction, so daß sein Verdienst wesentlich darin liegt, nicht über biblische Stoffe willkürlich phantasirt, sondern die tragischen Gestalten der inspirirten Bücher ganz im Sinn und Geist derselben erfaßt, durchdrungen und dramatisch ausgeführt zu haben. Seine Patriarchen, Richter, Könige und Helden sind nicht erträumte „Bühnenfiguren", es sind die Gestalten der Bibel, die, gleichsam wieder lebendig geworden, aus den heiligen Büchern heraustreten und ihr Leben noch einmal vor uns leben. Sie verwässern die Bibel nicht, sondern sie machen es fühlbar, welche Fülle von Poesie, welche Tragik, welches dramatische Leben keimartig in dem kurzen Bericht der heiligen Bücher enthalten ist.

So ist im „Jephte" (1659) die furchtbare Collision zwischen Vaterliebe und religiös-geheiligter Vaterlandsliebe, die im Stoffe selbst lag, mit dramatischer Meisterschaft ausgeführt. Der leidenschaftlich voreilige, in Freude und unsäglichem Schmerz heldenhafte Vater; die von der höchsten Freude in namenloses Herzeleid gestürzte Mutter; die dem Opfer sich willig darbietende edle Tochter; der treue Hofmeister, der mit weltlichem Rath die Katastrophe aufzuhalten versucht; der Priester und der Gesetzeslehrer, welche ebenfalls fruchtlos die schreckliche Pflichtencollision theologisch zu lösen oder praktisch zu mildern versuchen; der Chor, der die ganze Stufenleiter der Affecte in dem erschütternden Familiendrama mitjubelnd, mittrauernd, rathend, helfend, betend, tröstend wiederspiegelt — all diese einfachen Elemente gestalten sich zu einem ergreifenden, künstlerisch harmonischen Ganzen. Als Versmaß hat Vondel hier zum ersten Mal, nach Ronsards Rath, den fünffüßigen Jambus

Digitized by Google

gewählt — als kräftiger und erhabener[1] — zu nicht geringem Vortheil der Sprache wie der ganzen Dichtung.

Waltet im „Jephte" ein Hauch der tiefsten Wehmuth vor, so blitzt im „Samson" (1660) dagegen die Kraft des Dichters in erschütternder Leidenschaftlichkeit auf. Die Handlung ist reicher, als der Stoff erwarten läßt, die Sprache von hinreißender Gewalt.

Im „König David in der Verbannung" führt Vondel die Palastrevolution Absaloms aus bis zu des Letzteren Einzug in Jerusalem. „König David wieder auf dem Thron" (hersteld) (im selben Jahre 1660 gedichtet) führt die Geschichte weiter bis zu Absaloms Tod. Das erste Stück ist von dem tiefen Herzeleid durchwaltet, das Vondel an seinem eigenen Sohne erfahren; im zweiten spiegelt sich nicht undeutlich die Freude, welche er über die Wiederherstellung der Stuarts auf dem englischen Königsthrone empfand.

Das Trauerspiel „Adonias" (1661) knüpft inhaltlich an die beiden davidischen Dramen an. David ist todt. Adonias, sein Sohn, will das Scepter an sich reißen, das David auf Gottes Geheiß dem jüngeren Sohne Salomon hinterlassen. Unter dem Scheine, um die Hand Abisags, der Wittwe Davids, für ihn zu werben, dringen seine Anhänger in die Stadt. Der Hohepriester Abiathar und der Feldherr Joab unterstützen ihn. Salomon wird indeß rechtzeitig des Complotts gewahr und überwältigt den unrechtmäßigen Prätendenten, der, wie Joab, seinen Verrath mit dem Tode büßt. Vondel zeichnet solche Revolutionäre, gekrönte und ungekrönte, so gut und mit so wenig Sympathie für ihre Ränke, daß er von den Freunden der Revolution auf immer wenig Gegenliebe erwarten darf. Herrlich ist die zart-lyrische Scene, in welcher Abisag die Freierschaft des Adonias von sich weist; ergreifend die Klage Joabs nach erfolgter Katastrophe.

„Die Batavischen Brüder oder Unterdrückte Freiheit" (1662) sind einer kurzen Andeutung des Tacitus entnommen. Zwei Batavier, Julius Paulus und Claudius Civilis (Vondel nennt ihn Niklaas Burgerhart), beide aus königlichem Geblüte, übertrafen weit alle Anderen. Fontejus Capito, der römische Statthalter, nahm Julius unter dem Vorwande rebellischer Gelüste das Leben und sandte Burgerhart gefesselt an Nero. Das Stück spielt in Oud Leger (Castra vetera), unfern dem heutigen Xanten. Der dritte Act schließt mit einem herrlichen Rheinlied. Andere Chöre bewegen sich in dem Kampfe zwischen Römern und Germanen. Wie schon die angewandten deutschen Namen zeigen, suchte Vondel aus dem Tacitus heraus zu einem urgermanischen Zeitcolorit zu gelangen, was ihm aber nicht völlig gelungen ist. Während Walburg und Helbewijn die „Buschnonne" Walda anrufen, flehen die anderen batavischen Frauen zum Hercules.

---

[1] „Naardien de edele heer Ronsard, de vorst der Fransche dichteren, deze dichtmaat hoogdravender oordeelt, en beter van zenuwen voorzien en gesteven dan d'Alexandrijnsche, van twalef en dertien lettergrepen, die, zoo veel langer, naar zijn oordeel flauwer vallen en meer op ongebonde rede trekken."

Digitized by Google

Im „Phaëton" (1663) dramatisirte Vondel die gleichnamige Fabel aus Ovids Metamorphosen, mit deren Übersetzung er vielleicht damals schon begann. Das Stück ist, wie er selbst bemerkt, „nicht einfach, d. h. durchweg im selben Ton gehalten, sondern ungleich im Ton. Freude und Trauer stechen scharf von einander ab. Die Leidenschaften, Liebe und Zorn, Hoffnung und Verzweiflung, wühlen und tosen heftig durch die gegenseitige Blutsverwandtschaft von Eltern und Kindern, durch die von Erde, Himmel und Meer gelittene Noth und den schrecklichen Übergang von Glück in Unglück, fähig, auch unerschütterlichen Gemüthern Schrecken und Mitleid einzuflößen".

Viel bedeutender ist die im folgenden Jahre gedichtete Tragödie „Adam oder aller Trauerspiele Trauerspiel", eine Nachdichtung des lateinischen Adam exul des Hugo Grotius, aber viel reicher, lebendiger und poetischer, als ihr Vorbild. Prachtvoll sind vor Allem die Chöre, von denen der erste das Sechstagewerk, der zweite das Glück der ursprünglichen Gerechtigkeit in majestätischer Weise beschreibt. Sie lassen den Faustprolog im Himmel, an welchen sie erinnern, an Erhabenheit und einfach großartigem Schwung hinter sich zurück. Der Aufbau der Tragödie gleicht in seiner Einfachheit dem der anderen Mysteriendramen. Act I zeichnet Lucifers Plan und die Morgenandacht des ersten Menschenpaares, Act II den Besuch der drei Erzengel im Paradies und die Verkündigung des göttlichen Gebotes, Act III die Verschwörung der Dämonen gegen die Menschheit, Act IV die Verführung und den Sündenfall, Act V endlich die Reue nach dem Fall und das göttliche Strafgericht. Das lyrische Element wiegt weit mehr vor, als im Lucifer; ganze Scenen, wie z. B. der Dialog zwischen Belial und Eva (Act IV), sind in jenen gereimten Strophen gedichtet, durch welche Vondel sonst die Rhythmen des antiken Chores zu ersetzen sucht. Wie den Lucifer, so darf man auch dieses Mysteriendrama denjenigen Calderons wohlgemuth zur Seite stellen, und die vielen Parallelstellen zu Miltons Verlorenem Paradies werden durch Vergleich mit diesem nicht verdunkelt. Milton ist conciser, aber an Erhabenheit und Schwung steht ihm Vondel nicht nach.

„Zungchin oder der Untergang der chinesischen Herrschaft" (1666) ist das einzige Drama, in welchem Vondel seinen Stoff der ihm unmittelbar naheliegenden Zeitgeschichte entnahm. Es ist der Sturz der Ming-Dynastie und die Einnahme Pekings durch die Mandschus im Jahre 1644 — ein Seitenstück zum „Verwüsteten Jerusalem" und zum „Gijsbrecht van Aemstel". Großartige Tragik läßt sich dem Stoffe nicht absprechen. Tschung-tsching — ein an sich wohlgesinnter, aber schwacher Regent, Erbe einer jahrhundertalten Macht und Herrlichkeit, Beherrscher eines halben Welttheils, durch Reichswirren und innere Rebellion den Angriffen einer barbarischen Kriegerhorde fast wehrlos preisgegeben, nach und nach von Allen verrathen, von seiner eigenen Leibwache verlassen, sich nur durch stoischen Selbstmord schmachvoller Gefangenschaft entziehend — der Kaiserpalast in Flammen, Peking in Blut schwimmend, das ganze Reich aus den Fugen — die christliche Mission nur gegen alle Hoffnung gerettet und das Anbrechen einer besseren Zeit verkündigend — das war eine Katastrophe, die einen christlichen Dramatiker an-

Digitized by Google

regen mußte und zum wenigsten der Handlung einen großartigen Hintergrund, zur dramatischen Verwicklung genug Anknüpfungspunkte bot[1]. Was Vondel aber noch mehr dazu hinzog, das war seine glühende Begeisterung für die christliche Glaubensverbreitung, sein Interesse an den Geschicken und Arbeiten der Gesellschaft Jesu und vorab an deren großem deutschen Glaubensboten Adam Schall, dessen Name bezeichnend auf der Personenliste obenan steht als „Adam Schal, Agrippijner (Kölner), Overste der priesteren van de Sociëteit“[2]. Die großen tragischen Motive in moderner Weise auszuführen, ward der Dichter durch die strenge altclassische Form gehindert, an der er nun einmal unverbrüchlich festhielt. An poetischen Schönheiten fehlt es übrigens dem Stücke nicht — und wer es als das nimmt, was es ist, ein „katholisches Missionsdrama“, d. h. als ein von Liebe zum katholischen Missionswerk eingegebenes, dramatisches Gedicht; wer sich dabei in die Anschauungen und Gefühle des edlen Convertiten hineinversetzt: der wird es gewiß heute noch nicht ohne Genuß lesen.

Den dramatischen Leistungen dieser letzten Jahre ist endlich noch der Ödipus Tyrannos beizuzählen, welchen Vondel 1660, und die Iphigenie auf Tauris, welche er 1666 metrisch bearbeitete.

14. Johannes der Bußgesandte. Unterricht über die heilige Dreifaltigkeit. Betrachtungen über Gott und Religion. Die Herrlichkeit der Kirche.

Wenn schon in den Mysteriendramen und in den „Altarsgeheimnissen“ Vondels theologische Tiefe und Erhabenheit vielfach an Dante erinnern, so ist dieß noch mehr der Fall in den drei weiteren religiösen Lehrgedichten, welche er in dieser letzten Epoche seines Lebens verfaßte. Er zeigt sich da als einen eminent theologischen Dichter, vielleicht nächst Dante und Calderon als einen der größten, welche das katholische Dogma verherrlicht haben. Die erstaunliche Allseitigkeit, Kraft und Jugendfrische seines Geistes tritt hier noch merkwürdiger zu Tage. Er arbeitet nicht nur unermüdlich weiter für die von ihm begründete Bühne; er lebt nicht nur in seiner Lyrik das ganze Leben der neuen Generation mit, in welcher er als ein vereinsamter Greis steht; er übersetzt nicht nur, gleich als finge er eben an, Sophokles, Euripides, Ovid; er singt nicht nur, politisirt, jubelt, trauert, spielt, scherzt, kämpft, ringt wie früher — er liest auch Philosophen und Theologen und gewinnt noch im höchsten

[1] Vgl. „Die katholischen Missionen“, 1878, S. 122. 123.

[2] Vondel widmete das Drama dem adeligen Herrn Cornelius von Nobelaer, dem Vater der beiden Jesuiten-Patres Daniel und Heinrich. Cfr. H. J. Allard, Vondels Gedichten op de Sociëteit van Jesus, p. 25. 26.

Digitized by Google

Alter den abstractesten Untersuchungen Blüthen der Poesie ab. Das Einzige, was ihn in der Neugestaltung der Dinge grämt, ist der immer mehr um sich greifende Abfall vom guten, alten, christlichen Glauben und der elende materialistische Hauch, der bereits als Vorbote des nächsten Jahrhunderts durch die Welt geht. Doch auch dadurch läßt er sich nicht entmuthigen. Er setzt sich nicht auf die Trümmer des einstürzenden Glaubensbewußtseins, um in Pietistenton trübselig zu lamentiren. Er stellt sich muthig vor das Bestehende, kämpft dafür und reagirt jugendkräftig gegen das Schlechte. Sein Christenthum, seine Grundsätze stehen nicht auf dem wankenden Boden des Protestantismus, auf dem langsam Alles zerbröckelt und Einsturz droht, sie stehen auf dem Grunde des Felsens, den Gott selbst in die stürmenden Wogen gesetzt. Mit freudigem, zuversichtlichem Siegesgefühl stellt er dem elend umherzweifelnden Unglauben die Sicherheit und Harmonie des Glaubens, der nächtlichen Welt des Atheismus die „Herrlichkeiten der Kirche" entgegen. Mit mächtiger, gesunder Lunge erwehrt er sich der übelduftenden Miasmen, die von überall schon auf die Gesellschaft eindringen, und trinkt Alpenluft aus den unversieglichen Quellen göttlicher Wahrheit.

Den Grundton seiner poetischen Weltanschauung gibt das liebliche Gedicht auf den Tod seiner Nichte Maria van den Vondel (1663):

„An dieses Pilgerlebens Rand
Beginnt das Leben, das nicht endet,
Gott und den Engeln wohlbekannt,
Verklärten Geistern nur gespendet.

„Dort thronet Gott im Fürstenzelt,
Um das sich alle Sonnen kränzen,
Der Schönheit Born, das Licht der Welt —
Allüberall und ohne Grenzen.

„Zu dieser Sonne, ewig hell,
Die nimmer müd wird, Licht zu spenden,
Die aller andern Sonnen Quell,
Sich sehnend alle Augen wenden.

„Was tropfenweis Geschaff'nes beut,
Quillt dort in unermess'nen Fluthen,
In Schönheit, Macht und Herrlichkeit,
Ein Meer, ein Springquell alles Guten.

„Was jener Quelle einst entsprang,
Irrt hier verwaist, verbannt durch's Leben,

Digitized by Google

Muß hier in ungestilltem Drang
Zurück, empor zur Heimath streben." [1]

Zu den religiösen Manifesten, welche dieser tiefen, kraftvollen Gottesliebe entsprangen, ist das Hauptwerk des Jahres 1662 zu rechnen, „Johannes der Bußgesandte", eine Epopöe in sechs Büchern, dem damaligen Großmeister des Johanniterordens, Johann Moritz von Nassau, dedicirt. Der große Vorläufer des Herrn war bekanntlich einer der beliebtesten Volksheiligen des Mittelalters. Wie viele Kirchen und Klöster waren ihm geweiht, wie viele Leute, hoch und niedrig, trugen seinen Namen! Je lebendiger der Glaube an die Menschwerdung noch das ganze Volksleben durchglühte, desto mehr nahm der Vorbote des Erlösers an der Ehre dieses seines Herrn und Meisters Theil. In diesem kindlich frommen Sinne hat Vondel das Leben des „Bußgesandten" aufgefaßt und nach den vom heiligen Evangelium gebotenen Anhaltspunkten und der Legende weiter ausgeführt. In der äußern Form und Anlage aber folgte er jener des altclassischen Epos, wie es Tasso in seinem „Befreiten Jerusalem" nachgebildet hat, nur in engerem Rahmen. Beide Elemente, der fromme, schlichte mittelalterliche Erzählungston und die geschmackvolle, den Classikern nachgebildete Form, verbinden sich zu einer recht ansprechenden Epopöe.

Nach der Anrufung, welche an die heiligen Engel und an die fromme Nichte des Dichters im Clarissenkloster zu Brüssel gerichtet ist, zeichnet der Dichter erst die Weltlage hienieden und steigt dann auf in den Himmel, um gleichsam vom Standpunkte Gottes dieselbe noch besser zu beleuchten. Gabriel wird von Gott gesandt, Johannes aus der Wüste zu holen und an sein Werk zu rufen. Er führt seinen Auftrag aus und Johannes bereitet sich sofort zum Antritt seiner Sendung. Die Kunde davon verbreitet sich durch einen anderen Himmelsboten im ganzen Lande. Der Sanhedrin geräth in große Bewegung. Ein Gespräch zwischen Nikodemus und Joseph von Arimathäa zeichnet die Gemüthsverfassung derjenigen, welche gläubig den Messias erwarten. Alles Volk, Alt und Jung, Gerechte und Sünder, Pharisäer und Soldaten, strömen gen Quarantana, um Johannes zu hören. Das II. Buch gibt die Predigt des Johannes, nicht die strenge Bußpredigt an die einzelnen Stände, sondern eine großartige Rundschau über die gesammte Heilsökonomie des alten Bundes, dessen Vorbilder und Prophezeiungen jetzt verwirklicht werden sollen. Die Stunde der Erfüllung hat geschlagen und der letzte der Propheten wendet sich an seine Zuhörer, um sie zum Messias zu führen. Das III. Buch schildert dann die Thätigkeit am Jordan — Bußpredigt und Taufe. Nach

[1] Vgl. Dante, Paradiso. I. 103.

Digitized by Google

feierlichem Beschluß im Schooße der heiligsten Dreifaltigkeit geht auch Jesus an den Jordan. Dann folgt die Taufe und die Verherrlichung Christi. Johannes führt Christus die ersten Jünger zu. IV. Buch. Nun entbrennt der Zorn der Hölle. Lucifer sendet Apollion aus, der in einem Traum Kaiphas auffordert, für das Heil der Synagoge zu wachen, und Herodes, für seine Krone Vorsorge zu treffen. Johannes wird an den Hof des Vierfürsten gerufen, hält seine Strafrede und wird in den Kerker geworfen. V. Buch. Vom Kerker aus sendet Johannes seine Jünger an Christus. Die Tochter der Herodias fordert das Haupt des Johannes, und dieser wird enthauptet. VI. Buch. Malchus, ein Jünger des Johannes, bestattet den Leib des Martyrers, während die Seele desselben in den Limbus fährt. Hier ist eine Beschreibung der ganzen Unterwelt eingeflochten, erst der Hölle, dann der Vorhölle. Adam erst, dann alle Patriarchen und Propheten des alten Bundes kommen, Johannes zu begrüßen; zuletzt der alte Simeon und Anna, Zacharias und Elisabeth. Unter Freudethränen fällt er ihnen um den Hals, und mit diesem gemüthlichen Wiedersehen schließt die Epopöe:

Aldus werd d'ommegang gesloten in het end.

Nun aber die Lehrgedichte! Der geneigte Leser wird hoffentlich gegen diese Dichtungsart nicht eingenommen sein. Ist im Grunde doch die Divina Comedia vorwiegend ein großartig angelegtes Lehrgedicht, und welchen Einfluß hat die Ars poetica des Horaz auf die Literatur der meisten Völker ausgeübt! Nicht umsonst hat der feinfühlige Boileau sie in Frankreich, der melodische, zarte Metastasio sie in Italien, der wild leidenschaftliche Byron sie in England, der gemüthliche Vondel sie in Holland eingebürgert. In ihren wenigen hundert Versen ist vielleicht mehr Poesie enthalten, als in Hunderten von Romanbänden neuerer Zeit.

Vondel hatte schon in den „Altarsgeheimnissen" einen glücklichen Versuch gemacht, auch theologische Stoffe in dieser Art zu behandeln. Er wandte sie nun wieder an, als er mit tiefem Schmerze sah, wie Unglaube und Zweifelsucht bereits an den Grundgeheimnissen des Christenthums rüttelten, ja die Grundlagen aller Religiosität untergruben, während der Protestantismus, in der Negation befangen, noch immer unversöhnlich die katholische Kirche befeindete.

Das erste dieser Lehrgedichte: Unterricht über das Fundamentaldogma der heiligen Dreifaltigkeit (Onderwijs van het geloofshoofdpunt der H. Drie-eenigheid) ist gegen den Socianismus gerichtet. Das Gerippe der Dichtung ist im Grunde nur eine einfache, schlichte Katechese, in welcher das erhabene Grunddogma des Christenthums nach der gewöhnlichen Erklärungsweise der Theologen auseinandergesetzt wird; aber in ihrer frischen, mittheilsamen Lebendigkeit, in der anmuthigen Ausführung der angezogenen Bilder

Digitized by Google

und Vergleiche, in der begeisterten Glaubenstiefe und Andacht, welche den ganzen Unterricht durchweht, und in der künstlerischen Verbindung dieser Elemente ist der Unterricht nicht bloße Katechese mehr, sondern wirklich Poesie. Ergreifend schildert Vondel am Schluß die unter seinen Zeitgenossen immer mehr um sich greifende „Aufklärung", das Aufgehen des Protestantismus in Arianismus und völligen Unglauben,

„Welcher keine Gottheit mehr
Ehrt in Christus, unserm Hirten,
Ihn gleich andern Menschenkindern
Wähnt vom Vater und von Mutter
In gemeiner Art gezeugt,
Nicht durch Wunder aus der Jungfrau,
Die Gott selbst in Windeln hüllte.
Und schon läßt der Läugner Schwarm
An dem Herd der Alchymisten
Gottes reines Wort in Asche,
Nebel, Rauch und Dunst verfliegen."

Gegen diese materialistische Richtung des Zeitgeistes wandte Vondel (1661) das zweite Lehrgedicht[1], welches den Titel führte: Bespiegelingen van God en Godsdienst, d. h. „Betrachtungen über Gott und Religion, gegen die Atheisten, die Läugner der Gottheit und der göttlichen Vorsehung" — der entschlossene, wohlmotivirte, aber zugleich liebevolle und dichterische Fehdebrief des greisen Dichters an den damals schon üppig aufkeimenden „modernen" Geist des Materialismus, des Zweifels und Unglaubens. Wie uns aus den Schriften Spinoza's, der jenen Geist in Amsterdam begründen half, der moderne Unglaube systematisch concentrirt, im Gewande mathematischer Demonstration, kahl und kalt, voll ungelöster Räthsel und Widersprüche und ebenso voll Haß gegen das Christenthum, stolz und anmaßend entgegengrinst, so umkleidet sich in diesem Lehrgedichte Vondels die tiefe, scharfe, folgerichtige Theodicee der alten Scholastiker mit den schönsten Blüthenkränzen der Poesie und weist in herzgewinnender Klarheit und Wärme nach, wie Vernunft und Geschichte, Natur und Menschheit ebendenselben persönlichen Gott bezeugen, dessen heiligen Namen jedes Christenkind zuerst von treuen Mutterlippen vernimmt, dessen Anbetung das Glück des Einzelnen und das wahre Heil der Nationen begründet. Vondel hat diese gründliche, kerngesunde Philosophie nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen studirt und entwickelt sie weit beredter und phantasievoller, als später Cardinal Polignac in seinem Anti-Lucretius. In der Gesammtanlage des Gedichtes läßt der Dichter allerdings die Phantasie nicht vorwalten, und das ist ein unbedingter Vortheil, da ohne klare logische Disposition nothwendig ein phantastisches Durcheinander entstehen müßte. Die Theilung ist so einfach, als

[1] Hartzheim (Bibl. Coloniensis, 349) irrt, wo er behauptet (nach Foppens, Bibl. Belgica), daß es erst nach Vondels Tode herauskam.

Digitized by Google

sie sein kann. Im I. Buch führt Vondel den Beweis der Existenz Gottes, im II. schildert er die Attribute und Eigenschaften, im III. die Werke Gottes. Das IV. Buch begründet Existenz und Tragweite der Religion überhaupt, das V. endlich die Existenz und Verpflichtung der übernatürlich geoffenbarten Religion, des Christenthums[1]. Wir haben einen wohldurchdachten und gutgegliederten Abriß der Religionsphilosophie vor uns. Auch in der Ausführung schreckt Vondel nicht davor zurück, die abstracten Beweise einfach und nüchtern einzuflechten, als festes Gerippe und Stützpunkt für die anderen Beweise, in denen er seine reiche Naturanschauung, sein tiefes Gefühl und den Zauber der Poesie entfalten kann. So reiht er z. B. zwischen den anschaulichen Gottesbeweis aus der Weltbewegung und den noch poetischeren aus der Weltschönheit und Weltordnung auch den trockenen Beweis aus der Existenz der zufälligen Wesen (contingentia):

„Alle Wesen, die du mir zeigst, sind entweder beschlossen
In dem Kreise der Zeit oder dehnen darüber sich endlos
Weit in's Ewige aus, nach vorwärts und rückwärts unendlich.
Jene sind zufäll'ger Natur, nothwendig das And're.
Das zufällige Wesen kann sein, kann aber auch nicht sein,
Das nothwendige hat von Natur, so scharf du's betrachtest,
Nichts Zufälliges an sich; sonst widerspräch' es sich selber
Von Natur; das Gesetz der Vernunft kann Solches nicht leiden.
Ungereimt nun klingt's, daß ein zufälliges Wesen,
Das erst wird und dessen Natur selbst deutlich bekundet,
Daß es begonnen einmal, soll aus sich selber beginnen.
Soll Vernunft nun gewinnen das Feld, so mußt du nothwendig
Schließen, daß ein nothwendiges Wesen vor Allen bestehe,
Welches ewig ist, von welchem die Reihe der Dinge
Anfang nahm in der Zeit: dieß urnothwendige Wesen,
Das ist Gott, und umsonst suchst höher empor du zu dringen!"

Wo indeß der Stoff es erlaubt, wie in dem Gottesbeweis aus der Weltordnung, aus der Weltbewegung, aus dem Consens des Menschengeschlechts, da läßt der Dichter seinem Gefühle freien Lauf und gestaltet den philosophischen Gehalt durch reichen Bilderschmuck und kühnen Schwung zum poetischen Ganzen. So reichen sich auch Philosoph und Dichter die Hand in dem kraftvollen Epilog, der wie ein Mahnwort besserer Tage in unsere düstere, glaubenslose Zeit hineinklingt:

„Auf die Erde beschränkt, stützt sich auf irdische Macht nur
Aus sich selber der Staat, und schwingt sich zum Gipfel der Ehre.
Aber die Religion stützt ihn mit göttlichem Ansehn
Tief im Gewissen, wohin die Macht des Schwertes nicht hindringt.

[1] S. Näheres über dieses Lehrgedicht in der interessanten Monographie des Dominicaners P. de Groot, Vondel in zijne Bespiegelingen. Amsterdam, van Langenhuyzen, 1879.

Digitized by Google

Wo drum die Gottheit man läugnet, besteht nicht Recht mehr, nicht Ordnung,
Tugend, noch Religion: denn all das gründet auf Gott sich.
Irr auf tobender See, treibt ohne Segel und Steuer
Dann die schwankende Welt. Kein Zaum hält mehr den Tyrannen,
Keine Gewalt mehr bezwingt die stürmischen Mächte des Aufruhrs.
Rundum wüthet das Meer und wälzt die entfesselten Wogen
Brandend in kochendem Gischt, wohin die Orkane sie treiben.
Stürze die Religion, den Glauben: was bleibt noch bestehen?
Denn es wankt das Gesetz. Nicht Eid, nicht Wehre, nicht Waffen
Schirmen uns mehr; sie bändigen nicht den entarteten Wilden,
Welcher, dürstend nach Raub, Verschwörung brütet bei Tage,
Nachts zum dunkeln Verrath hinschleicht, und jegliche Schandthat
Tückisch begeht, die zu schauen nicht wagt den Schimmer der Sonne.
Also frevelt am Heile des Staats der Läugner der Gottheit.
Aber auch wenn er, wie Machiavell, zum Heile des Staates
Heuchelnd sein Sinnen verbirgt und dem leicht zu betrügenden Volke
Lobt die Religion durch feile, gemiethete Boten,
Straflos treibt er sein Spiel nicht mit der göttlichen Wahrheit;
Denn er frevelt an Gott und schändet die Ehre des Höchsten!
Nicht als todten Popanz hat Gott die Lehre des Kreuzes
Unter die Völker gepflanzt; nein, alle will er an sich zieh'n
Durch den gekreuzigten Sohn! Sein Dienst, mit göttlichem Blute
Dort am Kreuze geweiht, im Meer der bittersten Qualen,
Ewig besiegelt mit flammender Gluth unsterblicher Liebe,
Welche getilgt uns're Schuld — er trotzet dem Spotte, und nie wird
Menschliche Philosophie den Glanz des Kreuzes besiegen.
Ärgerniß sei es dem Juden, dem Griechen gelt' es als Thorheit,
Göttliche Weisheit und Kraft strahlt in ihm Allen, die gläubig
Hoffen, im ewigen Licht einst ihren Erlöser zu schauen.
Selig der Mann, der auf stürmischer See, zwischen Klippen und Bänken
Irrend durch Jammer und Noth, umtost von der schäumenden Brandung,
Endlich den Hafen erreicht, den stillen, der göttlichen Lehre,
Friedlich landet bei Gott, dem Heil, der Heimath des Menschen,
Wo Unsterblichkeit blüht, wo alles Böse entschwunden.
Dorthin wünschet mein Sang, dorthin euch Alle zu leiten
Aus des Meeres Gefahr, aus Sturmeswogen und Schiffsbruch:
Drum auf Gottes Altar weiht Gott ihn betend der Sänger." —

Das dritte Lehrgedicht: Die Herrlichkeit der Kirche (1663), ist in getragenerem und feierlicherem Tone gehalten, als die früheren Lehrgedichte, und nähert sich vielfach dem Tone einer begeisterten Hymne. Das I. Buch, Ingang überschrieben, schildert das Vorbild der Kirche in der gesammten Einrichtung des alten Bundes; das II., der Opgang, beschreibt die Gründung der Kirche durch Christus, ihre Eröffnung am ersten Pfingsttag, ihre ersten Kämpfe und Siege; das III., Voortgang, entwickelt in großen Zügen die weitere Kirchengeschichte, den Kampf mit dem Heidenthum, den Häresien, den Persern, der feindlichen Gewalt der Völkerwanderung, mit dem Islam und dem morgenländischen Schisma. Hier bricht dann das historische Bild ab,

Digitized by Google

um die innere Wesenheit, Größe und Schönheit der Kirche hervortreten zu lassen. Eine Vision führt hinüber in die Herrlichkeit der Vollendung, in das himmlische Jerusalem. Entzückt aus diesem seligen Anschauen zurückkehrend, betrauert der begeisterte Sänger der einen wahren, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche das traurige Loos seiner getrennten, irrenden Brüder:

„Wie irrt ihr, ohne Haupt und Opfer und Altar
Und giltig Priesterthum, durch öde Wüste!
Wo hält die Sucht nach Trennung endlich ein,
Und dringt nicht weiter? Wildsang ist das Lied,
Das man von Zweig zu Zweige singen hört.
Am eig'nen Sang schöpft Jeder nur Gefallen,
Auf Maß und Regel horchet Keiner mehr.
Es mischen falsche Noten, Bastardklänge
Sich in das reine Lied. Das schlichte Volk
Läßt durch der Mischung Zauber sich verlocken,
Da es von Gottes Wort und Satzung hört."

Innig fleht er am Schluß zum Erlöser, daß er die Irrenden zu seinem heiligen Berge zurückführen möge: ut omnes unum!

„Vereinige Du wieder die Zerstreuten
Von Ost und Westen — Alle sind ja Dein!
Versammle sie in Deiner trauten Hürde,
Laß einen Hirten, eine Heerde sein,
Laß Alle, welche Zwietracht scheu vertrieben,
Eins sein in Dir, Dich kennen und Dich lieben!"

15. Noe, oder der Untergang der ersten Welt.

Als Greis von 80 Jahren schrieb Vondel 1667 seine letzte Tragödie, merkwürdig dadurch, daß sie die letzte ist und zugleich die Reihe seiner biblischen Dramen höchst bedeutsam abschließt. Lucifer, Adam und Noe bilden nämlich eine Art Trilogie, welche der Dichter selbst als den Höhepunkt seiner dramatischen Arbeiten aufgefaßt zu haben scheint, und welche wirklich objectiv die drei größten Katastrophen der Urwelt — den Fall der Engel, den Fall des ersten Menschenpaares und den Fall der ersten menschlichen Gesellschaft — nach ihrem innern pragmatischen Zusammenhang dichterisch miteinander verbindet. Von seinem Stolz in's Verderben gestürzt, zieht der gefallene Engel neidisch auch die ersten Menschen in seinen Fall; was der Ungehorsam dieser noch verschont, reißt die Wollust in den Untergang. Das ist das Ursystem der Sünde, die Urtragik der Menschengeschichte, von der alle übrige Tragik bedingt ist. Statt des antiken Schicksals tritt hier die göttliche Providenz ein, welche die frevelhafte Durchkreuzung ihrer liebevollen,

Digitized by Google

weisen Pläne unnachsichtig rächt, aber auch aus dem Bösen wieder Gutes zu gestalten weiß, statt des gegen dunkles Verhängniß ankämpfenden Menschenwillens die rebellische Gewalt der Sünde, die den creatürlichen Willen in Widerspruch mit dem göttlichen Gesetze bringt. Das Dunkel, das in dem antiken Mythos über der Gottheit waltet, geht hier in der Tragik des Christenthums auf die menschliche Willensfreiheit über: wir stehen vor dem Geheimniß der Sünde, die anscheinend klein, gering, unter dem Schein des Guten verlockend, in der That als Rebellion gegen Gott die größte Bosheit in sich birgt, den Keim der Zerstörung, des Schmerzes, des Untergangs, gleichsam alle zeitlichen Katastrophen und die letzte größte Schlußkatastrophe im Leben des Einzelnen, wie in dem der Völker und der Menschheit in sich trägt.

Die Verbindung zwischen den ersten beiden Stücken knüpft Lucifer, mit dessen strategischem Plane die Tragödie „Adam" beginnt, die Verbindung dieses letzten mit den zwei ersten Apollion, derselbe lüsterne Geist, der im „Lucifer" das Paradies beschreibt und in seinem niedrigen Neide gegen den Menschen gleichsam das Princip der Wollust verkörpert, während im Lucifer selbst der Stolz hervortritt. Der Schauplatz des Stückes ist in dem Monolog Apollions selbst in einigen Zügen gezeichnet. Es ist eine Lichtung im Cedernwald, am Fuß der Riesenburg am Kaukasus, vorne das Meer mit Noe's Werft — Alles gigantisch, urweltlich — Wald, Meer, Burg und Schiff. Hier, an der Grenze von Meer und Land, spielt sich die ganze Handlung ab; denn die Einheit der Zeit ist fest innegehalten. An demselben Tag, in dessen Morgendämmerung das Stück beginnt, bricht noch die Fluth herein. Die Verwickelung besteht wesentlich darin, daß Gott durch Noe noch den letzten Versuch macht, die sündige Menschheit zu retten.

I. Act. Apollion, der Geist der Nacht, steigt aus der Dämmerung hervor. Vor ihm steht die Arche, das Werk hundertjähriger Arbeit, das Rettungsboot, das der Höchste erbarmend und langmüthig für die sinkende Menschheit bereit hält, dessen Anblick sie dem drohenden Strafgericht noch entziehen soll. Der finstere Dämon möchte sie gern mit seiner Pechfackel in Brand stecken. Schon oft hat er die heimtückische Brandstifterei versucht; aber Schaaren guter Engel haben die Flamme abgewehrt. Er will sich nun hier verbergen, um dem Lauf der Dinge zuzusehen. Was seine Hoffnung aufrecht hält, das ist die marmorne Riesenburg, die drüben hoch über den Cedernwald emporragt. Frauenlist wird dem Rathschlag Lucifers zu Hilfe kommen. Die Augen der schönen

Digitized by Google

Kainstöchter werden den allgemeinen Untergang herbeiführen, welchen die Brandfackeln der bösen Geister nicht herbeiführen konnten. Der ganze Lustgarten um den Königspalast des Ostens athmet Wollust.

„Als einst des Himmels Zorn mit Schwert und Blitz
Den ersten Vater trieb aus Edens Garten,
Blieb von dem Fluche dieses Land verschont.
Hier wächst und blüht, was Herz und Gaumen lüstet:
Lustgärten, grüne Auen, Bäche, Quellen.
Die Früchte träufeln vom Zweige in den Mund,
Sie schmelzen auf der Zunge. Die Vögel singen.
Tanz, Spiel und Festmahl dauert Tag für Tag.
Es ist hier täglich Brautfest. Niemand fesselt
Die Seelen an's Gesetz nach Henochs Vorbild.
Nicht Vorschrift, nicht Verbot quält sie mit Zwang.
Lust kürzt die Zeit. Göttinnen schaffen Götter.
Dem Himmel trotzt das riesige Geschlecht."

Stolz wie diese neuen Titanen hebt die Burg ihre Zinnen über den Wald empor. Von allen Enden der Erde, vom Ganges und Indus, vom Euphrat und Tigris strömen heute die Völker zu ihr, um der Krönung des Herrschers Achiman und der Großfürstin Urania beizuwohnen und in glänzendem Fest der Drohungen Gottes zu spotten.

Während Apollion das Alles beschreibt, naht Noe, der greise Patriarch, an seinem Stabe, gebeugt, in Thränen gebadet. Der Höllengeist verbirgt sich unter den Cedern. Noe hält trauernd sein Morgengebet. Er weiß, es ist der letzte Morgen einer zum Untergang verurtheilten Welt:

„Da kommt das Morgenlicht gefahren,
Als Herold aus dem Gotteszelt.
Gott! willst du nicht die Menschheit sparen —
Zur letzten Reise weckt's die Welt.
Da liegen sie, in Schlaf versunken,
Und träumen ihren ersten Traum.
Wie können hoffen sie, da trunken
Ihr Herz umherschweift ohne Zaum?
Sie lauschen nicht auf meine Warnung,
Sie achten nicht auf meinen Schmerz.
Sie bäumen sich in Trotz und Frevel,
So hart wie Fels, so starr wie Erz.
Und doch, o Vater! kann's geschehen,
Gib Aufschub, Gnade, daß vielleicht
Die Irrenden dem Fluch entgehen,
Ihr Fuß der Rache noch entweicht.
— — — — — — — —
Gedenk', wie sie durch ihren Ahnen

Digitized by Google

Verloren deines Segens Huld,
Und nun, getrennt von dir, auf irren Bahnen
Stürzen betäubt von Schuld in Schuld.
Erhöre, Vater, deinen Knecht!
Laß Gnade walten, nicht das ſtarre Recht!"

Liebend folgt der Chor der Schutzengel dem erhabenen Greis, der vereinſamt in der entarteten Welt für ſie betet und trauert:

„Laßt uns umſchatten mit goldenen Schwingen
Liebend und ſchirmend den heiligen Greis.
Einzig ſein Auge vermag noch zu dringen
Freudig und klar in des Göttlichen Kreis.
Scheu ſich verbergend in dunkeln Revieren,
Fliehen die Andern das himmliſche Licht,
Wenden von Gott ſie gleich hungernden Thieren
Gierig zum Boden ihr lüſtern Geſicht.
Schwindender Reize vergänglicher Reigen
Treibt ſie dem Mond gleich in flüchtigem Traum.
Wild und verwirrt in entarteten Zweigen
Kranket der Menſchheit heiliger Baum."

Umſonſt tröſtete ſich Eva an Seth, vergeblich ſuchte Henoch das Gute in der Menſchheit wieder zur Geltung zu bringen. Seinen Klagen entſprechend, entrückte ihn Gott wohl der irdiſchen Pilgerſchaft, aber der heilige Schmerz, der ihn betrübte, lebt fort in Noe, ſeinem Nachkommen, deſſen Pfad mit Dornen beſäet iſt. Denn „es horchet keiner mehr auf Gott".

II. Act. Von Neugier und geheimer Unruhe getrieben, kommt Achiman, der Monarch des verkommenen Orients, an den Stapelplatz der Arche und erfrägt ſich Aufſchluß über das ſeltſame Fahrzeug, deſſen Bau er theilnahmslos oder ſpottend nun ſchon hundert Jahre zugeſehen. Der Baumeiſter, ein nüchterner Mann, gibt ihm Aufſchluß über den Bau, ſeine Maße, ſeine Einrichtung. Alles iſt bereits vollendet. Die Thiere ſind ſchon drinnen und mit Allem verſorgt. Wunderbar kamen ſie alle von ſelbſt paarweiſe zur Arche, noch wunderbarer vertragen ſich alle wie einſt im Paradies. Auf weitere Fragen ſchildert der Bauherr Noe's ſtrenges Leben, ſeine Nachtwachen, ſeine Buße, ſein Faſten, ſein Gebet, ſeine Bußpredigt: wie trotz ſeines unbezweifelten Ernſtes, ſeiner erſchütternden Überzeugungskraft Niemand ihm glauben will, außer ſeiner Familie, in welcher ſelbſt Cham, obwohl weniger gehorſam, ſich doch im Zaume hält und ſich mit einer Frau begnügt. Achiman beſtreitet Noe's Auftreten mit Scheingründen. Wie bedenklich, daß Einer gegen Alle

Digitized by Google

auftritt! Sollte nur Einer gerecht sein? Sollte sein Wort nicht endlich Aufruhr stiften? Das beunruhigt ihn. Der Bauherr tröstet ihn:

„Getrost! Ein Mann allein verändert nicht
Den Lauf der Zeit, schreibt nicht Gesetze vor
Den Mächtigen, die Königsherrschaft festigt."

Achiman, der sich bisher Noe's Reden entzogen, will sie nun doch einmal hören. Noe erscheint, um seine letzte Strafpredigt zu halten:

„Ihr Völker! hört mich, wenn Prophetenwort
Noch etwas gilt. Ich hab' nun hundert Jahre
Den letzten Tag verkündet. Doch umsonst.
Nun ist er da, der langverheiß'ne Tag.
Sein Sonnenuntergang droht euch zu stürzen
In ew'gen Fluches finst're Todesnacht,
In eine Nacht, auf die kein Dämmerlicht,
Auf die kein froher Morgen mehr erwacht.
Mein Antlitz seht ihr heut' zum letzten Mal."

Lange genug hat der Bau der Arche zur Buße gemahnt. Die Zeit der Rache hat endlich geschlagen. Der Patriarch enthüllt den Quell der Frevel, in welche die Menschheit sich verloren: es ist der rebellische Geist der Sünde, der im Geschlechte des Brudermörders Kain fortlebt, der die Herrschaft der Gewalt an die Stelle des Rechtes setzte, in götzendienerischer Selbstsucht Besitz, Ruhm und Wollust vergötterte; es ist die feige Sinnlichkeit, die auch die Nachkommen Seths erfaßt hat und sie zu Sklaven der Kainstöchter erniedrigte:

„Wacht auf! Verlaßt sie, eh' zu späte Reue
Euch quält. Denn theuer steht euch ihre Liebe.
Verlaßt die Buhlerinnen, eh' der Gottheit Zorn
Sie mit euch stürzt in die grundlose Tiefe.
Schon schlägt die Fluth den Boden dieser Werft."

Achiman entschuldigt sich wie die Wollüstlinge aller Zeiten:

„Soll unser Aug' der Schönheit sich verschließen?
Natur schuf nichts umsonst. Sie schuf das Weib."

Noe antwortet:

„Gott schuf ein Weib und traut' es einem Mann,
Und also galt der reine Ehebund
Von Adam bis auf Seth, so lang Furcht Gottes,
So lang der Völker Überlieferung,
Wie ein Gesetz, in's tiefste Herz gegraben,
Zu Recht bestand, so lang des Himmels Licht
Der Sünde Dunkel aus dem Herzen scheuchte."

Digitized by Google

Doch der Abfall vom Patriarchalglauben zog auch den Abfall von der alten Sitte nach sich, und nun hat die Sittenlosigkeit in den abstoßendsten Formen sich über die Menschheit verbreitet und sie so entehrt, daß es Gott gereut, den Menschen geschaffen zu haben.

Achiman macht gegen Noe's Warnruf die Sage geltend, daß selbst unsterbliche Geister nach irdischer Wollust verlangt hätten; epikuräisch pocht er auf die Kürze des Lebens, auf die Verwandtschaft des Menschen mit dem Thier und fordert keck zum unbeschränkten Lebensgenuß auf. Der Hofmeister ruft ihn zum Festgelage. Der Chor der Engel betrauert den tiefen Fall des Menschen, feiert die Triumphe des Menschengeistes in Jubals Erfindungen, beklagt seine Ohnmacht im Kampfe des Fleisches wider den Geist.

III. Act. Obwohl von Noe's Rede anscheinend nicht gerührt, geräth Achiman doch in Bestürzung, da der Oberste seiner Hirten herbeieilt und die Kunde bringt, zwischen den Hirten der Ebene und des Gebirges sei ein Kampf ausgebrochen, indem das Meer steige, die Ebene bereits unter Wasser gesetzt und die Hirten genöthigt habe, in's Gebirge zu fliehen. Ohnmächtig steht der mächtigste Herr der Erde der entfesselten Naturgewalt gegenüber. Er fängt an, an Noe's Wort zu glauben. Obwohl der Hofmeister dieser frommen Anwandlung spottet, denkt er daran, Urania im Stich zu lassen und sich in die Arche zu flüchten. Da erscheint Urania und wird von dem Höfling alsbald über die ihr drohende Absage in Kenntniß gesetzt. Urania gehört zu den merkwürdigsten Frauenfiguren, die Vondel in seinen Dramen gezeichnet. Man wird bei andern Dichtern kaum eine Analogie dazu finden. Es ist die stolze Hetäre der Titanenwelt, ausgestattet mit dem Zauber der noch jugendlichen Menschheit, aber innerlich geknickt und zerfressen von der Sünde, losgerissen von Gott und Glauben, Überlieferung und Sitte, gefesselt von den Ketten des Lasters, durch das sie eine Art Weltherrschaft ausübt, frech wie ein Titane und feil wie eine Buhlerin. An Trotz, Frechheit und Unglauben ist sie dem weichlichen König weit voraus. Während dieser beim ersten Steigen des Meeres zagt, verhöhnt sie seine Furcht und erklärt Alles für eine rein natürliche Erscheinung:

„Wer die Natur der Dinge wohl erforscht,
Mag jeder Wirkung eine Ursach' finden.
Tausend Bewegungen umschlingt ein Band.
Wie unsern Leib der Adern Netz, durchströmt
In tausend Adern Wasser diese Erde.
Der Sonne Gluth zieht dampfend es vom Meer,

Digitized by Google

Geballt zu Wolken, steigt's als Regen nieder.
Der Mond beherrscht die See und ihre Thiere;
Ebbe und Fluth bezeugen's, Krebs und Auster.
Anziehung und Abstoßung, von Natur
Den Wesen eingepflanzt, regiert das Weltall.
Laß Ignoranten nach den Wolken gaffen
Und beben vor blutrothen Wolkenpfeilen,
Schweifsternen, zuckender Blitze Wiederschein
Und Donnerrollen. Kleine Kinder hält man
Mit solchen Schreckgespenstern wohl in Zucht.
Doch wer Natur in ihren Werken kennt,
Weiß, wo sie anfängt, fortsetzt und vollendet.
Einst pflegtest unermüdlich der Geliebten
Du einzuschärfen, was du neu erforscht,
Riethst ihr, dem Rufe der Natur zu folgen
Und zu genießen ihre süße Lust:
Kein Mißklang störte dann die frohe Seele,
Kein Schmerz den Leib, wenn zwischen Wiege und Grab
Man frei genösse dieses Lebens Gaben.
So sprachest du und folgst dem Gaukler nun,
Den hundert Jahre schon ein Jeder auslacht."

Ihre Philosophie verfängt nicht gegen die schreckenerregenden Erscheinungen. Aber wie sie mit Buhlerkunst die Erinnerung früherer Tage wachruft, sinkt der schwankende, weichliche Fürst besiegt wieder in ihre Netze. Jetzt tritt Noe auf und richtet seine Mahnung auch an die Titanin. Schroff stehen sich nun die Gegensätze gegenüber: Unglaube und Gottesfurcht, Weltlust und Tugend, ein verkommenes Geschlecht und der zweite Stammvater einer besseren Zukunft. So einfach die Zeichnung, so großartig ist sie. Hier das stolze Titanenweib, umringt von der blumenbekränzten Schaar ihrer Mädchen, dort der einsame Patriarch, gebeugt am Stabe, der Herold des Weltuntergangs. Ernst und gewaltig vertheidigt der ehrwürdige Greis das Naturgesetz, die Einheit, Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe. Frech und trotzig beschönigt die buhlerische Titanin den unumschränkten Lebensgenuß und die freie Liebe. Da sie Gründen keine Gründe entgegen zu setzen hat, spottet und schmäht sie. Noe hält ihren Schmähungen die Schilderung der schon begonnenen Katastrophe entgegen:

„Nicht Damm, nicht Deich, nicht Schleuse schützet mehr.
Der Vater sucht den Sohn, die Mutter ihren Säugling
Zu retten. Ach, zu spät! Ein Jammerschrei
Dröhnt schaurig durch der Wogen finst'res Rauschen.
Das Brautlied schweigt. Scherz, Jauchzen und Gelächter
Löst sich in eisigkalten Wehruf auf.

Digitized by Google

Todt ſtarrt im Arm des Bräutigams die Braut.
Ein Schwarm von todesbleichen Schatten, klimmt
Der Menſchheit letzter Reſt auf zum Gebirge
Von Riff zu Riff, nach einem Zufluchtsort.
Doch zürnend bringt der weite Ocean
Den Leichenblaſſen nach — die Wogen ſchwellen —
Im Meer verſinkt die höchſte Bergeszinne
Und mit ihr Alles, was noch lebt auf Erden —
Ein Aufſchrei noch — — und Todesſtille rings." — —

Auf Urania macht das Alles keinen Eindruck:

„Den wackern Vogel ſcheuchet kein Popanz,
Und keine leere Furcht beſchleicht den Weiſen.
Singt, Mädchen, ſingt und tanzt im grünen Buſch,
Laßt euch nicht ſtören in des Brauttags Freuden."

Sie ſtimmt mit ihren Mädchen das „Schwanenlied" an:

„Soll Alles verſinken im Ocean?
Wo bleibt der Schwan?
Wo bleibt der Schwan?
Der Schwan, der munt're Geſelle der Fluth,
Stets am Küſſen und Spielen;
Keine Wogen kühlen
Der Minne Gluth.
— — — — — — — — —
Froh pickt er die Eier,
Verachtet die Schreier,
Scheut keine Noth.
Flügge Jungen ſchwimmen mit daher
Durch Strom und Meer,
Durch Strom und Meer.
Herrlich ſchwellt er im Wogendrang,
Putzt ſein Gefieder,
Zieht auf und nieder
Sein Leben lang.
Sterbend ſingt er ſein fröhlich' Lied
Im Zuckerriet,
Im Zuckerriet,
Neckt ſpielend den Tod noch und koſt
Und ſchlägt die Schwingen
Mit Jauchzen und Singen
Und ſtirbt getroſt.
Und ſterbend ſucht ſein Geſicht
Noch einmal das Licht,
Noch einmal das Licht,
Den Brautſchatz, von Natur ihm gelieh'n,
Allen gegeben,
Fröhlich zu leben —
So fährt er dahin!"

Digitized by Google

IV. Act. In die eigene Familie Noe's ist die tolle Weltlust gedrungen. Cham will nicht mit in die Arche und verhöhnt diese in frivolster Weise. Erst auf des Vaters eindringendste Zurede ergibt er sich darein, in das rettende Gefängniß zu steigen. Die Fluth wächst. In tiefergreifenden Worten nimmt der Patriarch von der dem Untergang geweihten Welt Abschied, schildert prophetisch ihr schreckliches Loos und steigt dann in die Arche. Ein majestätisches Chorlied fleht zu Gott um Schutz für die in die Arche geflüchteten Pilger.

V. Act. Die Riesen, welche nach Uraniens Wunsch das Schiff in Brand stecken sollten, bleiben aus. Ihre Rachepläne wie ihr Fest sind vereitelt. Gewaltiger, immer gewaltiger schwellen die Wogen an. Kein Fluchtversuch verspricht mehr Rettung. Die Arche schwebt schon auf der Todesfluth dahin. Verzweifelt ruft jetzt Urania den machtlosen Fürsten, dann den Himmel selbst um Gnade an. Uriel, der Engel des Gerichts, erscheint und verkündet des lange verzögerten Strafgerichtes unnachsichtliche Vollstreckung:

„Die Klage kommt zu spät.
Fort, fort aus unserem Angesicht. Zu weit
Seid auf des Fluches Pfade ihr gerathen.
Nur Eines bleibt. Denkt an ein reuig' Sterben,
Dann mögt ihr drüben Gnade noch erwerben."

So hat der Dichter dem an sich ungünstigen Vorwurf mehr dramatische Bewegung abgewonnen, als er auf den ersten Blick zu bieten scheint. Der erhabene lyrische Schwung leiht ihm eine Großartigkeit, die an Äschylus erinnert. Es ist kein abgelebter Greis, der hier die Eitelkeiten der Welt verurtheilt. Die lebensvollen Gestalten des stolzen Achiman, der lüsternen Urania, des frechen, genußsüchtigen Cham bezeugen ein noch jugendliches Feuer der Phantasie. Aber der Dichter seufzt nicht unter dem Joche der Leidenschaften, die er dargestellt. Sein heller Mannesgeist hat durch den Glauben sich emporgerafft über das tolle irdische Treiben zu den Höhen der göttlichen Anschauung und Rathschlüsse. Von da aus verurtheilt er durch Noe's Mund die glänzende Lüge der Sünde weniger als strenger Sittenrichter, denn als theilnehmender, warnender, liebevoller Freund, der Alle in die rettende Arche führen möchte. Ein würdiger Abschied des 80jährigen Dichters von der Bühne, der er einen so großen Theil seiner Thätigkeit geweiht. Das Stück schließt mit den Worten: Soli Deo gloria.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Digitized by Google

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik.

IV. Zeitalter des Humanismus.

Wie die Apologetik im Verlaufe des Mittelalters die sorgsamste Pflege und Förderung auf der spanischen Halbinsel gefunden, so sollte sie in der Periode des Überganges zum Zeitalter der sogen. Reformation in Italien die zahlreichsten Blüthen treiben. Hier ergriff nämlich die neue Bewegung, welche man unter dem Ausdrucke des Wiederauflebens der classischen Studien zusammenfaßt oder auch kurz als Humanismus bezeichnet, die Geister zuerst und in der kräftigsten, wirksamsten Weise. Es ist bekannt, wie diese Begeisterung für die classischen Formen des heidnischen Alterthums auch die erhöhte Werthschätzung ihres Inhaltes zur Folge hatte. Mit Vorliebe vertiefte man sich in die Werke der Philosophen, und unter diesen war es der hochfliegende, ideale Plato, welcher die meisten Verehrer gewann: ein Umstand, der für die Geschicke der Apologetik nicht ohne Einfluß bleiben sollte. Sehen wir das im Einzelnen.

Bereits im vierzehnten Jahrhundert hatten einzelne Gelehrte die Wiederaufnahme des Studiums der classischen Literatur eingeleitet. Und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß schon diese Männer durch ihre Begeisterung für Plato dazu beitrugen, die Empfänglichkeit für die platonische Philosophie mehr und mehr zu verbreiten. Petrarca's Ruhm besteht zwar zum größten Theile darin, daß er die lateinischen Classiker wieder auf den Leuchter gehoben hat; allein als er in späteren Jahren von dem Mönche Barlaam die griechische Sprache erlernte und unter dessen Leitung die Schriften des Plato las, erfüllten ihn dieselben mit einer Bewunderung, die bis zu seinem Tode (1375) sich eher steigerte, als abnahm. Im gleichen Jahre wie Petrarca starb Boccaccio. Das größte Verdienst dieses Gelehrten besteht darin, daß er die griechischen Classiker in Italien wieder heimisch machte. Er selbst hatte die griechische Sprache von dem Calabrier Leontius Pilatus erlernt, und er wußte es durchzusetzen, daß für denselben in Florenz ein Lehrstuhl der griechischen Sprache errichtet wurde. Seitdem blieb Florenz der Mittelpunkt wie für das Studium der griechischen Classiker überhaupt, so für das des Plato insbesondere. Der Grieche Manuel Chrysoloras († 1415), der zuerst auf einer Gesandtschaftsreise nach Italien gekommen war und

Digitized by Google

sich 1395 dieses Land zum dauernden Aufenthalte gewählt hatte, nahm jenen Lehrstuhl für längere Zeit ein. Die wahre Blüthezeit des Humanismus trat indessen erst im fünfzehnten Jahrhundert ein, wo griechische Gelehrte in großer Anzahl mit den italienischen Meistern der Schule in persönlichen Verkehr traten. Schon das Concil von Ferrara-Florenz hatte manche wissenschaftlich hochgebildete Griechen nach Italien geführt. Noch erfolgreicher sollte die Eroberung Konstantinopels durch die Türken werden. Die griechischen Gelehrten flüchteten nämlich zum großen Theile nach Italien, wo sie von den Pflegern der classischen Studien mit offenen Armen aufgenommen wurden. Man drängte sich zu ihren Kathedern, und die Begeisterung für die alten Classiker wollte kein Maß finden. Päpste wie weltliche Fürsten betheiligten sich an der Bewegung, indem sie das wiedererwachte Studium auf jede mögliche Weise förderten. Vor allen Fürsten zeichneten sich die Mediceer in Florenz aus. Ihnen verdankte die platonische Akademie ihren Ursprung; sie trat unter Cosmo von Medici (1429—1464) in's Leben. Dieser Fürst hatte den berühmten Gemisthus Phleton auf den Lehrstuhl der Philosophie berufen. Cosmo selbst fand sich im Hörsaale ein und lauschte mit Eifer den Worten des gefeierten Lehrers. Dem Fürsten gelang es, eine Anzahl wissensdurstiger Männer um sich zu schaaren, denen er die gleiche Begeisterung für das Studium der platonischen Philosophie einzuhauchen wußte. So entstand die Akademie als ein Verein von Gleichgesinnten, der nicht durch bestimmte Satzungen, sondern nur durch die Gemeinsamkeit der Bestrebungen zusammengehalten wurde. Auch nachdem Gemisthus Phleton nach Griechenland zurückgekehrt war (1441), entwickelte die platonische Akademie einen regen Eifer, der unter den nächsten Nachfolgern Cosmo's, besonders unter Lorenzo von Medici (1469—1492), sogar noch zunahm.

Die Seele der Akademie war für längere Zeit Marsilius Ficinus (geb. 1433, † 1499). Durch ihn sollte die neue Richtung in die Apologetik eingeführt werden. Marsilius war in seinem achtzehnten Lebensjahre durch seinen Vater, den Leibarzt Cosmo's, diesem Fürsten vorgestellt worden. Derselbe hatte bald die außerordentlichen Fähigkeiten des jungen Mannes durchschaut und unterstützte ihn daher in seinen Studien auf's Nachdrücklichste. Nach wenigen Jahren konnte Marsilius Ficinus als Lehrer der Philosophie auftreten und die ihm von seinem hohen Gönner übertragene Leitung der platonischen Akademie übernehmen. Daneben war er schriftstellerisch thätig.

Digitized by Google

Die Schriften Plato's und einiger Neuplatoniker übertrug er in die lateinische Sprache, und durch Commentare suchte er in ihr Verständniß einzuführen. Auch verfaßte er selbst mehrere philosophische Schriften. In allen tritt seine hohe Verehrung für Plato zu Tage. Allein räumt er auch diesem Philosophen unter allen den ersten Platz ein, so ist er doch von der damals sehr verbreiteten Einseitigkeit weit entfernt, welche den Plato auf Kosten der übrigen Philosophen, namentlich des Aristoteles, erheben zu müssen glaubte. Auch den älteren Scholastikern begegnet er — wiederum im Gegensatze zu so vielen seiner Zeitgenossen — mit größter Achtung. Der hl. Thomas ist ihm „der Glanz der Theologie", und wie er vom Plato noster redet, so auch vom Thomas Aquinas noster[1]. Die apologetische Literatur bereicherte Marsilius Ficinus durch die Schrift: De religione Christiana et fidei pietate. Da dieselbe die erste und zugleich bedeutendste der unter dem Einflusse des Humanismus geschriebenen Apologien ist, müssen wir etwas bei ihr verweilen.

Marsilius widmet das Werk seinem Gönner, Lorenzo von Medici, der ihn kurz vor Abfassung desselben veranlaßt hatte, die heilige Priesterweihe zu empfangen. Ganz durchdrungen von der Erhabenheit und den Pflichten seines Berufes, will er mit seiner ersten Schrift, die der Feder des Priesters entstammt, die Philosophie der Religion dienstbar machen. Im Proömium weist er auf den innigen Zusammenhang hin, in welchem die wahre Weisheit und die Religion zu einander stehen. Zu Anfang der eigentlichen Abhandlung erinnert er in Kürze an dasjenige, was er in anderen Werken über die Vorsehung Gottes, über die Natur der menschlichen Seele und namentlich über die Nothwendigkeit des religiösen Cultus ausführlich gelehrt habe. Am meisten accentuirt er den Satz, daß die ganze Würde und Hoheit des Menschen, durch die er sich über die gesammte sichtbare Schöpfung erhebe, in seiner Religiosität ruhe. Aber welche unter den verschiedenen Religionen, welche thatsächlich bestehen, ist die beste, beziehungsweise die einzig wahre, von Gott selbst gewollte? Keine andere, als die von Christus und den Aposteln verkündete: das wird nun im Folgenden durch innere und äußere Gründe erhärtet, sowie gegen die Einwürfe der Andersgläubigen vertheidigt. Ficinus beginnt mit der Entwicklung der inneren Beweisgründe, ohne

[1] Sed in hac re meminisse oportet, ut placet divo Thomae Aquinati nostro, splendori Theologiae. Theologia Platonica, l. 2. c. 12.

Digitized by Google

sie jedoch je ganz von den äußeren zu trennen. Die Apostel Christi haben das Menschengeschlecht nicht täuschen wollen: das bezeugt ihr Lebenswandel, sowie der Geist, in dem sie ihre Arbeiten unternahmen; eine Blumenlese aus den Briefen des hl. Paulus dient zur Charakterisirung desselben. Aber die Apostel hätten auch die Welt nicht täuschen können: dafür bürgt der Inhalt ihrer Lehre, welcher mit den menschlichen Leidenschaften in diametralem Gegensatze steht und der schwachen, verdorbenen Menschennatur die schwierigsten Opfer auferlegt. Aus der Kette von Arbeiten und Leiden, aus denen sich das Leben der Apostel zusammenfügte, schließt Ficinus auf die Größe der Wunder und die Stärke der anderen äußeren Beweise, durch welche die Apostel selbst zum Glauben geführt wurden. Einen ähnlichen Schluß zieht er aus der Standhaftigkeit, mit der die Martyrer inmitten der Qualen den heiligen Glauben bekannten, und aus der Schnelligkeit, mit der die christliche Religion sich über den Erdkreis verbreitete. Durch diese und ähnliche Beweise thut er siegreich den Satz dar, daß die durch Christus verkündete Religion, hoch erhaben über menschliche Kraft und menschliches Ansehen, einzig Gott den Allmächtigen zum Urheber haben könne. — Einem zu jener Zeit nicht selten hervortretenden Irrthume gegenüber, welcher alle Geschicke der Menschen und auch die wunderbarsten Thatsachen aus der Constellation der Gestirne herleitete, zeigt Ficinus die Unmöglichkeit, das Entstehen der christlichen Religion auf solche Weise zu erklären. Darauf wird ausführlich über die Wunder Jesu gehandelt, ihre Glaubwürdigkeit durch vielfache, auch heidnische Zeugnisse dargethan und eine Zurückführung derselben auf dämonischen Einfluß als durchaus unzulässig zurückgewiesen.

Jetzt wendet sich Ficinus gegen die Feinde des christlichen Glaubens im Einzelnen. Den Muhammedanern zeigt er zunächst, in wie vielen Punkten sich ihre Lehre mit dem Bekenntnisse des Christenthums berühre. Dann geht er dazu über, die höchsten Geheimnisse des christlichen Glaubens, welche für die Anhänger Muhammeds ein Stein des Anstoßes waren, zu erklären und speculativ zu entwickeln. Er bekennt sich dabei zu der Ansicht, daß die Geheimnisse, welche der christliche Glaube vorstellt, den vorchristlichen Philosophen nicht ganz unbekannt gewesen seien. Unter ihnen habe Plato sich am höchsten emporgeschwungen und am tiefsten in die Geheimnisse der Gottheit versenkt; aber er sei nicht der Erste gewesen, der diese Regionen betreten. Der von den Ägyptern als Gottheit verehrte Hermes Trismegistus habe die Wege geebnet; Orpheus,

Digitized by

Aglaophemus, Pythagoras, Philolaus seien gefolgt. Diesen erst habe Plato sich angeschlossen; den Schleier, welcher die Geheimnisse der Gottheit deckte, habe er noch weiter gelüftet und zugleich verkündet, daß eine ungleich größere Förderung dieser Erkenntniß späteren Zeiten vorbehalten sei. Nachdem nun Christus und seine Schüler wirklich aus den Tiefen der Gottheit geschöpft und die Menschheit über das innere Leben Gottes belehrt hätten, seien auch in manches Dunkel der platonischen Lehre neue Lichtstrahlen hineingedrungen. Den Neuplatonikern komme das Verdienst zu, daß sie durch Herbeiziehung der inspirirten Schriften und der Werke der Kirchenschriftsteller das richtige und volle Verständniß des Plato vermittelt hätten: Divino Christianorum lumine usi sunt Platonici ad divinum Platonem interpretandum [1]. Basilius und Augustinus hätten ein solches Verfahren gebilligt. Aus jenen Quellen schöpft nun auch unser platonischer Apologet — wo mit Glück, wo minder glücklich, haben wir hier nicht zu erörtern. Vom geschöpflichen Leben, das verschiedene Abstufungen der Vollkommenheit aufweist, steigt er zum inneren Leben der Gottheit auf, welches als ewige Zeugung des Sohnes und ewige Hauchung des heiligen Geistes die absolute Höhe der Lebensthätigkeit bezeichnet. Um die Eine, untheilbare Wesenheit mit der Dreiheit der Personen bauen sich die Ordnungen der Himmel, der Engel, der Seelen auf, welche Sphären gleich in der Gottheit ihr Centrum haben. Die ewige Geburt des Wortes sollte gewissermaßen eine Nachbildung finden in der zeitlichen Geburt des Gottessohnes aus der Jungfrau. Die wunderbare Vereinigung des göttlichen Wortes mit der menschlichen Natur, die Absichten Gottes, welche sich in ihr offenbaren, sowie die Früchte und Wirkungen, welche dem Menschengeschlechte aus ihr erwachsen, lassen die unendliche Fülle der Weisheit, Güte und Macht ahnen, die das Geheimniß der Menschwerdung einschließt. Ficinus feiert Christus den Herrn als den Urheber der Glückseligkeit, als den Erlöser von der Schuld, als den vollendeten Lehrer der Menschheit, der die Irrthümer verscheucht, die Wahrheit zum Siege führt, endlich als das Vorbild und die verkörperte Idee aller Tugenden. Die Ausführung der hier angedeuteten Gedanken ist eine so wohl gelungene, daß sie in jeder Zeile den scharfsinnigen Philosophen und den beredten Anwalt der christlichen Lehre erkennen läßt.

Bezüglich des noch folgenden Theiles der apologetischen Schrift

[1] De religione christ. cap. 22.

Digitized by Google

können wir uns kürzer fassen. Derselbe berücksichtigt hauptsächlich die Juden und bringt die auch von den meisten der früheren Apologeten gegen dieselben angezogenen Argumente bei. Am ausführlichsten behandelt Ficinus, gleich seinen Vorgängern, die den Propheten des Alten Testamentes entnommenen Beweisgründe. Nur schickt er denselben die Weissagungen der alten Sibyllen voraus und weist in den Schriften mancher heidnischer Schriftsteller Anklänge an das Alte Testament nach. Auch über die Integrität der heiligen Bücher handelt unser Apologet. Zum Schlusse deutet er einige Ursachen an, welche die Verstockung der Juden, der Muhammedaner und so vieler Heiden erklären, und betont dann nochmals die Erhabenheit und die Nothwendigkeit des Glaubens.

War Marsilius Ficinus auch vorwiegend Philosoph, so hatte er, wie aus der gegebenen Skizze zur Genüge erhellt, es doch vollkommen begriffen, daß eine Apologetik, welche allen wesentlichen Anforderungen gerecht werden will, die geschichtlichen Argumente nicht vernachlässigen darf.

Ob Ficinus' Freund und Schüler, Johannes Picus, Graf von Mirandola, die Aufgaben der christlichen Apologetik gleich richtig erfaßt hatte, sind wir nicht zu beurtheilen im Stande. Wir besitzen nämlich von ihm nur ein paar Schriften, welche sich als Theile einem großen apologetischen Werke einfügen sollten, an dessen Vollendung Picus jedoch durch einen frühen Tod gehindert wurde. Dieser Gelehrte hatte, als einer der talentvollsten Männer, die jemals gelebt, zu ganz außerordentlichen Hoffnungen berechtigt. Einem Meteore gleich war er am Himmel der Gelehrtenwelt erschienen, weithin einen blendenden Glanz verbreitend. Bereits im Alter von 24 Jahren schlug er in Rom für eine Disputation 900 Thesen an und lud zu derselben die Gelehrten aller Universitäten ein. Die Thesen, zum größten Theile griechischen und hebräischen Werken entlehnt, waren philosophischen und theologischen Inhalts. Der apostolische Stuhl verurtheilte jedoch dreizehn derselben, und so mußte die Disputation unterbleiben. Picus zog sich nun in die Einsamkeit zurück, um desto ungestörter seinen Studien leben zu können. Allein schon in seinem 32. Lebensjahre ward er vom Tode ereilt. Die Schriften des Grafen von Mirandola zeigen uns ihn als einen großen Verehrer Plato's, der jedoch in noch höherem Grade, als sein Freund und Lehrer, auch dem Aristoteles das ihm gebührende Verdienst zuerkennt. Was den Picus charakterisirt und den Anstoß zu einer in der Folgezeit mehrfach vertretenen Richtung gab, ist seine übertriebene Hoch-

Digitized by Google

schätzung der Kabbalah. Letztere hält er für den Complex von Offenbarungslehren, welche bei den Juden bis nach dem babylonischen Exil nur in der mündlichen Überlieferung fortlebten. Die zu den Zeiten des Esdras abgefaßten kabbalistischen Bücher sollen bereits alle Grundlehren des Christenthums enthalten und daher für die Bekämpfung des Judenthums eines der besten Mittel abgeben. Das Studium der Kabbalah förderte nur jene mystische Richtung Pico's, welche die Beschäftigung mit den Neuplatonikern bereits erzeugt hatte. Am meisten kommt dieselbe zur Geltung in seinem Heptaplus, einer siebenfachen Erklärung des mosaischen Schöpfungsberichtes.

Den Plan des Johannes Picus nahm sein Neffe Johannes Franciscus Picus wieder auf. Da diesem jedoch die hohen Fähigkeiten seines Oheims nicht zu Gebote standen, blieben seine „Sechs Bücher über die Richtigkeit der heidnischen und die Wahrheit der christlichen Lehre" weit hinter der Idee zurück, welche das Werk verwirklichen sollte. Dazu kam, daß Picus der Jüngere sich einem so einseitigen Platonismus zugewandt hatte, daß er die Hälfte seines Werkes zur Bekämpfung der aristotelischen Philosophie und der Scholastik verwendete.

Mit mehr Glück bediente sich Hieronymus Savonarola der platonischen Philosophie in seiner apologetischen Schrift: „Triumph des Kreuzes wider die Weisen der Welt". Er machte den ausgiebigsten Gebrauch von derselben bei Erklärung der Grunddogmen des Christenthums, um deren Vernunftgemäßheit zu erweisen.

Eine wie einflußreiche Stellung um jene Zeit die platonische Philosophie sich in der kirchlichen Wissenschaft erobert hatte, geht unter Anderem auch aus einem Briefe des Papstes Pius II. hervor, den dieser an Muhammed II., den siegreichen Herrscher der Türken, richtete. Das Oberhaupt der Kirche beabsichtigte nichts Geringeres, als Letzteren vom Irrthum der muhammedanischen Religion zu überzeugen und ihn für das Christenthum zu gewinnen. Wo er nun dessen Vorurtheile gegen die christlichen Lehren von der heiligen Dreieinigkeit und der Gotteswürde Christi zu zerstreuen sucht, greift er zur Logoslehre des griechischen Philosophen.

Zu derselben Zeit, wo die platonische Philosophie der Apologetik in der dargelegten Weise einen neuen, wenn auch nicht sehr nachhaltigen Impuls gab, traten auch die letzten Ausläufer der im Mittelalter so eifrig betriebenen Bekämpfung des Muhammedanismus und des Judenthums

Digitized by Google

in großer Menge hervor. Von den gegen die Religion Muhammeds gerichteten Schriften verdient des Nikolaus von Cusa „Sichtung des Alkorans" eine besondere Erwähnung. Den gelehrten Cardinal leitete die Absicht, die Lehren des Korans als Beweismittel für die Wahrheit des Christenthums zu verwenden. Daß die das Judenthum bekämpfenden Schriften an Zahl ebenfalls bedeutend waren, kann nicht auffallen, wenn man sich erinnert, daß um diese Zeit die Religionsbücher der Juden eine verhältnißmäßig sehr große Verbreitung fanden. Die Drucklegung hebräischer Werke begann nämlich in Italien schon um 1475. Wohl aber muß es gerechtes Staunen erregen, daß alle diese Schriften und Schriftchen, die theils als Abhandlungen, theils als Briefe, Dialoge, Predigten, Katechesen u. s. w. dem Druck übergeben wurden, fast ausschließlich Compilationen aus älteren Werken, zumeist aus dem Pugio fidei des Raymundus Martini waren — gewiß ein laut redender Beweis, daß die Zeit lebensfähigen Wachsthums für diesen Zweig der apologetischen Literatur vorüber war. Einen gewissen Abschluß bildet ein breiter angelegtes apologetisches Werk: „Über die Wahrheit des christlichen Glaubens" von Johann Ludwig Vives († 1541). Es erschien erst zwei Jahre nach dem Tode seines Verfassers im Drucke. Schärfe des Gedankens und Anmuth der Darstellung sind die Hauptvorzüge, welche dem Werke mit Recht nachgerühmt werden. Von den fünf Büchern sind zwei der Bekämpfung des Muhammedanismus und des Judenthums gewidmet.

* * *

Die Apologetik hat eine doppelte Aufgabe zu lösen: sie muß im Kampfe gegen die Ungläubigen die Grundlagen der christlichen Religion vertheidigen; angesichts der Feinde des Kirchenthums aber hat sie Fundamente und Ausbau der katholischen Kirche zu schützen. Schon vielerorts hatten wir Gelegenheit, zu sehen, wie die Fortentwicklung einzelner Zweige der Apologetik von verschiedenen äußeren Umständen abhängig war: ähnlich verhält es sich mit den zwei Haupttheilen der Apologetik, durch die sie ihre Doppelaufgabe erfüllen soll. Während der 15 Jahrhunderte, die wir bisher durcheilt haben, war die Apologetik fast ausschließlich für die eine Seite ihrer Aufgabe thätig: sie vertheidigte den christlichen Glauben und die Institutionen des Christenthums gegen die sich erhebenden Feinde. Aber warum denn hatte die Apologetik nicht in gleicher Weise der anderen Seite ihrer Aufgabe sich

Digitized by Google

zugewandt? Aus keinem anderen Grunde, als weil die Angriffe in dieser Richtung weitaus seltener erfolgt waren. Die größte Zahl der früheren Ketzereien hatte die Existenz und die Einrichtungen der Kirche unberührt gelassen. Die Polemik wandte sich freilich gegen alle diese Abweichungen von der kirchlichen Glaubenslehre; der Apologetik aber fiel eine solche Aufgabe nicht zu. Nur verhältnißmäßig wenige Ketzereien hatten eine Ausnahme gemacht. Und wo es geschehen war, hatte auch stets die Apologetik Rede und Antwort gestanden. So hatte schon, wie seiner Zeit angemerkt wurde, Irenäus gegen die Gnostiker den wahren Kirchenbegriff vertheidigt und die Merkmale der wahren Kirche Christi erörtert. Ebenso waren von Cyprian und Pacian die Novatianer, von Optatus von Mileve und Augustinus aber die Donatisten dadurch bekämpft worden, daß die Begriffe des Wesens und der Eigenschaften der Kirche in das rechte Licht gesetzt wurden. Und als im Mittelalter unter Anderen die Katharer und Waldenser Irrthümer vortrugen, welche die apostolische Lehre von der Kirche alterirten, ließen es sich die Vertreter der katholischen Wissenschaft — unter ihnen zumeist der Dominicaner Vineta († 1250) — angelegen sein, dieselben neben den anderen Irrthümern dieser Secte eingehend zu widerlegen. Obwohl Luther die Waldenser nicht als die Seinigen anerkennen wollte, sondern sie den Schwärmern beizählte, so läßt sich doch schwerlich in Abrede stellen, daß sie dem Wittenberger Reformator und den übrigen Religionsneuerern des 16. Jahrhunderts vielfach vorgearbeitet hatten. Freilich war der Boden, auf dem die Irrlehren der Reformationszeit im kräftigsten Wachsthum emporwuchern sollten, noch weit mehr durch die Wicliſiten und die Huſiten vorbereitet worden. Auch diese hatten von der katholischen Apologetik ihre Abfertigung gefunden. Der neu ersonnene Kirchenbegriff der universitas Praedestinatorum war aus Schrift und Tradition widerlegt, Hierarchie und Papſtthum mit den ihnen von Christus verliehenen Rechten vertheidigt worden u. ſ. w. Endlich waren die Wirren, welche das große abendländische Schisma über die Kirche brachte, der Anlaß zu langwierigen Erörterungen über die Verfaſſung der Kirche, über die Ausdehnung der einzelnen Gewalten und insonderheit über das Verhältniß des Papſtes zum allgemeinen Concil geworden. Diese Discuſſionen mußten natürlich für die Apologetik ihren Gewinn abwerfen. Und in der That, ein Werk wie die Summa de Ecclesia des Cardinals Johann von Turrecremata († 1468), welches in der gründlichſten Weiſe alle um jene Zeit ventilirten Fragen behandelt, würde ſchwer-

Digitized by Google

lich anders denn als Frucht jener tiefgehenden Erörterungen das Licht der Welt erblickt haben. Fast dasselbe ließe sich noch von einigen andern Werken jener Periode behaupten.

So fehlte es bis zur sogen. Reformationszeit nicht ganz an Beiträgen zu dem Theile der Apologetik, welcher die Lehre von der Kirche entwickelt; aber dieselben sind doch an Zahl so gering, daß sie neben der unabsehbaren Reihe von Werken, welche die Wahrheit der christlichen Religion vertheidigen, fast ganz verschwinden. Erst die sogen. Reformation gab den Anstoß, das Versäumte nachzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

Die Reform unserer Gymnasien.

XIII. Die christliche Gymnasial-Erziehung.

Alle Männer der gesellschaftlichen Erhaltung beklagen den Niedergang des idealen Sinnes und die Überhandnahme des Materialismus, der Selbstsucht und Habsucht bei dem gegenwärtigen Geschlechte; sie anerkennen mit Niebuhr, daß wir, wenn es so fortgeht, mit Riesenschritten einer neuen Barbarei entgegeneilen.

Umkehr ist unumgänglich nothwendig; diese aber muß zuerst auf dem Gebiete der Erziehung vor sich gehen, denn die Jugenderziehung ist die Welterneuerung. (Puerilis institutio est mundi renovatio.)

Da nun die gebildeten Stände immer die maßgebenden sind, und der Jüngling meistens so bleibt, wie er das Gymnasium verlassen hat, so ist augenscheinlich die Reform der Gymnasial-Erziehung im christlichen Sinne von unberechenbarer Bedeutung, eine wahre Rettung der Gesellschaft.

Wir werden im Folgenden die zwei Fragen beantworten, worin die christliche Gymnasial-Erziehung bestehen, und von welchen Mitteln sie Gebrauch machen müsse.

I. Worin besteht die christliche Gymnasial-Erziehung?

In unseren heutigen Lehrplänen figurirt die Religion als bloßes Fach neben den anderen, eine Arabeske am Gebäude, so daß die Er-

Digitized by Google

ziehung vorherrschend rein menschlich, und nur gelegentlich christlich zu nennen ist. Was hilft in aller Welt solcher religiöser Anstrich? Im Lehrplane handelt irgend ein Paragraph von „Religion", dem Unterrichte in derselben werden etliche Stunden angewiesen, hin und wieder taucht der Ausdruck „religiös", „sittlich-religiös" aus der Wasserfläche empor; was aber darunter zu verstehen sei, am Ende gar ein Vernunftgemäche, eine seichte Naturphilosophie, allgemeine Moral ꝛc., das ist schwer abzumerken. Die Religion, die geoffenbarte Religion, die Religion Jesu Christi muß es sein mit ihrer vollen unverfälschten Lehre, mit dem ganzen Schatze göttlicher Geheimnisse, welcher in der Einen und wahren Kirche niedergelegt ist. Und diese Religion muß nicht etwa bloß gelernt werden, so daß der Gymnasiast wüßte, was die Lehre der Kirche sei, wie er die Geographie von Japan lernen muß; sondern sie muß die Basis und der Gipfel, der Grund und die Höhe, der Mittelpunkt und die Seele des Unterrichtes und der Erziehung sein, so daß der Jüngling die Religion nicht bloß wisse, sondern noch viel mehr glaube, liebe und übe, und das Gymnasium die Religion nicht bloß vorzeige, sondern pflanze, pflege und zu fruchtbarer Reife bringe.

Denn Eines ist das Höchste und Beste, der Urgrund und Mittelpunkt alles Seins, Gott, und zwar nicht der deistische Gedankengott, sondern der lebendige Gott der Offenbarung. Dieser dreieinige Gott ist der Ursprung und das Endziel alles Seins, der Erste und der Letzte, von welchem losgerissen die Dinge, so herrlich sie sein mögen, und auch die vernünftigen Menschen bloße Nullen sind, welchem anhangend aber sie Werth und Bestand haben. Mit ihm vereinigt zu sein, ist unser letztes Ziel; ihm anzuhangen, ist des Menschen Glück. Im nämlichen Grade, als wir dem Glauben, der Hoffnung und Liebe (der Religion) entfremdet sind, werden wir schlecht und unglücklich; je mehr die Religion unser innerstes Eigenthum ist, desto edler und glücklicher sind wir. Wenn unsere Kenntnisse und unsere Wissenschaft nicht zur Erkenntniß und zum Dienste des lebendigen Gottes als ihres Mittelpunktes hinleiten, so sind wir verurtheilt, ewig an der Peripherie umherzurollen, und der Baum der Erkenntniß wird zum verderblichen Giftbaum. Denn ohnehin ist unser Wissen, sei es auch sehr erhaben und umfassend, doch nur Stückwerk und kein Ganzes (ex parte cognoscimus, 1 Kor. 13, 9); wie nichtig aber muß es erst werden ohne jenen religiösen Blick, der Alles auf Gott bezieht und in Gott schaut! Jede Wissenschaft ist nur ein Radius, der sich zum Mittelpunkte der geistigen Welt hinziehen

Digitized by Google

muß und niemals als Tangente sich in den unabsehbaren Weltenraum verlieren darf.

Von diesem Grundsatze muß der Unterricht und die Erziehung auch an den Gymnasien ausgehen. Darum stellt die Ratio studiorum sogleich am Eingange als letztes Ziel jeder Schule hin, daß „die Gemüther der Nebenmenschen durch die Lehranstalt zur Erkenntniß und Liebe unseres Schöpfers und Erlösers angespornt werden". Die Welt mag nochmal so alt und wieder jung werden, so findet sie doch in Ewigkeit kein höheres Endziel des Jugendunterrichtes und der Erziehung, als diese „Erkenntniß und Liebe unseres Schöpfers und Erlösers"; nur in den untergeordneten Zwecken und Lehrgegenständen scheiden sich die Schulen in verschiedene Arten, in der einen Hauptsache aber zielen alle nach dem nämlichen Endpunkte hin.

Hiermit haben wir das Hauptziel auch der christlichen Gymnasial-Erziehung bezeichnet, das einzig darin besteht, den Jüngling so heranzubilden, daß er die christliche Religion von ganzer Seele glaube, liebe und übe. Erst durch dieses apostolische Endziel gewinnt das Lehramt seine höhere Weihe: das vorzutragende und einzuübende Fach ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu einem höheren Zwecke, nämlich die Jugend Christo zuzuführen, in Erreichung ihres letzten Endzieles zu unterstützen, damit sie hier Gott erkenne, liebe, verehre, und dort der übernatürlichen Seligkeit theilhaftig werde. Mißachtet aber ein Lehrer diesen apostolischen Beruf, so ist er ein armseliger Unterweiser, der um Geld Stunden gibt; und beschränkt er sich innerhalb eines „edlen Menschenthums", so vernichtet er die zweitausendjährige Geschichte unserer christlichen Völker, mißachtet die Religion der Eltern seiner Schüler und jagt einem Nebelbilde nach, über welches weder er noch Andere einen klaren Gedanken haben. Woher kommt denn die schauerliche Verwilderung und Verrohung unserer heutigen Jugend, woher die überfirnißte Versunkenheit auch unserer gebildeten Stände? Aus der Unkenntniß des Höchsten und Besten, aus der Kälte gegen Gott und seine Offenbarung, aus dem Unglauben, dem die Liebe zum Himmlischen fehlt, und der den unwürdigen Gelüsten des gefallenen Menschen nachläuft! Deßhalb muß die Förderung der christlichen Erkenntniß und Gottesliebe der Angelpunkt alles erziehlichen und lehrenden Thuns, auch auf den Gymnasien, werden und alle Lehrer mit vereinter Kraft in Allem und durch Alles dahin wirken, daß die eine wahre Religion in der studirenden Jugend tiefe Wurzeln schlage. Alles, die Wissenschaft

Digitized by Google

und der Lebenswandel, der Unterricht und die Erziehung, die Studien und das häusliche Thun und Treiben, ſei vom Geiſte der Religion durchweht und geheiligt. Dann erſt haben wir Ausſichten auf beſſere Zeiten.

Unter dieſer chriſtlichen Religion aber, in welcher der Gymnaſiaſt erzogen werden muß, wenn er nicht verkommen ſoll, verſtehen wir weder ein träumeriſches Studirſtubenfabrikat nach Art des alten Bunſen, noch ein national-liberales ἑνωτικόν zur Zuſammenleimung der deutſchen Stämme, wie es in den Tagen des Culturkampfes geiſterte, ſondern das wirklich exiſtirende, poſitive, confeſſionelle Chriſtenthum, vor welchem die Religionsmengerei und Religionsverachtung der „confeſſionsloſen" oder Simultanſchulen als ein für Kirche und Staat gleich verderblicher pädagogiſcher, didaktiſcher und geſellſchaftlicher Mißgriff erſcheint. Denn es iſt eine unumſtößliche Thatſache, daß die jüdiſche und die chriſtliche Religion, daß das katholiſche und proteſtantiſche Bekenntniß ſich weſentlich von einander unterſcheiden, ja principielle Gegenſätze ſind. Das ganze Denken und Leben des Katholiken iſt jenem des Proteſtanten, und gar des Juden! in tauſend Dingen entgegengeſetzt, und umgekehrt; dieſe Kluft kann weder durch Bureau-Papier, noch durch eine Allerweltsreligion überbrückt werden. Nimmermehr kann ein Proteſtant, wenn er ein ſolcher bleiben will, ſich in katholiſches Weſen hineindenken, hineinleben ſchon gar nicht; wie will er alſo katholiſche Jünglinge heranbilden und in Sachen der Schule, wo doch Unterricht und Erziehung untrennbar Eins ſind, ein Wort mitreden? Und ebenſo wenig gelingt dieſes einem Katholiken bei proteſtantiſchen Gymnaſiaſten; denn als ſolcher bewegt er ſich ganz im Denken und Leben ſeiner heiligen Kirche, und wenn er auch die proteſtantiſche Theorie weiß, ſo lebt er ſie doch nicht, iſt alſo erfahrungslos, und zu ſolcher Erziehung unberechtigt, da er nur ein Chriſtenthum, das katholiſche, vor Gott und Gewiſſen anerkennt. Die Erziehung ſelbſt iſt ja die Ordnung einer tief-innerlichen, den ganzen Jüngling erfaſſenden religiöſen Angelegenheit, ſie kann daher nur innerhalb des nämlichen Bekenntniſſes ganz und folgerichtig beſorgt werden und wäre, gegen Willen der Eltern von einem Manne anderen Glaubens beſorgt, eine ſchreiende Unduldſamkeit. Jawohl, als ſolche müſſen wir den liberalen Plan von Simultanſchulen brandmarken, mag es ſich um deutſche oder gelehrte Schulen handeln. Die wahre „Toleranz" verlangt nach confeſſionellem Schulweſen bis hinauf zu den Hochſchulen; alles Andere führt zur Erziehungsloſigkeit, zur religiöſen Gleichgiltigkeit, zum

Digitized by Google

erbärmlichen Unglauben. Darum begehren wir im Namen der Gewiſſen und unſerer chriſtlichen Vergangenheit ſtreng confeſſionelle Gymnaſien, wenn es auf dieſen auch den heranſtrömenden ſemitiſchen Jünglingen bisweilen heiß werden mag.

Und eine hochwichtige Folge der auch den Gymnaſien obliegenden oberſten Pflicht, der poſitiv-chriſtlichen Erziehung, möge man nicht überſehen. Die Erziehung, ohne welche eine Lehranſtalt dieſen Namen nicht einmal verdient, iſt Bildung des Gewiſſens und des ganzen inneren Menſchen in und durch den Glauben, durch die Gnadenmittel Chriſti, durch das von Gott eingeſetzte religiöſe Amt, kurz, durch die Kirche. Und dieſes religiöſe Erziehungsamt darf nicht etwa in einigen wöchentlichen Fachſtunden nebenbei abgethan werden, ſondern es muß den ganzen Unterricht durchdringen und die Seele des Gymnaſiums überhaupt ſein. Was folgt daraus? Daß vernünftiger Weiſe in chriſtlichen Reichen nur die Kirche die von Gott berufene Schulbehörde iſt, daß daher die Erziehung der ſtudirenden Jugend Noth leiden muß, ſobald der Staat nach ſpartaniſchem Brauche zum National-Oberlehrer erklärt wird [1].

Die poſitiv-chriſtliche Gymnaſial-Erziehung bringt von ſelbſt im Jünglinge die wahre Bildung zu Stande, die der Erkenntniß und des Willens, die des inneren und des äußeren Menſchen, jene herzgewinnende Reinigkeit, jene Gottinnigkeit und Beſcheidenheit, welche der bezaubernbſte Schmuck der Jugend ſind, und zu welchen die moderne Rohheit mancher Studirender in ſo ſchneidendem Contraſte ſteht. Man hat über Bildung ſchon unſäglich viel geſchwatzt, am meiſten ſeit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, alſo ſeit jener Zeit, als der Rückgang der ebleren Bildung durch die pfuſchenden Neuerer eingeleitet

---

[1] Darum cenſurirt Papſt Pius IX. im Syllabus die zwei liberalen Sätze:

47. „Die beſte Staatseinrichtung erfordert, daß die Volksſchulen, welche den Kindern der Volksklaſſen zugänglich ſind, und überhaupt die öffentlichen Anſtalten, die für den höheren Unterricht und die Erziehung beſtimmt ſind, aller Auctorität, aller Leitung und allem Einfluß der Kirche enthoben, und vollſtändig unter die Leitung der bürgerlichen und politiſchen Auctorität geſtellt werden nach dem Belieben der Regierenden und nach Maßgabe der herrſchenden Zeitmeinungen."

48. „Katholiſche Männer können eine Art von Jugendbildung billigen, die von dem katholiſchen Glauben und der Auctorität der Kirche ganz abſieht, und welche die Kenntniß der natürlichen Wiſſenſchaften und die Zwecke des irdiſchen ſocialen Lebens ausſchließlich oder doch als Hauptziel im Auge hat."

Wir verweiſen im Übrigen auf das bedeutſame Breve Pius' IX.: Quam non sint vom 14. Juli 1864 an den Erzbiſchof von Freiburg.

Digitized by

wurde. Und was leiſtet die heutige gottesarme Bildung? Welches Beiſpiel wird dem niederen Volke von den gebildeten Ständen ſo oft gegeben? Man heuchelt Demuth, um durch den Stolz nicht verächtlich zu werden; Aufopferung, um den Eigennutz zu verhüllen; Nächſtenliebe, um nicht als grob zu erſcheinen; man lernt, das zu *ſcheinen*, was man nicht *iſt*, und man nennt dieſen einſtudirten Phariſäismus „feinere Bildung“. Wohin zielt dagegen die chriſtliche Bildung? Daß der Menſch, in unſerem Falle der Gymnaſiaſt, das von Herzen und vor Gott *ſei*, als was er den Menſchen erſcheinen will; daß er in der That klein von ſich ſelbſt denke, um Chriſti willen ſich für fremdes Glück aufopfere, ſeine Nebenmenſchen liebe und ſchätze; daß er ſeinem Erlöſer, dem Ideale menſchlicher Vollkommenheit, möglichſt nahe nachfolge. Darin beſteht die chriſtliche Gymnaſial-Erziehung; was ſonſt unter dieſem Mäntelchen ausgeboten wird, iſt eine Unwahrheit und Menſchentäuſchung.

So ergibt ſich von ſelbſt als drittes charakteriſtiſches Merkmal einer chriſtlichen Erziehung *die edle Charakterfeſtigkeit*. Was heißt denn Charakter haben? Die volle Wahrheit im Herzen tragen und vor aller Welt bekennen, ob man gefalle oder mißfalle, die volle chriſtliche Wahrheit zur Quelle und Richtſchnur unſerer Grundſätze machen, und nach dieſen Grundſätzen handeln, komme was da wolle. Grundſätze als ſolche müſſen im religiöſen Glauben und im Gewiſſen gegründet ſein, wenn ſie in den Stürmen des Lebens Stand halten ſollen; ſie müſſen mit ehernen Banden an den Thron der Gottheit ſelbſt gekettet ſein und den ganzen Menſchen umſchlingen, damit ſie nicht von den Lockungen des niedrigen Nutzens, der Menſchengunſt und Bequemlichkeit gegängelt oder von den Strömungen der Tagesmeinung davongetragen, und der Aufſchrei des Gewiſſens durch angebliche Gründe der Klugheit beſchwichtigt werde. Die Zeiten des lebendigen Glaubens weiſen ſtets eine Fülle edler und feſter Charaktere auf, während die Zeiten des Schwach- und Unglaubens den Stempel feiger Charakterloſigkeit tragen.

Durch eine chriſtliche Erziehung gewinnt unſere ſtudirende Jugend die *Vaterlandsliebe*, die eigentlich nur eine Äußerung der chriſtlichen Nächſtenliebe iſt, einen wahrhaft nationalen Geiſt, nicht den, wie er in Deutſchland noch 1870 zu einem Mordspatriotismus verzerrt wurde und ſich ſeit 1877 in ſeiner vollen inneren Hohlheit zeigte, weil er nicht auf dem Chriſtenthum beruhte und von Leuten ausgerufen wurde, deren Vaterland überall iſt, wo ein goldführender Paktolos ſtrömt. Chriſt-

Digitized by Google

liche Jugenderziehung und aufopfernde Vaterlandsliebe sind wie Mutter und Tochter verbunden. Der Protestant Alexi [1] schreibt hierüber: „Die nationale Seite, deren Vernachlässigung (auf den deutschen Gymnasien) wir beklagen, hängt auf das Engste mit dem christlichen Geiste zusammen. Die europäische Cultur ist eine wesentlich christliche.... Wenn das Judenthum mehr oder weniger offen seinen Geist der modernen Gesellschaft aufzuprägen sucht, so ist das geradezu der eminente Beweis meiner Auffassung und ruft die christlichen Elemente zum energischen Kampf für ihre Existenz, für die Erhaltung einer durch Jahrhunderte mühsam erkämpften Civilisation auf. Mit dem Verluste des Christenthums ist auch unsere deutsche Nationalität dahin. Man verkennt total das Wesen unserer deutschen Nationalität, wenn man es vom Christenthum loslösen will." Das Nämliche haben wir deutsche Katholiken schon fünf Jahre vor dem Erscheinen der Alexi'schen Schrift, sofort bei den ersten Zuckungen des Culturkampfes, gesagt; uns wollte man nicht hören, und jetzt erkennen alle Deutschen, daß wir Recht gehabt haben. Möchte man die freilich späte Erkenntniß auch auf unsere Gymnasien anwenden, damit unsere Jugend durch christliche Erziehung wieder Liebe zu dem christlichen Volke, dem wir entsproßt sind, gewinne!

II. Durch welche Mittel soll die christliche Gymnasial-Erziehung bewirkt werden?

Fast scheuen wir uns, diese Mittel im Einzelnen anzuführen, da es scheinen könnte, als ob sie für sich den christlichen Sinn in der studirenden Jugend erwecken könnten; hat sich doch unsere Zeit so sehr aller persönlichen Beziehungen entwöhnt, daß sie das Gute durch papierene Vorschriften, durch das bloße Wort und Reglement erreichen zu können glaubt. Aber alle diese Dinge sind nur Werkzeuge, die erst in der Hand des Meisters ihre Bedeutung erhalten; Werkzeuge ohne Meisterhand helfen nichts. So ist es auch mit den Mitteln christlicher Erziehung. Sie helfen wenig oder gar nicht, wenn der belebende Geist fehlt, sind aber von unermeßlicher Wirksamkeit, wenn die Persönlichkeit des Lehrers und die ganze Anlage der Schule von der Religion durchweht sind. Qualis rex, talis grex tritt hier im vollen Sinne ein [2].

---

[1] A. a. O. S. 20 f.

[2] Guizot sprach in der französischen Kammer (Juni 1833) das classische Wort: „Der Unterricht in der Moral und Religion ist nicht ein Unterrichtsgegenstand wie

Digitized by Google

Ist der Lehrmeister Licht, so wandeln die Schüler nicht in der Finsterniß; fühlt der Lehrer warm für den Erlöser und seine Heilsanstalt, so entzünden sich die Schüler an seinem Feuer; was er aber nicht hat, das kann er nicht geben; aus einem kalten und starren Herzen kommt weder Wärme noch Leben.

Darum hat die alte Schule als erste Pflicht des Gymnasiallehrers hingestellt: „Der Magister soll die der Schule anvertrauten Jünglinge so unterweisen, daß sie vor Allem zugleich mit den Wissenschaften solche Sitten gewinnen, die eines Christen würdig sind. Seine Bemühung gehe aber besonders dahin, die zarten Gemüther der Jünglinge sowohl in den Lectionen bei passender Gelegenheit, als auch außer denselben zum Gehorsam und zur Liebe Gottes und der Tugend, durch welche man ihm wohlgefallen muß, vorzubereiten.“ [1]

Das vorzüglichste Erziehungsmittel ist und bleibt die untadelhaft christliche Gesinnung und Tugend des Lehrers selbst. Dieser Grundsatz leitete schon die ersten Christen, denen es als Hauptpflicht galt, die Jünglinge und Knaben den verderblichen Lehren und Lehrern des Heidenthums zu entreißen, von den Lastern desselben fernzuhalten oder zu entwöhnen [2]. Der „Pädagog“ des hl. Clemens von Alexandrien zeigt uns, mit welcher Umsicht, Bescheidenheit und taktvollen Milde die christlichen Lehrer sich bemühten, die Jugend in Zucht und Ordnung zu erhalten, um so mehr, da ringsum die heidnische Zuchtlosigkeit alle öffentlichen und Privatverhältnisse bis zur Jugend hinab vergiftet hatte [3]. Die Jugend hat ein scharfes Auge und entdeckt als-

---

das Rechnen, die Geometrie und die Orthographie, die zu einer dafür angesetzten Stunde vorübergehend gegeben werden, nach deren Ablauf einstweilen nicht mehr die Rede davon ist. Der wissenschaftliche Theil des Unterrichtes ist der geringste von allen in Beziehung auf die sittliche und religiöse Unterweisung. Unerläßlich ist die allgemeine sittliche und religiöse Atmosphäre der Schule. Es handelt sich hier noch mehr um die Erziehung, als um den Unterricht.... Der religiöse Unterricht hat sich dem Unterrichte in seinem ganzen Umfang, allen Handlungen des Lehrers und der Kinder beizugesellen.... Achten Sie auf diese Thatsache, die vielleicht nie mit solcher Evidenz wie zu unserer Zeit sich gezeigt hat. Alle intellectuelle Entwicklung ganz allein, getrennt von der religiösen und sittlichen Entwicklung, wird die Grundlage des Stolzes, der Unbotmäßigkeit, des Egoismus und folglich eine Gefahr für die Gesellschaft.“ — Möchte man diesen Rath eines Protestanten beachten!

[1] Ratio studiorum, reg. comm. cl. inf. 1.

[2] Origenes c. Cels. III. p. 50 sqq.

[3] Quintilian (Inst. I. 2) klagt über den Unverstand heidnischer Eltern: „Gau-

Digitized by Google

bald auch die kleinſten Mängel eines Lehrers; ſie hat zugleich eine zarte Hochachtung vor Religion und Tugend, und iſt bei ihrem angeborenen Nachahmungstriebe treu befliſſen, den ſchönen Beiſpielen eines Mannes nachzueifern, vor welchem ſie wegen ſeines chriſtlichen Charakters und religiöſen Eifers Hochachtung hegt; ja dieſe Hochachtung iſt mitunter unbegrenzt und hält das ganze Leben hindurch Stand. Worte bewegen nur, aber Beiſpiele reißen nach ſich. Ohnehin wäre es unedel und wirkungslos, von der Jugend etwas zu verlangen, was man ſelbſt nicht leiſtet, z. B. bei eigener Lauheit und Religionsverachtung von dem Gymnaſiaſten Religioſität zu fordern.

Aus dieſem Grunde gebot die alte Schule: „der Lehrer ſolle die Schüler durch ſein exemplariſch-religiöſes Leben erbauen“ [1]; und eine nähere Erklärung dazu ſagt überaus richtig: „Wie der Lehrmeiſter ſeine Schüler gern bilden und geſtalten möchte, ebenſo, ja noch vortrefflicher muß er ſich ſelbſt bewähren. Denn die Sitten der Lehrer drücken ſich an den Schülern ab, wie die Geſichtszüge der Eltern an den Kindern. Daher ſoll der Magiſter mit allem Fleiße ſich bemühen, daß er ſie durch Beiſpiele ſeines religiöſen Lebens erbaue. Er bedenke zugleich, welch ſchwere Strafe auf den geſetzt iſt, der auch nur Einem aus dieſen Kleinen Ärgerniß gibt; und er ſcheue ſich um ſo mehr, den Seinigen zum Anſtoße zu ſein, als er erkennt, daß es ſeine Pflicht iſt, von ihnen auch das mindeſte Ärgerniß möglichſt weit zu entfernen. Und weil das Zarte um ſo leichter verletzt wird, ſo glaube er mir, daß er ſich von manchen ſonſt ganz ſchuldloſen Dingen nur darum enthalten muß, weil ſie mißdeutet werden können. Überdieß hüte er ſich, daß er keinen Theil der gewöhnlichen frommen Übungen um der Studien willen eingehen laſſe; und da es ein der Gelehrſamkeit angeborenes Verderben iſt, die Geiſter aufzublähen, daß die innere Demuth, die von ſich gering, von Anderen groß urtheilt, ſich nicht allmählich mindere oder gar aufhöre. Vorzüglich aber trage er an ſich ausgeprägt jene Tugenden, deren Nachahmung dem jugendlichen Alter am nöthigſten iſt: Pflege der Religion und Frömmigkeit, Beſcheidenheit des Herzens und Auftretens, Glanz der Reinigkeit und Enthaltſamkeit, durch Ernſt gemilderte Sanftmuth, ungekünſtelte Urbanität (urbanitas minime affectata); endlich

---

demus, si (pueri) quid licentius dixerint. ... Verba ne Alexandrinis quidem permittenda deliciis risu et osculo excipimus ... inde soluti et fluentes non accipiunt (pueri) e scholis mala ista, sed in scholas afferunt.“

[1] Ratio studiorum, reg. comm. cl. inf. 10.

Digitized by Google

ſeien die Rede, die Geberde, der Gang, die Miene und die ganze äußere Haltung religiös geordnet (religiose composita) nach den Geſetzen des Anſtandes und den Regeln der Ehrbarkeit."

Dieß iſt allerdings ein erhabenes und ſchwieriges Ideal für den chriſtlichen Lehrer, ein Ideal, deſſen Erreichung unausgeſetzten Kampf mit dem eigenen Ich koſtet; aber was kann auch ein Mann, der ihm nachſtrebt, unvergleichlich Großes an der ſtudirenden Jugend leiſten! Mit dem halben Wiſſen kann er Wunder wirken, während der Gelehrteſte ohne jene Tugenden und ohne den Willen, ſie zu erſtreben, auf immer eine klingende Schelle bleibt. Und fragen wir nun, ob unſere heutigen vom Staate erlaſſenen Schulordnungen ähnliche Anforderungen an den Lehrer ſtellen, ſo lautet die Antwort unendlich troſtlos, und ſie kann nicht anders lauten, da jede Regierung der Gegenwart mit dem „ehrlichen Manne" zufrieden ſein muß. Aber die arme Jugend, die Söhne chriſtlicher Eltern, die künftigen Bürger eines chriſtlichen Volksweſens! Ja freilich, unſer Schulweſen ſammt den Gymnaſien iſt in die unrechten Hände gekommen, und an den Früchten der modernen Erziehung erkennen wir dieß. Die Anſtalten zur Zuſtutzung künftiger Gymnaſiallehrer mögen viel in Texteskritik, Alterthums- und Naturkunde u. ſ. w. leiſten — wir achten alle dieſe Dinge —, aber was thun ſie in der Hauptſache, der Pflege der Religion im dereinſtigen Lehrer, in der Bekämpfung jenes Hochmuths, welcher der Ruin des Einzelnen und der Geſellſchaft iſt, jenes Hanges zum Niedrigen, welcher den Menſchen entwürdigt, jener tauſendfachen Leidenſchaften, die ein Lehrer bei der zartfühlenden Jugend am wenigſten haben darf? Und was geſchieht vollends unter einem Unterrichts-Miniſter, wie der jüdiſche Baroche, der Todtengräber Humbeek, der atheiſtiſche Ferry oder der ſemitiſche Falk war!

Dieſen religiöſen Charakter der Schule und der Lehrer vorausgeſetzt, kann erſt das zweite Mittel der chriſtlichen Gymnaſial-Erziehung, der Religionsunterricht, den vollen Nutzen entfalten. Derſelbe zerfällt in zwei Arten: in die eigentliche Erklärung des Katechismus und in eine Religionslehre im weiteren Sinne, wozu ſich bei Leſung der alten Claſſiker und vorzüglich bei den Lycealfächern ſo häufige Gelegenheit bietet.

Was nun den Religionsunterricht im eigentlichen und engeren Sinne betrifft, ſo hatte das alte Gymnaſium eine nach heutigen Begriffen große Kargheit an den Tag gelegt: wöchentlich nur einmalige und zwar halbſtündige, jedoch gründliche Erklärung des Katechismus,

Digitized by Google

gewöhnlich am Freitag Nachmittag[1]. Als Handbuch diente die weltberühmte Summa doctrinae christianae des ſeligen Petrus Caniſius, die von den unterſten Klaſſen an wörtlich auswendig gelernt und je in der Woche einmal genau erklärt wurde[2]. Auch in dieſem Stücke wurde auf das multum, non multa gehalten. Die Hauptſtücke des Katechismus, die feſt und unauslöſchlich dem Gedächtniſſe der Jugend eingeprägt waren, ſollten zugleich dem Verſtändniſſe durch deutliche Erklärung näher gebracht werden, aber nicht in Form einer Exhortation, ſondern ſo, daß die Geheimniſſe und Lehren der Religion paſſend, je nach der Faſſungskraft der Klaſſe, erläutert und in ihren tieferen Gründen (rationes) nachgewieſen würden. Durch wiederholtes Abfragen ſollte ſich der Lehrer überzeugen, daß er verſtanden worden ſei, und, z. B. wenn er die Reue über die Sünden vorgetragen, dafür ſorgen, daß ein Jeder die Formel der Erweckung derſelben geläufig inne habe. Und obgleich das, was aus der genannten Summa erlernt werde, auch zur Übung der lateiniſchen Sprache ſehr nützlich ſei, damit nämlich die Knaben die theologiſchen Kunſtausdrücke gut behalten, ſo müſſe doch das erſte und höchſte Geſchäft die tiefe Einprägung der Religionslehre ſelbſt ſein. — Um ſodann jedem ſubjectiven und unpoſitiven Vorgehen des Lehrers vorzubeugen, warnte man den Katecheten, die Erklärung der Lehre mit Meinungen zu verſetzen, die er nicht genau kenne, oder die Quelle der Wahrheit durch

---

[1] Ratio studiorum, reg. comm. cl. inf. n. 4 sq.: „Doctrina christiana in omnibus classibus ediscatur; et in tribus quidem grammaticis et in aliis etiam, si opus fuerit, feria sexta vel sabbato memoriter recitetur. Pro quovis autem scholae gradu explicationes ampliores tradantur atque exigantur. Piam cohortationem vel doctrinae explicationem feria item sexta aut sabbato habeat (magister) per semihoram.“ — Die Conſtitutionen der Geſellſchaft Jeſu ſchreiben vor (P. IV. cap. 16. n. 2): „Praelegetur etiam in collegio aliquo die cujuscunque hebdomadae Christiana doctrina, et ut pueri eam ediscant et recitent, omnesque etiam adultiores, si fieri potest, eandem sciant, curabitur.“ (Die neue Ratio studiorum räumt jedoch mit Rückſicht auf die heutigen Gefahren des Unglaubens eine Erweiterung des Religionsunterrichtes ein, indem ſie den Worten der älteren Ratio in der Reg. Rect. 20 Folgendes hinzufügt: Provideat etiam, ut scholae superiores suam habeant exhortationem singulis saltem mensibus, et, si videbitur, peculiares instructiones circa pleniorem doctrinae christianae cognitionem, quibus obarmentur juvenes, ne tam facile, tum in fide, tum in moribus, detrimentum accipiant. Anm. der Red.)

[2] Sie iſt ſehr oft aufgelegt worden; noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab ſie der P. Wiedenhofer S. J. zu Augsburg heraus mit gegenüberſtehender deutſcher Überſetzung, wozu er noch die vom ſel. Caniſius nur citirten Stellen der heiligen Schrift und der Väter ausſetzen ließ.

Digitized by Google

Irrthümer zu trüben. Auch in weitläufige Streitfragen sollte er sich nicht einlassen, damit er die Lehre desto rascher durchlaufe und gut wiederholen könne[1]. — Und hierbei waren, wie allgemein anerkannt ist, die alten Gymnasiasten in der Religion sehr wohl beschlagen; sie lernten während der fünf bis sechs Jahre aus Einem Buche, nach gleicher Methode, gründlich und wegen der häufigen Wiederholungen unauslöschlich.

Daher meinen auch wir, daß, ein durchaus katholisches Gymnasium vorausgesetzt, wöchentlich eine bis zwei Halbstunden Religionsunterricht mehr ausrichten würden, als heutzutage drei bis vier wöchentliche Stunden, besonders wenn vorherrschend an Sonn- und Festtagen den Schülern katechetische Predigten, wohl die nützlichsten, gehalten würden. An paränetischen Vorträgen, die meist am Sonnabend stattfanden, fehlte es in der alten Schule durchaus nicht.

Man werfe uns nicht ein, daß die Gegenwart eines umfassenderen Unterrichtes bedürfe, als die Vergangenheit. Im Gegentheile war in dem 16. und 17. Jahrhundert die confessionelle Polemik äußerst erregt, erforderte daher gründliche dogmatische Schulung; und daß diese letztere an den katholischen Gymnasien erzielt wurde, beweist uns die früher angeführte Klage der Protestanten, daß ihnen von den Jesuitenschulen so viele Jünglinge entrissen wurden. Von vielen Religions-Handbüchern der Gegenwart läßt sich dasselbe wie vom ganzen Gymnasialwesen unserer Tage sagen: sie sind zu dickleibig, bringen zu Vielerlei und erzielen mehr eine breite als eine gründliche Kenntniß der Religion. Und obgleich wir eine größere Stundenzahl zu Gunsten der Religionslehre in der Gegenwart noch als ein Glück betrachten, so erwarten wir hiervon allein doch nicht zu Großes. Statt unser möge der ungenannte fromme Verfasser der Schrift „Der Societät Jesu Lehr- und Erziehungsplan" (Landshut 1833, S. 335) sprechen, der in seiner etwas alterthümelnden Ausdrucksweise schreibt: „Unsere Zeit wird vielleicht meinen, man habe die Woche hindurch mehrere Stunden der Religionslehre zugewiesen, und sohin eine Buchreligion gepflogen, wie man in neueren Tagen von dieser Methode Heil sich versprochen hat, darum sie bald drei, bald fünf Stunden dem Religionsunterrichte zu widmen Antrag gemacht haben. Aber diese Weise führt nicht zum Ziele, die Jugend religiöser zu machen. Die Religion kann nicht mittels des Buchstabens allein dem Gemüthe

[1] Sacchini S. J., Paraeneses, cap. 13. — Juvencii S. J. Ars docendi et discendi (oft aufgelegt) am betr. Kapitel.

Digitized by Google

eingesprochen werden. Durch das beständige Hineinreden wird diese nicht selten den meisten jungen Leuten zum Ekel, und es ist das viele und lange Religions-Lectiongeben viel mehr ein Hinderniß als ein Förderungsmittel der Religiosität."

Ist sodann der gesammte Gymnasial-Unterricht in das christliche Element getaucht, so bietet sich bei Lesung der alten Schriftsteller und bei Einübung des Latein vielfache Gelegenheit zum Religions-Unterrichte im weiteren Sinne. In diesem Geiste regelten die Kirchenväter und ersten christlichen Lehrer das Lesen der heidnischen Classiker, statt es zu verbieten. Der hl. Basilius d. Gr. will (De leg. libr. gent.), man solle das Gute darin vom Schlechten unterscheiden, daher den Bienen gleich nur den Honig daraus saugen (cap. 2. 7); man solle das letzte Ziel des Menschen auch über der Lectüre der Alten im Auge behalten; Vieles in ihnen sei brauchbar, da philosophische Wahrheiten, Sittensprüche, edle Thaten dem Christenthum entsprechen oder doch nicht widersprechen. Wenn z. B. Cicero (Off. III. 3) die Tugend als höchstes Gut, das Laster als das größte Übel hinstellt, so spricht er einen durchaus christlichen Grundsatz aus. Um sodann andererseits die studirende Jugend vor der Anbetung des Heidenthums zu bewahren und in der Hochschätzung des Christenthums zu befestigen, findet ein wahrer Lehrer täglich Gelegenheit[1]. Der Mangel an Demuth selbst bei den vortrefflichsten Heiden; ihre Tugend, die einzig auf eigensüchtige Ruhmbegierde hinauslief; die schändliche Sklaverei, die sogar von einem Aristoteles vertheidigt wurde (δοῦλος κτῆμα ἔμψυχον); die Verachtung des Weibes, der Arbeit und des Arbeitenden; der grausige Seelenjammer der gleißenden und doch so düsteren alten Welt und so vieles Andere bietet einen tiefdunkeln Hintergrund, auf welchem die christliche Offenbarung in desto hellerem Lichte strahlt, so daß die studirende Jugend vor dem heidnischen Gegensatze gerade recht für die Erkenntniß und Liebe Christi gewonnen wird. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint der glücklich beendigte Classikerstreit als ein Proceß um des Kaisers Bart.

Das dritte Mittel einer christlichen Gymnasial-Erziehung ist die praktische Übung der Religion. Wie man ohne vielfache Übung weder zum Lateiner, noch zum Redner oder Dichter wird, so auch nicht

---

[1] Daß man sich Angesichts der frischen Jugend vor jedem frömmelnden Tone, der nicht erbaut, hüten müsse, weiß jeder Schulmann. Der Ernst der Überzeugung, welcher aus den Worten des Lehrers spricht, erbaut tausendmal mehr.

Digitized by Google

zum Christen. An einer guten Anstalt darf nichts geduldet werden, was den göttlichen Geboten widerstreitet, und muß das Christenthum zur süßen Lebensgewohnheit gemacht werden, denn erziehen heißt an das Gute gewöhnen. Wahrhaft gesammeltes Gebet vor und nach der Schule, tägliches Anwohnen bei der heiligen Messe, monatlicher Empfang der heiligen Sacramente, geistliche Übungen kurz nach dem Beginne des Schuljahres, Privatgespräche des Lehrers mit den Schülern, das Lesen christlicher Bücher, die Congregationen zu Ehren der seligen Jungfrau, das fromme Mitleben des Kirchenjahres mit seinen herzerhebenden heiligen Zeiten und Festen, das ganze Aussehen des Klassenzimmers mit dem Crucifixe und den Bildern der heiligen Patrone der Jugend, die christlich-bescheidene Haltung, kurz, alle die tausend Erscheinungen des praktischen Christenthums sind ebenso viele Mittel zur Gewöhnung an ein Leben aus dem Glauben und in der Gnade [1].

Ja, die Gnade! Sie ist unumgänglich nothwendig, damit die Jugend vor der Sünde bewahrt und in christlicher Tugend erzogen werde; und das allgemeinste Mittel zu ihrer Erlangung ist das Gebet. Der Lehrer wird daher oft und innig für seine Schüler beten [2]. Wir reden hier vielleicht eine manchen Philologen unverständliche Sprache, desto schlimmer für die ihm anvertrauten Jünglinge und für einen Jugendbildner, dessen Idealität nicht über einen Apollo vom Belvedere hinausgeht!

Ist einmal der Geist christlicher Erziehung für unsere Lateinschulen und Lyceen zurückerobert, so wird sich bald das Angesicht der Erde erneuern. Dann wird die Erkenntniß und Liebe unseres Erlösers, der Glaube und die Übung des Christenthums wieder zur Ehrensache der Besten und Einflußreichsten im Volke; dann erhalten wir wieder charaktervolle Männer in den höchsten Ämtern der Gesellschaft; dann schließt sich der gähnende Schlund der Revolution, der nicht bloß in Frankreich, Italien und Rußland, sondern vielfach auch in Mitteleuropa gerade durch die Gelehrtenschulen offen gehalten und erweitert wurde [3].

(Schluß folgt.)

M. Pachtler S. J.

---

[1] Ratio studiorum, reg. comm. cl. inf. n. 2 sqq.

[2] Ibid. n. 10: „Oret Deum saepe pro suis discipulis."

[3] Die Berliner „Germania" meldete (Beilage zu Nr. 295 vom 23. December 1879) Folgendes:

Graudenz, 21. Dec. Dieser Tage sind vom hiesigen königlichen Gymnasium

Der ſelige Albert der Große.

(Schluß.)

So großartig auch die Leiſtungen Alberts auf dem Gebiete der rationellen Philoſophie waren, ſo fand ſich doch, wie wir ſahen, in der Zahl ſeiner Schüler einer, der das von ſeinem Lehrer begonnene Werk zu einer ungeahnten Vollendung weiterführte. Es verdunkelte alſo auf dieſem Gebiete der Ruhm des Schülers den des Lehrers. Anders verhält es ſich mit Alberts Verdienſten im Reiche der Naturwiſſenſchaften. Hier wurde die von ihm erreichte Höhe für lange Zeit nicht nur nicht überholt, ſondern nicht einmal wiedergewonnen. Sodann iſt ſein ſo reiches naturhiſtoriſches Wiſſen ganz beſonders geeignet, die außerordentliche Expanſivkraft ſeines Geiſtes zu zeigen. Der hl. Thomas und Scotus haben ihn, geſtützt auf ſeine Leiſtungen, in der Speculation überholt; aber während ihre Geiſteskraft in dieſer einen Arbeit ganz aufging, behielt Albert neben derſelben noch genug übrig, um ein neues, ausgedehntes Wiſſensgebiet zu umſpannen.

Albert war wirklich ein Naturforſcher. Dieß iſt freilich eine Behauptung, in der Mancher einen argen Anachronismus wittern könnte. Im ärgſten Dunkel des Mittelalters ein Naturforſcher, und zwar in den Reihen jener naturfeindlichen Scholaſtiker, die in der Einſamkeit ihrer Kloſterzelle durch abſtractes Denken ihre eigene Welt conſtruirten, in ihrem hochmüthigen Unverſtande nach ein paar Denkformeln aprioriſtiſch Alles aburtheilten, die von einer auf Beobachtung und Induction gegründeten Erfahrungswiſſenſchaft keine Idee hatten! — Setzen wir dieſen endlos wiederholten Declamationen auch hier wieder einmal die Wahrheit entgegen. Es wird unter Anderem auch zeigen, mit wie viel Recht der heilige Vater in ſeiner Encyklika vom 4. Auguſt 1879 zur Widerlegung obiger Anſchuldigungen namentlich auf unſern Doctor universalis hinwies.

ſechs Schüler, theils Primaner, theils Oberſecundaner, relegirt worden. Sie ſind nämlich Mitglieder einer über die ganze Provinz verbreiteten geheimen Verbindung geweſen, die, nach den vorgefundenen Statuten zu urtheilen, ſozuſagen nihiliſtiſche Zwecke verfolgt.

Digitized by Google

Nach dem Wiederaufleben der exacten Wissenschaften blieb Albert lange unbeachtet unter dem großen Verdammungsurtheil liegen, durch das sich die Aufklärung von jeder Kenntnißnahme der Vorzeit dispensirte. Als sich dann unter den Naturforschern wieder einiges Interesse für die Vergangenheit ihrer Wissenschaft zu regen begann, ließ ein böses Geschick zwei bedeutende Gelehrte, Albrecht von Haller und Kurt Sprengel, statt nach den schönen Folianten der Gesammtausgabe, nach einem Bändchen greifen, welches unter dem Namen Alberts drei naturhistorische Schriftchen enthielt. Nach diesen wurde dann Albert ohne Weiteres als Naturforscher und besonders als Botaniker beurtheilt und natürlich verurtheilt. Und doch war nicht Albert der Verfasser dieser drei Abhandlungen [1].

Dieß schreiende Unrecht wurde gut gemacht, sobald Alberts echte Werke zur Grundlage seiner Beurtheilung genommen wurden. Seine Rehabilitation ist vorzüglich das Verdienst des verstorbenen Professors Ernst Meyer von Königsberg [2] und seines Freundes, des in Berlin lebenden Professors der Botanik, Karl Jessen [3]. Selbst ein bedeutender Botaniker, machte sich Professor Meyer mit Alberts naturhistorischen Schriften genau bekannt, insbesondere mit dessen großem Werke über die Pflanzen, von welchem er später mit Jessen, unter Beiziehung verschiedener Handschriften, eine sehr correcte Ausgabe besorgte. Auf Grund dieser seiner eingehenden Studien urtheilt er unter Anderem: „In Alberts Schriften erkennen wir außer dem grundgelehrten Theologen ... vor Allem ein entschiedenes Talent der Naturforschung, offenen Sinn, hellen Verstand, liebevolle Hinneigung gegen die Natur, unermüdlichen Drang, das zerstreut Wahrgenommene in seinem Zusammenhange zu erfassen, seinen Gründen nach zu begreifen, das Alles verbunden mit einem kindlich frommen, seiner Kirche in gläubigem Vertrauen zugethanen Gemüthe.“ [4] Diesem so ehrenvollen Urtheil schließt sich auch der Verfasser der beiden Artikel an, welche das Organ des deutschen Humboldt-Vereines „Die Natur“ zur Feier des sechsten Centenariums brachte.

---

[1] K. Sprengel, Geschichte der Botanik. Bd. I. S. 234, und A. v. Haller, Bibl. botanica. t. 1. p. 222. — Vgl. E. Meyer, Geschichte der Botanik. Königsberg 1857. Bd. IV. S. 83.

[2] Derselbe fügte seine in der Linnäa (Halle 1836. Bd. X. S. 641—741) veröffentlichte Arbeit seiner Geschichte der Botanik (4 Bde. Königsberg 1857) ein.

[3] K. Jessen, Botanik der Gegenwart und Zukunft. Leipzig 1864.

[4] E. Meyer, Geschichte der Botanik. Bd. IV. S. 28.

Digitized by Google

„Selten," so sagt er, „war Jemand eines Denkmals würdiger auch im Sinne als Naturforscher." [1] — Doch gehen wir an die Quellen selbst, um uns von der Richtigkeit dieser Lobsprüche zu überzeugen.

Die einzig richtige Methode der Naturforschung fand Albert in den Schriften seines großen Lehrmeisters, des Stagiriten, an vielen Orten mit aller wünschenswerthen Klarheit und Schärfe erörtert. Die Lehre von der doppelten Erkenntnißquelle: dem Denkvermögen, das uns die allgemeinen Begriffe und Grundsätze vermittelt, und den Sinneswahrnehmungen, durch welche wir die Einzeldinge erfassen, gehört zum eigentlichen A B C, wie der aristotelischen, so auch der scholastischen Philosophie. „Die Speculation," so sagt Albert in der Einleitung zu seiner speciellen Botanik, „beschäftigt sich nicht mit den Einzeldingen. Nur durch die Erfahrung erhalten wir Kenntniß von denselben, da die reinen Vernunftschlüsse nicht über dieselben belehren können." [2] Deßhalb erklärt er weiter: „Was ich hier (über die verschiedenen Pflanzenarten) mittheile, habe ich theils selbst beobachtet, theils solchen Schriftstellern entlehnt, von denen ich die Überzeugung hatte, sie brächten nur das vor, was sie durch die eigene Erfahrung bestätigt fanden. Denn die Beobachtung allein kann uns in dieser Art von Untersuchung Gewißheit geben." [3] An einer andern Stelle sagt er einfach: „Kein logischer Schluß kann Geltung haben, wenn er der Erfahrung (der Sinneswahrnehmung) widerstreitet. Ein Grundsatz, welcher mit der experimentellen Sinneswahrnehmung nicht übereinstimmt, ist in Wirklichkeit nicht ein Grundsatz, sondern ein Verstoß gegen einen Grundsatz." [4]

Daß es Albert mit der Beobachtung, auf welche er seine Naturwissenschaft gründen wollte, ernst nahm, zeigt ein Ausspruch des Hippokrates, auf welchen er sich beruft: „Um diese Beobachtung so anzustellen, daß alle Täuschung ausgeschlossen werde, ist viel Zeit nothwendig. Dazu genügt nicht, sie nur auf eine Weise anzustellen; sie muß vielmehr unter den verschiedensten Umständen wiederholt werden, damit die wahre Ursache der Erscheinung mit Sicherheit festgestellt werde." [5] — Andererseits ver-

---

[1] „Die Natur", 1880, Nr. 11, S. 139. — Vgl. über Alberts Verdienste um die Naturwissenschaften auch Zöckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Gütersloh 1877. S. 347 ff.

[2] Ed. Jammy, De veget. et plantis l. 6. tr. 1. c. 1. t. 6. p. 430.

[3] Ed. Jammy, l. c.

[4] Ed. Jammy, Physic. l. 8. tr. 2. c. 2. t. 2. p. 339.

[5] Ed. Jammy, Ethic. l. 6. tr. 2. c. 25. t. 4. p. 250.

Digitized by Google

langte Albert aber auch von dem Naturforscher, daß er nicht bei der Kenntniß der einzelnen Phänomene stehen bleibe, sondern durch dieselben zu den ihnen zu Grunde liegenden Kräften und Gesetzen vordringe: „Die Naturforschung besteht nicht darin, daß man das von Andern Mitgetheilte leichtgläubig nacherzählt, sondern daß man die in den Naturerscheinungen sich offenbarenden Kräfte erforscht.“ [1] — Auch über die Wahl seiner Gewährsmänner war er sich ganz klar. „Wenn es sich um Glaubens- oder Sittenlehren handelt,“ sagt er irgendwo, „so verdient der hl. Augustinus mehr Glauben als die Philosophen, falls sie anderer Meinung sein sollten; ist aber von der Arzneikunde die Rede, so würde ich einem Galen oder Hippokrates mehr Glauben beimessen; auf dem naturhistorischen Gebiete endlich gilt mir Aristoteles mehr als jeder Andere wegen seiner Vertrautheit mit der Natur.“ [2] Immerhin glaubte er seinen eigenen gesunden Sinnen noch mehr als dem Stagiriten; weßhalb er die Behauptungen desselben unbedenklich nach seinen eigenen Beobachtungen verbesserte [3].

Dieß Alles war aber bei Albert nicht etwa leere Theorie, nein, es waren auch die Gesetze, welche seine Arbeit leiteten. An zahlreichen Stellen seiner Werke erwähnt er die von ihm angestellten Beobachtungen. Er hatte wirklich jenes eigenthümliche Auge des Naturforschers, das immer nach den Wundern der Schöpfung ausspäht, sie wie instinktiv auch dort wahrnimmt, wo das profane Auge nur Alltägliches erblickt. Als er in Köln den Schrein der heiligen drei Könige betrachtet, hindert ihn seine Frömmigkeit nicht, an demselben einen Onyx von bedeutender Größe wahrzunehmen, dessen eigenthümliches Colorit ihn sehr interessirt [4]. Auch bei Tisch beim Austernessen macht er seine Beobachtungen [5]. In seinem großen Werke „über die Thiere“ bemerkt er, nachdem er die verschiedenen Sagen über die Fortpflanzung der Fische angeführt: „Ich glaube, daß von Allem diesem Nichts wahr ist; denn ich habe selbst fleißige Beobachtungen angestellt und die ältesten Fischer am Meere und an den Flüssen darüber befragt“ [6], worauf er das Re-

---

[1] Ed. Jammy, De mineral. l. 2. tr. 2. c. 1. t. 2. p. 227.

[2] Petrus de Prussia, Vita B. Alberti. ed. Antverp. 1621. cap. 43.

[3] Ed. Jammy, Meteor. l. 3. tr. 4. c. 11. t. 2. p. 128.

[4] Ed. Jammy, De mineral. l. 2. tr. 3. c. 2. t. 2. p. 239. — Ja er untersucht ihn sogar. „Probavi autem quod non est vitrum, sed lapis.“

[5] L. c. l. 2. tr. 2. c. 11. t. 2. p. 234.

[6] Ed. Jammy, De animal. l. 5. tr. 1. c. 1. t. 6. p. 177.

Digitized by Google

sultat seiner Beobachtungen und Erkundigungen mittheilt. An einer andern Stelle erzählt er, wie er zum Zwecke zoologischer Untersuchungen in's Meer hinausfuhr und dann am Strande einer Insel mit eigenen Händen zehn bis elf verschiedene Arten blutloser Meerthiere sammelte[1]. — Mit der solchen Naturfreunden eigenthümlichen Naivität fügt er häufig der Beschreibung der verschiedenen Gegenstände bei, daß er dieselben selbst gesehen oder gar selbst in seiner Sammlung besitze[2]. Ja er ist als Sammler bekannt, und man trägt ihm daher alles Auffällige zu. So macht ihm ein Prinz von Castilien eine merkwürdige Muschel zum Geschenk, welche sein Koch in einem Fische gefunden. Man wußte also, welche Freude dem großen Lehrer der Theologie ein solcher Fund bereitete[3].

Bei vernünftiger Beachtung der Zeitverhältnisse wird sich Niemand wundern, wenn Albert trotz dieser seiner richtigen Forschungsmethode nicht selten Resultate seiner Untersuchungen mittheilt, die uns bei dem jetzigen Stand der Naturwissenschaften ein Lächeln entlocken müssen. Sehr richtig ist, was E. Meyer über diese Mängel und überhaupt zur Beurtheilung der Leistungen Alberts bemerkt: „Stoßen wir auf allerlei sonderbare, jetzt fast kindisch erscheinende Theorien, so bitte ich, die vielen gelungenen Partien dagegen auf die Wagschale zu legen und vor Allem des Zeitalters nicht zu vergessen. Noch fehlten die beiden wichtigsten Mittel zur Erforschung der Pflanzennatur — wir könnten hinzusetzen: der Natur überhaupt — das Mikroskop und die Chemie; noch fehlte der Hauptschlüssel zur Ergründung aller Naturphänomene: die Kunst des Experimentirens. Zieht man ab, was die Botanik diesen drei mächtigen Werkzeugen verdankt, so wird wenig übrig bleiben, was Albert

---

[1] Ed. Jammy, l. c. l. 4. tr. 1. c. 1. t. 6. p. 153. — Selbst als Bischof von Regensburg beobachtet er auf seinem Schlößchen Donaustauf (in villa mea super Danubium) die Fische (l. c. l. 7. tr. 1. c. 6. t. 6. p. 224). Carus (Geschichte der Zoologie. München 1872. S. 224) will aus dieser Villa Lauingen machen. — So benützt er auf seinen Reisen auch eine Gelegenheit, um Metallgruben zu untersuchen (l. c. De mineral. l. 3. tr. 1. c. 1. t. 2. p. 244).

[2] Ed. Jammy, De mineral. l. 2. tr. 2. c. 3. t. 2. p. 229 . . . „talem (carbunculum) ego vidi." L. c. c. 4. t. 2. p. 230: „Et hunc lapidem mihi ab uxore illius nobilis praesentatum cum capite serpentis ejusdem ego habui."

[3] Es war in Paris in den Jahren 1245—1248. „. . . quam (concham) ad me memoratus nobilis fecit causa dilectionis [adportari]. . . . Hanc autem concham ego multo tempore habui et multis ostendi et postea eam misi pro munere in Teutoniam cuidam" (De mineral. l. 2. tr. 3. c. 1. t. 2. p. 238. 239).

Digitized by

nicht ebenso gut oder besser gesehen und gedeutet hat, wie die meisten seiner Nachfolger für lange Zeit." [1]

Gehen wir nun noch auf die einzelnen naturwissenschaftlichen Werke Alberts genauer ein. Dieselben füllen in der Lyoner Gesammtausgabe drei große Folianten [2].

Da seine Botanik, die Libri 7 de vegetabilibus et plantis, einen besonders eifrigen Bearbeiter gefunden hat, so wollen wir mit ihr beginnen. — Bekanntlich sind die beiden Bücher, welche Aristoteles „über die Pflanzen" geschrieben, sehr bald nach seinem Tode verloren gegangen. Doch besaß Albert ein gleichfalls aus zwei Büchern bestehendes Werk, welches im Mittelalter allgemein dem Stagiriten zugeschrieben wurde. In Wirklichkeit jedoch war es von Nikolaus von Damascus griechisch verfaßt [3], mit den ächten aristotelischen Werken in's Syrische, aus dem Syrischen in's Arabische und endlich aus dem Arabischen von Alfred von Sarchel (Anglicus) vor 1250 in's Lateinische übertragen worden [4]. Diese Arbeit befriedigte jedoch Albert sehr wenig; deßhalb setzte er an die Stelle der zwei kleinen Bücher des Nikolaus sieben ziemlich umfangreiche. — Zur allgemeinen Charakterisirung dieser botanischen Schrift Alberts bemerkt E. Meyer [5]: „Alle Schriftsteller, die von den Pflanzen handelten, von Theophrastos bis auf Albert, sie selbst ausgenommen, sind im Grunde gar keine Botaniker und dienen uns in der Geschichte der Botanik nur als Verbindungsglieder zur Ausfüllung der ungeheuren Lücke zwischen jenen. Sie allein in diesem ganzen Zeitraum machten das Pflanzenreich seiner selbst wegen zum Gegenstande ihrer Forschungen, nur sie schrieben wahrhaft wissenschaftliche Botanik. Der Erste, der nach Albert ein Werk der Art zu liefern wenigstens versuchte, ohne sich jedoch nur von ferne ihm gleichstellen zu können, war

---

[1] E. Meyer, Geschichte der Botanik. Königsberg 1857. Bd. IV. S. 39.

[2] Ed. Jammy. Bd. II enthält die größeren physikalischen Abhandlungen: ll. 4 de coelo et mundo, ll. 2 de generatione et corruptione, ll. 4 de meteoris, ll. 5 de mineralibus. — Bd. V umfaßt die kleineren physikalischen Arbeiten (parva naturalia). — Bd. VI gibt das Opus insigne de animalibus ll. 26.

[3] Vgl. Nicolai Damasceni De plantis ll. 2, Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad Cod. Mss. fidem recensuit E. Meyer. Lipsiae 1841.

[4] Vgl. F. Wüstenfeld, Die Übersetzungen arabischer Werke in's Lateinische seit dem 11. Jahrhundert. Göttingen, Dieterich, 1877. S. 85 ff.

[5] E. Meyer, Geschichte der Botanik. Königsberg 1857. Bd. IV. S. 78.

Digitized by Google

beinahe drei Jahrhunderte später Ruellius[1]; der Erste, dem der Versuch, ihm gleichzukommen, gelang, der noch 50 Jahre jüngere Cesalpini."[2] Ja einzelne Leistungen Alberts blieben noch länger unübertroffen. So fragt E. Meyer an einer andern Stelle: „Sollte wohl in den fünf Jahrhunderten nach Albert bis auf Linné etwas Besseres — wenn auch theilweise Unrichtiges dabei vorkommt — über den Pflanzenschlaf gesagt sein?"[3]

Das Werk zerfällt in drei Theile. Die ersten fünf Bücher enthalten die generelle, das sechste die specielle und das siebente die ökonomische Botanik. Das erste Buch untersucht zunächst das Leben der Pflanzen im Allgemeinen, weist dasselbe nach, bestimmt es näher, indem es ihm die Sinneswahrnehmung abspricht und über den Schlaf und die Geschlechtlichkeit der Pflanzen uns belehrt. Im zweiten Buch behandelt Albert die Stoffe, aus welchen sich die Pflanze aufbaut: ihre Nährstoffe und sodann die Ernährungsorgane. Hierauf erwähnt er die Haupteintheilung der Pflanzen in Bäume, Sträuche, Stauden, Kräuter, Pilze; bespricht die Stabilität und den Wechsel dieser Arten. Endlich zergliedert er noch die Pflanze in ihre Haupttheile, welche er einzeln beschreibt — die integrirenden wesentlichen Theile: den Nahrungssaft und seine Elemente; die organischen Glieder: Knoten, Wurzel, Saftwege, Mark, Rinde; die Similarglieder: das Holz und bei den krautartigen Gewächsen das Fleisch. In Betreff mancher dieser Theile macht er die zutreffendsten Bemerkungen. Den Schluß bildet die Untersuchung der zufälligen Eigenschaften: der Gestalt und Farbe, und der accidentellen Theile: der Blätter und Blüthen; worauf den Früchten und Samen das dritte Buch gewidmet ist. Das vierte behandelt die Beeinflussung der Pflanze durch ihren Standort, wo unter Anderem auch einige Parasiten trefflich beschrieben werden. Hieran schließt sich die Schilderung der Dornen und Stacheln, jener als Erzeugnisse des Holzes, dieser als Erzeugnisse der Rinde. Im fünften Buch finden wir allerlei Angaben über das Verhalten der Arten zu einander.

Beachtenswerth ist die Bemerkung, mit welcher E. Meyer, unser Gewährsmann, seine Übersicht über diesen Theil beschließt: „Das ist Alberts generelle Botanik, die erste ihrer Art. Was Albert vorfand, die zwei Bücher des Nikolaus, störte ihn mehr in seinem eigenen, streng systematischen Gange, als es ihn förderte, und nach ihm verstrichen Jahrhunderte, bevor ein zweites, dem seinigen nur entfernt vergleichbares Werk erschien. Und noch dazu: die

---

[1] Johann Ruellius, geb. in Soissons 1474, starb als Canonicus in Paris 1537. Vgl. über ihn E. Meyer a. a. O., Bd. IV. S. 249.

[2] Vgl. über ihn J. Sachs, Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860. München 1875. S. 45.

[3] E. Meyer a. a. O. S. 43. — Freilich J. Sachs a. a. O. S. 15 spricht von „den ebenso weitschweifigen als gedankenarmen Schriften des Albertus Magnus". Ein bequemes Mittel, um rasch an 165 Folioseiten vorbeizukommen!

Digitized by

Fehler seines Werkes verschuldet sein Jahrhundert, die Vorzüge desselben gehören ihm allein."[1]

Das sechste Buch enthält die specielle Botanik. Albert führt in alphabetischer Ordnung eine große Anzahl Pflanzen auf, indem er jedem Namen eine mehr oder minder eingehende Beschreibung der betreffenden Pflanze folgen läßt. „In vielen dieser Schilderungen tritt die Schärfe seiner Beobachtung überraschend hell an's Licht."[2] Wo seine eigene Anschauung nicht ausreicht, benützt er vorzüglich den Kanon des Avicenna, der überhaupt neben Nikolaus eine Hauptquelle seines Werkes ist. Leider erweist sich aber der arabische Philosoph als einen recht unzuverlässigen Gewährsmann in botanischen Fragen.

Die das siebente Buch füllende ökonomische Botanik behandelt die Beeinflussung der Pflanzen durch Cultur und Kunst. Diese Beeinflussung geschieht vorzüglich durch die Ernährung (das Düngen), die Bearbeitung des Bodens, das Säen und das Pfropfen. Jede dieser Arten der Cultivirung wird eingehend besprochen. Der Satz, den Albert an die Spitze seiner Erörterung stellt: „woraus die Pflanze besteht, das muß ihr durch den Ernährungsproceß von Außen zugeführt werden", wurde auch in neuerer Zeit mit besonderem Nachdrucke wieder geltend gemacht.

Diese wenigen Andeutungen dürften genügen, um zu zeigen, mit welchem Rechte E. Meyer — im Gegensatze zu J. Sachs — „von einem Reichthum an Gedanken und Beobachtungen"[3] spricht, welchen Alberts Werk enthalte. — Zum Schlusse heben wir noch einmal hervor, daß, wenn Albert, wie gesagt wurde, die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der Botanik ist von Theophrast bis Cesalpini, dieß sein eigenstes Verdienst ist, zu dessen Erwerbung ihm Aristoteles außer der allgemeinen naturwissenschaftlichen Schulung keine besondere Vorarbeit bot.

In der Zoologie ist Albert durch eine Schrift vertreten, welche sein Werk über die Pflanzen an Umfang weit übertrifft. Dieselbe wird gebildet durch seine Libri 26 de animalibus und füllt einen Foliband von 684 Seiten. Hier standen ihm mehrere bedeutende Arbeiten des Stagiriten zur Verfügung. Avicenna hatte nämlich drei zoologische Werke des Aristoteles: die zehn Bücher der Thiergeschichte[4], die vier Bücher über die Theile und die fünf Bücher über die Zeugung der Thiere[5] in eine große Sammlung vereint. Diese 19 Bücher wurden

---

[1] E. Meyer a. a. O. S. 64.

[2] E. Meyer a. a. O. S. 66.

[3] E. Meyer a. a. O. S. 77.

[4] Περὶ τὰ Ζῷα ἱστορία. — Das zehnte Buch wird nun allgemein von den Kritikern als unecht bezeichnet.

[5] Περὶ Ζῴων μορίων. — Περὶ Ζῴων γενέσεως. — Vgl. E. Zeller, Die Philosophie der Griechen. II. Thl., 2. Abth., 3. Aufl. Leipzig 1879. S. 92. 98.

Digitized by Google

zunächſt aus dem Arabiſchen in's Hebräiſche überſetzt und ſodann, ſei es, wie Wüſtenfeld will, aus dem Hebräiſchen, ſei es, wie Jourdain behauptete, aus dem Arabiſchen durch Michael Scotus vor 1230 in Toledo in's Lateiniſche übertragen [1]. Nach ſeiner gewohnten Methode hat Albert dieſe ariſtoteliſche Zoologie faſt vollſtändig in ſein eigenes großes Werk verwoben. Dieſe erſten 19 ariſtoteliſchen Bücher enthalten eine ausführliche Anatomie und Phyſiologie. Was die Methode der Unterſuchung betrifft, ſo geht der Verfaſſer von dem Menſchen „als dem vollkommenſten, organiſch-ſinnlichen Weſen aus, um dann den Bau der Thiere mit jenem des menſchlichen Körpers zu vergleichen“ [2]. Hierauf fügt Albert noch ſieben weitere Bücher bei. In dieſen behandelt er zunächſt im 20. die allgemeinen Beziehungen des thieriſchen Körpers, gibt ſodann im 21. nach den Vollkommenheitsgraden eine Art Eintheilung, worauf die Thiere einzeln, und zwar innerhalb der größeren Gruppen alphabetiſch geordnet, beſchrieben werden. So enthält das 22. Buch nach dem Menſchen die vierfüßigen Thiere, das 23. die Vögel, das 24. die Waſſerthiere, das 25. die Schlangen, das 26. die kleinen blutloſen Thiere [3].

Zur Beurtheilung dieſer Zoologie Alberts hören wir Carus, deſſen Beſprechung unſeres Werkes freilich bei Weitem nicht jene genaue Kenntniß desſelben verräth, welche wir bei Meyer in Bezug auf Alberts Botanik wahrnehmen. Derſelbe bezeichnet freilich zunächſt das von Blainville, Pouchet und Sighart der Arbeit Alberts geſpendete Lob — wie es auch ſchon Meyer Pouchet gegenüber gethan hatte — als enthuſiaſtiſch, ſagt aber andererſeits wieder: „Albert, welchem der Zuname des ‚Großen‘ bereitwillig zugeſtanden werden kann, iſt jedenfalls die bedeutendſte literariſche Erſcheinung auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften im 13. Jahrhundert.“ „Sein Hauptverdienſt liegt aber wohl weniger in den erſten ſchüchternen Verſuchen eigener Beobachtungen, ſondern vielmehr darin, daß er den Ariſtoteles als Naturphiloſoph und zoologiſchen Lehrmeiſter wieder hingeſtellt und darauf hingewieſen hat, wie man die Natur anſehen ſoll. Daß er dann ſelbſt dieſen Lehren nicht überall gefolgt iſt, thut ihm im Ganzen wenig Abbruch.“ [4]

---

[1] F. Wüſtenfeld, Überſetzungen arabiſcher Werke. S. 100 ff.

[2] Ed. Jammy, De animalibus l. 1. tr. 1. c. 1. t. 6. p. 2.

[3] Vgl. Buhle, De fontibus, unde Albertus M. ll. 26 animalium materiam hauserit, in den Comment. Societatis Regiae Goettingensis. t. 12. pp. 94. 1793. Berichtigungen hierzu gab Jourdain, Recherches, l. c. p. 358. — Bormans will in den Bulletins de l'Académie Royale Belge. Bruxelles 1852. t. 19. p. 132 bewieſen haben, daß Albert für die letzten fünf Bücher das bis jetzt unedirte Werk De naturis rerum ſeines Schülers Thomas von Cantimpre ſtark benutzt habe.

[4] V. Carus, Geſchichte der Zoologie. München 1872. S. 224. 236.

Digitized by Google

Diese Beschuldigung kann sich wohl nur auf die Sonderbarkeiten beziehen, welche Albert nicht selten auf die Auctorität anderer Forscher, zuweilen als das Resultat seiner eigenen unvollkommenen Beobachtungen, mittheilt. Doch hierin können wir kein Aufgeben seiner Grundsätze finden, sondern nur eine durch die Zeitverhältnisse bedingte mangelhafte Anwendung derselben. Der Schatz der Beobachtungen war eben noch gering und die Hilfsmittel zu genaueren Untersuchungen fehlten noch gänzlich. Albert erweist sich in seiner Zoologie ebenso gut wie in seiner Botanik als fleißigen und selbständigen Beobachter. Überall, wohin ihn seine Reisen führen, hat er, wie oben bemerkt, ein offenes Auge für die Natur. Denn auch auf diesem Gebiete beschränkt sich das Verdienst Alberts nicht etwa auf die Repristination des aristotelischen Wissens — wodurch allein er sich schon eine hervorragende Stellung in diesem Fache gesichert haben würde —, nein, er führte auch das vom Stagiriten begonnene Werk mit eigener Kraft ein ansehnliches Stück weiter [1].

Nicht minder bedeutend sind, wie besonders Humboldt [2] und Peschel [3] nachgewiesen haben, die Leistungen Alberts in der Erdkunde. Hierher gehören zunächst seine Libri 4 Meteorum, eine Bearbeitung der gleichnamigen aristotelischen Schrift, und seine Abhandlung Liber 1 de natura locorum, ein geographisches Handbuch, dem eine uns unbekannte pseudoaristotelische Arbeit zu Grunde liegt. Auch hier genügt es eben wieder, daß einige vorurtheilslose Forscher die einschlägigen Werke des 13. und 14. Jahrhunderts zur Hand nahmen, um sie das Unrecht erkennen zu lassen, welches bislang die Unkenntniß der bezüglichen Literatur an dem Rufe der Blüthezeit der ältern Scholastik begangen hat. Von den Forschern dieser Periode sprechend, sagt Peschel: „Es ergießt sich im 13. Jahrhundert aus jenen neu erschlossenen Belehrungsquellen (den aristotelischen Schriften) ein helles Licht über die Schriften der sogen. Scholastiker. Unter ihnen haben vorzüglich drei Geistliche unsere Wissenschaft (die Erdkunde) kräftig gefördert: Albert der Große, ein Deutscher, Roger Bacon, ein Brite, und Vincenz von Beauvais, ein Franzose. Nur leichtfertige Beurtheiler konnten die Verdienste der Scholastiker herabsetzen; wer dagegen in der bangen Zeit vor ihnen die beinahe gänzliche Verfinsterung des hellenischen Wissens inne geworden ist,

---

[1] Eine Menge solcher Beobachtungen finden sich in der die letzten sechs Bücher umfassenden speciellen Zoologie. — Vgl. auch Archiv der Naturgeschichte, Jahrg. 24, Bd. I. v. Martens, Über die von Albertus M. erwähnten Landthiere. — Jahrg. 33, Bd. I. Zusätze von K. Jessen.

[2] A. de Humboldt, Examen critique de la Géographie.

[3] O. Peschel, Geschichte der Erdkunde. 2. Aufl. von Ruge. München 1878. S. 198—247.

Digitized by Google

der begrüßt mit einem Gefühle der Erlösung in ihren Schriften die wieder gefundene Sprache des Hipparch. Hätten jene mittelalterlichen Lehrer nichts anderes geleistet, als das alte hellenische und das neue arabische Wissen zu verbreiten, sie müßten uns schon ehrwürdig erscheinen als die Urheber aller späteren Fortschritte; doch werden wir zeigen, daß auch ihre selbständigen Leistungen uns das beglückende Schauspiel einer beschleunigten Entwicklung gewähren." [1]

Dieses sein Urtheil begründet sodann der Verfasser durch eine Menge interessanter Bemerkungen, welche er den Werken jener Gelehrten entnimmt. Beschränken wir uns auf einige Albert angehörige. Jene Behauptung Roger Bacons von dem geringen Abstande zwischen der spanischen Küste und dem äußersten Osten Asiens, welche auf Columbus einen so bestimmenden Einfluß ausübte, ist Albert entnommen. Er hat zuerst diese Anschauung ausgesprochen, welche zur Entdeckung Amerika's führte [2]. Schon er berichtet, daß abwechselnd Theile der Ländermassen unter Wasser versinken und andere wieder aufsteigen, was die neuere Geologie bestätigt [3]. „Daß die größere oder geringere Erwärmung der Erdräume von den größeren oder geringeren Einfallswinkeln der Sonnenstrahlen abhänge oder mit den wachsenden geographischen Breiten abnehme, daß man also auf der nördlichen Erdkugel die wärmeren Länder im Süden zu vermuthen habe, wird am klarsten von Albert dem Gr. entwickelt. Auch widerlegt er sehr glücklich den alten Irrthum, daß zwischen den Wendekreisen ein versengter Erdgürtel liegen soll." [4] — „Unser Staunen steigert sich aber noch, wenn Albert uns über den Einfluß belehrt, welchen die Achsenrichtung der Gebirge auf die örtlichen Klimate in Europa auszuüben vermag." [5] Er wagt, die nördliche Verbreitungsgrenze des Weizens am 50. Breitegrad zu suchen [6].

Wir erkennen aus dem Gesagten, welche Höhe die Kosmographie, sowie die eigentliche Erdkunde durch Albert wieder erreichte. Wie überall, so sehen wir ihn auch hier nicht nur das vorliegende Material mit größtem Fleiße zusammentragen, sondern überdieß dasselbe kritisch sichten und selbständig ergänzen. — Es würde uns zu weit führen, wollten wir in ähnlicher Weise Albert auch auf die übrigen Gebiete der Naturwissenschaft folgen. Wir hätten dann noch seine Bedeutung als Mineralog aus seinem Liber de mineralibus, als

---

[1] O. Peschel a. a. O., 1. Abth., S. 198.

[2] Ed. Jammy, De coelo et mundo l. 2. tr. 4. c. 11. t. 2. p. 146. — Peschel a. a. O. S. 202. 247.

[3] Ed. Jammy, Meteor. l. 2. tr. 3. c. 2. t. 2. p. 55. — Peschel a. a. O. S. 221.

[4] Ed. Jammy, Meteor. l. 3. tr. 1. c. 29. t. 2. p. 80. — Peschel a. a. O. S. 224. Ferner De natura locorum tr. 1. c. 6. t. 5. p. 270. — Peschel a. a. O.

[5] Ed. Jammy, De natura locorum tr. 1. c. 13. t. 5. p. 278.

[6] Ed. Jammy, De natura locorum tr. 2. c. 1. t. 5. p. 279.

Digitized by Google

Astronom aus den Libri 4 de meteoris und dem Speculum astronomicum nachzuweisen, könnten vielleicht auch noch mit H. Kopp[1] auf seine chemischen Kenntnisse aufmerksam machen.

Unsere freilich unvollständige Darstellung der naturwissenschaftlichen Verdienste Alberts glauben wir mit den Worten schließen zu können, mit welchen Peschel sein Kapitel über die Erdkunde der Scholastiker endet, indem wir dabei das im Allgemeinen über diese Forscher Gesagte besonders auf Albert anwenden. „Diese Überschau ihrer Leistungen wird wohl hinreichen, die Scholastiker von dem Vorwurfe eines knechtischen Auctoritätsglaubens zu retten. Es wurde damals mit gleichem Scharfsinne beobachtet und verglichen wie jetzt, nur war die Summe der Erkenntnisse sehr gering, das Geringe in schwer erreichbaren Handschriften zerstreut und endlich die Mittel, den Irrthum von der Wahrheit durch sinnliche Beweise zu trennen, nicht in der Übung oder noch öfter gar nicht ausführbar. Jedenfalls waren es Jahrhunderte, die auf Hohes vorbereiteten. Der Zeit nach aber steht an der Spitze dieser geistigen Bewegung Albert von Bollstädt, Bischof von Regensburg, dem seine dankbaren Nachkommen den Beinamen des Großen gegeben haben."[2]

Bekannt ist der Ausspruch Johanns von Beka (c. 1346): Albertus magnus in magia, major in philosophia, maximus in theologia[3]. Derselbe beweist, daß auch jene Zeit an Albert besonders die Universalität seines Wissens anstaunte. Doch die hier ausgedrückte Steigerung ist nicht zutreffend. So hervorragend auch Alberts Leistungen in der Theologie waren, so war doch sein Auftreten auf diesem Gebiete nicht so epochemachend wie auf dem der philosophischen Forschung. Freilich haben wir es in Alberts dogmatischen Werken nicht mehr mit einer bloßen Sammlung von Väterstellen und einem schüchternen Versuch eines Ausgleichs derselben zu thun, nein, er erhebt sich bereits hoch über den

---

[1] H. Kopp, Geschichte der Chemie. Braunschweig 1843—1847. 4 Bde. — „In Deutschland," so urtheilt dieser Auctor, „ist Albert von Bollstädt der erste für die Chemie bedeutende Gelehrte, den dieses Land aufzuweisen hat" (Bd. I. S. 60). Sein Urtheil begründet der Verfasser durch eine Menge interessanter Notizen, welche er dem Libellus de Alchymia und einer Schrift De rebus metallicis et mineralibus libri 5 entnimmt. Doch müßte vor Allem die Auctorschaft Alberts in Bezug auf diese beiden Abhandlungen nachgewiesen werden. Erstere Schrift wird Albert von Vallerletanus (c. 1413) und Pignon (c. 1434) zugeschrieben.

[2] Peschel a. a. O. S. 228.

[3] Jo. de Beka, Chronicon Episcoporum Ultrajectens. et Comitum Hollandiae. Frankerae 1612.

Digitized by Google

Lombarden und seine nächsten Nachfolger. Aber zum wenigsten ist Albert nicht der einzige Auctor, in dessen Schriften sich um jene Zeit dieser Aufschwung zeigt. Schon vor ihm hatte der berühmte Franciscaner Alexander von Hales diese Höhe erreicht. Die Frage, in welchem Maße Albert die Summe Alexanders für seinen vier Foliobände füllenden Commentar zum Lombarden und seine unvollendete Summe verwerthete, ist noch nicht hinlänglich untersucht. Jene Erklärung der Sentenzen war wohl aus den Vorlesungen erwachsen, welche er zwischen c. 1230 und 1245 in den verschiedenen deutschen Ordensconventen hielt. Erst während seines Pariser Aufenthaltes (1245—48) konnte Albert von der Arbeit Alexanders Einsicht erhalten, da dieser sein Werk 1245 bei seinem Tode unvollendet hinterließ. Es mußte also Albert schon den größten Theil seines theologischen Materials unabhängig von dem großen Franciscaner zusammengetragen haben, und er konnte die Summe desselben nur bei einer späteren Redaction seines Commentares sich zu Nutzen machen. Größeren Einfluß könnte Alexander auf die Summa theologiae ausgeübt haben, welche Albert erst in späterer Zeit begann und nur zur Hälfte vollendete[1]. Die Leistungen dieser beiden ersten Repräsentanten der Blüthezeit der scholastischen Theologie fügen sich übrigens organisch zusammen, um ihrem noch größeren Nachfolger: dem Aquinaten, die Erreichung des Höhepunktes der Entwickelung zu ermöglichen. Thomas nahm das Gute Beider in sich auf, läuterte und verstärkte es durch seine eigene Geisteskraft. Leider sind die nöthigen Untersuchungen noch nicht angestellt, welche uns den Antheil Alexanders und des seligen Albert an der Summe des englischen Lehrers näher bestimmen ließen.

Sind auch die dogmatischen Leistungen des Seligen nicht so epochemachend wie seine philosophischen Schriften, nicht so weithin die Jahrhunderte überragend wie seine naturhistorischen Abhandlungen, so gehören sie doch der classischen Periode dieser Wissenschaft an und übten auf den Entwicklungsgang derselben einen nur zu häufig unterschätzten Einfluß aus.

Ein anderer Theil des theologischen Wissens Alberts ist in seinen exegetischen Schriften niedergelegt. Dieselben nehmen in der

---

[1] Außer dieser Summa theologiae (ed. Jammy, tom. 17. 18) haben wir von Albert auch eine Summa de creaturis (ed. Jammy, tom. 19), die, mehr philosophisch als theologisch gehalten, in etwa der Summa c. gent. des Aquinaten entspricht.

Digitized by Google

Lyoner Ausgabe fünf Foliobände (tom. 7—12) ein. — Bekanntlich darf man nicht in allen Schriftcommentaren jener Zeit eigentliche Exegese suchen. Viele dieser Erklärungen zielen viel mehr auf Erbauung der Leser ab durch ihren ascetischen, homiletischen und mystischen Inhalt, der dann nur lose mit dem heiligen Texte verknüpft ist. Dieser Art sind auch Alberts Commentare zu den Psalmen, während seine Erklärungen der kleinen Propheten und der Evangelien mehr exegetisch gehalten sind. — Freilich auch in diesen letzteren Arbeiten zeigen sich die Mängel, wie sie jener frühen noch unvollkommenen Periode biblischer Exegese eigen sind. Diese Wissenschaft hatte eben mit der speculativen Theologie nicht gleichen Schritt gehalten und konnte ihre Blüthezeit erst erreichen, als ihr in der Geschichte, Archäologie und Sprachwissenschaft die unerläßlichen Hilfsfächer zur Seite standen. Immerhin gehören Alberts Arbeiten zu den besten jener Zeit, und sie bahnten den Fortschritt an, welchen wir zumal in den Commentaren des hl. Thomas zu den paulinischen Briefen wahrnehmen. Derselbe ist so bedeutend, daß er selbst Beurtheilern wie Tholuck manche anerkennende Bemerkung entlockte.

Zunächst müssen wir bei Albert wie auch beim Aquinaten jene umfassende Vertrautheit mit dem heiligen Texte bewundern, welche sie befähigt, zur Erklärung der einzelnen Worte und Gedanken eine Fülle häufig recht passender Parallelstellen anzuführen. Da ihnen die von Hugo von St. Caro um jene Zeit verfertigte Concordanz nach der allgemeinen Annahme nicht zu Gebote stand, so war diese Erklärungsmethode nur ausführbar, wenn sie den Wortlaut der heiligen Bücher so ziemlich vollständig ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatten. — Ein Fortschritt zeigt sich in den exegetischen Arbeiten Alberts auch darin, daß bei ihm der Literalsinn allmählich über die allegorischen Deutungen den Sieg davonträgt. Denn wie noch jüngst mit Bezug auf seinen Commentar zu Joël bemerkt wurde, „bildet praktisch bei ihm der sensus literalis das erste und hauptsächlichste Object der Auslegung, neben dessen Erklärung die Tropologie nicht als gleichberechtigtes und regelmäßig durchgeführtes Element auftritt, obwohl tropologische Deutungen nicht vermieden werden. Es macht sich entschieden ein Zug zur Einheit des Sinnes fühlbar, sofern die litera immer zuerst gedeutet wird“ [1]. — Anerkennenswerth ist endlich auch die Genauigkeit, mit welcher Albert durch eingehende dialektische Unterscheidungen den Text in zahlreiche

[1] A. Merx, Die Prophetie des Joel und ihre Ausleger. Halle 1879. S. 378.

Digitized by Google

Abtheilungen und Unterabtheilungen zerlegt, wodurch oft eine Fülle inhaltsreicher Beziehungen aufgedeckt, die Gedankenverknüpfung nachgewiesen und die vollständige Durchdringung des Stoffes angeregt wird. So dürfen wir also die Commentare des Seligen zu dem Besten rechnen, was jene Zeit auf diesem Gebiete lieferte; können ihm neben dem Aquinaten den ersten Platz anweisen.

Wir unterlassen es im Interesse der Kürze, Albert als Homileten, Prediger und ascetischen Schriftsteller zu schildern, obwohl uns drei Foliobände (tom. 12. 20. 21) hierfür reichhaltiges Material liefern würden.

Denn noch erübrigt uns, Alberts Thätigkeit auf einem Gebiete zu schildern, das außerhalb des Bereiches der reinen Wissenschaft liegt, wenn es auch immer, wie ja fast alle Sphären des menschlichen Lebens, von derselben beeinflußt und in Mitleidenschaft erhalten wird.. Es eröffnet sich hier wieder eine ganz neue Seite seiner so außerordentlichen Begabung. In derselben fand sich in seltener Harmonie vereint neben der Geistesschärfe und Gedankentiefe, wie sie philosophische und theologische Speculation forderte, neben jener umfassenden Gedächtnißkraft und dem unermüdlichen Forschungstrieb, welche die Vorbedingungen des naturhistorischen Wissens sind, auch noch der klare praktische Blick, jene Empfänglichkeit für geläuterte Erfahrung und Menschenkenntniß, jene vorurtheilsfreie Ruhe und energische Charakterfestigkeit, welche zur höchsten der Künste: der Regierungskunst, befähigen. — Wie groß der Ruf dieser Befähigung Alberts war, dafür liefert uns seine Lebensgeschichte die glänzendsten Zeugnisse. Sein Orden suchte sie für sich zu verwerthen, indem er ihm die Verwaltung der weitausgedehnten deutschen Ordensprovinz übertrug; sie lenkte die Wahl Alexander' IV. auf ihn, als es sich um die Wiederbesetzung der in traurigem Verfall befindlichen Regensburger Diöcese handelte; sie endlich berief ihn zu jener außerordentlichen und so ehrenvollen Rolle, welche er mehrere Jahrzehnte in seiner zweiten Heimath: dem mächtigen, heiligen Köln, spielte.

Dank den Forschungen Ennens und Carbauns'[1] ist die Geschichte

---

[1] Letzterer veröffentlichte kürzlich zwei ausgezeichnete Monographien über Konrad von Hochstaden, nämlich dessen Biographie in der Festschrift, welche die Görres-Gesellschaft Sr. Erzbischöflichen Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Köln, Dr. Paulus Melchers, zur Vollendung seiner Kathedrale gewidmet hat, und dessen „Regesten" in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. Diese

Digitized by Google

von Alberts Wirken in Köln besonders geeignet, die Größe seiner staatsmännischen Begabung in's rechte Licht zu setzen. Die Thätigkeit, welche er hier entfaltete, kommt freilich nicht jener seiner erzbischöflichen Oberhirten gleich, von welchen viele mächtig walteten über die deutschen Gaue und das Welschland; aber wenn wir einerseits Alberts Wirken auf dem Lehrstuhl und in seiner Studirstube, sowie die Unscheinbarkeit seiner gesellschaftlichen Stellung, andererseits aber die Rolle betrachten, zu welcher ihn nichts als der Ruf seiner Begabung und sein persönliches Verdienst berief, so werden wir ihn auch als Staatsmann hoch stellen müssen.

Es war zu Anfang des Jahres 1252, daß Albert zum ersten Mal in die politischen Geschicke Kölns eingriff. Damals brachen nämlich daselbst jene heftigen Kämpfe aus, in welchen sich im 13. und 14. Jahrhundert das Bürgerthum der aufblühenden deutschen Städte politische Selbständigkeit erstritt. Eine heftige Fehde entspann sich zwischen Köln und seinem Landesherrn, dem Erzbischof Konrad von Hochstaden (1238 bis 1261). Letzterer belagerte die Stadt, ohne sie jedoch einnehmen zu können; und beide Theile erkannten, wie sehr ihre Interessen einen gütlichen Vergleich erheischten. „Man einigte sich [also] dahin, daß die vorläufige schiedsrichterliche Begrenzung der gegenseitigen Rechte und Ansprüche einem Manne übertragen wurde, dessen Weisheit, Rechtskenntniß und Gerechtigkeitsliebe einen beide Parteien befriedigenden Schiedsspruch erwarten ließ. Es war dieß der Lesemeister des Kölner Dominicanerconventes, Bruder Albertus.“ [1] — Albert war im Herbste 1248 von Paris in seine geliebte Klosterzelle nach Köln zurückgekehrt und widmete wohl einen guten Theil seiner Muße der Ausarbeitung seines großen Werkes zu den aristotelischen Schriften [2]. Der Auftrag, der ihm nun wurde, zeigt deutlich das Ansehen, welches er sich bei Fürst und Volk durch seine Lehrthätigkeit, wohl auch durch die Ausübung des Predigtamtes erworben hatte.

Es wurde festgesetzt, Albert sollte, nachdem er die vorläufigen Punk-

---

Arbeiten berichten zugleich über die Kölner Wirren und die Bemühungen des seligen Albert zu deren Beilegung.

[1] Ennen, Geschichte der Stadt Köln. Bd. II. S. 108.

[2] Einige Ausdrücke Ennens (Bd. II. S. 113) müssen fast die irrige Annahme veranlassen, als sei das Provincialat und der römische Aufenthalt Alberts dieser Vermittlung vorhergegangen, während doch jenes erst 1254 begann, dieser in die Jahre 1255/56 fällt.

Digitized by Google

tationen entworfen habe, zur Formulirung des definitiven Spruches den Cardinallegaten Hugo von St. Sabina und in dessen Verhinderung den Abt von Heisterbach als Mitschiedsrichter beiziehen. Am 23. März 1252 wurde weiter bestimmt, das Urtheil, dessen Annahme beide Parteien eidlich versprachen, solle binnen drei Wochen und einem Tage verkündigt werden. — „Albert täuschte das Vertrauen nicht, welches der mächtige Kirchenfürst und die stolze Bürgerschaft in seine Kenntnisse, seine Weisheit und seine Rechtlichkeit gesetzt hatten. Gestützt auf altes Herkommen und frühere Verträge, entwarf er die Punktationen, wie solche dem definitiven Vergleich zu Grunde gelegt werden sollten. Der Cardinal-Legat acceptirte Alberts gewissenhaften und richtigen Schiedsspruch, und im April wurde derselbe in bindende Form gebracht und vom Bruder Albert, dem Cardinal Hugo, dem Erzbischof, der Stadt und den hervorragendsten geistlichen Corporationen untersiegelt." [1]

Leider dauerte der Friede nicht lange. Die Fehde brach alsbald wieder aus, aber ebenso bald kam man am 20. März 1258 wiederum überein, das Schiedsgericht des Lesemeisters Albert aus dem Dominicanerorden anzurufen, welcher seit 1254 der deutschen Ordensprovinz vorstand. Obwohl neben ihm noch vier der angesehensten Geistlichen als Schiedsrichter bestellt wurden, so fiel doch ihm wiederum die Hauptarbeit zu. Am 28. Juni 1258 ward der Spruch verkündet. Das mit der größten Sorgfalt von Albert verfaßte Instrument war sehr umfangreich. „Durch dieses Actenstück weht," wie Ennen mit wahrer Begeisterung hervorhebt, „der tiefrechtliche, versöhnliche, conservative und systematisch geschulte Geist des großen Albertus. Zuerst sind hierin die Beschwerden und Forderungen des Erzbischofs aufgeführt, dann werden die Klagepunkte der Stadt hingestellt und zuletzt folgen die schiedsrichterlichen Entscheidungen, die bei jedem einzelnen Punkte mit genauer Prüfung des Sachverhältnisses, mit sorgfältiger Untersuchung der rechtlichen Grundlagen und mit gewissenhafter Abwehr jeder Parteilichkeit das Rechtsgebiet jeder Partei möglichst klar und genau abgrenzen." [2]

Es würde uns zu weit führen, wollten wir dieß Urtheil Ennens, mit dem dasjenige Cardauns' vollkommen übereinstimmt, durch genaueres

---

[1] Ennen a. a. O., Bd. II. S. 114.

[2] Ennen a. a. O., Bd. II. S. 136. Auf der folgenden Seite spricht der Auctor freilich von einer nicht zu verkennenden Voreingenommenheit der Schiedsrichter zu Gunsten des Erzbischofs.

Digitized by Google

Eingehen auf das interessante Actenstück begründen. Hatte dasselbe auch nicht die Kraft, fernere Zwistigkeiten zu verhüten, so war es doch durch die genauere Fixirung und feierliche Bekräftigung der städtischen Freiheiten, zumal der Handelsprivilegien und des Stapelrechtes, für die weitere Entwicklung der großen Rheinstadt von bleibender Bedeutung.

In wie hohem Grade Albert die anscheinend unmögliche Leistung gelang, durch seine schiedsrichterliche Thätigkeit eine allgemeine Befriedigung zu erzielen und das Vertrauen Aller sich zu bewahren, zeigt der Eifer, mit welchem die streitenden Parteien immer wieder ihre Klagen seinem Urtheil unterbreiteten. So vermittelte Albert am 22. März 1259 mit dem Domdechanten Goswin einen Vertrag zwischen den Städten Köln und Utrecht[1]. Ja noch am 1. März 1260 — also wenige Tage vor seinem Abgange nach seinem Bischofssitze Regensburg — brachte er die seit dem Streite von 1258 anhängige Deutzer Angelegenheit durch einen Spruch zum Abschluß[2]. Auch nach seiner Abdankung fand Albert noch häufig Gelegenheit, seine staatsmännische Begabung zur Beruhigung der nun bald durch das Auftreten einer dritten Partei nicht selten in wildem Kampfe entzweiten Stadt zu verwerthen. Um jene Zeit begannen die Zünfte den „Geschlechtern" ihre bisherige Alleinherrschaft streitig zu machen. So finden wir Albert 1265 unter den Schiedsrichtern, welche zwischen dem gewaltthätigen Erzbischof Engelbert und der Stadt eine Versöhnung zu Stande bringen sollten. — Ein ganz besonderes Verdienst erwarb er sich um das Wohl des Erzstiftes, als es ihm 1271 gelang, dem starren Sinne Engelberts die zu seiner Befreiung nöthigen Zugeständnisse zu entlocken. Dieser kriegerische Prälat wurde schon seit dem Sommer 1267 auf der festen Burg Niedeggen vom Grafen von Jülich, in dessen Land er sengend und brennend eingebrochen war, gefangen gehalten. Als alle Mittel, welche einen Ausgleich hoffen ließen, erschöpft waren, nahm man wieder seine Zuflucht zu Alberts erprobter Weisheit und Geschäftskenntniß. Und wirklich gelang es ihm, die Forderungen des Grafen und der Stadt mit den Interessen des Erzbischofs so weit auszugleichen, daß der bisher unerbittliche Kirchenfürst sich zu der nöthigen Nachgiebigkeit verstand und hiedurch seine Befreiung ermöglichte[3].

---

[1] Ennen a. a. O., Bd. II. S. 140.
[2] Ennen a. a. O., Bd. II. S. 134.
[3] Ennen a. a. O., Bd. II. S. 205 ff.; vgl. S. 188.

Digitized by Google

Nach dem Gesagten werden wir uns nicht wundern, wenn der Geschichtschreiber Kölns von dieser staatsmännischen Thätigkeit Alberts: „von der Zeit, in welcher er dem Kölner Stapelrecht gesetzliche Geltung sicherte“ [1], die eigentliche Glanzperiode des Kölner Handels datirt. Wohl aber muß es uns befremden, daß der Magistrat der großen, reichen Rheinstadt, welche Albert als seine zweite Heimath geliebt, durch den Glanz seines Wissens verherrlicht, in ihrer freiheitlichen Entwicklung und ihren mercantilen Interessen so mächtig gefördert, sich in der Feier des sechsten Centenariums von dem Stadtrathe eines kleinen schwäbischen Landstädtchens den Rang ablaufen ließ; daß Alberts Standbild als Dankeszeichen den bescheidenen Markt Lauingens zieren soll, das ihm so wenig verdankt, während Albertus de Colonia in Köln, das ihm so viel schuldet, nicht jene Anerkennung findet, welche heutzutage mit solcher Bereitwilligkeit an viel unbedeutendere Verdienste verschwendet wird. Was von privater Seite geschehen konnte, geschah und geschieht. Der städtische Archivar und Geschichtschreiber Dr. Ennen hat Alberts Wirken einige schöne Blätter gewidmet. Ein Privat-Comité wird zur würdigen Feier des 15. Novembers thun, was in seinen Kräften liegt. Dürfen wir hoffen, daß auch noch die Stadt in ihrer öffentlichen Vertretung ihrer Dankespflicht gerecht werde?

Wir glauben in dem Vorstehenden den eigentlichsten Kern von Alberts Größe, seine wunderbare Allseitigkeit, etwas in's Licht gesetzt zu haben. Ein genaueres Eingehen auf dieselbe war zur Schilderung von Alberts Wesen und Verdienst unerläßlich; es ist aber auch in rein theoretischer Beziehung höchst lehrreich. — Albert ist eine lebendige Widerlegung einer Reihe von Anschuldigungen, welche gegen die kirchliche Wissenschaft des Mittelalters erhoben zu werden pflegen, eine verkörperte Apologie der Scholastik. Der weitgehende Gebrauch, den Albert von der griechischen und arabischen Philosophie machte, widerlegt die Anklage eines blinden Auctoritätsglaubens, der Licht- und Wissensscheue. Das ausgedehnte naturhistorische Wissen, welches sich in seinem systematischen Geiste harmonisch mit einer tiefen Kenntniß der speculativen Philosophie vereinigte, beweist, was die Encyklika vom 4. August 1879 so scharf hervorhob, daß die Grundsätze der von Albert vertretenen Scholastik der Methode und den Principien der exacten Wissenschaften nicht widerstreiten. Die organische Vereinigung, in welche Albert diese beiden

[1] Ennen a. a. O., Bd. I. S. VI.

Digitized by

Hauptzweige des natürlichen Wissens mit den Glaubenswahrheiten und ihrer dogmatischen Entwicklung brachte, widerlegt die Fabel vom unversöhnlichen Zwiespalt des Glaubens und Wissens. Die staatsmännische Thätigkeit, welche er neben seiner wissenschaftlichen entfaltete, zeigt, wie wenig sein Geist durch die scholastische Schulung an Tüchtigkeit für das praktische Leben verloren hatte. — Und doch nach Allem diesem haben wir noch wohl die bedeutsamste Seite Alberts nicht berührt. Mit Recht bezeichneten die Bischöfe Deutschlands in der Bittschrift, in welcher sie zur Zeit des vaticanischen Concils um die Wiederaufnahme des Canonisationsprocesses und die Erhebung Alberts zum Kirchenlehrer baten, unsern Seligen als das Vorbild der kirchlichen Gelehrtenwelt. War er doch ein Mann, der es verstand, bei all dem blendenden Glanze hoher Gelehrsamkeit, beim Ruhme außerordentlicher staatsmännischer Leistungen die demüthig fromme Gesinnung ächter Heiligkeit zu bewahren. Er wurde daher von der Mit- und Nachwelt nicht nur als Gelehrter bewundert, als Staatsmann und Kirchenfürst gepriesen, sondern auch als Heiliger verehrt.

Franz Ehrle S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

IV. Neuere Gebirgstheorien.

Einige Ansichten aus der neueren Zeit, welche die Entstehung der Gebirge betreffen, habe ich hier nachzutragen, weil sie als Vorstufen zu einer richtigen Theorie der Tiefenkräfte gelten können[1].

Der berühmte französische Geolog Elie de Beaumont, ganz in der Zeit blühender Dampftheorien lebend, schrieb sehr Vieles, auch manch Phantastisches, über Gebirge, die er nach damaligem Brauch unter einem Ruck bis zur vollen Höhe emporschnellen ließ. Gegen Ende (1852) kam er zu der Meinung, daß die teppichartig gefalteten Gebirgsketten, wie etwa der Jura und die Alpen, an jenen Stellen der Erdrinde liegen, wo deren Breitenausdehnung durch eine von der Seite her bewirkte Zermalmung (écrasement transversal) verringert worden sei. Die

[1] Vgl. E. Sueß, Die Entstehung der Alpen. I. Abschnitt. — Naumann, Lehrbuch der Geognosie. I. 367 ff.

gewöhnlich zu beiden Seiten des Gebirges liegenden Ebenen vergleicht er mit den Backen eines Schraubstockes, welcher einen eingespannten spröden Körper zerpreßt. Diese Ansicht stellte sich der vulkanischen Theorie gegenüber, wonach in der Längenachse des Gebirges ein flüssiger Granitkeil emporquellen und die nebenan liegenden horizontalen Schichten beiderseits faltig nach außen drängen mußte. Auch wiederholte Elie de Beaumont die Überzeugung, daß die gebirgaufrichtende Kraft, die Fähigkeit der Erde, sich zu runzeln, durch seitliche Schubkraft sich wie ein Teppich in Falten zu legen, keineswegs erloschen sei, sondern bloß schlummere; die gesammte Erdrinde offenbare einen gewissen Grad von Beweglichkeit.

Wir haben es hier freilich nur wieder mit vereinzelten Bemerkungen zu thun, jedoch mit dem Resultat vielseitiger und langer Erfahrung. Da indessen viele andere, gleich ausgezeichnete Forscher beim Durchsuchen der Gebirge nicht auf die nämliche Idee kamen, sondern beim Alten festhielten, so vermochte die Ansicht von Elie de Beaumont keine wissenschaftliche Revolution hervorzubringen.

Schon vorher (1840 und 1850) hatte Konstantin Prevost eine sehr fruchtbare Idee geltend zu machen gesucht. Die Erhebungen von Gebirg und Continent sah er nicht als wirkliche Erhebungen, sondern als Folge benachbarter Senkungen an. Der Erdball werde durch Ausstrahlung von Wärme kleiner, schrumpfe zusammen, innen bei Weitem mehr als außen. Darum sinke an zahlreichen Stellen die starre Rinde dem kleiner werdenden Kern nach, um Meeresboden und Flachland zu bilden, indeß die Gebirge weniger gesunkene Linien darstellen. Aber es folge auch, daß die zu weit gedehnte Kruste auf dem schwindenden Kern nie völlig Platz gewinnen könne; sie müsse also seitlich sich bedrängen, zertrümmern, Gebirge durch Faltung emporstauen.

Viele Geologen schlossen sich dieser Meinung an. Um so wunderbarer ist die Erscheinung, daß Niemand daran dachte, aus der Prevost'schen Hypothese irgend welche Folgerungen zu ziehen, sie nöthigenfalls zu corrigiren, tiefer zu begründen, sie auf längst bekannte Thatsachen anzuwenden. Namentlich blieb die Hauptsache, der sich ergebende Seitendruck, wenig beachtet. Stillschweigend setzte man voraus, daß die Erdrinde stückweise sinke, die Klemmungen locale und wenig erhebliche seien.

Noch früher hatten Babbage (1833 und 1838) und John Herschel (1836 und 1838) die Aufmerksamkeit der Geologen auf eine

Digitized by

andere Eigenheit der Gebirge gelenkt. Diese zeigen sich nicht nur gefaltet und auf den erhabensten Theilen der Continente, sondern bergen auch ungeheure Mengen von alten Meeresniederschlägen. Ja die Natur der letzteren beweist, daß an der Stelle der späteren Gebirge öfters zuerst eine flache See, dann ein tiefer Ocean und später wieder ein seichtes Meer bestanden hat. Eine besondere Hypothese ward nothwendig. Flaches Land senkte sich muldenförmig tiefer und tiefer unter den Spiegel des Oceans, meist am Rande eines alten Continents, wodurch in der entstehenden breiten Rinne eine Unmasse von Sedimenten sich anzusammeln vermochte. Dabei gerieth die untere Seite des betreffenden Krustentheiles in so große und heiße Tiefen des Erdkerns, daß sie erweichte, abschmolz, bedeutende Schwächung erlitt. Was war natürlicher als die nun folgende Katastrophe! Die Rinne brach plötzlich der Länge nach entzwei, krystallinisches Gestein quoll aus dem Erdinnern hervor, um eine Gebirgsachse darzustellen, und preßte alle frisch gebildeten Sedimente von der Spalte weg nach außen. Diese Ansicht gibt einen wichtigen Vorgang bei der Gebirgsentstehung als Thatsache, das Einsinken von Mulden am Rande der Continente; sie liefert jedoch keine inneren Gründe, welche das Ereigniß begreiflich machen. Die Kraft, welche flaches Land muldenförmig niederdrückt, bleibt unbekannt; sie scheint ganz anderer Natur zu sein, als das einfache Sinken in der vorigen Hypothese.

Dana in Nordamerika leitet uns in das Gebiet der neuesten Forschungen hinüber. Seit vielen Jahren hat er eine allgemeinere Auffassung der Tiefenkräfte geltend zu machen gesucht und stets vervollkommnet. Zuletzt (1875) stellte er seine Beobachtungsresultate etwa in folgender Weise zusammen. Der Erdball weist die Spuren einer durch Wärmeverlust bewirkten Zusammenziehung in allen Weltgegenden auf, einer Contraction, die an der Oberfläche und wenig darunter in ihr Gegentheil, in seitliche Compression umschlägt. Dieser obere horizontale Druck schafft Gebirgsketten, zumeist an den Rändern der Continente; er scheint in einem gewissen Verhältnisse zur Größe der benachbarten Oceane zu stehen. Die oceanischen Erdrindenschollen seien folglich aus höherer Lage herabgesunken und Ursache heftiger Klemmung für die Festlandsränder. Ihre Pressung arbeitet horizontal mit geringer Neigung nach aufwärts. Es scheine ferner, als ob die Wirkungen des Horizontaldruckes durch eine besondere Spaltbarkeit des Planeten oder durch regelmäßig einander folgende Linien geringsten Wider-

Digitized by Google

standes begünstigt würden. Eine immer tiefer sich senkende Mulde neben dem Ufer des Continents sei die erste Bedingung zur Gebirgsentstehung. Da lagere sich reichliches Sediment ab. Auf der unteren Seite erfahre die Mulde eine kräftige Erweichung durch den glühenden Erdkern, so daß sie endlich dem Seitendruck nachgebe. Die Trümmer werden gegen die Bruchlinie vorwärts geschoben, oben in Falten gelegt, und müssen die Höhe des Ganzen mehren. Eine Gebirgskette könne Mulden von verschiedenem Alter umfassen, von denen eine nach der anderen dem nahen Continent als frisches Land beigefügt werde. Außerhalb, im Ocean, mögen sich neue Mulden bilden, welchen eine gleiche Umwandlung in Gebirg und Festland bevorsteht. Aber auch das Gegentheil der Mulden, Wellenrücken der Erdrinde, seien Ursache von Gebirgen. Nachdem die Steifigkeit der Kruste zugenommen und Biegungen mit Schwierigkeit erfolgen, mehren sich die Spalten und feurigen Ergüsse, deren Hebkraft zum guten Theil vom nämlichen Horizontaldruck geliefert wird. Eigentliche Quellen vulkanischer Wärme seien indessen unterirdische Feuerseen, Reste des ehemaligen allgemeinen Schmelzflusses in dem beinahe durchweg starr gewordenen Planeten.

Dana sucht hiernach die beiden vorher angegebenen Meinungen sowohl unter sich als auch mit der plutonischen Theorie von Poulett Scrope zu vereinigen. Die einzelnen seiner Beobachtungen, in so weit sie wirkliche Beobachtungen sind, haben für uns den größten Werth. Es mischen sich aber in sie viele persönliche Auffassungen und Schlüsse, die nicht Jedermann theilen wird. Weßhalb die oceanischen Schollen für sich allein und nicht auch die Festländer sinken, bleibt unbegreiflich; ebenso auch das Entstehen und Wandern der Mulden hart am Rande des Continents. Jeder Versuch, die Kräfte des Erdballs zu erklären, wird indessen auf Thatsachen von so eigenthümlicher Art, wie diese sind, ganz besondere Aufmerksamkeit verwenden müssen.

Im Jahre 1874 wies R. Mallet[1] die physikalische Möglichkeit nach, daß alle Wärme der vulkanischen Ergußmassen und Dämpfe von dem tangentialen Druck (Seitendruck) der Erdrinde herstamme, welcher sich aus dem Kleinerwerden des Planeten in Folge seiner langsamen Abkühlung ergebe. Auf das Thatsächliche ließ sich Mallet weniger ein, und so traf selbst der Nachweis der einfachen Möglichkeit auf viele Widersprüche des „Gefühls" und mißverstandener Auffassung.

---

[1] Über vulkanische Kraft. Deutsch von Lasaulx. Bonn.

Digitized by Google

Gleich darauf (1875) sammelte E. Sueß eine Menge von Thatsachen, welche die Kettengebirge als Folge eines seitlichen Druckes der obersten Erdrindenschichten erkennen lassen. Die aus seltener Kenntniß der einschlägigen Literatur hervorgegangene Schrift „Die Entstehung der Alpen" erregte in Deutschland ein ungewöhnliches Aufsehen, weil kaum irgendwo mehr als eben da vulkanische und plutonische Gebirgstheorien immer noch in voller Blüthe standen. Immer noch dachte man sich, daß die Faltung und streifenweise Anordnung der aus Sedimenten gebildeten Nebenzonen in den Alpen und übrigen großen Gebirgen einem ungeheuren Druck zugeschrieben werden müßte, welchen die aus der Tiefe sich hebende krystallinische Mittelzone gegen Nord und Süd ausgeübt hätte. Völlig räthselhaft blieben dabei die Entwicklung und das lothrechte Steigen eines solchen „Gebirgskeiles", sowie die merkwürdige Größe seiner beiderseits nach außen pressenden Wirkung, wodurch die Schichten der Nebenzonen meilenweit zurückgedrängt sein mußten. Ohne Zahl waren auch die physikalischen Widersprüche, in welche diese Anschauungsweise gerieth. Beinahe scheint es, als habe man geglaubt, von dergleichen „Nebendingen" abstrahiren zu dürfen: war das Thatsächliche einer solchen Gebirgshebung einmal fest begründet, so hatte man den Beweis, daß alle Lehrsätze der Mechanik eitel Hypothesen seien.

Einige Forscher erachteten es gleichwohl für angemessen, die hinfällige Theorie durch neu erfundene Mittel zu stützen. Die breite Zone der krystallinischen Alpen soll hiernach mit der Zeit eine Menge von Stoffen in sich hineingesaugt haben, welche sie anfänglich nicht besaß; auch brachte sie die in ihr schon vorhanden gewesenen Substanzen in andere chemische und mineralische Verbindungen, die sämmtlich größeren Raum denn zuvor einnahmen. Bekanntlich vermag man einen Todtenschädel längs seinen Nähten auseinander zu sprengen, indem man ihn mit Erbsen füllt und diese mit Wasser begießt. Zwischen dem Widerstande eines Todtenschädels und dem der felsigen Rinde des Erdballs besteht kein wesentlicher Unterschied, sondern bloß der von weniger und mehr. Quellen also im Herzen der Alpen die Steinmassen wie mit Wasser befeuchtete Erbsen, so gibt es kein Maß für die Wirkung: meilenweit weichen im Nord und Süd die nicht quellenden und darum steiferen Nebenzonen zurück, werden arg durcheinander geschoben und in Falten gelegt, so daß vielfache Reihen hochgethürmter Bergketten aufsteigen.

Digitized by Google

Zum Glück ist die Arbeit von Sueß so positiver Natur, daß er mit der Widerlegung der eben erwähnten Ansichten sich kaum befaßt. Er zeigt ganz einfach, daß alle genügend bekannten Gebirge nicht von ihrer Mittellinie nach außen, sondern der ganzen Breite nach von der einen Seite nach der andern gedrängt worden sind. Schneidet man einen auf dem Boden liegenden Teppich der Länge nach entzwei, und schiebt jedes Stück von der Schnittlinie aus mit den Händen rückwärts, so entsteht ein Alpengebirge nach der plutonischen und vulkanischen Auffassung: die faltig zurückgedrängten Stücke des Teppichs sind die Nebenzonen, und um die krystallinische Mittelzone darzustellen, hat man in die Lücke ein neues, dickes Stück einzuschalten, das eigentlich von unten her auftauchen müßte. Ein solches Gebirge ist *symmetrisch*, d. h. zu beiden Seiten der Mittellinie kehren in ihm dieselben Berg- und Thalformen nach gleichen Distanzen wieder und schwinden allmählich mit wachsender Ferne. Wenn man hingegen einen auf dem Boden ausgebreiteten Teppich, so wie er ist, mit den Händen zurückschiebt, entsteht ein kleines Alpen- oder Juragebirge von *einseitiger* Gestalt nach der Anschauung von *Sueß*, die vorher schon *Dana* geltend machte.

Auf der Landkarte betrachtet, zeigen die Kettengebirge meist eine stark hervortretende Bogenform, und Sueß ist der Meinung, daß bei ihnen allemal der Horizontalschub von der hohlen Seite nach der erhabenen gegangen sei, bei den Alpen und dem Jura nach West, Nordwest und Nord, beim Apennin zum größeren Theil nach Nordost, beim Himalaja nach Süd. Die innere oder concave Seite des Gebirges besitze eine unvollkommene, häufig gestörte Faltung und umschließe ein mächtiges Senkungsfeld, das, durch einen breiten Spalt vom Gebirge getrennt, vielfach gebrochen in die Tiefe gestürzt sei. Darum fänden sich dort gewöhnlich ganze Reihen von Vulkanen. So die erloschenen oder noch thätigen Feuerspeier an der Westküste Italiens, innerhalb des vom Apennin beschriebenen Bogens, so die ungarischen Trachytberge innerhalb des Karpathenkranzes, so die Vulkanreste bei Vicenza im Süden der Alpen. Die krystallinische Mittelzone fehle gänzlich in den kleineren Gebirgen, wie im Jura und Apennin, und könne deßhalb nicht Ursache der Gebirgserhebung gewesen sein; in den Alpen dagegen, wo sie vorhanden ist, sei sie genau, wenn schon enger, gefaltet wie das übrige Gebirge. Das Hervortreten der krystallinischen Massen sei also das Werk langdauernder Erosion, welche jene höchsten Faltenrücken am allermeisten zernagt und öfters unkenntlich gemacht habe. Weiter gegen den

Digitized by

äußeren, convexen Rand des Gebirges seien die Faltungen besonders gut ausgebildet, unvergleichlich regelmäßiger, länger, in der Gesammtheit breiter als an der concaven Seite. Wie sie vorangeschritten, erkenne man überall, wo ältere Gebirge als Hindernisse im Wege standen. Am Südende des Böhmerwaldes vermochten die vorderen Alpenzüge sich nicht regelmäßig zu entfalten, sie wichen von ihrer Richtung nach Südost zurück, wurden dem entsprechend von mächtigen Querrissen zerschnitten und schwankten erst dann nordöstlich zu den Karpathen hinüber, wo das Hinderniß umgangen war. Ebenso stauen die Bergrücken des Jura eng und hoch zusammen, wo sie sich den Vogesen und dem Schwarzwald gegenüber befinden, während sie rechts und links, wo Hindernisse nicht vorlagen, ungestört weiter dringen. Solch gebogene Formen nehmen die Wellenrücken des Meeres an, wenn eine flach auslaufende Landspitze ihrem Fortschritt hemmend entgegentritt.

Auch ist Sueß der Meinung, daß die häufige, wenn schon nicht ausschließliche Erstehung der Gebirge aus tiefen, oceanischen Mulden Thatsache sei; jedoch habe die seitliche Pressung keineswegs immer, wie Dana wollte, eine Mulde nach der andern, sondern große Breiten mit einmal gestaut. Man erkenne das an den Alpen, dem Jura, dem Apennin und den Karpathen, welche sämmtlich den nämlichen Perioden angehören. Die Bedeutung der Vulkane sei stets eine untergeordnete gewesen.

Leider müssen wir es uns versagen, auf die Einzelheiten und noch manche andere Punkte der Sueß'schen Auffassung näher einzugehen. Worauf es uns ankommt, ist der theoretische Gedanke, die Erklärung der Tiefenkräfte, welche Sueß aus seinen Betrachtungen gewinnt. Welches war die Ursache der Gebirgsentstehung?

Sueß prüft die von ihm gesammelten, öfters noch fraglichen Thatsachen „unter der einzigen Voraussetzung, daß eine ungleichförmige Contraction der Oberfläche des Planeten stattfinde". Diese Voraussetzung hält er demnach für die wahrscheinlich, wenn nicht sicher richtige Hypothese der Gebirgsentstehung.

Das Erzgebirge bildete sich nach der Darstellung von Sueß in folgender Weise aus. Unter ihm zog sich in unbekannter Tiefe die Erde nicht in verticaler, sondern lediglich in horizontaler Richtung zusammen, und dieses auch bloß nach Nordwest, senkrecht auf die Länge des Gebirges. Dicht nebenan, in Böhmen, fühlte der tiefere Boden ein solches Bedürfniß der Zusammenziehung nicht; er blieb an seiner Stelle liegen,

Digitized by Google

bewahrte die ursprüngliche Gestalt, sank jedoch etwas nieder — man weiß nicht, weßhalb. Längs dem jetzigen Steilabfall des Gebirges öffnete sich demgemäß eine Kluft von riesiger Breite und lieferte ungeheure Massen vulkanischen Gesteines, womit jene Gegenden weithin überdeckt sind. Die sächsische Scholle schrumpfte unterdessen in der Tiefe allgemach ein und zog, die Breite der Kluft immer vermehrend, ihren südöstlichen Rand nach Nordwest. Die obersten Schichten, schon längst abgekühlt, machten die freiwillige Zusammenziehung nicht mit, und so wurden sie wider ihren Willen nach Nordwest auf engeren Raum zusammengeschleppt und zum Gebirge emporgestaut.

Man versehe eine Platte von Kautschuk mit zwei gegenüberliegenden Randleisten, strecke sie quer darauf vermittelst einer Schraubenvorrichtung um die Hälfte mehr aus und überziehe alsdann die obere Fläche mit einer dünnen Schichte knetbaren Thones. Läßt man durch langsamen Rückgang der Schraube die Platte ihre ursprüngliche Gestalt wieder annehmen, so bildet sich auf ihr ein kleines Gebirge von Thon, das je nach Beschaffenheit der aufgestrichenen Masse eine andere Gestalt besitzen kann. Ein Erzgebirge in Miniatur verlangt viel Sand mit wenig Thon, damit die Faltung eine geringe, die Stauchung und innere Verschiebung eine bedeutende sei. Ein kleiner Jura bedarf wiederholte, sehr dünne Schichten äußerst biegsamer Masse; denn seine Faltungen müssen zahlreich und regelmäßig sein. Die Alpen endlich wollen eine größere Gesammtmächtigkeit der über einander gehäuften etwas steiferen Schichten.

Unter diesen drei Fällen, meint Sueß, sei die horizontale Bewegung beim Erzgebirge die tiefste gewesen; liege doch am südöstlichen Rande oberhalb der Kluft eine erstaunliche Masse vulkanischen Gesteins. Seichter war die ungeheure Bewegung der Alpen, weil die feurigen Ergüsse am Innenrande eine unwichtige Rolle spielen. Noch seichter war die horizontale Verschiebung am Jura, denn die Lossspaltung von der Flachschweiz drang nicht bis zur Region der Feuerherde hinab. Die im Norden auftauchende, im Süden niederschwankende Bewegung Skandinaviens hält der vortreffliche Geolog für eine riesige Faltung sanftester Art, für die Frucht einer wahren festländischen Contraction in sehr ansehnlichen Tiefen. Alle unsere Wahrnehmungen, so schließt er, sprechen dafür, daß seit den ältesten Perioden die oberen Zonen der Erdrinde gleich dem Gletschereise in fließender Bewegung begriffen gewesen sind, in einer Bewegung, die auch in unseren Tagen noch fortdauert. Die einen Stücke aber rücken lebhafter voran als die andern, welche nur

Digitized by Google

vergleichsweise als stilliegend betrachtet werden können und bloß wegen ihres langsameren Wanderns zu Stauhindernissen der übrigen werden. Die weniger bewegten Stücke sind ältere Erdrindenschollen, ohne mathematische Umrisse und Gesetze, doch formbestimmend für alle neuentstehenden Gebirge.

Es ist das gewiß eine großartige Auffassung der in der Tiefe arbeitenden Kräfte — aber im wesentlichsten Punkte meidet sie leider die Klippen nicht, die schon so vielen Theorien verderblich geworden sind. Ihr liegt zunächst eine falsche oder nicht hinreichend bewiesene Thatsache zu Grunde, wodurch das ganze System hinfällig gemacht wird. Das Alpengebirge ruht auf einem Erdstreifen, der etwa um 12—16 geogr. Meilen schmaler geworden ist; ebenso breit ungefähr müßte die Kluft am Südrande sein. Niemand hat diese ungeheure Kluft zu entdecken vermocht. Am Jura besteht die vorausgesetzte Kluft ebenfalls nicht, ja es fehlen da sogar die Merkmale eines Abreißens der Schichten; die Wellen des Gebirges tauchen ohne erkennbare Spuren eines tiefgehenden Bruches aus den mit Schwemmschutt bedeckten Ebenen ganz regelrecht auf. Die alten Vulkane am Innenrande des Erzgebirges oder die neueren im Westen Italiens setzen Klüfte der beschriebenen Art ebenso wenig voraus. Überlagerung des Bodens mit den Producten feuriger Ergüsse aus *engen* Spalten wird wohl auch *Sueß* nicht mit meilenweiten Durchbrüchen verwechseln. Die „*ungleichförmige Contraction* der Oberfläche des Planeten" entbehrt folglich einer aus Thatsachen bestehenden Grundlage. Was sonst über den Gegenstand angeführt wird, erklärt sich besser durch eine ungleichförmige *Compression* oder Zerdrückung der vielfach verbogenen und mit etwas wechselnder Stärke begabten Erdrinde.

Insofern die Theorie von *Sueß* mehr als eine bloße Sammlung von Thatsachen sein will, macht sie nicht den Eindruck, als sei sie ernstlich gemeint. Sie begnügt sich wie alle vorausgegangenen Theorien mit einem kurz hingeworfenen Gedanken, und wo ihre Entwicklung beginnen sollte, da fühlt sich der Leser von jedem leitenden Faden verlassen mitten in einem Labyrinth von Schwierigkeiten, das wegen seiner Neuheit wohl interessant, aber dem nach Ausgang Suchenden nicht minder verderblich ist. Das Dunkel der Gebirgsbildung will die Sueß'sche Theorie durch ein noch größeres Dunkel erhellen — ein freilich nicht seltener Verstoß gegen die Regeln der Logik. Unlösbar ist das Räthsel einer *ungleichförmigen* Contraction von Massen, die in ansehnlicher Tiefe liegen.

Digitized by Google

Überall auf der Erdkugel erblicken wir gneißartige und granitiſche Geſteine als Grundlage der übrigen Schichten, und ſtets hat man hervorgehoben, daß jene Geſteine in allen Weltgegenden einen merkwürdig gleichen Charakter beſitzen. Die Erſcheinung hat man dadurch erklärt, daß der Erdball vor Zeiten feuerflüſſig geweſen ſei und in ihm die Stoffe nach Maßgabe der Schwere in concentriſchen Schichten ſich geordnet haben. Nur an der Oberfläche kann ein bunter Wechſel der Geſteinsarten zur Bildung gelangen, weil das ſtrömende Waſſer die mineraliſchen Grundſtoffe ſortirt und je nach Beſchaffenheit an verſchiedenen Punkten ablagert. Nun zeigen die böhmiſche und ſächſiſche Scholle — und ſo auch viele andere, wo Ebene und Gebirg ſich berühren — ſelbſt oberflächlich weſentlich gleiches Urgeſtein. Weßhalb ſoll alſo die erſtere ſich kaum, die zweite über alles Maß hinaus ſich zuſammengezogen haben? Oder liegt die Urſache des ungleichen Einſchrumpfens in dem verſchiedenen Grad der Abkühlung? Wir entdecken die Kennzeichen desſelben bei keinem Gebirge. Was ſoll auch der Unterſchied zwiſchen alten und jungen Erdrindenſchollen in dieſem Syſtem? In Bezug auf die Abkühlung, worauf es hier lediglich ankommt, ſind alle Schollen von einerlei Alter.

Sehen wir uns nun die ungleichförmige und horizontale Contraction noch in ihren Wirkungen an. Sie ſoll über ſich Gebirge zuſammenziehen, wie eine ausgeſpannte Kautſchukplatte dünne Thonſchichten zur Faltung bringt, die auf ihrer Oberfläche liegen. Dieſen Vergleich hat freilich Sueß nicht aufgeſtellt; ich habe ihn der Deutlichkeit wegen beigefügt. Die Schwierigkeit iſt, daß in den Abgründen der Erde eben keine Kautſchukplatten und darüber hingebreitet keine Thonſchichten von lappiger Beſchaffenheit anzutreffen ſind. Die in der Tiefe angeblich horizontal und einſeitig wegſchrumpfenden Maſſen ſollen irgend welche Steinſchichten ſein. Wie dick ſind ſie? Worauf liegen ſie? Wie gleiten ſie bei ihrem koloſſalen Gewicht über die Grundlage weg? Oder reichen ſie bis zum Mittelpunkt der Erde, ſo daß ſie ſich bloß einſeitig biegen? Vergebens ſuchen wir bei Sueß nach Belehrung. Ob ein glühendflüſſiges Innere die horizontale Verſchiebung erleichtere, wagt er nicht zu behaupten. Nehmen wir jedoch ein ſolches als günſtigſte Vorbedingung des Gleitens an. Wird die Rinde durch horizontale Zuſammenziehung ein Alpengebirge ſchaffen? Niemand, der mit den mechaniſchen Eigenſchaften der Steine bekannt iſt, wird die Möglichkeit einer derartigen Gebirgsbildung einſehen.

Digitized by

Für Zugkraft ist Stein nicht gemacht, weßhalb in der Baukunst Stein überall vermieden wird, wo Zugspannungen zu überwinden sind. Will uns Sueß zunächst dafür garantiren, daß die von der Po-Ebene bis zur Donau oder gar noch weiter reichende Platte, welche den Zug bewirken soll, nicht den geringsten Riß besitze, welcher mit den Alpen parallel geht? Denn ein solcher Riß macht alles Ziehen vergeblich oder hebt zwei kleine Gebirge statt eines großen. Aber wäre die Platte auch völlig gesund und von der allerstärksten Sorte, so entwickelt sie für Zug noch nicht den zwanzigsten oder dreißigsten Theil der Kraft, welche selbst gebrochenes Gestein dem seitlichen Druck entgegensetzt. Um ein Gebirge nur eine Meile tief durch horizontale Pressung zusammenzuschieben, müßte unmittelbar darunter ein mindestens 20 bis 30 Meilen dicker, vollkommen gesunder Felsboden von zähester und starrster Beschaffenheit liegen. Wie groß jedoch muß erst die Dicke des ziehenden Felsbodens werden, wenn nach unten seine Temperatur und Weichheit zunimmt, er zur Bethätigung eines Zuges immer untauglicher wird? Und jedenfalls geht die zusammenpressende Masse in die sich contrahirende nicht ohne Vermittelung über.

Wir können nun einen physikalischen Versuch anstellen, der besser als der frühere den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. Wir haben eine Kautschukplatte von vielleicht 40 bis 60, wenn nicht gar 100 Centimeter Dicke. Die Breite ist kaum größer, als die letztere Zahl angibt, während die Länge dem zu construirenden Miniaturgebirge angepaßt werden muß. In der Richtung nach oben wird das elastische Material immer steifer und holzartiger, findet sich auch oben in der Richtung der Breite nicht angespannt und zur Vermehrung der Steifigkeit ist die obere Fläche gar noch mit einem Eichenbrett von 1 Centimeter Dicke benagelt. Nach unten wird die Kautschukmasse elastischer, aber auch weicher, schwächer, lappiger und besitzt die erforderliche Breite durch eine kräftige Anspannung, welche die Elasticitätsgrenze nicht überschreiten soll. Wird das Eichenbrett sich in ein Gebirge umwandeln, wenn wir den unten scharf angespannten Kautschuk seinen Kräften überlassen? Niemand wird das behaupten. Unten schrumpft die Kautschukplatte zu geringerer Breite ein, weil da kein Hinderniß vorliegt; oben bleibt sie, wie sie war, weil zum Einschrumpfen keine Ursache gegeben ist.

Von der verfehlten Wirkung der ungleichförmigen, horizontalen Contraction kommen wir auf ihre Natur. Die Theorie meidet ebenso wenig wie alle ihre Vorgängerinnen wunderbare Kräfte und Natur-

Digitized by Google

processe. Welch unerhörte Erscheinung, daß unterhalb des Erzgebirges die erdinneren Massen sich nur horizontal, nicht vertical, nur nach Nordwest, nicht auch senkrecht darauf zusammenziehen! Wer zu Schlußfolgerungen von dieser Art gelangt, darf ohne weiteres Nachsinnen der Überzeugung sich hingeben, daß seine Vordersätze einen wichtigen Fehler enthalten.

Nach zweifellosen Lehren der Physik ziehen sich alle Körper nach den drei Dimensionen zusammen und, mit Ausnahme einzelner Krystalle, nach den drei Dimensionen auch verhältnißmäßig gleich stark. Die dunkeln Vorgänge in den Abgründen der Erde eignen sich wahrlich nicht dazu, um dieß klar erkannte physikalische Gesetz über den Haufen werfen zu wollen! Jedermann wird die Frage stellen: „Wenn die Alpengegend durch seitliches Einschrumpfen ihres Fundamentes 12—16 Meilen schmaler geworden ist, um wie viel Meilen muß sie alsdann durch eine nach unten gerichtete Zusammenziehung gesunken sein?“ Folgerichtig haben wir kein neueres und großes Gebirge auf der Höhe eines Festlandes, sondern auf dem Boden unermeßlich tiefer Oceane zu suchen.

Allerdings mag es geschehen, daß ein sich zusammenziehender Körper thatsächlich nur eine Dimension ändert. Wir sehen dieß bei dem Quecksilber eines Thermometers und bei jeder Flüssigkeit, die in einem Gefäß eingeschlossen ist. Die Schwere treibt die einzelnen beweglichen Theilchen hinab, damit sie die leeren Räume erfüllen, die sonst entstehen müßten. Ohne Weiteres ergibt sich hieraus, daß innerhalb der Erde die vorausgesetzte einseitig horizontale Contraction gar nicht möglich ist, sondern in eine verticale, abwärts gehende umgewandelt wird. Wir kennen kein felsiges oder metallisches Material, das bei vorhandener Sprödigkeit nicht zermalmt, bei zäher Beschaffenheit nicht zum Fließen gebracht würde, wenn starke einseitige Druckkräfte darauf wirken. Wollte man Eisen oder Stahl in einem breiten, lothrecht begrenzten Wall einige Meilen hoch übereinander thürmen, so würden sie vermöge ihres eigenen Gewichtes unten in fließende Bewegung gerathen, ihre Wände nach außen vorschieben und, gleich Lavaströmen, ein Trümmerwerk von Blöcken klirrend vor sich herdrängen. Das ist keine Hypothese, sondern Folge der beschränkten Widerstandskraft gegen Druck. Das schwächere und erwärmte Gestein muß in einer verhältnißmäßig geringen Tiefe unter der Erdoberfläche durch das eigene Gewicht nur um so mehr eine fließende Bewegung annehmen, wie Gletschereis nach jenen Seiten hin rücken, wo ihm der Platz dazu gegeben wird.

Digitized by Google

Die ungeheuer breiten Klüfte am Innenrande der Gebirge, welche Sueß als Thatsache betrachtet, können daher nicht zur Entstehung gelangen, ja nicht einmal der kleinste Riß vermag in jener Tiefe sich auszubilden, in welcher die seitliche Contraction stattfinden soll. Die Abkühlung des Erdballs schreitet ja mit außerordentlicher Langsamkeit voran, und sowie an irgend einem Punkte eine Lockerung des Zusammenhanges oder ein horizontales Schwinden eintreten will, hat auch schon der immense Druck des Gewichtes eine entsprechende Stoffmenge zur Ausfüllung herbeigeschafft. Die erdinnere Zugplatte von Sueß wird also in dem Maß dünner ausgewalzt, als sie sich verkürzen möchte, alle ihre Contraction ist nothwendig abwärts gerichtet. Nur insofern erleidet sie eine Verkleinerung ihrer horizontalen Dimensionen, als sie bei ihrem langsamen Herabsinken gegen den Erdmittelpunkt enger begrenzte Räume antrifft. Sueß erklärt freilich, daß er die Wirkungen einer nach unten gerichteten Contraction nicht habe wahrnehmen können. Wir glauben es ihm gern. Denn sinken vermöge einer gleichförmigen Contraction des Erdinnern alle Festländer und Oceane gleichmäßig hinab, so fehlt uns jedes geologische Merkmal der direct abwärts gehenden Bewegung. Nur der seitliche Druck der zu groß bleibenden Rinde macht sich bemerklich durch Erdbeben, Aufthürmung von Gebirgen und Bildung von Continenten.

Bei der Theorie von Sueß habe ich etwas länger verweilt, als dem Leser nothwendig erscheinen möchte. Doch fehlt mir gegenwärtig auch der Vorsatz nicht, mit Widerlegungen sparsam umzugehen. Eine trostlose Beschäftigung wäre es ja, wenn man alle mißlungenen Versuche zur Herstellung des perpetuum mobile bis in das Einzelne hinein studiren und das Irrthümliche derselben nachweisen sollte; der Einblick in das Wesen und Getriebe einer gelungenen Dampfmaschine ist nicht nur mit mehr Nutzen verbunden, sondern auch tausendmal wohlthuender für unseren Geist. Nicht ohne Frucht indessen war unser Bemühen: an einem sehr neuen Beispiel haben wir kennen gelernt, wie wenig bei Erklärung der Tiefenkräfte auf die Grundlehren der Mechanik Rücksicht genommen wird. Mit dem nämlichen Recht und Erfolg dürfte beim Studium der Planetenbewegungen ein Astronom sich von der Mathematik dispensiren. Auch haben wir gesehen, wie die Vorprüfung einer Hypothese von Seiten der Mechanik beschaffen sein muß. Fällt die Prüfung nicht glücklich aus — nun dann hat man eben die Hypothese nicht zu bringen und bei den Thatsachen stehen zu bleiben.

Digitized by Google

Diese Thatsachen jedoch werden wir allezeit mit Dankbarkeit entgegennehmen, nicht bloß wenn unmittelbare Beobachtung in Berg und Thal, Meer oder Continent sie uns liefert, sondern fast mehr noch, wenn unermüdlicher, stiller Fleiß sie aus dem Staub der Bibliotheken hervorzieht. In grauenhafter Weise versprengt und verzettelt findet sich das zur Erforschung der Tiefenkräfte brauchbare Material: Hunderte von einschlägigen Werken werden jährlich in allen Sprachen gedruckt, und unübersehbar ist die Legion der entsprechenden geographischen, geologischen, naturbeschreibenden, physikalischen, astronomischen Zeitschriften, deren Inhalt zu berücksichtigen wäre. Aber die gesammelten Thatsachen liegen darin ebenso verborgen, wie die zu erklärenden Tiefenkräfte in den Abgründen der Erde. Tausende von Seiten hat man öfters zu durchgehen, miteinander zu vergleichen, zu sichten, auch von den Entstellungen der Hypothesen oder einer als wissenschaftlich geltenden, sehr dunkeln oder zweideutigen Sprache zu befreien, um ein paar brauchbare Dinge für seinen Zweck aufzutreiben. Wer die Mühe einer so trostlosen Arbeit übernimmt, gleicht den Goldsuchern von Californien, die auch tage- und wochenlang im Schwemmschutt wühlen und waschen, bis sie eine geringe Ausbeute des edlen Metalles gewonnen haben.

Es bleibt mir noch ein Werk über die Gebirge zu erwähnen übrig, das unter allen das neueste und wichtigste ist. Im Jahre 1878 veröffentlichte Albert Heim seine „Untersuchungen über den Mechanismus der Gebirgsbildung", ein Ergebniß sechsjähriger, ungemein fleißiger Durchforschung der Tödi-Gruppe und umliegenden Bergriesen der Schweiz[1]. Die mitgetheilten Resultate sind um so werthvoller, als sie völlig unabhängig von den Sueß'schen Ausführungen gewonnen wurden, ja diesen in wichtigen Punkten widersprechen. Namentlich konnte Heim die „ungleichförmige horizontale" Contraction der tieferen Erdmassen, sowie die breiten Klüfte am Innenrande der Gebirge nicht entdecken. Überall in den schweizer Alpen sieht er die Spuren einer ungemein großartigen seitlich schiebenden Kraft, welche die Erdrinde in jedem Punkte belebt, aber nur in stärker gepreßten Gegenden zu einseitig geformten Kettengebirgen emporstaut. Auch ist es Heims nicht geringes Verdienst, die „horizontale" oder „tangentiale" Druckkraft der schon genannten Geo-

[1] Der vollständige Titel lautet: „Untersuchungen über den Mechanismus der Gebirgsbildung im Anschluß an die geologische Monographie der Tödi-Windgällen-Gruppe, von Albert Heim". Basel 1878. Zwei Quartbände nebst Atlas.

Digitized by

logen einfach mit ihrem gut deutschen Namen „Gewölbeschub der Erdrinde“ bezeichnet zu haben, und es gilt ihm dieser Gewölbeschub als nothwendige Folge des Kleinerwerdens unseres Planeten, weil die schon kühl gewordene Kruste sich weniger zusammenzieht, als der unter ihr liegende sehr heiße Kern.

Heim läßt sich weniger als Sueß in allgemeine Speculationen über die Gebirge ein, indem er sich auf die von ihm selbst gesehenen Partien der schweizerischen Gebirge beschränkt und dafür um so gründlicher nachweist, wie die Wirkung des horizontal vorandrängenden Gebirgsschubes dem aufmerksamen Beobachter beim Durchwandern der Alpen in tausend Einzelheiten sich zu erkennen gibt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir an dieser Stelle auch nur mit aller Kürze die Resultate der außerordentlich werthvollen Untersuchungen aufzählen wollten. Hoffentlich wird sich uns dazu eine passendere Gelegenheit darbieten. Was die mühsame Arbeit von Heim zu einer so fruchtreichen gemacht hat, ist, daß der mit seltener Beobachtungsgabe ausgerüstete Forscher keinen Schritt vorwärts kommen konnte, ohne den Gesetzen der Mechanik eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ganz gegen die hergebrachte Gewohnheit erblickt er sogar in der Structur und mineralischen Beschaffenheit des Gesteins das Wirken mechanischer Gewalten, die sämmtlich vom Gewölbedruck der Rinde zur Thätigkeit gebracht werden. Die dunklen vulkanischen und plutonischen Hypothesen, ja manche chemische Erklärungsversuche, die sich für berechtigt hielten, zerfallen darüber in ihr Nichts, um endlich dem klaren Einblick in die gebirgsbildenden Vorgänge Platz zu machen.

So hätten wir in den Ansichten von Elie de Beaumont und Prevost, von Babbage und Herschel, von Dana und Mallet, endlich auch von unseren deutschen Geologen Sueß und Heim, denen sich manche ähnliche anschließen, mehrere Fundamentsteine zu einer Theorie der Tiefenkräfte gewonnen. Wie verschieden sehen diese Steine aus, obschon ihr gleicher Zweck eine völlige Gleichheit der Form bedingen sollte! Aber der eine Forscher hat seinen Block so, der andere so zugestutzt. Es ist eben nicht leicht, richtige Inductionsschlüsse zu machen, wenn man einen gar zu beschränkten Standpunkt einnimmt und dabei noch mit einer Menge hergebrachter Vorurtheile zu kämpfen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Digitized by Google

Der Socialismus und die Revolution.

Bekanntlich gebrauchen die Socialisten seit den Tagen Proudhons und Lassalle's das Wort Revolution nicht selten im Sinne einer friedlichen, durch „legale" Mittel herbeizuführenden Umwälzung, und mehr denn einmal schon deckten sie sich gegen die erhobene Anschuldigung revolutionärer Bestrebungen durch den Doppelsinn dieses Wortes. Wollten wir nun bloß einzelnen losgerissenen Behauptungen, die in öffentlichen und gemischten Versammlungen oder vor Gericht ausgesprochen wurden, Glauben schenken, so wäre unsere Frage, welche Stellung der Socialismus zur Revolution einnehme, bald entschieden. Denn bei solchen Gelegenheiten lassen es die gemäßigtern Socialisten, namentlich die Führer der deutschen Socialdemokraten, an Versicherungen ihrer friedlichen, loyalen Gesinnung nicht fehlen. Durch solche Äußerungen haben sich denn auch manche Schriftsteller zur Ansicht verleiten lassen, der Socialismus sei nicht nothwendig antisocial und revolutionär, es lasse sich mindestens streiten, ob er durch eine innerhalb der legalen Schranken und auf dem Boden der gegebenen constitutionellen oder republikanischen Verfassungen sich bewegenden Agitation realisirbar sei oder nicht. Ja schon wiederholt ist die Ansicht ausgesprochen worden, der Socialismus sei an und für sich nicht unchristlich; woraus natürlich folgt, daß er nicht wesentlich revolutionär sei oder nothwendig zu einem gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse führen müsse [1].

Was haben wir von dieser Ansicht zu halten? Es lohnt sich wohl der Mühe, daß wir diese Frage einmal einer kurzen Prüfung unterziehen. Bevor wir aber an die Untersuchung gehen, müssen wir uns mit unserm Leser über einen nothwendigen Vorbegriff verständigen.

Was versteht man unter Revolution? Revolution im weitern Sinn ist jeder willkürliche und unbefugte Umsturz einer zu Recht bestehenden Ordnung in einem öffentlichen Gemeinwesen, mag nun dieser Umsturz durch rohe Gewalt oder durch sog. legale Mittel herbeigeführt werden, mag er von oben, etwa von einer Kammermajorität, oder von unten, von einer Rebellion, ausgehen. In diesem Sinne leben wir schon längst im Zeitalter der Revolution und viele unserer liberalen Minister und Kammermajoritäten sind Revolutionäre optima forma.

[1] Vgl. z. B. R. Meyer, Der Emancipationskampf des vierten Standes. Berlin 1874. Bd. I. S. 77. — Schäffle, Quintessenz des Socialismus. Gotha 1879. S. 63.

Digitized by

Gewöhnlich jedoch wird Revolution in einem engern Sinne genommen und darunter jeder unbefugte und mit öffentlicher Ruhestörung verbundene Umsturz einer zu Recht bestehenden Ordnung durch brutale Gewalt verstanden. Auch zu dieser Art Revolution gehören nicht bloß die ungesetzlichen, gewaltsamen Auflehnungen von unten, sondern auch die unbefugten Umwälzungen der zu Recht bestehenden Ordnung von oben, wofern sie durch materielle Gewaltmittel durchgesetzt werden und wegen gewaltsamen Widerstandes von unten mit öffentlichen Unruhen verbunden sind.

Wie der Leser sieht, gehört jede Revolution dieser zweiten Art auch zur ersten, aber nicht umgekehrt. Die zweite verhält sich zur ersten wie die Art zur Gattung. Zur Revolution im engern Sinne ist also erforderlich: 1) der unbefugte Umsturz einer zu Recht bestehenden Ordnung, 2) die Anwendung brutaler Gewalt verbunden mit socialen Unruhen oder Erschütterungen.

Wenn wir nun im Folgenden untersuchen wollen, ob der Socialismus revolutionär sei, so nehmen wir das Wort Revolution in seiner engeren Bedeutung. Daß das erste der beiden eben genannten Merkmale einer solchen Revolution beim Socialismus zutrifft, ergibt sich aus einer einfachen Vergleichung desselben mit dem göttlichen und menschlichen Recht; denn in diesem Punkte stimmen die Gesetze aller gebildeten Völker mit dem Decalog überein, dessen Gebote dem Wesen nach vom Schöpfer selbst dem menschlichen Herzen eingedrückt sind. „Du sollst nicht stehlen," heißt es dort, „nicht begehren des Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd, Ochs, Esel, noch Alles, was sein ist." Hier ist von Gott selbst, gerade so wie in den Gesetzen aller gebildeten Völker, das Privateigenthum sanctionirt, und zwar auch das Privateigenthum an den Arbeitsmitteln, mithin der Socialismus verdammt, der diese rechtmäßig bestehende Ordnung umstürzen will. Mit Recht urtheilt darum Leo XIII. in seiner Encyklika vom 28. December 1878, daß der Socialismus dem Naturrecht und der Offenbarung widerstreitet. Aber die tiefere philosophische Begründung dieser göttlichen und menschlichen Ordnung sammt der Widerlegung aller dagegen erhobenen Trugschlüsse müssen wir für eine andere Zeit aufsparen; denn hier beschäftigt uns besonders der zweite Punkt obiger Definition. Wir stellen uns also die Frage: Wie läßt sich den socialistischen Principien zum Siege verhelfen? Ist überhaupt Aussicht vorhanden auf Realisirung der von den Socialisten geplanten Neugestaltung

Digitized by Google

der Gesellschaft ohne Blutvergießen, durch den bloßen Gebrauch sogenannter legaler Mittel?

Der Grund, warum man nicht so selten die Meinung verfechten hört, der Socialismus werde nicht nothwendig zu Gewaltmaßregeln seine Zuflucht nehmen müssen, auf dem gesetzgeberischen Wege mit Hilfe einer zu erzielenden Kammermajorität lasse sich die große Reform verwirklichen, scheint uns in einer einseitigen Betrachtungsweise zu liegen. Man nimmt ein paar volkswirthschaftliche, socialistische Principien zum Ausgangspunkt der Betrachtung und zieht daraus mit großer dialektischer Fertigkeit Folgerungen nach allen Richtungen, verschließt sich aber fast hermetisch gegen alle thatsächlichen Kundgebungen des Socialismus auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens. An der Hand einiger Principien betrachtet man, was der Socialismus wohl sein könnte, nicht aber was er thatsächlich als eine Erscheinung mitten im Strome der Geschichte ist. Auf diese Weise ist man zu Ergebnissen gekommen, die in der That den Socialismus als annehmbar erscheinen lassen, ja die, wenn man ihn neben die heutige „kapitalistische Productionsweise" hält, in uns fast den Wunsch rege machen, aus diesen kalten, kapitalistischen Nebelgründen in das socialistische Elysium hinüber zu gelangen. Das Höchste in dieser Beziehung hat unstreitig Schäffle in seiner „Quintessenz des Socialismus" geleistet. Wir geben zwar gerne zu, daß das genannte Schriftchen eine hochbedeutsame Erscheinung auf dem Gebiet der socialistischen Literatur war und zu einer eigentlich wissenschaftlichen Erörterung des Socialismus außerhalb des socialistischen Lagers den Anstoß gegeben hat. Soviel war durch die „Quintessenz" klar gelegt, daß mit allgemeinen Redensarten und Schlagwörtern nicht mehr auszukommen sei. Die Überraschung war deßhalb auch allgemein. So eine systematisch geordnete, consequente Durchbildung der socialistischen Grundgedanken zu einem einheitlichen, großartigen Ganzen war noch nicht dagewesen. Selbst die Socialisten waren erstaunt — und freudig überrascht. Auch ihnen war die Tragweite ihrer Ideen noch nie so klar zum Bewußtsein gekommen, und noch viel weniger hatten sie eine so annehmbare Schilderung ihres Systems von der Feder eines der gewiegtesten Nationalökonomen und eines österreichischen Ministers erwartet. Sie bemühten sich deßhalb eifrig, das treffliche Schriftchen im Dienste der socialistischen Propaganda zu verbreiten, so daß die deutsche Polizei sich veranlaßt sah, auf Grund des Socialistengesetzes vom October 1878 für einige Zeit die Hand darauf zu legen.

Digitized by

Was wir aber an der ganzen, übrigens höchst geistreichen Darstellung der „Quintessenz" aussetzen müssen, ist der zu einseitige volkswirthschaftliche Standpunkt derselben. Der Socialismus wird zu wenig nach seiner concreten, historischen Gestalt geschildert; dagegen an der Hand einiger ökonomischen Principien der gemäßigtern Socialisten zu einem ideellen System entwickelt. Das ist aber gewiß zur Beurtheilung einer sich concret vor unseren Augen entwickelnden und mit bestimmten Symptomen auftretenden Bewegung, die ihre Geschichte hat, nicht der richtige Standpunkt. Wir sind zwar der Überzeugung, daß sogar bei dieser abstracten Betrachtungsweise sich kein haltbares gesellschaftliches System auf Grund der socialistischen Principien herstellen läßt. Aber selbst wenn dieß möglich wäre, so ist damit für die Beurtheilung des thatsächlich existirenden Socialismus mit seinen verschiedenen Schattirungen und Programmen in Deutschland, Frankreich u. s. w. noch wenig gewonnen. Dieser verkehrte Standpunkt der Beurtheilung erklärt uns, warum so manche Kathedersocialisten den Socialismus nicht nothwendig für unchristlich, antisocial und revolutionär halten, während das katholische Volk überall fast instinctiv denselben als revolutionär und unchristlich verabscheut. Es beurtheilt den Socialismus eben nicht nach einigen abstracten Ideen, sondern nach seinen thatsächlichen Kundgebungen. Auf diesem Wege aber kommt man nothwendig zur Ansicht, daß die socialistische Bewegung durch und durch revolutionär sei. In der That braucht man kein tiefer Kenner der Geschichte zu sein, um die heutige Emancipations-Bewegung des vierten Standes als nothwendigen Ausläufer der Revolution von 1789 zu erkennen. Der Gedanke, den wir entwickeln, ist zwar schon in tausend Variationen ausgesprochen worden und katholischerseits allgemein anerkannt. Wir dürfen ihn aber hier nicht übergehen.

Die Gottentfremdung, die mit der Verwerfung der kirchlichen Autorität begann, muß schließlich beim Socialismus anlangen. Der Socialismus ist seinem innersten Wesen nach nichts als die auf das Äußerste getriebene Unbotmäßigkeit, oder mit andern Worten: der Gleichheitsschwindel, das was der Franzose die passion de l'égalité nennt. Wie so? Die Läugnung der Autorität der Kirche führt unfehlbar zur Läugnung der Autorität Gottes oder ist vielmehr schon die Läugnung derselben, da uns ja in der Kirche nur in concreter Gestalt die Autorität Gottes entgegentritt. Sobald aber die göttliche Autorität hinweggeräumt ist, gibt es überhaupt gar keine Autorität mehr, kein Mensch mehr hat das Recht, sich

Digitized by Google

über Andere zu erheben und irgend welche Vorrechte für sich in Anspruch zu nehmen. Alle Menschen sind dann gleich und höchstens die allgemeinen, für alle gleichen Menschenrechte können dann noch den Schein einer gesellschaftlichen Grundlage behalten. Und zwar gilt dieß nicht bloß in politischen Dingen, sondern in allen menschlichen Verhältnissen. Überall muß jene volle Gleichheit zur Geltung kommen und zwar am allermeisten auf dem ökonomischen Gebiet; die heutige sociale Frage ist schon von Lassalle wesentlich als Magenfrage bezeichnet worden, die den Menschen viel näher und inniger berührt als die politische. Es wäre, wenn nun einmal volle Gleichheit ohne alle Vorrechte herrschen soll, ein unbegreiflicher Widerspruch, warum die Einen im Schweiße ihres Angesichts sich ihr Leben erarbeiten müssen, während die Andern in Üppigkeit und Pracht ihr Leben müßig vertändeln. Eine solche Lage sieht der entchristlichte Arbeiter, gewiß nicht ohne Grund, falls besagte Principien richtig wären, als eine „Enterbung" und eine „Ausbeutung" an. Mit Recht wirft er der liberalen Bourgeoisie ihre Inconsequenz vor. Durch die Revolution zur Herrschaft gelangt, wollte sie der Weiterentwickelung des von ihr aufgestellten Gleichheitsprincips vor der gefüllten Geldtruhe Halt gebieten. Aber einer solchen Inconsequenz macht sich die Logik der Thatsachen nicht schuldig. Der Socialismus ist die natürliche Frucht, das enfant terrible der bürgerlichen Revolution von 1789. Trotz aller Friedensversicherungen wird die Emancipationsbewegung unaufhaltsam voranschreiten und schließlich mit brutaler Gewalt Alles mit sich fortreißen. Die erste Revolution im 16. Jahrhundert war vorzüglich religiösen Charakters, hatte aber zahlreiche politische und volkswirthschaftliche Umgestaltungen zur Folge. Die zweite Revolution von 1789 war in erster Linie politischer Natur, zog aber viele religiöse und ökonomische Umwandlungen nach sich. Die dritte Revolution endlich, die „große Revolution der Zukunft", soll vor Allem eine volkswirthschaftliche sein, wird aber naturnothwendig alle religiösen und politischen Verhältnisse umstürzen.

Die große Masse der Socialisten ist sich des eben geschilderten innern Zusammenhangs der socialistischen Bewegung mit den Revolutionen des 16. und 18. Jahrhunderts, sowie ihres schließlichen gewaltthätigen Charakters vollständig bewußt. Schon St. Simon hat es offen ausgesprochen, daß das große Werk der Herstellung der neuen Weltordnung, in welcher die Industrie die Grundlage und der Mittelpunkt der Moral und der Politik sein wird, mit Luthers Reformationswerk begonnen

Digitized by Google

hat[1]. „Im 15. und 16. Jahrhundert," belehrt uns das in Zürich erscheinende socialistische ‚Jahrbuch für Socialwissenschaft', „trat jene Reihe von Denkern auf, die wir noch heute bewundern; die ‚Gleichheit vor der Vernunft' war das ‚widersinnige' Band, das sie alle umschlang. Die große Revolution kommt, und ‚die Gleichheit vor dem Gesetze' wird zur Wahrheit. Und hat nicht unser eigenes Jahrhundert bereits eine neue Gleichheit geboren, das allgemeine Wahlrecht oder die ‚Gleichheit vor dem Staat'? Sollte die Menschheit jetzt auf diesem Wege plötzlich Halt machen? Bricht sich denn nicht mit immer größerer Energie der Gedanke Bahn, daß alle diese Gleichheiten, welche die Menschheit im Laufe ihrer Entwicklung errungen ... sinnlos wären und in sich selbst zusammenbrächen, wenn sie etwas Anderes bedeuten würden, als Haltpunkte, sozusagen Etappen, auf dem Wege zur wirklichen, d. h. ökonomischen Gleichheit?"[2] „Nach dem großen Siege des vorigen Jahrhunderts," lautet eine andere socialistische Stimme aus neuester Zeit, „hörte die Bourgeoisie auf, revolutionär zu sein, und wurde es bloß wieder in Zwischenräumen, sobald die Wiedervereinigung des Königthums, des Adels und des Klerus ihre Eroberungen zu bedrohen schien... Sie hat die Principien vergessen, in deren Namen sie im Jahre 1789 und 1830 gekämpft."[3] „Bis heute," meint ein anderer Anhänger der großen Reform, „hat keine Revolution mit Ausnahme der von Lyon im Jahre 1831 den ausschließlichen Charakter einer Arbeiterrevolution gehabt. Stets mußte das Volk die Rolle des Betrogenen spielen, die Flintenschüsse auffangen und den Boden ebnen für die Männer der Opposition, die, sobald sie ihre Posten erobert hatten, in das alte Geleise zurückfielen... Wir sind heute weit entfernt von diesen naiven Zeiten... Die sociale Revolution, welche das Proletariat unseres Jahrhunderts in's Werk setzen muß: die Nationalisirung aller Productionsmittel, wird ebenso groß sein, als die Revolution der Bourgeois im vorigen Jahrhundert. Wir werden sie nicht durchsetzen, wenn wir mit verschränkten Armen die letzte Stunde zur Action abwarten."[4] „Wenn der günstige Augenblick gekommen ist," rief der Bürger Tressaud

---

[1] L'Industrie ou Discussions politiques, morales et philosophiques. 3me Considération Intr. § 3.

[2] Jahrbuch für Socialwissenschaft und Socialpolitik. Herausgegeben von Dr. Ludwig Richter. Erster Jahrgang. Zweite Hälfte. Zürich-Oberstraß 1880. S. 170.

[3] Républicain du Rhône vom 14. April dieses Jahres.

[4] Elysée Reclus im Journal Égalité vom 2. Juni 1880.

Digitized by Google

auf dem letzten Socialistencongreß in Marseille (October 1879), „so werden sich die Zaghaften mit uns zusammenschaaren. Wir werden mit Gewalt nehmen, was uns die Bourgeoisie nicht gewähren will. Ohne Revolution ist eine Emancipation nicht möglich." Ganz ähnlich drückt sich die Revue socialiste vom 5. Mai dieses Jahres aus: „Nicht weniger verblendet als die fanatischen Revolutionäre, denen die Revolution nicht als Mittel, sondern als Dogma gilt, sind diejenigen, die sich einbilden, Alles lasse sich mit Güte bewerkstelligen; man brauche nur auf dem Blumenpfad einer beständigen Entwicklung dem menschlichen Strome zu folgen, der sanft zu immer höherem Glücke führe... Um die Reihe dieser (der socialen) Kämpfe zu beendigen und den socialen Frieden zu erreichen, wird man die letzte Schlacht liefern müssen. Das ist so wahr, daß wir schon jetzt bei den sog. civilisirten Nationen den Scharmützeln der Vorposten beiwohnen."

Was Karl Marx, der Vater der Internationale, über den schließlichen Verlauf des großen Emancipationskampfes dachte, geht deutlich aus einer Rede hervor, die er kurz nach dem Congreß der Internationale im Haag (1872) in Amsterdam auf einer Socialistenversammlung hielt. Nachdem er dort den Satz aufgestellt, die Arbeiter müßten eines Tages die politische Suprematie erobern, um die neue Organisation der Arbeit herzustellen, fügte er hinzu: in Amerika, England und wohl auch Holland lasse sich vielleicht das socialistische Ziel durch friedliche Mittel erreichen. „In den meisten Ländern des Continentes (aber muß) die Gewalt der Hebel unserer Revolution sein. An die Gewalt wird man seiner Zeit appelliren müssen, um endlich die Herrschaft der Arbeit zu etabliren."[1] In derselben Rede heißt es dann noch weiter: „Bürger! denken wir an das Fundamentalprincip der Internationale: die Solidarität... die Revolution muß solidarisch sein; und wir finden ein großes Beispiel in der Commune von Paris, die gefallen ist, weil in allen Hauptstädten, in Berlin, Madrid ꝛc. nicht gleichzeitig eine große revolutionäre Bewegung ausgebrochen ist, welche in Verbindung stand mit diesem gewaltigen Aufstand des Proletariats von Paris."

Auch Liebknecht, der bekanntlich mit Nachdruck den Kampf innerhalb der legalen Schranken befürwortet, hat auf dem Genter Congreß (1877) als Abgeordneter der deutschen Socialdemokratie seine innersten

[1] Der Emancipationskampf des vierten Standes. Bd. I. S. 141.

Digitized by Google

Herzensgedanken verrathen. Nachdem er darauf hingewiesen, daß Bismarck durch den gegen die Ultramontanen unternommenen Culturkampf für die Socialisten arbeite und die Reihen der Letztern vermehre, fuhr er also fort: „Eine Idee läßt sich nicht mit materieller Gewalt bekämpfen; die Bayonnette und Kanonen werden uns nicht besiegen. Die Armee selbst besteht schließlich aus Söhnen des Volkes, die wir durch unsere revolutionäre Propaganda gewinnen. Wir wissen, daß Kanonen und Gewehre der Hand gehorchen, die sie gebraucht, und diese Hand gehört bald uns. Möge sich der Kanzler nur nicht täuschen und seine Gewehre und Kanonen auf uns richten lassen. Wenn der Tag kommt, werden Gewehre und Kanonen von selbst sich umdrehen, um die Feinde des socialistischen Volkes niederzuschmettern." Diese Drohung wurde von den Versammelten „mit wüthenden und langanhaltenden Bravo- und Hurrahrufen aufgenommen"[1].

Nach dem Zeugniß des schon genannten socialistischen „Jahrbuches" meinte auch Bebel in einer vor nicht langer Zeit zu Berlin gehaltenen Rede, die Arbeiter seien, wenn geeint, vielleicht im Stande, „an einem schönen Vormittag den Staat und die ganze (heutige) Organisation der Production über den Haufen zu werfen". Im Reichstag gestand er einmal, mit „Sprengung von Rosenwasser" lasse sich die sociale Revolution nicht verwirklichen; nach seiner festen Überzeugung trieben die Dinge „einer allgemeinen Katastrophe" zu[2]. Bahlteich suchte zwar in seiner letzten Reichstagsrede die Socialdemokratie gegen den Vorwurf, sie müsse schließlich zur Revolution mit Heugabeln kommen, in Schutz zu nehmen, gestand aber doch zugleich: „Was in zehn Jahren sein wird, können Sie ebenso wenig voraussagen, als wir. Wir können Ihnen hier nicht eine Versicherung geben, daß wir niemals Revolution machen wollen, und Sie können nicht wissen, ob Sie nicht in zehn Jahren eine solche provocirt haben, auf dem Wege dazu sind Sie... Je nachdem die Dinge sich entwickeln, werden wir handeln."

Ganz dieselben revolutionären Gesinnungen fanden endlich in der jüngsten Versammlung der deutschen Socialdemokraten (20. bis 23. August) im Schlosse Wyden (Kanton Zürich) den unzweifelhaftesten Ausdruck. Wie aus dem als Flugschrift veröffentlichten Be-

[1] Vgl. Association Catholique 1877. II. p. 578.
[2] Reichstagsverhandlungen, Sitzung vom 17. April 1880.

Digitized by Google

richte erhellt, wollte man zwar den bisherigen Grundsatz, den Weg organischer Reformen auf der Basis der heutigen Gesellschaftsordnung nicht auszuschließen, nicht aufgeben, aber wiederholt und mit Nachdruck machten sich Stimmen geltend, welche Gewaltmittel an Stelle des geduldigen Harrens verlangten. Ihrem Einfluß wird es zugeschrieben, daß aus dem in Gotha vereinbarten Programm das Wort „gesetzlich" gestrichen und damit anerkannt wurde, die Socialdemokratie sei gesonnen, auf jedem Wege ihre Pläne durchzuführen[1]. Die deutschen Socialdemokraten stehen somit heute ganz auf demselben Standpunkte, den die spanische Section der Internationale einnahm, als sie vor ungefähr einem Decennium (17. October 1871) „an die Arbeiter und alle ehrlichen Leute der Welt" folgende Worte richtete: „Stellt man uns Socialisten außerhalb des Gesetzes, so arbeiten wir im Dunkeln; behagt das nicht mehr, so machen wir aus unserer heutigen Organisation eine collectivistische Arbeiterpartei und schreiten sofort zur socialistischen Revolution...; wenn die Internationale Gerechtigkeit schaffen will und das Gesetz dem entgegensteht, so steht die Internationale über dem Gesetz. Die Arbeiter haben ein undiscutirbares Recht, ihre Organisation zu gutem Ende zu führen... Sie werden ihr Ziel erreichen mit dem Gesetz oder gegen das Gesetz."[2]

Die hier angeführten Zeugnisse sind fast ausschließlich den gemäßigtsten socialistischen Kreisen entnommen. Denn daß die Nihilisten und Anarchisten, die Anhänger Mosts und Hasselmanns, sowie die überwiegende Mehrheit der französischen Socialisten offen die Revolution predigen und ihr Vertrauen auf den Dynamit und das Petroleum setzen, dürfen wir als bekannt annehmen.

Es unterliegt deßhalb wohl keinem Zweifel, daß die große sociale Revolution nicht, wie Lassalle meinte, „in voller Gesetzlichkeit und mit allen Segnungen des Friedens" eintreten, sondern „unter allen Convulsionen der Gewalt, mit wildwehendem Lockenhaar, erzene Sandalen an ihren Sohlen", hereinbrechen wird. Mit Recht sieht man die Putsche und partiellen Revolutionen, wie sie Paris, Madrid und Carthagena schon erlebt, nur als „kleine Scharmützel" an, durch welche die socialistischen Truppen „im Feuer einexercirt" werden. Daher gesteht denn auch Schäffle selbst: „Die ungemeine Schwierigkeit des Übergangs zum neuen Zu-

[1] „Germania", Nr. 207.

[2] Vgl. Jäger, Der moderne Socialismus. 1873. S. 195.

Digitized by Google

ſtand macht ihnen (den Socialiſten) nicht zu viel Sorge. Sie zählen auf die „expropriirte Maſſe“ der Bevölkerung gegen die „wenigen Expropriateurs“, auf die Vollendung des Proceſſes der Zerſtörung des Mittelſtandes, auf die endliche Unleidentlichkeit des privaten Fortproducirens mit einer durchaus unzufriedenen und alles Autoritätsglaubens ledigen Bevölkerung“ (Quinteſſenz S. 18). Das kann denn doch nichts Anderes heißen, als: die Socialiſten zählen auf eine gewaltſame Erhebung der Volksmaſſen oder auf die Revolution.

Aus der letztgenannten Bemerkung Schäffle's geht klar hervor, welchen Vorſchub diejenigen der Revolution leiſten, die durch Ausnahmegeſetze den Socialismus zu illegalen Mitteln, zur Arbeit im Dunkeln verurtheilen, und zugleich, anſtatt die ſocialen Mißſtände nach Möglichkeit zu beſeitigen, ſyſtematiſch an der Untergrabung des letzten Reſtes von Glauben im Herzen der Völker arbeiten.

Es mag immerhin einzelne Socialiſten geben, die wirklich an eine friedliche Umwälzung der beſtehenden Ordnung glauben — ihre Zahl unter den tieferblickenden Führern iſt gewiß eine verſchwindend kleine —, aber das ſcheint gewiß, die große Strömung iſt revolutionär und dieſelbe wird ſchließlich alle mit der heutigen Ordnung unzufriedenen Elemente mit ſich fortreißen zum blutigen Strauß; der ſchließliche Verlauf wird ſich eben nicht nach dieſem oder jenem einzelnen Individuum richten, ſondern dorthin ſich wenden, wohin die Entwicklung unſerer Productionsverhältniſſe, die Zunahme des gottentfremdeten, jedes Glaubens baren und mit der Geſellſchaft zerfallenen Proletariates drängt. Es wäre thöricht, zu wähnen, wenige vereinzelte Individuen könnten zur gegebenen Stunde dem Strome Einhalt gebieten oder denſelben in friedliche Bahnen lenken. Ein einzelnes Individuum genügt, einen großen Brand anzufachen, ihn zu löſchen vermag es nicht.

Gewiß nicht ohne Grund konnte deßhalb Papſt Leo XIII. in ſeinem ſchon genannten Rundſchreiben von den Socialiſten im Allgemeinen behaupten: „Um deſto ſchneller zu ihrem Ziele zu gelangen, haben ſie ſchon mehrmals ihre Waffen gegen die Regenten erhoben, damit ſie dann nach Beſeitigung derjenigen, deren Autorität und Gewalt ſie fürchten, um ſo ungeſcheuter jeder Frevelthat fröhnen, die menſchliche Geſellſchaft in Verwirrung bringen und mit Raub und Mord erfüllen könnten.“

Daß endlich, wie der Geſchichtſchreiber des Emancipationskampfes des vierten Standes ſich ausdrückt, „ſchließlich Allen (Socialiſten) alle

Digitized by Google

Mittel recht" sind[1], sie somit auch die Revolution nicht verschmähen, geht aus der noch vielfach unter ihnen herrschenden Unklarheit über die anzustrebenden Ziele und die dazu nothwendigen Mittel hervor. Abschaffung der Klassenherrschaft, Gemeineigenthum der Productionsmittel und öffentliche Organisation der Arbeit, das ist so ziemlich Alles, was man mit voller Bestimmtheit als das gemeinsame Ziel aller heutigen Socialisten bezeichnen kann. Ob aber dieses Ziel erreichbar und wie die neue Gesellschaft einzurichten sei, darüber herrscht im socialistischen Lager Dunkel und Uneinigkeit und zwar selbst bei den zielbewußtesten Führern. Hierin ist ein Hauptgrund zu suchen, warum die Klügsten unter ihnen auch die Sparsamsten sind mit Vorschlägen und Andeutungen über die Ordnung der zukünftigen Gesellschaft. Die starke Seite des Socialismus liegt im Niederreißen und Umstürzen. Die oberste Triebfeder der socialistischen Massen ist das Gefühl ihrer elenden und gedrückten Lage; hieraus ergibt sich für sie als Schlußfolgerung: die gegenwärtige ungerechte Ordnung muß auf irgend eine Weise abgeschafft werden, damit die Arbeit ihren vollen Ertrag erhalte. Freilich wollen wir den socialistischen Arbeitern keinen besondern Vorwurf aus dieser Unklarheit über ihre Ziele machen. Dieselbe hat ihren Grund in der Natur der Sache. Gesteht doch Schäffle selbst: „Ob das neue (socialistische) Princip realisirbar ist oder werden kann, vermag jetzt wohl Niemand mit Sicherheit zu sagen."[2]

Wie sollte es nun aber, so fragen wir, nicht das Merkmal einer vollständig antisocialen und revolutionären Gesinnung und Bewegung sein, die gesammte Gesellschaft durch alle möglichen Mittel einer geheimen und öffentlichen, erlaubten und unerlaubten Agitation einem Ziele zutreiben zu wollen, von dem man zum mindesten noch nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob es sich überhaupt realisiren lasse oder nicht, und ob es nicht vielleicht gleichbedeutend sei mit dem gänzlichen Zusammensturz aller gesellschaftlichen Ordnung? Täusche man sich nur nicht. Trotz aller frommen Betheuerungen einiger Gemäßigten ist und bleibt die revolutionäre Marseillaise, mit deren Absingung der letzte socialdemokratische Congreß in der Schweiz seine Sitzungen schloß, die Nationalhymne des Socialismus.

Victor Cathrein S. J.

---

[1] Emancipationskampf. Bd. I. S. 9.

[2] Quintessenz, S. 69.

Recenſionen.

Tractatus de Poenitentia, quem in Collegio Romano Soc. Jesu tradidit *Dominicus Palmieri*. gr. 8°. p. 494. Romae, ex typographia polyglotta S. C. de propaganda Fide, 1879.

Obiges Werk iſt, wie der Titel ſagt, aus den vom Verfaſſer im römiſchen Colleg gehaltenen Vorträgen entſtanden, die er, um einige Abhandlungen vermehrt, hiermit in die Öffentlichkeit gibt. Wie er ſelbſt im Vorwort bemerkt, iſt er in der Anordnung des Stoffes dem hl. Thomas gefolgt. Er will ſeinen Leſern die dogmatiſche Lehre von der Buße vollſtändig bieten. „Reperiet heic lector quaestiones omnes, quae agitari solent, tum scholasticas, quibus scilicet intelligentia dogmatis auxiliante ratione aperitur, tum historicas, quae hoc in loco non tam utiles sunt, quam necessariae.“ Daher iſt es nicht zu verwundern, daß der Tractat zu einem verhältnißmäßig ſtarken Bande herangewachſen iſt. Wenn ſich ſo das Werk empfiehlt durch Reichhaltigkeit des Materials, ſo beruht dennoch vor Allem der Vorzug desſelben auf der Gründlichkeit, womit die einzelnen Fragen behandelt werden. Mit correcter Darlegung des Dogma verbindet P. Palmieri eine gediegene Begründung und Erklärung desſelben. In der Beweisführung werden die einzelnen Argumente ſorgfältig erwogen, allſeitig entwickelt und mit großer Gewandtheit gegen jede Einrede ſichergeſtellt. Scharfe Begriffsbeſtimmung, genaue Darlegung des Kernpunktes der Frage, Beleuchtung der zu erörternden Lehre durch andere Wahrheiten, mit denen ſie in Berührung ſteht, erleichtern nicht wenig das Verſtändniß. Als ein tüchtiger Kenner der Theologie der Vorzeit verſteht es der Verfaſſer, die von den Gegnern mißdeuteten alten Lehren mit dem in ſpäterer Zeit deutlicher ausgeſprochenen Dogma der Kirche in Einklang zu bringen. Die Sprache iſt correct, die Darſtellung einfach, könnte aber, wie uns ſcheint, hie und da etwas knapper und gedrängter gehalten ſein.

Nachdem wir dieſes allgemeine Urtheil vorangeſtellt haben, ſei es uns geſtattet, dem Leſer den Inhalt des Werkes der Hauptſache nach kurz vorzuführen.

Der ganze Tractat zerfällt in zwei, dem Umfange nach freilich ungleichmäßige Theile, wovon der erſte (S. 1—44) von der Tugend der Buße, der andere (S. 45—442) von dem Sacrament der Buße handelt. Als Appendix wird die dogmatiſche Lehre vom Ablaß beigefügt (S. 443—485).

Digitized by Google

Der erſte Theil über die Tugend der Buße beginnt mit der Widerlegung der irrigen Anſicht Luthers, nach der bekanntlich das Weſen der Buße in der bloßen Lebensänderung beſtehen ſoll. Dieſer ſinnloſen Lehre gegenüber wird aus der Schrift und der Natur der Sache nachgewieſen, daß zur Buße weſentlich der Abſcheu und Reueſchmerz über die begangenen Sünden gehört, der als Princip den Vorſatz der Lebensbeſſerung in ſich ſchließt (thes. 1). Sodann folgt die ſcholaſtiſche Erklärung des Weſens der Buße. Zuerſt wird nach dem Vorgange des hl. Thomas (III. q. 65. a. 1) bewieſen, daß die Buße, inſofern ſie im Willen ihren Sitz hat, eine Tugend iſt (thes. 2). Wenn auch dieſe Aufſtellung kaum eines Beweiſes bedarf, ſo tragen doch die Erläuterungen, wodurch P. Palmieri den bezüglichen Artikel des heiligen Lehrers commentirt, viel dazu bei, in das Verſtändniß des Begriffes der Buße einzuführen. Aber was für eine Tugend iſt die Buße? Gibt es auch eine ſpecielle, von den übrigen Tugenden unterſchiedene Tugend der Buße, oder gehören ihre Acte verſchiedenen anderen Tugenden an nach Verſchiedenheit des formalen Beweggrundes, der dieſe Acte beſtimmt? Das iſt die Hauptfrage, welche hier von den Scholaſtikern behandelt zu werden pflegt, und welche über das Weſen der Buße viel Licht verbreitet. Nach Darlegung der verſchiedenen theologiſchen Anſichten werden zur Löſung dieſer Frage folgende Sätze aufgeſtellt: 1) Es kann nicht geläugnet werden, daß es eine Tugend gibt, welche aus einem allgemeinen Motiv allein alle Sünden verabſcheuen kann, d. h. die Buße verlangt nicht, daß der Sünder ebenſo viele Acte des Abſcheues über die begangenen Sünden erweckt, als es ſpecifiſch verſchiedene Tugenden gibt, gegen welche er ſich verſündigt hat, ſondern es gibt Tugenden, deren formales Motiv ſich auf alle Sünden erſtreckt und daher Acte der Buße beſtimmen kann, welche alle begangenen Sünden umfaſſen (thes. 3). — 2) Die Buße, welche nach katholiſcher Lehre zum Heile gereicht, muß nicht gerade der Act einer beſtimmten Tugend ſein, ſondern es können aus Motiven verſchiedener Tugenden, die nicht formell die Tugend der Buße ſind, die heilſamen Bußacte des Abſcheues und Reueſchmerzes über die Sünde erweckt werden. Dahin gehören beſonders jene Tugenden, welche wegen der Allgemeinheit ihres Motivs mit jeder Sünde im Gegenſatz ſtehen, als: die Tugend der Gottesliebe, des Gehorſams, der Gottesverehrung u. ſ. w. (thes. 4). — 3) Gleichwohl gibt es ein ſpecielles Motiv, hergenommen aus der innerſten Natur der Sünde, welches die beſondere Tugend der Buße formell in ihrer Eigenart und Verſchiedenheit von allen übrigen Tugenden beſtimmt. „Peccatum, ut offensa Dei est, expiandum per actus quoque, quoad eius fieri potest, ipsius poenitentis, potest esse obiectum poenitentiae formalis. Poenitentia autem huiusmodi est virtus specialis“ (thes. 5). Als pars potestativa gehört freilich dieſe Tugend zur Cardinal-Tugend der Gerechtigkeit.

Nachdem der Verfaſſer auf dieſe Weiſe die Tugend der Buße nach ihrem formalen Beweggrunde genau entwickelt und beſtimmt hat, beſchäftigt er ſich in der folgenden Theſe mit dem Material-Object der Buße, inſofern ſie ſowohl durch actus fugae als durch actus prosecutionis ſich bethätigt. Zugleich werden die einzelnen Acte dieſer Tugend, beſonders die actus eliciti, begrifflich genau erklärt, woraus ſich ergibt, daß der eigentliche Sitz dieſer Tugend der Wille des Menſchen iſt (thes. 6). Endlich wird eingehend auseinandergeſetzt, daß und inwiefern die Buße zur Vergebung der Sünden nothwendig iſt (thes. 7).

So weit der erſte Theil über die Tugend der Buße. P. Palmieri betitelt ihn: De poenitentiae virtute secundum se, um dadurch anzuzeigen, daß er über die Acte der Buße, inſofern ſie als Beſtandtheil zum Sacrament gehören, hier nicht zu handeln gedenkt.

Digitized by Google

Der Hauptvorzug der Abhandlung von der Buße beruht nach unserer Ansicht darauf, daß der Verfasser die entsprechende Lehre des hl. Thomas zu Grunde legt, zu der seine Ausführungen wie ein erläuternder Commentar erscheinen. Wer diesen Commentar liest, kann nicht umhin, den Scharfblick des englischen Lehrers zu bewundern, mit dem er wie in anderen speculativen Fragen, so auch hier das Rechte zu treffen verstand.

Der zweite Theil von der Buße als Sacrament verbreitet sich in vier Kapiteln ausführlich über die ganze dogmatische Lehre. Das erste Kapitel handelt de potestate a Christo facta remittendi fidelibus peccata. Belehrend ist die Art und Weise, wie P. Palmieri aus den bekannten Schriftterten das Dogma beweist (thes. 8). Da zugleich mit der Realität dieser Gewalt deren unumschränkte Ausdehnung auf alle nach der Taufe begangenen Sünden dargethan wird, so folgt eine eingehende Exegese jener Schriftterte, welche schon von den Novatianern gegen die kirchliche Lehre vorgebracht wurden (Matth. 12, 31. 32. I. Joann. 5, 16. Hebr. 6, 4; 10, 26).

Die folgende These hat einen historischen Charakter, indem sie die Praxis der Kirche bezüglich der Schlüsselgewalt zum Gegenstand hat. Zuerst wird gezeigt, daß die Kirche diese Gewalt, welche sie von jeher geübt, von der Sündenvergebung nicht bloß in ihrem Forum oder in foro externo, sondern auch in foro divino oder interno verstand. Dieser Zweck macht es nothwendig, über die kirchliche Bußdisciplin einige Bemerkungen zu machen. Daher findet der Leser hier die Unterscheidung zwischen poenitentia publica, canonica, sollemnis, den Ursprung und die Bedeutung der sogen. libri poenitentiales u. dgl. — Aber lehrt nicht die Geschichte der Bußdisciplin, daß die alte Kirche gewisse Sünden von ihrer Schlüsselgewalt ganz und gar ausschloß? Bis in die neueste Zeit waren auch katholische Gelehrte der Ansicht, daß die Kirche in den ersten Jahrhunderten in der That gewissen Sünden auf immer die Lossprechung verweigert habe. Obwohl sie der Kirche die Gewalt selbst nicht absprechen, meinen sie dennoch, daß dieselbe in der Übung dieser Gewalt aus Gründen der Disciplin einem solchen Rigorismus gehuldigt habe. Wir rechnen es P. Palmieri zum Ruhme an, daß er es sich zur Aufgabe gemacht hat, diese Ansicht, welche zur späteren kirchlichen Praxis durchaus contrastirt und mit dem Geiste der Kirche kaum vereinbar ist, gründlich zu widerlegen. Mit vieler Erudition weist er nach, daß, wenn auch diese Strenge vorübergehend in einzelnen Sprengeln Eingang fand, sie doch niemals die Praxis der Gesammtkirche oder der römischen Kirche gewesen ist. Daher unternimmt er es, im Einzelnen folgende Sätze zu begründen: a) Probamus primo, nunquam Ecclesiam negasse veniam peccatoribus in exitu vitae, eo quod distulerant usque ad mortem poenitere. b) Nulli flagitio Ecclesia veniam unquam negavit. c) Relapsis in crimina post sollemnem poenitentiam non negabatur ab Ecclesia venia. d) Neque clericis peccantibus negata fuit ab Ecclesia remissio peccatorum (thes. 9).

Der Schlüsselgewalt der Kirche, vermöge deren sie kraft der Worte Christi nicht bloß lösen, sondern auch binden, nicht bloß die Sünden vergeben, sondern dieselben auch beibehalten kann, entspricht von Seite der Gläubigen

Digitized by Google

die absolute Nothwendigkeit, ſich dieſer Gewalt zu unterwerfen, wenn ſie Verzeihung ihrer nach der Taufe begangenen Sünden erlangen wollen (thes. 10). Mit großem Geſchicke wird dieſe Wahrheit aus den Worten Chriſti und der Lehre und Praxis der alten Kirche dargethan und gegen alle Einwürfe vertheidigt. Weiterhin wird dann gezeigt, daß dieſe Nothwendigkeit nicht bloß als eine necessitas praecepti, ſondern auch als eine necessitas medii aufzufaſſen iſt, zu welchem Zwecke eine gründliche Erklärung dieſer doppelten Nothwendigkeit vorausgeſchickt und zugleich auseinandergeſetzt wird, wie die Lehre der Kirche von der rechtfertigenden Kraft der vollkommenen Reue außer dem Sacrament mit dieſer Nothwendigkeit des Bußſacramentes nicht im Widerſpruch ſteht.

Aus der Natur der von Chriſtus der Kirche verliehenen Gewalt, die ſich in doppelter Weiſe bethätigt, nämlich durch Vergeben und Beibehalten der Sünde, durch Losſprechen des Schuldigen und Nicht-Losſprechen, und aus der Nothwendigkeit für den Sünder, ſich dieſer Gewalt zu unterwerfen, folgert dann P. Palmieri mit Recht, daß dieſe Gewalt eine richterliche iſt — eine Wahrheit, welche die Eigenart des Bußſacramentes beſtimmt und für den Tractat von dieſem Sacramente grundlegend iſt. Freilich waltet zwiſchen dem Richter in dieſem forum internum und dem Richter im forum externum ein großer Unterſchied ob (thes. 11).

Das zweite Kapitel handelt von der Art und Weiſe, wie die Schlüſſelgewalt zur Vergebung der Sünden ausgeübt wird. Der äußere ſinnfällige Ritus, in welchem dieſelbe zur Ausübung kommt, beſteht in den Worten: „Ego te absolvo a peccatis tuis“, deren directe und indirecte Bedeutung eingehend dargelegt wird (thes. 12). Daran ſchließt ſich als parergon die theologiſche Controverſe, ob auch die deprecative Abſolutionsformel Giltigkeit hat. Nach genauer Darlegung des Fragepunktes werden die Gründe für und gegen reiflich erwogen; indeß läßt P. Palmieri die Frage unentſchieden, obgleich, wie er ſagt, die bejahende Anſicht ihm die wahrſcheinlichere zu ſein ſcheint. — Zur Giltigkeit der Abſolution wird erfordert, daß der Pönitent anweſend ſei (thes. 13). — Hinſichtlich der controverſen Frage über die innere Conſtitution des Bußſacramentes, ob nämlich auch die Acte von Seite des Pönitenten zum Weſen desſelben gehören, begnügt ſich der Verfaſſer damit, beiden entgegengeſetzten Meinungen Probabilität zuzuerkennen. Gleichwohl findet der Leſer alles auf dieſe Controverſe Bezügliche hier ausführlich zuſammengeſtellt (thes. 14). — In der Unterſuchung über das Subject der Losſprechungsgewalt oder über den Verwalter des Bußſacramentes wird ſpeciell die Anſicht von Morinus und Martène entſchieden bekämpft, als ob in der alten Kirche auch die Diakone im Falle der Noth die ſacramentale Losſprechung hätten ertheilen können (thes. 15). — Die folgende Theſe über die Nothwendigkeit der potestas iurisdictionis außer der potestas ordinis zur giltigen Abſolution enthält vortreffliche Bemerkungen über das Weſen und die Verſchiedenheit beider Gewalten (thes. 16). — Wie die Jurisdictionsgewalt von den kirchlichen Obern verliehen wird, ſo können dieſe dieſelbe auch in beſchränkter Weiſe ertheilen; daher das ius reservationis casuum (thes. 17).

Das dritte Kapitel über die Wirkungen der Buße gibt wiederum einen gediegenen Commentar zu der Lehre des hl. Thomas, wie ſie in den Quäſtionen 86—89 des dritten Theiles der Summa enthalten iſt. Insbeſondere wird der Vergebung der

Digitized by

läßlichen Sünde eine ausführliche Abhandlung gewidmet. Die Vergebung der Sünde ist eine absolute, so zwar, daß die einmal nachgelassenen Sünden bei dem Rückfalle in dieselben nicht wieder zurückkehren, während mit der Rechtfertigung das Wiederaufleben der früheren Verdienste und der heiligmachenden Gnade verbunden ist (thes. 18. 19). Zu unserer Genugthuung vertritt P. Palmieri in letzterer Frage die wohlbegründete Ansicht des P. Suarez und vieler anderer Theologen, daß die Rechtfertigung in Bezug auf diese Wirkung bloß als conditio sine qua non oder als removens prohibens sich verhält, weßhalb jede Rechtfertigung die völlige Wiederherstellung aller Verdienste und der habituellen Gnade sofort zur Folge hat.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich in drei Artikeln eingehend (S. 214—442) mit den Acten des Pönitenten, die zum Sacrament der Buße erfordert werden. Mit besonderer Sorgfalt und Ausführlichkeit ist in dem ersten Artikel die Lehre von der Reue bearbeitet. Nachdem der Verfasser im ersten Paragraphen, von der Reue im Allgemeinen handelnd, den Begriff der Reue, wie ihn das Concil von Trient aufstellt, genau erörtert und deren Eintheilung in vollkommene und unvollkommene Reue begründet hat (thes. 20. 21), folgt im zweiten Paragraphen die Lehre von der Wirksamkeit der vollkommenen Reue. Da aber die vollkommene Reue auf der vollkommenen Liebe der Freundschaft beruht, so ist es wohl am Platze, wenn P. Palmieri zum Behufe besseren Verständnisses hier in einer besonderen Abhandlung den Begriff der Liebe entwickelt und speciell das Wesen der Freundschaftsliebe auseinandersetzt. Natürlich wird die Möglichkeit und Wirklichkeit dieser Freundschaftsliebe gegen Bolgeni in Schutz genommen (thes. 22). Eine Reue nun, welche aus einer solchen vollkommenen Liebe Gottes über Alles hervorgeht, verleiht nach katholischer Lehre auch vor dem Empfang des Sacramentes die Rechtfertigung (thes. 23). Diese Wirkung der Reue ist aber nicht bedingt durch einen bestimmten Grad der Intensität oder eine bestimmte Dauer des Actes, sondern jede Reue, wenn sie nur durch das Motiv der Liebe vollkommen und der Hochschätzung nach über Alles groß ist, bewirkt die Aussöhnung des Menschen mit Gott, und zwar immer, nicht bloß in articulo mortis und in casu necessitatis, wenn das Sacrament nicht empfangen werden kann, oder im Falle des Martyriums (thes. 24).

Besonders beachtenswerth ist die ausführliche Abhandlung über die attritio. In der berühmten Controverse, welche hier zur Erörterung kommt, steht P. Palmieri durchaus auf Seite der sogen. Attritionisten, welche behaupten, daß auch die Reue aus bloßer Furcht vor der Strafe ohne jeglichen formellen Act der Liebe Gottes den Sünder geeignet macht, im Sacramente Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Nach genauer Darlegung des Fragepunktes und der verschiedenen Ansichten, welche hier zu besprechen sind, wird zuerst bewiesen, daß die Meinung derjenigen, welche zum Empfange des Bußsacramentes die vollkommene Reue verlangen, d. h. eine Reue, welche aus vollkommener Liebe Gottes über Alles hervorgeht, mit der dem Sacramente eigenen Wirksamkeit, die ihm kraft göttlicher Einsetzung zukommt, unvereinbar ist (thes. 25). Da aber die Vertreter jener Meinung sich brüsten, die Lehre der alten Scholastik zu vertheidigen, so unternimmt es P. Palmieri, durch eine synoptische Zusammenstellung der Ansichten der alten Lehrer zu zeigen, was von dieser Berufung zu halten ist (thes. 26). Sodann wird die sittliche Güte der Furcht vor der Hölle und der Reue aus bloßer Furcht vor der Hölle gegen die Angriffe der Lutheraner und Jansenisten vertheidigt. Eine solche Reue ist nicht bloß nicht tadelnswerth, sie ist auch ein Geschenk Gottes und vermag den Willen, zu sündigen, positiv auszuschließen (thes. 27. 28). Auch die Argumente jener Theologen, welche im Kampfe gegen die Attritionisten diese Reue als unsittlich oder als unwirksam verschreien, um den Willen von der Sünde

Digitized by Google

abzuwenden, finden hier die gebührende Abfertigung. Wenn ſich dieſe Theologen auf den hl. Auguſtinus und ſogar auf den hl. Thomas berufen, ſo iſt die beſte Widerlegung eine gediegene Auseinanderſetzung der angezogenen Ausſprüche dieſer heiligen Lehrer (thes. 29). Nunmehr fixirt P. Palmieri ſeine Anſicht über die Zulänglichkeit der attritio, indem er folgende Theſe aufſtellt: „Attritio ex metu gehennae concepta voluntatem peccandi excludens cum spe veniae, quod attinet ad dolorem in Sacramento Poenitentiae necessarium, est dispositio proxima et sufficiens ad iustificationem in eodem Sacramento obtinendam: quod ex analysi instituta cap. 4. sess. XIV. Tridentini certitudine theologica colligi potest. Neque ullo pacto huic doctrinae refragatur, quod eadem Synodus docet sess. VI. cap. 6 (thes. 30). Die eingehende Widerlegung der gegneriſcherſeits aus der heiligen Schrift, aus der Lehre des hl. Auguſtinus und des hl. Thomas und aus der Natur der Sache hergenommenen Schwierigkeiten iſt zugleich eine Bekräftigung der vorgetragenen Lehre (thes. 31). — Wenngleich der Verfaſſer in dieſer Controverſe über die attritio hauptſächlich jene Gegner im Auge hat, welche eine Reue aus vollkommener Liebe, die über Alles geht, zum Bußſacrament erfordern, ſo iſt doch, wie er in einem Corollarium bemerkt, durch die bisherige Unterſuchung auch die Anſicht des Cardinals Pallavicini widerlegt, der bekanntlich den amor initialis, den Anfang einer wohlwollenden Liebe verlangt, damit die attritio als Dispoſition zur Rechtfertigung im Sacrament genüge. Freilich in einem gewiſſen Sinne iſt auch in der Reue aus Furcht vor der Strafe die Liebe enthalten, und man kann ſie auch in einem gewiſſen Sinne ein initium amoris nennen, wie P. Palmieri im Verlaufe der Unterſuchung zu bemerken Gelegenheit hatte. Zum Schluſſe wird die vorgetragene Anſicht noch gegen den Vorwurf der Neuheit vertheidigt, indem gezeigt wird, daß dieſe sententia communis der nachtridentiniſchen Theologen auch ſchon vor dem Tridentinum gelehrt wurde (thes. 32).

Als parergon wird dann noch der Abhandlung über die Reue die doppelte Frage beigefügt, ob zum Empfange des Sacramentes eine bloß vermeintliche, nicht wirkliche attritio hinreiche, und ob es ein sacramentum poenitentiae informe geben könne. Die Antwort auf beide Fragen lautet verneinend.

In dem zweiten Artikel über die Beicht wird vor Allem deren göttliche Einſetzung aus den Quellen der Offenbarung dargethan (thes. 33). Recht belehrend iſt die Art und Weiſe, wie P. Palmieri auf dem vom Tridentinum vorgezeigten Wege das Dogma aus den Worten Chriſti bei Joh. 20 entwickelt. Dann werden die Einwürfe gegen das Dogma durchaus überzeugend widerlegt (thes. 34). Endlich wird an der Hand der Tradition und Geſchichte die Berechtigung der Ohrenbeicht kraft göttlicher Inſtitution, ſowie deren ſtete Übung in der Kirche nachgewieſen.

Der dritte Artikel über die Genugthuung verbreitet ſich in fünf Theſen in einer Weiſe, die allen Anſprüchen einer gründlichen dogmatiſchen Unterſuchung gerecht wird, über alle Fragen, welche hier gewöhnlich zur Behandlung kommen.

Die Lehre über die Ablässe will P. Palmieri als Anhang nur kurz behandeln. Gleichwohl gibt es kaum eine dogmatiſche Frage, die hier nicht ihre allſeitige Behandlung oder wenigſtens Berückſichtigung gefunden hat. Um nur auf einige Einzelnheiten hinzuweiſen, heben wir beſonders hervor, daß der Verfaſſer, um das Alter der kirchlichen Praxis zu begründen, das aus den

Digitized by Google

Abläſſen der römiſchen Stationen entnommene Argument, welches ſchon die alten Scholaſtiker gebrauchen, gegen Morinus wieder zur Geltung bringt; daß er ebenfalls den Abſolutions-Ritus in coena Domina, wie ihn die Pönitential-Bücher überliefern, ſowie die Martyrer-Scheine für eine Form des Ablaſſes hält, und überhaupt die Momente aus der alten Bußdisciplin gut verwerthet, welche den Gebrauch des Ablaſſes anzudeuten ſcheinen. Mit Recht wird das Dogma auch aus den Worten Chriſti (Matth. 16, 18) bewieſen, welche, vorausgeſetzt, daß ſie die Gewalt der Sündenvergebung einſchließen, in ihrer Allgemeinheit auch die Vollmacht der Nachlaſſung der zeitlichen Sündenſtrafen durch den Ablaß enthalten. Ungern vermiſſen wir aber das Argument aus 2 Kor. 2, 6—12 (vgl. 1 Kor. 5), da nach unſerer Meinung ſich aus dieſem Text ein vollgiltiges Argument für die Wahrheit des Ablaſſes herſtellen läßt. (Siehe Estius in h. l.) — In etwa neu iſt die Art und Weiſe, wie P. Palmieri die Zuwendung der Abläſſe an die Verſtorbenen erklärt. Bekanntlich begegnet man hier der Schwierigkeit, wie dieſe Zuwendung möglich iſt, da doch die Ablaßertheilung ein Act der Schlüſſelgewalt iſt, welcher die Verſtorbenen nicht mehr unterworfen ſind. In der That hält Cardinal de Lugo (de Poenit. disp. 27. sect. 5) gegen Suarez (de Poenit. disp. 53. sect. 2) daran feſt, daß auch der Ablaß für die Verſtorbenen ein Ausfluß der Jurisdictions-Gewalt ſei, behauptet aber, daß der Act dieſer Jurisdiction ſich zunächſt nur auf die Lebenden erſtreckt, durch deren Vermittlung die Kirche den Verſtorbenen den Schatz der Verdienſte Chriſti und der Heiligen zuwendet. Dieſes vorausgeſetzt, meint nun der Cardinal, daß obige Schwierigkeit beſeitigt werde, wenn man ſage, der Papſt erhebe kraft ſeiner Vollmacht über den Kirchenſchatz das gute Werk des Lebenden zu einem größeren Genugthuungswerthe, ſo daß dieſes nunmehr nicht bloß ſatisfactoriſch ſei ex opere operantis, ſondern auch ex opere operato, wenn es für die Verſtorbenen aufgeopfert werde. P. Palmieri ſchlägt die einfache Löſung vor, daß der Lebende, wie er ſeine eigenen Genugthuungen auf Andere und auch auf die Verſtorbenen übertragen kann, ſo durch die Jurisdictions-Gewalt der Kirche befähigt werde, den Ablaß, welchen er ſelbſt gewinnt, den Verſtorbenen zuzuwenden. Nur iſt dieſe Gewinnung des Ablaſſes nicht formell als Nachlaß der Strafe aufzufaſſen, vielmehr gewinnt der Lebende den Ablaß bloß active oder meritorie, inſofern er das vorgeſchriebene Werk ſetzt, woran die Übertragung des Nachlaſſes der Strafe an die Verſtorbenen geknüpft iſt (S. 480).

Zum Schluſſe wiederholen wir unſer Urtheil, daß der Verfaſſer mit dieſem Tractate der Theologie ein Werk von hohem wiſſenſchaftlichem Werthe geſchenkt hat. Wir hätten gewünſcht, daß zur leichteren Orientirung über den reichen Inhalt dem Buche ein ſorgfältig ausgearbeiteter ſachlicher Index beigegeben wäre.

Joh. B. Saſſe S. J.

Kurzgefaßter Commentar zu den vier heiligen Evangelien, zum Gebrauche für Theologie-Studirende. Von Dr. **Franz Xaver Pölzl**, o. ö. Profeſſor der Theologie an der k. k. Univerſität zu Graz.

Digitized by Google

Erster Band: Kurzgefaßter Commentar zum Evangelium des heiligen Matthäus, mit Ausschluß der Leidensgeschichte. 8°. VIII u. 320 S. Graz 1880. Preis: *M.* 4.50.

Der zweite Band dieses auf vier Bände berechneten Commentars wird die Evangelien nach Markus und Lukas, der dritte das Evangelium Johannis, der vierte die Leidensgeschichte nach den vier Evangelien behandeln. Der Verfasser zeigt sich auf exegetischem Gebiete wohlbewandert, nüchtern und solid in der Auslegung, sorgfältig in Benützung der einschlägigen Literatur — jedoch, wie wir zu unserem Bedauern wahrzunehmen glaubten, mit Ausnahme der so hervorragenden Leistungen Dr. J. Grimms. Zweck und Anlage seiner Arbeit spricht er selbst im Vorworte folgendermaßen aus: „Die Arbeit ist zunächst nur für Theologie-Studirende bestimmt; sie soll eine Nachhilfe für die Vorlesungen im Collegium bieten, in das richtige Verständniß der heiligen Schrift einführen, zugleich aber zu tiefer eindringendem Schriftstudium Anregung geben. Diesem Zwecke gemäß ist die Exegese durchgehends kurz gefaßt, sind dort, wo verschiedene Erklärungsversuche einzelner Stellen vorliegen, nur selten mehrere davon namhaft gemacht worden, weil ich es vorzog, die Ergänzung dem mündlichen Vortrage zu überlassen." Hiermit gibt sich der Commentar als eine zunächst, wenn wir so sagen dürfen, auf einen engeren, häuslichen Kreis berechnete Arbeit zu erkennen. Der Verfasser hat, namentlich was Auswahl und Begrenzung des Stoffes angeht, durchaus freie Hand, er mag walten nach eigenem Ermessen und nach Maßgabe der concreten Verhältnisse, in denen er wirkt und lehrt, und hat im Grunde der fernstehende Leser kein Recht, zu fragen und zu klagen: „Warum dieses, und warum nicht jenes?" Nichtsdestoweniger wird uns der gelehrte Verfasser gestatten, den Wunsch auszusprechen, daß bei einzelnen nicht unwichtigen Stellen denn doch mehr als eine einzige Erklärung erwähnt worden wäre, zumal in Fällen, wo die von ihm befürwortete Erklärung eine weniger gangbare ist; ferner, daß mehr auf Anlage und Structur unseres Evangeliums eingegangen wäre. Sollte aber hierdurch zu sehr die „kurze Fassung" des Commentars beeinträchtigt worden sein, so hätte allenfalls Anderes, z. B. die topographischen Erörterungen, eine Einschränkung erfahren können.

Selbstverständlich behält der Commentar, dieser Ausstellungen unerachtet, seinen bleibenden Werth und wird namentlich, wo es um raschere Orientirung in dunkeln Schriftstellen, um sofortige Beibringung einer haltbaren, durchsichtigen Auslegung schwieriger Texte zu thun ist, erwünschte Dienste leisten.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Studien über das Glück in der Ehe. Von **Eugen v. Mannesherz.** 8°. VIII u. 164 S. München, Cäsar Fritsch.

An diesem Buche mißfällt uns durchaus das Doppelmotto, dessen völlig heidnischer und protestantischer Inhalt nothwendig ein schlechtes Licht auf die nachfolgenden Blätter werfen muß. Es wäre daher besser, ebensowohl als eine Minnesängercitation (S. 18), im Interesse des Buches und mancher Leser

Digitized by

fortgeblieben. — Der Gegenstand der vorliegenden Studien war selbstredend kein leichter, ja für die heutige Frivolität und Verkommenheit enthält schon der bloße Titel ein Paradoxon, wo nicht eine Lüge. Und doch müssen wir dem Verfasser wieder Recht geben, wenn er glaubt, daß sein Thema ebendarum ein zeitgemäßes sei. Unglück in der Ehe ist kein weißer Rabe, Verachtung und Verhöhnung des ehelichen Bandes gehören in gewissen Kreisen zum guten Ton, und manchem lauteren Gemüthe wird durch das ewige Spotten der Muth benommen, seinem Beruf zur Gründung eines neuen Familienherdes zu folgen. Furchtsame Ehecandidaten, frivole Eheverächter, unglückliche Eheleute — ein buntes, schwierig zu behandelndes Publikum. Der Verfasser hat sich aus der Verlegenheit gezogen, indem er sich vorerst nicht gerade auf den höchsten ideellsten Standpunkt stellte, sondern mit Abstraction von möglich Besserem das zunächst anzustrebende Gute im Auge behielt; im Ton sucht er auch möglichst — bei Vermeidung von Leichtfertigkeit — durch eine mehr weltlich geistreiche als philosophisch gründliche Art, in einer mehr satyrisch-komischen als religiös-belehrenden Sprache sich die Aufmerksamkeit und nöthige Autorität zu verschaffen. Nur wenn man das gemischte Auditorium und den einmal gewählten Standpunkt des Autors vor Augen behält, wird man das Werk richtig beurtheilen können. Es könnte sonst leicht bei dem ewigen Hervorheben des Eheglückes und dem Verwerfen des Junggesellenthums der Gedanke sich Luft machen, als habe der Verfasser sein Evangelium von der Vortrefflichkeit und dem Glück der Jungfräulichkeit vergessen. So ist denn wohl das freilich sehr starke deutsche Rechtssprüchwort (S. 33) als eine Hyperbel auch noch allenfalls (?) zulässig, obgleich wir es niemals in einem christlichen Buche ohne Glosse citiren würden.

Doch nun zum Buche selbst. Nach zwei Kapiteln — Geschichtliches und Rechtliches; Philosophisches und Religiöses —, die in ihrer jetzigen Form gar nicht organisch in das eigentliche Thema verwebt sind, kommen wir zur Sache, indem in 25 Nummern die „Plagegeister in der Ehe" vorgeführt, leicht skizzirt, scharf gegeißelt und kurz zur Bekehrung ermahnt werden. Das vierte Kapitel ist wieder bloß eingeschoben, es handelt von der „Ehelosigkeit"; dann aber kommen wir unserem eigentlichen Ziele näher, denn nun werden den 25 Eheteufeln gegenüber ebenso viele Lichtgestalten als „gute Geister in der Ehe" in ihrer ganzen beseligenden Schönheit gezeichnet. Die Behandlungsweise ist durchgehends, wie schon bemerkt wurde, die sententiöse, nicht die ruhig entwickelnde, sondern die spruchhaft behauptende, kurz fragmentarische — der Auctor will „Gedanken erwecken". Gegen diese Art der Behandlung ist gewiß nichts einzuwenden; in unserem wortreichen Säculum, wo man auch ohne Gedanken viel schreiben kann, ist es im Gegentheil eine wahre Wohlthat, eine Festkost des Geistes, wenn man einmal solcher Schreib- und Denkweise begegnet. Wir hätten nur einen Doppelwunsch für eine zweite Auflage: Bei aller anscheinenden Leichtigkeit und Vernachlässigung jeder Methodik müßte doch im Grunde gerade wegen der Knappheit des Rahmens eine sehr streng logische Gliederung des Stoffes obwalten. Und da meinen wir, es könnte bisweilen Einiges gekürzt, Anderes ausgeführt werden. Was soll

Digitized by Google

z. B. der Exkurs über die deutsche Sprache, der eine halbe Seite einnimmt, und das in einer anderthalbseitigen Abhandlung über das Mißtrauen? Auch könnte bei einzelnen Definitionen der Fehler und Tugenden etwas mehr auf die differentia specifica geachtet werden, was, ohne der Geistreichigkeit zu schaden, zur Klarheit viel beitrüge. Bisweilen scheint es nämlich, als ob in Folge des Mangels an klarer Definition auch die Abhandlung etwas verschwommen wäre. — Unser zweiter Hauptwunsch geht dahin, der Verfasser möge seinen Vorsatz ändern, und diejenigen Sätze, Sentenzen, Bilder, Verse ꝛc., welche er anderen Autoren entlehnt, irgendwie kenntlich machen und an ihren Ursprung zurückweisen. Das mag freilich etwas pedantisch scheinen; allein wir gestehen gerne, daß uns das Gegentheil etwas vornehm plagiarisch anmuthet, zumal bei Prosacitaten, die in den Contert verwebt sind. — Aus diesen anscheinend kleinlichen Ausstellungen mag der Verfasser entnehmen, daß wir sein Büchlein als ein durchaus lebensfähiges, höchst interessantes und nützliches begrüßen. Er soll sich die Mühe einer Durchsicht nicht reuen lassen und in einem etwas kleineren Format mit zahlreicheren Alinea's, die schon durch ihren bloßen Anblick das Sententiöse der Behandlungsart ankündigen und zum Betrachten einladen, seiner eventuellen zweiten Auflage auch einen äußerlich stereotypen Charakter geben. Wir empfehlen das Büchlein allen Freunden geistreicher Literatur, sodann als praktisches Hilfsmittel auch allen Seelsorgern, die nicht ohne Nutzen manches schlagende, treffende Wort lesen und manches verwendbare Citat hier aufgezeichnet finden werden.

W. Kreiten S. J.

Die Silberarbeiten von Anton Eisenhoit aus Warburg. Herausgegeben von **Julius Lessing.** 2. Aufl. Gr. Folio. 14 Tafeln in Lichtdruck von Albert Frisch. 12 S. Text. Berlin, Paul Bette, 1879. Preis: *M.* 30; geb. in Leinwand *M.* 40.

Dieses artistisch-interessante Bilderwerk wurde durch die im Juni 1879 zu Münster stattgefundene Ausstellung westphälischer Alterthümer veranlaßt, woselbst die Silberarbeiten Anton Eisenhoits, bis dahin in der Schatzkammer des Schlosses Herdringen verborgen, das lebhafteste Interesse der Künstler, Kunstfreunde und Gelehrten erregten. Wie Herr Lessing nachweist, gehörten diese Kunstwerke wahrscheinlich zu dem Kirchenschatz der Schloßkapelle auf dem Schnellenberge, welche Caspar von Fürstenberg mit großem Aufwand erbaute und für welche dessen Bruder Theodor von Fürstenberg (geb. 1546, zum Bischof von Paderborn erwählt 1585 und als solcher consecrirt 1589) im Jahre 1599 den artistischen Schmuck gestiftet hat. Es sind sechs Stücke[1]: 1. Der aus Silber getriebene Einband eines Pontificale Romanum (Venedig 1582). Die Hauptfigur der Vorderseite ist Aaron im vollen hohenpriesterlichen Schmucke als Symbol des alten Testaments; in den Nischen der Seitenpilaster stehen die vier großen lateinischen Kirchenväter Augustinus, Hierony-

[1] Im Ausstellungs-Catalog Nr. 334. 492. 569. 591. 811. 812.

Digitized by

mus, Ambrosius, Gregorius. Die Hauptfigur der Rückseite ist ein betender Papst, über ihm die Madonna mit dem Kinde, zwischen der architektonischen Einfassung die vier Evangelisten. 2. Der ebenfalls aus Silber getriebene Einband eines auf Pergament gedruckten Kölner Missale's vom Jahre 1494. Das Hauptbild der Vorderseite ist das alttestamentliche Paschamahl, das der Rückseite das letzte Abendmahl — als Ornamentirung dienen auf dem einen die allegorischen Figuren des Frühlings und Sommers, auf dem andern diejenigen des Herbstes und Winters. 3. Ein prachtvolles Crucifix, theils getrieben, theils gegossen aus Silber und vergoldet, an der Vorderseite mit gothischem Maßwerk, an der Rückseite mit Renaissance-Arabesken geschmückt, am Fuße mit getriebener Arbeit von hoher Vollendung[1]. 4. Ein silberner Kelch, dessen Fuß mit sechs Medaillons. 5. Ein aus Silber getriebener Weihwasserkessel, dessen Boden den Durchzug durch's rothe Meer darstellt, die vier Mantelfelder die Taufe Christi, Christus am Jakobsbrunnen, Petrus auf dem Meer, Philippus mit dem Eunuchen. Dazu ein sehr kunstreich gearbeiteter Sprengwedel. 6. Ein Rauchfaß, aus Silber gegossen, der Deckel in reichgegliederter spätgothischer Architektur.

Während in dem Crucifix und dem Rauchfaß gothische Formen mit Ornamentik der Spätrenaissance verbunden sind, mischen sich in den andern Arbeiten Elemente der besten classischen Renaissance mit andern, welche bereits stark den Verfall der Renaissance bekunden. Dem kunstgeschichtlichen Interesse, welches gerade dieser Umstand bietet, gesellt sich noch ein weiteres bei, indem Herr Lessing, dem Entstehen dieser Silberarbeiten nachspürend, manche bisher unbekannte Daten über Anton Eisenhoit zu Tage förderte. Während dieser westphälische Künstler (1554 aus einer alten Familie zu Warburg geboren) bisher nur als Kupferstecher bekannt war, constatiren diese Werke ihn als einen Silberarbeiter ersten Ranges, der um die Jahre 1576—1585 in Rom arbeitete und studirte und in seinen Werken gleichsam zu den letzten Ausläufern der Schule Michel-Angelo's gehört. Herr Lessing gibt (S. 8 und 9) ein Verzeichniß seiner Kupferstiche und zwei Proben, das Bibliothekzeichen für den Fürstbischof Theodor von Fürstenberg und eine Gruppe singender Amoretten (Amor docet musicam).

So werthvoll aber auch die Publication in kunstgeschichtlicher Rücksicht ist, und so sehr sie bei ihrer hohen technischen Vollendung allen Kunstfreunden empfohlen zu werden verdient: können wir sie doch als artistisches Salonswerk und als praktische Vorlage für Kirchenschmuckarbeiten in einer Hinsicht nicht empfehlen. Die Silberarbeiten Eisenhoits gehören eben einer Periode an, in welcher das Studium und die Nachahmung der Antike wohl etwas mehr als gebührlich in die kirchliche Kunst eingedrungen war, und so begegnen wir neben

---

[1] Wenn Herr Lessing (S. 11) sagt, am Fuße des Crucifixes befänden sich „Inschriften, darunter auf das Kreuz bezügliche Stellen mittelalterlicher Hymnen", so würde das besser specificirt, wenn er sagte: „Darunter die drei Hauptstrophen des mittelalterlichen Kreuz-Hymnus ‚Vexilla regis prodeunt' aus dem Passions-Officium."

Digitized by Google

den ernst-würdigen Hauptdarstellungen allerhand Beiwerk, das zur Bedeutung derselben in schroffem Gegensatze steht und sich höchstens aus dem damaligen Zeitgeschmack erklären läßt. Ohne jenen Zeitgeschmack und seine objective Berechtigung hier einer eingehenderen Kritik unterziehen zu wollen, glauben wir doch, daß es der kirchlichen Kunst und ihrem Zwecke nur förderlich sein kann, wenn die Anwendung des Nackten entweder ganz ausgeschlossen oder wenigstens sehr strenge beschränkt wird. Trotz aller ihrer technischen Vorzüge verdienen Eisenhoits Arbeiten in dieser Hinsicht keine Nachahmung.

B.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, oder: Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. Zweite Auflage, in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten begonnen von Joseph Cardinal Hergenröther, fortgesetzt von Dr. Franz Kaulen. Erstes Heft. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung, 1880. Preis pro Heft: *M.* 1.

Mit der höchsten Freude zeigen wir unsern Lesern an, daß nun endlich das erste Heft der zweiten Auflage des Kirchenlexikons erschienen ist. Groß sind die Erwartungen, welche auf dieses von den katholischen Theologen unitis viribus in Angriff genommene Werk gesetzt werden; aber die nach Inhalt und Form vortrefflichen Artikel des ersten Heftes zeigen, daß diesen Erwartungen entsprochen werden wird. Wir behalten uns vor, später ausführlich auf das wichtige Werk zurückzukommen.

Kurze Lebensgeschichte der Heiligen Gottes, nebst Unterweisungen für einen gottseligen Wandel. Von Georg Kniep, Pfarrer der Diöcese Hildesheim. 8°. 608 S. Hildesheim, Borgmeyer, 1879. Preis: *M.* 5.

Unverkennbar spricht sich auf jeder Seite dieses Werkchens die Absicht des Verfassers aus, durch die kurze, auf die einzelnen Tage des Jahres vertheilte Lebensgeschichte der Heiligen das religiöse Leben in jeder Beziehung zu fördern. Deßhalb läßt er die zahlreichen Wunder und außerordentlichen Gnadenzustände, wie Entzückung, Sprachengabe u. s. w., meistens unerwähnt und knüpft dagegen an die kurzgefaßte Lebensskizze einen ihr entsprechenden ermunternden oder belehrenden Unterricht aus der Glaubens- und Sittenlehre, so daß die für den Tag bestimmte Lesung durchschnittlich zwei Seiten umfaßt. Dadurch eignet sich das Buch treffend für eine kurze tägliche Lesung sowohl in Erziehungsanstalten als auch in christlichen Familien. — In Doctrin und Ascese schließt sich der Verfasser meistens an die Aussprüche der Heiligen und Kirchenväter an. Wir haben nur den Wunsch, daß diesen Aussprüchen bei einer späteren Auflage die Citate beigefügt würden und daß das Buch unterdessen recht viel zur Förderung des christlichen Lebens beitragen möge. Ein alphabetisches Verzeichniß der Heiligen,

Digitized by Google

sowie ein Sachregister der in den Unterweisungen besprochenen Gegenstände erleichtert den Gebrauch des Buches.

Vita et regula SS. P. Benedicti una cum expositione regulae a Hildemaro tradita. 8°. XI et 76, XXIX et 74, XV et 659 pag. Ratisbonae, Pustet, 1880. Preis: *M.* 12.

Vorstehende Jubelgabe haben die Benedictiner-Patres von Metten ihrem glorreichen Patriarchen und seiner Schwester Scholastika geweiht, und in der That hätten sie ein schöneres literarisches Geschenk ihm wohl nicht darbringen können. Denn es enthält an erster Stelle die Biographie des Heiligen, welche ein anderer Heiliger, Gregor der Große, im zweiten Buche seiner Dialoge geschrieben hat; an zweiter Stelle dessen Regel, nach den besten Codices herausgegeben; an dritter Stelle eine vortreffliche, bisher noch ungedruckte Erklärung derselben Regel. Jene Biographie edirte P. Mittermüller nach einem auf der Münchener Bibliothek bewahrten Wessobrunner Codex und fügte in den vielen Noten theils Varianten, theils Erklärungen des Textes hinzu. Die allergrößte Sorgfalt verwandte er aber auf Edirung der Regel; fünfzehn der ältesten Codices wurden zu diesem Zwecke mit einander verglichen. Diese mühsame Arbeit lieferte folgende Resultate: 1) Die Abschreiber der Regel sind mit der scrupulösesten Genauigkeit und Treue vorgegangen, so daß man, trotzdem das Autograph des heiligen Vaters verloren gegangen, doch mit genügender Sicherheit den ursprünglichen Text feststellen kann; 2) es existiren zwei Recensionen der Regel, von denen die eine eine Verbesserung der anderen darstellt; 3) beide Recensionen rühren aller Wahrscheinlichkeit nach von dem heiligen Patriarchen selbst her, so daß wir in der zweiten Recension wohl das Autograph besäßen, welches derselbe seinem geliebten Schüler Maurus nach Gallien mitgegeben hat. Übrigens sind mit der ängstlichsten Pünktlichkeit alle Varianten jener fünfzehn Codices angegeben. Thöricht und verkehrt wäre es, etwas zum Lobe dieser Regel hinzuzufügen, die das Angesicht Europa's erneuert und eine ungezählte Schaar echter Culturkämpfer, nämlich Heilige, Kirchenfürsten, Gelehrte, hervorgebracht hat. Die vortreffliche Erklärung der Regel von Hildemar war längst bekannt; sowohl Martène als Mabillon wollten sie herausgeben; doch sind diese berühmten Mauriner nicht dazu gekommen, so viele andere Werke sie auch edirt haben; erst die Jubelfeier von 1880 hat das Erscheinen des Commentars in seiner doppelten Recension veranlaßt. Die kürzere Recension ist unter dem Namen des Paulus Warnefridus von den Mönchen des Klosters Cassino, die längere aber in vorstehendem Werke von P. Mittermüller herausgegeben. Letztere ist sehr umfangreich und umfaßt 635 Seiten. Um unser Urtheil in kurzen Worten zusammenzufassen, so besitzen wir in der Mettener Jubelgabe nicht nur ein hochwichtiges ascetisches, sondern auch ein wissenschaftliches Werk, das allen Anforderungen der neueren Textkritik vollkommen entspricht.

Das Mönchthum und seine Freunde. Ein Büchlein für Verehrer des heiligen Ordensvaters Benedictus und alle Liebhaber seines Ordens. Von einem Benedictiner-Mönche der Beuroner Congregation. 8°. 520 S. Regensburg, New-York und Cincinnati, Friedrich Pustet, 1880. Preis: *M.* 2.40.

Wenn auch die eigentlichen dritten Orden, wie z. B. der des hl. Franciscus, erst aus dem 13. Jahrhundert stammen, so gab es doch zu jeder Zeit und überall fromme Christen, die zu den Klöstern in ein bald mehr, bald weniger inniges Ver-

Digitized by Google

hältniß traten und mitten in der Welt die Gesinnung und Lebensweise der Mönche nachzuahmen strebten. Auch der ehrwürdige Orden des hl. Benedict weist schon früh ähnliche Erscheinungen auf, wozu namentlich die sogen. Oblaten seit dem Ende des elften Jahrhunderts gerechnet werden dürfen. Zweck des vorliegenden Büchleins ist nun nicht, einen dritten Orden des hl. Benedict zu stiften, wohl aber, alle gläubigen Christen in der Übereinstimmung der Gesinnung, in der geistigen Gemeinschaft derselben Grundsätze und Übungen um die Klöster zu schaaren und mit dem Geiste dieser Heimstätten der christlichen Vollkommenheit zu erfüllen. Die äußere Organisation und die Weiterentwicklung dieses Anschlusses will der Verfasser dem Antriebe der göttlichen Gnade und den besonderen örtlichen und persönlichen Verhältnissen überlassen (vgl. S. 109). Seinem Zwecke entsprechend, handelt das Büchlein zuerst von dem Wesen des Anschlusses an den monastischen Orden und den verschiedenen Gestaltungen desselben im Laufe der Geschichte; daran reihen sich praktische Winke sowohl für Priester als Laien, die sich dem Orden des hl. Benedict im Gotteslobe anschließen wollen; endlich folgt eine Reihe schöner und tiefsinniger Erwägungen für die verschiedenen Zeiten und Feste des Kirchenjahres.

Des hl. Anselm von Canterbury zwei Bücher: **Warum Gott Mensch geworden.** Übersetzt und glossirt von Dr. Wilhelm Schenz, Professor der Theologie am kgl. Lyceum in Regensburg. 8°. XIV u. 110 S. Regensburg, Friedrich Pustet, 1880. Preis: *M.* 1.20.

Eine deutsche Übertragung der berühmten Anselm'schen Schrift „Cur Deus homo" ist immerhin eine annehmbare Gabe, zumal wenn sie eine so wohl gelungene ist, wie es von der vorliegenden behauptet werden darf. Mit Recht wurde der Text der Ausgabe von Lämmer der Übersetzung zu Grunde gelegt. In den Glossen wird vorzüglich des hl. Athanasius Schrift De incarnatione angezogen. Die Glossen selbst sind sparsam angebracht, was wir im Allgemeinen gewiß nicht tadeln wollen; nur einzelne, dem hl. Anselm eigenthümliche Punkte der Satisfactions-Theorie hätten unseres Bedünkens etwas besser bedacht werden sollen.

Unser heiliger Vater Papst Leo XIII. in seinem Leben und Wirken. Von P. Benno Kühne O. S. B., Rector der Stiftsschule in Einsiedeln. Mit einem Lichtdruck-Titelbild des Papstes und 60 Holzschnitten. 8°. X u. 256 S. Einsiedeln, Gebrüder Karl und Nikolaus Benziger, 1880. Preis: *M.* 2.25.

Es ist gewiß eine recht erfreuliche Erscheinung, daß, während die liberalen Regierungen im Bunde mit der Freimaurerei keine Mittel, selbst die der Gewalt und Lüge nicht ausgenommen, unversucht lassen, um die Katholiken von Rom loszureißen, das gegenseitige Band der Einheit und Liebe zwischen Haupt und Gliedern immer enger und fester sich schließt. In der That, wenn wir noch eines Beweises bedürften, wie ungeschwächt die Anhänglichkeit und Liebe der Gläubigen zu Pius IX. auf seinen Nachfolger übergegangen ist und sich täglich mehrt, so wäre er in den zahlreichen Lebensbeschreibungen Leo's XIII. enthalten, welche uns die wenigen Jahre des neuen Pontificates schon gebracht haben. Zwei davon, vielleicht die bedeutendsten, stammen aus deutscher Feder: das Leo-Buch von Dr. de Waal haben wir schon früher (1879, Bd. XVI. S. 222) empfohlen. Auch das vorliegende Buch ist anziehend und frisch geschrieben und von Liebe und Begeisterung für seinen Gegenstand durchhaucht; die Sprache ist einfach und rein; die äußere Ausstattung des Büchleins schön und würdig.

Digitized by Google

Nur hätten wir den Wunsch, bei einer neuen Herausgabe möchten einige Porträts durch bessere und passendere ersetzt werden. So wird es gewiß manchen Leser nicht befriedigen, Se. Eminenz den Cardinal Hergenröther immer noch als jungen, angehenden Priester dargestellt zu finden.

Das Christenthum und die großen Fragen der Gegenwart auf dem Gebiete des geistigen, sittlichen und socialen Lebens. Apologetisch-philosophische und social-politische Studien von Dr. Albert Stöckl. 8°. II. Band 425 S.; III. Band 443 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1880. Preis zus.: *M.* 3.50.

Die verdiente Anerkennung, die wir dem ersten Theile des vorliegenden Werkes gezollt, können wir voll und ungetheilt auch auf die zwei weiteren inzwischen erschienenen Bände ausdehnen, die dasselbe zum Abschluß bringen. Um dem Leser annähernd einen Begriff von den interessanten und wichtigen in diesen Studien behandelten Stoffen zu geben, heben wir nur beispielsweise einige Überschriften heraus. So bringt Bd. II, der sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Sittlichkeit und des Rechts bewegt, u. a. folgende Studien: das christlich-ethische und das ethisch-autonomistische Princip; die christliche Demuth und der Hochmuth des modernen Weltgeistes; das christliche Autoritätsprincip und das Princip der Volkssouveränität; Staat, Kirche und Unterrichtsfreiheit. Der dritte Band befaßt sich mit social-politischen und wirthschaftlichen Fragen und bespricht unter Anderem die christliche Weltordnung und die Revolution; den Militarismus in den modernen Staaten; das Eigenthum im Lichte des Naturrechts und des Christenthums; den Socialismus; die Gewerbefreiheit und corporativen Gewerbewesen; den Wucher u. s. w. Keine der wichtigsten und brennendsten Tagesfragen ist übergangen. Der glücklichen Auswahl der Themata entspricht auch, wie es sich bei dem hochw. Verfasser von selbst versteht, die meisterhafte Behandlung, die überall klar und übersichtlich ist und, ohne der nöthigen Gründlichkeit Eintrag zu thun, auch das Schwerste in gemeinverständlicher und ansprechender Weise auseinanderzusetzen versteht. Wir kennen kein anderes Werk populärer Natur, das in gleicher Weise eine allgemein zuverlässige Orientirung in allen wichtigen Tagesfragen vom christlichen Standpunkte ermöglichte, wie das vorliegende. Wahrhaft großartig ist die Idee, die der Leser von der Stellung und Bedeutung des Christenthums auf allen Gebieten des socialen Lebens erhält.

Lehrbuch der katholischen Religion für Obergymnasien. Von Dr. Theodor Dreher, Religionslehrer des kgl. katholischen Gymnasiums zu Sigmaringen. Dritter Theil: Die katholische Sittenlehre. 8°. 75 S. Sigmaringen, Liehner, 1880. Preis: *M.* 1.70.

Auch dieser dritte Theil des Dreher'schen Religions-Handbuches zeichnet sich ganz so wie die ersten, in dieser Zeitschrift (1879, XVI. 213 ff.) eingehender besprochenen Probehefte durch klare, bündige und doch zugleich gründliche Behandlung des betreffenden Lehrstoffes aus. Wir besitzen somit in Drehers Werkchen ein Lehrbuch der katholischen Religion, das mit Recht zu den hervorragendsten Leistungen der Gegenwart auf dem Gebiete der Schulbücher-Literatur gezählt werden muß.

Die sieben Gaben des heiligen Geistes in ihren Wirkungen auf's praktische Leben. Zweite, vermehrte Auflage. 24°. 384 S. Dülmen 1880.

Mit Recht klagt der Verfasser im Vorwort, daß im Allgemeinen zu wenig von den Christgläubigen an die dritte Person in der Gottheit gedacht wird. Gegen diese

Digitized by Google

betrübende Nachläſſigkeit iſt vorſtehendes Büchlein gerichtet, und wir freuen uns, hinzufügen zu können, daß es ſeine Aufgabe mit großem Geſchick löst. Die darin enthaltenen Abhandlungen ſind populär gehalten, in der Art von Betrachtungen, jedoch in Form und Inhalt vortrefflich. Auch die Ausſtattung des Büchleins iſt ſehr ſchön. In Bezug auf dasſelbe ſchließen wir uns darum vollkommen dem Enixe commendamus des hochwürdigſten Biſchofes von Luxemburg an.

Abendunterhaltungen über den Syllabus. Von Auguſt Schippers. 8°. 183 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 1.50.

Wie der unvergeßliche Pius IX. unſeren tiefſten Dank verdient, weil er im Syllabus der irrenden Menſchheit den Weg der Wahrheit und des Rechts gezeigt hat, ſo ſchulden wir auch einen nicht geringen all' denen, welche das Manifeſt des Papſtthums erklärt und vertheidigt haben. Andere hatten bei ihrer Arbeit vorzüglich wiſſenſchaftlich Gebildete im Auge, die „Abendunterhaltungen" ſind beſonders für's Volk beſtimmt. Und in dieſer Beziehung ſind ſie empfehlenswerth ſowohl wegen der klaren Darſtellung und des vielen Belehrenden, das ſie bieten, als auch wegen der zur Illuſtration trefflich gewählten Vergleichungen, da gerade durch ſie in humoriſtiſcher Form das Irrthümliche der verworfenen Sätze recht deutlich und populär hervortritt. Wenn man zuweilen lieſt, der Syllabus ſei vor 14 Jahren erſchienen, ſo kommt dieſe kleine Ungenauigkeit daher, daß die Arbeit bereits 1878—1879 in einer Reihe von Artikeln in der „Neuß-Grevenbroicher Zeitung" erſchienen iſt. Wir freuen uns aber, daß ſie von Neuem der Öffentlichkeit übergeben wurde.

Die Dialogform, welche ſonſt bei Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände leicht den Fortſchritt einer gründlichen Beweisführung hemmt oder die Überſicht derſelben ſtört, iſt in dieſer Schrift von untergeordneter Bedeutung, da Romanus und Germanus, die beiden ſich unterhaltenden Perſonen, das Verwerfliche der verurtheilten Sätze anerkennen und ſich im Anführen von Gründen dafür recht freundſchaftlich helfen. Die Doctrin iſt durchgehends correct. Wenn S. 85 die Pflicht des Beichtgeheimniſſes als kirchliches und nicht auch ausdrücklich als göttliches und natürliches Gebot betrachtet wird, ſo glauben wir beim Verfaſſer keine Ungenauigkeit vorausſetzen zu dürfen. Es iſt nur ſeine Abſicht, an einem deutlichen Beiſpiele zu zeigen, wie verderblich der 42. Satz des Syllabus in ſeinen Folgen wäre, wenn bei einem Conflicte der kirchlichen und ſtaatlichen Geſetze das weltliche Recht den Vorzug hätte. Nur S. 137 wird durch ein kleines Verſehen das Wort canones in Satz 7 mit Eheſcheidungsſätze überſetzt und S. 135 geſagt: „Wäre die Ehe kein Sacrament, dann fiele auch die Unauflöslichkeit und der geiſtliche Charakter derſelben", da doch auf der folgenden Seite der im Syllabus verworfene Satz 67 angeführt wird, der ſagt: „Nach dem Naturrecht iſt das Eheband nicht unauflöslich." So lange aber die Ehe von Chriſtus nicht zur Würde eines Sacramentes erhoben war, unterſtand ſie dem Naturgeſetze und war auch in dieſem kein „bloß weltlich Ding", ſondern nur einer größeren Gefahr ausgeſetzt, dem Einfluſſe der Leidenſchaften anheimzufallen. Dem Büchlein wünſchen wir die größte Verbreitung.

Handbüchlein für die Gründung und Leitung der Bruderſchaft der chriſtlichen Mütter. Im Verein mit der Redaction des „Ambroſius" herausgegeben von einem Prieſter der Diöceſe Trier. Donauwörth, L. Auer, 1880. Preis: 35 *Pf.*

Das kleine Büchlein gibt den Seelſorgsgeiſtlichen nicht nur einen klaren Überblick über Entſtehung, Zweck und Einrichtung der ſchon weit verbreiteten und ſegens-

Digitized by Google

reich wirkenden Bruderschaften der christlichen Mütter, sondern auch sehr viele und praktische Winke für die gedeihliche Leitung derselben. Da die Kirche immer mehr mit List und Gewalt aus der Schule entfernt wird, so muß es für die Katholiken, an erster Stelle natürlich für den Priester, eine Hauptaufgabe der Zukunft sein, die „unabsetzbaren Schullehrer", die Mütter, immer mehr für ihren hohen Beruf zu befähigen und zur gewissenhaften Erfüllung desselben anzuhalten. Und wie könnte dieß besser geschehen, als durch Gründung und gute Leitung von Vereinen unter den Müttern? Nicht umsonst sagte einst Pius IX.: „Gebt mir eine Schaar frommer Mütter und ich will das Angesicht der Erde erneuern."

Zum Frieden zwischen Staat und Kirche. Von Dr. H. Maas, Officialatsrath. 8°. 162 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 2.

Diese vortreffliche Schrift behandelt das Verhältniß zwischen Staat und Kirche mit der größten Sachkenntniß und in klarer, kurzer, aber für den publicistischen Zweck völlig ausreichender Weise. Sie zerfällt in zwei Theile, deren erster „die staatlichen Kirchen- und Schulgesetze im letzten Decennium", und zweiter „die Regelung des Verhältnisses der Kirche zum Staat" behandelt. Der erste Theil berichtet über die thatsächlichen Verhältnisse, doch nicht nur über die des letzten Decenniums, sondern überhaupt über die der neueren Zeit in Deutschland. Der zweite Theil stellt kritisch die fünf verschiedenen Systeme dar: das liberale, reactionäre, kirchliche, paritätische und das des indifferenten Rechtsstaates. Die beiden ersten Systeme verwirft Maas vollständig; das kirchliche System, welches er gegen Angriffe und Verleumdungen vertheidigt, setzt Verhältnisse voraus, die in Deutschland nicht existiren; ebenso auch das des indifferenten Rechtsstaates (der Trennung von Kirche und Staat). Das paritätische entspricht darum nach der Ansicht des Verfassers am besten den in Deutschland bestehenden Zuständen. Dieß mag für den Augenblick wahr sein, aber auch hier scheinen sich die Dinge immer mehr dahin zu entwickeln, daß die Trennung zwischen Kirche und Staat über kurz oder lang geschehen wird. Hierauf muß man deßhalb gefaßt sein und sich vorbereiten.

Hagiologia. Verzeichniß von Lebensbeschreibungen einzelner Heiligen, Seligen, hervorragender Ordensleute u. s. w., sowie Leben der Heiligen in Sammel-Ausgaben. Erschienen 1840—1880. 12°. 63 S. Freiburg, Herder. Preis: 60 *Pf.*

Das vorliegende Verzeichniß erleichtert wesentlich eine schnelle Orientirung auf dem Gebiete der Hagiologie und ist deßhalb trotz seines geringen Volumens als ein schätzenswerther Beitrag zu unserer Bibliographie anzusehen. Daß nicht gleich beim ersten Male eine absolute Vollständigkeit erreicht werden konnte, ist begreiflich und wird von uns nur deßhalb erwähnt, damit es als Antrieb zum Streben nach Vervollständigung bei einer späteren Wiederherausgabe diene. — Wenn uns die Hagiologia einerseits an die erfreuliche Thatsache erinnert, daß in den letzten 40 Jahren recht Vieles über das Leben heiliger und gottseliger Männer und Frauen von deutschen Federn geschrieben wurde, so belehrt sie uns doch auch zugleich, daß unsere Stärke auf dem Gebiete der Hagiologie noch immer nicht im selbständigen Produciren, sondern vorwiegend im Übersetzen ausländischer Werke besteht.

Berufung einer jungen Protestantin zur Erkenntniß der Wahrheit. Vertrauliche Briefe zweier die Wahrheit liebender Seelen, herausgegeben

Digitized by Google

von Dr. Joh. Bapt. Guidi. 8°. XIV u. 158 S. Regensburg, Friedrich Puſtet, 1880. Preis: *M.* 1.40.

Ein werthvoller Beitrag zu den Convertitenbildern! Derſelbe ſpricht um ſo mehr an, als er ein ſehr anſchauliches Bild des inneren Entwicklungsganges der jungen, gebildeten Convertitin darbietet. Letztere hatte auf einer Ferienreiſe auch einen katholiſchen Verwandten beſucht, der als Prieſter einer religiöſen Genoſſenſchaft angehörte. An dieſen Beſuch, bei dem die religiöſe Frage lebhaft zur Sprache kam, knüpfte ſich eine mit großem Eifer fortgeſetzte Correſpondenz, die in den vorliegenden Blättern ungekürzt und ungeändert dem Drucke übergeben iſt. Die „vertraulichen Briefe", in denen eine große Anzahl von Controverspunkten ziemlich eingehend erörtert wird, ſind nicht nur ſehr lehrreich, ſondern ermöglichen auch einen Einblick in die wechſelnden Herzensſtimmungen der von Gottes Gnade mächtig angeregten Seele. Bei der über das Mittelmaß hinaus gebildeten Proteſtantin, die ihrem Bekenntniſſe mit ganzer Seele zugethan war, iſt die Converſion nicht das Werk eines Augenblicks; nur allmählich zerſtreuen ſich die Vorurtheile und ſchwinden die Schatten des Irrthums, bis endlich das Licht der Gnade einen vollſtändigen Sieg und Triumph feiert. Die letzten Briefe berichten mit ergreifender Unmittelbarkeit über die Aufregung, den Unwillen und die Entrüſtung von Seite der proteſtantiſchen Verwandten, welche einen wahren Sturm der Verfolgung über die Convertitin heraufbeſchworen. Dieſe unterlag demſelben nicht; der letzte Brief führt die bezeichnende Unterſchrift: Amalie, barmherzige Schweſter des hl. Vincentius von Paula.

Das kleine Familienhaupt. — Sechs Jahre ſpäter. Von Zenaïde Fleuriot. Nach dem Franzöſiſchen von Philipp Laicus. Mit Illuſtrationen von H. Caſtelli und E. Bayard. Zwei Bände. 12°. 304 u. 324 S. Preis à Bändchen: *M.* 2.

Es iſt nicht heute das erſte Mal, daß wir Gelegenheit haben, das überaus glückliche Unternehmen einer „Sammlung illuſtrirter Jugendſchriften" durch die Herder'ſche Verlagshandlung auf's Wärmſte zu empfehlen und deſſen gelungene Ausführung anzuerkennen. Die gelben Bändchen mit ihren zahlreichen, launigen Bildern und wirklich guten Erzählungen ſind denn auch liebe und hochwillkommene Freunde der heranwachſenden Jugend geworden, und ſelbſt mancher Erwachſene wird im Stillen noch mit großem Intereſſe eine Geſchichte bis zu Ende verfolgt haben, die er vielleicht Anfangs mit ſtolzer Herablaſſung für „die Kinderei" in die Hand nahm. Denn das gerade iſt ein ſeltener Vorzug Fleuriot's, welche ja das Hauptcontingent zu dieſer Jugendbibliothek ſtellt, daß ſie den jugendlichen Geſichtskreis — wenigſtens den der gebildeten Stände — nicht verläßt und dennoch niemals oder nur ganz vorübergehend in's Kindiſche verfällt. Wer ſich in den zahlreichen Verſuchen der Literatur für die Jugend etwas weiter umgeſchaut, weiß ein Lied davon zu ſingen, wie oft das Naive und Kindliche mit dem Läppiſchen und Kindiſchen verwechſelt wird. Andere Jugendſchriften haben bei manchen Vorzügen den ſchwerwiegenden Nachtheil, daß ſie allzuſehr auf die Phantaſie des Kindes wirken und dem bereits anderweitig genug von ernſter Arbeit abgezogenen Schüler auch noch die tollſten Abenteuer in den Kopf ſetzen von Räubern und Rittern, Rothhäuten und Mohren ꝛc. Man kennt ſie ja, die Hofmanniaden, Dielitziaden ꝛc. ꝛc. Ob Eltern und Erzieher immer die gebührende Rückſicht darauf nehmen, wenn ſie unter dem Vorwand, daß dieſe Bücher, ſittlich rein und religiös unſchädlich, dem jugendlichen Verſtande Intereſſe an Land- und Völkerkunde vermittelten, ihren Pfleglingen bandweiſe eine Nahrung für die Phantaſie verabreichen,

Digitized by Google

welche dieſe Geiſteskraft nur auf Koſten höherer Fähigkeiten überfüttert — laſſen wir dahingeſtellt, möchten aber jedenfalls darauf hinweiſen, daß eine Leſung, wie vorliegende Bändchen ſie bieten, dem Kinde ungleich geſünder und dem Zweck der Erziehung bedeutend entſprechender iſt. Nicht das Außerordentliche der Thatſachen iſt es, was hier die Aufmerkſamkeit feſſelt, ſondern die überaus wahre, natürliche und lebendige Art der Darſtellung; was z. B. unſeren drei kleinen Freunden im „Familienhaupt" zuſtößt, kann jedem der kleinen Leſer alltäglich geſchehen, und es wird nicht einmal etwas Außergewöhnliches, geſchweige denn etwas Romanhaftes ſein. Die Handlungsweiſe der drei Kinder iſt ferner ebenſo natürlich, ungeſchraubt und ungeſchnürt. Das eine nimmt's ſo, das andere ſo, keines in jener erlogenen Heldenhaftigkeit und Virtuoſität der kleinen Gerngroße. Im Gegentheil iſt das jüngſte der drei Geſchwiſter in ihrer Auffaſſung des Unglücks recht primitiv verkehrt und erweiſt ſich von Anfang bis zu Ende zwar als ein äußerſt geiſtreiches, aber auch als ein verzogenes Geſchöpflein. Was der Herr Puff in ſeiner unnachahmlichen Invaliden-Grazie ſich Alles von der kleinen Lotte muß gefallen laſſen, iſt mit Federn nicht zu beſchreiben.

Aber hier rückt der ſtrenge Magiſter Pädagogus an ſeiner großen Hornbrille, ſetzt ein magiſtrales Geſicht auf und ruft uns ein entſchiedenes „Halt!" zu. „Das eben," ſo läßt er ſich vernehmen, „iſt es, daß Lotte ſo verkehrt und doch ſo anziehend beſchrieben iſt, daß dieſer Nichtsnutz von einem Kind bei Weitem der intereſſanteſte Charakter der Erzählung iſt, ja daß er eigentlich die zwei Bände hindurch die Sympathien des Leſers, jedenfalls ſeine vollſte Aufmerkſamkeit erwirbt und nur ſo über das Schöne und Tugendhafte der Anderen hinüberhilft: das eben iſt es, was ich an dem Buche ausſetze und weßhalb ich vermeine, es könne die kleinen Leſerinnen nur zu Lotten machen." Dagegen ſchreien aber gleich alle kleinen Leſer: „Nein, nein, Herr Magiſter! wir wollen ja brav werden, wie Raoul und Martha, aber laſſen Sie uns auf die Streiche und Scherze Lottens hören, wir wollen ſie gewiß nicht nachahmen!" — Nun, mit dem Letzteren hat's inſofern wirklich gute Weile, weil die enfants terribles im Stile Lottens thatſächlich dünn geſäet ſind. — Die Illuſtrationen ſind wieder zahlreich und in der bekannten Manier. Die von Caſtelli im erſten Bande wollen uns aber aus künſtleriſchen Gründen weniger gefallen. Sie ſind durchweg forcirt komiſch, ja carricaturiſtiſch auch dort, wo eine ernſte ſtilgerechte Behandlung des im Text gebotenen Motivs angezeigt geweſen wäre. Die Überſetzung iſt geradezu untadelhaft ſchön. Sie wetteifert in der Glätte und Lebendigkeit durchaus mit dem franzöſiſchen Original, ohne dasſelbe je durchfühlen zu laſſen.

Miscellen.

Alter der Echternacher Springproceſſion. Es ſind nur noch vereinzelte Bruchſtücke des innigen und ſinnigen Volkslebens, welche ſich aus dem kindlich gläubigen Mittelalter in unſere Zeit gerettet haben. Um ſo erfreulicher iſt die Wahrnehmung, mit wie großer Pietät man in unſeren Tagen ſolch heilige Vermächtniſſe der Väter zu wahren und zu hüten bemüht iſt.

Digitized by Google

Und die Mitwelt ermangelt weder der Theilnahme, noch des Verständnisses. Die Oberammergauer Passionsspiele liefern dafür dieses Jahr den sprechendsten Beweis. In diesen besitzen wir zwar nicht insofern ein Stück Mittelalter, als ob sie selbst ihrer Entstehung nach in jene Zeit hinaufragten; aber sie sind doch immerhin ein Ausläufer desselben, der uns das „Geistliche Spiel" des Mittelalters wahrheitsgetreu zum Bewußtsein bringt. Die Springprocession aber, welche alljährlich am Pfingstdienstag in dem Luxemburger Städtchen Echternach abgehalten wird, datirt ihren Ursprung ganz zweifellos aus den Zeiten des Mittelalters, wenngleich die Ansichten der Forscher bezüglich der genaueren Zeitangabe und der Veranlassung getheilt sind. Die folgenden Zeilen wollen nur über den Stand dieser Frage orientiren.

Die erhaltenen Documente erweisen den wirklichen Bestand der Echternacher Springprocession bis zwischen 1450 und 1500, ohne daß dieselben sich über die Zeit ihres Ursprunges äußern. Manche Schriftsteller glauben nun von der Voraussetzung ausgehen zu dürfen, der Ursprung selbst dürfe nicht weit von dieser Zeit entfernt gesucht werden, und sie bemühen sich darum, den Grund des Entstehens in den Zeitumständen zu finden. So wollen einige die Procession von den Flagellantenzügen des 14. Jahrhunderts herleiten; andere aber bringen sie in Verbindung mit jener merkwürdigen Krankheit — Veitstanz oder Johannistanz genannt —, die um das Jahr 1374 in der Eifel, an der Mosel, am Rhein, in den Ardennen wie eine ansteckende Seuche wüthete. Dem gegenüber verlegen andere Forscher den Ursprung der Procession bis hinauf in die Lebzeiten des hl. Willibrord († 739); sie wäre zuerst aufgetreten als Dank- und Freudenäußerung über die Wohlthaten, welche der große Apostel und das von ihm gestiftete Kloster dem Lande gebracht habe; erst später sei jener heitere Charakter der Procession allmählich zurückgetreten und diese selbst mehr ein Buß- und Bittgang geworden. Außer dem Domherrn Joh. Engling, Dr. Jul. Müllendorf u. A. tritt der gegenwärtige Director des bischöflichen Convictes in Luxemburg, Herr Krier[1], entschieden für diese Ansicht ein. Einige der Hauptgründe, die Letzterer für seine Meinung in die Wagschale fallen läßt, mögen hier andeutungsweise folgen, zumal dieselben auch den Charakter der Procession in ein helleres Licht setzen. Die tanzartige Bewegung, welche vor Allem das Eigenthümliche der Echternacher Procession ausmacht, ist ihrer Natur nach der Dreisprung (tripudium), wie er noch im neunten und zehnten Jahrhundert als Zeichen der Freude und Danksagung vorkam. Auch die Melodie ist eine freudige; in den früheren Jahren sang die Kirche während der Procession den schönen 67. Psalm, in welchem der Sieg der Kirche über ihre Feinde gefeiert wird. Die Procession fand immer am Pfingstdienstage statt. Das Pfingstfest mit seiner Octave ist aber eines der größten Freudenfeste, weil es gleichsam das Stiftungsfest der katho-

[1] J. Bernh. Krier, Die Springprocession und die Wallfahrt zum Grabe des hl. Willibrord in Echternach. Luxemburg, Peter Brück, 1871. Das Büchlein ist sehr fleißig gearbeitet; es handelt in seinem ersten Theile über den hl. Willibrord, im zweiten, ausführlicheren, über die Springprocession.

Digitized by Google

lischen Kirche ist. Im Introitus der Messe heißt es gerade an diesem Tage: Accipite jucunditatem gloriae nostrae, alleluja; gratias agentes Deo, alleluja, qui vos ad coelestia regna vocavit, alleluja. „Empfanget die Freude eurer Herrlichkeit, Alleluja; Gott Dank sagend, Alleluja, der euch zum himmlischen Reiche berufen hat, Alleluja." Das Evangelium ist das vom guten Hirten. Mit der Zeit harmonirt die Art und Weise, wie die Springprocession allzeit gehalten wurde. Der ganze Organismus ist symbolisch, und alle diese Symbole haben wieder einen innigen Bezug auf die Hauptgeheimnisse des heiligen Glaubens. Der Dreisprung bezog sich auf die heiligste Dreifaltigkeit, weil das Kloster und dessen Kirche der heiligsten Dreifaltigkeit geweiht waren. Der Zug ging vom linken Ufer der Sauer aus und bewegte sich über die Brücke auf das rechte Ufer, auf diese Weise den Übergang vom Heidenthume zum Christenthume darstellend. Die Procession endigte in der Kirche unter einem großen Kronleuchter, der bis 32 Fuß im Umfange maß und die Brustbilder der zwölf Apostel mit entsprechenden Schrifttexten und 72 kleine Leuchter mit brennenden Kerzen trug — zur Erinnerung, daß die zwölf Apostel und die mit ihnen in demselben Glauben vereinten Jünger das Glaubenslicht nach allen Gegenden hinausgetragen. Unter diesem Kronleuchter versammelten sich mit dem letzten der frommen Waller alle Fahnenträger der betheiligten Pfarreien; dreimal wurde er auf die Versammelten herabgelassen, zum Zeichen, daß dieses durch die Apostel und Jünger gebrachte Glaubenslicht sich immer tiefer in die Herzen einsenken und sie immer mehr entzünden möge. Die Versammelten dankten Gott mit lauter Stimme. Alles deutet somit auf die Freude wegen des erhaltenen Glaubenslichtes hin. — Dazu kommt, daß solche Freudenergüsse zu den Zeiten des hl. Willibrord nichts Unerhörtes waren. So berichtet der englische Geschichtsschreiber Wilhelm von Malmesbury, daß die Mönche und Laien von Malmesbury dem hl. Abte Adhelmus, als er nach langer Abwesenheit wieder in sein Kloster zurückkehrte, in feierlicher Procession entgegenzogen, indem die Mönche heilige Lieder sangen und die Laien einen rhythmischen Tanz aufführten. Der hl. Adhelmus lebte aber ungefähr gleichzeitig mit dem hl. Willibrord; Beide gehörten dem Benedictiner-Orden an. Endlich sind Tänze, als Zeichen des Freudenjubels, noch jetzt bei den Processionen in Spanien und den spanischen Colonien häufig in Gebrauch. Doch ist zuzugeben, daß die Procession von Echternach gegenwärtig diesen Charakter nicht mehr hat; das Tanzen geschieht, wie es denn auch wirklich mit der größten Beschwerlichkeit verbunden ist, im Bußgeiste, und der Anblick der Procession ist ein ergreifend ernster.

P. H.

Digitized by Google

Die Mechanik des Erdballs.

V. Vulkaniſche und plutoniſche Experimente im nördlichen Eismeer.

Eine jede phyſikaliſche Unterſuchung beginnt mit Experimenten; man läßt in künſtlich geſchaffenen Gelegenheiten die Naturkräfte arbeiten, um deren Geſetze kennen zu lernen. Wir machen es auch ſo. Aber unſer Laboratorium iſt das großartigſte der Welt; wir lenken unſere Schritte in das nördliche Eismeer. Die Wirkungen des Gewölbeſchubes der Erdrinde laſſen wir in ihrem Miniaturbilde, den Eispreſſungen, vor dem Auge vorüberziehen, ſchneller, als die langſame Abkühlung des Erdballs unmittelbar es geſtattet. Die zu machenden Erfahrungen ſind trotz des ſehr reducirten Maßſtabes den Erdrevolutionen auffallend ähnlich und von ſo grauenhafter Art, daß die ganze Unerſchrockenheit von Nordpolfahrern dazu gehört, um dieſe Klaſſe von Experimenten über ſich ergehen zu laſſen.

Die in den arktiſchen Meeren nicht ſelten angetroffenen Eisberge, welche zuweilen 200—300 Meter über Waſſer aufragen, ſind rieſige Stücke von hochnordiſchen Gletſchern, die bei ihrer langſamen Thalwärtsbewegung ſo weit in die See hineindrangen, daß der Auftrieb des Waſſers einen Theil von ihnen losbrach. Auf dieſe Eisberge nehmen wir weiter keine Rückſicht. Wir handeln nur von dem Flächeneiſe, welches durch Gefrieren des Meerwaſſers entſteht. „Scholle, Flarde, Eisfeld“ ſind beſondere Namen desſelben bei wachſender Größe. Den Winden und Strömen hingegeben, erleidet es oft ganz gewaltige Preſſungen und iſt da und dort mit einem dichten Gewirre von Eishügeln (Hummocks) bedeckt. Barrièren gethürmten Eiſes durchziehen es gleich kleinen Gebirgsrücken von 7—16 Meter Höhe. Damit wechſeln kleine und große Ebenen, welche in den wenigen Sommerwochen das Schmelzwaſſer in Eisſeen anſammeln. Im oſtgrönländiſchen Meere haben die einzelnen Schollen nicht ſelten einen Durchmeſſer von 3 geogr. Meilen, ja

Digitized by

man hat Felder gesehen, deren Ausdehnung Fürstenthümern glich. Auf der zweiten deutschen Nordpol-Expedition geschah es zuweilen, daß man 12—20 Stunden neben der Umgrenzung eines Eisfeldes einherdampfen mußte.

Während der Dauer eines Winters bekommt junges Flächeneis eine Dicke von beiläufig 3 Meter. Das Gefrieren erfolgt anfangs mit großer Schnelligkeit, verlangsamt aber mehr und mehr, bis es beinahe völlig stillsteht; denn je dicker das Eis wird, desto weniger gestattet es der Meereswärme den Ausgang, damit das Wasser krystallisire. Ähnlich müssen die Verhältnisse beim Erdball gewesen sein, als er aus einer glühenden Flüssigkeit zu erstarren begann. Schnell wuchs die Dicke seiner Rinde im Anfang; heute mögen Tausende von Jahren vorübergehen, bevor sie auch nur um einen Meter zugenommen hat. Während die freiwillige Eisbildung in solcher Weise nur eine geringe Mächtigkeit der Schollen zuläßt, gewahrt man doch überall das Vorkommen von Eisfeldern, welche eine Dicke von 10 bis 14 Meter besitzen. Sie sind, ebenso wie die Eishügel oder Hummocks, das Resultat von Zertrümmerungen, des Über- und Untereinanderschiebens der Platten in Folge seitlicher Pressung. Man bezeichnet sie mit dem Namen „altes Eis". Wo sie neben dem einjährigen Eise liegen, da überragen sie dasselbe bedeutend und gleichen in diesem Punkte den massigen Festländern, deren obere Fläche sich weit über dem Boden der Oceane erhebt. In der That, wenn alle Spalten geschlossen wären und das Schmelzwasser nicht abrinnen könnte, so müßte die Fläche des einjährigen, 3 Meter starken Eises sich in den Träger sehr ausgedehnter Seen umwandeln, aus welchen die dickeren Massen wie Festland aus Oceanen hervorschauen würden.

So erfolgt also im nordischen Flächeneise durch seitlich schiebende Kraft die Bildung von Berg und Ebene, von Festland und Meer. Auch andere Eigenschaften erinnern an diejenigen der starren Erdkruste. Klingend und hart bei großer Kälte, verliert das Meereis diese Eigenschaften beim Steigen der Temperatur. Unglaubliche Zähigkeit, größer als die des Gletschereises, zeichnet es dann aus. Schollenstücke von mehr als 1 Meter Stärke vermögen unter gegenseitigem Druck sich förmlich zu biegen, bevor sie zerbrechen — sie gleichen hierin den gekrümmten Schichtenbänken der Kettengebirge, welche vor ihrer Biegung meist aus längst erstarrtem Fels bestanden. Im Sommer bleiben alle Versuche erfolglos, den Zusammenhang des Meereises durch Pulver zu

Digitized by Google

sprengen, und diese Zähigkeit ist ihm in der Tiefe, wo es vom Wasser gewärmt wird, beständig eigen. Unendlich viel zäher jedoch wird die Erdrinde mit wachsender Tiefe; denn sehr allmählich geht sie dort in einen weichen Zustand, wenn nicht gar in Schmelzfluß über. Auch die Angriffe, welche die über Wasser aufragenden Continente vom Regen und Frost, durch Auswaschung und Verwitterung leiden, wiederholen sich beim Flächeneise und seinen kleinen Gebirgen. Nur ist es hier vorzüglich die Verdunstung, welche zerstörend wirkt. Im Winter von 1873 zu 1874 beobachteten die österreichischen Nordpolfahrer nicht nur die Verdunstung der Schneedecke, sondern auch eine Abnahme des Eises von oben her um $1^1/_3$ Meter.

Wenn durch Wind und Strömung die horizontale Druckspannung im Eise angeregt wird, so sind es weniger auf einander losschwimmende Schollen, welche sich gegenseitig zertrümmern und zu Hügelzügen emporstauen; die Zerstörung tritt meist innerhalb ein und desselben Eisfeldes auf, ohne daß seitliche Bewegung darin erkennbar ist. Mit dumpfer Resignation schaut der Polfahrer den entsetzlichen Wirkungen dieser verborgenen Druckspannung zu, wenn er, niedergebeugt vom Bewußtsein völliger Ohnmacht, stündlich den Untergang seines Schiffes erwartet. Lieutenant Julius Payer[1], Schlittenführer der österreichischen Nordpol-Expedition, hat uns diese Scenen verzweifelter Lage inmitten lang dauernder Eispressungen gar vortrefflich geschildert. Wir folgen seiner Erzählung, weil sie eine prachtvolle Illustration zu den „vulkanischen und plutonischen" Erscheinungen unseres Erdballs liefert.

Der „Tegethoff", das mit Dampfkraft ausgerüstete Fahrzeug der Expedition, wurde schon Ende August 1872, fast beim ersten Eindringen in das Eis, von diesem besetzt, um nie mehr befreit zu werden. Anfangs bestanden die Eismassen nur aus kleineren Schollen; aber die tiefe Temperatur, Windstille und Schneefälle verbanden die Bruchtheile mehr und mehr, sie binnen wenigen Tagen in ein einziges, meilenweit gedehntes Eisfeld umwandelnd, in dessen Mitte das Schiff so unverrückt still lag, wie ein auf dem Festland stehendes Gebäude. Nicht der wildeste Sturm, noch die heftigste am Eissaum tobende Brandung vermochte die Ruhe des Fahrzeuges im Mindesten zu stören: so wenig regten sich unter der ungeheuren Belastung des Eises die Gewässer des Meeres.

---

[1] Julius Payer, Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition. Wien 1876. S. XVIII ff., 36 ff., 55. 70. 88. 90 ff., 94. 102. 154.

Digitized by Google

Die Unbeweglichkeit von Schiff und Scholle — eine Periode der Erdbebenruhe — dauerte länger als anderthalb Monate. Am 12. October Abends fiel es zuerſt auf, daß die Kajütenlampe hin- und herſchwankte. In der folgenden Nacht vernahm man das Getöſe einer wilden Bewegung im Eiſe. Furchtbar und entſcheidend für den Verlauf der Expedition war aber der 13. October. Morgens, da man beim Frühſtück ſaß, barſt die zuvor geſunde Scholle, nicht in der Richtung, welche das Schiff beim Einlaufen beobachtet hatte, ſondern in querer Richtung, dicht neben dem Fahrzeug. Man eilte auf Deck und gewahrte, daß man ſich inmitten einer Eispreſſung befand. Schon hatte dieſelbe den rückwärtigen Theil des Schiffes erfaßt; kläglich ächzte das Steuer. Menſchlicher Widerſtand war unmöglich, und doch hatte es etwas Rührendes an ſich, zu ſehen, wie der Menſch ſeine Pygmäenkraft aufbot, um mit der unbegriffenen Allgewalt der Natur ſich in einen Kampf einzulaſſen. Das furchtbare Beben des Eiſes erfüllte die Luft mit Geheul und Jammertönen. Bei Erdbeben vernimmt man ähnliches Getöſe, ein Rollen und Donnern, ein Brüllen, Raſſeln und Wimmern. Raſch ſprang die Mannſchaft auf das Eis hinab, um das Gut zu bergen, das außerhalb des Schiffes lag. Mit Haſt nähte man vermittelſt Eisanker und Taue die Sprünge zuſammen. Doch ſolches Flickwerk zerſprengt ein Athemzug des Eismeeres!

Kaum hatten um 10½ Uhr Vormittags die Leute des „Tegethoff“ das Eisflicken fertig gebracht, als beinahe mit einem Male alles Eis ſich wider ſie erhob. Drohend erſtanden Berge aus ebenen Flächen, und unter tauſendſtimmigem Wuthgeheul der zertrümmerten Scholle wanderten die neugeſchaffenen Berge gleich Lavaſtrömen voran, indem ſie zu langgezogenen Bergketten auswuchſen. Offenbar ging in eben dieſer Weiſe das Druck- und Zerſtörungscentrum einer beſtimmten Linie geringſten Widerſtandes nach, wie man es bei den großen Erdbeben im Weſten Amerika's während ein und derſelben Erdbebenperiode wahrnimmt. Klafterhoch ragten die aufwärts gepreßten Eistrümmer neben dem Schiffe über die Höhen der Gallerien empor, jeden Augenblick bereit, auf das Verdeck niederzuſtürzen. An andern Punkten ſanken ſie jedoch wie in einen Schlund hinab unter das Fahrzeug, und ein aufſpringender Wogenſchwall zog ſie würgend in die Tiefe. Immer mehr Eis kam ſo unter das Schiff und dieß begann aus dem Meere emporzuſteigen. In aller Eile traf man die nöthigſten Vorkehrungen, das Schiff zu verlaſſen, falls es zerdrückt werden ſollte. Furchtbar

Digitized by Google

Augenblicke waren es, als der hölzerne Bau schwankte, sich neigte, in allen Fugen erbebte, als alle Planken knarrten, die losen Gegenstände über einander fielen und die Thüren sich aus dem Winkel verschoben. Um 12½ Uhr erreichte die Pressung eine furchtbare Höhe. Alles krachte und prasselte wie bei einer Feuersbrunst.

Erst nach 4 Uhr trat Ruhe ein, gelassener konnte man die Lage überblicken. Der Zimmermann scharrte den Schnee vom Deck fort, um die Nähte der Balken zu untersuchen. Noch waren sie unversehrt. Noch hielten die Knie- und Querhölzer, kein übermäßig Wasser zeigte sich im Raume. Diesen Ausgang hatte man lediglich der Stärke des Schiffes und seinem stumpf-keilförmigen Querschnitt zu verdanken; sie ermöglichten das rettende Emporsteigen des Fahrzeuges, als die letzten, heftigsten Pressungen es glücklicher Weise von der Seite packten. So stand es endlich, weit über sein natürliches Niveau gehoben, da wie ein aufwärts gequetschter Centralstock der Alpen. Auch in der Folge sank es nicht wegen des untergestopften Eises.

Obschon Ruhe eingetreten war, blickte man sorgenvoll in die Zukunft. Die Boote waren ausgerüstet, der Proviant „klar" gemacht, Munition, Gewehre, Schlitten, Zelte, Schlafsäcke in Bereitschaft gehalten, zum Abzug — wie und wohin, wußte Niemand, denn keine Scholle ringsum war ganz geblieben, und im Fall einer neuen heftigen Bewegung wäre ja alles, was man ausgesetzt hätte, sofort verschlungen worden. Einer Bevölkerung gleich, die über einem Erdbebenherde wohnt, lernte man von nun an jedes Geräusch, jedes Zittern der Umgebung beargwöhnen. Nachts schlief man angekleidet, zum Aufbruch bereit, das Rettungsbündel zur Hand, beunruhigt durch jedes Ächzen des Eises. Und diese furchtbaren Eindrücke erfuhr man durch hundertdreißig Tage, meist in der sonnenlosen Finsterniß der langen arktischen Winternacht. Wer gedenkt hier nicht der zahllosen kleinen und großen Erdbeben, welche auf jede Umsturzkatastrophe zu folgen pflegen? Nach dem verderbenbringenden 16. August 1868 wagten die erschreckten Überreste der Einwohnerschaft von Ibarra und vieler anderer Städte und Dörfer Ecuadors nicht mehr ein steinernes Haus zu betreten, weil das Beben, Zittern und Schwanken des Bodens hundertfach wiederkehrte. Wo seitlich schiebende Kraft die Erdrinde zertrümmert hat, findet sie geschwächten Widerstand vor sich, mit dem sie ihr Spiel treibt, selbst wenn ihre ursprüngliche Stärke gebrochen ist.

Das Unerwartete, Plötzliche, fast Explosionsartige heftiger Erd-

Digitized by Google

bebenstöße, was unterirdische Dämpfe als deren Ursache annehmen ließ, besitzen auch die Pressungen des nordischen Eises. Einer der schwer geprüften Männer der österreichischen Expedition bemerkte sehr richtig, er sehe vollkommen ein, wie man bei längerer Fortdauer so urplötzlicher Bedrohungen den Verstand einbüßen könne. Gleich gehetzten Thieren sprangen die Polarfahrer immer von Neuem auf, um im Dunkel der schreckenvollen arktischen Nacht das Ende eines Geschickes abzuwarten, dem längst schon kein Hoffnungsstrahl mehr leuchtete. Eine bloß mechanische Verrichtung war das Erheben vom Lager geworden, das Ergreifen von Gewehr und Rettungssack, das Eilen auf Deck. Über die Bordwand hingelehnt, starrten alsdann die Männer vom bebenden Schiffe dem Auf- und Abwürgen des Eises zu, so oft der Schein des Mondes oder der Schimmer der Mittagszeit dem Blick in die Ferne zu bringen erlaubte; sonst lauschten sie unbeweglich auf die wilde Musik, auf das zunehmende Brüllen im Eise, auf die Steigerung der Gewalt.

Höchst beunruhigend verlief die Nacht vom 20. zum 21. November, in welcher den Vordersteven ein Trümmerberg angriff, der unter furchtbarem Getöse unaufhaltsam vordrang und das Schiff zu begraben drohte. Schweigend, mit dem Gefühle der Hilflosigkeit, standen die Seefahrer vor dem Ungeheuer klirrender Tafeln und starrten das Schauspiel an, wie der näher kommende Koloß vor sich das schwerste Eis zertrümmerte — als ein gütiges Geschick seine Bahn beendete. Einen düsteren Eindruck hinterließ diese Scene, deren besondere Gefahr darin lag, daß das Schiff in seiner Längenachse bedroht gewesen war: so konnte es nicht gehoben, sondern nur zerdrückt werden.

Am 22. Januar 1873 überbot die Furchtbarkeit der Pressungen alles bisher Erlebte. Morgens, eben als man aufstand, ertönte zuerst ein entsetzliches Krachen; pulsirend folgten schwächere Stöße; darauf glich das Beben dem eines heftig kochenden Dampfkessels unter hoher Spannung. Auf Deck angelangt, vernahm man ein pfeifendes Geheul und mit Entsetzen überzeugte man sich von der ungeheuren Gewalt dieses Angriffes. Bis auf zehn Schritte hinter dem Schiff, dasselbe bogenförmig umschließend, thürmte sich das Eis zu Bergen empor, deren Höhe man in der Dunkelheit nicht übersah, sondern nur aus dem Rasseln der Blöcke vermuthen konnte. Mit Mühe wurden die der Sicherheit wegen ausgesetzten Boote und Provisionen gerettet; viele Kohlen indeß gingen verloren, ein aus Segeln gebildetes Zelt wurde verschlungen, das bisherige Wasserloch von seinem Platz verschoben.

Digitized by Google

Der ringförmige Wall klippigen Eises vollendete sich am 24. Januar unter nicht minder heftigen Angriffen. Das Schiff war bislang mehr hinten als vorne gehoben worden; durch Unterstopfungen von Eis stieg jetzt das Vordertheil weiter empor. In concentrischen Bogenspalten rings um das Fahrzeug machte der Druck die Eisfelder bersten und rollte sodann die zerbrochenen Glieder der Scholle auf. Der furchtbar kurze Rhythmus des stoßweisen Geheuls verkündete die höchste Spannung der Gewalt; ängstlich lauschte das Ohr diesen wohlbekannten Tönen. Dann folgte ein Krach, schwarze Linien irrten ohne Wahl über den Schnee. Es waren neue Spalten und Sprünge in unmittelbarer Nähe — eine recht eigentlich vulkanische Erscheinung. Denn hier, innerhalb des Ringgebirges, wäre der Platz für Feuerspeier gewesen. Nicht durch Zugkraft der tieferen Massen — wie Sueß es will — sondern durch allseitig pressende Druckkraft öffneten sich regellose Klüfte. Denn im nächsten Augenblick waren Stücke der neuen Sprünge zu Abgründen geworden, steilrecht schwangen sich Eistafeln aus dem Meere, ein unermeßlicher Druck wölbte die Felder bogenförmig, ja zu blasiger Gestalt empor. Dazwischen flutheten Wasserschwalle hoch in die Luft und in die abwärts gepreßten Kessel, während hilflose Menschen bei 30° R. unter Null um ein klägliches Dasein rangen, hunderte von Meilen entfernt von jedem Freunde und Retter.

Die Wirkungen dieser letzten Ereignisse waren merkwürdig genug. Rings um das Schiff erhob sich, gleich den Karpathen, ein gekrümmtes Gebirge klippigen Eises. Selbst in geringer Entfernung sah man vom Fahrzeuge nichts mehr als die Höhe der Masten, alles Übrige lag hinter dem hohen Eiswall gedeckt. Der große und schwere Dampfer, sieben Fuß über die Wasserlinie gehoben, ruhte auf einer blasenförmigen Anschwellung des Eises, welche durch eine vielfach zerrissene und immer wieder heilende Scholle gebildet war. Unterstopfungen und seitlicher Druck hatten derselben eine erstaunliche Wölbung verliehen.

Alle Gebirgsformen, die mit der Natur des Eises verträglich sind, schafft also horizontale Pressung auf der nachgiebigen Fläche des Meeres. Die wichtigste Schöpfung war aber die einer sehr dicken und schweren Scholle, gleichsam eines massigen Continents, welche genug Stärke besaß, um den späteren Pressungen Trotz zu bieten. Im folgenden Sommer und Winter blieb die Mannschaft des „Tegethoff" von jeder Beunruhigung verschont. Als man im zweiten Frühling zum Zweck der Befreiung das Eis durchsägen wollte, stellte sich die Unmöglichkeit des

Digitized by

Vorhabens heraus; nachdem man neun Meter tief gegraben hatte, fand man immer noch Eis. Anfangs setzten die unverkitteten Bruchstücke der schiebenden Kraft nicht genügenden Widerstand entgegen. Mehr und mehr jedoch häuften sich die über- und untereinander geschobenen Massen, bis der arbeitenden Kraft ihre weitere Verrückung beschwerlich wurde — und von diesem Zeitpunkt an wuchsen die Stücke dauerhaft zusammmen, indem sie eine mit vielen kleinen Gebirgszügen bedeckte Scholle von großer Mächtigkeit und Stärke bildeten.

Leicht wäre es möglich, daß unsere Festländer in ähnlicher Weise entstanden sind; wenigstens hat man den Gedanken zu prüfen. Alle schwachen oder heftiger gepreßten Linien der starren Erdkruste würden durch Seitenschub zerdrückt und in Folge des gelockerten Zusammenhanges für eine Weile zum Widerstand noch unkräftiger werden. Unter stets sich erneuernden Bodenerschütterungen müßten eben diese Linien eine fortschreitende Stauchung erfahren, bis endlich die Last und vermehrte Reibung der gehäuften Massen weiterer Zerstörung eine Grenze setzt. Die aufgerissenen Wunden vernarben hierauf, und die gestauchte Bruchlinie erscheint als ein vorzüglich dickes Stück der Erdrinde, als ein schwimmender Tragbalken, als eine mächtige Verstärkungsrippe derselben. Was davon über das gewöhnliche Niveau der Ebenen hinausragt, nennen wir Gebirge. Unten aber, in der Tiefe, liegt der größere Theil der gestauchten Massen. Diese, aus der leichteren Rinde abwärts gedrängt, heben nicht bloß das überkrönende Gebirge, sondern auch dessen ganze Umgebung empor. In der That, wo immer Bergketten aufgestiegen sind, da haben auch die angrenzenden Ebenen eine höhere Lage bekommen. Während die Alpen sich thürmten, wurden die sie bespülenden Meere flacher, und heute sehen wir deren Boden auf der Nordseite in die schweizerische, schwäbische und bayerische Hochebene, auf der Südseite in das Tiefland des Po umgewandelt.

Eine Ansammlung von Gebirgen gibt eine zusammenhängende Festlandsmasse, und es könnten auf der letzteren die Bergketten um so weiter auseinanderliegen, je dicker die Kruste wäre.

So sind denn der Ähnlichkeiten zwischen der Eisdecke des arktischen Meeres und der felsigen Planetenschale so viele, daß, wer da will, mit allem Ernste von den „vulkanischen und plutonischen“ Erscheinungen des hochnordischen Eises reden kann. Niemand darf ihm nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch das Wort übel nehmen, so sonderbar es unter den obwaltenden Verhältnissen klingen mag. Bei Temperaturen von 30 bis

Digitized by Google

40° R. unter Null entfaltet das hochnordiſche Eis das geſammte Spiel des „Vulkanismus“, die „Reaction“ des verborgenen „Innern gegen die Kruſte“. Es bringt Hebungen und Senkungen zu Stande, es bildet wellige Hügelreihen und ſchroffe Bergketten, es ſchafft dicke, continentale Maſſen, es zittert und bebt unter gewaltigen Erdbebenſtößen, es beſitzt einen reichen muſikaliſchen Apparat unterirdiſcher Donner und erſchreckender Töne jeglicher Art und iſt endlich nicht ganz verlaſſen vom erhabenen Schmuck der Eruptionen. Denn ſo oft aus den heftig gepreßten Spalten das Waſſer ſchäumend emporſpringt, verdichtet ſich in der winterlichen Luft ein reichlicher und warmer Dunſt zu weithin ſichtbaren Nebeln, die gleich mächtigen Dampfſäulen von ſchneeweißer Farbe majeſtätiſch gen Himmel ſchweben.

Wohl zu beachten iſt die vollkommene Einheit all' dieſer Erſcheinungen, eine Einheit, welche bis dahin noch keine der zahlreichen vulkaniſchen und plutoniſchen Theorien in Bezug auf die Erdrinde herzuſtellen vermocht hat. Die mechaniſchen Schwingungen des Bebens, die akuſtiſchen des Getöſes, die hydroſtatiſchen des ausgeſchleuderten Waſſers bilden ebenſo wie das Aufreißen zahlloſer Spalten und das Abwärtspreſſen gewiſſer Flächenſtücke bloß Nebenerſcheinungen, welche der Gebirgshebung untergeordnet ſind, während dieſe ihrerſeits wieder eigentlich nur der oberflächliche Ausdruck der Schollenverſtärkung iſt, die mittlerweile ſich vollzogen hat. Keine der Erſcheinungen geht ohne die anderen, wenn ſchon das Beben des Eiſes, ſein Tönen und Spaltenwerfen auch an Punkten vorkommt, die von den Zerſtörungscentren weit abliegen.

Und die arbeitende Kraft? Sie iſt ebenfalls eine, weil ſie die Einheit der vielen Erſcheinungen bewirkt. Jedem Nordpolfahrer war dieß von Anbeginn klar. Wohl bemerkt er, daß eine Zugkraft die Eisfelder ebenſo häufig auseinander treibt; allein dort, wo es geſchieht und fahrbare Kanäle oder Wacken für ihn entſtehen, da beobachtet er keine Spur von Erſchütterung, kein Krachen der zerſplitternden Felder, keine Aufthürmung klippigen Eiſes. Er verwechſelt alſo die Erfolge der ihm nützlichen Zugkraft nicht mit den viel umfangreicheren und gefährlichen der entſprechenden Druckkraft. Wenn er, von ſtarren Maſſen rings umſchloſſen, den Boden unter ſeinen Füßen erzittern fühlt, ſo weiß er ganz genau, mit welch böſem Dämon er zu ſchaffen hat, und er erkennt ihn in dieſer leichten Regung ebenſo ſicher, wie wenn er „wandelnde Berge“ auf ſein Schiff eindringen ſieht. Am wenigſten verfällt ſein praktiſcher

Digitized by Google

Sinn auf kleinliche Urſachen der wahrgenommenen Erſcheinungen. Er verdächtigt nicht die Compactheit des Eiſes, als ob darin Höhlen vorhanden wären, die bei dem Beben zum Einſturz gelangen, noch denkt er an abrutſchende Blöcke, die ja vielleicht ein geringes Zittern verurſachen könnten. Auch die „Fluctuationen des Pyriphlegethon“, in ſeiner Sprache „die Dünung des ſturmbewegten Meeres“, hält er nicht für die richtige Kraft. Mitten im großen Eiſe, wo 3—14 Meter dicke Felder unüberſehbar ſich hindehnen, da ſchwankt nicht einmal während des heftigſten Sturmes die an Schnüren aufgehängte Schiffslampe. Noch weniger vermuthet er als Urſache des Tönens, Bebens und Ausſchiebens klippigen Eiſes unterſeeiſche „Exploſionen“ oder ein „Hin- und Herwandern der nach Ausgang ſuchenden Meereswärme“. Selbſt die Neigung zu myſtiſchen Auffaſſungen überfällt ihn in dieſer Beziehung nicht, indem er weder die berühmte große Seeſchlange noch den rieſigen Kraken für die unliebſamen Ereigniſſe verantwortlich macht, obſchon dieſe „abyſſodynamiſchen“ Heldengeſtalten des Oceans ihm wegen ihrer Gefährlichkeit ſehr wohl bekannt ſind. Was ihn bedroht und beunruhigt, ſind nach ſeiner wenig gelehrten Erkenntniß nichts weiter als Eispreſſungen mit ihrem Zubehör elaſtiſchen Schwingens und Tönens, verſchiedene Wirkungen ein und derſelben äußerſt mächtigen Schubkraft von horizontaler Richtung.

Aber die von den Tiefenkräften dargebotenen Erſcheinungen ſind gleichwohl ſchwerer verſtändlich als die des nordiſchen Eiſes, und man darf es folglich dem gelehrten Manne nicht übel nehmen, wenn er auf manches Falſche gerathen hat. Nicht ohne Täuſchung für unſere ſinnliche Auffaſſung iſt die ungemein lange Dauer einer Gebirgserhebung. Soweit unſere geſchichtliche Erinnerung zurückreicht, haben Continent und Meer, Gebirg und Ebene ihre Geſtalt weſentlich nicht geändert. Wie ſollte man alſo zur Vermuthung kommen, daß die hier und dort wahrgenommenen Erſchütterungen des Bodens mit Gebirgserhebung, mit Umformung von Land und Meer im Zuſammenhang ſtehen, zumal da unendlich viele Erdbeben ſtoßend und ſchwingend dahinziehen, ohne daß ſie merkbare Spuren einer Hebung zurücklaſſen? Und erſt die Vulkane! Beſitzen ſie nicht ihre Dampfkraft, wodurch ſie ſich ſelber aufbauen? Stehen ſie nicht häufig außerhalb der Gebirge über einem flachen Grunde, der kaum Merkmale von Bodenſtörungen zu erkennen gibt?

Denken wir uns für einen Augenblick, daß unſer Planet lediglich

Digitized by Google

aus Waſſer beſtände und dieſe flüſſige Rieſenkugel allerorts mit einer Kruſte ſtarren Eiſes von 30—50 Meilen Dicke überzogen wäre. Unten möge das Waſſer langſam gefrieren, indeß oben die Temperatur 1000° [1] unter Null betrage. In der Eisrinde ſoll eine horizontale Schubkraft thätig ſein, unendlich kräftiger, aber auch unendlich langſamer, als in dem Eiſe der nordiſchen Meere. Alle Wirkungen müßten die nämlichen, jedoch viel großartiger und von viel längerer Dauer der Entwicklung ſein. Die Hügelzüge klippigen Eiſes würden zu Cordilleren, die durch Stauchung verdickten Schollen zu feſtländiſchen Plateaux, welche um einige tauſend Meter über die nicht geſtauchten Gegenden emporragen. Aber die Entſtehung dieſer Ungleichheiten des Bodens könnte, je nach der Langſamkeit der arbeitenden Schubkraft, Hunderttauſende von Jahren in Anſpruch nehmen. Die Eskimo-Geſchlechter, welche zur Bewohnung des Eisplaneten einen beſonderen Organismus empfangen haben müßten, würden ganze Generationen hindurch die nämlichen Berggeſtalten, die gleichen Landſchaftsbilder vor ſich erblicken. Der Boden unter ihren Füßen gilt ihnen als Symbol ſtarrer Unbeweglichkeit. Selten ſtört dieſe Ruhe ein rollender Donner, welcher die Tiefe durchzieht, oder ein Zittern und Schwanken des Bodens, ein gewaltſames Berſten des Eiſes. Was wollen die merkwürdigen Erſcheinungen bedeuten? Die Bewohner rathen es nicht. Für ſie iſt die Löſung des Räthſels der Tiefenkräfte noch ſchwieriger als für uns. Bei einer Temperatur von 1000° unter Null beſtehen Oceane nicht mehr, deren gleich hoch bleibender Waſſerſpiegel ein Schwanken der Länder verrathen könnte. Auch ſind im Eiſe alle Gebirgs- und Bodenſchichten von genau derſelben Beſchaffenheit und geben wechſelſeitige Verſchiebungen mit nichts zu erkennen.

Dennoch wären die Eskimo-Gelehrten im Irrthum, wenn ſie die von ihnen wahrgenommenen Erſcheinungen für etwas Anderes als *Eispreſſungen* halten wollten.

Eine beſondere Quelle des Irrthums liefert ihnen eine merkwürdige Klaſſe von Phänomenen. Da und dort baut ſich vor ihren Augen ein rieſiger Kegel von ſtarrendem Eiſe auf, ſcheinbar aus eigener Kraft; ſein Gipfel iſt kraterförmig eingeſenkt und läßt eine Flüſſigkeit von unerträglicher Hitze entſtrömen. Waſſer iſt es, den Bewohnern des Eisballs völlig unbekanntes Waſſer, deſſen Temperatur von null Grad als eine

[1] Wir ſehen bei dieſer Fiction von den Anſichten der Phyſiker über die abſolute Temperatur ab.

Digitized by

außerordentlich hohe angesehen wird. Weiße Dunstwolken schweben darüber in der streng winterlichen Atmosphäre. Öfters schießt die Flüssigkeit in mächtigem Strahl durch die Luft empor, und wo sie auf dem Boden einherrinnt, wird sie alsbald zu einem Gletscher, der wie ein Lavastrom aussieht und seine heißen Blöcke von Eis klirrend voranschiebt. Jetzt ist das Geheimniß gefunden: „Der Vulkanismus, die Reaction des Erdinnern gegen die Oberfläche, die unbändige Kraft des nach Ausgang suchenden Wassers, erklärt nicht nur die eisspeienden Riesenkegel, sondern auch das Rollen der unterirdischen Donner, das Beben der starren Rinde, vielleicht das Aufsteigen ganzer Gebirgszüge und Continente!"

Aber Eispressungen bleiben Eispressungen, selbst wenn sie Spaltenwasser hervortreiben, ja solches aus Eis bereiten; denn wo Eis unter der Wirkung einer enormen Druckkraft zerrieben wird, verwandelt es sich durch Wärmeaufnahme in Wasser. Nichts Selbständiges fände sich da in den dampf- und feuerlosen Vulkanen des Eisplaneten.

Sind unsere Vulkane selbständiger? Der Zusammenhang der Thatsachen muß es ergeben. Vorläufig lassen wir uns durch ihr imposantes Spiel nicht täuschen. Ebenso wenig darf die Langsamkeit der Erdwandlungen unser übergroßes Staunen erregen. Sie ändert den Charakter der Erscheinungen nicht, und dieser ist, wie unsere Experimente im Eismeer darzuthun scheinen, der von gewaltigen Erdpressungen, von ungeheuer starken Druckkräften horizontaler Richtung, die allerorts die felsige Rinde unseres Planeten durchziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Clemens Brentano's „Chronika eines fahrenden Schülers" im ersten Entwurf.

(Mitgetheilt von Wilhelm Kreiten S. J.)

(Fortsetzung.)

Da ich die große Freundlichkeit meines lieben Ritters aus dieser Rede vernommen hatte, setzte ich mich zu ihm unter den Baum und faßte einen guten Muth ihm zu sagen was ich in meiner Armuth erfahren hatte, zog

Digitized by Google

auch ein kleines Buch aus der Taſche meines Mantels, in welches ich gewohnt war das aufzuſchreiben, was mir aus meinem Leben bemerkenswerth dünkte, um ihm daraus vorzuleſen, und ſprach zu ihm[1]:

„„Lieber gnädiger Herr, es iſt wohl kein ehrlicherer Weg zur Armuth, als der in Armuth geboren zu ſein[2], ſo bin ich auch zur Armuth gekommen, als ich zur Welt kam[3], und iſt mir früh gelehrt worden, daß all mein Gold der Glanz der Sonne ſei, all mein Silber der Spiegel der Flüſſe, meine ſchönen Tepiche und Tapezerien die grünen Wieſen mit ihren Blumen, meine ſchönen Gebäude und Hallen der Himmel mit ſeinen Gewölben und der grüne Wald; ja ich bin ſo reich geworden, daß mir die ganze Welt offen ſtand und alle freundliche Menſchen meine Diener wurden, zu denen ich ſprechen konnte: gib mir Dies, gib mir Jenes. Auch hatte ich keinen Herrn, als den allmächtigſten Herrn, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben und dem ich auch täglich aus tiefſtem Herzen gedankt habe."" — „Du kannſt ſchreiben, Johannes, ſprach der Herr Ritter zu mir, darin haſt Du mir es ſchon zuvor gethan, das kann ich nicht, ich freue mich zu hören, wie Du Alles niedergeſchrieben haſt, denn wenn ich gleich nicht ſchreiben kann, ſo habe ich doch oft bei mir überlegt, wie ich dies oder jenes, was mich im Leben ſonderlich freute oder ſchmerzte, aufſchreiben möchte, daß es andern Menſchen, und auch Menſchen jeden Standes wohlgefallen könne und habe mir durch öftere Erinnerung in meinem Gedächtniß gleichſam ein Buch gemacht, wo ich Vielerlei eingeſchrieben habe, und mehrere Begebenheiten ſind darunter, die ſind mir ganz verſchieden erſchienen, ſo daß ſie mich auf eine Art beruhigen, auf der anderen aber betrüben und doch immer dieſelben Geſchichten ſind. Nun aber ſoll doch Alles ſo niedergeſchrieben werden, daß es einem jeden Menſchen belehrend und erfreulich ſein ſoll, denn was öffentlich gemacht wird, ſoll klar und verläſſig werden, ſonſt iſt es ein Betrug und böſes Irreführen unſchuldiger Menſchen; denn ſoll ſich der Menſch nicht an die Schrift halten können, die ihm doch als etwas Künſtliches und des Gedankens Würdigeres aufgeſtellt wird; wie kann er dann an das glauben, was ihm in gemeiner Rede ganz gleichgültig vorgeſtellt wird. So lies denn, Johannes, und wie Du es niedergeſchrieben haſt, wird mich lehren, was Du für

---

[1] Mit dem Folgenden beginnt allgemach die Abweichung des ſpäteren Fragmentes. In letzterem tritt ſchon von jetzt an die Mutter ſehr deutlich in den Vordergrund, um ſpäter die anziehendſte und Hauptgeſtalt der Aufzeichnungen zu werden, wohingegen die erſte Faſſung viel weiter ausholt und andere Perſonen berückſichtigt.

[2] Man beachte den kleinen, aber bemerkenswerthen Zuſatz des gedruckten Fragmentes, daß der ehrlichſte Weg zur Armuth die Geburt ſei, „denn unſer Heiland iſt ihn auch gewandelt". Dieſe religiöſe Begründung mochte dem Dichter 1803 noch fern liegen; ſpäter zeigt ſie, wie ihm das Chriſtenthum in's tiefſte Herz gewachſen.

[3] Hier fehlt in der alten Faſſung die vielbewunderte Stelle über den Reichthum der Mutterliebe, ſowie das ſchöne Lied: „O Mutter, halte Dein Kindlein warm ꝛc." Ebenſo iſt das Erwähnen der heiligen Taufe im gedruckten Fragment ſehr charakteriſtiſch.

Digitized by

ein Mensch bist, denn wie ein Mensch sein Leben fühlt, so ist er, und nicht so wie sein Leben ist. Du bist ein armer, fahrender Schüler und ich bin ein alter Kriegsmann, aber wir sind beide auch Menschen; der Schüler und der Kriegsmann haben nichts in ihrem Wesen gemein und sind sich fremd, aber die Menschen sind von demselben Stamme und was sie erfahren, müssen Alle theilen können, und so bin ich denn begierig, mein lieber Johannes, ob Du so geschrieben, daß ich es auch genießen kann." [1]

Da las ich dem Herrn Ritter vor, wie ich in meiner Einfalt niedergeschrieben hatte.

Das Erste dessen ich mich deutlich erinnere ist wie mich meine Mutter das Vater unser und Ave Maria lehrte; ich stand vor ihr und faltete meine Hände und sah ihr nach den Lippen und wie sie mir es vorsagte sprach ich es kindisch nach und war ganz fromm, wie es ein Kind vor Gott ist. Das that ich immer früh Morgens und kniete dabei an meinem Bettlein und des Abends, wenn ich schlafen ging. Ich bin in Franken [2] geboren, in einem kleinen Dorfe am Mainstrom und meine Mutter war eine gar arme Frau, aber fromm und arbeitsam; ich kann sie mir auch nicht anders denken als spinnend und oft, wann ich Nachts erwachte sah ich sie in der kleinen Stube bei einer Lampe sitzen und spinnen; dabei sang sie still vor sich hin und dies hat mich oft bis zu Thränen gerührt. Warum, das weiß der liebe Gott; auch weiß ich noch deutlich, daß ich einmal gar sehr weinen mußte, als ich sie so singen hörte, da fing ein Vögelein vor unserem Fenster auch an zu singen und es war doch schon gar spät, denn der Mond schien hell und klar. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vögelein und sie zugleich. Da habe ich zum Erstenmale Traurigkeit empfunden und über das Leben kindische Gedanken gehabt, mich auch im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Da sang sie ein Lied, das lautete also:

Es sang vor vielen Jahren ꝛc. [Ges. Schrift. Bd. II. S. 22] [3].

---

[1] Das Voraufgehende fehlt im gedruckten Fragment.

[2] Hier waltet ein bedeutender Unterschied ob in den beiden Fragmenten. Das Manuscript verlegt die ganze Handlung nach Franken, an den Main, in ein Dorf und eine Burg Eberach; das gedruckte dagegen führt uns in das reizende Lahnthal oberhalb Ems nach Kloster Arnstein, der Laurenburg und dem Hof Polsnich. Man wäre versucht, zu glauben, das Lahnthal sei der ursprüngliche Schauplatz einer Erzählung gewesen, die sonst als eine dem Studium der Limburger-Chronik entsprungene Arbeit leicht hingestellt wird. Ob Brentano absichtlich jeden Anklang so ängstlich vermied, daß er außer dem Namen des „Schreibers Johannes" gar nichts hinübernahm, oder sollte die Bekanntschaft mit der Chronik doch nur eine gehaltlose Annahme sein? Noch seltsamer muß es erscheinen, daß Brentano bei seiner zweiten Bearbeitung des Fragmentes die Gegend von Arnstein wählte und so außerordentlich poetisch richtig beschrieb, obgleich er sie niemals gesehen, daß er sich selbst bei seinem ersten Ausflug dorthin darüber wunderte. (Vgl. Lebensbild, II. 393 f.)

[3] Der Hinweis auf die gesammelten Schriften ohne Angabe des Bandes und der Seitenzahl dürfte uns wahrscheinlich auf das Jahr der Entstehung und den Zweck

Digitized by Google

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel in seinem Gesange auch meiner Mutter gedachte und ob er auch lieber geweint, als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu?" Da sagte meine Mutter: „Wachst Du, Johannes? Schlafe, Du mußt morgen früh heraus und mit mir in's Kloster gehen; wenn Du nicht schläfst, so nehm' ich Dich nicht mit." Da löschte sie ihre Lampe aus und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne und küßte mich, und da ich merkte, daß sie weine, schlang ich die Arme um ihren Hals und hielt sie fest, fragte sie auch, warum sie mir das Kreuz mache und warum sie weine.

„Lieber Johannes," sagte sie, „ich mache Dir immer das Kreuz und küsse Dich ehe ich schlafen gehe, daß Du unter dem Schutze Gottes ruhig schlafen mögest, Du hast aber sonst nie gewacht, wenn ich zu Dir kam, und so wußtest Du es nicht." Doch warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf legte sie sich zu Bett und betete laut und ich sprach ihr nach, bis ich darüber einschlief [2].

---

der uns erhaltenen Copie hinweisen, und möchten wir wohl nicht irre gehen, wenn wir sie als Abschrift für den Abdruck in den „Gesammelten Werken" nehmen, welcher bereits in Aussicht genommene Abdruck dann später aus unbekannten Gründen unterblieben ist.

[2] Diese Segensscene muß dem Dichter überaus tief im Gemüthe gestanden haben; denn es war ja für ihn eine der schönsten und rührendsten Erinnerungen an seine eigene Kindheit und seine eigene Mutter. (Vgl. Lebensbild, I. 26 f.) Bei dieser Gelegenheit erlaube man uns einen kurzen Nachtrag zur Charakteristik der Mutter Brentano's. „Das Andenken derselben ist in der Familie noch immer in Segen. Als 16jähriges Mädchen kam sie mit ihrem Gatten nach Frankfurt, wo sie statt der drei Vorkinder, von denen man ihr gesprochen, deren fünf fand. Das Haus war sehr groß und der Arbeit gab es in Überfülle; sie aber suchte sich in Alles rasch hineinzuleben und wußte bald in Allem Bescheid. Eines der Vorkinder, Franz, war schon damals so ziemlich der Hauptführer des ausgedehnten väterlichen Geschäftes und saß trotz seiner Jugend den ganzen Tag mit einer großen Gewissenhaftigkeit und Treue im Comptoir. Als man sich darüber wunderte und ihn fragte, wie er das nur aushalte, antwortete er: ‚Das will ich Ihnen sagen; wenn ich Abends nur eine halbe Stunde mit der Mutter beim Thee sein kann, habe ich alle Ermüdung vergessen, und der Gedanke an ihre Thätigkeit und Arbeit hält auch mich aufrecht.'" Diese, uns von einem äußerst glaubwürdigen Mitgliede der Brentano'schen Familie gemachte Mittheilung ist uns eine willkommene Ergänzung dessen, was wir in der Biographie Brentano's über Maximiliane sagen zu müssen glaubten, um dem Göthe'schen Klatsch über sie entgegenzutreten, so viel unsere Quellen es damals erlaubten. Daß die obige Mittheilung auf Wahrheit beruht, scheint uns auch schon aus den positiven Angaben zu erhellen, welche mit den hergebrachten zwar im Widerspruch, dafür aber mit den uns inzwischen anderweitig zugegangenen Documenten im vollsten Einklang stehen. So ist die Zahl fünf der Vorkinder richtig und nicht vier, wie das Lebensbild nach der allgemein gegebenen Meinung es sagte. Ebenso stimmt das jugendliche Alter Maximiliana's mit der Wirklichkeit, da sie 1757 geboren und Januar 1774 getraut

Digitized by

Am folgenden Morgen ſtanden wir früh auf und meine Mutter nahm leinen Tuch das ſie gewebt, und Garn das ſie geſponnen, um es im Kloſter

---

wurde. Weil überhaupt in den bisher gedruckten Quellen eine überaus große Verwirrung über den Stand der Brentano'ſchen Familie herrſchte und wir ſelbſt in der Lebensbeſchreibung trotz mancher handſchriftlichen Ergänzungen ziemlich bedeutende Irrthümer haben beſtehen laſſen, glauben wir, an dieſer Stelle den gerechten Wünſchen nach einer authentiſchen Überſicht um ſo mehr willfahren zu ſollen, als eine ſolche mit ſehr großer Genauigkeit von einem Familienmitgliede aus dem Archiv zuſammengeſtellt und uns zur Benützung mitgetheilt wurde.

Peter Anton Brentano, geb. zu Tremezzo am Comerſee den 27. Juli 1731, geſt. zu Frankfurt a. M. den 9. März 1797, Kaufmann, kurfürſtlich Trier'ſcher wirklicher Geheimrath und accreditirter Reſident, war dreimal verheirathet, und zwar:

in erſter Ehe (nicht mit einer reichen Holländerin, ſondern) den ? 176(2) mit Paula Maria Walburga Brentano, Tochter Anton Maria Brentano's, aus dem „goldenen Adler“, Schnurgaſſe, in Frankfurt a. M. (geb. ?). Sie ſtarb den 4. September 1770.

Aus dieſer Ehe ſtammten ſechs Kinder:

1. Anton Maria, geb. 16. October 1763, geſt. ledig 30. Januar 1833.
2. Franz Dominicus Maria Joſeph, geb. 17. November 1765, geſt. 28. Juni 1844 (vermählt mit Johanna Antonia Joſepha von Birkenſtock).
3. Maria Thereſia Johanna Karoline, geb. 7. März 1767, geſt. 14. April 1770 (erlebte alſo nicht mehr die zweite Heirath).
4. Peter Anton Ludwig, geb. 10. April 1768, geſt. ledig 24. December 1788.
5. Dominicus Martinus Carolus Franciscus, geb. 15. Juni 1769, geſt. ledig 12. Mai 1825.
6. Paula Maria Walburgis, geb. 24. Juni 1770, vermählt mit Johann Wilhelm Joſeph Ignaz von Waßmer, ſtarb kinderlos den 12. März 1805.

in zweiter Ehe, geſchloſſen 9. Januar 1774 mit Maximiliane Euphroſyne Kunigunde von La Roche (geb. 1757, geſt. den 19. November 1793).

Zwölf Kinder:

1. Georg Michael Anton Joſeph, geb. 12. März 1775, geſt. 22. Februar 1851 (vermählt mit Marie Schröder).
2. Maria Sophia Thereſia, geb. 15. Aug. 1776, geſt. ledig 19. Sept. 1800.
3. Clemens, geb. 9. September 1778, geſt. 28. Juli 1842 (zuerſt „vermählt“ mit Sophie geborene Schubert, geſchiedene Mereau; in rechter Ehe verbunden mit Auguſte Bußmann und zwar in der katholiſchen St.-Petri-Kirche zu Fritzlar am 21. Auguſt 1807). So wenigſtens hatte Dr. Hülskamp die Güte unſere Angabe (Lebensbild, I. 257) zu berichtigen, indem er uns den amtlichen Nachweis in Ausſicht ſtellte.
4. Maria Kunigunde Ludovica Katharina, geb. 8. Juli 1780, geſt. 17. Mai 1863 (vermählt mit Friedrich Karl von Savigny).
5. Maria Francisca Katharina, geb. 3. März 1782, geſt. 5. Juni 1785.
6. Chriſtian Franz Damian Friedrich, geb. 24. Januar 1784, geſt. 26. October 1851 (vermählt mit Emilie Maria Anna Francisca Genger).
7. Katharina Eliſabeth Ludovica Magdalena, geb. 4. April 1785, geſt. 20. Januar 1859 (vermählt mit Ludwig Achim von Arnim).

Digitized by Google

zu verkaufen[1]. Sie trug es im Korb auf dem Kopfe und da ich sie sehr darum gebeten gab sie mir einen Theil des Garns zu tragen, welches ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter bis zum Kloster getragen habe. Wir kamen daselbst in des Abtes Stube, sie war mit schönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt selbst um das Tuch mit meiner Mutter und gab mir ein Bild von St. Johannes, meinem Patron. Er sagte mir auch, wenn ich älter wäre solle ich ihm die Messe dienen und dann immer einen Pfennig von ihm haben.

Meine Mutter ließ von dem Gelde zurück, um für ihre Anliegen in der Georgen-Kapelle eine Messe zu lesen, und als sie der Abt fragte, was ihr Anliegen sei, sprach sie: „Das steht Gott anheim", und da gingen wir zur Kirche hinab. Dort gingen wir aber zur linken Hand in eine Kapelle; da stand ein Altar in der Mitte, zur Rechten aber war ein Ritter an der Wand ausgehauen auf den Knieen liegend. Vor ihm stand ein anderer Ritter, der legte ihm die Hand auf das Haupt. Diesem Bilde gegenüber war St. Georgen-Bild, wie er den Drachen durchbohrt. Meine Mutter steckte ein Wachslicht vor St. Georgen auf und kniete dann mit mir an der Seite des steinernen Ritters nieder und sah oft nach dem knieenden Ritter. Ich betrachtete ihn auch und empfand eine große Freude an ihm, auch hätte ich ihm gerne was Liebes gethan und setzte ihm einen grünen Kranz auf sein steinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten hatte und noch spielend in der Hand

---

8. Maria Ludovica Katharina, geb. 9. Januar 1787, gest. 19. November 1854 (vermählt 1. mit Karl Jordis, 2. mit Richard Pierre Rozier des Bordes).
9. Maria Magdalena Karoline Francisca, geb. 21. Juli 1788, gest. 7. October 1861 (vermählt mit Georg Friedrich von Guaita).
10. Karoline Ludovica Erneſtine, geb. 29. Januar 1790, gest. 23. Sept. 1791.
11. Anna Maria Francisca Ludovica, geb. 20. Sept. 1791, gest. 26. April 1792.
12. Susanna Philippina Francisca Ludovica, geb. 11. Mai 1793, gest. 2. September 1793.

in dritter Ehe, geschlossen ? mit Anna Erneſtine Friederike Karoline von Rottenhof (Waise aus Franken, geb. 1771, gest. 1. October 1817 zu Pfaffendorf in Franken).

Zwei Kinder:

1. Friedrich Karl Franz, geb. 29. Juli 1796, gest. 5. August 1796.
2. Franz Peter August, geb. 20. Juli 1797 (filius posthumus, da der Vater den 9. März 1797 gestorben war), gest. den 7. Sept. 1813 in der Schlacht bei Jüterbogk gegen die Franzosen.

Die Wittwe Friderike (Fritze) Brentano, geb. von Rottenhof, heirathete in zweiter Ehe den Bambergischen Geheimrath und Großherzoglich Würzburgischen Kammerherrn Christoph Franz Freiherrn von Stein zum Altenstein aus Pfaffendorf.

[1] Der Leser wird schon selbst, auch ohne daß wir darauf hingewiesen, an dieser Stelle der alten Fassung die wundervollen Unterredungen der Mutter und des Knaben über Gott und Nächstenliebe u. s. w., sowie etwas weiter den lieblichen Dialog zwischen Abt und Kind vermissen, wie sie in der gedruckten Fassung stehen.

Digitized by Google

trug. Da meine Mutter das sah, weinte sie sehr und umarmte mich in der Kirche. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Geberde. Da trat aber ein Priester in die Kapelle, mit einem Meßdiener und las die Messe am Altar. Und sie ließ mich los, sagte mir auch in's Ohr: „Bete hübsch fromm, Johannes, der stehende Ritter ist der alte Laurenburger, Dein Großvater."

Ich hatte den Muth nicht mehr nach dem Bilde zu sehen und mein Großvater blieb mir von dieser Zeit an ein ernster und beweglicher Gedanke. Aber ich habe damals gebetet, wie sonst nie, mit einer wunderlichen Herzensangst, doch weiß ich mich nicht zu erinnern, warum ich so gebetet habe. Da die Messe zu Ende und der Priester wieder aus der Kapelle hinausgegangen war, fragte ich meine Mutter nach dem steinernen Bilde mit den Worten: „Was macht denn der alte Laurenburger da?" Meine Mutter stand aber ohne mir zu antworten still vor dem Bilde und sah immer mit nassen Augen nach dem knieenden Ritter, den ich mit dem Laubkranze gekrönt hatte und da ich sie wieder fragte sagte sie: „Er thut was ich gestern Abend that, da ich Dir das Kreuz machte." Da fragte ich sie weiter: „Liebe Mutter, will er denn schlafen gehen?" Da sagte sie: „Ja, er will schlafen gehen in die ewige Ruhe." — „Und der knieende Mann will wohl auch schlafen gehen?" Da sagte sie wieder: „Ach! Gott gebe ihm eine ruhige Nacht wenn er schon schläft!" und ward wieder sehr traurig und hob mich hinauf daß ich ihn küßte. Da setzte ich ihm das Kränzlein wieder zurecht und küßte ihn, die Mutter ging mit mir zur Kirche hinaus. Sie hatte mich noch auf dem Arme und ließ mich nicht los, was sie sonst nicht pflegte, denn sie war nicht sehr stark, sondern zart und weiß mit langen blonden Haaren. Wir gingen nicht denselbigen Weg zurück, sie trug mich links dem Walde zu. Wie sie mich so durch die freie Luft hintrug, betrachtete ich ihr freundliches Angesicht und kann es nun nie mehr vergessen, wie hold und lieb sie aussah, und auch die ganze Gegend kam mir lichter und freundlicher vor. Mein Herz ward wieder ganz getröstet, und wie sie mich unter den Bäumen hintrug brach ich einen Zweig ab und machte einen Kranz, den setzte ich ihr auf ihre blonden Haare und sagte zu ihr: „Liebe Mutter, nun bist Du wie der knieende Ritter, nun hast Du auch ein Kränzlein auf und wenn er da nun durch den Wald gegangen käme, da würdet Ihr Euch Beide an einander sehr erfreuen, über die grünen Kränze."

Meine Mutter gab mir aber keine Antwort und ging immer traurig fort, was mich auch wieder betrübte. So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde durch den Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt, bis es lichter ward in den Zweigen und der Wald sich am Rande des Berges endigte. Da war ein schöner grüner Platz und die Aussicht in ein einsames Thal, wo der Main durchfloß. Die Berge lagen rings um den hellen silbernen Fluß, als hätten sie tiefsinnige Gedanken. Sie waren alle mit schwarzen Wäldern bedeckt und sahen streng und finster herüber; wo wir aber standen, war die Gegend sanft und mild, grüner Rasen bedeckte den Boden. Es standen da mancherlei Blumen und das allerschönste war ein

Digitized by Google

freundlicher Quell, der zwischen einer großen Reihe von Sonnenblumen entsprang und über den sanften Abhang hinunterrollte. Es war als flössen Thränen an den Wangen eines freundlichen Antlitzes hinab[1].

Viele und mancherlei Kräuter wuchsen da rings an dem Bache; die Sonnenblumen sahen besonders ehrwürdig und andächtig aus.

Meine Mutter ließ mich im Grase spielen und saß bei den Sonnenblumen. Ich sah oft nach ihr hin und bemerkte, wie sie sanfter und ruhiger um sich blickte.

Dann nahm sie mich bei der Hand und ging mit mir einige Schritte rechts in's Gebüsch, da stand ein kleines Haus ganz mit Epheu überwachsen, selbst die Thüre war mit dem Geflechte des Epheu's überzogen. Sie zog einen Schlüssel hervor, legte die Ranken an der Thüre zurück und öffnete sie. Wir traten zuerst in eine kleine Küche, in welcher jedoch kein Geräthe war und dann in eine kleine viereckige Stube; wie ich hineintrat fürchtete ich mich etwas, denn es war gar dunkel. Meine Mutter machte aber die Fensterläden auf, da sah man nach der andern Seite des Thales und ein schönes Schloß ragte aus dem schwarzen Gebirge gegenüber.

In der Stube standen allerlei ausgestopfte Vögel, besonders eine Reihe von Falken die alle sehr alt schienen. An der Wand hingen einige Speere und Jagdmesser und in der einen Ecke war ein Betstuhl vor dem Bilde des hl. Hubertus, wie er vor dem Hirschlein kniet, das ihm mit einem Kreuze zwischen den Geweihen erscheint und ihm sein wildes Herz zur Sanftmuth umwendet.

Ich betrachtete alle die Sachen, die ich vorher nie gesehen, mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit, während meine Mutter in's Thal hinaussah. Alles was mir seit dem Abend vorher begegnet war, hatte mich ganz verändert, und wenn ich jetzt daran denke, so möchte ich meine damalige Empfindung einem Rade vergleichen, das in einer Mühle plötzlich lebendig wird und alle die andern Räder mit ihm sich drehen und wenden sieht, und sich doch nicht vorstellen kann, was alle die vielen Räder sollen und wollen und was eine Mühle ist. Besonders aber verwunderte ich mich, daß meine Mutter mit allen den Sachen bekannt war und in der Hütte that, als wäre sie immer drin gewesen. Ich fragte sie, ob wir denn hier blieben, ob dieses auch unsere Wohnung sei, dann wolle ich mir hier einen kleinen Garten machen und ein Vogelsteller werden.

---

[1] Besonders für die voraufgehende Schilderung des Waldganges möchten wir eine genauere Vergleichung der beiden Versionen empfehlen; denn es ist unmöglich, bei dieser Nebeneinanderstellung nicht sofort den ganzen Zauber echtester Poesie zu fühlen, der in der späteren Fassung gerade in dieser Schilderung waltet. Auch hier zeigt sich wieder ganz augenfällig, wie seit den romantischen Anfängen bis zur wirklichen Bekehrung das Christenthum in Clemens lebendig geworden war, und dieses tiefe, lebendige Christenthum auch hier wieder die Quelle der wahrsten und echtesten Kunst wurde. Man vergleiche z. B. mit den herzlichen Worten der Chronika das Forcirte, Gemachte der Tieck'schen Genoveva.

Digitized by Google

„Was willſt Du denn mit den Vögeln machen?" ſagte ſie. Und als ich ihr antwortete ich wolle ſie das „Vater unſer" lehren, ſagte ſie: „Weißt Du denn wo Dein Vater iſt?" ich antwortete: „im Himmel." Sie nahm mich hierauf zu ſich, ſetzte ſich an's Fenſter und erzählte mir, was ich hier niederſchreibe. Ihre Worte ſind mir auch nie aus dem Gedächtniß gekommen.

„Lieber Johannes, Du haſt mich ſeit geſtern wohl trauriger als je geſehen, denn ich gedachte geſtern, da die Arbeit vollendet war, ſchon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die Du mit mir gegangen biſt. Du haſt mich auch geſtern Abend gefragt, warum ich weinte, als ich vor Deinem Bettlein ſtand, aber ich habe Dir keine Antwort gegeben und habe mit Dir gebetet, damit wir ruhig ſchlafen möchten. Nun aber will ich Dir nichts mehr verſchweigen, denn ich glaube es wird Dir gut ſein, wenn Du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit iſt und im Himmel allein Freude. Du wirſt alsdann Deinen Sinn immer mehr zu Gott wenden, und zu ſeinem Abgeſandten auf der Erde, der treuen Liebe der Unſchuld und Weisheit. Auch ſollſt Du nicht trauriger werden um der Traurigkeit willen die auf Erden iſt, ſie ſoll Dich ſtärken daß Dein Muth wachſe und Dein Fleiß, mit denen ſollſt Du die Traurigkeit beſtreiten und ein frohes Herz erkämpfen, das ſich allezeit Gott zuwendet.

Das kleine Häuslein in dem wir ſitzen, gehörte meinem lieben Vater; er iſt nun im Himmel ſeit acht Jahren und liegt begraben im Kirchhof bei dem Kloſter. Er war ein Jäger und Vogelſteller und hat hier oben mit meiner Mutter gelebt; die iſt zu Gott gegangen, da ich noch klein Mägdlein war. Ich erinnere mich noch wohl, da die Herrn aus dem Kloſter ſie zu Grabe trugen, da ſaß ich da draußen an dem Quell im Sonnenſchein und verwunderte mich über die vielen Männer und Weiber die den Zug begleiteten. Da drüber vor dem Schloſſe das Du ſiehſt, kam der Ritter mit ſeiner Hausfrau und ſeinen zwei Knaben auch herüber; ich weiß noch wohl, wie ſie in das Schifflein ſtiegen und über den Main fuhren.

Der Ritter blieb noch lange bei meinem Vater und ſprach gar freundlich mit ihm, um ihn zu tröſten und des Ritters Frau ging mit zu Grabe. Ich ſaß immer an dem Bächlein und des Ritters Kinder ſpielten mit mir. Am Abend zog der Ritter mit ſeinen Leuten wieder hinüber und mein Vater pflanzte am Bache die Sonnenblumen. Er war ein frommer und kunſtreicher Mann und arbeitete den ganzen Tag. Er richtete die Falken ab, wie kein anderer Jäger in Franken und hatte eine große Kenntniß heilſamer Kräuter. Ich ging ihm immer in ſeinen Arbeiten zur Hand wie ich konnte und er erzog mich zu Gottesfurcht und Sittſamkeit. Spinnen und Weben hab' ich dort im Schloſſe von des Ritters Hausfrau gelernt, und zugleich mit den zwei Söhnen, das Chriſtenthum bei dem Hauskaplan.

Mein Vater ſchenkte dem Ritter gut abgerichtete Falken dafür; der Hausfrau brachte ich Arzneikräuter und den Söhnen gab ich Finken und andere Vögel, die ich ſelbſt ſingen gelehrt hatte; ſo war ich denn immer gern im Schloſſe geſehen und konnte an den Frauen und Dienerinnen wohl lernen, was einer Jungfrau geziemt. Doch war ich, da ich älter ward, meiſtens zu

Digitized by Google

Hause bei meinem Vater denn er liebte mich sehr und mochte nicht ohne mich sein.

In der Einsamkeit besuchte uns der jüngste Sohn des Ritters oft, er war auch stiller Gemüthsart und hatte sich immer gut mit mir verstanden. Wenn ich hinüber auf die Burg wollte, so blies ich auf meines Vaters Jagdhorn, und wenn er dann zu Hause oder in der Gegend war, ließ er sich auch bald an dem Maine sehen und fuhr mich in dem Schifflein hinüber und wieder herüber, und wir gewannen uns so lieb, daß wir nicht lange ohne einander sein konnten. Da mein Vater das bemerkte, kümmerte er sich darum und sagte mir oft traurig: „Mein Kind, was soll aus Deiner Lieb werden zu des Ritters Sohn, da Du doch eines armen Mannes Kind bist und nicht zur Edelfrau geboren?"

Diese Reden meines Vaters waren wohl wahr und thaten mir leid, aber ich konnte doch nicht aufhören den Ritter zu lieben, denn die Liebe ist blind und wo sie entbrennt kann sie nicht ausgelöscht werden, und zwei Menschen die sich lieben, kann nichts scheiden als der Tod.

Mein Vater stellte es auch dem Ritter vor, der aber war muthiger als ich und sprach: „Lasset euch das nicht kümmern in euren alten Tagen, denn es soll euch freuen, wenn ihr sehet, daß eure Tochter eines braven Ritters Frau wird, und will das mein Vater nicht, so wird er doch nicht drum zürnen bis an den Tod."

Ich erschrack, wenn ich sah wie mein Vater traurig ward bei seinen Reden die mir das Herz erhoben und habe meinem Vater immer von der Zeit an emsiger gedient als vorher, und war auch in allen meinen Reden bedachtsamer und klüger, damit er mehr Vertrauen zu mir gewinnen möge und versichert werden, daß ich nicht thöricht handeln würde. Siegmund kam nun seltener, denn er ritt mit seinem Vater oft in den Krieg und wann des Morgens die Reisigen aus dem Schlosse auszogen, stand ich immer und grüßte Siegmund mit einem weißen Tüchlein, und wenn er mich so grüßen sah ließ er sein Pferd einigemal springen. Das war seine Antwort, denn er getraute sich nicht vor seinem Vater mich wieder zu grüßen. Dann betete ich zu Gott, daß er ihn gesund wieder kommen lasse und hatte nicht viel Ruhe, bis ich die Reisigen wieder einziehen sah.

Einst aber in einem kalten Winter waren sie auch ausgezogen und als sie wiederkamen stand ich am Berge und sah nach Siegmund, der saß aber nicht auf seinem Pferde, der ward auf einem Tragbette zwischen zwei Reitern getragen. Ach! da war meine Angst groß, bis er die Reiter still halten ließ und sich aufrichtete, daß ich sehen möchte, daß er noch lebe und war dies gewiß ein großes Zeichen seiner Liebe zu mir. Ich hatte aber keine Ruhe und bat meinen Vater, er solle mich hinüber auf das Schloß lassen, und da er nicht einwilligte kniete ich vor ihm nieder, und bat ihn mit Thränen, so flehentlich, daß er selbst sehr weinte und sprach: „Ach Tochter! wie ist Deine Liebe zu Siegmund so groß, und was wird viel Leid daraus entstehen!" Dann gab er mir ein Bündelchen Kräuter und führte mich selbst an den Main hinab; der war zugefroren und noch Keiner darüber gegangen. Das

Digitized by

wußte ich wohl, ich ſagte es aber meinem Vater nicht, der glaubte es ſeien ſchon viele Leute darüber gegangen, und ſo eilte ich denn über das Eis, ohne Furcht und Angſt und betete wohl mehr für Siegmund auf dem Eiſe, als daß ich nicht einbrechen möchte[1].

Es war Abend, da ich auf das Schloß kam; ich fragte ſorgſam nach Siegmund und ſagte, mein Vater habe geſehen, daß er verwundet zurückgekommen ſei und ich müſſe ihm die Kräuter bringen. Da führte man mich in's Gemach, wo ſeine Mutter an ſeinem Lager ſaß. Da konnte ich mich auch nicht mehr halten, lief zu ihm hin, kniete an ſeinem Bette nieder und küßte ihm die Hand. Seine Mutter wußte wohl daß er mich lieb hatte und ich ihn, aber hatte wohl nicht geglaubt, daß es ſo ernſtlich ſei, und da ſie mit mir nachher zurück in ihre Kammer gegangen war, ſprach ſie lang mit mir, wie auch mein Vater geſprochen hatte. Da erzählte ich ihr treulich Alles, wie unſere Liebe ſo unveränderlich ſei, und wie nichts uns ſcheiden werde als der Tod. Sie war aber eine ſanfte Frau und Siegmund war ihr das liebſte Kind; auch gegen mich war ſie ſehr freundlich und wie eine Mutter geſinnt und hat nicht mehr von unſerer Liebe geſprochen, als daß ſie Gott bitten wolle, daß es uns nicht übel gehe auf Erden.

In der Nacht ging das Eis im Main auf und ich konnte am Morgen nicht zurück, ſo daß ich wohl drei Tage lang auf dem Schloſſe bleiben mußte.

Ich war dann meiſtens bei Siegmund und pflegte ſeiner, denn ſein Vater war noch nicht zurück und die Mutter erfreute ſich an unſerer Liebe. Da wuchs dieſelbe noch viel mehr, denn wir hatten uns lange nicht geſehen und in der letzten Zeit wenig miteinander geſprochen.

Da wir nun ſo beieinander ſaßen, wurden wir viel inniger und Siegmund, durch ſeine Wunde ſchwach und ſanfter als ſonſt, erſchien mir viel vertrauter, ja ſeine Rede war mir oft ganz jungfräulich und ich verband ihm ſeine Wunde in der Seite ohne Scheu. Da iſt mir auch die kleinſte Handlung theuer und ein tiefſinniges Werk geworden, wenn ich ſie in der Liebe gethan hatte. Nach drei Tagen ging ich wieder zu meinem Vater, der war traurig in ſeiner Einſamkeit geworden, während ich mich gefreut hatte, und ich erzählte ihm, was geſchehen war, und wie meine Liebe noch viel größer ſei, und was Siegmunds Mutter mit mir geſprochen. Darüber ward er gar nachdenklich und ſagte, wie er ein alter Mann ſei und ſchon mit einem Fuße

---

[1] Es bedarf wohl keines Wortes, um ſelbſt den prüdeſten Leſer zu überzeugen, daß der Herausgeber die Handlungsweiſe der jungen Leute und die Nachgiebigkeit des Vaters, ſowie auch die Unvorſichtigkeit von Siegmunds Mutter, welche die beiden Liebenden allein zuſammenließ, nicht billigt; übrigens billigt auch der Dichter ſelbſt ſie nicht, da ja alles Leid für Mutter und Sohn aus der Mißheirath erfolgt. Jedenfalls freut es den Leſer, im Urmanuſcript deutlich von einer giltigen Ehe zwiſchen der Falknerstochter und Ritter Siegmund (Jörg) zu erfahren, während der einzig ſchwache Punkt der neueren Faſſung gerade die Unklarheit über den Urſprung des Schülers war.

Digitized by Google

im Grabe stehe, so sei sein Sinn wohl nicht mehr für die weltlichen Dinge, und wolle er auch meine Liebe nicht stören, aber es sei ihm doch traurig, wenn er daran denke. Da Siegmund gesund war, besuchte er meinen Vater und mich wieder dann und wann, und außerdem sahen wir uns an Sonn- und Festtagen vor und nach der Kirche im Kloster.

Der Winter war sehr rauh, und mein Vater oft krank, denn er war schon ein alter Mann und hatte schneeweiße Haare; da ward mir denn auch keine Freude als ihn zu trösten und mit ihm zu beten. Als der Frühling kam, die Zweige ausschlugen und die Vögel wieder zu singen begannen, setzte er sich oft an die Thüre, und sah in's Thal hinab und sprach mir von meiner Mutter. Einmal an dem hl. Ostertage Nachmittags, saß er in seinen Feierkleidern an der Thüre und ich neben ihm, es war gegen Abend, Alles still und ruhig und gar mildes Frühlingswetter. Wir sahen den Main hinauf, da kam eine Wallfahrt in einem Schifflein gefahren; sie hatten ein Kreuz aus einer grünen Maie und sangen andächtig und laut, daß es zwischen den Bergen in der Ferne leise mitsang:

Ich will des Mai's mich freuen
In dieser heiligen Zeit
Und gehe zu den Maien
Und seh des Heilands Leid;
Leid gab mir die Freudigkeit.

O Mai! im grünen Scheine
Du blühest kurze Weil!
O Maie, die ich meine
Du blühest ewiges Heil!
Heil gab mir des Todes Pfeil.

Du stehst in ewiger Blüthe
Seit unser höchstes Gut
In Deinen Zweigen glühte.
Du trankst sein heiliges Blut!
Blut gab mir so hohen Muth.

Du drangst in heiligem Thaue
So freudig himmelwärts,
Dich tränkte die Jungfraue
Mit ihrer Thränen Schmerz!
Schmerz erquickte mir das Herz.

Des heiligen Todes Weihe
Gab mir des Lebens Wein;
O Jesus an den Maien [1]
Mich heilte Deine Pein!
Pein führt mich zum Himmel ein.

---

[1] Obige Lesart gibt zwar die Abschrift, richtiger dürfte es jedoch wohl heißen: „Mein Jesus an der Maie" (dem heiligen Kreuz).

Warum der Dichter diese Wallfahrts-Scene und die sich daranknüpfenden Betrachtungen

Digitized by Google

Der Vater und ich ſangen das Lied ſtill mit. Er ward ſehr gerührt und ſprach zu mir: „Wohl wende ich mich auch hin zu der Maie des heiligen Kreuzes, wo mir das ewige Leben blüht, denn meine Zeit iſt vorüber! und dieſer ewig wiederkehrende Frühling iſt meine Jugend nicht, auch werde ich die Früchte nicht reifen ſehen; ich fühle, liebes Kind, daß dies der letzte Frühling iſt, deſſen ich mich erfreue. Vom Leben zu ſcheiden ſchmerzt mich nicht, weil ſich das Leben nie von mir ſcheiden kann, denn ich habe nach meinen Kräften Gott gedient und die Menſchen geliebt. Das Schifflein mit der ſingenden Wallfahrt und der Maie, wie es ſo den Main hinunterfährt und dort die Sonne die untergeht, ſie haben mich wohl an das Leben der Menſchen erinnert: da ſind ſie heute früh aus den verſchiedenen Dörfern fröhlich zuſammengekommen und in der Kühle und dem Dufte des jungen Laubes durch den Wald und über die Berge ſingend hingezogen und haben nur gedacht wie ſie ankommen würden und ihre Andacht verrichten und da ſie gebetet hatten, ſind ſie zu den Krämern gegangen die dort ſtehen, und haben Kerzen gekauft, jeder nach ſeinem Vermögen, und haben ſie dort aufgeſteckt; dann haben ſie am heißen Mittag im Graſe ihre Speiſe genoſſen und nun ſind ſie den Berg wieder heruntergekommen und ſchnell trug ſie das Schifflein den Strom hinab, während die Sonne auch hinunterzog. Einer ſteigt früher, der Andere ſpäter an's Land, und Alle die beiſammen ſo fromm dem Main ſingend folgten, ſind in der Nacht nicht mehr beiſammen und wenn der Vater ſeinen Kindern ein Heiligthum mitbringen kann und ſo Frömmigkeit erwecken, dann kehrt er freudig von der Wallfahrt zurück; die Gabe mag gering ſein im allgemeinen Werth der Dinge, ſo iſt ſie doch groß für die Betrachtung, und ein Samenkorn das der Wind verweht, kann die Mutter eines ganzen Waldes ſein.“

So ſprach er noch lange in rührender Vertraulichkeit mit mir und da ich ihn nach der Hütte zurückbegleitete, zitterte er ſehr, ſo daß ich wohl fühlte, er werde nicht lange mehr mit mir ſein. Siegmund kam den folgenden Tag herauf und mein Vater bat ihn, den Pater Anton vom Schloſſe zu ſchicken und auch ſeine Mutter zu ihm zu bitten, denn Siegmunds Vater hatte den jüngeren[1] Sohn Albrecht zu einem Vetter in Schwaben begleitet.

Da Siegmund zurück eilte, ſtand ich am Fenſter und weinte ſehr. Mein Vater, der in ſeinem Lehnſtuhle ſaß, hatte ſeinen Lieblingsfalken auf der Hand und ſagte freundlich zu ihm: „Willſt Du wieder in Freiheit, Kilian, wenn ich todt bin?“ Da er mich weinen hörte ſagte er: „Was weinſt Du, mein Kind?“ Ich erwiederte: „Da ich Siegmund hinabgehen ſah, mußte ich weinen, daß er bald mein einziger Troſt ſein wird außer Gott.“ Da ſprach er zu mir: „Und einſt wird Gott Dein einziger Troſt ſein; wie er jetzt meiner

in der Bearbeitung bei Seite ließ? Jedenfalls gehören ſie zum Schönſten, was die alte Faſſung bietet.

[1] Hier liegt ein Schreibfehler des Copiſten oder eine kleine Vergeßlichkeit des Dichters vor; denn einige Seiten vorher iſt Albrecht der ältere, Siegmund der jüngere Sohn.

Digitized by Google

iſt, da ich Dich verlaſſen muß; aber ich will Gott im Himmel für Dich bitten, daß es Dir auf Erden wohlgehe, bis Du zu mir kommſt."

Dann kniete er dort an dem Altare nieder und betete und war ſo ſchwach, daß er ſein Haupt auf den Altar legte. Ich kniete neben ihm und der Falke ſaß traurig auf der Stange. Darauf ſagte er: „Sieh ob der Pater Anton bald kommt, ich fühle, meine Stunde naht."

Da ſah ich den Pater in ſeinem geiſtlichen Gewande in das Schifflein ſteigen. Siegmund trug das Kreuz und ſeine Mutter hatte eine Kerze in der Hand, auch waren noch die alten Knappen des Ritters mit Fackeln bei ihnen. Da ſprach ich: „O lieber Vater, ſie bringen unſeren Herr Gott." Da küßte mich der Vater und ſah mich mit großer Liebe an.

Der Zug kam langſam den Berg herauf und als ſie vor der Hütte ſtanden, ging ich hinaus zu Siegmund und ſeiner Mutter. Die war ſehr traurig und küßte mich. Der Pater Anton ging zum Vater hinein und hörte ihn Beicht und gab ihm das Abendmahl und wir ſtanden draus und beteten. Dann kam der Pater und rief mich und Siegmund und ſeine Mutter herein.

Wir knieten um ſeinen Stuhl und er ſprach zu Siegmunds Mutter: „O gnädige Frau, wir werden bald zuſammen ſein, nehmt euch meines Kindes an; Siegmund liebt meine Tochter, ſie verdient es. O mein gutes Kind, ich befehle Dich Gott, komme bald zu mir, wenn Dir es auf Erden nicht gut iſt." Da weinten wir Alle ſehr und Siegmund nahm meine Hand und ſagte: „Mutter ſegnet uns! Vater ſegnet uns!" Da gab er uns den Segen und Siegmunds Mutter auch und der Pater fügte den Segen der Kirche hinzu, der uns für immer verband. Dann wollte er in den Sonnenſchein getragen ſein. Siegmund und ich trugen ihn auf ſeinem Seſſel hinaus in das Freie.

Die alten Diener des Ritters ſtanden mit den Fackeln im Kreiſe um ihn und reichten ihm die Hände. Siegmund brachte ihm ſeinen Falken, der ſaß hinter ihm auf der Lehne ſeines Seſſels. So ſaß der gute Vater noch einige Minuten und ſprach: „O Gott, ich danke Dir für das ſchöne Leben, ich danke Dir für mein ſchönes, liebes Kind, ich danke Dir für den ſchönen Tod." Da ſtarb er. Siegmund und ich hatten ſeine Hände, es war freundlicher Sonnenſchein, die Vögel ſangen in dem Walde und der Falke ſtieg wie ein Pfeil in die Höhe.

Siegmund und ſeine Mutter nahmen mich nun mit nach dem Schloſſe und tröſteten mich mit vielen freundlichen Worten, beſonders Siegmund, der war ſeit meines Vaters Tod viel ernſter und feſter geworden. Er ſah nun ſeine Liebe zu mir als meine einzige Hilfe an und als Alles was ich in der Welt zu hoffen hatte, ſo wollte er denn auch mein Schickſal ſo freundlich machen als in ſeinen Kräften ſtand und ſtrebte immer mehr, wie er mir gütig und treu erſcheinen ſollte.

Mein Vater ward den folgenden Tag neben meine Mutter in's Kloſter begraben. Siegmund und ſeine Mutter gingen mit zur Leiche, mich aber ließen ſie nicht mitgehen, damit ich nicht zu traurig ſein möchte; ich blieb

Digitized by Google

also auf dem Schlosse zurück und wie sie aus dem Thore hinauszogen, stieg ich auf den höchsten Thurm des Schlosses. Sieh, es ist dort jener weiße Thurm worauf das Bäumchen steht. Ich sah mich rings in der Gegend um und empfand Vieles was ich vorher nie empfunden hatte. Wie Siegmund mit seiner Mutter in das Schifflein stieg erinnerte ich mich, wie ich ihn zum Erstenmale gesehen, das war als meine Mutter starb, da saß ich vor meines Vaters Hütte und spielte ganz fröhlich und verstand das Leid der anderen Menschen nicht, da sah ich ihn auch in demselben Schifflein überfahren. Ach wie viele Jahre sind schon hin, jetzt bin ich auch schon unter den erwachsenen Leuten, die den Schmerz wohl verstehen, wenn ein lieber Freund von ihnen scheidet. Wie oft ist der Frühling vergangen seit ich lebe und, ich kann mich kaum eines einzelnen Frühlings erinnern; ich weiß nur daß es Frühling war wenn die Bäume blühten und die Welt freudig wurde. O weh, jetzt spiele ich nicht mehr vor meines Vaters Hütte, hier stehe ich und bin allein und muß weinen, ach! wie bitter weinen. O, wo wird mein guter Vater hingetragen, wo geht all das Leben hin, alle die Lust? So war ich gar traurig und hatte ganz die Hoffnung verloren. Ich sah wie Siegmund mit seiner Mutter den Berg hinanstieg und wie die Klosterherrn in ihren weißen Kleidern aus dem Walde heraustraten, und wie sie meinen guten Vater in dem Sarge aus der Hütte trugen. Da streckte ich wohl die Arme gegen Himmel und weinte sehr, da hörte ich sie auch noch lange im Walde ihre heiligen Lieder singen.

Es war Abend und still, die Sonne ging unter, im Thal war es schon dunkel, nur über unserer Hütte und dem Walde lag noch der helle Schein. Da dachte ich, wie mein Vater mit mir gesprochen, als die Wallfahrt den Main hinabfuhr, und wie er des Menschen Leben mit der Wallfahrt verglichen und wie er zu mir gesagt hatte: „Der geht gerne von der Wallfahrt nach Hause, der seinen Kindern eine fromme Gabe mitbringen kann." Und indem ich gedachte, wie er so ruhig und freundlich gestorben, warf ich auch einen Blick zurück auf die Heiligthümer die er mir zurückgelassen hatte. Ich wiederholte in mir sein Andenken und die sanfte, fromme Unterweisung, die er [mir] immer gegeben hatte, sah lang in mein Herz zurück und fühlte mich ruhig und mild. Dann wendete ich meine Blicke ringsum über Berg und Thal, wie der Wald grünte und hoch ragte, wie sich die Wiesen sanft hinabsenkten und mit den gefurchten Äckern abwechselten. Zum Himmel richteten sich meine Blicke ruhig aufwärts und gleiteten an dem Fluge ziehender Vögel nieder zum Main, in dem die Wolken noch einmal zu ziehen schienen, dann blickte ich zwischen den Thürmen hinab in den einsamen Burghof, wo ein alter Knappe den Hollunderbusch an dem Fenster seiner Kammer beschnitt und ein lustiges Lied sang, auf dem Dache trieben in den letzten Strahlen sich die Tauben girrend herum, unten war es schon dunkel und die ewige Lampe der Burgkapelle sah gelblich durch das hohe Fenster, und alles das sah ich mit gleicher Ruhe und stiller Liebe an. Es war mir nicht, als sei mein Vater gestorben, ich konnte an ihn denken, als sei er immer zugegen, nur sehe ich ihn nicht, höre ihn aber singen und arbeiten. Zu dieser Stunde kam ein

Digitized by Google

großer, inniger Glaube an die Güte Gottes, an die Ewigkeit des Lebens in mich, Alles was mir der gute Vater in kurzen Sprüchen und Winken gesagt hatte, sah ich ausgeführt in seinem Leben, und sein Leben fand ich wieder über der ganzen ruhigen Gegend schweben, aus der mir mein eigenes Herz wie eine freundliche Blume entgegensah. O, da fühlte ich deutlich, was mir mein guter Vater von der Wallfahrt mitgebracht hatte; er hatte mir das Leben gegeben, die freundliche, gesunde Gestalt meines Leibes, das ruhige, schlagende Herz in der Brust und die stille betrachtende Seele hat er mir gegeben, denn er hat mir die Schönheit und den inneren Frieden der Natur durch sein stilles, frommes Dasein, in Geschäft und Andacht näher an's Herz gelegt, daß ich ruhig in sie verwachsen konnte, daß keine Sehnsucht mich wild hinausriß, daß Gott mit der Liebe gleich vor meinem Auge stand und mit milder Strenge mir in's Herz sah, welches rein und züchtig, wie die Kammer einer frommen Jungfrau aufgeschmücket war. O guter Vater, dachte ich da, Du warst ein Bote Gottes, der ihn in einer unschuldigen Seele verherrlichen sollte! Gott sprach zu Dir: gehe hin und baue mir eine Kirche auf Erden, daß ich deutlicher und verständlicher meinen Kindern, den Menschen, werden möge; dann will ich sehen ob Du meiner Liebe näher zurückkehrst. Und da hat der gute Vater mich zurückgelassen, als das Zeichen des vollendeten Werks und ist wieder zurück zu Gott gegangen; sein Leben aber auf Erden hat nicht aufgehört, es ist in meiner Seele und ich will es ruhig fortbauen, ich will fromm und tugendhaft sein, daß er nimmer sterbe und wenn Gott auch mich einst zu sich nimmt, o, dann bleibe auch mir ewig ein Leben zurück, ein Ebenbild Gottes und ein Spiegel des freudigen, segensvollen Strahles, der aus dem Glanze des Himmels zur Erde niederfällt und sich im Glauben entzündet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reform unserer Gymnasien.

XIV. Die religiösen Orden als Lehrer an Gymnasien und Lyceen.

Wie wir bisher gesehen haben, sind die Früchte der Neu-Schule in Bildung des Verstandes und Willens großentheils karg, noch öfter unecht oder geradezu verderblich. Und doch verdient dieser kostbarste Theil unserer männlichen Jugend die sorgsamste Pflege, vorzüglich in einer Zeit, da der ganze Gesellschaftsbau verhängnißvoll wankt, und eine gesellschaftliche Wiedergeburt, die von den gebildeten Ständen ausgehen muß, uns nothwendiger ist, als das tägliche Brod.

Digitized by

Wir haben im Vorhergehenden unſere Vorſchläge zu gründlicher Gymnaſial-Reform gemacht und beſonders betont, daß eine Rückkehr zum bewährten Alten uns einzig aus dem Labyrinthe moderner Schulpfuſcherei herausführen könne.

Es entſteht nun die Frage, in welche Hände unſer Mittel-Schulweſen, wenn es geſunden ſoll, am ruhigſten könne gelegt werden. Wir ſagen: in jene der lehrenden Orden.

Man mißverſtehe uns nicht. Wir denken nicht daran, den Ordensleuten ein Monopol in den Schooß zu werfen, ſondern nennen dieſelben nur die berufenſten Lehrer an den Gelehrtenſchulen. Ferner ſetzen wir ein Collegium von Weltprieſtern den Ordensmännern gleich, nicht etwa aus klug berechnender Rückſicht, ſondern einzig und allein im Dienſte der Wahrheit; denn dieſelben führen in kirchlichen Anſtalten ein gemeinſames Leben, wie die Religioſen, ſind in Beziehung auf Kenntniſſe und Charakter-Eigenſchaften durch ein mehrjähriges Seminarleben ihren Vorgeſetzten ſo gut bekannt, wie der einzelne Ordensmann ſeinen Obern, ſo daß die prekäre Bürgſchaft einer gelungenen Staatsprüfung mehr als aufgewogen wird; und endlich haben ſie ſolche Erziehungsfrüchte aufzuweiſen, daß man ſie, auch ohne Höflichkeit, mit den Ordenspriеſtern auf die gleiche Stufe ſetzen muß. Wir erinnern nur an das leider im Culturkampf eingegangene biſchöfliche Collegium zu Gaesdonk im rheiniſchen Antheile des Bisthums Münſter.

Wovor wir aber warnen, das iſt jene revolutionäre Laiſirung der Mittelſchule, welche durch Wolf in Deutſchland aufkam und in der Gegenwart der allgemeine Feldruf der Weltverſchwörung geworden iſt[1]. Zu einer Zeit, in der man unzählige Ordensſchulen, Seminarien, geiſtliche

---

[1] Hierüber ſchreibt Dr. Fr. J. v. Buß (Die Reform der katholiſchen Gelehrtenbildung in Teutſchland. Schaffhauſen 1852. S. 109): „Eine ungeheure Verblendung läge in der Ausſchließung der Geiſtlichkeit, welche von jeher den öffentlichen Unterricht und die öffentliche Armenpflege gegründet, welche zu allen Zeiten die Fortſchritte beider gefördert hat, und welche ebenſo wenig deren Förderung aufzugeben vermag, als den Geiſt der Wahrheit, der Liebe und der Tröſtung, welcher bis zum Ende der Zeiten bei ihr bleiben wird. Ein beſtürzendes Unterfangen läge darin. Denn würde die Kirche heute aus den Heiligthümern der Wiſſenſchaft und der Hingebung verbannt, welche unausfüllbare Lücke entſtände! Dieſe Verbannung wäre ein öffentliches Verbrechen — und die Verbrechen dauern nicht. Denn man würde der Geſellſchaft das mächtigſte Element des Heils und der Geſittung rauben, welches die Vorſehung gegeben hat!“ — Und doch iſt in den letzten Jahren ſo Vieles geſchehen, was 1852 kaum möglich ſchien.

Digitized by Google

Anstalten zertrümmert, ihre Lehrer vertreibt, mit Gewalt den ganzen Unterricht laisirt, wird der Leser es nicht unbegründet finden, wenn wir mit einem freimüthigen Wort den Beruf des geistlichen Standes zum Lehren vertheidigen.

Das Werk der Laisirung auch der Gymnasien ist noch ziemlich neuen Datums. Landfermann sagt[1], in früherer Zeit habe gewöhnlich ein einzelner Mann, meistens der (geistliche) Rector, einem Gymnasium den Stempel seines Geistes und seiner Auctorität aufgedrückt; unter ihm, dem Schulmeister, habe eine Anzahl unter seinem Einfluß berufener Schulgesellen, meist junge Theologen, gearbeitet. Dieß sei ganz anders geworden, besonders seitdem 1810 in Preußen eine eigene Prüfung für's Schulamt angeordnet worden sei; mit anderen Worten: seitdem die Wolf'schen Grundsätze bureaukratisch verwerthet und die Gymnasien immer mehr laisirt wurden. In anderen deutschen Ländern rückte die Laisirung erst mit den fünfziger Jahren voran, in Österreich mit dem Unglücke bei Sadowa, als die heulende Empörungspartei durch die Opferung einer Reihe geistlicher Gymnasien beschwichtigt werden sollte.

Die Gelehrtenschule ist von Anfang an geistlichen Ursprungs. Alle kirchlich-gesinnten Erziehungsmeister und die Kirche selbst anerkannten vollauf die bildende Wirksamkeit und Unentbehrlichkeit des classischen und philosophisch-physikalischen Unterrichtes, lenkten aber auch ihr Hauptaugenmerk darauf, daß er nur auf eine feste religiöse Bildung gepfropft und von der kirchlichen Zucht beherrscht werde, also in den Händen der hierzu von Christo Berufenen, der Geistlichen, liege. Wir erinnern an die Schulordnungen der ältesten christlichen Vorzeit, an die Anweisungen eines hl. Augustinus und Hieronymus, an Cassiodor und Vincenz von Beauvais, sowie an die geschichtliche Thatsache, daß fast alle derartigen Anstalten von Geistlichen, allergrößtentheils von Ordensmännern, geleitet wurden.

Daher muß die Verweltlichung und Verstaatlichung der Mittelschulen als ein Eingriff in das natürliche und geschichtliche Recht der Kirche und der Familie aufgefaßt werden. Unrecht kann niemals Recht werden. Trotzdem befürworten wir keine plötzliche, sondern bloß eine allmähliche Umkehr. Was wir verlangen, ist die Anerkennung des Satzes, daß Ordensgenossenschaften zum Mittelschulwesen am meisten

[1] Bei Roth, Kleine Schriften, II. S. 164.

Digitized by Google

berufen sind, und daß die thatsächliche Mitbewerbung derselben von den besten Folgen für das Gymnasium überhaupt sein muß. Wie nothwendig und heilsam wäre eine solche Concurrenz eben jetzt! Bestätigt doch der Cardinal-Erzbischof Guibert von Paris in seinem Schreiben an die Senatoren vom Juli 1879, im Gegensatze zu Ferry's aberwitzigen Vorschlägen, daß Frankreich gerade den Ordens-Gymnasien einen neuen Aufschwung verdanke. Er schreibt: „Der Senat wird ohne Parteinahme die Rolle prüfen, welche die Congregationen bei dem Werke der nationalen Erziehung spielen, und er wird anerkennen, daß sie sich um das Land wohlverdient gemacht haben. Bald sind es dreißig Jahre, daß ihnen das Feld des Gymnasial-Unterrichtes geöffnet ist; wer kann behaupten, daß ihre Betheiligung an dieser edlen Arbeit nicht zum Vortheil Aller ausgeschlagen sei? Die Zahl der Kinder, welche eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten, ist in dieser Periode sich verdoppelt; der Wetteifer hat die Verbesserung der Methoden hervorgerufen; und wenn am Ende dieses Jahrhunderts, dessen Fruchtbarkeit erschöpft zu sein scheint, wahrhaft hervorragende Männer selten werden, so muß man wenigstens zugestehen, daß in Folge der Vermehrung der Lehranstalten das mittlere Niveau des Wissens bedeutend gestiegen ist. Das ist die naturgemäße Frucht der Concurrenz, wenn sie ernst und aufrichtig genommen wird. Aber hinzufügen muß man, daß ohne die Congregationen der freie Unterricht niemals jene Kraft erlangt hätte, durch welche diese Concurrenz zu einer fruchtbaren wird."

Durch nichts versumpft das Schulwesen schneller, als durch das Monopol, das jeden Wettstreit unmöglich macht, vollends wenn es im Namen des allmächtigen Staates geübt wird. Aus vernünftigem Abscheu gegen das Chinesenthum in der gelehrten Bildung verlangen wir, daß endlich ein schädliches Privilegium durchbrochen werde zu Ehren der Wissenschaft und der Erziehung, zum Heile für Glauben und Tugend, für Kirche und Staat, für Zeit und Ewigkeit. Eine schneidige Concurrenz wird allerdings von den lehrenden Orden eröffnet werden, aber nur ein Thor wird derselben aus dem Wege gehen; ist doch der edle Wetteifer der beste Sporn für Schüler und für Lehrer, und den Nutzen davon hat gerade die menschliche Gesellschaft, d. h. Alle.

Der Kampf gegen die lehrenden Orden ist ein alter; schon im dreizehnten Jahrhundert mußte der hl. Thomas von Aquin das Anrecht der Religiosen auf den Unterricht gegen die erbgesessenen Lehrer der

Digitized by Google

Pariser Hochschule vertheidigen [1]. Aber stets haben Vernunft und Recht den Sieg davongetragen; und so hoffen wir auch jetzt, allen finsteren Schatten zum Trotze, immerhin das Beste, sobald die unausbleibliche Reaction gegen die allseitige Knechtung einmal in den Herzen der Edelsten wird erwacht sein.

Inzwischen halten wir unseren Satz aufrecht, daß Ordensgenossenschaften die berufensten Lehrer für die Mittelschule liefern, und beweisen denselben aus der Pflichtenlehre des Schulmeisters wie der Schüler.

Schlagen wir eine positive Moral auf, so begegnet uns beim vierten Gebote des Dekalogs die folgende Darlegung: „Die Lehrer schulden ihren Zöglingen Liebe, gutes Beispiel, christliche Zucht und gesunde Lehre; die Schüler ihren Lehrern Ehrerbietung, Liebe und Gehorsam." Nun aber bieten Religiosen die sicherste Bürgschaft für die Erfüllung der Lehrerpflichten, und andererseits wird durch sie den Schülern die Erfüllung auch der eigenen Standespflichten erleichtert. Also sind Ordensmänner die berufensten Lehrer auch am Gymnasium und Lyceum.

I. Religiosen verbürgen die gewissenhafteste Erfüllung der Pflichten des Lehrers.

Unter den Pflichten des Lehrers steht obenan Liebe zu seinem Berufe und zu seinen Schülern.

Wir sind nun weit entfernt, dem Laien diese Tugend absprechen zu wollen, aber immerhin wird und muß sein Herz zuerst und am lebhaftesten schlagen für die eigene Familie, für die erwählte Lebensgefährtin und die theuren Pfänder seiner Ehe, so daß das Lehramt zunächst als das unumgängliche Mittel zur Erwerbung des Lebensunterhaltes vor der Seele steht, und eine volle Hingabe an die ideelle Seite desselben erschwert wird. Ferner bietet eine Familie so manche trübe Stunde und so tief in's Herz einschneidende Sorgen, daß billiger Weise dann von einer Freudigkeit im Lehrberuf eine Rede nicht sein kann. Hierzu kommen die in der Gegenwart unvermeidlichen Reibungen des „Lehr-

[1] Er that dieß um's Jahr 1254 durch das Opusculum „Contra impugn. Dei cultum et religionem", von welchem besonders p. II. c. 1 sqq. sehr lesenswerth sind. Ausgabe von Fretté und P. Maré. Paris, Vivès. tom. XXIX. p. 1 sqq. Übrigens beachte man den Unterschied, daß damals Weltpriester gegen Ordenspriester standen, während jetzt das weltliche und Laien-Element den gesammten geistlichen Stand zurückdrängen soll.

Digitized by Google

körpers" unter sich und mit dem Director, die bei der Verschiedenheit der „persönlichen Überzeugungen", der „Standpunkte" und stillen Interessen das Wirken in der Schule stören, die Freudigkeit im Berufe verleiden und das Herz verbittern.

Dagegen hat der Religiose, der alle ihn mit der Welt verbindenden Brücken abgebrochen hat, das Herz frei zur gänzlichen Hingabe an das Lehramt, in welches ihn der göttliche Wille durch den Mund der Oberen eingewiesen hat, so daß der Cardinal Guibert (a. a. O.) dem französischen Senate schreiben konnte: „In den Congregationen finden sich thatsächlich mehr als irgendwo diejenigen Elemente vereint, welche die hervorragende Stellung des Unterrichtes verbürgen. Da ist vor Allem die Hingebung der Lehrer, eine Hingebung, die ihnen erleichtert wird durch die Ablegung der Gelübde, wodurch sie von der Gründung einer Familie abgelenkt und von allem Weltlichen geschieden werden. Der Lehrer lebt dafür mit seinen Schülern zusammen, theilt mit ihnen [in den Convicten] ihren Tisch wie ihre Arbeit, ihre Gebete wie ihre Spiele; er gestaltet so das Collegium gewissermaßen zu einer Familie um und verdient durch die Anhänglichkeit, welche er einflößt, den Titel eines ‚Vaters', wie ihn die Gewohnheit gegeben hat. Daher stammt ohne Zweifel das Vertrauen, welches die Familien den lehrenden Orden bezeigen, und das für immer den Erfolg ihrer Unternehmungen sichert."

Während der Lehrer aus dem Laienstande seinen Beruf leicht vom zeitlichen Gesichtspunkte auffaßt und nur in dem Falle, daß ihn tiefe Religiosität durchdringt, die religiöse Seite desselben liebend hochhält, ist der Ordensmann durch seine ganze Lebensanschauung, durch den religiösen Beruf und häufiges Gebet in erster Linie auf diese Seite des Lehramtes angewiesen. Man mag sagen, was man will, ohne Religiosität ist der Lehrstand eine widerliche Hantierung, mit ihr ist er ein Schutzengel-Amt im Dienste Gottes. Niemand hat diesen Gedanken herzlicher ausgedrückt, als der berühmte Rector der Pariser Universität und des Collegiums Beauvais, Rollin, indem er fragt[1]: „Was ist ein christlicher Lehrer, der mit der Erziehung der Jugend betraut ist?" und darauf die

[1] Traité de la manière d'enseigner et d'étudier les belles-lettres par rapport à l'esprit et au coeur. Paris 1726. 4 vol. livre 8. 1e partie. article 13. Das Buch ist wiederholt aufgelegt worden. Der große Mann, mit welchem Friedrich I. von Preußen in Briefwechsel stand, lebte von 1661—1741. Neue Ausgaben seiner Werke veranstalteten Didot (1845—1863 in 23 Bänden) und Hachette (1837—1841 in 7 Bänden).

Digitized by Google

Antwort gibt: „Das iſt ein Mann, in deſſen Hände Jeſus Chriſtus eine gewiſſe Anzahl Kinder gelegt hat, welche Er mit Seinem Blute erkauft, und für welche Er Sein Leben gegeben hat; in welchen Er wohnt, wie in Seinem Haus und Seinem Tempel; welche Er betrachtet als Seine Glieder, als Seine Miterben. ... Und zu welchem Zwecke hat Er ſie ihm anvertraut? Etwa um aus ihnen Dichter, Redner, Weltweiſe, Gelehrte zu machen? Wer wagte das zu ſagen oder auch nur zu denken? Er hat ſie ihm anvertraut, um in ihnen die koſtbare und unſchätzbare Hinterlage der Unſchuld zu bewahren, welche Er in ihre Seele durch die Taufe geprägt hat, um aus ihnen wahre Chriſten zu machen. Das iſt der Zweck und das Ziel der Erziehung der Kinder: alles Übrige hat nur den Werth von Mitteln. Welche Größe, welchen Adel verleiht nun nicht ein ſo ehrenvoller Auftrag allen Verrichtungen der Lehrer! Aber welche Sorgfalt, Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit, und vor Allem welche Abhängigkeit von Jeſu Chriſto fordert er nicht! Sie bedürfen, um die Kinder zu führen, Fähigkeit, Klugheit, Geduld, Sanftmuth, Feſtigkeit, Auctorität. Welch ein Troſt für einen Lehrer, unendlich überzeugt zu ſein, daß es Jeſus Chriſtus iſt, welcher alle dieſe Eigenſchaften gibt, und daß Er einem demüthigen und ausharrenden Gebete ſie verleiht!“

Rollin hat mit dieſen Worten die ganze Erhabenheit des Lehramtes erfaßt; ſie aber beruht ausſchließlich auf der religiöſen Auffaſſung, die ſich beim Ordensmanne ebenſo von ſelbſt verſteht, als ſie beim Lehrer aus dem Laienſtande ſeltener vorkommt, wenn ſie nicht gar in den Tagen antireligiöſer Strömungen in's Gegentheil umſchlägt. Dann aber geräth der Lehrer grundſätzlich in eine ſchiefe Stellung zum Cardinalpunkte ſeiner Pflichten und gleicht eher einem altrömiſchen παιδαγωγός als einem chriſtlichen Schulmanne.

Aus der religiöſen Hingabe, die der Ordensmann für das Lehramt als Standespflicht heilig hält, ergibt ſich von ſelbſt die Liebe zu den Schülern, nicht jene weichliche und irdiſche, die auf Wahlverwandtſchaft des Charakters, auf Herkunft und zufälligen Eigenſchaften beruht, ſondern jene übernatürliche und himmliſche, welche ſelbſt im unſcheinbarſten Schüler eine durch Chriſti Blut erkaufte Perle verehrt. Dann wendet der Lehrer auf ſich jene Worte an, welche der Herr dem Moſes (Num. 11, 12) in Betreff der Israeliten zur Regel machte: „Trage ſie an deinem Buſen, wie eine Amme ihr kleines Kind zu tragen pflegt“; dann fühlt er etwas von jener ſorgenvollen Zärtlichkeit des hl. Paulus für die Galater, für

welche er „die Wehen der Geburt empfindet, bis in ihnen Jesus Christus gebildet werde“ (Gal. 4, 19). Nur noch eine Stelle aus Rollin's Werke (a. a. O.) über diesen Gedanken möge uns gestattet werden. Sie lautet: „Wenn ein Lehrer jenen Geist [der Liebe Gottes] empfangen hat, so ist ihm nichts mehr zu sagen; dieser Geist ist ein innerer Lehrer, welcher ihm Alles eingibt und lehrt, und welcher bei jedem Anlaß ihm seine Pflichten zeigt und ihn zur Übung derselben treibt. Ein sicheres Zeichen, daß man ihn empfangen habe, ist sodann, wenn man einen großen Eifer für das Seelenheil der Kinder verspürt, wenn man von ihren Gefahren ergriffen wird, wenn man für ihre Fehler empfindlich ist, wenn man oft die Erwägung macht, von welchem Werthe die Unschuld ist, welche sie in der heiligen Taufe empfangen; wie schwierig es ist, sie wieder herzustellen, wenn man sie einmal verloren hat; welche Rechenschaft darüber Jesus Christus von uns fordern wird, der uns als Wächter zu ihrer Bewahrung aufgestellt, wenn der Menschenfeind während unseres Schlafes ihnen einen so kostbaren Schatz raubt.“ — Wie aber können solche übernatürliche Grundsätze in einer vertrockneten Philologen-Seele wohnen, welcher der göttliche Heiland bloß ein jüdischer Sokrates ist, oder welche die Liebe höchstens aus Platons Symposion kennt? Wird ein solcher Mann nicht vielmehr dem Wahne huldigen, daß er desto mehr an Respect bei den Schülern gewinnen werde, je mehr er sich vor dem profanum vulgus zurückziehe und höchstens für den Fall eines Verweises oder einer Strafe den Zögling „antreten“ lasse? So aber entschwindet das Geheimniß des gesegneten Unterrichtes und der guten Erziehung, jene Liebe zum Schüler, die aus dem Lehrer einen väterlichen Freund und Führer macht und das harte Joch erleichtert, unter welchem die lernende Jugend seufzt.

Wir läugnen nun wahrhaftig nicht, daß es auch unter Lehrern aus dem Laienstande Männer gibt, die ihr Verhältniß zu den Schülern ganz im Geiste der übernatürlichen Liebe auffassen und großen Segen stiften. Aber andererseits wird man uns zugestehen, daß diese Erscheinung eine nicht von selbst gegebene und eben jetzt nicht zu häufige ist. Dagegen sind die Mitglieder der religiösen Orden durch ihre Regel, ihren Lebensstand, ihr ganzes übernatürliches Dichten und Trachten, durch die Leitung der Oberen und die Beispiele der Mitbrüder mit jenem Geiste durchtränkt; ihr Herz, durch keine anderen Bande gefesselt, gehört nächst Gott und aus Liebe zu Gott einzig ihren Zöglingen; die Klasse ist ihre Welt, die Schüler ihre geistlichen Kinder, die Mühen des Unterrichts

Digitized by Google

jenes Kreuz, das Jeder „täglich“ auf die Schultern nehmen muß, weßhalb der Ordensmann vor der ſauertöpfiſchen Bitterkeit, der ſo häufigen Folge vieljähriger Schulſtrapazen, meiſtens bewahrt bleibt.

Die zweite Anforderung der poſitiven Moral an den Lehrer iſt das gute Beiſpiel, das er ſeinen Schülern geben muß.

Nicht etwa nur die Nacht der Unwiſſenheit ſoll er erhellen, ſondern noch viel mehr die ſittlichen Wunden der Seele, die Schwäche zum Guten und die Macht der Begierlichkeit, heilen, was am wenigſten durch Worte, am nachhaltigſten durch das eigene Tugendbeiſpiel, die lebende Erziehung, zu erreichen iſt. Das Muſterleben des Lehrers erfordert nicht eine gewöhnliche, ſondern eine über jeden Tadel erhabene Tugend, die im Stand iſt, in den jugendlichen Herzen nicht nur die leidigen Eindrücke der Ärgerniſſe dieſer Welt, ſondern leider oft genug auch des häuslichen Herdes zu verwiſchen. „Der poſitiv-chriſtliche Lehrer,“ ſagt Martinez[1], „wird ſeine Zöglinge nur dadurch bilden, daß er die anziehende Tugend an ſich ſelbſt erweist, indem er die Zöglinge durch ſein Beiſpiel zu den Quellen des Gebets, des Opfers und der Sacramente ruft; dadurch, daß er an ihnen reformirt, was er zuerſt an ſich ſelbſt reformiren muß.“ Dieſe Nothwendigkeit ungewöhnlicher und tadelloſer Tugend führt uns von ſelbſt auf den Ordensſtand, deſſen Pflicht es iſt, nicht nur die Gebote zu halten, ſondern auf die höhere Stufe der Vollkommenheit emporzuſteigen durch gewiſſenhafte Beobachtung ſogar der Räthe des Evangeliums, durch Abtödtung der Welt- und Eigenliebe, der Sinnlichkeit und des Eigenwillens, durch Selbſtloſigkeit und Uneigennützigkeit. Sodann formt die Regel nicht bloß den inneren, ſondern auch den äußeren Menſchen, ſo daß die bei der Jugenderziehung ſo ſtörenden, wenn auch unſchuldigen, perſönlichen Eigenheiten gründlich ausgemerzt werden. Da jedoch bei der menſchlichen Gebrechlichkeit auch der Gerechte ſiebenmal des Tages fallen kann, ſo ſieht das ſorgſame Auge der Oberen zu, daß ein etwaiger Fehler nicht öfter vorkomme, nicht einwurzele und den „Kleinen“ zum Ärgerniſſe werde.

Überdieß iſt die Erziehung der Jugend, wenn auch ein edles, doch zugleich ein ſo langathmiges, ſchwieriges und dornenvolles Geſchäft, daß es einen ungewöhnlichen Grad von Opferwilligkeit, Geduld und Selbſtverläugnung verlangt, die ohne religiöſe Motive zur Unmöglichkeit werden,

[1] S. bei Buß a. a. O. S. 107.

Digitized by

aber am ſicherſten bei Jenen ſich finden, deren Lebensaufgabe das bittere Brod der Abtödtung iſt, bei den Religioſen. Mit Recht ſagt daher der ebengenannte Martinez: „Der Miniſter Fourcroy, welchem man den Plan der franzöſiſchen Univerſität verdankt, und Jene, welche ſeine Arbeit aufgenommen, haben nur Eines vergeſſen, nämlich daß es einzig der Religion zuſteht, die für einen Lehrer nöthige Hingebung einzuflößen, weil nur ſie ihn bezahlen kann.“ Wo aber findet ſich dieſe hohe Tugend der Religion ſicherer, als beim Prieſterſtande und bei den Religioſen? Sie läßt ſich nicht durch Erlaſſe der Behörden in's Leben rufen, noch in Anſtalten erwerben, deren Grundlage und Zweck rein weltlich und zeitlich iſt, ſondern ſie keimt einzig aus der hochbegnadigten katholiſchen Kirche, der fruchtbaren Mutter der religiöſen Orden und des heroiſchen Opfermuthes.

Drittens ſchuldet der Lehrer ſeinen Schülern chriſtliche Zucht. Unter ihr verſtehen wir jedoch nicht ſowohl die Beſtrafung der Unordnungen, als vielmehr eine ſolche Leitung der jugendlichen Gemüther, daß Verirrungen zu einer ſehr ſeltenen Ausnahme werden, daß nicht bloß die gleißneriſche äußerliche Geſetzlichkeit, ſondern tiefinnerliche Tugend und Frömmigkeit das Ideal des jugendlichen Wollens und Thuns ſei. Daß in dieſer Hinſicht den Ordensleuten die Palme der Erziehungskunſt gebühre, wird nur von der neidiſchen Böswilligkeit geläugnet. Und das Werk gelingt ihnen ſpielend, weil ſie zum Quelle der Gnaden, zu Jeſus Chriſtus in Seiner heiligen Kirche, hingehen und hinführen. Die Marianiſchen Congregationen, die geiſtlichen Übungen bald nach Beginne jedes Schuljahrs, die religiöſe Atmoſphäre, in welcher die Zöglinge athmen, richten mehr aus, als Carcer, Verweiſe und beißende Polterreden. Iſt es ein Wunder, wenn die verweltlichten Gymnaſien, obgleich ſie die Jünglinge allergrößten Theils im Stande der Unſchuld empfangen, der Tugend deſto verderblicher werden, in je höhere Klaſſen die Zöglinge aufſteigen? Und während ſo wenig für das Eine Nothwendige geleiſtet wird, alſo folgerichtig Dornen und Diſteln im Weizenfelde überwuchern müſſen, klagt am Ende der amtliche Jahresbericht über das Unkraut der Genußſucht, der Trägheit, der Widerſetzlichkeit und der Vorwegnahme akademiſcher Freiheit bei den Schülern, welche doch nur das ſind, wozu ſie erzogen werden; und die Schuld am Unheile muß der Zeitgeiſt, das öffentliche Leben, wohl gar das elterliche Haus tragen, nur nicht der eigentlich Schuldige, nämlich der weltliche Geiſt des verſtaatlichten Gymnaſiums.

Digitized by Google

Endlich fordert man vom Lehrer guten Unterricht und gesunde Lehre.

Wir wissen nun recht wohl, was man den Ordensleuten heutzutage oft vorwirft: sie seien in der Philologie und sonstigen Wissenschaften hinter der Zeit zurückgeblieben. Aber warum fürchtet man denn ihre Concurrenz?[1] Warum hegen die Eltern, die Meistinteressirten, gerade zu ihnen das größte Vertrauen? Warum sind ihre Gymnasien in Belgien und Frankreich so zahlreich besucht und so blühend, daß nicht einmal die schauerliche Centralisation des modernen Staates ihnen die Stange halten kann? Warum muß man zu ihrer Vernichtung autokratische Verwaltungs-Maßregeln ergreifen und despotische Gesetze machen? Cardinal Guibert hat Recht, wenn er dem Senate schreibt: „Wie will man denn eine Schulgesetzgebung rechtfertigen, deren Tendenz es ist, die Geistlichkeit mit dem Interdicte zu belegen? Wenn es sich um den Profan-Unterricht handelt, wird man da jenen Männern, welche so lange die einzigen Hüter des Wissens waren, das Recht versagen, an der Pflege der Wissenschaften theilzunehmen? Und wenn es sich um den moralischen und religiösen Unterricht handelt, wird man da Jenen den Zutritt zur Schule versagen, welche die Kinder die Erkenntniß Gottes und ihrer Seele lehren? Man sucht vergebens nach Gründen, weßhalb der Priester von dieser Aufgabe ausgeschlossen sein soll."[2]

[1] „Der Gipfelpunkt der Ungerechtigkeit ist, daß man die Ordensmänner, welche [als Lehrer] die Achtung und Dankbarkeit der Nation verdienen, als unwürdig und unfähig hinstellt. Diese Männer sind in den Augen der Kirche musterhafte Bürger und ausgezeichnete Priester. Aber sie haben sich entschlossen, ein gemeinsames Leben zu führen, gemeinschaftlich zu beten und zu arbeiten; und das wirft man ihnen als ein Vergehen vor. Man sagt, ihr Verein sei nicht autorisirt. Das mag genügen, um ihnen keine Vorrechte einzuräumen, aber das kann nicht hinreichen, ihre Mitglieder außerhalb des Gesetzes zu stellen. Bürger vor dem Gesetze, Bürger vor der Gerechtigkeit, Bürger gegenüber allen bürgerlichen Pflichten, können sie stets, wie jeder Franzose, das Recht reclamiren, zum Jugendunterrichte fähig und würdig erachtet zu werden." Cardinal Guibert a. a. O.

[2] Auch der englische Protestant August Jessop läßt z. B. den Jesuitenschulen volle Gerechtigkeit widerfahren, da er in seinem Werke „One generation of a Norfolk house" (Norwich 1878. p. 69), der Frucht 15jähriger Forschungen, die Worte schreibt: „Während die protestantischen Schulen [auf dem Continent] zu hohem Ruhme gelangten, blieben die Jesuiten nicht zurück; auf dem Gebiete des Unterrichtes hat die Gesellschaft Jesu ihre herrlichsten Triumphe errungen. Wie gering die Zuneigung Lord Bacons zu dem Orden sein mochte, so hat er der Trefflichkeit seiner Schulen und Collegien dennoch ein ehrenvolles Zeugniß ausgestellt. Die Organisation dieser Seminarien übertraf Alles, was wir auf dieser Seite des Kanals besaßen. Ihre Disciplin bot mehr Schutz und Wachsamkeit, als alle unsere Institute."

Digitized by Google

Ja gerade priesterliche und ganz besonders religiöse Genossenschaften haben vor weltlichen Lehrern den großen Vorzug der Tradition in der Lehrmethode, eine unschätzbare Grundbedingung für gedeihlichen Unterricht. So lange sie den Gelehrtenschulen vorstanden, war ein Einbruch in die altbewährte Methode unmöglich, und hatte der Lehrerstand einen festen inneren Halt; sobald aber das Laien-Element die Überhand gewann, fing das Reformfieber der Sophisten an zu neuern. Die philologische Bildung hat keine Geschlossenheit mehr, sie ist nur ein Stück jenes akademischen Tausendfüßlers „philosophische Facultät", die selbst jeder organischen Geschlossenheit ermangelt, und in welche man alles Mögliche zusammenwirft, was bei den geschichtlichen Facultäten keinen Platz hat. Jeder noch so junge Lehramts-Candidat hat seine eigene unfehlbare Methode, von der ihn Niemand abbringt; jeder andere Lehrer folgt seiner eigenen „Erfahrung" und unterweist nach eigenen Heften, nach persönlicher Lehrart; den Schaden davon aber hat der Schüler und die Anstalt [1].

Während daher infolge dieser individualistischen Zerbröckelung jedem Meinen und jeder Laune ein Labyrinth von Pfaden zur Verfügung offen steht, sind die Ordensleute auf den einen historischen Weg, den die studirende Jugend seit Jahrhunderten wandelte, angewiesen; ein einziges Corps, wenn auch nach dem Alter in Klassen getheilt, geht die ganze Anstalt unter gleichartiger Führung voran; ein Abweichen von der gemeinsamen und überlieferten Bahn gilt als Fehler gegen den Gehorsam und als schnöder Eigenwille; und da Alle das Gleiche wollen, so können sie, selbst wenn sie als Einzelne schwach wären, doch unsäglich Größeres leisten, als die Stärksten, die nach entgegengesetzten Richtungen auseinandergehen. Daher spricht man billig und recht von der „traditionellen Meisterschaft" der Orden im Unterrichten und Erziehen. Man denke an die Gelehrtenschulen der Benedictiner, Jesuiten und Piaristen, deren Lehrart auf einer Erfahrung von Jahrhunderten und aus allen

[1] Dr. v. Buß schreibt (a. a. O. S. 112): „Weniger als in jeder anderen Facultät haben sich feste Schulen in der Philologie gebildet: daher keine Einheit der Ansichten und Handlungsweisen, keine Homogeneität der Erkenntniß, der Gesinnung, der Lehrart und der Wirksamkeit; daher das Schwanken der Methoden, der Wechsel der Lehrbücher, die Ungeeinigtheit in allen diesen Dingen unter den Lehrern derselben Anstalt; die häufige Vermissung des pädagogischen, nicht bloß wissenschaftlichen Geschicks; der Mangel der Harmonie zwischen der wissenschaftlichen und der religiösen Bildung."

Digitized by Google

Ländern beruht; man bedenke, daß der Erlöser und Lehrer der Menschheit Seine Apostel mit derselben Vollmacht, wie Er vom Vater gesandt war, zur Belehrung aller Völker ausschickte, daß der Priesterstand also sein Erziehungs- und Unterrichtsamt geradezu von der Gottheit hat, daß insbesondere die lehrenden Orden hierfür eine specielle Berufsgnade haben, — und dann sage man uns, welche Männer die berufensten Lehrer an Gelehrtenschulen seien, und was man vom Monopolisten „Staat" halten müsse, wenn er sich auch hierin gegen Gott und Seinen Christus erhebt.

Aber nicht bloß guten Unterricht, sondern noch viel mehr die gesunde Lehre des Offenbarungsglaubens muß der Lehrer den Schülern vermitteln, sowohl im Religions-Unterrichte, als auch bei Gelegenheit aller übrigen Fächer. Vor Allem kommt hiebei das Hauptfach des Lyceums, die Philosophie, in Betracht, die nie und nirgends mit der geoffenbarten Wahrheit in Widerspruch stehen darf und kann, da die natürliche wie die übernatürliche Wahrheit ihr Fundament in dem Einen Gott hat, der weder irren noch irreführen kann. Nun aber ist die Kirche in ihrem Klerus die gottbestellte Hüterin der Hinterlage des Glaubens; ferner ist die Philosophie so innig mit der Theologie verschwistert, daß auch von diesem Gesichtspunkte aus erst geistliche Genossenschaften die volle Bürgschaft bieten und vor Allen zum Unterrichte berufen sind.

II. Religiosen erleichtern den Schülern die Erfüllung der Standespflichten.

Da nach christlicher Lehre die Schule eine erweiterte Familie ist, in welcher der Lehrer Vaterstelle vertritt, so sind die Schüler ihm gegenüber ähnlich verpflichtet, wie gegen die Eltern, nämlich zu Ehrerbietung, Liebe und Gehorsam — drei Tugenden, die unter geistlicher und religiöser Leitung den Zöglingen wesentlich erleichtert werden.

Zu allem Edlen und Christlichen, was einen Laienlehrer zieren kann, kommt beim Priester noch die Weihe, beim Ordensmanne der von den Gläubigen hochverehrte Stand der Vollkommenheit hinzu. Der Knabe nun, welcher die Gelehrtenschule zagenden Fußes betritt und von Hause den kindlich frohen Glauben mitbringt, zollt aus innerstem Herzen dem priesterlichen Lehrer, dem pflichttreuen Religiosen die volle Ehrerbietung und wird in dieser Gesinnung während seines ganzen Studienlaufs erhalten, weil er kaum jemals etwas wahrnimmt, was ihm

Digitized by

Ärgerniß bereiten, alſo die innere Hochachtung vermindern könnte. „Daher," ſchreibt Buß (S. 108), „das unfehlbare Gefühl der Völker und zumal der chriſtlichen Völker, daß das Prieſterthum ganz vorzugsweiſe zur Erziehung der Jugend geeignet ſei. Und wirklich hat der Prieſter in dieſer Berufung einen unermeßlichen Vortheil über den Laien: dieſe Überlegenheit ſtammt von der natürlichen Hingebung an ſeinen Stand, von ſeiner Ablöſung von allen Banden der Welt und von der Auctorität ſeines geweihten Charakters." Der Schüler erkennt und ehrt in ihm den Stellvertreter Gottes, des gemeinſamen Vaters Aller, alſo auch den Stellvertreter der Eltern, den mit Kraft von oben Ausgerüſteten, welcher im Namen des göttlichen Kinderfreundes die Jugend um ſich ſammelt und ihr ſo ungetheilt und von Herzen wohl will. So iſt es kein Wunder, wenn die Schüler mit Vorliebe ihren geiſtlichen Lehrer ſogar zum Beichtvater wählen, mit anderen Worten: ihr ganzes Seelenleben in ſeine Hand legen. Wäre es daher nicht unverzeihliche Thorheit und Härte, dem Zöglinge dieſe werthvolle Erleichterung ſeiner Pflicht zu mißgönnen, und vielleicht durch feldwebelartige Strammheit von ihm wenigſtens äußerlich eine Hochachtung zu erzwingen, die nicht von Herzen kommt?

Aus der Hochachtung ergibt ſich von ſelbſt die Liebe zum Lehrer. Hierin aber ruht das Geheimniß der Erziehung. Wer immer Andere regieren will — und Erziehen iſt ein Regieren bis in's Kleinſte —, der muß von ihnen geachtet und geliebt ſein; wer jedoch geliebt ſein will, muß ſelbſt lieben. Si vis amari, ama. Den Ordensmann hindert nun nichts mehr auf Gottes weiter Erde, ſeine volle Zuneigung den Schülern zu weihen und für ihr Glück zu leben, ihre Studien zu leiten, ihre unſchuldigen Freuden in Feld und Wald zu theilen, ſogar bei ihren Spielen zugegen zu ſein, und ſo eine Zuneigung zu begründen, die oft bis zum Grabe währt. Wie oft kommt es vor, daß die Jünglinge in Penſionaten wohl gern in die Ferien gehen, aber in wenigen Tagen wieder nach ihrer Anſtalt zurückverlangen, weil „es dort ſchöner ſei"! Wie gern bleiben ſie auch nach Vollendung der Studien in brieflichem Verkehre mit den Ordensleuten, ihren früheren Lehrern! Bei ſolchem Familienverhältniſſe zwiſchen Lehrer und Schülern gewinnt die ſchöne Jugendzeit an Reiz, das Studium an Freudigkeit, die Charakterbildung an edler Offenheit und Liebenswürdigkeit. Wie aber will das verweltlichte Gymnaſium oder Lyceum dieſe Einbuße an geiſtigen Gütern erſetzen? Wer daher die Religioſen von jenen Anſtalten zurückſtößt, der zerſtört das Werk der Erziehung.

Digitized by Google

Am schwersten fällt ohne Zweifel dem erwachenden Selbstgefühle der Jugend die dritte Pflicht: der Gehorsam. Und doch „ist es dem Menschen gut, wenn er von seiner Jugend an das Joch getragen hat“ [1]. Es gibt nun einen doppelten Gehorsam: einen erzwungenen und einen freiwilligen. Der erstere beruht auf der Strenge und dem kalten: „Du mußt“, stammt von der Tyrannei oben und führt zur Knechtsgesinnung unten, wird nur zum Scheine geleistet und hat daher zu steten Begleiterinnen die widerlich-argwöhnische Aufsicht und die noch niederträchtigere Angeberei. Dagegen beruht der freiwillige Gehorsam auf religiösen Beweggründen und, soweit menschliche Motive mitunterlaufen, auf hochachtungsvoller Liebe zum Befehlenden; daß aber diese beiden Grundlagen am sichersten von Ordensleuten erzielt werden, haben wir bereits gesehen. — Übrigens bedarf die menschliche Schwachheit auch bei sonst guten Jünglingen einer Nachhilfe im Gehorsam, die in der Einheit und Auctorität des Lehrer-Collegiums besteht. Während nun geistliche Genossenschaften die lebendigste Einheit und Solidarität der Gesammt-Überzeugung und des Gesammt-Bekenntnisses unter dem einen Rector darstellen, klagen die Directoren der Laienschulen bekanntlich vielfach über Mangel an Einheit unter den Lehrern, über Individualisirung und Atomisirung derselben und daher über eine zerrissene Erziehung [2]. Hierdurch aber leidet die Auctorität des Lehrkörpers einen schmerzlichen Schaden. Wie soll da Gehorsam von den Schülern erwartet werden? Richtig schreibt ein Mitarbeiter der „Histor.-polit. Blätter“ (Bd. XIV. S. 56): „Wo ist noch Auctorität, außer bei der Kirche? Ohne Auctorität indessen ist keine Erziehung und kein Unterricht, insbesondere aber keine harmonische, einheitliche Führung der Unterrichts- und Erziehungsanstalten möglich. Und was ist Erziehung und Unterricht ohne Einheit der Führung? Fast jeder Lehrer in unseren öffentlichen Anstalten hat über Grund, Ziel und Mittel der Erziehung seine besonderen

[1] Klagel. 3, 27.

[2] Dieß ist übrigens die nothwendige Folge des protestantischen Princips, das leider in unsere deutschen Anstalten eingedrungen ist. Ganz aus dem Leben heraus schreibt v. Buß (S. 113): „Das Princip der katholischen Erziehung ist das Werk der Auctorität und strenger Zucht; das Princip der protestantischen Erziehung dagegen ist die Selbstentwicklung des Zöglings, also das Gehenlassen. ... Strenge Gedächtnißarbeit, häufige Wiederholungen, schriftliche und mündliche Übungen, Prüfungen, feste Lehrbücher, traditionelle Unterrichtsmethoden u. dgl. kennzeichnen das Wesen des katholischen Gymnasial-Unterrichtes; das Gegentheil liegt im Wesen des protestantischen.“ Und doch dieses krankhafte Hindrängen zu Simultan-Anstalten!

Digitized by

Anſichten mit der entſchiedenen Abſicht, ſie nach Kräften geltend zu machen. Keiner hat in der Regel von jenem Gehorſam, der ſelbſt die Einſicht einem höheren Ermeſſen unterzuordnen gebietet, auch nur die entfernteſte Vorſtellung."

Dieß iſt jedoch ganz anders bei Religioſen, die ſogar durch ein Gelübde zum Gehorſam verbunden ſind, alſo auch hier durch ihr Beiſpiel nach ſich reißen. Eine Regel leitet Alle, nach Einem Ziele ſtreben Alle; Einer ſteht an der Spitze, welcher durch Alle wirkt, Alle zum gleichen Körper vereinigt, Alle mit ſeiner Auctorität ſtützt und hält. In einer ſolchen Schule muß der Gehorſam auch den Zöglingen leicht werden. Wie ſchnell wäre das Fieber der Weltempörung geheilt, wenn man nur Vernunft annehmen wollte! Aber die Kirche gilt als Feindin!

Wer ein Herz für die Jugend und für die geſellſchaftliche Wohlfahrt hat, wird zugeben, daß die Gelehrtenſchule unter der Leitung von Ordensleuten eine Quelle des Segens wird. Was wir von den Lehrern verlangen: Kenntniſſe, Übung, traditionelle Methode, Charitas, Aufopferung und Auctorität, das treffen wir am reichlichſten bei Religioſen; und was wir den Studirenden wünſchen: die Bildung der Erkenntniß, des Geſchmacks und des Willens, gründliche Schulung und feſte Tugend, das erhalten ſie am ſicherſten unter geiſtlicher Leitung. Sogar die widerchriſtlichen Parteien können ſich dieſer Wahrheit nur mit Mühe verſchließen, was man aus ihren thörichten Ausreden abnehmen kann. Was ſoll man ſagen, wenn einmal ein franzöſiſcher Schwätzer in der Deputirtenkammer den pyramidalen Satz aufſtellte: „Laien müſſen durch Laien erzogen werden"? Wer hat denn die Laien bis in die neuere Zeit vorherrſchend erzogen? Angehörige des kirchlichen Standes, deſſen Erziehungsberuf von Chriſtus ſelbſt herrührt. Zu wem haben die Eltern heute noch das meiſte Vertrauen, ja deſto größeres, je weiter der geſellſchaftliche Abfall vom Chriſtenthum um ſich frißt? Zu den lehrenden Orden. Und ſchicken nicht ſogar liberale Väter in Frankreich und Belgien ihre Söhne am liebſten gerade in Ordens-Collegien?

In der Verlegenheit um Gründe, die Ausſchließung des geiſtlichen Standes vom Schulweſen zu beſchönigen, hat man ſich insbeſondere in Deutſchland hinter die „nationale Erziehung" geflüchtet und die dreiſte Behauptung aufgeſtellt, zu dieſem Zwecke ſeien Lehrer aus dem Laienſtande die einzig zuverläſſigen, weil abhängigſten. Als ob erſt eine zahlreich beſetzte Kinderſtube den Schulmeiſter zum Patrioten mache! Im Gegentheile beruht die echte Vaterlandsliebe auf der Religion, auf dem

Digitized by Google

vierten Gebote Gottes und jenem der Nächstenliebe im Neuen Bunde; sie wird also durch die religiöse, nicht durch eine verweltlichte Erziehung verbürgt, wie sie überhaupt mit dem religiösen Glauben in gleichem Verhältnisse zu- und abnimmt, und der naturalistische Materialismus bloß Selbstsüchtige schafft.

Doch hören wir über dieses oft mißbrauchte Schlagwort einen Protestanten, welcher gewiß klerikaler Gesinnung sehr fernstand, den ehemaligen Heidelberger Professor der Rechte, Zachariä, der treffend sagt[1]: „Eine politische oder eine Nationalerziehung ist eine Volkserziehung, welche, so wie sie allein das Werk des Staates ist, so auch allein das Interesse des Staates, das eines bestimmten Staates, bezweckt.“ . . . „Sie schließt jede andere planmäßige Erziehung, sowohl die elterliche als die kirchliche Erziehung aus. Der Zweck der Nationalerziehung kann nur der Vortheil eines bestimmten, in der Erfahrung gegebenen Staates sein.“ Sodann bestreitet Zachariä die Rechtmäßigkeit einer derartigen Erziehung mit dem unumstößlichen Grundsatz: „Durch den allen Staaten gemeinschaftlichen Zweck läßt sich die rechtliche Zulässigkeit oder Nothwendigkeit einer Nationalerziehung nicht begründen. Denn zufolge dieses Zweckes sind die Menschen nicht des Staates wegen, sondern ist der Staat der Menschen wegen da, aus welchen er besteht.“ Ferner sei eine Erziehung ohne Religion unmöglich, demnach verlange eine Nationalerziehung auch eine Nationalreligion, die es nicht gebe und die, wenn man sie staatlicherseits machen wollte, erst recht nichts und ohne Einfluß wäre. Schließlich deutet er die Lächerlichkeit des ganzen Gedankens an. Und in der That, was Anderes könnte man thun, als lächeln über eine königlich preußische, königlich bayerische oder großherzoglich badische Nationalerziehung?

Noch möge es uns gestattet sein, einige nebensächliche, wenngleich nicht unwichtige Gründe für unseren Satz anzuführen. Für's Erste dürfte der Geldpunkt in der Zeit der schauerlich großen Budgets schwer in's Gewicht fallen. Religiosen sind, wie schon Friedrich II. von Preußen über seine schlesischen „Loyoliten“ bemerkte, die wohlfeilsten Professoren, die kaum ein Drittel von der Besoldung eines Laien für ihren einfachen Lebensunterhalt erfordern, und die im Falle vorgerückten Alters auch keine Pension erwarten. Sodann bieten religiöse Orden den großen

[1] „Vierzig Bücher vom Staate“, Umarbeitung. Heidelberg 1842. Bd. VI. S. 105 ff.

Digitized by Google

Vortheil eines raſchen und koſtenloſen Perſonenwechſels, ſobald der eine oder andere Lehrer wegen geiſtiger oder leiblicher Gebrechen minder fähig erſcheinen ſollte, während der Staat die einmal angeſtellten Laien, auch wenn ſich erheblichere Bedenken gegen ſie herausſtellen ſollten, eben Jahre lang mitſchleppen oder penſioniren muß. Und erſt welche Vereinfachung der amtlichen Schreibereien ergibt ſich durch Beſtellung von Religioſen an den Gelehrtenſchulen! Der weltliche Director muß ſich bei jedem perſönlichen Zerwürfniſſe, bei etwaigen Unordnungen oder bei Widerſetzlichkeit eines Lehrers und in vielen anderen Fällen an die vorgeſetzte Behörde wenden, während ſolche Dinge bei religiöſen Genoſſenſchaften größerentheils gar nicht vorkommen, oder, wenn ſie je zu Tage treten, vom Oberen im Wege des Gehorſams augenblicklich geregelt werden können.

Wenn aber Jemand ein uneigennütziges Intereſſe am Wohlergehen der Gelehrtenſchule hat, ſo ſind es die Biſchöfe. Dieſe nun haben auch noch in der neueren Zeit auf Provincial-Concilien die Übergabe von Gymnaſien an religiöſe Orden eifrigſt befürwortet[1]. Wir wollen bloß an das in Colocſa 1863 gehaltene Concil ausdrücklich erinnern, beſonders auch darum, weil es die bisher von uns entwickelten Gründe in bündigſter Kürze zuſammenfaßt[2].

---

[1] Da wir das Detail hier unmöglich anführen können, verweiſen wir auf die Collectio Lacensis und die jedem Bande beigegebenen Indices.

[2] In demſelben (tit. VI. cap. 6) lieſt man: „Optat autem majorem in modum haec Synodus, ut institutio in gymnasiis quantum possibile plurimis familiarum religiosarum membris committatur, quae sub evictione ac vadimonio ordinis sui sacri, auctoritate et missione ecclesiastica gaudentis, juventutem erudiant, speciatim vero in gymnasiis Societatis Jesu omnis institutio fiat ex proprii ordinis more institutoque. Enimvero sodales S. J., ut verbis Smi P. N. Pii IX. prosequamur, nihil potius, nihil antiquius habere dignoscuntur, quam singulari cura, studio, industria, consilio, labore et majorem Dei gloriam ubique promovere, et sempiternam hominum salutem procurare, et sanam tueri ac propagare doctrinam, et juventutem pietate ac literis imbuere cum maximo christianae et civilis reipublicae bono, ornamento atque praesidio. Cum vero Synodus persuasum habeat, religiosos ordines vi suae quoque obligationis hisce per Synodum enuntiatae ad publicam evidentiam curaturos esse, ut sui professores ea scientia et in docendo dexteritate polleant, qua alii in publico status examine approbati sunt praediti, conveniens fore censet, et etiam desiderat Synodus, ut cuncti ordinum religiosorum professores a simili approbatorio examine, quod alioquin cum disciplina eorum religiosa aegre conciliari potest, eo cum effectu dispensentur, quo gymnasia ipsorum juris publici fiant, et data ab illis maturitatis testimonia ubique locorum vigeant“ (Coll. Lac. V, 703).

Digitized by Google

Dieses letztgenannte Provincial-Concil enthält noch einen Beisatz, den wir besprechen müssen. Er lautet: „Da die Synode überzeugt ist, daß die religiösen Orden schon kraft ihrer Standespflichten dafür Sorge tragen werden, daß die von ihnen zu bestellenden Lehrer jene theoretische und praktische Lehrbildung besitzen, die sonst erst durch eine Staatsprüfung ermittelt wird, so hält sie für zweckmäßig, ja sie verlangt, daß alle von den Orden bestellten Lehrer von einer derartigen Staatsprüfung, die ohnehin mit der religiösen Disciplin schwer vereinbar wäre, befreit werden mit der rechtlichen Wirkung, daß ihre Gymnasien als öffentliche und die von ihnen ausgestellten Maturitäts-Zeugnisse überall als giltige anerkannt werden."

„Also ein Privilegium für die Religiosen, während die Weltleute eine hochnothpeinliche Staatsprüfung machen müssen!" So wirft man mitunter ein. Wir bitten jedoch, erst zu denken und dann zu urtheilen.

Erstens ist die Befreiung der Religiosen vom Staatsexamen durchaus kein Privilegium. Denn der lehrende Orden ist als solcher lehrberechtigt durch den Ausspruch der Kirche, der päpstlichen und bischöflichen Auctorität; daß aber die Kirche hundertmal mehr als der Staat berechtigt ist, im Schulwesen mitzusprechen, ist ein Postulat des Naturrechtes und der Geschichte. Warum prüft nun der Staat die Lehramts-Candidaten? Weil er sie nicht kennt, insbesondere nicht weiß, ob sie die nöthigen Naturanlagen haben, ob sie ihre Vorbereitungszeit gewissenhaft zum Studium oder minder gewissenhaft zum akademischen „Leben" benützten. Dieß aber ist ganz anders in einem lehrenden Orden, dessen jüngere und ältere Mitglieder durchaus keine Sprünge machen können, sondern unausgesetzt der Vorbereitung zum Lehramte durch unaufhörliches Studium und durch praktische Übungen obliegen müssen, die endlich im Gewissen und durch ihren religiösen Beruf darauf angewiesen sind, keine Minute zu ihrer Ausbildung unbenützt verstreichen zu lassen. Außerdem hat jeder lehrende Orden seine durch Jahrhunderte bewährte Lehrart, bietet also größere Sicherheit für Lehrgeschick, als der Mutterwitz eines auf sich selbst angewiesenen Studirenden der Philologie. Wenn daher der Staat, ein Bischof, eine Kirchengemeinde oder eine Anzahl von Familienvätern ein Gymnasium oder Lyceum einer religiösen Genossenschaft übergibt, so übernimmt diese letztere zugleich die Bürgschaft für tüchtige Lehrer; da ist nicht das Verhältniß der Allgemeinheit zu einem sonst unbekannten Individuum, sondern das zu einer Körper-

Digitized by Google

schaft. Ist eine corporative Garantie nicht ein überreicher Ersatz für eine Staatsprüfung? Ist doch der Religios durch Studien, halbjährige und Jahresprüfungen, durch wissenschaftliche Arbeiten und täglichen Umgang seinen Oberen ganz und gar bekannt, in Beziehung auf Wissen und Können bis auf's Gramm berechenbar! Besteht er also nicht in der That eine fortwährende Prüfung, und liegt nicht der geistlichen Körperschaft Alles an gewissenhafter Erfüllung ihrer Pflichten, an Erhaltung ihres guten Rufes und des Vertrauens der Eltern? Sollte aber je ein angehender Lehrer den Erwartungen des Ordens nicht entsprechen, so ist rasch — oft in wenigen Stunden! — Wandel geschafft.

Zweitens wäre die Nicht-Befreiung der Religiosen von der Staatsprüfung ein ungerechter Druck und ein privilegium onerosum. Denn sie müßten in solchem Falle ein Doppel-Examen bestehen, das strenge im Orden und das nicht leichtere vor einer Staatsbehörde, obgleich das letztere für sie bei Weitem nicht die angenehmen Folgen hätte, wie für weltliche Candidaten. Nämlich als Religiosen sind sie weder zum Bezuge des gesetzlichen Gehaltes berechtigt, noch pensionsfähig, ja nicht einmal fest angestellt, sondern auf einen Wink ihrer Oberen versetzbar und entsetzbar. Ja in der Prüfung selbst wären sie im augenfälligsten Nachtheile. Man denke sich einen Candidaten, z. B. im Jesuitenkleide, vor einer liberalen und protestantischen Prüfungscommission, deren Mitglieder „Menschen" sind und bleiben: würde er nicht eine Rolle spielen, wie etwa ein königlicher Leibgardist in einer Bassermann'schen Volksversammlung? Was hätte er zu erwarten?[1] Wenn je, so gilt hier der Satz: Duo si faciunt idem, non est idem. — Doch wozu viele Worte in einer Sache, bei welcher weniger Vernunft und Recht, als bureaukratische Engherzigkeit und Böswilligkeit in Anschlag kommen? Das Beamtenthum ist des Volkes wegen da, nicht das Volk um der Beamten willen.

Wer aber das bürgerliche und ewige Glück der Menschheit zum Ziele seines Strebens macht, der wird mit uns die Übergabe von Gelehrtenschulen an religiöse Orden befürworten, weil dann für Unterricht und Erziehung gleich gut gesorgt ist. Wir müssen wieder festgegliederte, vom nämlichen Geiste getragene, unter Einem Haupte stehende Lehrkörper

[1] Wir könnten Fälle anführen, wie Lehrschwestern in der Lehrerinnen-Prüfung aus der Zoologie geradezu über unfläthige Dinge befragt wurden.

Digitized by Google

haben, denen das Eine Nothwendige der Mittelpunkt ist, um welchen sich die schönen Künste und die Erziehung gruppiren; Männer aus Einem Gusse, die insgesammt unter der Einen Regel stehen und nach dem Einen Ziele streben. Dann können wir wieder Heil erwarten für die Kirche und die Staaten, dann wieder jene feste Gesellschafts-Ordnung, wie in den fast siebenzehn Jahrhunderten, in welchen unsere Väter fast ausschließlich von Priestern oder Religiosen erzogen wurden. Der Kirche, der großen Völkerlehrerin, ihrem Welt- und Ordensklerus gebührt ersten Ortes die Schule, wie die Offenbarung und die Geschichte beweisen. Unrecht kann nicht verjähren, und Gewaltherrschaft dauert — dem Himmel sei Dank! — nicht ewig.

M. Pachtler S. J.

Achtjähriger Schulzwang.

Während der liberalen Ära ist der achtjährige Schulzwang in Deutschland und Österreich eingeführt oder doch wenigstens strenge durchgeführt worden. Es hat sich in Österreich und Bayern von katholisch-conservativer Seite eine mächtige Reaction dagegen erhoben. In Tirol ersuchte der Klerus in einer Bittschrift vom 21. März 1878 die Regierung, sie möge „allen Ernstes dahin wirken, daß die achtjährige Schulpflicht für Kinder, namentlich auf dem Lande, beseitigt werde, weil dieselbe ohne große Schädigung der Bevölkerung nicht durchführbar ist, und weil gerade dadurch das Institut der Schule unpopulär wird". Man verlangte indeß nicht die Aufhebung aller Schulpflicht, sondern nur die Reducirung ihrer langen Dauer.

Es handelt sich hierbei also nicht um die Frage, ob überhaupt der Schulzwang statthaft sei[1], sondern ob es sich rechtfertigen lasse, daß derselbe auf acht Jahre, bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres ausgedehnt werde.

Früher galt es, wenn nicht allgemein, doch wohl in den meisten

---

[1] Betreffs dieses Punktes machen wir unsere Leser auf die Artikel des P. L. von Hammerstein (siehe diese Zeitschrift, 1872, Bd. II. S. 50 ff., 149 ff., 416 ff.) aufmerksam.

Digitized by Google

Gegenden Preußens als Regel[1], daß der Pfarrer die Kinder bei der ersten Communion aus der Schule entließ; dieses geschah bei den Katholiken, wenn die Kinder zwölf oder dreizehn Jahre alt waren. Man sah dabei vor Allem auf die Kenntnisse in der Christenlehre, dann aber auch auf gutes Lesen, Schreiben, Rechnen. Später dehnte man die pflichtmäßige Schulzeit bis zum vollendeten 14. Lebensjahre aus, und mit der Verlängerung der Schulzeit steckte man auch dem Schulunterricht ein höheres Ziel. Zu den oben bezeichneten Elementargegenständen kamen Declamiren, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde. Ähnliches geschah in Österreich während der neuen Schul-Ära. Wir fragen nun: Läßt sich eine solche Verlängerung des Schulzwanges rechtfertigen?

Ein heikles Thema! Wer gegen diese Verlängerung spricht, muß gewärtigen, als Volksverdummer, Dunkelmann, Bildungsfeind verschrieen zu werden. Doch die Liberalen haben uns mit solchen Schimpfereien so oft überschüttet, daß wir dagegen völlig abgestumpft sind. A consuetis non fit passio. Untersuchen wir darum mit aller Ruhe die wichtige Angelegenheit.

Hierbei läßt sich vorab gar nicht läugnen, daß manche Gründe für die Verlängerung des Schulzwanges sprechen. Was damit direct bezweckt wird, die Aneignung der nicht nur nothwendigen, sondern auch nützlichen Elementarkenntnisse, ist allerdings ein schätzenswerthes Gut; insbesondere schlagen wir es hoch an, daß die Kinder in dieser langen Schulzeit eine tüchtige Kenntniß der Christenlehre erwerben können. Andere werden es mehr achten, daß man so ihnen „nationale Gesinnung" tiefer einzupflanzen vermöge. Für Gegenden mit Fabrikbevölkerung kommt noch der Umstand hinzu, daß dieser lange Schulbesuch den Mißbrauch der Kinderarbeit verhindert. Immerhin Vortheile! Aber werden sie nicht durch größere Nachtheile überwogen oder gar durch eine Rechtsverletzung erkauft? Zuerst ist letzterer Punkt zu prüfen; denn wenn derselbe statthat, so kann man in keinem Falle die Verlängerung

[1] Für den größten Theil der Rheinprovinz gilt als Gesetz die Bestimmung der Cabinetsordre vom 14. Mai 1855, daß jedes Kind die Schule so lange besuchen müsse, „bis es nach dem Befunde des Seelsorgers die für seinen Stand nothwendigen Kenntnisse erworben habe". Das königliche Obertribunal hat in seinen Erkenntnissen vom 5. December 1867, 13. Februar 1868 und 18. Juni 1868 dahin entschieden, daß jene Cabinetsordre trotz aller gegentheiligen Ministerial-Rescripte maßgebend sei. Hoffentlich werden wir bald Gelegenheit haben, in unserer Zeitschrift auf dieses Gesetz zurückzukommen.

Digitized by Google

des Schulzwanges rechtfertigen, mögen die Vortheile auch noch so groß sein. Auch für einen unendlich großen Nutzen darf man nicht das geringste Recht verletzen.

Der Schulzwang enthält offenbar eine Einmischung des Staates in die Ausübung des elterlichen Erziehungsrechtes. Denn was man auch über den höheren Unterricht sagen mag, das ist wenigstens unzweifelhaft, daß die Elementarschule ein Mittel der Erziehung ist, daß sie mächtig auf die Erziehung einwirkt und einwirken soll. Wenn der Staat also den Schulzwang ausübt, bestimmt er die Eltern, auch gegen ihren Willen, die Erziehung in dieser bestimmten Weise vorzunehmen. Von der anderen Seite ist das Erziehungsrecht der Eltern ebenso unzweifelhaft. Kein Geschöpf wird hilfloser als der Mensch geboren; angewiesen ist er ganz und gar auf die Hilfe Anderer, die ihn großziehen müssen. Da schuf der Urheber der Natur in den Herzen der Eltern eine unvertilgbare Liebe zu ihren Kindern, daß sie sich derselben mit der größten Sorgfalt annehmen möchten, und drückte zugleich ihrem Herzen das heiligste Gesetz ein, dieselben zu nähren und zu erziehen, so wie er auch den Herzen der Kinder eine entsprechende Liebe und Pflicht einprägte. Die Eltern besitzen aber, wenn sie die heiligste Pflicht haben, die Kinder zu erziehen, so auch das heiligste, unverletzlichste Recht zur Erziehung. Wie kann sich also der Staat durch den Schulzwang in die Ausübung dieses Rechtes hineinmischen?

Zur Rechtfertigung einer solchen Einmischung hat man einen doppelten Weg eingeschlagen. Die katholischen Conservativen, welche den Schulzwang vertheidigen, läugnen gemeiniglich, daß dem Staate ein directes Erziehungsrecht zustehe; sie behaupten indeß, daß er durch den Schulzwang die wehrlosen Kinder gegen die Pflichtvergessenheit gottloser Eltern, welche dieselben ohne die nothwendigsten Kenntnisse aufwachsen lassen, schützen müsse. Der Pflicht der Eltern entspräche ein Recht der Kinder auf Erziehung und Aneignung der nothwendigsten Kenntnisse; dafür, daß dieses Recht nicht verletzt werde, müsse der Staat durch den Schulzwang sorgen. Andere nehmen hingegen geradezu ein directes Recht des Staates auf Erziehung der Jugend an. Wenn demselben ein solches Recht zusteht, so kann er allerdings eine bestimmte Weise der Erziehung vorschreiben und zum Besuche der Schule zwingen, wie die Eltern kraft ihres Erziehungsrechtes den Schulbesuch befehlen können. Auf diese beiden Weisen der Rechtfertigung des Schulzwanges lassen sich alle anderen leicht zurückführen.

Digitized by

Es ist nun klar, daß die erste Beweisführung gar nicht auf die Verlängerung des Schulzwanges paßt. Denn zur Erlangung jener nothwendigen Kenntnisse werden keine vollen acht Schuljahre gefordert. Es ist mithin keine Rechtsverletzung, wenn Eltern Kinder, die in geringerer Zeit Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen genügend erlernt haben, nicht weiter mehr in diesen Fächern und in Erdkunde, Naturkunde, Geschichte unterrichten lassen. Machen wir die Sache durch Beispiele klar: Ein Vater will seinen dreizehnjährigen Sohn in die Lehre bei einem braven Meister schicken, damit derselbe auch gründlich das erlerne, was ihn sammt Familie das ganze Leben hindurch ernähren soll; in den Elementarfächern ist der Knabe genügend ausgebildet; er wird also aus der Elementarschule genommen, zumal da er in der Sonntags- oder Abendschule seine Kenntnisse noch erweitern kann. Wer will nun behaupten, ein solcher Vater versündige sich bei der Erziehung seines Kindes in so grober Weise, daß die Staatsgewalt es mit schweren Strafen ahnden müsse? — Eine arme Familie, die nur mit Mühe ihre Kinder ernährt — und wie zahllos sind solche nicht heutzutage! — schickt ihre des Lesens und Schreibens kundige dreizehnjährige Tochter in einen leichten Dienst, oder läßt sie leichte Arbeiten zu Haus verrichten, weil sie für ihren Stand als Magd eine genügende Schulbildung hat und darin mit Geographie und Geschichte nichts anzufangen weiß. Wer möchte nun diese darbende Familie einer so schweren Vernachlässigung der heiligsten Elternpflicht, der Kindererziehung, beschuldigen, daß der Staat dagegen einschreiten müßte? Wer möchte behaupten, dieselbe sei durch das natürliche Pflichtgebot gehalten, die große Summe, welche der Unterhalt des Mädchens ein Jahr oder zwei Jahre hindurch kostet, sich und den andern Kindern abzuzwacken, damit jenes die Reihenfolge der brandenburgischen Kurfürsten, die Lage Japans, die Klassen der Säugethiere erlerne? Wir könnten dergleichen Beispiele, die aus dem tagtäglichen Leben genommen sind, nach Belieben vermehren. Aber es ist nicht nothwendig; es ist zu offenbar, daß jene erste Rechtfertigung des Schulzwanges (der Schutz der Kinder gegen grobe Nachlässigkeit der Eltern) nicht die Verlängerung der Schulpflicht auf acht Jahre rechtfertige.

Es bleibt also nach dem oben Gesagten nur übrig, die lange Schulpflicht durch ein directes Recht des Staates auf Erziehung der Kinder zu vertheidigen. Aber auch das beweist dieselbe bloß in dem Falle, daß dem Staate das erste eigentliche Recht und den Eltern nur ein secundäres Recht auf Erziehung zukommt. Denn jener könnte sein Erziehungsrecht

Digitized by Google

auch gegen den Willen der Familienväter, ja auch, wie wir gesehen und später noch weiter sehen werden, gegen die vernünftigsten Gründe derselben geltend machen. Und die Zahl solcher Eltern, gegen deren Willen der Staat die großen Kinder in die Schule preßt, ist nicht gering; denn diejenigen, welche ihre Kinder bis zum 14. Jahre in die Elementarschule schicken, gehören den ärmeren Klassen an, weil die Vermögenderen die ihrigen in diesem Alter auf die Mittelschulen thun; wir dürfen aber wohl sagen, daß die immense Majorität der ärmeren Bevölkerung, besonders auf dem Lande, der langen Ausdehnung der Schulpflicht entschieden abhold ist, wie der Klerus Tirols in der obenerwähnten Bittschrift sagt. Zudem sind diese ärmeren Klassen nicht im Stande, ihren Kindern Privatunterricht zu verschaffen; sie sind darum gezwungen, dieselben in die öffentlichen Schulen zu senden, wo Alles ohne sie von oben herab regulirt und bestimmt ist: Lehrer, Methode, Schulbücher, Zeit, Disciplin; sie müssen ihre Kinder dahin schicken, auch wenn der Lehrer keine kirchliche Vollmacht für den Religionsunterricht hat und ihrem elterlichen Gewissen keine genügende Garantie einer sittlich-religiösen Erziehung bietet[1]. Der Staat will die Kinder so erzogen haben, und die Eltern müssen es geschehen lassen, mögen sie wollen oder nicht. So wird bei der Verlängerung des Schulzwanges das Erziehungsrecht ungezählter Familienväter wider ihren Willen, gegen die Gründe ihrer Vernunft vom directen Erziehungsrecht des Staates vergewaltigt. Und nun frage ich: Wodurch unterscheidet sich eine solche Vergewaltigung von der socialistischen Theorie, welche gleichfalls die staatliche Erziehung auf Kosten der Familienerziehung erhebt? „Die Kinder gehören dem Staate, bevor sie den Eltern gehören"; mit diesen Worten begründete Danton am 21. Frimaire an II im Convent die radicale „Nationalerziehung", welche sodann die Versammlung unter Führung Robespierre's anordnete; derselbe Grundsatz liegt aber auch der Vergewaltigung der elterlichen Erziehung durch den Staat zu Grunde, wie sie in der Verlängerung des Schulzwanges zum Vorschein kommt; denn hierbei geht offenbar der Staatswille vor dem Willen der Eltern. Mit Recht bemerkt darum Schäffle vom socialistischen Staate: „Viel mehr als Schul-

[1] Die Gründe, warum so manche Eltern ihre Kinder nur mit großer Gewissensangst in gewisse Schulen schicken, sind in den beiden vortrefflichen Schriften: Osthoff, Die liberalen Lehrer der modernen Schulen nach ihrem eigenen Bekenntniß (Frankfurt 1880), und Friedlieb, Streiflichter auf die moderne Schule (Donauwörth) genugsam entwickelt.

Digitized by

zwang im heutigen Ausmaß wäre wenigstens nicht nothwendig."[1] Noch weiter geht Guizot; Schulpflicht ohne Unterrichtsfreiheit nennt er geradezu eine Tyrannei des „socialistischen" Staates. Auch die bekannten Worte Dahlmanns passen hierhin. Er sagt nämlich in seiner „Politik" (S. 293): „Kein Staat hat je, ohne Schaden am besten Theile seines Volkes zu nehmen, sich die Kinder zugeeignet, um sie nach seinem Gefallen zu bilden, für Staatszwecke ohne Rücksicht auf die Selbstbestimmung durch Anlage und Wahl; uns aber verbietet vollends bessere Einsicht die Seelenverkäuferei an den Staat." Durch die Verlängerung des Schulzwanges preßt ja der Staat die Kinder gegen die Einsicht und den Willen der meisten Eltern in die öffentlichen Schulen, nicht um die Kinder gegen das Pflichtversäumniß der Eltern zu schützen, sondern um sie nach seinem Gefallen zu bilden. Diese socialistische Auslieferung der Kinder an den Staat zum Zwecke ihrer Erziehung ist in einer Hinsicht ungleich schlimmer, als die socialistische Verstaatlichung der Arbeitsmittel, weil der Werth der Kinder und ihrer unsterblichen Seelen unendlich höher steht, denn Geld und Gut, und weil das unmittelbar von der Natur selbst verliehene Recht der Eltern auf Erziehung, sowie ihre demselben entsprechende Pflicht heilig und unveräußerlich ist, während der Mensch aus freien Stücken dem Besitze und Eigenthum entsagen kann. Wenn aber die Verlängerung der Schulpflicht ein socialistischer Eingriff in das heiligste aller natürlichen Rechte ist, so erscheint die Frage ganz irrelevant, ob diese Ausdehnung des Schulzwanges Vortheil bringe oder nicht. Dennoch wollen wir beides untersuchen. Zuerst also ein Wort über die oben angedeuteten Vortheile.

Zur richtigen Schätzung des aus der verlängerten Schulpflicht hervorgehenden Nutzens ist es durchaus nothwendig, ein Vorurtheil abzulegen, das uns verschulmeisterten Deutschen von Kindheit an innewohnt, daß nämlich alle Bildung in der Schule erworben werden muß. Nichts kann falscher sein, besonders in Bezug auf die Elementarschule. Diese kann ihrer Natur nach nur die allernothwendigsten Vorbedingungen bieten, damit das weitere Leben die Bildung vollende. So soll die Kenntniß der Grundlehren der Religion später durch Anhören von Predigt und Christenlehre und durch Lectüre vervollkommnet werden. Wer das vernachlässigt, wird auch den in der Schule gelernten Katechismus bald verlernen; wer sich dessen befleißigt, dem genügen auch die durch einen

[1] Quintessenz des Socialismus, S. 60.

Digitized by Google

kürzeren Schulbesuch erworbenen Kenntnisse. Ähnlich verhält es sich mit den Elementen der Geschichte, Erd- und Naturkunde. Einige Kenntniß derselben eigneten sich die Kinder früher durch gute Lesebücher an, was auch jetzt noch geschehen kann. Wer Interesse hat, mehr hiervon zu erfahren, kann leicht sich solche Kenntnisse durch das Lesen der unzähligen hierauf bezüglichen populären Schriften und Zeitungsartikel oder auch durch etwaigen Besuch einer Sonntags- oder Abendschule verschaffen. Wer kein Interesse daran hat, dem wird sicher die Elementarschule nicht helfen, oder er wird, wenn sie ihm zu einigen dürftigen Kenntnissen verholfen hat, dieselben ebenso bald wieder verlieren.

Noch mehr findet Alles das auf die Einpflanzung nationaler Gesinnung seine Anwendung. Sticht die Verhimmelung Preußens in der Schule gewaltig gegen die rauhe Wirklichkeit mit ihren Steuern, Plackereien, Culturkampfsscenen, Militärgeschichten ab, kommt das Kind aus der Schule in eine dem Staate feindselige Atmosphäre, so hilft der lange Schulbesuch nichts für Aneignung nationaler Gesinnung. Wird aber im Leben und durch Verkehr und Unterhaltung alles Gute bekräftigt, was man in der Schule vom preußischen Vaterland gehört, dann reicht auch ein kurzer Schulbesuch für jenen Zweck aus. Was nun endlich die Kinderarbeit betrifft, so schadet eine mäßige Arbeit für dreizehnjährige Knaben und Mädchen, besonders wenn sie im Freien geschieht und mit Bewegung verknüpft ist, weit weniger der Gesundheit, als das beständige Sitzen im Schulzimmer. Gegen das übermäßige Arbeiten der Kinder in Fabriken muß der Staat seine Gesetze machen. So wird der Nutzen der langen Schulpflicht durch das Leben im günstigen Fall ersetzt, im ungünstigen vernichtet; dagegen ist ihr Nachtheil in pädagogischer, sanitärer, moralischer und wirthschaftlicher Beziehung ein so enormer, daß man sie schon deßhalb allein abschaffen müßte, auch wenn sie keine Verletzung der heiligsten Elternrechte in sich schlösse.

Das Pensum der alten Elementarschule läßt sich bequem in kürzerer Zeit erlernen; dafür war eine Verlängerung der Schulpflicht nicht nothwendig, und deßhalb geht mit dieser Verlängerung gewöhnlich die Vervielfältigung der Fächer Hand in Hand. Je mehr Fächer aber, um so größere Überbürdung mit Schularbeiten, damit all' diese Fächer von den Kindern erfaßt und erlernt werden. Wenn aber diese Vervielfältigung der Fächer und Arbeiten, wie allgemein von Ärzten (zuletzt noch in den Versammlungen von Eisenach, im August d. J., und von Düsseldorf, 7. October) zugegeben wird, einen unheilvollen Einfluß auf die Gesundheit

Digitized by

der reiferen Jugend ausübt, wie viel mehr ist das nicht für das zarte Kindesalter der Fall! Ja, meistens ist sie deßhalb so schlimm für Gymnasiasten, weil sie schon bei ihnen von der frühesten Kindheit begonnen hat[1].

Mit Berufung auf Flugschriften norddeutscher Ärzte und die in der vierten Versammlung des deutschen Vereins für Gesundheitspflege gehaltenen Reden schreiben die „Histor.-polit. Blätter“[2]: „Dieses Vollpfropfen derselben [der Kinder] mit materiellem Wissen; dieses Schulbankhocken von täglich fünf bis sechs Stunden durch volle sieben Jahre; diese geistige Nothzucht durch Überhäufung mit Hausaufgaben; diese echt bureaukratisch-kleinlich-pedantische Keilerei, von den oberen Schulbehörden angefangen bis zum Kinde, die das Volksschulwesen in das Prokrustesbett einer schablonenmäßigen Allesregiererei hineinzwängt: all das wirkt trotz des facultativen wie obligatorischen Turnens mit, daß aller Orten diese sieben-, neun-, zehn- und zwölfjährigen Kinder schon mit Verdauungsbeschwerden zu kämpfen haben, daß Unregelmäßigkeiten des Blutkreislaufes, entsetzliche Zunahme der Kurzsichtigkeit wie des Kinderwahnsinnes sich einstellen. Die moderne Schule wirkt treulich mit, einen großen Theil vorab unserer städtischen Knabenwelt mit Hypochondrie und Frühreife und einen großen Theil unserer städtischen Mädchenwelt mit der Bleichsucht als einer Art Mitgift für ihr vergälltes Erdenleben auszustatten.“ Die allgemein beklagten Übelstände scheinen auch die Regierungen bedenklich zu machen. So hat die Regierung von Posen (nach der „Germania“ vom 28. October 1880) an die Kreisschulinspectoren eine Verfügung erlassen, die sich gegen die Überbürdung der Schulkinder mit häuslichen Schularbeiten wendet. Was sie indeß dagegen anordnet, mag immerhin gut sein, ist aber nicht durchschlagend. Das einzig wirksame Heilmittel ist Reduction der langen Schulpflicht und des vielen Lehrstoffes. Viele Fächer lassen sich nicht ohne viele Hausarbeiten erlernen; letztere werden aber, wie sie auch vertheilt werden mögen, immer den Kindern schwer fallen, weil diese ohnehin schon so viele Schulstunden haben.

---

[1] Die im September 1877 zu Nürnberg gehaltene Generalversammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege nahm fast einstimmig folgende Beschlüsse an:

„1. Das jetzige Unterrichtssystem wirkt nach verschiedenen Seiten hin — insbesondere durch zu frühzeitige und zu gehäufte Anstrengung des kindlichen Gehirns bei verhältnißmäßiger Niederhaltung der Muskelthätigkeit — störend auf die allgemeine Körperentwicklung, zumeist auf das Sehorgan.“

„2. Es erscheint daher erforderlich, mittels einer Verminderung des Lehrstoffes die tägliche Unterrichtszeit und die häuslichen Arbeiten zu beschränken, sowie eine mehr harmonische Ausbildung, innerhalb welcher auch der Individualität ihr Recht werden kann, zu erstreben.“

[2] Jahrgang 1876, Bd. II. S. 774.

Digitized by Google

Noch schlimmer gestaltet sich aber der unheilvolle Einfluß der Überbürdung auf den Geist, als auf den Körper. Man kann nicht eine Fähigkeit einseitig ausbilden, ohne daß die Entwicklung der anderen Schaden leidet. Indem die Vervielfältigung der Fächer und Schularbeiten einseitig den Verstand anstrengt, tritt die sittlich-religiöse Bildung zurück, während zugleich Eitelkeit, Reizbarkeit, Eigendünkel, Rechthaberei, Blasirtheit, kurz alle mit dem Halbwissen verbundenen Fehler gepflegt werden. In der am 6. und 7. August 1878 zu Ohrdruf abgehaltenen allgemeinen thüringischen Lehrerversammlung berieth man, wie die Schule der jetzt überhandnehmenden „Verwilderung der Jugend" entgegentreten müsse. Einstimmig war man der Ansicht, daß Hochmuth eine der Ursachen jener Verwilderung sei, und einstimmig genehmigte man dagegen die These: „Die Schule hat zur Bekämpfung des Hochmuthes sich sorgfältig vor einseitiger Entwicklung des Verstandes, wie vor jeder Überschreitung der durch die kindliche Empfänglichkeit dem Lehrstoff gezogenen Grenzen zu hüten."

Der Einfluß, den die Vervielfältigung des Lehrstoffes auf manche Elementarlehrer ausgeübt hat, ist wo möglich noch unheilvoller. Gewiß gibt es zahlreiche wackere Lehrer, denen wir nicht bloß große Achtung, sondern warme Verehrung entgegentragen. Aber bei denen, welche den Zielen der modernen Schule nachjagen, treten alle Fehler und Prätensionen der Halbbildung in einem lächerlichen und zugleich unendlich beklagenswerthen Grade auf[1]. Wir verweisen hierfür auf die Artikel eines Schulmannes in den vortrefflichen „Christlich-socialen Blättern" (1880, S. 687 ff.). Da man so viele Fächer lehrt, rühmt man sich, „Theolog, Mathematiker, Naturforscher und Sprachkenner" zu sein. Dieser Dünkel macht diese Männer unzufrieden mit ihrem Stande, hochmüthig und anmaßend, daß sie sich sogar nicht selten über Klerus, Kirche und

---

[1] Sogar das liberale, von Friedrich Dittes redigirte „Pädagogium, Monatsschrift für Erziehung und Unterricht", bringt hierüber im letzten (October-) Heft folgende Klage: „Wo finden wir noch Lehrer von wahrem, inneren Beruf, Männer, die Unterricht und Erziehung als eine Kunst auffassen und in heiliger Begeisterung sich ganz und voll idealer Liebe der Jugend opfern? ... Welch einen traurigen Eindruck machen die Menge der kleinen Schulzeitungen und andere pädagogische Blätter! Überall elende Halbbildung, verbunden mit Klatschsucht und oft unerträglicher Arroganz." Auch die „Nordd. Allg. Zeitung" (11. November) beklagt den „unter der Gunst liberaler Strömungen so stark entwickelten Übermuth eines Theiles der Lehrerschaft" und dessen „unqualificirbare Selbstüberhebung".

Digitized by

Christenthum erhaben wähnen. Dabei werden sie unfähig für ihren Beruf. Oder wie sollten solche Universalgenies noch gern die unsäglichen Mühen auf sich nehmen, die mit dem Einüben des Abc, des Buchstabirens und Lesens, des Addirens und Subtrahirens verbunden sind? Wirklich lautet nach den „Christlich-socialen Blättern" „die fast allgemeine Klage des mittleren Bürgerstandes: in den Elementarschulen trage der Lehrer recht viel über Physik, Pflanzenkunde, Geschichte und andere gelehrte Dinge vor, aber im Deutschen und Rechnen seien die Kinder für das geschäftliche Leben nicht weit genug". Auch die Fassungskraft der meisten Kinder kann all den Stoff nicht bewältigen und lernt schließlich nicht einmal den Katechismus, oder ordentlich lesen und schreiben. Hierüber geschahen gleichfalls die bittersten Klagen in Österreich, und es wurde dort allgemein zugestanden, daß die Leistungen der neuen Schule in keinem Verhältnisse zu den ungeheuern darauf verwendeten Kosten stehen. Dieselben Ansichten kommen übrigens auch bei den Lehrern zum Durchbruch. Im September 1879 fand in Regensburg die oberpfälzische Kreislehrer-Versammlung statt, worauf Stadtschullehrer und Kreisscholarch Hirschmann die Überbürdung unserer Jugend in der Volksschule zum Gegenstande eines Vortrages machte. Er tadelte den zur Herrschaft gekommenen Intellectualismus, forderte Einfachheit des Unterrichtes, wünschte, daß man den gesonderten Anschauungs-Unterricht, die Kunststücke des anlehnenden Sprach-Unterrichtes, die schweren und unnützen Rechnungen und die überflüssigen Dinge im geographischen und geschichtlichen Unterrichte aus der Schule fortweise und wieder zurückkehre zu den vier Elementen: Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. So erfreulich diese Äußerungen sind, ebenso erfreulich ist es, daß dieselben von der Versammlung, an welcher 300 Lehrer theilnahmen, mit vollster Zustimmung aufgenommen wurden. In Preußen wurde dieselbe Ansicht schon früher unumwunden ausgesprochen. Auf der Generalversammlung des Vereins für Gesundheitspflege, welche am 18. November 1876 zu Düsseldorf abgehalten wurde, äußerte sich der hochliberale Realschuldirector Ostendorf in einem Referate über den Einfluß der heutigen Unterrichtsgrundsätze auf die Gesundheit der heranwachsenden Jugend dahin, man solle „für das Land ruhig zurückgreifen auf die alte, einfache Dorfschule, in welcher, von Singen und Turnen abgesehen, außer dem Lesen, Schreiben und Rechnen, Religion und Vaterlandskunde nichts vorkomme, und alle jene schönen Dinge: Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung u. s. w. lieber über Bord geworfen als über's Knie gebrochen würden".

Digitized by Google

Auf der am 28. und 29. Juni 1878 abgehaltenen Generalversammlung der Gesellschaft zur Verbreitung der Volksbildung in Crefeld wurde ziemlich unverblümt erklärt, daß die Leistungen der Volksschule den Anforderungen der Zeit nicht entsprechen. Zwar suchte der Referent Seyffart auf alle Weise der unliebsamen Wahrheit aus dem Wege zu gehen. Nicht so der Correferent, Generalsecretär Bueck. Er hatte den Muth, sie unumwunden auszusprechen, und es fehlte ihm nicht an offenkundigen Thatsachen, um seine Behauptung zu begründen. So wurde denn in der Versammlung der Satz aufgestellt: „Die Volksschule könne überhaupt nicht die Schüler zu einer den Anforderungen des 19. Jahrhunderts entsprechenden Stufe der Erkenntniß und eigener Gedankenthätigkeit führen. Deßhalb sei die allgemeine Fortbildungsschule nöthig, mindestens für neun Zehntel der ländlichen und städtischen Jugend." Ob die Fortbildungsschule, welche jener freimaurerische Verein demgemäß empfahl, den allgemeinen Übelständen abhelfen werde, brauchen wir hier nicht zu untersuchen. Genug für uns, daß auch liberalerseits es anerkannt wird, die Volksschule könne die ihr mit den vielen Unterrichtsfächern vorgesteckte Aufgabe nicht erreichen. Warum jagt man also diesem schwindelhaften Ziele nach?

Aber auch in sittlicher Beziehung hat die Verlängerung der Elementarschulpflicht und die damit verbundene Vervielfältigung der Fächer die traurigsten Folgen. Die Entwicklung des Verbrecherthums unter der Jugend wächst in schreckenerregender Weise. Der preußische Minister des Innern klagt in einem Rescript an die Oberpräsidenten vom 10. Aug. 1876, „daß die Zuchtlosigkeit und Verwilderung unter der Jugend in einer Weise zunimmt, die mit den ernstesten Gefahren verbunden ist". Die moderne Elementarschule hat zum Mindesten, wie auch die allgemeinen Klagen in Süddeutschland und Österreich beweisen, diesen Übelstähden in keiner Weise gesteuert. Wie unheilvoll dagegen ihre einseitige Ausbildung des Verstandes bei den Kindern wirkt, haben wir oben gesehen. Auch noch in anderer Hinsicht hat die Ausdehnung der Schulpflicht das Übel gefördert. Sie führt eine Menge dreizehn- und vierzehnjähriger Buben und Mädchen in der Schule zusammen. Eine genaue Aufsicht, deren sie bedürften, ist wegen der großen Zahl der Elementarschüler fast unmöglich. So werden gerade von ihnen die meisten und größten Schulexcesse begangen, und selbst wenn kleinere Kinder daran betheiligt sind, so sind sie meistens von jenen verführt worden. Solchen ausgelassenen Buben würde es wahrlich besser sein, unter den Augen eines braven

Digitized by

Meisters oder ihres Vaters zu arbeiten, als in und nach der Schule Schlechtigkeiten zusammenzuplanen und auszuführen. Man denke auch nur einmal an den Fall, der unter der reiferen Jugend leider nur gar zu häufig vorkommt, daß das Laster sich bei älteren Kindern eingenistet hat; wer wird dann die Mitschüler vor dieser Pest bewahren? Dazu kommt, daß gerade die gewöhnlich mit der langen Schulpflicht verbundene Vervielfältigung der Fächer häufig dahin führt, größere Knaben und Mädchen in einer Schulklasse zu vereinigen und dadurch neue Gefahren für die Sittlichkeit zu erzeugen. Denn die vielen Fächer können kaum in einer Klasse gelehrt werden. Um also zum Mindesten eine zweiklassige Schule zu erhalten, vereinigt man in kleineren Ortschaften, wo eine Knabenschule getrennt von der Mädchenschule bestand, beide miteinander und gibt die jüngeren Kinder der Lehrerin, die älteren, Knaben und Mädchen, dem Lehrer. Wenn nun auch das Betragen des Lehrers den älteren Mädchen gegenüber tadellos bleibt — was aber leider nicht immer der Fall ist —, so verursacht schon allein der innige Verkehr zwischen den größeren Schülern und Schülerinnen einer Elementarklasse Gefahren für die Tugend. All das Gesagte könnten wir mit zahlreichen Beispielen belegen, doch man erlasse uns diese Chronica scandalosa.

Schließlich noch ein Wort über die großen wirthschaftlichen Nachtheile der Verlängerung der Schulpflicht. Die kolossalen Ausgaben des staatlichen und communalen Schulbudgets kommen zum großen Theil aus dieser Verlängerung; denn sie macht eine Vermehrung der Lehrkräfte und eine Erweiterung, beziehungsweise Neubau, der Schulhäuser nothwendig. So sind die Gemeindelasten überaus drückend, mancherorts fast unerschwinglich geworden. Überall sucht man Abhilfe dagegen und denkt gewöhnlich zuletzt an das, was die einfachste Regel der Klugheit vorschreibt, nämlich: alle unnöthigen Ausgaben abzuschneiden. Hierzu gehören nun vor Allem die Ausgaben, welche aus der Verlängerung der Schulpflicht entstehen, da dieselbe der Schule viel mehr Schaden als Nutzen bringt. Noch drückender als für die Gemeinden sind jedoch die Lasten für die armen Eltern. Die Verlängerung der Schulpflicht um ein oder zwei Jahre bürdet ihnen die Ernährungskosten ihrer Kinder während dieser Zeit auf, da dieselben um so viel später an's Verdienen kommen. Diese Last, auch wenn sie nur auf 100 oder 150 Mark geschätzt wird, ist für einen unbegüterten Familienvater, der viele Kinder zu ernähren hat, geradezu enorm, und sie kehrt bei jedem Kinde, das zwölf Jahre alt wird, wieder. Hierauf wird viel zu wenig Rücksicht genommen. Bei den Ausgaben

Digitized by Google

für die Schule denkt man gewöhnlich nur an das Gehalt der Lehrer, ohne irgendwie die schweren Sorgen, welche armen Eltern aus der Ernährung schulpflichtiger Kinder erwachsen, zu beachten. Auch Industrie und Ackerbau werden in Mitleidenschaft gezogen. Wenn an der deutschen Industrie besonders die Unselbständigkeit in der Productivität getadelt wird, so haben auch liberale Blätter die Ursachen hiervon in den Übelständen unseres Schulwesens gesucht. Das elfjährige Drillen (acht Jahre in der Elementarschule und drei Jahre beim Militär) ertödtet alles selbständige Schaffen. Man versteht nur mechanisch nachzuahmen, was vorgemacht wird. Für das Handwerk ist es zudem äußerst wichtig, daß man schon früh, wenn die Finger noch die volle Geschmeidigkeit besitzen und sich leicht alle Handgriffe und Fertigkeiten aneignen können, die Profession erlerne. Wegen der langen Schulpflicht kommt man aber erst mit 15 Jahren in die Lehre, und kaum ist man einige Zeit bei seinem Berufe, so wird man wieder durch das Soldatenleben drei volle Jahre aus demselben gerissen. Wie sollte unter diesen Umständen die Industrie nicht leiden? Wo wäre da die Ausbildung des Kunsthandwerkes möglich? Und den Knaben auf dem Lande fallen, nachdem sie acht Jahre an's bequeme Sitzen sich gewöhnt, die rauhen Feldarbeiten schwer. So werden sie unzufrieden mit ihrem Beruf, und sie folgen leichthin dem Zuge in die Stadt, der ohnehin den Ackerbau unzähliger Arbeiter beraubt.

Gewiß, über die Maßen groß sind die Nachtheile der langen Schulpflicht für den Staat, die Gemeinde und den Einzelnen, für Industrie und Ackerbau. Doch wenn das auch nicht der Fall wäre, so ließe sie sich dennoch nicht rechtfertigen, weil sie ein socialistischer Eingriff in die natürlichen Rechte der Eltern ist, am wenigsten in unserer Zeit, wo die durch den Socialismus heraufbeschworenen Gefahren immer drohender werden. Wie wollen wir diese Gefahren bezwingen, wenn wir die socialistischen Ideen in der allerwichtigsten Sache, in der Erziehung der Kinder, selbst befolgen und großziehen?

G. Schneemann S. J.

Digitized by Google

Jooſt van den Vondel.

(Schluß.)

16. Letzte Werke. Tod.

Während Vondel ſeine letzte Tragödie ſchrieb, brachte der Seekampf mit England den Waffen ſeiner Heimath neue Tage des Ruhmes. In der Seeſchlacht von Dünkirchen (1. Juni 1666) verloren die Engländer 23 Schiffe, 5000 Todte, 3000 Gefangene. Als die darauf begonnenen Unterhandlungen in Breda ſich in die Länge zogen, fuhr der Admiral de Gent am 20. Juni des folgenden Jahres in die Themſe hinauf und zerſtörte das Schloß Sheerneß; de Ruyter folgte ihm mit der ganzen Flotte und drang bis Chatham. Verwirrung ergriff London. Der kühne Handſtreich, an welchem Johann de Witt perſönlich Antheil genommen, führte Ende Juli 1667 den Frieden von Breda herbei. Mit der ganzen Begeiſterung der Jugend folgte der achtzigjährige Dichter dieſen Ereigniſſen und verherrlichte ſie in Liedern, welche das Feuer früherer Tage athmen: ſo die „Siegesfeier der freien Niederlande auf der Themſe"; „Der Seelöwe auf der Themſe"; „Der Friedenspfeiler der freien Niederlande". Sie enthalten wohl Anklänge an Früheres, aber wieder in ganz neuer, lebendiger Form. Recht volksthümlich iſt „Der Seelöwe auf der Themſe", worin Vondel die Demüthigung Englands als eine gerechte Strafe des ſtolzen Abſolutismus auffaßt, mit welchem Karl II. ſich thatſächlich den kaum erlangten Thron wieder untergrub.

„Ich, der König aller Briten,
Bin ſo mächtig, groß und reich —
Keiner hat es mir beſtritten —,
Gott im Himmel ſelber gleich,
Seh' aus ungeſtörten Höhen
Sich die Welten um mich drehen.

„Hin von Calais bis nach Dover
Unſ're Meereskette hängt,
Daß kein Maſt zum andern Ufer
Sich durch ihre Ringe drängt.
Unſer donnerndes Metall
Brennt die ganze Erde kahl.

„Tauſend Schätze aus dem vollen
Schooße beut uns Thetis an,

Digitized by Google

Seine Waſſer muß verzollen
Uns Altvater Ocean,
Der Seegötter ſtolzem Chor
Schreiben wir ihr Seerecht vor.' —

„So ſprach Karl in trotz'gem Grolle
Auf dem Thron, wo kurz zuvor —
Endet nie die Trauerrolle? —
Vater Karl den Kopf verlor.
Doch das Haus der Stuarts lehrt,
Wie ſich raſch das Schickſal kehrt.

„Gott der Höchſte, der zum Sinken
Bringt im Nu, was prunkt und pocht,
Der dem Frevler gibt zu trinken,
Was er Andern ſchlau gekocht,
Aus der Rache bittern Schalen,
Hörte der Vermeſſ'nen Prahlen.

„Sieh! da rauſcht der Staaten Flotte
Themſewärts nach Englands Strand,
Und die Kette wird zum Spotte,
Die der Brite dort geſpannt,
Da der Leu von Holland brüllt,
Todesſchreck die See erfüllt.

„Stahl reißt er wie Tuch in Fetzen,
Burgen ſchleift er längs dem Strand.
Wer kann ihm ſich widerſetzen?
Schiffe ſetzt ſein Blick in Brand,
Seines Feuerodems Kraft
Thürme in die Lüfte rafft.

„Karl, als du die ſtolzen Schiffe
Brennen ſahſt im eig'nen Neſt,
Als mit einem kühnen Griffe
Fiel dein Seeſchloß, Nachbars Peſt,
Meerbeherrſcher, ſag' es mir,
Wie war da zu Muthe dir?

„Rittert nun mit Hoſenbändern!
Ruyter, Gent und Ruwart Witt
Sagen euch, was freien Ländern
Theilt den echten Adel mit:
Muth, den Mächtigen zu wehren,
Die nicht Gott, nicht Menſchen ehren!"

Mit dieſen feurigen Siegesliedern überſchritt Vondel die Schwelle jener Jahre, in welchen alle Thätigkeit zu verſiegen, das Leben ſelbſt nur noch ein trauriger Nachhall früherer Zeit, Zerfall, Noth und Elend zu ſein pflegt. Er hielt auch jetzt noch aus. In dem hohen Alter eines

Digitized by Google

Euripides und Sophokles überſetzte er noch die Phönicierinnen des einen, die Trachinierinnen des andern; ſtatt zu jammern und zu ſeufzen, ſtatt zu ſittenrichtern und ſich in ſeinen eigenen Werken zu beſpiegeln, freute er ſich noch an den Metamorphoſen Ovids, bearbeitete ſie mit froher Lebendigkeit und mahnte die frommen Leſer: „Niemand ſei denn im Leſen ängſtlich ohne Noth, und das um ſo weniger, als uns der heilige Altvater Auguſtin, dieſe große Leuchte der katholiſchen Kirche, mahnt, die Schriften der Heiden zur Zierat und zum Aufbau des Glaubens zu gebrauchen.“ Noch ſechs Jahre ſang und dichtete er, wie ehedem, verherrlichte die Patrioten ſeines Landes, mahnte zum Türkenkrieg, feierte die Waffenthaten Koninghsmarcks auf Candia, beſang die Canoniſation des hl. Franz von Borgia (1671), betrauerte die beiden der Parteiwuth zum Opfer gefallenen Brüder de Witt, jubelte noch über den Sieg von Groningen (1672) und die Eroberungen von Koevorden (1673). Seine letzten patriotiſchen Klänge galten dem Unterabmiral Johann de Liefde, der am 21. Auguſt 1673 in der Seeſchlacht von Kijkduin fiel. Im folgenden Jahre (1674), 87 Jahre alt, dichtete er ſeine beiden letzten Hochzeitslieder auf die Vermählung ſeiner verwittweten Schwägerin Agnes Block mit Sybrant de Flines. Der Gedanke an das ewige Brautfeſt im Himmel klingt durch den innig-frommen Gruß, mit welchem er ſeine beiden Verwandten zum Tiſch des Herrn ladet, um im heiligſten Sacrament die Bürgſchaft zeitlichen Segens und das Unterpfand einſtigen vollen Glückes zu holen:

„Zum Brautfeſt ruft das reine Lamm,
Das aus dem Schooß des Vaters kam
Und für die Menſchen hat gelitten.
Es drängt. Hört, Alle, ſeine Bitten!
Der Bräutigam kommt: Macht Euch bereit!
Zieht an das weiße Hochzeitskleid!
Die treu ſein harren, wird in Freuden
Er zu dem hohen Feſt geleiten.
Kein Ohr, kein Auge nahm es wahr,
Was hier an euch wird offenbar;
Kein ſterblich Herz, kein Menſchenwille
Umſpannt der Güter Überfülle;
Ein ew'ges Paradies blüht hier,
Verborg'nes Manna beut es dir;
Hier klingen ſüße Harfenlieder
Den Chorgeſang der Engel wieder.
Ihr Lieben, die heut' Gottes Hand
Zum heil'gen Ehebund verband,

Digitized by Google

Das iſt mein Wunſch, er woll' euch geben
Die volle Freud' im andern Leben."

Das war Vondels letztes Lied — ein kurzer Abriß ſeiner „Altarsgeheimniſſe" in der anſpruchsloſen Form eines frommen Gelegenheitsgedichtes. Es gibt den Grundaccord ſeiner Poeſie, Freud und Leid dieſer Erde durch den Hinblick auf das ewige Brautfeſt zu heiligen.

Jetzt begann auch dieſer urkräftigen, geſunden Natur endlich die Kraft zu verſiegen. Eigentliche Krankheit trat nicht an ihn heran; aber die Körperwärme nahm ab, ſo daß er im Winter empfindlich litt. Die Ärzte verboten ihm gegen Ende des Jahres 1674 das Dichten, weil es ihn zu ſehr anſtrenge. Scherzend erbat er ſich nur noch die Vergünſtigung, ſeine Grabſchrift machen zu dürfen. Er ſchrieb:

„Hier leit Vondel, zonder rouw,
Hy is gestorven van de kouw."

„Hier liegt Vondel ſonder Gram,
Kälte ihm das Leben nahm."

An die Nachwelt ſtellte er keine Forderungen. Er rechnete darauf, ſelbſt anderswo und ewig ſelig fortzuleben. Ausgehen und Beſuche machen konnte er nicht mehr, da ihn der Froſt zwang, beſtändig am Feuerherd zu ſitzen. Einige alte treue Freunde beſuchten ihn da noch mitunter in ſeiner Einſamkeit, ſo der Juriſt Plemp und deſſen Bruder, Gerhard Brandt, Jakob Leeuw, der Maler de Koning, der Dichter Antonides. Aber im Ganzen waren es fünf harte, einſame Jahre, die er noch zu leben hatte. So ſchwach, daß man ihn halb führen, halb tragen mußte, ließ er ſich in ſeinem neunzigſten Jahre (Ende 1677) in einem Schlitten zur Wohnung zweier Bürgermeiſter fahren und bat ſie mit gebrochener Stimme, „ſie möchten ſeines Sohnes Sohn, der ſeinen Namen trüge, ihnen Beiden von mütterlicher Seite verwandt wäre, doch mit irgend einem Amt oder einer Anſtellung verſehen, damit derſelbe, der jetzt bei einem Schuhmacher arbeitete, ſo viel verdienen möchte, daß er davon leben könnte". Doch die beiden hochedeln Verwandten ſpeisten den ehrwürdigen Greis, den größten Dichter ihrer Vaterſtadt, mit etlichen guten Worten ab, ohne für ſeinen Enkel etwas zu thun.

Früher hörte Vondel nicht gerne vom Tode reden. Als man ſeinen Enkel Wilhelm van den Vondel in den Sarg legte, ſagte er zu ſeiner Tochter Anna: „Was iſt doch der Tod ein häßliches Scheuſal! Da liegt nun der ſchöne Jüngling und iſt eine faulende Leiche." Ein anderes

Digitized by

Mal sagte er zu seiner Schwägerin Agnes Block: „Der Tod will mir nicht in den Sinn.“ Als sie darauf erwiederte: „Aber das ewige Leben will dir doch in den Sinn!“ da antwortete er: „Ja, dazu hab' ich Lust; aber ich wollte, ich könnte wie Elias dahinfahren.“ Nachdem indeß die Altersschwäche ihm jede Thätigkeit entzogen, begann ihn doch die Last seines einförmigen Daseins zu drücken und er seufzte nach einer baldigen Auflösung. „Bitt' für mich,“ sagte er zu Agnes, „daß Gott der Herr mich aus diesem Leben holen möge.“ Als sie sagte: „Willst du denn jetzt, daß das häßliche Scheusal komme?“ da antwortete er: „Ja, es soll kommen; ich mag lange warten, des Elias Wagen wird doch nicht kommen; man muß den gemeinen Weg gehen.“

Nur acht Tage wurde er an's Bett gefesselt, mehr aus Schwäche, als aus Kränklichkeit. Er entschlief so sanft, daß die umstehenden Freunde es kaum bemerkten. Das war am 5. Februar 1679, des Morgens zwischen vier und fünf, nachdem er die heiligen Sacramente mit großer Andacht empfangen hatte. Er hatte ein Alter von 91 Jahren, 2 Monaten und 19 Tagen erreicht. Am 8. Februar wurde er in der sogen. neuen Kirche, die früher in der katholischen Zeit der hl. Katharina geweiht war, nahe am Chore beigesetzt, in derselben Kirche, in welcher manche seiner Freunde bereits ruhten, u. A. Daniel Mostaart, Jakob Baake, die Katholiken Johann Victorijn, Gyselbert, Plemp, die Schriftsteller und Dichter Hooft und Baerle. Zahlreiche Dichter, unter ihnen Antonides, Vollenhove, Oudaan, ehrten sein Andenken mit Trauergesängen. Die silberne Denkmünze, welche unter die Leidtragenden vertheilt wurde, zeigte auf der einen Seite Vondels Bild, auf der andern einen singenden Schwan, mit Angabe des Geburts- und Todestages und der Inschrift D'OUDSTE · EN · GROOTSTE · POEET (der älteste und größte Dichter). Sein schönstes Denkmal sind seine Schriften.

Rückblick.

Abgesehen von der Grenzlinie, welche die Conversion des Dichters zieht, lassen sich in Vondels langem, fruchtbarem Dichterleben streng getrennte Perioden kaum unterscheiden. In langsamem, stetigem Fortschritt arbeitet er sich aus dem barocken Poetenwesen der Rederijker zur Höhe classischer Vollendung empor, die sich schon in seiner Frühzeit durch manche treffliche Leistung ankündigt, während da und dort noch auch in seiner späteren Periode vereinzelte Züge an die Schwierigkeit der von

Digitized by Google

ihm gelösten Aufgabe gemahnen. Auch die Conversion begründet nicht im strengsten Sinn eine neue literarische Periode. Sie übte wohl einigen Einfluß auf Wahl und Behandlung vieler Stoffe; aber die ästhetische Richtung des Dichters blieb im großen Ganzen wesentlich dieselbe. Nur arbeitete er, nachdem er festen religiösen Boden gewonnen, mit größerer Einheit und Klarheit des Geistes, mit größerer Kraft und Energie, und entwickelte in jenen Lebensjahren, wo bei den Meisten die Ader versiegt, die merkwürdigste Fruchtbarkeit. Seine erste Periode vom zwanzigsten bis fünfzigsten Jahr hat mehr den Charakter von Lehrjahren; um die Zeit seiner Conversion beginnt seine Blüthezeit und dauert über das achtzigste Lebensjahr hinaus. — Es wäre durchaus unrichtig, ja unbillig, Vondel ausschließlich oder auch nur vorzugsweise als Dramatiker zu betrachten und darnach zu beurtheilen. Seinen Dramen gehen zahlreiche epische und didaktische Werke, Übersetzungen und eine solche Fülle von lyrischen Gedichten zur Seite, daß an eine richtige Würdigung nicht zu denken ist, wenn man diese übersieht.

Übersetzungen. Schon als Übersetzer hat Vondel Erkleckliches geleistet — so viel, daß ihm seine Übersetzung eine bedeutende Stelle in der Literaturgeschichte seiner Heimath sichern würde, wenn er auch sonst nichts geliefert hätte. Zudem bedenke man, daß die ersten dieser Übersetzungen das Werk eines Autodidakten sind, der ohne den Vortheil einer classischen Jugendbildung, in schon vorgerückterem Alter, sich mühsam in die classische Literatur hineinstudiren mußte; die späteren aber das Werk eines Greises, der nach schmerzlichen Unglücksschlägen mit der härtesten Prosa des Lebens zu ringen hatte. Vondel hat aber nicht bloß viel übersetzt, er hat auch gut übersetzt. Wir können auf seine Übersetzungen unbedenklich anwenden, was der Vondel sonst durchaus ungünstige Joenckbloet von seinen dichterischen Werken im Allgemeinen sagt: „Da er wesentlich inspirirt ist, so bleibt er bei all seiner Erhabenheit immer einfach und natürlich; seine Form ist meisterlich; was holländische Sprache, Stil und Versbau unter seiner Hand geworden sind, das sieht man am besten, wenn man seine früheren Werke mit seinen späteren vergleicht. In Vondel erreichte die niederländische Dichtkunst ihre Sonnenhöhe."

Hiermit ist erst der volle Werth von Vondels Übersetzungen ausgedrückt. Sie sind die harten, schwierigen Pionierarbeiten einer werdenden Literatur, die sich aber reichlich lohnen, indem sie den muthigen Pionier und mit ihm Sprache und Dichtkunst seines Landes aus rohen

Digitized by

Anfängen und trüber Geschmacklosigkeit zur höchsten Formvollendung emporführen. Vondel hatte nicht die Vorarbeiten, die reichen Hilfsmittel, die mächtige Anregung, welche einem Voß, Wieland, August von Schlegel zu Gebote standen. Kein Kritiker wie Lessing erhellte ihm den Weg, keine anderen Übersetzer hatten denselben geebnet, keine glänzenden Dichter stellten ihm schon eine meisterlich gebildete Sprache zur Verfügung. Er mußte sich selbst aus dem Chaos herausarbeiten, selbst Sprache und Vers gestalten, selbst in der Wahl des Stoffes Kritik üben.

Seine Jugend fiel, wie wir gesehen haben, noch in jene wilde Gährungsperiode der Niederlande, in welcher diese unter den Bannern des Protestantismus um ihre politische Selbständigkeit rangen, in welcher die Wellenschläge der allen Protestanten so heiligen und theuern Revolution noch das ganze Volksleben erregten, in welcher aber — und das verdient wohl beachtet zu werden — Literatur, Kunst und Sprache in Folge des stattgehabten Umsturzes elend darniederlagen und von der herrschenden religiösen Richtung, dem Calvinismus, mit der Gewalt finsteren Hasses und Zwanges darniedergehalten wurden. Womit sollte nun der junge Dichter beginnen, als er, ohne classische Studien, ohne literarische Vorbildung, ja fast ohne Sprachkenntniß, nur mit seinem lebhaften Geist, seiner kühnen Phantasie, seinen glänzenden Talenten ausgerüstet, als Knabe von dreizehn Jahren der alten Kammer „in Liebe blühend" beitrat? Da waren allerdings alle Kräfte beisammen, welche die damalige Literatur repräsentirten. Aber diese Literatur lag selbst noch in den Windeln. Da das Land mit seiner ganzen bisherigen Vergangenheit, Religion, Geschichte, Politik, Literatur und Kunst gebrochen hatte, mußte man eben von vorn anfangen. Nur sehr unwesentliche, ja ungünstige Elemente hatte das Zunftwesen der Rederijker aus der früheren Zeit in die Neugestaltung der Dinge herübergerettet. Die neuen nationalen Stoffe lagen noch in wilder Gährung. Der alte, gemüthliche Volkston war in den religiös-politischen Wirren verstummt. Unter dem Einfluß eines protestantisch-gefärbten Humanismus rang das neue Bürgerthum nicht so sehr nach Volkspoesie, sondern nach einer vornehmeren, feineren Schulpoesie, führte sämmtliche Götter und Göttinnen des alten Olymp in seine schöngeistigen Zunftstuben, begrüßte jedes „hohe" Gedicht mit Begeisterung und bewunderte gleich in greisenhafter Reflexion die ersten eigenen Leistungen:

„In Amsterdam find't man den, der mit Prachtgedicht
Dem düstern Weg, so führt zur wahren Freud', gibt Licht,

Digitized by Google

Und Fechter, die auf's Beſt' den Alltagslauf der Dingen,
Zur Kund' von Gut und Bös, mit Angenehmheit ſingen,
Viel Geiſter, jung und alt, die klug und redgewandt
Vortragen ihr Gedicht mit Nutzen und Verſtand." [1]

So ſang Hooft noch um die Zeit, als Vondel ſchon längſt der Rederijker-Kammer beigetreten war. Solche „Dichter, Fechter und Geiſter", welche „den Alltagslauf der Dinge" in ſo holperigen Alexandrinern zur Kunde des Publikums brachten und „den düſtern Weg zur wahren Freude" ſo zunftmäßig erleuchteten, waren Vondels erſte Meiſter und Vorbilder, die Führer, durch welche er mit der Poeſie des claſſiſchen Alterthums bekannt ward. Weder ſeine Lebensſtellung noch ſeine Vorbildung befähigten ihn, dieſem Poetenweſen ſofort ein Ende zu machen, oder ihm im Handumdrehen eine beſſere, natürliche und künſtleriſche Richtung zu geben. Es blieb dem jungen Zunftmitgliede nichts übrig, als hier erſt zu hören und zu lernen, dann mitzudienen und mitzuſingen von der Pike auf.

In dem Wirrwarr, der ihn umſchwirrte und ihm ſelbſt die alten Claſſiker umdunkelte, fand ſich Vondel nicht gleich zurecht, er taſtete ſuchend herum, überſetzte erſt Stücke von Bartas, ahmte in ſeiner Hecuba Seneca nach, bearbeitete dann ein neulateiniſches Drama des Grotius: erſt 1639 — ſchon im Alter von 52 Jahren — machte er ſich an die „Electra" des Sophokles, überſetzte ſie nach dem Lateiniſchen und brach dabei zum erſten Mal den Zauberbann des Alexandriners. Nachdem er aber einmal in Sophokles zu den beſten Vorbildern der Alten vorgedrungen, blieb er in echter, ungeheuchelter Künſtlerdemuth ihr treuergebener Schüler bis an's Grab. Der Einfluß der Franzoſen und des Seneca tritt völlig zurück. Seine folgende Periode beherrſchen Virgil, Horaz, Sophokles. Als er mit 73 Jahren die metriſche Überſetzung der Eclogen, der Georgica und der Äneis vollendet hatte, wendet er ſich zu Ovid, Sophokles und Euripides. Sein Noe beweist, daß er noch als Achtziger die Metamorphoſen mit der Begeiſterung eines Jünglings verkoſtete.

---

[1] „In Amsterdam men vint die met sijn hóóch gedicht
De duister wech, die leyt tot ware vreucht, verlicht,
En vechters die omt best tgemeen beloop der Dingen
Tot goets en quaets beken, met aengenaemheit zingen,
Veel geesten jonck en out, die cloeck en welbespraeckt
Met wesen unt verhalen haer gedicht volmaeckt."

Digitized by Google

Das Hauptverdienst seiner Übersetzungen besteht nun zunächst darin, daß er mitten im allgemeinen Verfall des Geschmackes Muster der schönsten Einfachheit und Natürlichkeit, der reinsten Formvollendung und künstlerischen Harmonie vor das Forum der weiteren Lesewelt stellte, sie in allgemeinen Umlauf setzte, sie aus der Lateinschule herausriß und dem gesammten Volke genießbar machte. Die Doctoren, welche ihr Philologenbrod und ihren Philologenruhm an der Commentation dieser gelehrten Schätze verdienten, sahen das nicht gerne. Aber für Sprache und Literatur war es ein reicher Gewinn. Indem der echt-poetische Übersetzer sich Mühe gab, alle Schönheiten des Originals so treu als möglich wiederzugeben, den fehlenden Rhythmus durch den Reim zu ersetzen, gewann er einen täglich sich mehrenden Reichthum der Sprache des Reims, des Versbaues, der Darstellungskunst, einen stets reineren Geschmack, immer neue Anregung, Schwung, Kraft und Schönheit. Und das Alles kam als fruchtbringendes Kapital der Lesewelt, dem Theater der Sprache und der Literatur zu gut. Auf der Bühne verdrängte Sophokles die Stücke des Seneca; die ausschließliche Herrschaft der Gelehrten über die Literatur wurde gebrochen, aber auch durch würdige, edle, poetische Vorbilder zugleich jenem literarischen Volksthum, welches nur in possenhafter Darstellung des Gewöhnlichen und Gemeinen sein Ideal sucht, ein Damm entgegengesetzt. Während Brederoo u. A. hierin die Ehre der niederländischen Nationalität anstrebten, wies Vondel seiner Nation auf das Große, wahrhaft Schöne, Edle und Erhabene, und schuf Werke, welche dasselbe wirklich zur Darstellung bringen.

Daß Vondel als Übersetzer und Humanist überall und immer das Rechte und das Höchste getroffen, soll hiermit nicht behauptet sein. Die griechische Literatur blieb ihm zum großen Theil verschlossen, zu Homer drang er nicht vor. Um seine Übersetzungen zu Stande zu bringen, mußte er weite Sandwüsten von Schulcommentationen und Ströme barocker Schulweisheit durchwaten. Die Fessel des Alexandriners suchte er zwar zu brechen — einmal, zweimal — kehrte aber immer wieder zu ihr zurück. Den Reim im dramatischen Vers wie in den Chören hat er nie abzuschütteln versucht. Kurz, er ist in vielen Punkten allzu abhängig von der gelehrten Schulpoesie geblieben. Aber wer kann von einem Mann Alles verlangen? Ist es nicht genug, daß er zwischen den extremen Bahnen einer schwerfälligen und schwülstigen Kunstpoesie und einer rohen, verwilderten Volkspoesie den richtigen Mittelweg fand und einschlug, die tüchtigsten Bildungselemente des Humanismus in den Be-

Digitized by Google

reich des Volkslebens herabzog und seine Volkssprache, mit Ausschluß alles Fremden, zu ebenso reiner als reicher Gestaltung emporhob?

Diese Leistung verdient um so mehr Anerkennung, als der Humanismus Vondels von den ernst-sittlichen Grundsätzen des Christenthums geleitet war. Der sittlichen Fäulniß der antiken Welt, welche heute als „reine Menschlichkeit", als „schöne Natur", als „Hellenengeist" u. s. w. so hoch erhoben wird, ging er mit dem Ernste und der Verachtung eines Christen aus dem Wege. Sind die übersetzten Werke auch leider nicht castigirt und darum nicht einfachhin der Jugend zu geben, so weisen sie doch darauf hin, daß er die Formvollendung des classischen Alterthums nicht als das höchste zu erstrebende Ziel ansah, sondern nur als Mittel, um einem höheren, besseren Inhalt, der christlichen Idee und ihrer unvergänglichen Schönheit, zu dienen.

Epische und didaktische Werke. Schon in seiner Frühzeit, noch als Protestant, rang Vondel mehr nach bedeutendem, ernstem, großem Gehalt, als nach geglätteter, tadelloser Form der Dichtung. Es lag dieß zum Theil in der Richtung der Kreise, in welchen er hauptsächlich seine Bildung schöpfte, zum Theil in seinem ernsten tiefreligiösen Charakter. Die Natur der einzelnen Dichtungsarten hielt er in dieser ersten Periode fast ebenso wenig auseinander als seine „in Liebe blühenden" Collegen. Epik, Lyrik und Dramatik mischten sich wunderlich in ihren Productionen, wie Politik und Religion im äußern öffentlichen Leben. Durch Alles aber ging ein didaktischer Zug, getragen von ernstreligiöser Weltanschauung. Es war, als hätten diese Poeten instinctiv sich gedrängt gefühlt, durch Psalmen, Hymnen und predigthafte Didaktik eine Art Ersatz für das Schöne zu geben, was durch den Abfall von der Kirche abhanden gekommen war. Übrigens lag es in der Natur des noch jungen und lebendigen Protestantismus, daß Jedermann predigen und psalliren wollte: warum nicht auch die Kunst? Dieser Richtung entsprangen die drei größern epischen Werke Vondels in seiner ersten Periode, sein episches Album „Der goldene Laden" (1613), sein umfangreiches Fabelbuch „Königlicher Park der unvernünftigen Thiere" (1617) und seine biblische Portraitgallerie „Die Gotteshelden des Alten Bundes" (1620). Obwohl er die Neigung der Zeit zum Didaktischen darin nicht völlig abstreifte, so tritt seine hohe dichterische Anlage sowohl in der anschaulichen, lebendigen Ausführung der Fabeln, als in dem lebhaften Colorit seiner Erzählungen und in der Schönheit seiner Schilderungen kräftig hervor und leiht denselben auch heute noch Werth und Bedeutung. Angeregt

Digitized by Google

von der Lectüre Virgils und geleitet von seiner eigenen Neigung zum Epischen, trat Vondel nun völlig aus der Mischung der Dichtungsarten heraus, faßte den Plan zu seinem Epos „Konstantin" und schrieb dessen erste fünf Gesänge. Seine Idee war, die christliche Weltherrschaft des Kreuzes in ähnlicher Weise zu verherrlichen, wie Virgil die römische in seiner Äneis. Doch da durchkreuzte unerwartet der Tod seiner Gattin den Plan, den er sich bereits zur Lebensaufgabe gestellt hatte. Anstatt eines bloßen Sängers des Urchristenthums wurde er selbst Mitglied der wahren, alten Kirche. Wie rang er nun darnach, für den höchsten, heiligsten Schatz seines Lebens, die volle Christusreligion, welche er nach so langem Kampf wieder erobert, den ihr entsprechenden schönsten poetischen Ausdruck zu gewinnen! Aber als Convertit, in einer Metropole des Protestantismus, in einer officiell protestantischen Republik, stand er dieser lockenden Aufgabe nicht so günstig gegenüber, wie die Zeitgenossen seiner Jugend, Calderon und Lope de Vega. Er hatte keine Bühne für katholische Mysteriendramen bereit. Er stand nicht mitten drin in der Herrlichkeit katholischen Cultus und katholischen Lebens. Nicht einmal hatte er die Reminiscenzen einer katholischen Jugend. Den katholischen Glauben mußte er erst durch ernste, mühevolle Studien, nach seinem ganzen Umfang zu erfassen suchen. Dazu stand er nun früheren Freunden als Gegner gegenüber. Die einen verachteten seine Kirche, die andern deren Sacramente und ihren Gottesdienst. Schon dämmerte die Zeit gänzlichen Unglaubens heran und erhoben sich Zweifel gegen die Grundgeheimnisse, gegen Gott und Religion selbst. Kein Wunder, daß Vondel, auf's Innigste für seinen heiligen Glauben begeistert, sich zum Lehrgedicht hingetrieben fühlte, um als Dichter in dichterischer Weise das zu bekämpfen, was seinen heiligsten Überzeugungen entgegentrat, und das zu feiern, worin er Heil und Leben gefunden hatte. Sein Übergang vom Epischen zum Didaktischen läßt sich hierdurch völlig genügend erklären.

Was den Stoff betrifft, so hat Vondel in seinen Lehrgedichten aus dem Bereiche der Apologetik und Theologie mit umfassendem Blick gerade das herausgegriffen, was für seine Zeit das Bedeutendste war und das Übrige einigermaßen in sich schloß. Vondel bietet in der Gesammtheit seiner didaktischen und epischen Gedichte eine Fülle von Stoff, welche dem in der Divina Comedia enthaltenen sehr nahe kommt. Wie Dante steigt er in erhabenem Schwung zu den höchsten Geheimnissen empor, umkleidet die abstraktesten Gedanken mit herrlichen Bildern und

Digitized by Google

Vergleichen, umgibt die gründliche Lehre der Scholastik mit dem Zauber der Poesie. Während der Dichter-Theologe von Florenz indeß kurz, gedrängt, darum oft schwer verständlich ist, ist derjenige von Amsterdam klar, weitläufig, gesprächig und geht mitunter gar zu homerisch in's Breite. Während jener seine Theologie in das bunte, farbenreiche Schauspiel seiner Weltreise einkleidet, entwickelt dieser sie in einem stricten Lehrgedicht. Sein Muster war die „Dichtkunst des Horaz". Wie der römische Didaktiker seine poetischen Vorschriften, so versteckt Vondel seine philosophischen und theologischen Ausführungen in einem anmuthigen Kranz von Bildern, Vergleichen, Anekdoten, Witzen, Schilderungen, so daß sie wie Blumen aus dem mannigfaltigen Blättergrün hervorstechen. Nur ist die Form weniger knapp und dem lyrischen Affect bedeutender Raum verstattet. Obwohl das Lehrgedicht überhaupt, namentlich das theologische, nach all dem Spott, den unsere deutschen Genies dawider losgelassen haben, in keinem sonderlichen Respect steht, so glaube ich doch, daß nächst Dante wenige katholische Dichter das Interesse der Theologen so sehr verdienten, wie Vondel, ja daß er schon als „theologischer Dichter", ohne Rücksicht auf seine übrigen Leistungen, eine sehr bedeutende Erscheinung ist.

Lyrik und Gelegenheitsdichtung. Doch die Übersetzungen und Studien Vondels bilden gleichsam nur das Fundament, seine epischen und didaktischen Werke nur den Unterbau, auf welchen sein monumentum aere perennius ruht. Das ist seine Lyrik und seine Dramatik. Als großen Lyriker erkennen ihn auch diejenigen an, welche seine ganze Dramatik nebst allen einschlägigen Studien und Vorarbeiten verwerfen, welchen katholische Theologie ein Nichts und theologische Didaktik ein Unsinn ist, die einen Musset jedem Horaz und Balde, und irgend ein paar deutsche Liebeslieder dem ganzen „verlorenen Paradies", der Divina Comedia, der Äneis, ja fast dem guten Vater Homer vorziehen. Albert Lindner nennt ihn[1] den „formengewandtesten, herzensinnigsten

[1] In einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung", Februar 1879. Dem guten Herrn, der Vondel als „Dramatiker" absetzen und dafür als „Lyriker" einsetzen wollte, ist dabei etwas sehr Menschliches passirt. Er schreibt nämlich: „Es ist gerade so verblüffend, zu sehen, wie Vondel, der formengewandteste, herzensinnigste Sänger des Liedes, von diesem lyrischen Talent im Drama ganz im Stiche gelassen wird, denn seine Dramen enthalten eben viel, ja viel zu viel der lyrischen Elemente. Singt er das Lied um seiner selbst willen, so ist es prächtig, so ist es gut. Aber singt er's im Dienst der dramatischen Muse — sofort erklingt es gestumpft, sieht es wie schimmelüberzogen aus und schreitet einher, wie im Reifrock und Haarzopf der Väter." Um

Sänger des Liedes“ und frägt: „Kennen denn die Holländer ihren großen Lyriker Vondel gar nicht? Oder entſetzen ſie ſich noch heutzutage, wie es vor zweihundert Jahren geſchah, über die geniale Kühnheit, mit der dieſer Poet ſich dem Alexandriner entzog, um ſein reiches Gefühl in den naturkräftigſten, faſt modern klingenden Rhythmen zu entladen, kennen ſie ſein Schwanenlied nicht? ... Oder die erhabene Ode ‚Der Rhijnſtrom‘ oder das Idyll (?) ‚Wiltzang‘ (Lied im Freien) u. dgl. m.? Klingen dieſe wenigen Proben nicht, als fehle nur noch der Componiſt, um dem letzten Reſte der lyriſchen Stimmung die Zunge zu löſen?“ Das Lob, das Hr. Lindner hier Vondel ſpendet, iſt durchaus gerechtfertigt. Nur iſt zu bemerken, daß man es ganz unbedenklich auf die lyriſchen Chöre ſeiner Dramen ausdehnen darf und daß die Holländer ihren „Lyriker“ Vondel beſſer kennen und zu ſchätzen wiſſen, als Hr. Lindner. Über die hohe Bedeutung Vondels als Lyriker iſt unter den Kritikern Hollands nur *eine* Stimme. Selbſt Joenckbloet, der mit ſeiner „äſthetiſch-kritiſchen Brille“ deutſchen Fabrikats an allen Dramen Vondels herumnergelt, ſagt von ſeiner Lyrik: „Im lyriſchen Genre hat er hervorgeſtrahlt wie kein Anderer. Wo aufrichtiger Seelendrang ihn zur Leier greifen ließ, wo ſein Herz ſprach und innerliche Gewalt ihn zum Singen nöthigte, da hetzt er auch uns in's Feuer, reißt uns mit ſich fort und zwingt uns Sympathie und Bewunderung ab.“ Der nämliche Joenckbloet, nach Lindner „der erſte, der in ſeiner kritiſchen Geſchichte der niederländiſchen Literatur ſeinen Landsleuten die ſo lange ehrwürdig conſervirte Binde vom Auge zu reißen wagte“, ſtimmt gar nicht mit Lindner überein, wo dieſer die lyriſchen Partien in Vondels Dramen ſeiner übrigen Lyrik gegenüberſtellt. Denn er findet auch in Vondels Dramen „unübertreffliche Schönheiten“, Stellen, „die uns durch Schilderung und Gedanken in Entzücken bringen“, „dichteriſche Schönheiten erſten Rangs“ und anerkennt ſogar in den Chören derſelben

---

das zu beweiſen, erinnert er dann die Holländer an das „Schwanenlied“, das — wer ſollte es glauben? — „verſchimmelt“, im „Reifrock und Haarzopf der Väter“ richtig in der letzten Tragödie Vondels, „Noah“ (Act III, letzte Scene), ſteht — das herzensinnigſte Lied! Und jeder Holländer, der ſeinen Vondel auch nur etwas kennt, wird dem Herrn Albert Lindner ſagen können, daß es in den Dramen Vondels noch eine Menge ſolcher „herzensinnigſter“ Lieder gibt, die ebenſo „prächtig“ und „gut“ ſind, als diejenigen, die er um ihrer ſelbſt willen geſungen; daß es aber für einen Kritiker ſehr „verblüffend“ ſein ſollte, wenn er ſo von „ſeinem kritiſchen Talent im Stich gelaſſen“ wird und die Stellen, aus denen er argumentirt und auf die es ankommt, nicht einmal im Contert geleſen hat.

Digitized by Google

„lyrische Ergüsse, welche, in sich selbst betrachtet, meisterliche Bruchstücke sind".

Wie reich und mannigfaltig Vondels Liederbuch ist, das haben wir, einigermaßen wenigstens, nachgewiesen und an Proben gezeigt. Man braucht übrigens seine kleineren Gedichte nur nach den bei den neueren Lyrikern üblichen Gesichtspunkten zu ordnen, um sich von dieser reichen Mannigfaltigkeit zu überzeugen. Gott, Welt, Mensch, Natur, Wissenschaft, Kunst und Freundschaft, Vaterland und wie die Titel in lyrischen Sammlungen alle heißen, sie finden ihre stattlichen Vertretungen. Auch das Kapitel Liebe fehlt nicht ganz, obwohl sich der Dichter hier Schranken zog, von welchen die moderne Kunst nichts wissen will.

Vondel war ein deutscher Dichter, ein echter deutscher Sänger, wie von Geburt, so durch seinen offenen, biederen Charakter, seine wackere, deutsche Gesinnung, durch seine Sympathien für Kaiser und Reich; ein Deutscher war er vielleicht auch ein wenig in seiner Liebe und Verehrung für Gelehrsamkeit und Schulpoesie, aber auch ein Deutscher in der Herzlichkeit, Gemüthlichkeit, Innigkeit und Wahrheit seines Sanges, ein Deutscher gleichsam aus den schönsten Zeiten des Mittelalters in seiner edlen, muthigen Begeisterung für Recht und Freiheit, in seiner gläubigfrommen Hingebung an Gott und Religion, an Papst und Kirche.

Das ist der eigentlichste Charakter seiner Lyrik. Sie ist in ihrem innersten Wesen eine Fortsetzung mittelalterlicher deutscher Gesinnung und Denkweise unter allerdings äußerlich veränderten Umständen. Er hat die Literatur seiner Heimath wieder da angeknüpft, wo der Protestantismus sie losgerissen hatte, und sie mit neuer echt deutscher Lebenskraft durchdrungen. Über die ästhetischen Vorzüge seiner Lyrik im Allgemeinen sagt Lennep mit vollem Recht:

„Was ein durchaus eigenthümliches Kennzeichen der Gedichte Vondels ist und wodurch sie sich vortheilhaft von denjenigen Anderer unterscheiden, das ist, daß ihr Inhalt, so mannigfaltig er auch sein mag, immer in deutlicher Beziehung zu der Person oder Sache steht, welche den Hauptgegenstand bildet, und zu der Gelegenheit, für die das Gedicht verfaßt wurde. Nie trifft man bei ihm die loci communes an, die sich bei allen Stoffen und bei allen Gelegenheiten anbringen lassen, und erlaubt er sich als Dichter eine Erweiterung, so steht diese allzeit mit dem Stoff im Zusammenhang und fließt natürlich aus demselben hervor."

Dramatische Werke. Die Dramen eingerechnet, welche Vondel aus dem Lateinischen übersetzte und bearbeitete, hat er ungefähr eben so

viele dramatische Werke hinterlassen als Shakespeare; es sind ihrer 32. Sehen wir auf das diesen Dramen Gemeinsame, so wird jedem Leser, der sie zum ersten Male vergleicht, die Ähnlichkeit oder, wenn man will, Gleichheit auffallen, die in ihrem äußeren Aufbau herrscht. Sie haben alle ziemlich dieselbe Länge, sind alle in fünf Acte getheilt, sind alle in den Zwischenacten durch Chöre verbunden, welche fast ausnahmslos wieder eine regelmäßig stabile Form haben, nämlich eine oder zwei Strophen mit Antistrophe und Schlußstrophe. Die Stücke sind, mit Ausnahme von wenigen, sämmtlich in Alexandrinern geschrieben, die Chöre in kürzeren gereimten Verszeilen, Jamben oder Trochäen. Die Stücke halten sämmtlich auf's Pünktlichste die drei Einheiten inne: Einheit der Handlung, des Ortes, der Zeit. Der handelnden Personen sind wenige. Lebhafte Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Handlung ist ausgeschlossen. Spannende Verwickelung ist selten angestrebt. Theatercoups fehlen gänzlich. In großer Einfachheit, Ruhe und Würde entwickelt sich die Handlung, ganz auf ihre innere Bedeutsamkeit gestützt, aus einem Hauptcharakter und einigen wenigen secundären Charakteren, hält inne, wo zur Entfaltung lyrischen Schwungs Gelegenheit und Raum geboten ist, bewegt sich mehr in längeren, affectvollen Reden, als in kurzem, lebhaftem Dialog und schließt meistens mit einer Peripetie (Katastrophe), die sich nicht auf der Bühne vollzieht, sondern nur durch Boten gemeldet wird, mehrere Male auch durch die Dazwischenkunft eines Deus ex machina, wo eine solche in der Natur des Stoffes begründet ist. Die Charakteristik der wenigen handelnden Personen ist durchweg eine sehr tüchtige und die schöpferische Kraft des Dichters erscheint als eine wahrhaft großartige, wenn man die ganze Reihe der von ihm gezeichneten Charaktere zusammenstellt und vergleicht. Aber die einzelnen Stücke bieten ebenso wenig wie die des Sophokles jene bunte Welt, welche sich in einem einzigen Drama Shakespeare's entfaltet. Doch sind sie durchaus nicht auf bloße Lectüre, sondern für die Bühne berechnet, und geben der Kunst des Schauspielers, wie auch der Bühnentechnik, einen reichen und bedeutenden Spielraum. Die lyrischen Chöre sind durchweg von großer Schönheit, gedankenreich, schwunghaft, musikalisch und auf's Innigste mit dem Stücke verbunden. Viele davon sind Meisterwerke lyrischer Poesie, obschon die Sprache es versagte, den reichen, wechselnden Rhythmus der Alten nachzubilden.

Wie der Dichter mit Vorliebe diesem lyrischen Zuge folgt, so überläßt er sich auch nicht selten seinem Talent und seiner Neigung zu epischer, besonders beschreibender Darstellung, und zu den glänzendsten Partien

Digitized by Google

seiner Dramen gehören solche Stellen, in welchen entweder eine der handelnden Hauptpersonen eine der Bühne entrückte, aber in die Handlung verflochtene Thatsache in reicher lebendiger Darstellung gewissermaßen für Auge und Ohr zu ersetzen sucht, oder schließlich ein Bote in erschütterndem Bericht die Katastrophe mittheilt, welche sich außerhalb der Scene vollzogen hat. So die Schilderung des Paradieses im ersten Acte des „Lucifer", die Erzählung vom Martertode der beiden Apostel am Schlusse des „Petrus und Paulus". Dieses Vorwiegen des epischen Elementes kann gewiß an sich nicht als Vorzug einer dramatischen Dichtung bezeichnet werden; doch ist die Verwerthung desselben sehr oft durch die Natur des Stoffes, der Situation u. s. w. im Einzelfalle gerechtfertigt.

Ein anderes viel bedeutsameres Element der Gemeinsamkeit, das die ganze Dramatik Vondels beherrscht, ist der religiöse Charakter seiner Dichtungen. Obwohl er fast alle seine Stücke für die Bühne schrieb, für die Bühne einer großen protestantischen Handelsstadt, so ist doch die Hälfte derselben unmittelbar religiösen Inhalts; die profanhistorischen sind ganz und gar von religiösen Motiven und Anschauungen durchdrungen; die wenigen, welche altclassische Stoffe ausführen, sind ebenfalls von religiösem Ernste beseelt, und selbst das einzige Idyllendrama, die „Leeuwendalers", hat einen durchaus frommen, ernst-sittlichen Anhauch. Die eigentliche Sphäre des Dichters war das Göttlich-Erhabene, das Wunderbare, das Religiöse, das Biblische, das Kirchliche: das Nationale und Profane erscheint erst an zweiter Stelle und wird von dem religiösen Element beherrscht. Hätte er von Jugend auf in einem katholischen Lande gelebt, so hätte ein Autos-Dichter wie Calderon aus ihm werden mögen. Aber da sein vorwiegend protestantisches Publikum biblische Stoffe liebte, er selbst vor Allem in der Bibel am besten zu Hause war, so ward er vor Allem ein biblischer Dichter. Was ihm, wenn auch nicht deutlich, als Ziel vorgeschwebt zu haben scheint, war, der dramatischen Kunst jene hohe, religiöse Weihe und Würde wiederzugeben, welche sie bei den Alten besaß. Bei dem religiösen Ernst, der seine Zeitgenossen beseelte, und bei dem Ungenügen, das sie an ihrem kahlen Calvinismus hatten, fand dieses Bestreben Anklang und bot dem greisen Dichter, auch als er katholisch geworden war, noch die Möglichkeit, als Bühnendichter fortzuwirken. Weder mit der englischen, noch mit der französischen und spanischen Bühne jener Zeit genau bekannt, gestaltete sich Vondel seine eigene Bühne, indem er dabei hauptsächlich im Auge hatte, religiöse, christliche und biblische Stoffe in ähnlicher Weise dramatisch zu gestalten,

Digitized by

wie die Alten ihre religiösen Mythen gestaltet hatten. Den griechischen Dichter, mit dem er die meiste Geistesverwandtschaft hatte, Aeschylos, scheint er nicht näher kennen gelernt zu haben. Die alten Dramatiker, an denen er sich bildete, waren Seneca, dann Sophokles und Euripides. Seine eigentlichen Lieblingsdichter blieben, zum Nachtheil seiner dramatischen Entwickelung, die Epiker Virgil und Ovid, der Lyriker Horaz und neben ihm die Psalmen. Befangen in den Kunstregeln der Alten, gewann sein hohes dramatisches Talent nie jene volle Freiheit, mit welcher Shakespeare seine Stoffe modelte, vermied aber auch die traurige, inhalts- und formarme Zügellosigkeit, in welche die Nachahmung des großen Briten viele neuere Dichter gestürzt hat. Sobald man vorurtheilsfrei dem nachgeht, was Vondel eigen ist und worin er sich an die antike Tragödie anschließt, wird man in seinen Dramen zum wenigsten das finden, was selbst Johannes Scherr darin anerkennt, „reichen poetischen Gehalt, kühne Gedankenfülle und ergreifende Gefühlstiefe". Wenn Scherr meint, daß „die Composition und Durchführung in Vondels Dramen mangelhaft, dem Monolog ein viel zu weites Feld eingeräumt" ist, so läßt sich dieser Vorwurf nicht einfachhin bestreiten; daß es aber in denselben überall „an dem rechten dramatischen Leben fehle", ist unzweifelhaft zu viel gesagt. Mit Recht weist van Vloten, Vondels Vertheidiger gegen die Angriffe Joenckbloets, auf die hinreißende Gewalt hin, mit welcher Vondel die verschiedensten Leidenschaften, Gemüthsbewegungen, Affecte zu zeichnen weiß; auf die einfache Größe und Erhabenheit, mit welcher er die einzelnen Handlungen durchführt; auf die Mannigfaltigkeit und das lebendige Colorit seiner Charaktere; auf die tragische Wirksamkeit und Kraft, die er, ähnlich den Alten, darin bewährt, mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln das Ziel der Tragödie — Läuterung der Affecte durch Furcht und Mitleid — zu erreichen. Wo das vorhanden, da fehlt es doch wahrlich nicht überall an dem „rechten dramatischen Leben". Vloten gibt zu verstehen, daß er Vondels Dramen nicht gerade neben die höchsten „dramatischen Meisterstücke" stellen will, bemerkt aber — wie uns scheint, vollkommen richtig: „Zwischen dramatischen Meisterwerken und weniger als mittelmäßigen Bühnenwerken, wie die Trauerspiele früher hießen, liegt noch ein so weiter Abstand, daß noch Raum genug für einen schönen Platz weit über dem Mittelmäßigen übrig bleibt, den Vondel mit seiner Bühnenpoesie nächst der von Göthe z. B. und selbst über Corneille und Racine einnehmen mag. Den wollen wir ihm fortan auch gönnen!"

Digitized by Google

Wir fürchten nicht, der Übertreibung bezichtigt zu werden, wenn wir schließlich behaupten: In Vondel sprudelte eine reiche Quelle edelster Poesie. Zwischen den gewaltigsten Accorden seines majestätischen Harfengesangs tönen uns wieder Klänge an's Ohr, so einfach, kindlich, schlicht, wie sein Trostlied an der Leiche seines Kindes. Der prophetische Herold des gestürzten Engelreichs, des verlorenen Paradieses, des ersten Weltuntergangs ist jener selbe gemüthliche Vondel, der trauernd dem verstreuten Spielzeug seines hingeschiedenen Kindleins nachsieht, der die niederländische Flotte jauchzend in der Themse begrüßt, der Kaiser und Reich wider die Türken zum Kampfe ruft, der die zürnende Geißel wider Calvin schwingt, der Gustav Adolph um Schutz für das heilige Köln fleht, froh den Westphälischen Frieden feiert, der die höchsten Grunddogmen und Geheimnisse des katholischen Glaubens poetisch entwickelt; es ist derselbe Vondel, der sich als schlichter Gewerbsmann durch eigenen Fleiß zum literarischen Freunde eines Hugo Grotius emporarbeitet, alle irdischen Vortheile und allen irdischen Ruhm entschlossen in die Schanze schlug, um den katholischen Glauben, den er als den wahren anerkannt, zu umfangen; es ist derselbe Vondel, der im Zusammensturz seines häuslichen Glücks den Muth nicht verlor, der als verarmter Greis den Frohsinn und die Lebensfrische eines Jünglings entwickelte; es ist derselbe Vondel, von dem Alberdingk-Thijm mit vollstem Recht sagt:

„Vondel war nicht nur ein Genie, er war ein Charakter. Gerecht, bieder, ehrlich in Handel und Wandel, Gott liebend und pflichtgetreu, bekämpfte er seine Leidenschaften. Weder im Großen noch im Kleinen gab er seinen Neigungen nach. Für Eitelkeit stand er zu hoch; Rache und Neid fanden in seinem edeln Herzen keine Stätte. Bei all seiner feurigen Liebe für das Schöne wehrte er der verbotenen Lust unbedingt den Zutritt zu seiner gesunden, reinen Seele. Er war muthig und ebenso liebreich, hatte einen scharfen, witzigen Geist, aber ebenso viel aufrichtige Milde; er liebte seine Freunde ohne Arg und konnte seinen Feinden ohne Mühe vergeben. Bei aller Reife und Erfindungskraft seines Geistes besaß er etwas Kindliches, das ihm Aller Herzen gewann. Er hat in allen niederländischen Fragen, von der Zeit vor dem Waffenstillstand (von Antwerpen 1609) bis nach dem Münster'schen Frieden, sein Wörtchen mitgesprochen, und die Tausende und aber Tausende von Exemplaren, in welchen seine herrlichen Dramen und Lieder abgesetzt wurden, haben zur Hebung des niederländischen Geistes mehr beigetragen, als wohl irgend Jemand ahnt."

Digitized by Google

Warum ist nun ein so wackerer Dichter in Deutschland so wenig bekannt, in vielen Kreisen fast wie verschollen? Mehr als einmal während der Publikation dieser Artikel wurde diese Frage an mich gerichtet.

Sie findet eine theilweise Erledigung in dem Umstand, daß niederländische Sprache und Literatur überhaupt seit mehr als einem Jahrhundert in Deutschland sich verhältnißmäßig geringer Theilnahme erfreuten. Das Holländische gehört nicht zu den Weltsprachen, die jeder Gebildete lernen, die holländische Literatur nicht zu denjenigen, die Jeder kennen will. Dann hat Vondel das Unglück gehabt, daß einige wenige seiner Stücke von Gryphius u. A. zu einer Zeit übersetzt und nachgeahmt wurden, in welcher die hochdeutsche Sprache noch tief unter der niederländischen stand, und daß mit diesen Übersetzungen er selbst in eine Art Mißcredit gerieth. In England und Frankreich konnte Vondel als guter niederländischer Patriot keine günstige Aufnahme finden und so hat die deutsche Kritik auch von daher keine Anregung zu Vondels Studium bekommen. Endlich ist Vondels Dichtung nicht ganz frei von den üblen Eigenschaften der Geschmacksrichtung seiner Zeit. Ich glaube aber nicht, daß das alle Gründe sind.

Vondel ist Convertit, begeisterter Katholik, Jesuitenfreund, ein entschiedener Ultramontaner.

Vondel ist ein durchaus religiöser und tiefreligiöser Dichter.

Vondel ist vor Allem ein Dichter des Erhabenen, das in der christlichen Religion liegt.

Vondel ist endlich ein entschiedener Gegner der Revolution und ein entschiedener Reactionär, soweit Reaction nicht blinde Liebe des Veralteten, sondern treues Festhalten der christlichen Grundsätze in Familie, Staat und Gesellschaft bedeutet.

Der Leser mag sich es selbst überlegen, ob diese Umstände nicht beigetragen haben mögen, daß viele der verkommensten französischen Literaten in Deutschland eingebürgert sind, der echt-deutsche Vondel nicht.

A. Baumgartner S. J.

Digitized by Google

Recenſionen.

Theodor von Mopſueſtia und Junilius Africanus als Exegeten. Nebſt einer kritiſchen Textausgabe von des Letzteren Instituta regularia divinae legis. Von Dr. **Heinrich Kihn**, Profeſſor der Theologie an der königl. Univerſität Würzburg. 8°. XXIII u. 528 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 6.80.

Des Junilius Schrift, bekannter unter dem Titel De partibus divinae legis, wurde während des Mittelalters im Abendlande vielfach dem Unterrichte zu Grunde gelegt. Noch wichtiger iſt ſie jedoch wegen des unläugbaren Einfluſſes, welchen ſie auf die Abfaſſung von Caſſiodors vielgebrauchtem Handbuche De institutione divinarum litterarum ausgeübt hat. In Frage- und Antwortform läßt der Verfaſſer auf eine allgemeine Einleitung in die heilige Schrift, unter dem dreifachen Geſichtspunkte der Lehre von Gott, von der gegenwärtigen und von der zukünftigen Welt, eine ſyſtematiſche Darſtellung des bibliſchen Lehrinhaltes folgen; ſeine Darſtellung empfiehlt ſich durch planvolle Anlage, knappen und klaren Ausdruck und conciſe Definitionen.

Aber wer war Junilius? Der Klärung dieſer und der damit zuſammenhängenden Fragen iſt Dr. Kihns Buch in erſter Linie gewidmet. Vom ſechzehnten Jahrhundert bis ungefähr auf unſere Zeit blieb das Urtheil des gelehrten Abtes Trithemius maßgebend: „Junilius, episcopus cujusdam urbis in Africa (nomen autem civitatis invenire non potui), vir certe in sacris scripturis valde doctus et in saecularibus disciplinis meo judicio sufficienter instructus, sensu profundus, eloquio dulcis et ornatus.“ Ähnlich Sirtus von Siena, Bellarmin, Labbeus, Du Pin u. A. Die erſten Zweifel an des Junilius biſchöflichem Charakter äußerte 1778 Gallandi, und Dr. Kihn gebührt das Verdienſt, nicht nur die dießbezüglichen inneren Gründe weſentlich verſtärkt, ſondern auch durch Heranziehung einer bisher nicht gewürdigten Stelle aus Procops Anecdoten (Kap. 20) die Beweisführung zu ihrem Abſchluſſe gebracht zu haben. Junilius war Afrikaner von Geburt, kein Biſchof, ſondern ein gebildeter und nach damaliger Hofſitte auch in theologiſchen Fragen nicht unbewanderter Laie, der als Nachfolger Tribonians am Hofe Juſtinians das einflußreiche Amt eines Quaestor sacri palatii bekleidete. Er ſtarb 552.

Er ſelbſt erklärt in ſeiner Vorrede an Biſchof Primaſius von Adrumet ſeine Schrift für eine lateiniſche Überarbeitung der griechiſchen Schrift „eines gewiſſen Perſers Paulus, der ſeine Schulung in der ſyriſchen Schule der

Digitized by

Stadt Nisibis empfangen habe, wo das göttliche Gesetz durch öffentlich angestellte Lehrer, wie bei uns im Profanunterricht Grammatik und Rhetorik, in festgesetzter Ordnung vorgetragen werde". Es ist das die nämliche Schule von Nisibis, deren auch Cassiodor in den Eingangsworten seines Lehrbuches so rühmliche Erwähnung thut. „Im Einvernehmen mit dem hochseligen Agapet," schreibt er, „dem Papste der Stadt Rom, hatte ich dahin gestrebt, nach dem Vorbilde der ehedem lange Zeit hindurch zu Alexandrien bestehenden Einrichtung, wie auch des jetzt noch in der Syrerstadt Nisibis gepflegten hebräischen (d. i. chaldäischen) Unterrichtes in der heiligen Schrift, zu Rom eine theologische Lehranstalt mit berufsmäßigen Professoren zu fundiren, allwo die Seelen der Gläubigen sowohl des ewigen Heiles theilhaftig, als auch deren Zungen zu correctem und lauterem Vortrage herangebildet würden. Durch die Kriegsfurie indessen und die gewaltsamen Umwälzungen im italischen Reiche bin ich an der Ausführung meines Vorhabens verhindert worden, denn nicht gedeiht Friedenswerk in ruheloser Zeit; und so fühle ich mich nunmehr durch Gottesliebe angetrieben, unter göttlichem Beistand an Lehrers Statt für euch dieses einleitende Handbuch zusammenzustellen."

In Nisibis, unter persischer Herrschaft, suchte und fand der seit dem Concil von Ephesus (431) aus dem römischen Reiche verdrängte Nestorianismus seine neue Heimath. Hier ließen sich seine Lehrer nieder, die in Antiochien und Edessa nach dem Vorgange eines Luzian, Flavian und Chrysostomus dem Schriftstudium obgelegen hatten, und gründeten eine Exegetenschule, welche als ihre geistigen Väter Nestorius, Diodor von Tarsus und Theodor von Mopsuestia verehrte und bis tief in's Mittelalter als ein Brennpunkt nestorianischer Wissenschaft und Propaganda sich erhielt. Die Grundlage allen Unterrichtes, des theologischen wie des profanen, bildete ein dreijähriger Lehrcurs der heiligen Schrift. Im ersten Jahre hatte der Schüler den ersten Theil der Intersessionen (d. h. Gebete für die Tag- und Nachtzeiten, Lobgesänge u. dgl.), das Buch des Paulus (wahrscheinlich des oben erwähnten „Persers Paulus" — also eben den chaldäischen Urtext unserer Instituta regularia) und den Pentateuch abzuschreiben und sich gleichzeitig im Chorgesange der Klagelieder für die Verstorbenen zu üben. Im zweiten Jahre wurde der zweite Theil der Intersessionen, der Psalter und die Propheten geschrieben und die Sacramental-Hymnen geübt. Im dritten Jahre folgten der Rest der Intersessionen, das Neue Testament und anderweitige Gesänge. Für den Candidaten der Theologie schloß sich hieran noch eine zweifache Bildungsstufe, das Studium der Väter nämlich und der Exegeten. In letzterer Beziehung war die Auctorität Theodors von Mopsuestia einzig maßgebend. So stellte der Patriarch Mar Abas (536—552) den in der Folge wiederholt erneuerten Synodal-Kanon auf: „Sententia (sententiae?) omnium nostrum episcoporum Orientis fundatae sunt super fidem Patrum trecentorum decem et octo; in expositione autem scripturarum sanctum Theodorum sequimur." Zuwiderhandelnde wurden mit dem Anathem belegt. Neben dem theologischen Studium betrieb man Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, vor Allem aber peripatetische Philosophie auf Grund-

Digitized by Google

lage der bereits im fünften Jahrhundert in's Syrische übersetzten Schriften des Porphyrius und Aristoteles. Die syrischen Nestorianer haben den Übergang der griechischen Wissenschaft, namentlich der Philosophie und Medicin, vom achten bis zehnten Jahrhundert zu den Arabern vermittelt, welche dieselbe ihrerseits dem christlichen Occident zuführten.

In die Blüthezeit der nisibenischen Schule fällt also die Entstehung unserer **Instituta regularia**, und in deren eigentlichem Verfasser, dem „Perser Paulus", erkennt Dr. Kihn wohl mit Recht den gefeierten Lehrer jener Schule und nachmaligen Metropoliten von Nisibis, Paulus von Bassora. Bei seiner in den Zeitraum 543—545 fallenden Anwesenheit in Konstantinopel hatte derselbe, zum Zwecke der Aussöhnung der Nestorianer, eine Disputation mit Kaiser Justinian, die nachträglich veröffentlicht wurde. Überhaupt wurden damals die Aussöhnungsversuche eifrig betrieben und erst durch die 550 erfolgte Verdammung des Theodor von Mopsuestia die Trennung endgiltig besiegelt. Während jenes Aufenthaltes zu Konstantinopel geschah es jedenfalls, daß Paulus dem Junilius das griechische Exemplar der ursprünglich in syrischer Sprache abgefaßten **Instituta** einhändigte.

Dieselben tragen durchaus nisibenisches Gepräge. Auf tüchtige aristotelische Schulung weist die Anlage hin. „Es wäre nicht schwer," sagt Dr. Kihn, „aus den Werken der Koryphäen der Scholastik eine Reihe von Stellen auszuheben, welche sich mit Junilius-Texten nach Sinn und Ausdruck decken; schwierig aber ist es, zu entscheiden, ob sie aus ihm entnommen oder durch den gemeinsamen Gebrauch des aristotelischen Organons beiderseits originellen Ursprungs sind." Der nestorianische Irrthum blieb selbstverständlich aus unserer, einer Zeit der Aussöhnungs-Bestrebungen ihre jetzige Gestaltung verdankenden Schrift ausgeschlossen, doch kommen dem Nestorianismus geläufige Ausdrucksweisen und Schriftauffassungen häufig genug zum Vorschein. Im junilischen Bibelkanon erkennt Dr. Kihn den theodorischen Kanon wieder; Auffassung und Grundsätze sind unbestreitbar diejenigen des Mopsuesteners. Hieraus ergibt sich, wie lehrreich die uns gebotene Arbeit für die Geschichte des Kanon, der Exegese überhaupt und der auf exegetischem Gebiete so bedeutsamen antiocheniſchen Schule ist. Es war für diese Arbeit aber auch der Verfasser in ganz hervorragendem Maße befähigt. Bis in's Jahr 1866 reicht seine erste inhaltsverwandte Studie zurück: „Die Bedeutung der antiocheniſchen Schule auf dem exegetischen Gebiete, nebst einer Abhandlung über die ältesten christlichen Schulen. Eine von der theologischen Facultät der Hochschule zu Würzburg gekrönte Preisschrift. Weissenburg." Unlängst noch beschenkte er uns mit einer Studie über Polychronius, den Bruder des Mopsuesteners. Man darf daher wohl behaupten, daß er wie kein Anderer in der Geschichte und den Verhältnissen der antiocheniſchen Schule heimisch ist, und hoffen, daß diese Garbe nicht die letzte sein werde, die er auf diesem so ergiebigen Felde kirchlicher Forschung binden wird.

Seiner Anlage nach zerfällt das Buch in drei Theile. Der erste, grundlegende gibt uns ein Bild Theodors, seiner Zeit, seiner Umgebung, seiner exegetischen und dogmatischen Anschauungen; der zweite von Junilius und

Digitized by Google

den an die Instituta sich knüpfenden, kritischen Fragen; der dritte bietet eine Vergleichung der biblischen Theologie des Junilius mit derjenigen Theodors. Dem Buche ist eine kritische Ausgabe der Instituta selbst beigegeben.

Fr. v. Hummelauer S. J.

De integritate sacri textus hebraei. Dissertatio quam exaravit Dr. *Adam Kopyciński*, Prof. p. o. Theologiae pastoralis in Seminario Tarnoviensi. 8°. 106 S. Tarnoviae 1880. Preis: *M.* 2.

Vorliegende Abhandlung ist gut geeignet, den Anfänger mit dieser Frage der biblischen Einleitungswissenschaft und der einschlägigen Literatur bekannt zu machen. Neben den älteren (z. B. Capellus, Walton, Carpzov, Burtorf, De Rossi, aus denen mehr oder minder ausführliche Stellen mitgetheilt sind) werden auch neuere Schriftsteller, z. B. Herbst-Welte, Tanke, Keil, Frankl, Reinke, Zschokke u. a., herangezogen und verwerthet. Der Hauptsache nach wird man heutzutage dem Hrn. Verfasser allgemein zustimmen, daß der hebräische Text in Nebendingen auf verschiedene Weise eine Verschlechterung erlitten, in der Hauptsache aber und in Betreff der Glaubens- und Sittenlehre uns ohne absichtliche Fälschung überliefert worden sei. Meinungsverschiedenheit kann jedoch herrschen über den größeren oder minder großen Werth des masorethischen Textes der griechischen Übersetzung und dem samaritanischen Pentateuch gegenüber. Hier neigt sich der Hr. Verf. ziemlich entschieden der Bevorzugung des masorethischen Textes zu, während Dr. Kaulen (Einleitung S. 65. 89) ihm bei weitem nicht so günstig ist. Die Abhandlung hätte an Werth gewonnen, wenn die eine oder andere Beweisführung (S. 32 u. f.) weniger rhetorisch und mehr historisch und mit Beispielen belegt vorgetragen worden wäre; einige Ansichten über die Einführung der neuen Schreibweise durch Esdras, über eine Recension desselben (S. 9. 24. 25), über die Citate im Neuen Testamente (S. 66) bedürften einer genaueren, resp. verbesserten Fassung; sodann ist zu beachten, daß die skrupulöse Genauigkeit der spätern Juden in Bewahrung des Buchstabens (S. 48. 80 u. a.) nicht als ein allgemein und für alle Zeit triftiger Beweis für die ängstlich sorgfältige Überlieferung angeführt werden kann; daß aber der masorethische Text mit Treue überliefert wurde, bedurfte kaum einer so ausführlichen Beweisführung (vergl. S. 67 u. f.). — Im zweiten Theile der Abhandlung werden vier einzelne Stellen (Ps. 22, 17. Gen. 2, 2. Is. 19, 18. Gen. 49, 10) eingehender besprochen und deren Richtigkeit nach der masorethischen Lesart verfochten. In Ps. 22, 17 redet der Herr Verfasser, um auch hier allen Verdacht einer Fälschung fern zu halten, jener Erklärung das Wort, die כארי als Participialform im Plural faßt; ob aber eine solche Pluralform frequenter invenitur?!

Das Schriftchen bekundet Belesenheit, reges Interesse an der Sache, ausdauernden Fleiß und einen glücklichen Forschungstrieb. Doch sollte die Correctur des Druckes sorgfältiger besorgt sein.

J. Knabenbauer S. J.

Digitized by Google

Die Kunst im Dienste der Kirche. Ein Handbuch für Freunde der christlichen Kunst von **G. Jakob,** Domvicar und bischöflicher geistlicher Rath. Dritte Auflage. Nebst Titelbild und 20 Tafeln. Landshut, Thomann'sche Buchhandlung, 1880. Preis: ungeb. *M.* 8; geb. *M.* 9.50.

Schon in der ersten Auflage war dieses Buch nicht ein rasch hingeworfenes Erzeugniß des Augenblickes, sondern ein lang durchgearbeitetes Werk, das aus den Vorträgen entstand, welche der hochwürdige Verfasser im Priesterseminar zu Regensburg zu halten gewohnt war. Jede Seite der vorliegenden dritten Auflage beweist, daß derselbe in den 23 Jahren, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1857) verflossen sind, den Erscheinungen der betreffenden Literatur mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, und daß er mit Fleiß notirte und in sein Buch aufnahm, was seinem Zweck dienlich sein konnte.

Sein Zweck war weder eine Theorie des Schönen noch auch Kunstgeschichte zu schreiben, denn „nicht eine Ästhetik, welche abstrakt zu verfahren meint, während sie ihre Regeln doch nur nach den Mustern der Griechen und Römer bildet, sondern der christliche Geist, wie er in der Kirche sich ausgesprochen, kann allein die wahren Gesetze lehren, um ein richtiges Urtheil über Werke christlicher Poesie (und Kunst) zu fällen" (S. 369). Diesen christlichen Geist findet der Verfasser, indem er „in seinem Buche bei Besprechung des Einzelnen, wie im Ganzen, immer drei Fragen zu Grunde legt". „Erstens: Welches sind in diesem Stücke die traditionellen Anschauungen der Kirche? Zweitens: Welches sind die darauf bezüglichen Bestimmungen der Kirche? Drittens: Wie hat nach diesen Anschauungen und nach diesen Bestimmungen die Kunst in den besseren Zeiten hierin verfahren?" (S. 4.)

Jedermann erkennt auf den ersten Blick, wie der Verfasser sich durch die Aufstellung dieser drei Fragen eine große Aufgabe schuf, aber er löst sie in ebenso gründlicher als ansprechender Weise. Seine Anmerkungen sind reich an Citaten aus den Werken der heiligen Väter, der Concilien und der liturgischen Schriftsteller, während der Text die Hauptergebnisse in flüssigem Vortrage mittheilt. Wie erfreulich ist ein solches Buch, das offen, frei und gründlich den katholischen Standpunkt vertritt! Es hilft einem wahren Bedürfnisse ab, denn „mit größerer Entschiedenheit als je arbeitet auch die ‚moderne Kunst' dahin, sich von jedem Einflusse der Kirche und des Übernatürlichen und des Himmlischen vollständig freizumachen; und nie wurde ihre Trennung in zwei als unvereinbar geltende Gebiete, in eine Kunst nämlich für das Leben und in eine Kunst für die Kirche, so principiell von den Gegnern der kirchlichen Richtung gefordert, als gerade jetzt. Einer Kunst, die das ‚non serviam' (‚ich diene nicht') so ungescheut als Losungswort nimmt, wird die Kirche sich auch nicht bedienen können" (S. XIII).

Leider lassen sich die Katholiken heute von Solchen über die Kunst unterrichten, die (wie z. B. Lübke) ausgesprochene Gegner der Kirche sind, und die in ihren auf Massenabsatz berechneten zahllosen Werken die wahre kirchliche

Digitized by

Kunst herabzusetzen suchen, es aber in verdeckter Weise thun, um so auch bei der katholischen Leserwelt Eingang und Absatz zu finden. Es gibt, wir läugnen es nicht, auch gutgesinnte Schriftsteller unter den Andersgläubigen, aber „es ist beschämend, daß in die Kenntniß der großartigsten Werke auf dem Gebiete der Kunst die Katholiken allgemeiner erst von Fremden mußten eingeführt werden, und es wäre an der Zeit, die Erforschung, das Verständniß, die Verbreitung solches specifisch katholischen Eigenthums wieder in unsere eigenen Hände zu nehmen" (S. 427). Das vorliegende Buch bietet zu dieser Wiedereroberung der katholischen Kunst für die Katholiken die besten Rathschläge und Hilfsmittel. Mit Recht weist es wiederholt darauf hin, daß „ein Architekt ohne Achtung und Übung christlicher Pflicht, ohne Pietät gegen das im Gotteshause einmal Gebrauchte, der Alles stürmisch neu machen will und zwar genial und nach der Mode der Zeit, der nur selbständig verfahren will, für die kirchliche Kunst nicht taugt" (S. 94). In der kirchlichen Kunst muß als „erste Regel" gelten: „der Priester überlasse nie Alles dem Künstler oder Handwerker, noch ordne er selbst nach seinem Gutdünken und Geschmack an, sondern sehe sich vorerst um die einschlägigen kirchlichen Anschauungen und Bestimmungen [die Jakob in reichlicher Weise bietet], dann aber um gute Muster aus besserer Zeit um, auf daß an diese der Künstler sich halten könne" (S. 268).

Was die Einrichtung des Buches angeht, so zerfällt es in drei Hauptstücke. Im ersten berichtet der Verfasser über die kirchliche Architektur (S. 9 bis 93). S. 93—101 fügt er recht bemerkenswerthe Winke für Neubauten und Restaurationen hinzu, die um so mehr zu beherzigen sind, weil auch noch heute die meisten sog. Restaurationen dergestalt ausgeführt werden, daß sie den Ausdruck „Restaurations-Vandalismus" nicht vergessen lassen und immer wieder den Wunsch wecken, man möchte lieber die Sache beim Alten gelassen haben. Das zweite Hauptstück handelt über kirchliche Sculptur, Malerei und Paramentik (S. 102—343). Die Geschichte des Altares ist mit Recht ausführlicher behandelt (S. 126—168) und mit Hilfe von acht Tafeln erläutert, weil heute die Anschaffung neuer Altäre so oft nöthig ist. Das dritte Hauptstück, das sich mit der kirchlichen Poesie und Musik beschäftigt, ist (S. 343 bis 444) mit besonderer Liebe und gründlichen Erörterungen geschrieben. Die Begeisterung des Verfassers für echt kirchliche Musik leuchtet überall hervor und verleiht seiner Feder wahrhaft poetischen Schwung. Selbst Solche, die sich schon in eingehenderer Weise mit dem Studium der kirchlichen Kunst beschäftigt haben, werden das Buch nicht ohne Belehrung und Anregung durchlesen; Jene aber, die zu eingehenden Studien keine Gelegenheit haben, werden sich aus ihm das Nöthige in leichter Weise zu eigen machen können. So glauben wir dasselbe recht empfehlen zu dürfen, nicht nur dem hochwürdigen Klerus an erster Stelle, sondern auch Kirchenvorständen und Privaten, welche sich für Anschaffung neuer Gegenstände für Kirchen und Kapellen interessiren, sowie denen, welche als Dirigenten oder Sänger in Kirchenchören wirken. Die kirchliche Kunst ist der verklärte Ausdruck des kirchlichen Lebens, und kein guter Katholik sollte ohne Interesse für sie sein; Alle und Jeder

Digitized by Google

ſollte, ſo ſcheint es uns, mitwirken an dem Wiederaufblühen, an der Renaiſſance der Kunſt des katholiſchen Mittelalters.

Stephan Beiſſel S. J.

Die Bedeutung der Marianiſchen Congregationen für junge Männer, insbeſondere für junge Kaufleute. Eine Feſtſchrift zur 25jährigen Jubelfeier der Gründung der Aachener Congregation. X u. 90 S. Aachen, Albert Jacobi, 1880.

Mit größter Freude haben wir vorliegendes Werkchen begrüßt und geleſen. Wie uns von glaubwürdiger Seite verſichert wird, verbirgt ſich unter der Anonymität als Verfaſſer ein akademiſch gebildeter Fabrikant, alſo ein Mann, welcher vermöge ſeiner Lebensſtellung am meiſten geeignet erſcheint, in der ſo wichtigen religiöſen Frage für den Kaufmannsſtand das Wort zu ergreifen. Es iſt der nämliche Herr, welcher bereits im Jahre 1865 als Deputirter der Aachener Congregation auf der Generalverſammlung der katholiſchen Vereine Deutſchlands zur Empfehlung der Congregationen eindringliche Worte ſprach. Wer das in jeder Hinſicht trefflich geſchriebene Büchlein geleſen hat, wird nicht umhin können, in demſelben eine höchſt beachtenswerthe Erſcheinung zu erblicken. Wir unſererſeits möchten dasſelbe namentlich der Aufmerkſamkeit des hochwürdigen Klerus, ſowie aller derer, denen die ethiſch-religiöſe Hebung der induſtriell-kaufmänniſchen Kreiſe am Herzen liegt, auf das Wärmſte empfohlen haben.

Ohne Frage gehört es heute auf dem religiös-ſocialen Gebiete zu den dringlichſten Aufgaben, die ſo einflußreichen Kreiſe der induſtriellen Welt, welche auf Bildung Anſpruch machen und dabei ſo ſehr dem materialiſtiſchen Zuge der Zeit und der Entchriſtlichung ausgeſetzt ſind, wiederum dem Geiſt und Leben des Chriſtenthums näher zu bringen. Nur dadurch können beſſere Zuſtände eingeleitet werden, daß man trachtet, die jüngeren Generationen dem Strudel gänzlicher Verweltlichung zu entreißen. Hier ſtehen wir nun vor der recht ſchmerzlichen Thatſache, daß ſehr viele Jünglinge, indem ſie aus chriſtlichen Familienkreiſen in die Welt des materiellen Erwerbes, wie ſie heute iſt, hinaustreten, in religiöſer Vereinſamung Sitte und Glauben verlieren und dem Verderben anheimfallen.

Wenn überhaupt unter den Verhältniſſen, wie ſie heute ſind, etwas Großes erſtrebt werden ſoll, ſo bietet ſich als einzige Möglichkeit der Ausführung der Weg der Aſſociation homogener Kräfte. Hiervon können natürlich die jener Corruption entgegenwirkenden Beſtrebungen keine Ausnahme machen. So hat denn auch in der fraglichen Angelegenheit der deutſche Klerus bereits ſeinen richtigen Blick bekundet; von Tag zu Tag bricht ſich bei ihm mehr und mehr die Erkenntniß Bahn, daß es hier gilt, ein großes Werk unitis viribus in Angriff zu nehmen. Wie vor 30 Jahren auf Kolpings Anregung ſich allenthalben katholiſche Geſellenvereine bildeten, ſo erwacht heute in faſt allen bedeutenderen Städten der Wunſch, katholiſche kaufmänniſche Aſſociationen zu gründen. Aus der katholiſchen Kaufmannswelt heraus werden dieſe Vereinigungen auf das Sympathiſchſte begrüßt. Daß dieſelben aber vor Allem

Digitized by Google

auf eifrige Förderung des religiösen Lebens gerichtet sein müssen, ist gleichfalls allgemein anerkannt. Mit Recht. Nur da, wo warme, thatkräftige Religiösität blüht, wird den übrigen Bestrebungen der rechte Geist eingehaucht, nur da findet sich jener christliche Opfersinn, ohne den kein edler Zweck in nutzbringender Weise auf die Dauer erstrebt werden kann, und endlich gibt ja auch die Religion allein Kraft, mit Erfolg der Corruption und der Versunkenheit in die Materie entgegenzutreten.

Im Hinblick hierauf muß es gewiß überaus zeitgemäß erscheinen, die Aufmerksamkeit auf eine religiöse Institution und Vereinsform hinzulenken, welche sich in der Praxis bereits auf das Glänzendste bewährt hat, nämlich auf die sogen. Marianischen Congregationen; und zwar ist dieß um so mehr nothwendig, als sogar in manchen katholischen Kreisen gerade gegen diese Art von Vereinigungen die gröbsten Vorurtheile anzutreffen sind. Über dieselben handelt die vorliegende Broschüre. Sie enthält im ersten Theile die Entwicklung der Grundidee der Congregation und im andern einen Rückblick auf die Aachener Congregation. Wir werden also zuerst mit den leitenden Principien bekannt gemacht, und können alsdann an einem Beispiele von 25jähriger Dauer betrachten, wie die Anwendung der Principien sich in der Praxis gestaltet. Wir wollen uns gestatten, einige wesentliche Punkte mit wenigen Worten an dieser Stelle hervorzuheben.

Die Congregation, welche unter der Leitung eines von der geistlichen Behörde ernannten Präses und eines von den Mitgliedern gewählten Vorstandes steht, ist ein religiöser Verein in der engeren Bedeutung des Wortes, ohne aber eine gewöhnliche Bruderschaft, ein bloßer Gebetsverein zu sein. Es ist vielmehr ausdrücklich und wiederholt von den Päpsten (Paul V., Gregor XV., Benedict XIV. und neuerdings Pius IX.) erklärt worden, daß die Marianischen Congregationen keine Bruderschaften und darum auch nicht an die Bestimmungen der über die Bruderschaften erlassenen Bulle Quaecumque gebunden seien (Acta apud S. Sedem II, 28 ss.). Ihr Zweck geht dahin, daß durch freundschaftliches Zusammenhalten und Zusammenwirken Vieler in einem und demselben Geiste der Eifer im Dienste Gottes und in Ausübung aller religiösen Pflichten, ganz besonders aber in der Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria unterhalten und dadurch christlicher Sinn und christliches Leben gehegt und befördert werde. Ihr nächster Zweck ist also allerdings auf die Religion gerichtet, aber sie bleiben nicht dabei stehen, sondern wollen durch die Religion in's Leben eingreifen und dasselbe umgestalten. So ist der Congregationsgedanke, obwohl fest und unerschütterlich in seinem Grunde, doch elastisch genug, um sich den verschiedenartigsten Verhältnissen der Congregationsmitglieder anzubequemen und das Gute in den verschiedensten Formen in entsprechender Weise zu befördern. Doch ist zu empfehlen, daß der Vorstand, um seine Thätigkeit nicht zu zersplittern, dieselbe auf den nächsten Zweck der Congregation allein richte, die Mitglieder zwar auch für andere gute Zwecke zu begeistern und zu gewinnen suche, aber die Sorge für deren Ausführung nicht selbst übernehme, sondern Comités innerhalb der Congregation damit betraue oder auch die Mitglieder zum Eintritt in andere

Digitized by Google

religiöse, dafür eigens bestellte Vereine, wie z. B. Vincentiusverein, veranlasse.

Wie aus der vorliegenden Schrift hervorgeht, bietet die Aachener Congregation ein leuchtendes Beispiel dafür, wie sich die Idee in der Wirklichkeit darstellt. Wir sehen diese Association junger Männer darauf bedacht, bei ihren Mitgliedern das religiöse Leben genau im Sinne der katholischen Kirche zu hegen und zu pflegen. Hierin bestand stets die ausschließliche Sorge des Aachener Congregationsvorstandes. Dabei erblicken wir aber in der Geschichte dieser Congregation ein besonderes Comité für die Errichtung und Verwaltung einer auf gebildete Stände berechneten Leihbibliothek, ein anderes für die Leitung einer Fortbildungsschule für Kinder armer Handwerker, ferner ein für die Interessen des Peterspfennigs thätiges Comité. Da die religiöse Einmüthigkeit der Mitglieder natürlicher Weise zur geselligen Unterhaltung und Erheiterung zusammenführen muß, so gewahren wir ebenfalls ein besonderes Comité, welchem vom Vorstande die Aufgabe zuertheilt worden ist, für die gemüthlichen Unterhaltungen Sorge zu tragen. In ähnlicher Weise wurde auch der Pflege der speciell kaufmännischen Interessen eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt.

Auf diese Weise wurde vor Allem das sichergestellt, was für den gebildeten jungen Mann, wie für jeden Menschen, das Wichtigste und zugleich der einzige Lebensnerv der Congregation ist: die Förderung des echt christlichen und praktisch-katholischen Lebens bei den Mitgliedern. Dieß Eine galt als Substanz, alles Andere als Accidenz. Die Thätigkeit des Vorstandes stand über den verschiedenen Einzelbestrebungen, und war so vor jeder Zersplitterung bewahrt, welche die Pflege des religiösen Moments hätte beeinträchtigen können. Indem andererseits die andern Werke und Bestrebungen von der Congregation ausgingen und in ihr eine kräftige Stütze fanden, erhielten sie von der Congregation aus das rechte Motiv, die nachhaltige Thatkraft, die gewünschte Direction; wie sie denn auch hinwiederum dazu beitrugen, das Wesen und den eigentlichen Geist der Congregation zu stärken und auszubreiten. Wie aus dem Berichte hervorgeht, hat es der gegenwärtige Präses verstanden, die Congregation in den so schwierigen Verhältnissen der Gegenwart nicht bloß zu erhalten, sondern innerlich wie äußerlich zu heben und zu kräftigen.

Dieß wäre in Kürze der Congregationsgedanke. Wer eine genauere Darlegung desselben wünscht, den verweisen wir auf das Büchlein; dort wird er unter Anderem auch des Weiteren ausgeführt finden, warum die Congregationen in ganz besonderer Weise sich die Verehrung Maria's zur Aufgabe machen.

Aus unsern Andeutungen ergibt sich der Unterschied, welcher zwischen einer Congregation und den anderen katholischen kaufmännischen „Vereinen", wie sie bereits in manchen Städten gegründet sind, besteht. Letztere dehnen ihren eigentlichen Zweck *neben* der Förderung des religiösen Lebens zugleich auf Hebung und Vervollkommnung der allgemeinen und der Fach-Bildung, sowie auf die Pflege der Geselligkeit aus. Diese verschiedenen Zwecke erscheinen

Digitized by

als coordinirt. Dabei wird natürlich auf die Erhaltung und Belebung des religiöſen Geiſtes keineswegs ſo poſitiv eingewirkt, wie das in den Congregationen der Fall iſt. „Vereine“ wie Congregationen ſuchen Anſchluß an die Kirche. In den Congregationen gehört der Geiſtliche als Präſes zum Vorſtande; ohne Wiſſen und Willen des Präſes kann nichts Wichtiges beſchloſſen oder ausgeführt werden; der nächſte Zweck der Congregation bewegt ſich ganz und gar auf dem Gebiete, auf welchem das Anſehen des Prieſters von ſelber maßgebend iſt, auf welchem ferner die Vereinsleitung für keinen ſeeleneifrigen Prieſter mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden iſt. Auch die „Vereine“ ſtreben die freundlichſten Beziehungen zu den kirchlichen Organen an; ſie ſtehen ganz und gar auf kirchlichem Boden. Da aber ihr nächſter Zweck zum großen Theil einem Gebiet angehört, welches ſich dem prieſterlichen Geſichtskreiſe entzieht, ſo beanſprucht der Prieſter keine Theilnahme an der Leitung des Vereines. Er iſt nur mit ſeinem Rathe bei der Hand; deßhalb freilich darf er nach den Statuten der Vereine allen Verſammlungen und Vorſtandsſitzungen beiwohnen.

Hier alſo, wie überall, zeigt es ſich, daß der erwachende katholiſche Geiſt in friſcher natürlicher Lebendigkeit verſchiedene Wege findet, welche zu demſelben Ziele führen. Die Gemeinſchaftlichkeit der religiöſen Beſtrebungen hat es aber bewirkt, daß „Vereine“ und Congregationen trotz ihrer „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ zu einem einheitlichen großen Verbande in ſchönſter Harmonie geeint ſind. Daß die Congregationen, fußend auf einer mehrhundertjährigen Erfahrung, an ihrer Eigenart zäh feſthalten, wird man nur anerkennen können. Die einzige Folge, welche ſich hieraus für die mit den Congregationen zuſammengehenden „Vereine“ ergeben könnte, wäre eine Wahrung und Stärkung des religiöſen Momentes, alſo ein Einfluß, welcher den Zweck der „Vereine“ in keiner Weiſe beeinträchtigt. Für die Congregationen ſelber liegt in dem Feſthalten an ihrem religiöſen Charakter ihre Lebensfrage. Man verſuchte es wohl in einzelnen Congregationen, im Hinblick auf die veränderten Anſprüche der Gegenwart, die mehr weltlichen Zwecke des Vereinslebens in den Vordergrund zu rücken. Aber ſämmtliche Verſuche haben zu der Überzeugung zurückgeführt, daß in allen weſentlichen Punkten an der althergebrachten Form der Congregationen feſtzuhalten ſei. Zur Charakteriſtik dieſer in den Congregationen herrſchenden Anſchauung erlauben wir uns einige Worte herzuſetzen, welche dem letzten Düſſeldorfer Jahresbericht entnommen ſind. „Möge immerhin,“ ſo heißt es dort, „Übereinſtimmung und Gleichartigkeit der Lebensſtellung, des Alters, der ſtändigen und geſelligen Intereſſen, der Ausbildung und des Bedürfniſſes gegenſeitigen Ideenaustauſches Mittel von größerem Werthe ſein, um eine Vereinigung junger Männer zu ermöglichen, ſo bildete ſich doch in den Mitgliedern der Marianiſchen Congregation die Anſchauung aus, daß die religiöſe Geſinnung und Übung nicht allein eine von einer Marianiſchen Congregation unzertrennliche und von den Mitgliedern willig aufgenommene Pflicht, ſondern auch im eigentlichen Sinne der innere einigende Kitt der Mitglieder unter einander und das in der Erfahrung erprobte einzig mögliche Band einer dauernden Vereinigung ſei.

Digitized by Google

Hatte sich daher früher, wenigstens in einzelnen Fällen, die Neigung Geltung verschafft, durch die Pflege der geselligen Seite des Vereinslebens in hervorragender Weise die Mitglieder zu befestigen und neue Freunde zu gewinnen, so hat sich doch in den letzten drei Jahren als Resultat der Erfahrung die Überzeugung Bahn gebrochen, daß, so sehr auch mit allen Kräften dieses gesellige Leben zu pflegen sei, doch auf dem religiösen Gebiete allein die Quellen zu suchen seien, aus denen für die Marianische Congregation auf die Dauer Nahrung, Lebenskraft und weitere Entfaltung geschöpft werden kann."

Diese wenigen Andeutungen, denken wir, werden genügen, um unsere Leser zur Einsicht in die vortreffliche Schrift des Aachener Congreganisten zu veranlassen. Sie werden dann ohne Zweifel zur Erkenntniß gelangen, daß die Congregationen sich keineswegs überlebt haben. Nein, wenn je, so sind sie für die Gegenwart zeitgemäß, ja nothwendig. So groß sind die Gefahren, welche jungen Kaufleuten und Industriellen, Studenten und Gymnasiasten, Gesellen und Arbeitern drohen, daß nicht eine gewöhnliche Übung, sondern nur eine ganz besondere Pflege der Religion, wie sie in den Congregationen geboten wird, dagegen schützen kann. Freilich bringen dieselben dem geistlichen Präses manche Arbeit, aber auch großen Trost. Ich wenigstens nenne ohne Zaudern die Jahre, welche ich als Präses einer großen Aachener Congregation verlebt habe, die schönsten meines Lebens.

G. S.

Konrad von Wittelsbach, Cardinal, Erzbischof von Mainz und von Salzburg, deutscher Reichserzkanzler. Zur Feier des 700jährigen Jubiläums des Hauses Wittelsbach. Von Dr. **Cornelius Will**, fürstlich Thurn und Taxis'schem wirklichen Rath und Archivar. Regensburg, New-York und Cincinnati, Friedrich Pustet, 1880. Preis: *M.* 1.40.

Die Veranlassung dieser Festschrift des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg ist im Titel angegeben. Bayern feierte das siebenhundertjährige Jubiläum jenes denkwürdigen Actes, durch welchen Kaiser Friedrich der Rothbart, nachdem er Heinrich den Löwen überwunden hatte, das Herzogthum Bayern seinem getreuen Anhänger, dem Pfalzgrafen Otto VI. von Wittelsbach, übergab (Hoftag zu Altenburg, 16. September 1180). Einen Hauptantheil an dieser Belohnung hatte der Bruder des Pfalzgrafen Otto, Konrad, der durch Kaiser Rothbart 1161 auf den Stuhl von Mainz erhoben, später aber, weil er sich auf Seite des rechtmäßigen Papstes Alexander III. stellte, durch denselben Kaiser (1165) seines Amtes verlustig erklärt wurde. Erst der Friede von Venedig (1177), bis zu welchem hin Erzbischof Konrad als Cardinalbischof von Sabina in der Umgebung des Papstes verblieb, der ihn zu wichtigen Diensten gebrauchte, näherte ihn wieder dem Kaiser. Dem Frieden brachte der Cardinal das Opfer, auf sein Erzbisthum freiwillig zu verzichten; dafür erhielt er das Erzbisthum Salzburg,

Digitized by

das er bis zum Tode Christians von Busch (1183) inne hatte; dann wurde er von Neuem durch Wahl auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben und behauptete ihn bis zu seinem Tode (1200). An den gewaltigen Kämpfen zwischen dem ersten Staufen und dem Papste Alexander III. nahm Konrad regen Antheil und war hier, wie bei den Nachzüglern im Interesse der Kirche für den Frieden mit Erfolg thätig. Auch am Kreuzzuge betheiligte er sich nach dem Tode Saladins. In den Kronstreitigkeiten zwischen den Hohenstaufen und Welfen nahm er für Erstere Partei und starb zu frühe, um durch seine bewährten Friedenskünste die spätern Wirrsale hemmen zu können. Es war eine glückliche Wahl, aus einer gewaltigen, an Charakteren und hohen Idealen reichen Zeit einen der Besten der Gegenwart zur Spiegelung vorzuführen. Und es ist so geschehen, wie man es von einem in den deutschen Geschichtsquellen so bewanderten Forscher, als welcher der Verfasser rühmlichst bekannt ist, erwarten durfte. Möge das farbenreiche Lebensbild aus der Blüthe Deutschlands Vielen angesichts der Nöthen unserer Zeit den Muth aufrichten.

Fl. Rieß S. J.

Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007—1803. Von **Heinrich Weber.** Erste Abtheilung. 8°. X u. 312 S. Bamberg, Schmidt'sche Buchhandlung, 1880. Preis: *M.* 4.

Monographien wie die vorliegende sind trotz ihrer zunächst örtlichen Bedeutung in vorzüglicher Weise geeignet, das Geistesleben älterer Zeiten zur Anschauung zu bringen. Der geehrte Herr Verfasser schließt von seiner Geschichte des Schulwesens im Hochstift Bamberg recht geflissentlich alles Fremde aus, wozu ihn schon die hervorragende Bedeutung der Stadt und die nicht eben spärlich fließenden Quellen vollkommen berechtigten. Zudem bleibt bei dieser Behandlungsweise die Aufmerksamkeit des Lesers ungetheilt dem anziehenden Einzelbilde zugewandt, und wird die größte Genauigkeit und Bestimmtheit der Angaben ermöglicht. Soweit wir ohne Einsicht der zahlreichen handschriftlichen und gedruckten Quellen, welche zur Verwendung kamen, aus der ruhigen, umsichtigen und sich eng an die vorliegenden geschichtlichen Zeugnisse anlehnenden Darstellung schließen zu dürfen glauben, wird uns ein ganz zutreffendes Bild der Schule in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen entworfen. An vielseitigem wissenschaftlichen und pädagogischen Interesse auch für den fernstehenden Leser gebricht es keinem Theile des reichhaltigen Werkes. Als Begründer dreier Stiftsschulen erscheinen gleich zu Anfang die hehren Gestalten Kaiser Heinrich' II. und seiner heiligen Gemahlin Cunigundis. Zunächst war es die reich dotirte Domschule, welcher das kaiserliche Paar mit dem Geiste der Frömmigkeit und Ascese den eigenen Sinn für feine Bildung einzuhauchen wußte. Mit den Dignitären des Stiftes wurde sofort ein Lehrercollegium, an seiner Spitze ein Scholasticus, ernannt zur Leitung der gelehrten Schule, in der das Trivium und Quadrivium und, Alles „überwachend und richtend", die Theologie docirt wurde. Heinrich ließ auch, theils durch Übertragung aus andern Klöstern, theils durch Abschriften, eine ansehnliche Bücher-

Digitized by Google

ſammlung herſtellen. Die Stiftung gedieh bald zu hoher Blüthe. Angeſehene Gelehrte, Schriftſteller und Kirchenfürſten gingen aus der Bamberger Domſchule hervor, unter Andern der heilige Erzbiſchof Anno von Köln. Trotz der durchweg claſſiſchen Bildung dieſer Männer fand doch auch die deutſche Mutterſprache eine ſorgſame Pflege. Eine neue Blüthezeit begründete die Erhebung Otto's des Heiligen zum Biſchof von Bamberg (1103). Ihm war es vor Allem um eine gründliche Bildung ſeines Klerus zu thun; zugleich aber ſtieg unter ihm das Anſehen der Schule in ſolchem Grade, daß derſelben aus allen Theilen des Reiches wißbegierige Jünglinge zuſtrömten. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts that das Aufblühen der Univerſitäten den Stiftsſchulen großen Eintrag. Dennoch wirkte nicht nur die Domſchule, ſondern auch die übrigen in Bamberg theils gleichzeitig, theils ſpäter geſtifteten Schulen ſegensreich fort. Große Dienſte leiſtete der Wiſſenſchaft die Benedictiner Schreibſchule auf dem Michelsberg durch Vervielfältigung von Handſchriften. Rector der Schule bei St. Gangolph war gegen Ende des 13. Jahrhunderts der bekannte Dichter des „Renners", Hugo von Trimberg. Wegen des im 16. Jahrhundert aufkommenden heidniſchen Humanismus, der ſich auf den Univerſitäten breit machte, ſah man ſich behufs angemeſſener Heranbildung der Geiſtlichen zur Gründung einer Seminarſchule gemäß der Anordnung des Tridentinums veranlaßt. Gymnaſium und Seminar wurden im Jahre 1611 den Jeſuiten übergeben. Der Verfaſſer verweilt mit Vorliebe bei den anziehenden Einzelheiten, welche ihm unter Anderem die litterae annuae des Collegs zu Gebote ſtellten. Nach den Stürmen des 30jährigen Krieges erfolgte die Erhebung der Jeſuitenſchule zur Akademie, womit das Recht zur Ertheilung philoſophiſcher und theologiſcher Grade verbunden war. Nach weiteren hundert Jahren waren alle vier Facultäten einer Univerſität vollſtändig vorhanden. Einen gar traurigen Eindruck macht es, wenn nach Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu im Einzelnen das raſche Eindringen des modernen Geiſtes mit all ſeinen philoſophiſchen, theologiſchen und kirchenpolitiſchen Irrthümern nachgewieſen wird.

Die Zerfahrenheit unſeres heutigen Schulweſens erheiſcht durchaus einen gelehrigen Rückblick auf beſſere Verhältniſſe, und ſind wir darum dem Verfaſſer der Geſchichte der Bamberger Schulen für die aufgewandte Mühe doppelt dankbar und ſehen dem Abſchluß des Werkes mit großem Intereſſe entgegen.

G. Gietmann S. J.

Leichenbeerdigung und Leichenverbrennung. Eine hiſtoriſche, wirthſchaftliche und mediciniſche Abhandlung von Dr. **Johann Creus,** Profeſſor der Medicin an der Central-Univerſität zu Madrid. Aus dem Spaniſchen überſetzt von Dr. Ludwig Schütz, Profeſſor am Prieſter-Seminar zu Trier. 8°. 66 S. Paderborn, Schöningh, 1879. Preis: *M.* 1.

Auf der Generalverſammlung des Vereins für Leichenverbrennung im Herbſt 1878 zu Berlin wurde auf Antrag des Herrn Reinker beſchloſſen, „die

Digitized by

Agitation für die Bestrebungen des Vereins von jetzt ab wieder nachhaltiger zu betreiben". Großen Erfolg hat freilich diese Agitation nicht gehabt. Die „Germania" berichtet nämlich den 1. März d. J., daß in einer öffentlichen Versammlung auf der Niederwallstraße ein abschlägiger Bescheid des Staatsministeriums, die Feuerbestattung für Preußen zuzulassen, zur Verlesung kam und sogar beschlossen wurde, von weiteren Gesuchen an die Staatsbehörden zur Zeit Abstand zu nehmen und zunächst nur für die Idee der Feuerbestattung „vermehrt und kräftig" Propaganda zu machen.

Gewiß, die Zeit ist vorüber, wo diese Art von Culturkampf beim deutschen Volke einen nennenswerthen Anklang gefunden. Und doch glauben wir, daß es keine unnütze Arbeit war, die Verbreitung einer solchen Schrift in Deutschland zu befördern. Dr. Creus wollte für Spanien „Begriffe aufklären, Ideen oder Meinungen, welche beklagenswerthe Verirrungen erzeugen konnten, berichtigen" (S. 66): dieß ist es ohne Zweifel, was auch die Übersetzung derselben Schrift hervorgerufen. Wir haben im Deutschen keinen Überfluß an guten Schriften, welche über die vorliegende Frage aufklären, und doch ist es gut, daß auch unserem deutschen Volke es nach jeder Seite hin klar werde, zu welch lächerlichen Verkehrtheiten der freimaurerische[1] Liberalismus die öffentliche Meinung zu verleiten sucht, nur um sie von christlichem Glauben und religiöser Sitte abzulenken. Dr. Creus zeigt uns in gedrängter, aber höchst klarer und zugleich gründlicher Weise, wie wenig wir durch wahre Wissenschaft und wahren Fortschritt veranlaßt sein können, gegen die bisherige christliche Bestattungsart unserer theuren Todten das System der Verbrennung einzutauschen. Wir wollen hier den Inhalt seiner Schrift nach den Hauptmomenten dem Leser vorführen, so daß wir diesem nicht die Abhandlung selbst entbehrlich machen, sondern seine Aufmerksamkeit und sein Interesse darauf hinlenken.

Dr. Creus behandelt die Frage von dem dreifachen Gesichtspunkte der Geschichte, der Ökonomie und der Medicin, weil die Förderer der Leichenver-

---

[1] Die Verquickung der Loge mit der Leichenverbrennungs-Agitation erhellt zur Genüge aus einem Briefe, den nach der Civiltà Catt. die „Bauhütte" in Nr. 9, 1874, brachte und worin Konrad, der Meister, an die deutschen Brr. schrieb, „die Verbrennung sei ein Riesenschritt voran nicht bloß in der sittlichen Ordnung, sondern auch in der sanitären; die Brr. Oberitaliens hätten sie unter ihre Bestrebungen aufgenommen und dadurch den Dank jedes echten Maurers verdient". Ein anderes Document der italienischen Maurerei vom 26. Mai 1874 fordert die Brr. auf, bei den Stadtbehörden überall auf die Verbrennung zu dringen und an Urnen zu denken für die Aufbewahrung der Asche (Rivista della massoneria italiana. 1. giugno 1874). Und welches Ziel strebte hierbei die Maurerei an? Das wird uns deutlich bezeichnet von Wegmann-Ercolani: „Die Asche wird in Urnen entweder nach Hause getragen oder in hierfür errichteten Gebäuden beigesetzt. Nur gebt Acht, diese Gebäude müssen gemeinsam sein: kein Unterschied der Religion darf dort Platz finden. Mit dem Tode muß alle Unterscheidung des Cultus aufhören: so wird ein neuer Schritt gemacht zur wahren, allgemeinen Religion der Zukunft" (Die Leichenverbrennung als rationellste Bestattungsart, S. 43).

Digitized by Google

brennung ſich geberden, als ob ſie gerade auf dieſem dreifachen Gebiete Alles für ſich hätten und die bisherige Beerdigung völlig discreditiren könnten.

Was ſagt alſo die Geſchichte? — Dieſe liefert den Beweis, daß die Beerdigung als die älteſte, dauerndſte und allgemeinſte Beſtattungsart der Verſtorbenen anzuerkennen iſt. Daneben iſt Verbrennung aufgekommen durch die Entartung des Heidenthums, und zwar in der Art, daß von den älteſten Zeiten an bis auf den heutigen Tag jener Theil des menſchlichen Geſchlechtes, welcher am meiſten unter Gottes Leitung geſtanden, auch am treueſten die Beerdigung feſthielt, und daß dagegen eben jener Theil, welcher am weiteſten von Gottes natürlicher und übernatürlicher Führung ſich entfernte, der Feuerbeſtattung ſich am meiſten zuwandte. Das Heidenthum inmitten des chriſtlichen Europa folgt hierin nur inſtinctartig dem entartetſten Heidenthum in Indien und Afrika (S. 4—13).

Der Geſichtspunkt der Ökonomie iſt nicht günſtiger. Zunächſt urgiren die Gegner das damnum emergens aus dem Verluſte des Terrains ſo vieler großer Friedhöfe, ſowie aus den Koſten für Erhaltung und Erneuerung derſelben, für Grabſteine, Denkmäler u. ſ. f. Es iſt Dr. Creus aber leicht, dieſen Punkt zu widerlegen, und er thut es mit dem edlen Gefühle eines Spaniers, das durch ſolche materielle Engherzigkeit verletzt wird[1]. Zugleich weist er nach, wie die Verbrennung noch viel koſtſpieliger ſein müßte. Man denke nur an die Apparate: derjenige in Mailand z. B., in welchem Herr Keller verbrannt wurde, koſtete 600 000 Franken; derjenige, welchen die Firma Siemens lieferte, auch 20 000 Franken — wie viele ſolcher Apparate wären aber nothwendig, wenn die Beerdigung allgemein durch die Verbrennung erſetzt würde? — Hierzu kommen aber noch die Auslagen für Gebäulichkeiten, für Brennmaterial, für Maſchiniſten, Heizer und anderes Perſonal, endlich auch für Generaldépôts zur Aufbewahrung der Aſchen-Urnen oder Columbarien: und das ſollte ökonomiſcher ſein?!

Aber es handelt ſich ferner um die bedauernswerthe Vergeudung des fruchtbarſten Materials durch die Beerdigung, wie Moleſchott,

---

[1] S. 14 wird F. „Fleury" als der Verfaſſer eines trefflichen Artikels in der Löwener „Revue catholique" genannt. Dieſer Name beruht auf einem Irrthum, den wir hier berichtigen wollen. Ohne Zweifel ſind die Artikel gemeint, welche unter dem Titel „La Crémation" von Profeſſor Louis Henry in den beiden Bänden des Jahrgangs 1875 (13. 14.) und im erſten (15.) von 1876 ſich finden. Es iſt davon auch ein Separatabdruck erſchienen: „L'inhumation et la crémation. Conférence faite au cercle scientifique de Louvain par Louis Henry, professeur de Chimie à l'université catholique de Louvain. Louvain, Peeters, rue de Namur 22, 1876" (p. 96). Der Verfaſſer dieſer höchſt empfehlenswerthen Schrift iſt eine Zierde der Löwener Univerſität, welcher er ſeit mindeſtens 20 Jahren angehört; der bedeutendſte Chemiſt in Belgien, Mitglied der Akademie in Berlin ꝛc. Noch dieſes Jahr hatte er die Ehre, in einem liberalen Maskenaufzuge perſiflirt zu werden; die Studenten aber brachten ihm dafür eine Ovation im Colleg und Abends einen Fackelzug vor ſeiner Wohnung.

Digitized by

Lieball und Andere so sehr urgiren; und glaubte doch Bertani am 7. Dec. 1871 in der italienischen Kammer versichern zu dürfen, daß „zufolge genauer Berechnung (!) die menschlichen Gebeine, wenn zur Befruchtung der Erde verwendet, nicht weniger als fünf Millionen Hektoliter Korn mehr eintragen würden". Wie? Am Ende wäre das ein probates Mittel, der amerikanischen Getreideconcurrenz wirksam zu begegnen. Die Hoffnung scheint Einzelnen kaum mehr zu kühn: träte die Verbrennung an die Stelle des jetzigen Beerdigungssystems, so würde jedes Feld fruchtbar und das Elend müßte verschwinden aus dem letzten Winkel der Erde; die brennende sociale Frage würde einfach im Feuer aufgehen [1].

Doch das ist eitel Nichts. Von Dr. Creus werden (S. 29—37) zwei Dinge nachgewiesen: erstens, daß alle Elemente, woraus der beerdigte todte Körper besteht, zufolge seiner vollständigen, wenn auch langsamen Zersetzung sich von ihm ablösen und darum auch langsam dazu übergehen, an dem beständigen Kreislauf und dem gegenseitigen Austausch der Substanzen zwischen Erde und Luft, zwischen dem Reich des Vegetabilischen und dem des Animalischen theilzunehmen. Und daß zweitens, wäre dieß auch nicht der Fall, das Universum durch seinen allmächtigen Schöpfer und weisen Erhalter mit allen Stoffen, die für die Ernährung der Pflanzen und Thiere nothwendig sind, überflüssig versehen worden ist. Die Noth der Landwirthschaft und anderer Berufszweige hat eben ganz andere Ursachen, als die Beerdigung, und fordert daher ganz andere Heilmittel, als die Verbrennung der Leichen.

Nun folgen die Gesichtspunkte der Medicin. Die verpesteten Leichen, sagt man, verpesten die Luft durch ihre Ausdünstung; was sagt Dr. Creus auf dieses erste Bedenken?

Auch bei Verbrennungen, so meldet er, wie z. B. in Mailand bei Keller, nahm man, nach dem Zeugniß des italienischen Arztes Rota, einen starken Pestilenzgeruch wahr. Was die von den Gegnern angeführten Beispiele betrifft, so halten sie die Kritik nur schwer aus, sind jedenfalls ausnahmsweiser Art und beweisen nichts gegen wohleingerichtete Friedhöfe. Dagegen gibt es ganz sichere Zeugnisse, wie z. B. von Professor Bouchardat in Paris, zu Gunsten der Friedhöfe in Bezug auf den fraglichen Punkt, welche die gegentheiligen wenigstens aufwiegen. Ein solches Zeugniß legen selbst die Katakomben ab, über deren hygienische Nachtheile gar keine historische Spur vorhanden ist. Die Zersetzung der Leichen in der Erde geht, wegen Mangel an Sauerstoff, sehr langsam vor sich; dann wirkt die umliegende Erde filtrirend oder desinficirend, so daß an die Oberfläche entweder gar keine Infection bringt, oder doch so versetzt und verdünnt, daß von einer schädlichen Wirkung nicht mehr die Rede sein kann.

Aber das Trinkwasser soll durch die beerdigten Leichen inficirt werden, weil man in dem Wasser gewisser Brunnen und Quellen ammoniak-

---

[1] „Der Welt Verderb durch Todtenbegrabung, das neue Paradies durch Todtenverbrennung", ist der Titel einer im Jahre 1868 von Lieball veröffentlichten Schrift.

Digitized by Google

haltige Producte und Stickſtoffverbindungen fand, die nur von dem Contact des Regenwaſſers mit Leichen auf den Friedhöfen herkommen können.

Auch dieſes Bedenken iſt mehr in der Phantaſie als in der Wirklichkeit begründet. Nach Dr. Creus iſt conſtatirt, daß nur ein ſehr geringer Theil des Regenwaſſers, welches auf die Friedhöfe niederfällt oder durch ſie hindurchgeht, lösliche Fäulnißſtoffe in ſich aufnehmen kann. Ferner, daß das Waſſer, welches der Infection geziehen wird, in dünnen, unſichtbaren Fäden durch die Erde hindurchſickert und durch dieſen Desinficirungs-Apparat gänzlich gereinigt wird. Hierzu kommt, daß die Analyſe eines Brunnens, der im Centrum eines Friedhofes gelegen war, einer Prüfungscommiſſion zu Paris ein vollkommen reines Trinkwaſſer herausſtellte; daß das Regenwaſſer mehr Ammoniak enthielt, als das Waſſer der vorgeblich von Leichen inficirten Brunnen; endlich, daß mehrere Brunnen, auf welche ſich die Gegner vorzüglich berufen, die Infectionsſtoffe nicht von Leichen, ſondern von andern geologiſchen Urſachen erhalten haben konnten. Die hierauf bezüglichen Details bei Dr. Creus (S. 60—64).

Vom mediciniſchen Standpunkte wird noch geltend gemacht, bei der Leichenverbrennung könne es nicht mehr vorkommen, daß Scheintodte beerdigt werden.

Wie klug! Allerdings nicht beerdigt, aber verbrannt können ſie ebenſo gut werden, und was liegt ſo viel an dieſem Unterſchied? — Dagegen muß die gerichtliche Medicin gegen die Leichenverbrennung aus dem Grunde proteſtiren, weil die Spuren gewiſſer Verbrechen im Feuer gänzlich vertilgt werden und ſo die Handhabung der Juſtiz in einzelnen Fällen unmöglich gemacht wird. Dieſem Übelſtande kann durch eine Unterſuchung der Leichen vor der Verbrennung nicht abgeholfen werden; denn eine ſolche iſt, weil ſie allgemein ſein müßte, ſchlechterdings unausführbar (S. 37—41).

Möge dieſer kurze Überblick zur eingehenden Vertrautheit mit der Abhandlung von Dr. Creus anregen. Man findet einen reichen Stoff auf den 66 Seiten dieſer Schrift, die zudem ſo meiſterhaft überſetzt iſt, daß man ſie wie das Original lieſt.

Vieles freilich wäre noch beizufügen, wenn die Frage vom Standpunkt der Moral und der Religion zugleich ſollte beſprochen werden. Wer hierüber weitere Studien zu machen wünſcht, den verweiſen wir auf die einſchlägigen Artikel der Civiltà Catt. (Ser. 9. tt. 8—12). — Die Erhaltung des „Gottesackers“, der „Ruheſtätte“, des „Friedhofs“ hält den Gedanken feſt, daß mit dem Tode des Menſchen nicht Alles aus iſt, wie bei dem Tode des Thieres; daß der Menſch hienieden ausſäet, um im Jenſeits zu ernten; daß der Menſch ſelbſt nur in die Furche des Grabes gelegt wird, gleich dem Samenkorn, um in erneuter Geſtalt daraus hervorzugehen. Jede Begräbnißfeier verkündet auf's Neue, welche Gnade und Würde den Leib des Chriſten umgibt: wie er geheiligt worden durch das Bad der Wiedergeburt und durch die Salbung des Chrisma; wie er genährt worden durch das Fleiſch und Blut Jeſu Chriſti, und wie nun die Hoffnung der Auferſtehung und des glorreichen Eintritts in die Wohnungen der Seligen ihn umſtrahlt.

Digitized by Google

Was bedeutet dagegen die Leichenverbrennung für unsere Zeit? Nichts Anderes, als den Materialismus oder die trostlose Resignation vor einer dunklen Zukunft. Vom alten Heidenthum herübergenommen, müßte sie eben nur jenes moderne Heidenthum nähren und verstärken, welches, schlimmer als das alte, jeglicher Sittlichkeit und jeglichen Rechtes bar, nur noch an die Sinne und an die rohe Gewalt appellirt und täglich mehr den Abgrund erweitert, der alle Ordnung, Frieden und Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft zu verschlingen droht.

R. Marty S. J.

Die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern, genannt der Kämpfer. Ein Volksbuch, darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längstvergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb. Für Alt und Jung erzählt von **Franz Trautmann.** Dritte, vermehrte und mit historischen Noten versehene, reich illustrirte Auflage. Zwei Theile. 8°. 340 u. 496 S. Regensburg, New-York und Cincinnati, Friedrich Pustet, 1880. Preis: *M.* 7.50.

Als wir das vorliegende Werk mit vieler Andacht gelesen, stand ein Gedanke besonders klar vor unserer Seele: auch den vorwitzigen, aufgeklärten und blasirten Kindern des 19. Jahrhunderts kann man noch getrost und recht glaubhaft die gewagtesten Märchen und Wunderdinge erzählen, wenn man's nur anzufangen weiß. Das zu wissen aber ist Trautmanns Geheimniß und höchste Kunst. Mag er von seinem der Geschichte kaum angehörenden Helden die übermenschlichsten Kraftdinge erzählen, oder uns das dunkeltrotzige Antlitz der sagenhaften Zauberin weisen; mag er Kämpfe mit Lindwürmern, wilden Jägern oder Türken entbrennen oder die reinste Liebe in den Flammen heiliger Entsagung sich verzehren lassen — immer weiß er den rechten, überzeugenden Ton zu treffen und so den Anfangs kritisch lauschenden Verstand bald entweder durch sein Gekose einzuschläfern, oder ihm durch sein zuversichtliches Auftreten, die Lebendigkeit der Darstellung und Großartigkeit der Bilder förmlich zu imponiren. Es mag wohl geschehen, daß schließlich bei ruhigem Nachdenken die erzählte Geschichte als das erscheint, was sie ist — eine schöne Sage —, aber trotzdem wird selbst der gebildete Leser sich des Gefühls nicht erwehren können: „es muß doch etwas an der Geschichte sein, ich muß doch einmal in den historischen Noten am Schluß nachschlagen, was für ein Fundament thatsächlich dem Auctor vorgelegen". Und richtig, man schlägt nach, sucht und findet — Nichts, als daß man sich wieder einmal hat anführen, d. h. von der Poesie hat berücken lassen. Freilich ist bei aller Kunst des Verfassers auch ein Umstand zu Gunsten des Lesers wohl zu bemerken. Bei Trautmann fußt der Dichter auf dem Historiker, oder richtiger: der Poet trägt die Maske des meticulösesten Culturforschers und archaistischen Sittenschilderers. Die wahrhaft imponirende Detailkenntniß des ganzen Lebens und

Digitized by Google

Treibens jener Epoche (1422—1514) tritt der künstlerisch bildenden Phantasie überall zur Seite und leiht ihren Luftgebilden gleich eine lebensfrische, harmonisch in das Ganze sich fügende Gestaltung und Farbe. Man möchte bisweilen glauben, das Buch sei kein Erzeugniß eines Modernen, sondern die sorgfältige Arbeit irgend eines Zeitgenossen der Ereignisse und Trautmann habe bei einer neuen Auflage nur hie und da das sprachliche Gewand etwas modischer zugeschnitten. Weit entfernt, in diesem engen Bunde oder besser in dieser gegenseitigen Durchdringung des Poeten und Historikers eine künstlerische Schattenseite zu erblicken, halten wir sie vielmehr für die Quelle der Lebensfähigkeit und des eigentlichsten Verdienstes der „Abenteuer". Die tonangebende Kritik ist freilich noch nicht einig mit sich selbst über den Werth oder Unwerth des sogen. „historischen Romans"; es will uns indessen, abgesehen von allen sonstigen Gründen, bedünken, daß, wenn ein tüchtiger Dichter und ein tüchtiger Historiker, wie bei Trautmann, zu gegenseitigem Schaffen sich vereinigen, weder die Kunst, noch die Geschichte, noch der Leser sich zu beklagen ein Recht haben. Freilich, wenn moderne Menschen mit modernen Ideen bloß in ein alterthümelndes Costüm gesteckt, zu einem historischen Festzug zugestutzt und aufgeputzt werden, und der semitische Börsenritter blinzelnd und schmunzelnd unter dem Visir des alten deutschen Degens lauert — dann Ade Geschichte und Poesie — es fehlt die Wahrheit und mit ihr die Kunst und die Weihe. Dann geht es, wie in gewissen „Dorfgeschichten", in denen die Stallmagd ihr Tagebuch führt und der Köhler über Spinoza's Tiefen spintisirt. Aber, um auf Trautmann zurückzukommen, müssen wir doch an das „ne quid nimis" erinnern. So ist es ganz recht an sich, auch der Sprache bei aller Correctheit eine möglichst starke Localfarbe zu geben, nur darf dieses Streben nicht zu einem Sprachengemenge führen, bei dem für den gewöhnlichen Leser das leichte Verständniß und für das ästhetische Bedürfniß die so nothwendige Einheit und Gleichmäßigkeit abgeht. Wir können trotz unserer gern eingestandenen Vorliebe für das Trautmann'sche Erzählertalent nicht umhin, bisweilen auch denen in etwa wenigstens beizustimmen, welche den Ton und die Sprache des Verfassers geschraubt und gemacht finden. Das Charakteristische darf nicht zur Manie werden. So liebt der Erzähler nicht bloß in diesem, sondern auch in anderen Werken Wortverbindungen und Wortbildungen, welche der schönen Prosa sonst fremd und höchstens in der gebundenen Rede gangbar sind. Daran könnte man sich jedoch wie an jede stilistische Eigenheit noch leicht gewöhnen, wenn Trautmann es nicht auch in der Gewohnheit hätte, plötzlich aus lauter historischem oder sonst realistischem Interesse den schönen, ruhigen Fluß der heutigen Schriftsprache durch wahre Katarakte mundartlicher Verunstaltungen, kauderwälschen Jargons antiquirter Actenstilistik und ungelenker Archaismen hindurch sich brausend und gischtstäubend überstürzen und trüben zu lassen. So in Nikolaus Prugger die Bäuerin und der Italiener, so in Herzog Christoph in so vielen eingeschobenen Documenten und Berichten. Das mögen an sich Kraftversuche der Sprachfertigkeit, wahre Meisterstücke photographischer Realistik sein, aber unseres Erachtens wenigstens können sie als Einschiebsel in ein fertiges Kunst-

Digitized by

werk nur störend wirken. Es ist auffallend, daß dieser Punkt in den zahlreichen und sonst mit Recht überaus lobesüberfließenden Besprechungen Trautmanns keine Beachtung gefunden hat. Denn davon sind wir überzeugt: nicht bloß dem feinen und gesunden Geschmack mißfällt diese Art, sie entfremdet dem Auctor auch viele Leser, wie uns die Erfahrung bestätigt hat. Überdieß bedarf Trautmann nicht einmal dieses Hilfsmittels, um seinem sonst so schönen, durchaus deutschen, kräftigen, reinen und gelenken Stil Abwechslung, Farbe und charakterisirende Kraft zu geben. Man vergleiche nur z. B. die Verschiedenheit des Tones in den zwei sich unmittelbar folgenden Abschnitten des ersten Bandes: „Sidonia von Cleve" und „Margarethe von Sigenheim", und urtheile selbst, ob hier der Kunstgenuß nicht ein viel reinerer, allgemeinerer sei, als beim Durchlesen der literarischen Antiquitäten irgend eines verschollenen Localchronisten.

Das ne quid nimis in anderer Beziehung ist auch von der Mehrzahl der übrigen Kritiker berührt worden: es ist die Übermäßigkeit einiger Episoden, besonders komischer, und das gar zu lange Ausspinnen mancher Kampf- und Kriegsscenen. „Der Klosterschreiber von Seldenthal" möchte vielleicht als selbständiges Werkchen noch hingehen — auch dann bliebe er bei allem Leben doch einförmig und bei allem Wechsel noch ermüdend —, als Episode aber ist er vollends unzulässig und alles künstlerischen Ebenmaßes bar. Auch bei dem „letzten Abensberger" — und dem „König, Nare und Herzog" erlahmt das Interesse, und ein paar ungelesen umgeschlagene Blätter werden wohl meistens die Strafe für den allzu gewissenhaften Historiker sein. So dürfte vielleicht auch noch das eine oder andere Abenteuer sein, welches eher durch Kürzung als durch Zusätze gewinnen könnte, allein im Großen und Ganzen ist doch ein rechtes Maß in der Ausführung der einzelnen Bilder getroffen. Und welche Bilder! Wie erheiternd, erbauend, rührend in ihrer gesunden Kraft, tieffrommen Andacht, ihrem heiteren oder traurigen Inhalt! Welch ein Held dieser schwarze Christoph, aber noch mehr welch ein Herz und welch ein Christ! In der That, manche Seite dieses Buches liest sich und geht zur tiefsten Seele sanft wie der Duft einer Blüthe aus dem Heiligengarten, tröstend, leuchtend und erhebend wie ein Strahl aus dem „christlichen Sternenhimmel". Wie ergreifend wahr und doch wie zart hat Trautmann es verstanden, die inneren Kämpfe des jungfräulichen Herzogs, sein Opfer und Entsagungsleben zu schildern! Und welcher Kritiker wird bei der durchaus gesunden Rührung am Sterbebett Margareths und später des Helden selbst nicht die leichte Beigabe eines leisen Sentimentalitäts-Anfalles übersehen? Doch die vielen, sehr großen und seltenen Vorzüge dieses Volksbuches aufzuzählen, würde uns nicht bloß zu weit führen, sondern auch überflüssig sein, da wir das Werk längst in der einen oder anderen Ausgabe in Händen aller Leser glauben. Wir fassen uns deßhalb kurz. Es mag ja immerhin wahr sein, daß die Abenteuer kein reines, großes Kunstwerk seien, das heißt, kein einiges, wohlgegliedertes Gemälde, kein Roman im modernen Sinne — Eines bleibt doch wahr und unumstößlich: die „Abenteuer" sind ein lebenskräftiges Werk, das ein ganzes Dutzend künstlerisch einheitlicher Romane an solidem Werth

Digitized by Goog

und verschwendeter Kunst aufwiegt und sich vielleicht in einem Jahrhundert noch über dem Strom der heute erscheinenden und morgen untersinkenden Büchermasse erhalten haben wird. So malten ja auch unsere Väter treuherzig und fleißig, eingehend und genau in lauter Einzelscenen auf einem Blatt das Leben ihrer Heiligen, oder ließen wie einen Blüthenkranz sich die einzelnen Angaben der Legende um ein Hauptbild schlingen, so daß der Zuschauer seinen lieben Patron von der Geburt bis zur Verklärung vor sich hatte und eins um's andere die Wunder des Lebens zur Betrachtung erlesen mochte. So hat's Trautmann mit seinem schwarzen, frommen, biderben, deutschen und echtbayerischen Christoph gemacht. So liebt es auch das Volk: kurz und gut. Wären nicht jene gerügten stilistischen Unebenheiten, die zu sehr das Künstleratelier oder das Antiquitäten-Cabinet verrathen, so sehen wir nicht, warum die einzelnen Edelsteine dieser Ehrenkrone nicht in der wirklichen großen Natur der bayerischen Berge, am Ufer des Starnbergersees u. s. w. von dem echten bayerischen Volke gesammelt und dem Meister Trautmann nur so zur Einfassung gebracht wären. Jedenfalls kann dieß Buch der „Abenteuer" werden, wozu es der Dichter bestimmt: ein Volksbuch; denn es hat die rechte Mischung dazu: eine tief- und positiv-religiöse Weltanschauung, einen idealen und doch volksthümlichen Gegenstand und eine wahrhaft dichterische, weil mit dem Herzen erfaßte Darstellung. Gott, Vaterland, Familie: diese drei Schätze des Volkes, diese drei großen Dinge, welche immerdar das Leben des Volkes durch ihre Beziehungen gleich drei Pulsadern durchströmen, sind hier im Gegensatz zu vielen Romanen nicht bloß respectirt, sondern verherrlicht, und das Alles ist literarisch gefaßt, wie es das Volk, d. h. der gesunde Theil der Leser, wünscht: in Reinheit und Wahrheit, in einer Poesie voll Lebensfreude, Thatenlust und Leidenskraft.

Die zahlreichen, äußerst poetischen Illustrationen, welche die vorliegende dritte Auflage zieren, werden mit Recht von competenter Seite als außerordentlich gelungen bezeichnet; nur sollte uns nicht wundern, wenn nächstens den Herren Malern eine energische Beschwerdeschrift des Alphabets zuginge, doch ja die berechtigten Eigenthümlichkeiten und verbrieften Rechte der Buchstaben zu respectiren und z. B. kein F für ein A oder E ꝛc. zu machen!

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Dogmatische Predigten über die göttliche Tugend des Glaubens von Dr. Konstantin Mattner, Priester der Diöcese Breslau. Mit bischöfl. Approbation. 8°. 244 S. Breslau, Goerlich, 1880. Preis: *M.* 2.25.

Die vorliegenden Predigten über den Glauben werden auf dem Titel als „dogmatische" bezeichnet, und in der That gelangt das belehrende Element nicht nur vor-

Digitized by

wiegend, sondern fast ausschließlich in ihnen zur Geltung. An Gründlichkeit, Klarheit und Faßlichkeit weisen die in einfacher Sprache abgefaßten Vorträge ein nicht geringes Maß auf, und sie verdienen gewiß das hohe Lob, mit welchem Domcapitular Dr. Lämmer sie einführt. Der ganze Cyclus der 39 Predigten zerfällt in sechs Abtheilungen, welche von der Nothwendigkeit, zu glauben, von der Gnade des Glaubens, von der Kirche als der Vermittlerin des Glaubens, von den Glaubenspflichten, von den Wirkungen des Glaubens und endlich von der allerseligsten Jungfrau Maria als dem erhabensten Vorbilde der Christen im Glauben handeln. Da gründliche Unterweisungen über den Glauben in unserer Zeit besonders dringend gefordert werden, wünschen wir dem Buche, das sich auch für die Sonntagslectüre im häuslichen Kreise eignet, eine weite Verbreitung.

Originelle, kurzgefaßte, praktische Sonntags-Predigten für das ganze Kirchenjahr (drei Predigten für jeden Sonntag) von Franz Xaver Weninger, Missionär der Gesellschaft Jesu. 8°. VI u. 761 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 6.

Der weitbekannte, mehr als 50 Jahre als Missionär und Prediger erfolgreich wirkende Verfasser eröffnet mit vorliegendem Bande der Sonntagspredigten die Herausgabe eines Predigtwerkes von zwölf Abtheilungen. Die eigentlichen Missionspredigten, die in einem dreifachen Cyclus für den Druck bereits fertig vorliegen, will P. Weninger erst dann der Öffentlichkeit übergeben, wenn er selbst nicht mehr im Weinberge des Herrn zu arbeiten die Kräfte und Gelegenheit hat. In den Sonntagspredigten und den bald folgenden Festpredigten will er unterdessen nicht als Missionär auftreten, sondern dem Seelsorger nur eine Anleitung bieten, neu, kurz und praktisch das Sonntags-Evangelium zu behandeln. Wir haben deßhalb nicht rhetorisch vollendete Muster vor uns, ja nach unserem Urtheile nicht einmal eigentliche Reden oder Predigten, sondern eindringliche, kurzgefaßte und praktische Frühreden oder sogenannte Pronen. In dieser Beziehung möchten wir dieselben allen Pfarrern recht empfehlen. Ob aber, wie der Verfasser meint, es jedem Prediger leicht wird, wenn er will, seine Predigt nach der gegebenen Vorlage auch auf eine Stunde auszudehnen, ohne in ein seichtes und langweiliges Gerede zu verfallen, möchten wir sehr bezweifeln, da eine reiche und geordnete Analyse nicht geboten wird. Außerdem hätten einige derbe Ausdrücke besser vermieden werden sollen.

Die christliche Jungfrau in ihrem Gebet und Wandel. P. Joseph Waldners Lehr- und Gebetbuch für katholische Jungfrauen. Neu herausgegeben und mehrfach umgearbeitet von H. Eicher, Domcapitular zu Metz. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. Mit einem Titelbild. 12°. 451 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 2.

Die neue Herausgabe und Überarbeitung des so geschätzten „Lehr- und Gebetbuches für katholische Jungfrauen" des P. Joseph Waldner S. J. begrüßen wir mit Freuden. Es enthält dasselbe eine erprobte Anleitung zu solider Frömmigkeit. Die christliche Jungfrau besitzt in dem Büchlein einen sicheren Führer auf dem Wege zur Vollkommenheit ihres Standes, indem sie in zuverlässigster Weise über das Wesen und die Hauptmittel der Selbstheiligung unterrichtet wird. Von besonderem Werthe

Digitized by Google

sind die zwei letzten Abtheilungen des Buches, von denen die eine in zwölf Betrachtungen die Tugendbeispiele der unbefleckten Jungfrau Maria in einem Spiegelbilde vorführt, die andere von den Berufsarten der Jungfrauen handelt. Wir zweifeln nicht, daß das Büchlein in seiner jetzigen Gestalt nach dem Wunsche des Herausgebers „Vieles, recht Vieles zur Förderung und Verbreitung der wahren Andacht unter christlichen Jungfrauen beitragen" werde.

Spiegel der allerheiligsten Jungfrau Maria, oder: Erklärung des englischen Grußes. Verfaßt von dem heiligen seraphischen Kirchenlehrer Bonaventura. Aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen. Mit einem Anhange. Mit oberhirtlicher Genehmigung. kl. 8°. XVI u. 368 S. Regensburg, Pustet, 1880. Preis: *M.* 1.50.

Die Innigkeit der Marienverehrung war wohl niemals größer, als im glaubensseligen Mittelalter. Die Schriften eines hl. Bernhard, eines hl. Anselm, eines hl. Bonaventura sind der vollkommenste Ausdruck jener Verehrung, welche die heilige Kirche der gebenedeitesten Gottesmutter unter dem Namen „Hyperdulie" darbringt. Dieselben gehören darum auch heute noch zu dem Lesenswerthesten in der gesammten marianischen Erbauungs-Literatur. Die Schrift des seraphischen Lehrers, welche wir hier zur Anzeige bringen, entwickelt in 18 „Lesungen" die fünf Lobsprüche, welche der Heilige im Ave Maria findet, in einer Weise, daß man dieselbe einen begeisterten Lobgesang auf die Himmelskönigin zu nennen befugt wäre. Über den Namen, den der heilige Lehrer seinem Buche gegeben, äußert er sich selbst also: „Weil in dieser Schrift, wie in einem nicht fein geschliffenen Spiegel, eine Art Bild von dem Leben, der Gnade und der Glorie Mariä zu erblicken ist, so mag dieselbe nicht unpassend ‚Spiegel Mariä' genannt werden." Der fleißige und gewandte Übersetzer hat das Werkchen mit einem Anhange bereichert, welcher ausgewählte Bruchstücke aus anderen Schriften desselben Heiligen, wie auch des hl. Bernhard enthält. Nebenbei bemerkt, herrscht in der Schreibweise des Übersetzers nicht überall Consequenz; so wechselt z. B. neben Bernhard wiederholt Bernardus und Bernhardus. Die Ausstattung ist gefällig.

Miscellen.

Die neuesten Entwicklungsphasen des Socialismus in Frankreich. Mazzini hat einmal Frankreich die Nation der That, Deutschland die des Gedankens genannt. Dieser Ausspruch bewahrheitet sich in auffallender Weise in Bezug auf die große Emancipations-Bewegung des vierten Standes. Seit Baboeuf, dem ersten modernen Communisten, durch die Träumereien eines Cabet und Fourier hindurch bis herab auf die Pariser Commune von 1871, fehlte dem französischen Socialismus der praktische, faßbare Gedanke. Hierin ist auch ein Grund zu suchen, warum bis in die letzten Jahre von einer nur halbweg einheitlichen socialistischen Partei in Frankreich gar keine Rede sein

Digitized by

konnte. Neben den Saint-Simonisten, Fourieristen, Cabetisten, den Anhängern von P. Lerour, Blanqui, Louis Blanc u. s. w. unterschied man noch die Positivisten, Mutualisten und Fusionisten.

In der letzten Zeit aber fanden von Deutschland aus die Ideen des Marx'schen Collectivismus in Frankreich Eingang und schaarten hier allmählich eine mächtige, weitverbreitete Partei um ein einheitliches Programm. Den ersten bedeutenden Sieg feierte der deutsche Socialismus auf dem „Socialistischen Arbeitercongreß" zu Marseille im October 1879. Hundertsechsundzwanzig Delegirte aus allen Theilen Frankreichs hatten sich in dem mit Fahnen und socialistischen Inschriften reich geschmückten Versammlungs-Locale eingefunden. Mit großer Mehrheit wurde hier die vollständige Gleichheit Aller als das große ökonomische Ziel der socialistischen Bewegung und die Grundlage der zukünftigen Gesellschaft ausgesprochen. Dem entsprechend wurde auch beschlossen, „der Grund und Boden, die Arbeitsmittel und Rohstoffe sollen in den unveräußerlichen Besitz der Gesammtheit übergehen". Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles bezeichnete der Congreß die Organisirung des vierten Standes oder die Bildung einer eigenen Arbeiterpartei. Damit war ein wichtiger Schritt weiter auf der socialistischen Bahn vollzogen. Während nämlich früher viele Socialisten — man denke nur an Mazzini, Bakunin und ihre Anhänger — die politischen und ökonomischen Bestrebungen nicht klar auseinanderhielten, ja über den letzteren vielfach die ersteren vergaßen, ist es das eigenthümliche Merkmal des internationalen Socialismus nach Marx'schem Schnitt, daß er das Klassenbewußtsein der „Proletarier aller Länder" wachrief und der ökonomischen Emancipation des Arbeiterstandes alle anderen Bestrebungen als Mittel unterordnete. Wie weit dieses Klassenbewußtsein sich schon der Gemüther der französischen Socialisten bemächtigt, zeigt die Einstimmigkeit, mit der die Versammlung den vollständigen Bruch mit der Bourgeoisie verlangte. Das Proletariat solle sich, so lautete die Parole, auf allen Gebieten der Wissenschaft, des Rechts, der Politik und der Ökonomie von den Besitzenden lossagen und eine eigene geschlossene Arbeiterpartei bilden, die sich selbst durch ihre eigenen Vertreter vom Drucke der Klassenherrschaft befreie. Daß die herkömmlichen Spaltungen sich auf einmal vollständig verkitten ließen, war nicht zu erwarten, und in der That traten dieselben bei der Discussion über das einzuschlagende politische Verfahren wieder unverhüllt zu Tage. Manche wollten von der Betheiligung an den politischen Kämpfen bei den Wahlen und in den Volkskammern nichts wissen und verlangten unumwunden, man solle die Fahne der Revolution aufpflanzen. Nach den bestehenden Verhältnissen werde das Proletariat nie die Mehrheit in den Volksvertretungen erlangen, und die gewählten Abgeordneten würden vielfach, wie die Erfahrung beweise, verrätherisch zum Bürgerthum übergehen. Deßhalb solle man sich lieber fest organisiren und im günstigen Augenblick durch einen kühnen Handstreich die oberste Leitung der Gesellschaft an sich reißen. Die Besonneneren hingegen — und diese behielten schließlich die Oberhand — verlangten Betheiligung an den Wahlen und directe Vertretung des Volkes durch Arbeiter.

Digitized by Google

Behufs Gründung der beschlossenen großen Arbeiterpartei wurde folgender Organisationsplan vom Congreß entworfen: Eine Anzahl localer Arbeitergruppen vereinigen sich zu einer Region oder Föderation, deren es sechs gibt: die Centralregion mit Paris als Vorort; die östliche (Lyon); die südliche (Marseille); die westliche (Bordeaux); die nördliche Region (Lille) und die Region Algier. Jede Region besitzt ihr eigenes Comité, verwaltet sich frei nach selbstgewählten Statuten und hält jährlich ihren besonderen Congreß, zu dem die in ihrem Bezirke befindlichen Gruppen zu laden sind. Diese Regionalcongresse sollen als Mittel zur Perpetuirung und Verallgemeinerung der socialistischen Agitation und zugleich als Vorbereitung auf den Centralcongreß dienen, der jährlich einmal und zwar abwechselnd in den verschiedenen Regionen stattzufinden hat. Der Congreß ernennt ein aus 19 Mitgliedern bestehendes „Executiv-Comité", das die gefaßten Beschlüsse ausführt, die Vorbereitungen auf den nächsten Congreß leitet und als Mittelpunkt der gesammten Arbeiterpartei gilt. — Auch die Hebung und Verbreitung der socialistischen Presse wurde nicht vergessen. Warm empfahl die Versammlung allen Vereinsmitgliedern die Beförderung der socialistischen Agitation durch die Presse und gründete selbst unter dem Namen „Fédération" ein monatlich erscheinendes Centralorgan, das von jeder der Partei angehörenden Arbeitergruppe gehalten werden soll.

Daß die vom Congresse ausgegebene Parole zur Beförderung der socialistischen Presse nicht unwirksam geblieben ist, zeigen die zahlreichen in letzten Monaten des vorigen Jahres neu gegründeten socialistischen Blätter. In Lyon wird neben der schon genannten „Fédération" der „Droit social" veröffentlicht; in Paris erscheint der „Réveil social" von Louis Blanc, außerdem eine „Revue Socialiste", die sich jedoch inzwischen mit der „Égalité" zu einem einzigen Organ unter dem Namen: „Égalité, revue socialiste" verbunden. Nimmt man zu dieser socialistischen Propaganda durch die Presse noch die communistischen Wahlerfolge (Wahl Blanqui's), die theilweise Rückberufung der Communarden, die in einem wahren Triumph Frankreich von Lyon bis Paris durchzogen, endlich auch die zweideutige Haltung des Pariser Municipalrathes, der ohne Scheu communistische Tendenzen durchblicken ließ, so begreift man, wie ein socialistisches Blatt beim Rückblick auf den Verlauf des Jahres triumphirend ausrufen konnte: „Das augenscheinliche Wiedererwachen des Socialismus in Frankreich ist die wichtigste Thatsache des verflossenen Jahres."

Fast noch größere Erfolge schien den Socialisten das laufende Jahr zu versprechen. Rüstig machte man sich allerorts an die Durchführung des in Marseille entworfenen Organisationsplanes. Zahlreiche Versammlungen arbeiteten auf der in Marseille gelegten Basis die Statuten der verschiedenen Regionen aus und bereiteten die Regionalcongresse vor. Begabtere Rednertalente, wie Jules Guesde, Chabert, die „Bürgerin" Hubertine Auclerc, machten im Interesse der socialistischen Propaganda Rundreisen. Nebenbei entwickelte die Presse ihre frühere rastlose Thätigkeit. Im Bunde mit dem Radicalismus gelang es ihr, die Regierung einzuschüchtern, die Amnestie der

Digitized by Google

Communarden durchzusetzen und dadurch der socialistischen Propaganda neue Hilfstruppen und neue Preßorgane zu gewinnen. — Im Mai wurde in einer die Regionalcongresse vorbereitenden Versammlung zu Paris ein sog. Minimalprogramm ausgearbeitet, das Ende Juni den verschiedenen Regionen zur Billigung vorgelegt wurde. Aus der Einleitung heben wir folgende Stelle hervor:

„In Erwägung, daß die Producenten nur so weit frei sein können, als sie Eigenthümer der Arbeitsmittel werden, und daß es zwei Arten dieses Eigenthums gibt: 1) das individuelle, das in der Wirklichkeit nie allgemein bestanden und durch den industriellen Fortschritt mehr und mehr beseitigt wird; 2) das collective, dessen geistige und materielle Elemente durch die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft vorbereitet werden; in Erwägung ferner, daß dieses Gesammteigenthum nur aus der Revolution der productiven Klasse oder des zu einer politischen Partei organisirten Proletariates hervorgehen kann: haben die socialistischen Arbeiter Frankreichs, indem sie an der Rückkehr aller Productionsmittel an die Gesammtheit als dem ökonomischen Endziel festhalten, beschlossen, mit folgendem Minimalprogramm als Organisations- und Kampfmittel in die Wahlen zu treten."

Auf dem Gebiete der Politik verlangt das Programm volle Preß- und Coalitionsfreiheit, Abschaffung des Cultusbudgets, Einziehung aller Klostergüter, allgemeine Bewaffnung des Volkes und Unabhängigkeit der Gemeinden in Bezug auf Verwaltung und Polizei. Auf dem ökonomischen Gebiete soll als nächstes Ziel unter Anderem angestrebt werden: Abschaffung der Montagsarbeit (an Stelle der Sonntagsruhe!), Beschränkung der täglichen Arbeitsdauer auf acht Stunden, Festsetzung eines für beide Geschlechter gleichen Lohnes, Erziehung der Kinder durch den Staat und die Gemeinde, Abschaffung aller indirecten Steuern und Einführung einer directen progressiven Steuer auf alle Einkommen über 3000 und alle Erbschaften über 20000 Francs. Dieses Minimalprogramm wurde von zahlreichen Versammlungen in den Provinzen, z. B. Marseille, Lyon, Grenoble, St. Etienne, angenommen, von andern dagegen als ungenügend verworfen.

Bordeaux war dazu auserkoren, am 22. Juni den Reigen mit den Regionalcongressen zu eröffnen. Doch gelang es hier opportunistischen Einflüssen, die Versammlung in das Fahrwasser des politischen Radicalismus zu lenken, so daß sich die Socialisten in ihrer Erwartung sehr getäuscht sahen und bitter über ihre Genossen von Bordeaux beklagten. Glänzende Erfolge dagegen erzielten sie in Lyon, wo sich am 10. Juli gegen 50 Delegirte zum „Congrès régional collectiviste révolutionnaire" zusammengefunden. Die rothen Fahnen, mit denen man das Sitzungslocal beflaggt, wurden auf Befehl des Präfecten, unter dem Protest der Versammlung, entfernt. Aus dem Berichte, den das Regionalcomité dem Congreß vorlegte, lassen wir hier eine längere Stelle folgen, weil sie uns zeigt, wie weit der deutsche, „wissenschaftliche" Socialismus in Frankreich schon um sich gegriffen. Nach einem Überreißender die jüngste Geschichte des französischen Socialismus, in dem geschildert wird, wie die Arbeiter durch die sogen. Cooperativbewegung getäuscht worden seien, bis endlich die Internationale mit ihrem Collectivismus, dieser

Digitized by Google

Syntheſe des Mutualismus und Communismus, in Frankreich Eingang gefunden, heißt es weiter:

„Der Collectivismus, Bürger und Bürgerinnen, bildet weder eine Schule, noch ein Syſtem, ebenſo wenig als er eine individuelle Idee iſt, die fix und fertig aus dem Gehirn eines Menſchen entſprang. Er iſt die neue Geſtalt, in die ſich unmerklich und unwiderſtehlich Alles umwandelt. ... In der Reihe der zukünftigen Umwandlungen ſtellt er ſich mit Nothwendigkeit als die erſte dar. Wir haben ſchon einen großen Schritt in dieſe Periode hinein gethan. Alles, was in uns und um uns her vor ſich geht, verkündet ſie uns vernehmlich: die Concentration großer Productionskräfte, die Errichtung großer Werkſtätten, die großen Vereine, die Großinduſtrie, die Großagricultur, dieſe allgemeine Tendenz zur Production im Großen durch Gruppirung der ſocialen Kräfte: Alles das verräth uns das Vordringen und Umſichgreifen der Collectivform. Die allgemein herrſchende Unbehaglichkeit iſt die nothwendige Folge dieſer täglichen Zeugung neuer, ungezügelter Kräfte mitten in einer für ſie nicht paſſenden Umgebung. Die Wirkung dieſer Kräfte auf ihre Umgebung kann nur eine verheerende ſein. Dieß iſt der Grund jener Unſicherheit aller Verhältniſſe, jener Leiden des geſammten ſocialen Körpers, die auf eine vollſtändige Umgeſtaltung hindrängen. Dieß auch der Grund, warum die collectiviſtiſchen Ideen immer mehr zur Geltung gelangen. Sie ergeben ſich eben wie von ſelbſt aus den geſellſchaftlichen Erſcheinungen und drängen ſich nicht bloß den nachdenkenden und beobachtenden Geiſtern, ſondern Allen ohne Unterſchied auf, obwohl ſie nicht Allen in gleichem Maße zum Bewußtſein kommen. Dieſes iſt endlich der Grund, der zum Congreß von Marſeille und ſeinen Folgen geführt, der die Arbeiterpartei oder den vierten Stand, dieſe gewaltige Macht, in's Daſein gerufen und ihr die Beſtimmung gegeben hat, ſich dieſer Kräfte zu bemächtigen und ſie den Geſchicken der Menſchheit dienſtbar zu machen."

Wer denkt bei Leſung dieſer Zeilen nicht unwillkürlich an die bekannten Marx'ſchen Ausführungen, wie ſie uns im „Kapital" oder der Londoner „Inauguraladreſſe" begegnen? Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß der Lyoner Regionalcongreß der vom Comité ausgegangenen Parole treu blieb und durch den Beſchluß der Abſchaffung des Lohnverhältniſſes, der Einführung des Gemeineigenthums an allen Productionsmitteln und der vollen Gleichheit beider Geſchlechter dem Collectivismus einen Triumph bereitete.

Dem Lyoner Socialiſtentag folgte am 18. Juli in Paris der „revolutionäre, ſocialiſtiſche Arbeitercongreß der Region des Centrums". Die Vertreter von 32 Geſellſchaften mit 60 000 Mitgliedern tagten 8 Tage lang in dem rothbehängten Alhambraſaale. Zwei ſchwarze Fahnen zeigten mit hellrothen Ziffern die Jahreszahl 1871 zur Erinnerung an die Commune. In Bezug auf die ſchließliche Herbeiführung des Geſammteigenthums der Productionsmittel als ökonomiſche Nothwendigkeit, ſowie in Bezug auf die Frauenemancipation und die Erziehung der Kinder durch den Staat ſtimmte die große Mehrheit den Beſchlüſſen des Lyoner Congreſſes bei, wie dieſelben auch ſpäter von den im Anfang September zu Marſeille und Lille abgehaltenen Regionalcongreſſen angenommen wurden. Umſonſt ſuchten die ſogen. Collinſianer ihre gemäßigtern Doctrinen (Privateigenthum am beweglichen Kapital und Vererbung desſelben in gerader Linie) zur Geltung zu bringen. Dagegen war man auch hier wieder uneinig in Bezug auf die zu befolgende Taktik

Digitized by

zur Erreichung der socialistischen Endziele. Doch unterlagen schließlich sowohl die extremen Anarchisten, die nur an den Dynamit glauben und am liebsten gleich alle Parlamente in die Luft sprengten, als die schon genannten gemäßigten Collinsianer, die für den ausschließlichen Gebrauch legaler Mittel plaidiren.

Aufsehen erregte ein heftiger Protest des Delegirten von Havre, Drouet, der im Namen seiner Mandatare gegen den beschlossenen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse Einsprache erhob und dagegen eine im Sinne der liberalen Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine gehaltene Erklärung abgab, in der er unter Anderem „Achtung vor dem Eigenthum und den erworbenen Rechten" verlangte. Auffallend war dieser Protest um so mehr, als er von Havre ausging, wo nach dem in Marseille gefaßten Beschluß der nächste Centralcongreß stattfinden sollte. Schon damals erblickten manche Socialisten in diesem Auftreten Drouet's die Wirkung einer Einmischung von Seiten der Regierung. Inzwischen ist diese Ansicht mehr als wahrscheinlich geworden. Es scheint nämlich, daß der Coulissenregent im Palais Bourbon in Folge des Marseiller Congresses und der Organisation der „Arbeiterpartei" doch etwas nachdenklich wurde und auf Mittel sann, die Socialdemokratie zu spalten und unschädlich zu machen. Seine Agenten suchten die Cooperativbewegung, die schon fast ganz im Sande verlaufen war, wieder in Fluß zu bringen. Als nächstes Feld der Thätigkeit mußte sich natürlich Havre darbieten, wo es galt, den beschlossenen Congreß zu beeinflussen. Thatsache ist, daß bald nach dem Marseiller Congreß im Ministerium des Innern ein „Bureau des sociétés professionelles" geschaffen wurde, und zwar, wie der „Prolétaire" (vom 27. März) wissen will, auf Betreiben Gambetta's und mit Hilfe eines Arbeiters, der am Congreß zu Marseille theilgenommen. Nach demselben Blatt hat die neue Anstalt auch ihre fahrenden Redner, die in den Hauptmittelpunkten des Socialismus herumreisen, durch Conferenzen und Vorträge die öffentliche Meinung beeinflussen und den Socialisten entgegenarbeiten sollen. Daß auch der Kampf gegen den Klerikalismus, d. h. gegen die katholische Kirche, der in jüngster Zeit mit wahrer Wuth geführt wird, als Beute dienen soll, die man zur augenblicklichen Befriedigung dem drohenden socialistischen Ungeheuer vorwirft, kann nicht bezweifelt werden. Namentlich sollen die ungestümen Wähler von Belleville, die Gambetta so oft mit Interpellationen über den socialen Theil seines Programms belästigen, durch die antireligiösen Manöver zufriedengestellt und divertirt werden.

Es gelang in der That der ausgedehnten Thätigkeit des Gambetta'schen professionellen Bureau's unter der Leitung Barberet's, nicht unbedeutende Erfolge zu erzielen. Mit „Erlaubniß" der Regierung trat ein Arbeiterverein unter dem Namen „Union syndicale ouvrière" in's Dasein und richtete ein gemäßigtes, den Collectivismus principiell verläugnendes Programm an die Arbeiter Frankreichs. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl Corporationen wurden für dasselbe gewonnen, namentlich in Paris und Havre. Die genannte Union wandte sich auch mit einer Bittschrift an den Pariser Municipalrath um Unterstützung für die nach Havre zum Congreß abzuordnenden Delegirten.

Digitized by Google

Die Bitte wurde gewährt, nachdem in einer Versammlung des Municipalrathes einige Mitglieder die Versicherung abgegeben, die Unterzeichner der Bittschrift seien ihnen bekannt und hätten den Ideen des revolutionären Collectivismus entsagt. Ein Vertrauter Gambetta's, Floquet, präsidirte im Auftrage seines Herrn eine Versammlung in Havre, die offenbar bestimmt war, die Haltung des zukünftigen Congresses zu beeinflussen. Schließlich richtete noch das „Organisationscomité" des Centralcongresses einen Aufruf an die Arbeiter, in dem es sich entschieden gegen die Organisation des vierten Standes aussprach und den Weg der socialen Reform unter dem Schutze der Regierung befürwortete.

Obwohl die Socialisten unter dem Drucke der fürsorglichen Bemühungen der Regierung mit dem Gedanken umgingen, den Congreß nach Rheims zu verlegen, kam derselbe doch am 14. November in Havre zu Stande. Der dortige republikanische Handelsstand öffnete ihm bereitwillig sein prächtiges Casino „Franklin". Der Sitzungssaal war mit den Namen und Standarten der Städte geschmückt, welche den Congreß beschickten und subventionirten. Metz und Straßburg waren mit schwarzem Flor bedeckt. Hinter der Rednerbühne erhob sich die Bildsäule der Republik mit der Tricolore und den Fahnen Nordamerika's und der Schweiz. Fast möchte man die waltende Hand des Redners von Cherburg erkennen!

Unter welchen Auspicien der Havreser Congreß zusammentrat, verräth uns die Augsburger „Allgemeine Zeitung" (Nro. 324), die bekanntlich für Gambetta durch Dick und Dünn geht und ihre Informationen über Frankreich meist aus der „République Française" schöpft. „Der Congreß erfreute sich," schreibt das liberale Blatt, „der Unterstützung durch Abgeordnete, welche rednerische Benefizvorstellungen für seine Kasse veranstalteten, durch die republikanische Presse, welche für ihn sammelte, durch die Gemeinderäthe, welche die Reisekosten der Delegirten deckten, durch die Bahngesellschaften, die ihnen halbe Fahrpreise bewilligten, endlich durch die Sympathien der Regierung, des Kammerpräsidenten und seiner Freunde." Wie viel Nothhelfer, um einen opportunistischen Arbeitercongreß auf die Beine zu bringen! Nach solchen Vorbereitungen darf es uns nicht wundern, daß die Arbeiterversammlung in Havre mit einem großartigen Schisma begann. Der unter der Leitung des uns schon bekannten, regierungsfreundlichen Drouet und seines Gesinnungsgenossen Lyonnais stehende Organisationsausschuß ernannte ein Subcomité zur Prüfung der Vollmachten der Delegirten. Dagegen protestirte die „Bürgerin" Paula Mink im Namen der Collectivisten und erklärte, nur die Plenarversammlung der Delegirten sei zur Prüfung der Mandate berufen. Diese Forderung drang durch. Das Organisationscomité zog sich mit seinem Anhang in ein anderes Local zurück. Die collectivistische Mehrheit blieb auf der Wahlstatt und ernannte ein provisorisches Bureau. In Folge der Ankunft neuer Delegirter wurden verschiedene Einigungsversuche gemacht. Doch umsonst. Schon in der ersten gemeinschaftlichen Sitzung kam es zu solchen bedauerlichen Auftritten, daß man sich genöthigt sah, das Gas auszulöschen und den Saal mit Gewalt räumen zu lassen, um dem Tumult ein Ende zu

Digitized by

bereiten. Damit war der Bruch der beiden Parteien definitiv vollzogen, und es bildeten sich zwei getrennte Congresse, der „opportunistische“ mit 48 und der „collectivistische“ mit 57 Delegirten. Die Verhandlungen der „Opportunisten“ waren ziemlich harmloser Natur und drehten sich hauptsächlich um Sparkassen. Außerdem wurde die Abschaffung des geistlichen (!) Eigenthums besprochen. Es ist ein offenes Geheimniß, daß der von der Regierung der Kammer vorgelegte Entwurf, welcher den professionellen Arbeitersyndicaten die gesetzliche Existenzberechtigung gewährt, die „national-conservative“ Arbeiterbewegung fördern und zu einem Kampfmittel gegen das revolutionäre Proletariat gestalten soll. — Auf der Versammlung der unabhängigen Collectivisten wurde die Eigenthumsfrage wieder ventilirt. Wie zu erwarten, kamen die Ideen des Marr'schen Collectivismus auf dem ökonomischen Gebiet zum vollen Ausdruck. Gesammteigenthum aller Rohstoffe und Arbeitsmittel war das allgemeine Losungswort. Wie 1789 die Bourgeoisie den Klerus, meinte die „Bürgerin“ Rouzade, so müsse jetzt das Proletariat die Bourgeoisie aus ihrem Besitz vertreiben.

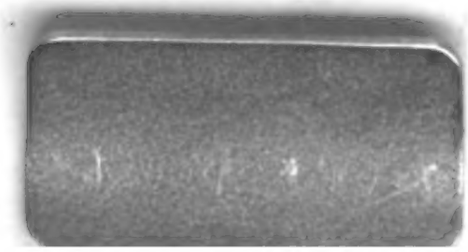
Wie weit die auf dem Congreß in Havre künstlich hervorgerufenen Spaltungen gehen, läßt sich vor der Hand noch nicht beurtheilen. Daß sie sehr tief gehen, ist aber kaum wahrscheinlich. Unmöglich können solch' kleinliche, eines Coulissenregenten würdige Theaterintriguen eine Bewegung in's Stocken bringen, die auf weitverbreiteten verkehrten Ideen beruht und schon breite Schichten der Volksmassen erfaßt hat. So viel steht heute schon fest: durch seine Thaten hat Gambetta seinem leichtfertigen Ausspruch: „es gibt keine sociale Frage“, ein beschämendes Dementi gegeben. Frankreich schreitet wieder mit Riesenschritten dem Abgrund der Revolution zu. Die jüngsten öffentlichen Verherrlichungen des politischen Mordes in communistischen Schriften und Versammlungen, der Trotz, den man kühn der Regierung zu bieten wagte, die großen Verluste der opportunistischen Blätter, welche beim Straßenverkauf die Hälfte ihrer Käufer verloren haben, beweisen es. Was läßt sich auch anders von einem Lande erwarten, wo die Regierung die Hauptstütze der gesellschaftlichen Ordnung, die Religion, verfolgt und unterdrückt, schuldlose Ordensmänner und Ordensfrauen mit brutaler Gewalt aus ihren Heimstätten des Gebets und der Nächstenliebe vertreibt; dagegen Mörder und Mordbrenner in die Heimath zurückruft und im Triumph in die Hauptstadt zurückführen läßt?

Victor Cathrein S. J.

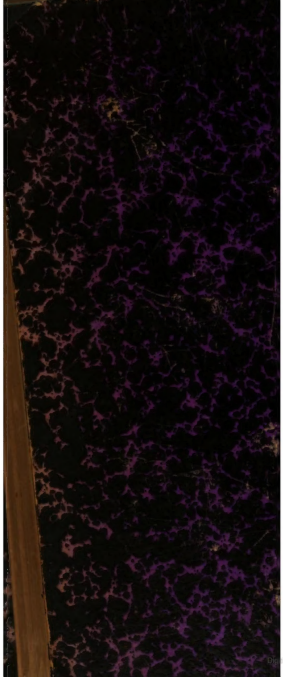
Digitized by Google

Princeton University Library
32101 074719756

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google